





# **Eliten und Elitenkritik vom 19. bis zum 21. Jahrhundert**

Archiv für Sozialgeschichte | 61. Band | 2021

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von  
Kirsten Heinsohn, Thomas Kroll, Anja Kruke,  
Philipp Kufferath (geschäftsführend), Friedrich Lenger,  
Ute Planert, Dietmar Süß, Meik Woyke



Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Kirsten Heinsohn,  
Thomas Kroll, Anja Kruke, Philipp Kufferath (geschäftsführend),  
Friedrich Lenger, Ute Planert, Dietmar Süß, Meik Woyke.

Redaktionsanschrift:  
Friedrich-Ebert-Stiftung  
Archiv für Sozialgeschichte  
Dr. Philipp Kufferath  
Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn  
Tel. 02 28 / 8 83 – 80 57  
E-Mail: [afs@fes.de](mailto:afs@fes.de)

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die  
finanzielle Förderung von Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-4280-0  
ISSN 0066-6505

Copyright © 2021 by  
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH,  
Dreizehnmorgenweg 24, D-53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Jens Vogelsang, Aachen  
Umschlagfoto: Herzogin Victoria Adelheid von Sachsen-Coburg-Gotha feiert am 31. Dezember 1960  
im herzoglichen Palais von Coburg ihren 75. Geburtstag; Rechte: picture-alliance / dpa | dpa  
Layoutentwicklung: Jens Marquardt, Bonn  
Satz: SMASHDOCs mit SRZ  
Druck und Verarbeitung: Westermann Druck Zwickau GmbH

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2021

## Inhaltsverzeichnis

RAHMENTHEMA: ELITEN UND ELITENKRITIK  
VOM 19. BIS ZUM 21. JAHRHUNDERT

### **Eliten und Elitenkritik als Forschungsfeld der Sozialgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert**

Thomas Kroll | 9

#### **Eliteverständnisse**

*Eine historisch-soziologische Kritik des Eliten-Begriffs*

Peter Imbusch | 31

#### **»It Is Possible to Get Away with an Awful Lot If You Can Convince the People That You Don't Actually Exist«**

*Zum gegenwärtigen Stand der Elitenforschung*

Morten Reitmayer | 51

#### **Italian Elites under Napoleonic Rule**

*A Turning Point*

Valentina Dal Cin | 77

#### **Die Gesandten der Deutschen Bundesversammlung (1815–1866)**

*Soziales Profil und politisches Handeln einer zwischenstaatlichen Funktionselite*

Marko Kreutzmann | 99

#### **Wie wichtig sind progressive Steuern für die Demokratie?**

*Besteuerung und Enteignung der ökonomischen Eliten in Demokratie und Diktatur im 20. Jahrhundert*

Marc Buggeln | 115

#### **Getting Rid of Their Ties**

*The Long-Term Evolution of Elite Networks and Profiles in the Three Largest Swiss Cities, 1890 – 2020*

Michael A. Strebelt/Baptiste Antoniazza/André Mach | 161

#### **Sozialer Aufstieg in der »Leistungsgesellschaft«**

*Eine praxistheoretische Perspektive auf die Geschichte meritokratischer Deutungsmuster sozialer Ungleichheit*

Alexander Mayer | 181

**»Gesamtpersönlichkeit« statt »Elite«***Die Studienstiftung des deutschen Volkes und die Begabtenförderung im 20. Jahrhundert*

Habbo Knoch/Enno Schwanke/Kerstin Thielier | 203

**Eine neue Ordnung der Führungskräfte?***Über Legitimationsstrategien technischer Eliten im Umfeld des faschistischen »Parti populaire français« und unter dem Vichy-Regime, 1936 – 1942*

Jakob Fesenbeckh | 239

**Rhetorik und kommunikative Herrschaft***Gesprächseliten in der frühen Bundesrepublik Deutschland*

Lukas Rathjen | 267

**Elitenwechsel auf dem Land***Strukturelle Brüche und subkutane Kontinuitäten in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR, 1945 – 1990*

Arnd Bauerkämper | 297

**Zwischen sozialer Elitenkonstruktion und fachlicher Professionalisierung***Diplomaten der DDR 1949 – 1990*

Björn Hofmeister | 333

**Elitenherrschaft im Zeitalter der »Massendemokratie«***Der Civil Service und die politische Kultur Großbritanniens im 20. Jahrhundert*

Nikolai Wehrs | 373

**»Eliten-Bildung«***Die Rolle westdeutscher Experten am »Indian Institute of Technology Madras«*

Michael Homberg | 399

**Von Leistungs- zu Geldelite?***Unternehmensberater\*innen in der Bundesrepublik, 1950er- bis 2000er-Jahre*

Alina Marktanner | 425

**Szene-Eliten***Selbststilisierung, soziale Praxis und postmoderne Ästhetisierung am Beispiel des norwegischen Black Metals*

Marco Swiniartzki | 445

FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

**Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung**

*Ein Literaturbericht (2013 – 2018). Zweiter Teil: Spezialstudien zur faschistischen Herrschaft und zur Italienischen Republik seit 1946*

Rainer Behring | 473

**Clearingstellen der Differenz**

*Perspektiven der jüngeren und jüngsten Gewerkschaftsgeschichte*

Jan Kellershohn | 537

**Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten**

*Teil 1: Ansätze und Akteur\*innen*

Dominik Rigoll/Laura Haßler | 569

**Summaries** | 613

**Résumés** | 621

**Rezensierte Bücher** | 631

**Die Autorinnen und Autoren des Bandes** | 637





RAHMENTHEMA:

## **Eliten und Elitenkritik**

vom 19. bis zum 21. Jahrhundert



THOMAS KROLL

## Eliten und Elitenkritik als Forschungsfeld der Sozialgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert<sup>1</sup>

In den komplexen Gesellschaften der Moderne spielen »Eliten« eine fundamentale soziale und politische Rolle, die von den Geschichts- und Sozialwissenschaften intensiv erforscht und zugleich in der politischen Öffentlichkeit immer wieder äußerst kontrovers diskutiert worden ist. Aufgekommen ist der Begriff der »Elite« an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als die Soziologen und Staatswissenschaftler Gaetano Mosca, Vilfredo Pareto und Robert Michels den Versuch unternahmen, die Krise der Herrschaft des klassischen Liberalismus in Europa und das Aufkommen der Massenorganisationen des Sozialismus und des politischen Katholizismus wissenschaftlich einzuordnen und zu erklären. Für die »Klassiker« der Elitetheorie zählte es zu den Grundzügen moderner Gesellschaftsordnungen, dass stets eine Minderheit, die aus einem Prozess der sozialen Auslese hervorgegangen ist, über die Mehrheit der Bevölkerung herrsche. Zudem waren es in den Augen der »Klassiker« die Auseinandersetzungen von sich bekämpfenden, nach Herrschaft strebenden Eliten und nicht etwa Klassenkonflikte, die den historischen Prozess antrieben.<sup>2</sup> Der klassische Begriff der Elite spiegelt damit die zeittypische Massenverachtung des Bürgertums wider und weist demokratiefeindliche Tendenzen auf, an welche die faschistischen Bewegungen anknüpfen konnten, um ihre totalitäre Gewaltherrschaft und den Führerkult zu legitimieren. Allerdings hat die sozialwissenschaftliche Theoriediskussion (insbesondere in den USA) den Begriff nach 1945 rasch weiterentwickelt und so gelten »Eliten« heute keineswegs als generell unvereinbar mit den Normen und der Praxis der liberalen, repräsentativen Demokratie. Im Sinn funktionalistischer Elitetheorien und eines »demokratischen Elitismus« werden effiziente und konsensfähige Eliten sogar als Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit demokratischer Systeme betrachtet.<sup>3</sup>

In der politischen Öffentlichkeit wurde die Rolle von Eliten immer besonders intensiv in Phasen sozialer sowie politischer Umbrüche und Krisen debattiert, weil Eliten als wirkmächtige Akteure aufgefasst werden, die auf die Entwicklungen in

---

1 Den übrigen Herausgeberinnen und Herausgebern dieser Zeitschrift danke ich für wertvolle Hinweise.

2 John Higley, *Continuities and Discontinuities in Elite Theory*, in: *Heinrich Best/ders.* (Hrsg.), *The Palgrave Handbook of Political Elites*, London 2018, S. 25–38, hier: S. 25–27; *Michael Hartmann*, *Elitesozioologie. Eine Einführung*, Frankfurt am Main 2004, S. 13–31; *Gottfried Eisermann*, *Max Weber und Vilfredo Pareto*, Tübingen 1989, S. 115–119. Zu Verwendungsweisen der Idee der Elite im frühen 19. Jahrhundert vgl. beispielhaft jüngst *Daniel Rosenberg*, *Anatomy of Liberalism. French Liberalism and the Question of Elites*, Berlin/Boston 2020, S. 15 und 193.

3 Vgl. dazu immer noch *Tom B. Bottomore*, *Elite und Gesellschaft. Eine Übersicht über die Entwicklung des Eliteproblems*, München 1969 (zuerst engl. 1964), S. 23–46, sowie *Hans-Dieter Klingemann/Richard Stöss/Bernhard Weßels*, *Politische Klassen und politische Institutionen*, in: *dies.* (Hrsg.), *Politische Klasse und politische Institutionen. Probleme und Perspektiven der Elitenforschung*, Opladen/Wiesbaden 1991, S. 9–38, insb. S. 10–17.

Politik, Wirtschaft und Gesellschaft richtungsweisenden Einfluss nähmen.<sup>4</sup> Dies gilt in besonderem Maße für Europa und die USA in den letzten drei Jahrzehnten. Im »Zeitalter der Unordnung«<sup>5</sup> seit dem Ende der 1980er-Jahre, das durch die Globalisierung sowie den Strukturwandel von Wirtschaft und Gesellschaft geprägt war, verschärfte sich sogar die publizistische Kritik an den Eliten, denen regelmäßig politisches Versagen vorgeworfen wurde, obwohl sich zugleich auf ihre politische Handlungsfähigkeit immer größere Hoffnungen richteten.<sup>6</sup> In diesen Elitedebatten spielten sozialwissenschaftliche Gegenwartsdiagnosen eine besonders prominente Rolle. So beschrieb etwa der Soziologe Michael Hartmann noch jüngst die »Eliten« der Bundesrepublik Deutschland als von der breiten Bevölkerung abgehobene, sozial exklusive Gruppen von Personen, welche die Geschicke in Politik, Gesellschaft und Ökonomie machtvoll prägten, weil sie an der Spitze großer Organisationen stünden oder über ökonomisches Kapital verfügten. Da nach Hartmann die Mitglieder der Eliten (etwa in Wirtschaft, Justiz oder Verwaltung) zu ungefähr zwei Dritteln aus dem Bürger- oder Großbürgertum stammen, forcieren ihr Modus der Rekrutierung den für das Zeitalter des Neoliberalismus charakteristischen Trend zunehmender sozialer Ungleichheit. Zu einer derart exklusiven Auslese des Führungspersonals trage in großen Wirtschaftsunternehmen sogar die Politik der Frauenförderung bei: »Bürgertöchter verdrängen Arbeitersöhne.«<sup>7</sup> Die soziale Gestalt der Eliten führt nach Hartmann dazu, dass sie auch in der Bundesrepublik Deutschland eine Art »Parallelgesellschaft« bildeten, in der für die »Wirklichkeit der normalen Bevölkerung, geschweige denn die der ärmeren Bevölkerungskreise« kein Interesse bestehe.<sup>8</sup> Der Umstand, dass die abgeschotteten Eliten die Anliegen der breiten Bevölkerung nicht angemessen zur Geltung brächten und sie sich mit der Politik des Neoliberalismus identifizierten, gefährdet nach Hartmann die repräsentative Demokratie. Das Verhalten der Eliten habe nämlich die Verdrossenheit gegenüber Politik gefördert und dem Aufkommen des rechten Populismus den Boden bereitet.<sup>9</sup>

Eine Gefährdung der Demokratie durch die Eliten diagnostizierten auch Sozialwissenschaftler anderer Richtungen, die als Grund für ihre Einschätzung der Lage allerdings vornehmlich den Siegeszug des Neoliberalismus und die zunehmende Globalisierung seit den späten 1980er-Jahren anführten. Von diesen Wandlungsprozessen hätten die kosmopolitischen, kulturell anpassungsfähigen und privilegierten Eliten im Gegensatz zu den Unterschichten erheblich profitiert und so an Macht noch deutlich gewonnen. Insbesondere Wirtschaftseliten sind seit den

4 Harald Bluhm/Grit Straßenberger, Elitedebatten in der Bundesrepublik: in: *Herfried Münkler/Grit Straßenberger/Matthias Bohlender* (Hrsg.), *Deutschlands Eliten im Wandel*, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 125–145, hier: S. 125.

5 Tommaso Detti/Giovanni Gozzini, *L'età del disordine. Storia del mondo attuale 1968–2017*, Bari/Rom 2018.

6 Vgl. Morten Reitmayer, Comeback der Elite. Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs, in: *AfS* 52, 2012, S. 429–454, hier: S. 453 f.

7 Michael Hartmann, Die Abgehobenen. Wie die Eliten die Demokratie gefährden, Frankfurt am Main/New York 2018, S. 33–35, 64–75 (Zitat S. 74 f.) und 79–82.

8 Ders., Deutsche Eliten: Die wahre Parallelgesellschaft?, in: *APuZ* 64, 2014, H. 15, S. 3–8, hier: S. 6.

9 Ders., Die Abgehobenen, S. 26–30, 150–153, 201–204 und 214–226.

1990er-Jahren und mehr noch nach der Finanzkrise von 2008 in den Fokus der Kritik geraten, da sie global agierten, ihre eigennützigen Interessen verfolgten und die Bedeutung der nationalstaatlich verfassten Demokratie immer mehr aus dem Blick verlor.<sup>10</sup>

Eine andere Zielrichtung entwickelte der elitefeindliche Diskurs der rechtspopulistischen Bewegungen in Westeuropa, deren Führungsgruppen die »Elite« (im Singular) als unversöhnlichen Gegensatz zum »wahren Volk« präsentierten. Die Elite habe den Kontakt zum Volk verloren, agiere ausschließlich im Eigeninteresse und führe die Nation gewissermaßen in den Abgrund. Der rechte Populismus trat mit dem Versprechen auf, die Elite zu entmachten und dem Volk die Souveränität zurückzugeben. Mit den im Duktus der Verschwörungstheorie vorgetragene Stereotypen der rechtspopulistischen Elitenkritik verband sich die »Mythologie« eines wahrhaften, als organische Einheit präsentierten Volkes. Der populistische Anti-Elitismus hatte insofern eine zugleich antipluralistische und demokratiefeindliche Stoßrichtung. Zudem richtete er sich gegen die offene Austragung von politischen Interessenkonflikten und den Parlamentarismus, gegen die Eliten der etablierten Parteien und vermeintlich technokratische, kastenartige Verwaltungseliten, die in den nationalen Hauptstädten oder in Brüssel die Interessen des Volkes quasi verrieten. Dass die populistischen Bewegungen wiederum selbst Führungsgruppen hervorbrachten, die man durchaus als politische Eliten verstehen kann, stellt ein Paradoxon der Zeitgeschichte des rechten Populismus dar.<sup>11</sup>

Neben den skizzierten elitekritischen oder elitefeindlichen Positionen lassen sich in der öffentlichen Debatte freilich auch zahlreiche Stimmen ausmachen, die das »Eliten-Bashing« als Gefahr für die Demokratie darstellen, weil komplexe Gesellschaften ohne Eliten nicht funktionieren könnten. Die internationale Konkurrenzfähigkeit von Staat und Wirtschaft hänge vielmehr davon ab, dass ein Pluralismus von konkurrierenden, leistungs- und handlungsfähigen Eliten existiere, die Konflikte geordnet durchfechten und einen gesellschaftspolitischen Konsensus herbeifüh-

10 Vgl. dazu etwa *Christian Schneickert*, Das Feld der Macht in der Elitenforschung: Funktionsebenen – Machteliten – Globale Eliten, in: *ders./Andreas Schmitz/Daniel Witte* (Hrsg.), Das Feld der Macht. Eliten – Differenzierung – Globalisierung, Wiesbaden 2020, S. 37–59, hier: S. 42–44; ferner *Christopher Lasch*, Die Revolte der Eliten. Oder: Verrat an der Demokratie, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 39, 1994, S. 1437–1448, S. 1438–1441; *Ulrich Beck*, Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt am Main 1997, S. 16–18, 21 und 33–36. Skeptischer ist die Einschätzung von *Michael Hartmann*, Die kosmopolitischen Eliten – ein Mythos, in: *Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften* 15, 2017, S. 510–528, hier: S. 510, nach dessen Ansicht weiterhin die »nationalen Typen der Elitenformierung« vorherrschen. Vgl. dazu ferner *ders.*, Nationale und transnationale Eliten? Europäische Eliten im Vergleich, in: *Stefan Hradil/Peter Imbusch* (Hrsg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen 2003, S. 273–297.

11 Vgl. dazu *Éric Theirs*, L'anti-élitisme: une passion française, in: *Pouvoirs*, 2017, Nr. 161, S. 19–29, hier: S. 19–23; *Marco Brunazzo/Mark Gilbert*, Insurgents against Brussels: Euroscepticism and the Right-Wing Populist Turn of the Lega Nord since 2013, in: *Journal of Modern Italian Studies* 22, 2017, S. 624–641; *Heinrich Best/Ursula Hoffmann-Lange*, Challenged Elites – Elites of Challengers. Towards a Unified Theory of Representative Elites, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 43, 2018, S. 7–32, hier: S. 26.

ren könnten.<sup>12</sup> Das Projekt der rot-grünen Regierung unter Kanzler Gerhard Schröder, in der Bundesrepublik Eliteuniversitäten zu gründen, oder auch die Exzellenzinitiativen in der bundesdeutschen Wissenschaft beruhten nicht zuletzt auf solchen Vorstellungen. Die entsprechende Förderpolitik setzte nämlich auf die Formierung einer »akademische[n] Elite« in Deutschland, die sich im globalen Maßstab als konkurrenz- und zukunftsfähig erweisen sollte.<sup>13</sup>

## I. Wissenschaftliche Elitebegriffe und ihre Verwendungen

Angesichts derart gegensätzlicher Einschätzungen im politisch-intellektuellen Feld, die sich seit den 1980er-Jahren herausgebildet haben, kann es nicht überraschen, dass auch in der Forschung sehr unterschiedliche Antworten auf die Frage zu finden sind, was unter dem Begriff der »Elite« theoretisch und empirisch zu verstehen ist.<sup>14</sup> Da der Soziologe Peter Imbusch im vorliegenden Band eine interdisziplinär angelegte Kritik der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildungen bietet<sup>15</sup>, sollen hier nur einige für die Sozialgeschichte der Eliten theoretisch relevante Punkte knapp erläutert werden. Auch wenn man sich in der Forschung keineswegs darüber einig ist, ob Eliten als universale, epochenübergreifende Phänomene zu betrachten sind<sup>16</sup>, wird zumeist die Position vertreten, in der Moderne seien Eliten »ein Strukturelement gesellschaftlicher Gebilde« und als solche träten sie »auch da in Erscheinung, wo sie aus ideologischen Gründen verneint werden«<sup>17</sup>, oder wie Urs Jaeggi es in einer klassischen Studie knapp formuliert: »Eliten, je nach Art der Definition,

12 Vgl. etwa *Patrick Hetzel*, Comment lutter contre l'élite-bashing?, in: *Pouvoirs* 161, 2017, S. 51–60, oder auch – als eines von vielen möglichen Beispielen aus der politischen Publizistik der Bundesrepublik – *Carlo Strenger*, Diese verdammten liberalen Eliten, Berlin 2019, S. 13–14. Vgl. ferner bereits *Herfried Münkler*, Vom gesellschaftlichen Nutzen und Schaden der Eliten, in: *ders./Straßenberger/Bohlender*, Deutschlands Eliten im Wandel, S. 25–45; *Ursula Hoffmann-Lange*, Eliten in der Bundesrepublik: Kartell der Angst, Machtelite oder verantwortliche Repräsentanten?, in: *Heinrich Best* (Hrsg.), Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich, St. Katharinen 1989, S. 238–261, S. 240.

13 Vgl. dazu die Analyse von *Richard Münch*, Die akademische Elite, Frankfurt am Main 2007, S. 10, sowie *Reitmayer*, Comeback der Elite, S. 454.

14 Vgl. dazu den konzisen Überblick von *Morten Reitmayer*, Eliten, Machteliten, Funktionseliten, Elitenwechsel, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.01.2010, URL: <[http://docupedia.de/zg/reitmayer\\_eliten\\_v1\\_de\\_2010](http://docupedia.de/zg/reitmayer_eliten_v1_de_2010)> [22.8.2021], sowie *Peter Imbusch*, Konjunkturen, Probleme und Desiderate sozialwissenschaftlicher Elitenforschung, in: *Hradil/ders.*, Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, S. 11–32; *Michele Salvati*, Come si studiano le élite. Le élite politiche e le scienze sociali, in: *Stato e mercato* 89, 2010, S. 321–341, S. 330.

15 Vgl. den Beitrag von Peter Imbusch in diesem Band.

16 Vgl. dazu *Birgit Katherine Seemann*, Das Konzept der »Elite(n)«. Theorie und Anwendbarkeit in der Geschichtsschreibung, in: *Karl Christian Führer/Karen Hagemann/Birthe Kundrus* (Hrsg.), Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 2004, S. 24–41, hier: S. 29.

17 *Theodor Schieder*, Zur Theorie der Führungsschichten in der Neuzeit, in: *Hanns Hubert Hofmann/Günther Franz* (Hrsg.), Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Boppard am Rhein 1980, S. 13–28, hier: S. 28.

gibt es immer und überall.«<sup>18</sup> Damit verbindet sich freilich die Überzeugung, dass es keinen überzeitlichen Begriff oder Idealtypus der Elite geben könne, sondern dass ein solcher immer für spezifische historische Epochen oder Konstellationen konstruiert werden müsse.<sup>19</sup> In diesem Zusammenhang sollte dem Umstand besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, dass Eliten zwar als soziale Gebilde und politische Subjekte aufgefasst werden können, diese jedoch nicht »a priori« existieren, sondern nur mittels einer theoriegeleiteten »Analyse sozialer Prozesse« in ihrer konkreten Gestalt und Wirkungsweise erfasst werden können.<sup>20</sup>

Trotz einer Vielfalt von Forschungsansätzen und einer großen Zahl von sozialwissenschaftlichen Elitendefinitionen lässt sich ein minimaler Konsens darin ausmachen, dass zur »Elite« zumeist jene Personen oder Gruppen von Personen gezählt werden, die über die Machtchance verfügen, Entscheidungen von allgemeiner gesellschaftlicher Bedeutung zu treffen.<sup>21</sup> Gemeint sind also, um eine von vielen möglichen Definitionen zu zitieren, jene Menschen, »deren Handlungsvollzüge, Realitätsdeutungen und Entscheidungen auf Grund besonderer, in der Regel privilegierter Handlungschancen für größere Personenkreise oder Referenzgruppen meinungsbildend, handlungsrelevant oder mittelbar lebenssituationsverändernd sind.«<sup>22</sup> Hinzu kommt ein weiteres allgemein anerkanntes Element der Definition von Elite, nämlich die Annahme, dass es sich bei dieser um eine »Minorität« handle beziehungsweise um »irgendwie Ausgewählte«, die sich in einem Prozess der Auslese in einer sozialen Bezugsgruppe (der Gesellschaft, einem Milieu, einer Klasse, Schicht oder dem Kreis der Mitglieder von Organisationen etc.) durchgesetzt hätten. Die entsprechenden Kriterien der Rekrutierung von Eliten gelten als historisch wandelbar und insofern müssten Letztere demokratischen Prinzipien nicht prinzipiell widersprechen: »Zur Elite gehören alle Mitglieder eines sozialen Systems, die aus einem Selektionsprozeß als den übrigen Mitgliedern überlegen hervorgehen.«<sup>23</sup>

Über diese sehr allgemeinen Elemente einer Definition von Eliten hinaus gibt es in der Forschung wenig Übereinstimmung. So hat sich in den Sozialwissenschaften eine ganze Variationsbreite von teilweise miteinander unvereinbaren Definitionen entfaltet. Diese Bestimmungen geben jeweils sehr unterschiedliche Antworten auf

18 *Urs Josef Viktor Jaeggi*, Die gesellschaftliche Elite. Eine Studie zum Problem der sozialen Macht, Bern 1960, S. 13.

19 *Miloš Rezník*, Elitekonzepte, Geschichtswissenschaft und Adelsforschung, in: *ders./Luboš Velek* (Hrsg.), Adelsgeschichte als Elitenforschung, München 2012, S. 13–38, hier: S. 27–31.

20 *Günter Endruweit*, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, in: *Zeitschrift für Politik* 26, 1979, S. 30–46, hier: S. 46. Vgl. dazu auch *Jaeggi*, Die gesellschaftliche Elite, S. 117, der ebenfalls eine »Substanzialisierung des Elitebegriffs« ablehnt.

21 *Ursula Hoffmann-Lange*, Elite, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1992, S. 19; *Higley*, Continuities and Discontinuities in Elite Theory, S. 27; *Barbara Wasner*, Der Weg nach oben: Eliteauslese und -aufstieg im internationalen Vergleich, in: *Elmar Wiesendahl* (Hrsg.), Eliten in der Transformation von Gesellschaft und Bundeswehr, Paderborn 2007, S. 159–183, hier: S. 159.

22 *Anton Sterbling*, Modernisierung und soziologisches Denken. Analysen und Betrachtungen, Hamburg 1991, S. 179.

23 *Endruweit*, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, S. 34.

die für die sozialwissenschaftliche Elitenforschung relevanten Kernfragen<sup>24</sup>, die auch für die Sozialgeschichte der Eliten und diesen Band grundlegend sind: Wer wird zur Elite gezählt? Aufgrund welcher Kriterien werden Personen in bestehende Eliten aufgenommen, welche inneren Strukturen weisen Eliten oder Elitenkonfiguration auf? In welchem Verhältnis stehen unterschiedliche Eliten zueinander oder zu den Nicht-Eliten? Wie werden die Positionen von Eliten legitimiert, warum können Eliten auf Gefolgschaft zählen? Inwieweit beeinflusst Elitenkritik die Bildung und Handlungsweisen von Eliten, und schließlich, welche Rollen vermögen Eliten im Prozess des ökonomischen, sozialen und politischen Wandels von modernen Gesellschaften zu spielen und wie wirkt letzterer auf die Eliten zurück?

Ein theoretisches Konzept, das die historische Forschung stark geprägt hat, stellt die »Machtelite« dar, die zumeist in Anlehnung an die Soziologie von C. Wright Mills oder an Pierre Bourdieus Feld- und Kapitaltheorie definiert wird. Bei einer Machtelite, so ließe sich pointiert zusammenfassen, handelt es sich demnach um eine relativ kompakte, überschaubare Gruppe von Personen, die potenziell in der Lage ist, weitreichenden Einfluss auf die politische Entwicklung eines Landes (oder anderer gesellschaftlicher Bezugsgrößen) zu nehmen. Nach Mills' 1959 vorgelegter Studie »The Power Elite« rekrutiert sich die Elite aus dem Führungspersonal von Politik, Wirtschaftskonzernen und Militär. Insofern erscheint die Elitenbildung als Prozess der »Integration und Machtkonzentration in und zwischen den gesellschaftlichen Bereichen Politik, Ökonomie und Militär«. <sup>25</sup> Die Mitglieder einer solchen Machtelite stammten aus ähnlichen sozialen Milieus der Oberschicht, seien dementsprechend eng miteinander verbunden und könnten auf habituelles Einverständnis zählen. Diese Strukturelemente ermöglichten eine politische Vernetzung auf nationaler Ebene, die es der Elite erlaube, strategisch entscheidende »Kommandostellen« einzunehmen und für die gesamte Gesellschaft maßgebliche Entscheidungen zu treffen. Der politischen Soziologie gilt das Handeln solcher Machteliten freilich als manipulativ, und selbst in liberalen oder demokratischen Systemen, die sich durch freie Wahlen auszeichnen, erschienen sie als unzureichend demokratisch legitimiert. <sup>26</sup>

Von »Machteliten« zu unterscheiden sind »Funktionseliten«, denen völlig andere Kriterien der Rekrutierung zugrunde liegen und die mit spezifischen Vorstellungen vom gesellschaftlichen Wandel in der Moderne verknüpft werden. Anders als Vertreter des Ansatzes der Machtelite, die prinzipiell als »einzige und einheitliche, alle Lebensgebiete umfassende Führungsschicht« <sup>27</sup> gefasst wird, gehen die Anhänger des Konzepts der Funktionseliten von einem Elitenpluralismus aus, der sich im Prozess der Differenzierung moderner Gesellschaften durchsetze. Das Aufkommen von gesellschaftlichen Großorganisationen (etwa Massenparteien, Gewerkschaften, Berufsverbänden), eine zunehmende Arbeitsteilung im Prozess der Industrialisierung oder auch die Differenzierung gesellschaftlicher und kultureller Werte führten zur

24 Vgl. dazu auch den immer noch hilfreichen Überblick von *Dietrich Herzog*, *Politische Führungsgruppen. Probleme und Ergebnisse der modernen Elitenforschung*, Darmstadt 1982.

25 *Schneickert*, *Das Feld der Macht in der Elitenforschung*, S. 41.

26 Vgl. *Hartmann*, *Elitesozioologie*, S. 76–108; *Bottomore*, *Elite und Gesellschaft*, S. 33 (Zitat).

27 *Schieder*, *Zur Theorie der Führungsschichten in der Neuzeit*, S. 16.



Entstehung sektoraler Eliten.<sup>28</sup> Als »strategische Eliten« (Suzanne Keller) übernehmen diese Führungsgruppen jeweils spezifische, klar begrenzte gesellschaftliche Steuerungsfunktionen. Insofern bildeten sie gewissermaßen eigenständige Teileliten, deren Mitglieder jeweils »für das Sozialsystem charakteristische soziale Prozesse entscheidend beeinflussen und dadurch den anderen Mitgliedern des Systems überlegen sind«.<sup>29</sup> Nach Ansicht von Verfechtern des Paradigmas des Elitenpluralismus übernimmt die Funktionselite insofern fundamentale Mediationsfunktionen und wirkt als »Anwalt von und als Vermittler zwischen partikularen Interessen und Ansprüchen der Gesellschaft«.<sup>30</sup> Den modernisierungstheoretischen Grundlagen ihres Ansatzes folgend, gehen Vertreter des Elitenpluralismus davon aus, dass sich mit dem Übergang von einer traditionellen zu einer modernen Gesellschaft das Leistungsprinzip als Kriterium der Elitenrekrutierung durchsetze. Die aufgrund der meritokratischen Rekrutierungsprozesse prinzipiell sozial offenen Eliten könnten in der modernen Demokratie wichtige Integrationsfunktionen übernehmen, weil sie in der Lage seien, einen Konsens zwischen den verschiedenen sektoralen Funktionseliten (in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur) herzustellen und damit das gesamte demokratische System handlungsfähig zu erhalten.<sup>31</sup>

Als letzter Typus von Eliten ist die »Wertelite« zu nennen, der per definitionem Personen angehören, welche »die Leitwerte der Gesellschaft in besonderem Maße« repräsentieren oder verwirklichen. In der empirischen Forschung hat dieser Begriff allerdings keine große Rolle gespielt, da er sich schwer operationalisieren lässt und nur für kulturell vergleichsweise homogene Gesellschaften sinnvoll erscheinen könnte.<sup>32</sup> Neben der Macht-, Funktions- oder Wertelite finden sich in der empirischen Forschung zahlreiche Begriffsbildungen, die an die genannten Typen anknüpfen und diese für bestimmte Bereiche spezifizieren, auch wenn dadurch vielfach analytische Trennschärfe verloren geht: Wirtschafts-, Verwaltungs-, Bildungs-, Wissens-, Deutungs-, Repräsentations- oder auch Prestigeeliten. Davon zu unterscheiden sind rein empirische Verwendungsweisen des Elitebegriffs, die oft im Modus des Common Sense verwendet werden und zumeist gesellschaftliche Minderheiten oder Berufsgruppen (Ärzte, Unternehmer, Pfarrer etc.) umschreiben, die über Macht oder Privilegien verfügen und in der Regel der Oberschicht zugerechnet werden können.

Auch wenn mit den hier skizzierten Begriffen der Macht-, Funktions- oder Werteliten sehr unterschiedliche soziale Gebilde in den Blick genommen werden, bieten

28 *Viktoria Kaina*, Eliteforschung, in: *dies./Andrea Römmele* (Hrsg.), *Politische Soziologie*, Wiesbaden 2009, S. 385–418, hier: S. 392.

29 *Endruweit*, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, S. 43. Vgl. auch *Hartmann*, *Elitesoziologie*, S. 61.

30 *Herzog*, *Politische Führungsgruppen*, S. 23.

31 Vgl. dazu etwa *Carlo Carboni*, *Potere, élite e classe dirigente: un breve repertorio sociologico*, in: *ders.* (Hrsg.), *Élite e classi dirigenti in Italia*, Bari 2007, S. 125–147, S. 132–135; *Kaina*, *Eliteforschung*, S. 389, sowie *G. Lowell Field/John Higley*, *Eliten und Liberalismus*, Opladen 1983, S. 62–82; *Hoffmann-Lange*, *Eliten, Macht und Konflikt*, S. 25–28.

32 Vgl. *Endruweit*, *Elitebegriff in den Sozialwissenschaften*, S. 36 f. (Zitat); *Kaina*, *Eliteforschung*, S. 388. Ähnliches gilt nach *Endruweit*, *Elitebegriff in den Sozialwissenschaften*, S. 39, auch für die »Leistungselite«, da sich die entsprechenden Zugangsqualifikationen zur Elite schwer fassen ließen.

sie gleichwohl den Vorteil, dass Eliten als individuelle oder kollektive Akteure betrachtet werden.<sup>33</sup> Allerdings ist damit noch nichts darüber ausgesagt, wie das Handeln derartiger sozialer oder politischer Subjekte konkret zu verstehen ist. In diesem Zusammenhang hat Günter Endruweit vorgeschlagen, verschiedenartige Typen des sozialen Handelns zu unterscheiden: Eliten könnten demnach »unmittelbar wie zum Beispiel eine Person« agieren, »mittelbar« und »formell« qua Institutionen oder Organisationen beziehungsweise mittels informeller Repräsentation etwa durch einen »De-facto-Führer«. Schließlich ließe sich eine Elite auch als ein kollektives Gebilde denken, dem man »kraft sozialer Zurechnung [...] das Handeln einer Mehrheit oder gar einer Minderheit als eigenes Handeln anrechnet«.<sup>34</sup>

Die Wahl des Elitebegriffs und des Handlungsmodells hat weitreichende Folgen für die Entscheidung, mit welchen Methoden die Eliten identifiziert werden und wie sich deren soziale Analyse praktisch umsetzen lässt. In der sozialwissenschaftlichen (und auch der historischen) Forschung wird oft der »Positionsansatz« verwendet, mit dem Personen erfasst werden, die in Organisationen oder Institutionen spezifische Führungspositionen innehaben. Die Zugehörigkeit von Personen zu einer Elite wird vorab definiert beziehungsweise festgelegt, und zwar durch ein »formales, quantifizierend-deskriptives Merkmal«.<sup>35</sup> Die entsprechend ermittelten Gruppen von Personen, die missverständlich auch als »Positionseliten« bezeichnet werden, stellen im Grunde nur statistische Größen dar. Als soziales Subjekt zu erfassen sind sie erst, wenn man sie im Lichte einer der skizzierten Elite- und Handlungsbe-griffe interpretiert. Ähnliches gilt für den »Reputationsansatz«, der in der Geschichtswissenschaft kaum zu praktizieren ist, weil er darauf beruht, dass Personen in großer Zahl befragt werden, wer einer Elite zugerechnet werde, sodass in diesem Fall von einer »Fremdeinschätzungselite« zu sprechen ist: »Elite ist, wer von anderen dafür gehalten wird.«<sup>36</sup> Zu nennen ist schließlich noch der »Entscheidungsansatz«, mit dem Personen einer Elite zugeordnet werden, die effektiv an gesellschaftlich relevanten Entscheidungsprozessen teilgenommen haben.<sup>37</sup> Auch in diesem Fall stellen sich der historischen Forschung erhebliche methodische Probleme, da die erforderliche, dichte Quellenüberlieferung selbst für überschaubare Personen-gruppen nur in Ausnahmefällen vorliegen dürfte. Was als Elite gilt und wie Eliten erforscht werden, hängt also in hohem Maße von theoretischen und methodischen Vorentscheidungen ab.

33 Herzog, Politische Führungsgruppen, S. 3 f.

34 Endruweit, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, S. 36.

35 Vgl. dazu Kaina, Eliteforschung, S. 394–397 (Zitat); Řezník, Elitekonzepte, Geschichtswissenschaft und Adelsforschung, S. 29–32, sowie die klassische Studie von Wolfgang Zapf, Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961, München 1965.

36 Endruweit, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, S. 40.

37 Vgl. zu den verschiedenen Ansätzen Kaina, Eliteforschung, S. 394–397; Endruweit, Elitebegriff in den Sozialwissenschaften, S. 40.

## II. Entwicklungslinien der historischen Elitenforschung

Die Verwendung des Elitebegriffs in der Historiografie ist ebenso vielfältig wie in den Sozialwissenschaften, an deren theoretische Debatten Historikerinnen und Historiker jedoch selten systematisch anknüpfen. Das mag damit zusammenhängen, dass die sozialwissenschaftlichen Begriffsbildungen normative Züge aufweisen oder aber die für die Soziologie besonders relevanten Methoden der quantifizierenden, empirischen Sozialforschung vielen Historikerinnen und Historikern eher fremd sind.<sup>38</sup> Letzteres dürfte auch eine Erklärung dafür sein, dass die historisch-soziologisch angelegten Elitenstudien der Arbeitsgruppe um Heinrich Best und Wilhelm Heinz Schröder sowie die Zeitschrift »Historical Social Research« in der deutschen Geschichtswissenschaft weniger Widerhall gefunden haben als in internationalen Forschungskontexten.<sup>39</sup> Da Morten Reitmayer mit seinem Beitrag in diesem Band über den aktuellen Stand der Elitenforschung ausführlich berichtet<sup>40</sup>, sollen hier nur die Grundlinien der Entwicklung der Elitenhistoriografie und mögliche Perspektiven sowie aktuelle Problemstellungen einer Sozialgeschichte der Eliten skizziert werden.

Angehörige der Eliten haben in der Geschichtsschreibung als Akteure seit jeher eine zentrale Rolle gespielt. Dies gilt etwa für die Narrative des Historismus, in dem große Einzelpersonlichkeiten als geschichtsbildende Kräfte auftreten. Der Begriff der »Elite« wurde in diesem Zusammenhang zwar selten verwendet, doch hat der italienische Historiker Benedetto Croce schon nach dem Ersten Weltkrieg in seiner ethisch-politischen Geschichtsschreibung die Ideen der klassischen Elitetheoretiker aufgegriffen. So identifizierte Croce die »wahre Substanz der Geschichte eines Volkes« mit dem Handeln seiner Führungsschichten, die allein Träger fortschrittlicher Tugenden oder Ideen sein könnten,<sup>41</sup> wie beispielsweise die aufgeklärten Reformeliten des 18. Jahrhunderts, die italienischen Jakobiner oder auch die liberalen Führungsschichten des italienischen Einheitsstaats. Eine ganz andere Rolle kommt Eliten in den Geschichtsbildern der italienischen, marxistisch geprägten Historiografie nach dem Zweiten Weltkrieg zu. Denn die jüngere Generation von Historikerinnen und Historikern der 1950er- und 1960er-Jahre machte die moralischen Defizite der liberalen Regierungseliten sowie deren autoritäre Herrschaft, die in den Jahrzehn-

---

38 Vgl. dazu jüngst Ciaran O'Neill, *How Should Historians Approach Elites?*, in: *François Denord/Mikael Palme/Bertrand Réau* (Hrsg.), *Researching Elites and Power. Theory, Methods, Analyses*, Cham 2020, S. 159–168, hier: S. 160; sowie die noch immer anregenden Überlegungen von *Heinz Duchhardt*, *Historische Elitenforschung. Eine Trendwende in der Geschichtswissenschaft?*, Münster 2004; ferner den historischen Abriss von *Hans Pohl*, *Eliten in Wirtschaft und Gesellschaft aus historischer Perspektive*, in: *VSWG* 88, 2001, S. 48–69. Pohl geht von einem »Elitenpluralismus« in der Geschichte aus, hält die Begriffsbildungen der Sozialwissenschaften jedoch für zu allgemein oder ideologisch vorgeprägt und zieht deshalb vor, »für konkrete historische Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme die jeweiligen Eliten genauer zu umschreiben«. Dabei verweist er im Kontext der Rekrutierung von Eliten auf die besondere Relevanz des Zusammenhangs von Sozialstruktur und selektiven Mechanismen, ebd., S. 51 f.

39 Vgl. dazu *Wilhelm Heinz Schröder*, *Forscherleben im Rückblick: Kollektivbiographie als individualbiographische Konstante*, in: *Historical Social Research, Supplement*, 23, 2011, S. 11–73.

40 Vgl. den Beitrag von Morten Reitmayer in diesem Band.

41 *Benedetto Croce*, *Storia del Regno di Napoli*, Bari 1931 (zuerst 1925), S. 29.

ten von der Gründung des Nationalstaates bis zum Ersten Weltkrieg erbarmungslos der »Klassenlogik« der Bourgeoisie gefolgt sei, für den Aufstieg des Faschismus verantwortlich.<sup>42</sup> Eine durchaus ähnliche Bedeutung kommt Eliten auch in der Diskussion um den »deutschen Sonderweg« zu, die in den 1970er- und 1980er-Jahren geführt wurde.<sup>43</sup> So galten die für das Kaiserreich spezifischen Elitenkonstellationen als geradezu ausschlaggebende Ursache für das Scheitern der Weimarer Republik und den Aufstieg des Nationalsozialismus. Folgt man etwa der Variante der Sonderwegthese von Fritz Fischer, gab es ein spezifisches »Bündnis der Eliten«, nämlich »die Verbindung agrarisch-aristokratischer und industriell-großbürgerlicher Machteliten«, das im Kaiserreich die »heraufdrängende Demokratie und Sozialdemokratie« blockierte und auf diesem Wege dafür sorgte, dass in Deutschland eine »vorindustrielle Elite« auf lange Zeit eigentlicher »Träger der Herrschaft« geblieben sei.<sup>44</sup> Diese für Deutschland spezifische Elitenkonstellation, so fasste Jürgen Kocka die Argumente der Sonderwegthese zusammen, habe ferner die Folge gehabt, dass vormoderne und vordemokratische Mentalitäten und Haltungen des alten Adels das Großbürgertum geprägt hätten. Insofern lasse sich von einer regelrechten »Feudalisierung« des Bürgertums sprechen.<sup>45</sup> Durch die Revolution von 1918/19 hätten die alten Eliten zwar ihren »institutionell abgesicherten Einfluß« verloren, doch sei es ihnen durch ihren Einfluss in der nach wie vor durch vormoderne Einstellungsmuster geprägten Bürokratie, im Militär oder in der Justiz gelungen, eine erhebliche Machtstellung zu konservieren und die Machtübernahme des Nationalsozialismus zu unterstützen.<sup>46</sup>

Die Diskussion der Sonderwegthese beruhte keineswegs auf der Basis umfassender sozialgeschichtlicher Arbeiten zu den relevanten Eliten, sondern löste ein entsprechendes Forschungsprogramm erst aus.<sup>47</sup> Dies gilt namentlich für die Studien zur Sozialgeschichte des Bürgertums in den 1980er-Jahren und mehr noch für die in Deutschland in den 1990er-Jahren aufkommende sozialhistorische Forschung

42 Vgl. dazu *Giuseppe Galasso*, *L'Italia unita nella storiografia del secondo dopoguerra*, in: *Romain Rainiero* (Hrsg.), *L'Italia unita. Problemi e interpretazioni storiografiche*, Mailand 1981, S. 133–157, S. 135; ferner *Franco de Felice*, *La storiografia delle élites nel secondo dopoguerra*, in: *Mélanges de l'École française de Rome* 95, 1983, S. 127–143.

43 Vgl. dazu etwa *Helga Grebing/Doris von der Brelie-Lewien/Hans-Joachim Franzen*, *Der »deutsche Sonderweg« in Europa 1806–1945. Eine Kritik*, Stuttgart 1986; *Shelley Baranowski*, *East Elbian Landes Elites and Germany's Turn to Fascism: The Sonderweg Controversy Revisited*, in: *European History Quarterly* 26, 1996, S. 209–240, sowie *Christophe Charle*, *La crise des sociétés impériales. Allemagne, France, Grand-Bretagne 1900–1940. Essai d'histoire sociale comparée*, Paris 2001, S. 37 f.

44 *Fritz Fischer*, *Bündnis der Eliten. Zur Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland 1871–1945*, Düsseldorf 1985 (zuerst 1979), S. 7–8 und 12.

45 Vgl. *Jürgen Kocka*, *German History before Hitler: The Debate about the German Sonderweg*, in: *Journal of Contemporary History* 23, 1988, S. 3–16, insb. S. 3–5.

46 Vgl. dazu *Thomas Nipperdey*, 1933 und die Kontinuität der deutschen Geschichte, in: *HZ* Bd. 227, 1978, S. 86–111, hier: S. 95–100.

47 Eine Ausnahme bildet die von der Ranke-Gesellschaft seit 1963 herausgegebene Reihe »Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit«, welche die Ergebnisse der Büdinger Gespräche zur Sozialgeschichte präsentiert.

zum Adel in der Moderne.<sup>48</sup> Während die Bürgertumsforschung noch stark mit Konzeptionen von Schicht oder Klasse arbeitete und allmählich die Bedeutung von bürgerlicher Kultur und Lebenswelt entdeckte, entwickelte die deutsche Adelforschung von Beginn an eine elitegeschichtliche Tendenz. Das Problem, warum der Adel noch in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts eine machtvolle soziale, politische oder auch ökonomische Rolle spielte, ließ sich mit der modernisierungstheoretischen Annahme des Übergangs von der Stände- zur Klassengesellschaft und eine entsprechende Verdrängung des Adels durch das Bürgertum nicht erklären.<sup>49</sup> Auch die These, Adel und Bürgertum seien zu einer neuen Schicht amalgamiert, ließ sich nicht halten. Vielmehr hat die Adelforschung mithilfe der Rezeption des Elitebegriffs zeigen können, dass der soziale Wandel durch eine allmähliche Verschiebung des Verhältnisses von Adel und Bürgertum und insofern durch Elitenkompromisse bestimmt war.<sup>50</sup> Auch Forschungen zu anderen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten des 19. und 20. Jahrhunderts, wie etwa zu Unternehmern, griffen allmählich den Elitebegriff auf.<sup>51</sup> Von besonderer Bedeutung war das Elitekonzept für die Erforschung der Transformationsprozesse in den ehemaligen Ostblockstaaten der 1990er-Jahre, die freilich eher von Soziologen als von Zeithistorikern untersucht wurden.<sup>52</sup> Auch wenn es etwas überspitzt formuliert ist, lässt sich für die Zeit um 2000 von einer erfolgreichen elitegeschichtlichen Erweiterung der Sozialhistorie sprechen, deren Wirkung im Fach jedoch begrenzt blieb, weil die aufkommende Kulturgeschichte andere Fragestellungen in den Vordergrund rückte als die für die Eliteforschung zentralen Probleme der Verteilung von politischer Macht und sozialer Ungleichheit.

Dass die allgemeinen Verschiebungen von Forschungsinteressen innerhalb der Fachdisziplin Geschichte für die besondere Entwicklung der historischen Eliteforschung relevant sind, zeigt auch ein Blick auf die französische Historiografie. Obwohl es in Frankreich bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren erste Ansätze zu einer Geschichte der Eliten gab,<sup>53</sup> konnte sich diese erst seit den 1970er-Jahren etab-

48 Vgl. Jürgen Kocka, Bürgertum und Sonderweg, in: Peter Lundgreen (Hrsg.), Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums: eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs, Göttingen 2000, S. 93–110, hier: S. 93, sowie Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Europäischer Adel 1750–1950, Göttingen 1990.

49 Vgl. dazu Heinz Reif, »Adeligkeit« – historische und elitentheoretische Überlegungen zum Adel in Deutschland seit der Wende um 1800, in: ders., Adel, Aristokratie, Elite. Sozialgeschichte von oben, Berlin/Boston 2016, S. 323–337.

50 Michael G. Müller, Adel und Elitenwandel in Ostmitteleuropa. Fragen an die polnische Adelsgeschichte im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 50, 2001, S. 497–513, hier: S. 499; Heinz Reif, Adel im 19. und 20. Jahrhundert, München 2012 (zuerst 1999), S. 37 und 63. Zum italienischen Adel vgl. etwa Gian Carlo Jocteau, Nobili e nobiltà nell'Italia unita, Bari 1997, S. 87–120.

51 Vgl. etwa Dieter Ziegler (Hrsg.), Großbürger und Unternehmer. Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, Göttingen 2000.

52 Vgl. etwa Magarditsch A. Hatschikjan/Frank Lothar Altmann (Hrsg.), Eliten im Wandel. Politische Führung, wirtschaftliche Macht und Meinungsbildung im neuen Osteuropa, Paderborn 1998.

53 Vgl. dazu etwa Marcel Reinhard, Élite et noblesse dans la seconde moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle, in: Revue d'Histoire Moderne et Contemporaine 3, 1956, S. 5–37, hier: S. 5 und 24.

lieren.<sup>54</sup> Impulse für diesen Prozess der Erneuerung lieferten etwa Denis Richet und François Furet mit ihren revisionistischen Thesen zur Rolle der Eliten in der Französischen Revolution. Damit forderten sie die marxistische Historiografie heraus und zogen deren theoretische Grundannahme in Zweifel, die »Klasse« der aufsteigenden Bourgeoisie sei als Antriebskraft der revolutionären Umwälzung zu verstehen.<sup>55</sup> In den 1970er-Jahren ließ zudem die Attraktivität sowohl der Sozialgeschichte der Arbeiter und Bauern als auch der seriell-quantifizierenden, oft regionalgeschichtlich angelegten Forschungen der Labrousse-Schule nach. Dies machte nicht nur den Weg für Fragestellungen der Historischen Anthropologie frei, sondern auch für sozialgeschichtliche Studien zu Professionen (wie Ärzten, Richtern, Anwälten et cetera), die mit dem Konzept der Elite arbeiteten. In diesem Kontext wurde zudem die Methode der Prosopografie aus der Mediävistik und der Alten Geschichte übernommen und systematisch für die Problemstellungen der Geschichte seit dem 18. Jahrhundert fruchtbar gemacht. Die gesammelten biografischen Informationen zu manchmal Tausenden von Personen konnten nun mithilfe von Computern zu Datensätzen verarbeitet werden, die eine unverzichtbare Quellengrundlage für die Elitestudien darstellten.<sup>56</sup> Zu einem regelrechten Boom der Elitengeschichte kam es schließlich in den 1990er-Jahren, als in groß angelegten Projekten zahlreiche Studien sowie Datensammlungen zu städtischen und administrativen Eliten in der napoleonischen Zeit, zu Parlamentariern der Dritten Republik, Bürgermeistern in der Provinz, Universitätsprofessoren oder Verwaltungsbeamten erarbeitet wurden.<sup>57</sup> Eine elitengeschichtliche Gesamtinterpretation der Dritten Republik legte schließlich Christophe Charle vor, der die von Bourdieu inspirierte These vertrat, in Frankreich habe sich seit den 1870er-Jahren ein meritokratisches Rekrutierungsprinzip von Eliten entwickelt, welches zu einem grundlegenden Wandel der Herrschaftsverhältnisse geführt habe. Folgt man Charle, setzten sich neue Eliten in Staat, Wirtschaft und Wissenschaft durch, denen es gelang, die im frühen 19. Jahrhundert aufgekommene traditionelle Elite der Notabeln abzulösen.<sup>58</sup> Damit wies Charle zugleich energisch die viel diskutierte These von Arno J. Mayer zurück, in Europa hätten die Eliten des Ancien Régime bis 1914 Staat, Wirtschaft und Kultur dominiert.<sup>59</sup>

54 Als Zäsur gilt die Publikation des Bandes: *Jean Chaussinand Nogaret* (Hrsg.), *Une histoire des élites 1700–1848*, Paris 1975.

55 *Jean-Pierre Rioux*, *Les élites au XX<sup>e</sup> siècle. Remarques historiographiques*, in: *Mélanges de l'École française de Rome* 95, 1983, S. 13–27, hier: S. 14–16.

56 Vgl. dazu etwa *Robert Descimon*, *Prosopographie, dites-vous?*, in: *Hypothèse* 18, 2015, S. 335–342, sowie *Neidhard Bulst*, *Zum Gegenstand und zur Methode der Prosopographie*, in: *ders./Jean-Philippe Genet* (Hrsg.), *Medieval Lives and the Historian. Studies in Medieval Prosopography*, Kalamazoo 1986, S. 1–16.

57 Vgl. dazu *Christophe Charle*, *Où en est l'histoire sociale des élites et de la bourgeoisie?*, in: *Francia* 18, 1991, S. 123–134, sowie *Sylvie Guillaume* (Hrsg.), *Les élites fins des siècles. XIX<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles*, Pessac 1992.

58 *Christophe Charle*, *Elite Formation in Late Nineteenth Century: France compared to Britain and Germany*, in: *Historical Social Research/Historische Sozialforschung* 33, 2008, S. 249–261, sowie *ders.*, *Les élites de la République, 1880–1900*, Paris 2006 (zuerst 1987).

59 Vgl. *Arno J. Mayer*, *Adelsmacht und Bürgertum. Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848–1914*, München 1988 (zuerst engl. 1981), S. 9.

Einen ähnlichen Verlauf wie in Frankreich lässt sich, um ein letztes Beispiel anzuführen, auch für die Elitengeschichte in Italien geltend machen, wo lange eine am Klassenbegriff orientierte, marxistische Geschichtsschreibung dominierte. Zwar sind im Kontext der Parlamentarismusforschung der 1970er-Jahre erste elitegeschichtliche Ansätze zu finden, doch kam es in Italien ebenfalls erst in den 1990er-Jahren zu einem Aufschwung der historischen Eliteforschung. Seither stehen Verwaltungseliten (wie Präfekten) im Vordergrund, da sie für die Problematik der Staats- und Nationsbildung als besonders relevant erachtet werden. Zudem lässt sich eine enge Beziehung von historischer Stadt- und Eliteforschung ausmachen. Einen Höhepunkt erreichte die Entwicklung, als in den 2000er-Jahren die Zahl von Studien auch zu den Wirtschafts- und Wissenschaftseliten sowie den freien Professionen deutlich zunahm.<sup>60</sup> Ob die jüngste öffentliche Debatte über das Versagen der politischen Eliten in der Krise Italiens der letzten Jahre der Forschung neue Impulse verleihen wird, bleibt abzuwarten.<sup>61</sup>

### III. Problemfelder einer Sozialgeschichte der Eliten im 19. und 20. Jahrhundert

Obwohl zahlreiche historische Studien zu verschiedenen europäischen Eliten des 19. und 20. Jahrhunderts vorliegen, hat die Geschichtswissenschaft keinen eigenen Begriff der »Elite« hervorgebracht.<sup>62</sup> Entweder konstruieren Historikerinnen und Historiker für den von ihnen untersuchten regionalen Fall ein eigenes Konzept mit begrenzter Reichweite oder der Begriff der Elite wird gewissermaßen pragmatisch ohne theoretischen Anspruch verwendet, um eine soziale oder politische Führungsgruppe zu bezeichnen. So hat sich eine heterogene und fragmentierte Forschungslandschaft entfaltet, in der die verschiedenen Richtungen wenig miteinander kommunizieren oder ihre Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang einordnen.<sup>63</sup> Diese Tendenz wird noch dadurch verstärkt, dass die Studien bislang vorrangig nationalgeschichtlich ausgerichtet waren und vergleichende Perspektiven allzu selten geblieben sind.<sup>64</sup> Trotz der Vielfalt der Ansätze und der Heterogenität des Forschungsfelds sollte allerdings, wie Miloš Řezník gefordert hat, die »Potentialität einer allgemeinen Elitengeschichte«<sup>65</sup> nicht aus dem Blick geraten. Entsprechende Felder und Forschungsfragen lassen sich im Anschluss an die sozialwissenschaftliche Eliteforschung formulieren, auch wenn deren theoretische

60 Vgl. dazu den Forschungsbericht von *Renato Camurri*, *Las elites italianas: estado de los estudios y perspectivas de investigación*, in: *Rafael Zurita/Renato Camurri* (Hrsg.), *Las elites en Italia y en España (1850–1922)*, València 2008, S. 11–25, S. 12–22.

61 Vgl. *Carboni*, *Potere, élite e classe dirigente*, S. 144–147; *Sergio Fabbrini*, *Le élite italiane tra inadeguatezza e trasformazione*, in: *Stato e mercato* 89, 2010, S. 343–350.

62 *Řezník*, *Elitekonzepte*, *Geschichtswissenschaft und Adelsforschung*, S. 30 f.

63 *O'Neill*, *Should Historians Approach Elites?*

64 Vgl. etwa *Franz Knipping/Louis Dupeux/Rainer Hudemann* (Hrsg.), *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1996; *Rafael Zurita/Renato Camurri* (Hrsg.), *Las elites en Italia y en España (1850–1922)*, València 2008; *Hervé Joly* (Hrsg.), *Formation des élites en France et en Allemagne*, Cergy-Pontoise 2005.

65 *Řezník*, *Elitekonzepte*, *Geschichtswissenschaft und Adelsforschung*, S. 17.

Konzepte an die spezifischen Forschungsgegenstände der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden angepasst werden müssen.<sup>66</sup>

### **Elitebildungen und Rekrutierungsprozesse**

Der Ausgangspunkt jeder historischen Eliteforschung ist die Identifizierung und quantifizierende Erfassung der Gruppe, die als Elite analysiert werden soll. In den meisten Fällen wird mit dem Positionsansatz ein Sample von (einigen wenigen bis zu Tausenden) Personen konstituiert. Methodisch stellt sich dabei das Problem, dass möglicherweise einflussreiche Mitglieder der Elite nicht berücksichtigt sind, weil sie in den genutzten Listen von Inhabern von Führungspositionen in Verwaltungen, Parlamenten, Parteien, Höfen etc. nicht auftauchen. Sofern keine prozessproduzierten Daten zur ausgewählten Personengruppe vorliegen, die von den Organisationen selbst gesammelt wurden<sup>67</sup>, werden biografische Informationen mittels prosopografischer Erhebungen zum ausgewählten Sample zusammengetragen.<sup>68</sup> Mit den ermittelten Daten kann die zentrale Frage nach der Rekrutierung der Elite gestellt werden, die als »komplexer, normalerweise vielstufiger Prozeß der personellen Auswahl, Qualifizierung und Mobilität« zu verstehen ist.<sup>69</sup> Die entsprechenden Kriterien, die über das Maß an sozialer Offenheit der Elite entscheiden, variieren historisch und mit dem jeweils zugrunde gelegten wissenschaftlichen Begriff der Elite: soziale Herkunft, Reichtum, Einbindung in Netzwerke, Prestige (Machtelite), Leistung (Funktionseliten), die Fähigkeit, Werte zu repräsentieren (Wertelite). Von der Eliteforschung systematisch in den Blick genommen werden spezifische Institutionen der Elitenrekrutierung (wie Eliteschulen oder -universitäten), die in Frankreich und Großbritannien den Zugang zu Eliten erleichtern<sup>70</sup>, oder auch für Eliten oder Teileliten spezifische Karrieremuster und Formen der sozialen Mobilität, die in den Sozialwissenschaften gründlich empirisch und theoretisch aufgearbeitet worden sind.<sup>71</sup> Aus diesen Zusammenhängen ergibt sich die Frage, welche Akteure, Strukturen oder Institutionen die Rekrutierung von Eliten steuern. Sind es die Eliten selbst, die sich durch Verfahren der Kooptation quasi autonom er-

66 Seemann, Das Konzept der »Elite(n)«, S. 27–29. Vgl. auch die Überlegungen von Guido Melis, *Introduzione*, in: ders. (Hrsg.), *Le élites nella storia d'Italia*, Napoli 2003, S. 7–16.

67 Vgl. dazu Heinrich Best, Wenn Quantität in Qualität umschlägt: die Prosopographie der DDR-Funktionseliten als ein Beitrag zur Hermeneutik der realsozialistischen Lebenswelt, in: *Historical Social Research*, Supplement 20, 2008, S. 195–210.

68 Vgl. dazu auch Stephan Schwarz, *Im Spannungsfeld zwischen Wiederherstellung und Wandel. Die politische Elite der Schweiz während der Restauration von 1814 bis 1830*, Basel 2021, S. 16–25.

69 Herzog, *Politische Führungsgruppen*, S. 75.

70 Aron Reeves/Sam Friedman/Charles Rahal u. a., *The Decline and Persistence of the Old Boy: Private Schools and Elite Recruitment 1897 to 2016*, in: *American Sociological Review* 82, 2017, S. 1139–1166.

71 Christoph Houman Ellersgaard/Jacob Aagaard Lunding/Lasse Folke Henriksen u. a., *Pathways to the Power Elite: The Organizational Landscape of Elite Careers*, in: *The Sociological Review* 67, 2019, S. 1170–1192; Hervé Joly, *Concours des grandes écoles versus diplômes universitaires. Sélectivité comparée des élites économiques françaises et allemandes*, in: ders. (Hrsg.), *Formation des élites en France et en Allemagne*, Cergy-Pontoise 2005, S. 65–79.



gänzen, oder diktieren der Staat, der Monarch oder eine herrschende Partei die Normen und Bedingungen für die Ergänzung von Eliten? Als Beispiele für (keineswegs immer mit dem gewünschten Erfolg) institutionell gelenkte Prozesse der Elitenbildung können die Nobilitierungspolitik der Monarchen im 19. Jahrhundert gelten oder auch die Kaderpolitik unter der kommunistischen Diktatur in der DDR.<sup>72</sup>

Ein Manko der vorliegenden Studien zu Rekrutierungsprozessen ist darin zu sehen, dass die Frage nach dem Geschlecht der Eliteangehörigen nach wie vor selten gestellt wird, obwohl es im 21. Jahrhundert in Europa und in den USA selbstverständlich geworden ist, dass Frauen Führungspositionen in Politik, Wirtschaft oder Kultur übernehmen. Gleichwohl ist der Wandel der entsprechenden Rekrutierungsprozesse seit den 1980er-Jahren von der Zeit- und Sozialgeschichte bislang kaum untersucht worden. Die Vernachlässigung des geschlechterspezifischen Aspekts der Elitenbildungsprozesse lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass Eliten lange Zeit als »männliche Konstrukte« betrachtet wurden. So hat die Geschlechtergeschichte bislang wenig Interesse an der Kategorie der Elite gezeigt und selbst die Führungsschichten der Frauenbewegungen oder des Feminismus sind nicht unter elitegeschichtlichen Gesichtspunkten untersucht worden.<sup>73</sup> Entsprechende Studien zum 19. und 20. Jahrhundert könnten allerdings beispielsweise an sozial- und kulturhistorische Forschungen zur Rolle von adligen Frauen im System dynastischer Herrschaftssicherung oder im Machtgefüge monarchischer Höfe der Frühen Neuzeit anknüpfen.<sup>74</sup>

Der Umstand, dass die Kriterien und Formen der Rekrutierungsprozesse sich offensichtlich wandeln, steht in einem engen Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer Eliten. Diese für die Eliteforschung zentrale Problemstellung lässt sich anhand der Führungsschichten der frühen deutschen Sozialdemokratie beispielhaft erläutern, die eine Teilelite des politischen Systems des Deutschen Kaiserreichs darstellte. Die seit den 1860er-Jahren entstehenden politischen Organisationen der Arbeiterbewegung brachten nämlich eigenes Führungspersonal hervor, das nach Rekrutierungskriterien ermittelt wurde, die sich von denen anderer Eliten des Kaiserreichs (etwa den Führungsschichten von Parteien oder Regierungs-, Verwaltungs- oder Kircheneliten) grundlegend unterschieden. Auch wenn bürgerliche Intellektuelle in der politischen Elite der Sozialdemokratie eine prominente Rolle

---

72 Vgl. *Peter Hübner*, Einleitung: Antielitäre Eliten?, in: *ders.* (Hrsg.), *Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR*, Köln/Weimar etc. 1999, S. 9–35; *Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 63; *Rudolf Kučera*, *Staat, Adel und Elitenwandel. Die Adelsverleihungen in Schlesien und Böhmen 1806–1871 im Vergleich*, Göttingen 2012.

73 Vgl. dazu *Barbara Vogel*, *Eliten – ein Thema der Frauenforschung?*, in: *Günther Schulz* (Hrsg.), *Frauen auf dem Weg in die Elite*, München 2000, S. 15–40, hier: S. 39 f.; *Hildegard Macha*, *Rekrutierung von weiblichen Eliten*, in: *APuZ* 54, 2004, H. 10, S. 23–33, hier: S. 23; *Sigrid Metz-Göckel*, *Eliten: Zur Konstruktion von Leistungen und Exzellenz*, in: *Ruth Becker/Beate Kortendiek* (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, 3. erw. und durchges. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 564–572; *Tomke Böhnisch*, *Gruppenbild ohne Dame. Aspekte der Selbstkonstitution einer gesellschaftlichen Elite*, in: *Hradil/Imbusch*, *Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen*, S. 175–192, hier: S. 191.

74 Vgl. etwa *Heide Wunder* (Hrsg.), *Dynastie und Herrschaftssicherung in der Frühen Neuzeit. Geschlechter und Geschlecht*, Berlin 2002; *Regina Schleunig*, *Hof, Macht, Geschlecht: Handlungsspielräume adeliger Amtsträgerinnen am Hof Ludwigs XIV.*, Göttingen 2016.

spielten, stammte das Gros der führenden Sozialdemokraten und der Parteifunktionäre gleichwohl ursprünglich aus dem Kreis der Facharbeiter oder Handwerker. Dass Prozesse der Professionalisierung und der Bürokratisierung der Partei dann wiederum zu einem Wandel des Selbstverständnisses und der Handlungsweisen der sozialdemokratischen Führungsschichten führten, ändert nichts daran, dass sich die SPD bis 1914 als eine Art politische Gegenelite profilieren konnte.<sup>75</sup>

Solche Prozesse der Bürokratisierung von Organisationen und der Professionalisierung ihres Personals müssen in den Blick genommen werden, weil sie auf die Rekrutierung von Eliten zurückwirken, wie das Beispiel des Parti Communiste Français (PCF) in den 1970er- und 1980er-Jahren zeigt. Allerdings spielt in diesem konkreten Fall auch die für Untersuchungen von Elitebildungen generell bedeutsame Frage nach dem Zusammenhang von Elitenrekrutierung und sozialem Strukturwandel eine Rolle. Denn seit den Anfängen der Krise der französischen Industriegesellschaft in den 1970er-Jahren übernahmen akademisch gebildete *militants* (meist Männer) die Führungspositionen auf allen Ebenen der Partei, sodass die Elite des PCF sich nicht mehr (wie seit den 1930er-Jahren) zu großen Teilen aus der Gruppe aufstiegsorientierter Arbeiter zusammensetzte. Diese Entwicklung hatte wiederum zur Folge, dass sich die vom Strukturwandel in den Industrieregionen ohnehin hart getroffene Arbeiterschaft nicht mehr repräsentiert sah und die Kommunistische Partei seit den 1980er-Jahren selbst in ihren Hochburgen massiv an Einfluss verlor.<sup>76</sup> Insofern verweist der Wandel von Rekrutierungsprozessen auf gesellschaftliche Transformations- und politische Modernisierungsprozesse, die insbesondere für solche Studien relevant sind, die Eliten über lange Zeiträume und in ihren gesamtgesellschaftlichen Kontexten in den Blick nehmen.<sup>77</sup>

### **Elitenwandel, Elitenwechsel, Elitenzirkulation**

Auch wenn nur wenige Historikerinnen und Historiker die Konflikte von Eliten als entscheidende Triebkraft des historischen Prozesses betrachten dürften, zählt die Frage nach der Rolle des Elitenwandels und des Elitenwechsels zu den zentralen

75 Werner Conze, Konstitutionelle Monarchie – Industrialisierung. Deutsche Führungsschichten um 1900, in: Hanns Hubert Hofmann/Günther Franz (Hrsg.), Deutsche Führungsschichten der Neuzeit, Boppard am Rhein 1980, S. 173–201, S. 194–199.

76 Vgl. dazu Lorenzo Berrault-Stella/Bernard Pudal, Représenter les classes populaires?, in: Savoir/Agir, 2015, Nr. 34, S. 71–80, hier: S. 72 und 75.

77 Vgl. dazu Heinrich Best, Politische Modernisierung und parlamentarische Führungsgruppen in Deutschland 1867–1918, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 13, 1988, S. 5–74; ders., Der langfristige Wandel politischer Eliten in Europa 1867–2000: Auf dem Weg zur Konvergenz?, in: Historical Social Research, Supplement, 20, 2008, S. 120–146; Florian Lang, Die Verwaltungselite in Deutschland und Frankreich 1871–2000. Regimewechsel und Pfadabhängigkeiten, Baden-Baden 2005; Gernot Stimmer, Eliten in Österreich 1848–1970, Wien/Köln etc. 1997.

Problemstellungen der Forschung.<sup>78</sup> So stehen etwa der Wandel beziehungsweise die Kontinuität einzelner Eliten über längere Zeiträume oder während tief greifender gesellschaftlicher Umbrüche im Fokus vieler Studien. Das gilt etwa für die Geschichte des Adels und seines Strebens, Herrschaftspositionen auch in der industriellen Gesellschaft zu halten,<sup>79</sup> aber auch für die Wirtschaftseliten, die in Deutschland bis 1945 ein erstaunliches Maß an Kontinuität aufwiesen, sich nahezu exklusiv aus dem gehobenen Bürgertum rekrutierten und weitreichende Strukturveränderungen der Unternehmen verhinderten.<sup>80</sup>

Von großer Bedeutung für den Elitenwandel sind ferner die Fragen nach der inneren Struktur und den internen Machtbeziehungen von Eliten, also, welche Netzwerke sich bildeten, welche Gruppe deren Zentrum bildete, welche Rolle Patronage- und Klientelbeziehungen für die interne Hierarchie und den Zusammenhalt der Elite spielten, welche Formen der Gruppensolidarität entwickelt wurden, welcher Stil der Lebensführung und welche Werte integrierend wirkten, wie man mit Aufsteigern umging und schließlich, welche Abwehr- und Exklusionsstrategien entwickelt wurden. Auch in diesem Zusammenhang gilt es zu klären, welche Gründe sich für Prozesse des Elitenwandels ausmachen lassen. Sind es autonome Strategien der Eliten, die zum Wandel führen oder politischer Druck, wie er sich, um ein Beispiel anzuführen, für die von den Besatzungsmächten »gelenkte Elitentransformation«<sup>81</sup> in Deutschland (im Osten wie im Westen) nach 1945 ausmachen lässt? So haben sich Teile der NS-Funktionselementen später in die Bundesrepublik eingliedern lassen, nachdem in der Besatzungszeit eine »klare normative Abgrenzung vom Nationalsozialismus« erzwungen worden war und die Elitenangehörigen die »Erfordernisse einer funktionierenden Demokratie« zu akzeptieren gelernt hatten.<sup>82</sup> Eine ähnliche Wirkung hatte die politisch gelenkte »Säuberung« der Verwaltungs- und Funktionselementen und die Kaderpolitik in der SBZ und der frühen DDR.<sup>83</sup> Auf eine staatliche betriebene Elitentransformation anderer Art verweist die (letztendlich gescheiterte) Politik des »Entwicklungskolonialismus« in Belgisch-Kongo von 1944 bis 1960. Dort sollten die kolonialen Eliten durch die staatlich gelenkte Bildung einer Elite von

78 Vgl. etwa jüngst *Michael Kaspar*, *Ländliche Elite zwischen Beharrung und Wandel? Die regionale Oberschicht in Westtirol und Vorarlberg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, Innsbruck 2019.

79 Vgl. dazu noch immer die Problemskizze von *Rudolf Braun*, *Konzeptionelle Überlegungen zum Obenbleiben: Adel im 19. Jahrhundert*, in: *Wehler*, *Europäischer Adel 1750–1950*, S. 87–95.

80 Vgl. dazu *Dieter Ziegler*, *Die wirtschaftsbürgerliche Elite im 20. Jahrhundert: eine Bilanz*, in: *ders.* (Hrsg.), *Großbürger und Unternehmer. Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000, S. 7–29, hier: S. 15–20, sowie *Friederike Sattler*, *Europäische Wirtschaftseliten? Unternehmensstrukturen, Sozialprofile und Leitbilder im beschleunigten Wandel seit den 1970er Jahren*, in: *AfS* 49, 2009, S. 63–106.

81 *Herzog*, *Politische Führungsgruppen*, S. 21

82 *Norbert Frei*, *Hitlers Eliten nach 1945 – eine Bilanz*, in: *ders.* (Hrsg.), *Hitlers Eliten nach 1945*, München 2003, S. 269–299, hier: S. 275 und 291.

83 Vgl. dazu beispielsweise *Arnd Bauerkämper*, *Vertreibung als Exklusion gesellschaftlicher Führungsgruppen. Die Verdrängung der »Großbauern« in der SBZ/DDR und die Vernichtung der »Kulaken« in der UdSSR im Vergleich*, in: *Günther Schulz* (Hrsg.), *Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert*, München 2001, S. 125–163.

aufstiegsorientierten Afrikanern (*Évolués*) erweitert werden, um dem belgischen Kolonialregime neue Legitimität zu verleihen.<sup>84</sup>

Eng verwandt mit der Frage des Elitenwandels beziehungsweise der Elitenkontinuität ist die Problematik des Elitenwechsels, bei dem gewissermaßen »alte« durch »neue« Eliten ersetzt werden. In den Blick genommen wird damit zumeist der Austausch von politischen Eliten im Zuge von Regimewechseln.<sup>85</sup> Als bereits erforschtes Beispiel lässt sich Italien in den Jahren nach dem Ende der Diktatur Mussolinis anführen, wo die faschistischen und Teile der konservativen politischen Eliten entmachtet wurden und an ihrer Stelle antifaschistische Politiker die Regierung übernahmen.<sup>86</sup> In kurzer Frist und besonders radikal hat sich ein Elitenwechsel vermutlich in der Französischen Revolution von 1789 und der Russischen Revolution von 1917 vollzogen, auch wenn der Austausch von alten und neuen Eliten auch in diesen Fällen keineswegs vollständig war. Der Wechsel der Funktionseliten während der Revolution und in der napoleonischen Zeit vollzog sich dagegen über einen längeren Zeitraum und weniger umfassend.<sup>87</sup> Die Frage, ob sich Eliten behaupten oder ob sie abgelöst werden, hat auch die Forschungen zur Transformation der ehemaligen sozialistischen Staaten geleitet, und sie bietet noch immer großes Erkenntnispotenzial für die Forschung.<sup>88</sup>

Da sich etablierte Eliten in aller Regel für die Erhaltung der bestehenden Machtverhältnisse einsetzen,<sup>89</sup> hat sich die Forschung für die Formierung von Gegeneliten und das bereits von Pareto aufgeworfene Problem des Wandels durch Elitenzirkulation interessiert. Der Auf- und der Abstieg von Machteliten und ihre gegenseitige Ablösung gelten dementsprechend als Ursache für Regimewechsel oder des Zusammenbruchs von politischen Systemen. Im Gegensatz dazu führen Anhänger funktionalistischer Theorien das Scheitern politischer Systeme auf die Unfähigkeit von innerhalb eines Systems konkurrierenden Eliten zurück, einen Konsens und damit

84 Vgl. *Daniel Tödt*, Elitenbildung und Dekolonisierung. Die *Évolués* in Belgisch-Kongo 1944–1960, Göttingen 2018, S. 8, 65–75 und 328–331.

85 Vgl. dazu *Rainer J. Elkar*, Eliten in gesellschaftlichen Umbruchverhältnissen, in: *Elmar Wiesendahl* (Hrsg.), *Eliten in der Transformation von Gesellschaft und Bundeswehr*, Paderborn 2007, S. 33–47, hier: S. 34–36.

86 *Hans Woller*, Dreierlei Abrechnung. Italien nach dem Faschismus, in: *Hans-Joachim Veen* (Hrsg.), *Alte Eliten in jungen Demokratien? Wechsel, Wandel und Kontinuität in Mittel- und Osteuropa*, Köln/Weimar etc. 2004, S. 23–31.

87 Vgl. dazu die nach wie vor anregenden Überlegungen von *Anja Victorine Hartmann*, Kontinuitäten oder revolutionärer Bruch? Eliten im Übergang zur Moderne, in: *ZHF* 25, 1998, S. 389–420, hier: S. 401–408; ferner *Gabriele B. Clemens*, Immobilienhändler und Spekulanten. Die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung der Großkäufer bei den Nationalgüterversteigerungen in den rheinischen Departments (1803–1813), Boppard am Rhein 1995; *Jürgen Müller*, Personeller Umbruch im Rheinland. Die linksrheinischen Kommunalverwaltungen in der Revolutionszeit, in: *Francia* 24, 1997, S. 121–136.

88 Vgl. *Michael Erdinger*, Alte Eliten in einer jungen Demokratie? Elitenzirkulation und Elitenreproduktion unter ostdeutschen Parlamentariern, in: *Veen*, *Alte Eliten in jungen Demokratien*, S. 61–92, hier: S. 61, sowie *Tom Thieme*, Vorreiter wider Willen? Die SED-PDS-Elite und der Systemwechsel in der DDR, in: *Zeitschrift für Politik* 60, 2013, S. 330–347.

89 Vgl. dagegen *Yang Zhang*, Why Elites Rebel: Elite Insurrections during the Taiping Civil War in China, in: *American Journal of Sociology* 127, 2021, 60–101, hier: S. 61 f.; *Carmine Pinto*, La rivoluzione disciplinata del 1860: Cambio di regime ed élite politiche nel Mezzogiorno italiano, in: *Contemporanea* 16, 2013, S. 39–68.

politische Handlungsfähigkeit herbeizuführen. In den Geschichtswissenschaften sind solche Überlegungen bislang nur sporadisch aufgegriffen worden.<sup>90</sup> Als einen von vielen möglichen zeithistorischen Anwendungsfällen bieten sich die Reformkräfte in der SPD der 1950er-Jahre an, die ihre programmatischen Vorschläge gegen die etablierte Parteilite durchzusetzen versuchten, nicht zuletzt, um selbst in Führungspositionen zu gelangen.<sup>91</sup> Einen anderen exemplarischen Fall stellen die Führungsgruppen der Neuen sozialen Bewegungen der 1980er-Jahre dar, die zwar mit antielitären Argumenten gegen die etablierten Parteien fochten, aber dennoch selbst eine politische Gegenelite bildeten, die einen Herrschaftsanspruch erhob und sich in Teilen mit der Partei der Grünen im Gefüge der Parteienlandschaft auf nationaler Ebene institutionalisierte.<sup>92</sup>

### ***Eliten und Raum: lokale, nationale, transnationale Eliten***

Eliten sind aber nicht nur auf der nationalen Ebene (als politische Macht- oder Regierungseliten) angesiedelt, sondern ebenso auf lokaler, regionaler und internationaler Ebene. Die Bildung, die Struktur und die Handlungsweisen von Eliten haben insofern immer auch eine räumliche Dimension. Fast unüberschaubar ist die Zahl von Studien, die sich mit lokalen, meist städtischen Eliten befassen, häufig im Kontext von Staatsbildungsprozessen, sodass Eliten als nach Macht und nach Chancen zu politischer Gestaltung strebende Akteure im Spannungsverhältnis von Zentrum und Peripherie erscheinen.<sup>93</sup> Allerdings sind Eliten auch in diesem Kontext zumeist in nationalgeschichtlicher Perspektive untersucht worden.<sup>94</sup> Erst jüngst hat sich die historische Forschung der Frage nach transnationalen Eliten zugewandt. In diesem Kontext wurden sowohl verflechtungsgeschichtliche Perspektiven als auch Anregungen der sozialwissenschaftlichen Debatte aufgegriffen, welche die Spannungen zwischen nationalen und internationalen beziehungsweise globalen Eliten in den

90 Vgl. etwa *Werner Link*, Führungseliten im Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK), in: Otto-Brenner-Stiftung (Hrsg.), *Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung*, Frankfurt am Main/Köln 1976, S. 110–119, hier: S. 116.

91 Vgl. dazu *Helmut Köser*, Innovationskräfte in der SPD. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 16, 1975, S. 29–54, hier: S. 33–36.

92 Vgl. dazu *Roland Roth*, Gegen Eliten oder Gegeneliten? Grüne und neue soziale Bewegungen in der politischen Kultur der Bundesrepublik, in: *Hans-Dieter Klingemann/Richard Stöss/Bernhard Weßels* (Hrsg.), *Politische Klasse und politische Institutionen. Probleme und Perspektiven der Elitenforschung*, Opladen 1991, S. 434–465.

93 Vgl. etwa *Fabio Grassi-Orsini*, *Classi dirigenti ed élite politiche nella storia d'Italia*, in: *Ventunesimo Secolo* 19, 2009, S. 11–30; *Cornelia Rauh-Kühne/Michael Ruck* (Hrsg.), *Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952*, München 1993; *Isabella De Renzi*, *L'élite sovversiva. I notai nello Stato pontificio dall'età giacobina all'Unità*, Roma 2011; *Robert D. Anderson*, *Centralisation et décentralisation dans la formation des élites en France et en Grande-Bretagne à l'époque contemporaine*, in: *Histoire de l'éducation* 134, 2012, S. 39–58.

94 Vgl. dazu jüngst *Maurizio Cotta*, *Political Elites beyond the Nation State*, in: *Best/Higley*, *The Palgrave Handbook of Political Elites*, S. 643–660.

Fokus gerückt hat.<sup>95</sup> In diesem Zusammenhang wurde ein Übergang von Macht- oder Funktions- zu »Einflusseliten« seit den 1980er-Jahren postuliert. Die Deregulierung der Wirtschaft, das Ende des Kalten Kriegs, die Verbreitung digitaler Technologien und die fortschreitende Globalisierung der Wirtschaft hätten zu einem Wandel der Gestalt und der Aktionsformen von Eliten geführt. Diese sollten demnach nicht mehr als fest gefügte, institutionalisierte Machtgruppen im hierarchischen Gefüge von Nationalstaaten, sondern als relativ ungebundene, flexible, transnationale Akteure (wie etwa Thinktanks) verstanden werden, die aufgrund ihres spezifischen »modus operandi« als Mittler in den verflüssigten Machtstrukturen der globalisierten Welt zu definieren seien.<sup>96</sup> Auch wenn sich solche Überlegungen sicher nicht umstandslos auf die Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts übertragen lassen, verweisen sie dennoch auf relevante Problemstellungen einer Geschichte transnationaler Eliten. So ließe sich fragen, welche Rolle die Mitwirkung in internationalen Organisationen und deren Gremien für die Rekrutierung, Bildung, den inneren Zusammenhalt und die Vernetzung solcher wenig kompakten Elitengruppen spielte. Zudem können erste Ansätze zur Erforschung der spezifischen Soziabilität transnationaler Eliten und ihrer sozialen »Arenen« sowie Formen der Vergesellschaftung fortgeführt werden.<sup>97</sup> Auch klassische biografische Ansätze können genutzt werden, um die Karrieremuster der Angehörigen von transnationalen Elitegruppen zu ermitteln.<sup>98</sup> Vor allem aber müsste das Problem gelöst werden, wie trans- oder internationale mit nationalen, regionalen oder lokalen Eliten verbunden waren, denn die individuellen Positionsinhaber gehörten zumeist mehreren

95 Vgl. dazu die programmatischen Überlegungen von *Andrea Ciampani/Rita Tolomeo*, *L'esigenza di un paradigma interpretativo per la storia delle élites europee*, in: *dies.* (Hrsg.), *Identità nazionali ed élites europee transnazionali*, Soveria Manelli 2015, S. 5–13; ferner *Schneickert*, *Das Feld der Macht in der Elitenforschung*, S. 48–55; *Frédéric Lebaron*, *Les élites européennes comme champ(s)*, in: *Cultures & Conflits*, 2016, Nr. 102, S. 121–149, hier: S. 122; *Steffi Marung/Matthias Middell*, *From Transnational Action to Collective Actors of Transnationalism*, in: *dies.* (Hrsg.), *Transnational Actors – Crossing Borders*. *Transnational History Studies*, Leipzig 2015, S. 9–16; *Friederike Sattler/Christoph Boyer*, *Transnationale Wirtschaftseliten? Die Krise der europäischen Industriegesellschaften und die Wirtschaftseliten in »West« und »Ost« seit den 1970er Jahren*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 53, 2012, S. 171–201.

96 Vgl. *Janine R. Wedel*, *From Power Elites to Influence Elites: Resetting Elite Studies for the 21st Century*, in: *Theory, Culture & Society* 34, 2017, S. 153–178, insb. S. 154–158.

97 Vgl. dazu *Martin Kohlbrausch/Peter Heyrman/Jan de Maeyer*, *Elites and Leisure: Arenas of Encounter in Europe, 1815–1914*, in: *dies.* (Hrsg.), *Leisure and Elite Formation. Arenas of Encounter in Continental Europe, 1815–1914*, Berlin/Boston 2020, S. 1–17, insb. 3, 9–13, sowie die anregenden Überlegungen von *Karsten Holste/Dietlind Hüchtker/Michael G. Müller*, *Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Akteure – Arenen – Aushandlungsprozesse*, in: *dies.* (Hrsg.), *Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts*, Berlin 2009, S. 9–19; ferner *O'Neill*, *How Should Historians Approach Elites*, S. 160; *ders.*, *Catholics of Consequence. Transnational Education, Social Mobility, and the Irish Catholic Elite 1850–1900*, Oxford 2014.

98 *Tim Buchen/Malte Rolf* (Hrsg.), *Eliten und ihre imperialen Biographien*, in: *dies.* (Hrsg.), *Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918)*, Berlin/Boston 2015, S. 3–31.

Eliten an, deren unterschiedliche Erwartungen und Interessen sie zu vermitteln hatten.<sup>99</sup>

### **Elitenkritik und Elitensemantik**

Eine weitere Möglichkeit, die Perspektiven der Sozialgeschichte der Eliten zu bereichern, dürfte in deren Verbindung mit kultur- und ideengeschichtlichen Ansätzen liegen.<sup>100</sup> Das gilt nicht nur für die breit aufgefächerte Geschichte der soziologischen Theorie der Elite, sondern in besonderem Maße für die Problematik der Elitenkritik und der Elitensemantik, deren Relevanz vor allem Morten Reitmayer herausgearbeitet hat.<sup>101</sup> Demnach fiel etwa in Großbritannien eine in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren geführte Debatte über das Versagen der Eliten mit den öffentlichen Auseinandersetzungen über den *decline* des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere während der Dekolonisierung des Empire zusammen. In der Verschiebung der Elitensemantiken und in der publizistischen Elitenkritik spiegelt sich eine Krise der Legitimität der politischen Eliten und die Entwertung des »Gentleman-Habitus« als eines der zentralen Kriterien für den Zugang zur Machtelite des Landes wider.<sup>102</sup> Für die Elitenforschung ergeben sich aus solchen Erkenntnissen zahlreiche neue Perspektiven. So gilt es zu fragen, welche öffentlichen Strategien der Legitimation, Repräsentationen oder Ideologien die Eliten entwickelten, um ihre Positionen zu legitimieren, und wie sich diese Strategien im 19. und 20. Jahrhundert (etwa in Diktaturen oder der sogenannten Mediendemokratie im späten 20. Jahrhundert) wandelten.<sup>103</sup> Dass öffentliche Elitenkritik keineswegs zu Reformen oder zu Anpassungsleistungen der Eliten oder einer Änderung ihres Selbstverständnisses führen muss, zeigt beispielsweise die Adelskritik im 19. Jahrhundert.<sup>104</sup> Als Problem durchaus präsent, aber von der Forschung keineswegs gelöst, ist nicht zuletzt die schon von den »Klassikern« der Elitetheorie aufgeworfene Frage, wie die Bevölkerung ihre Eliten einschätzte und wie Letztere auf Elitenkritik reagierte. Dass in diesem Zusammenhang das soziale Verhältnis von Elite und »Masse« differenzierend untersucht werden muss und gerade für die Zeitgeschichte medien- und kulturhistorische historische Ansätze an Bedeutung gewinnen, liegt auf der Hand. Insofern bietet die Geschichte der Eliten die Chance, grundlegende Probleme einer modernen Sozialgeschichte neu zu fokussieren und zu erforschen. Die

99 Vgl. dazu die Überlegungen von *Roberto Regoli*, *L'élite cardinalizia dopo la fine dello Stato Pontificio*, in: *Archivum Historiae Pontificiae* 47, 2009, S. 63–87, hier: S. 85.

100 Vgl. dazu jüngst *Sophie Spielers*, *The Wealthy, the Brilliant, the Few. Elite Education in Contemporary American Discourse*, Bielefeld 2021, S. 14–19.

101 Vgl. vor allem die grundlegende Studie von *Morten Reitmayer*, *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik*, München 2009.

102 *ders.*, *Die Elitensemantiken einer Klassengesellschaft. Großbritannien im 20. Jahrhundert*, in: *GG* 45, 2019, S. 191–221, hier: S. 191–196 und 211–219.

103 Vgl. etwa zur Frage, wie die »Regimeeliten« der DDR die politische Ideologie einsetzten, um ihre Herrschaft zu stabilisieren, *Benjamin Page*, *Die Regierungseliten der DDR in den Krisen 1953 und 1989. Eine komparative Krisenstudie aus der Perspektive des Politbüros der SED*, Wiesbaden 2019, S. 7.

104 Vgl. *Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 40.

Aufsätze des vorliegenden Bandes leisten dazu wichtige Beiträge, indem sie die skizzierten Problemstellungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln sowie theoretischen Kontexten und für verschiedene historische Konstellationen aufgreifen.



PETER IMBUSCH

## Eliteverständnis

Eine historisch-soziologische Kritik des Eliten-Begriffs

Das Thema der Eliten einer Gesellschaft ist nicht nur ein Dauerthema in öffentlichen Debatten, sondern auch eines der wichtigsten Themenfelder der Gesellschaftsanalyse.<sup>1</sup> Historisch kann man ein Auf und Ab der Elitenbewunderung oder des Elitenbashing feststellen, mal haben Eliten eher ein gutes Image, mal ein schlechtes, mal werden ihnen besondere Fähigkeiten oder Eigenschaften (zum Beispiel »hohes Leistungsvermögen«) zugeschrieben, mal gelten sie als »Nieten in Nadelstreifen«, mal sollen sie kompatibel mit der Demokratie sein, mal stehen sie angeblich gegen sie. In den letzten Jahren – insbesondere mit der neoliberal ausgelegten Globalisierung – hat ihr Bild wieder deutliche Kratzer erhalten, sie gelten als selbstsüchtig und gierig, individuelle Vorteile suchend, abgehoben, weil sie den Blick auf das Ganze der Gesellschaft verloren haben und Gerechtigkeitsideale mit Füßen treten. Wer oder was die Eliten jeweils sind, auch was Eliten zum Elitesein qualifiziert, wer mit der Elitenkritik oder mit der Hochachtung vor den Eliten jeweils gemeint ist, wird hingegen in der Regel nur selten expliziert.<sup>2</sup>

Und auch wenn Eliten für die Gesellschaftsanalyse eigentlich besonders wichtige Gruppierungen oder Akteure sind, so steht dieser Bedeutung in den Sozialwissenschaften doch im Grunde eine geradezu fahrlässige Auseinandersetzung mit den konkreten Eliten gegenüber. So muss es etwa durchaus überraschen, dass in vielen Büchern zur Sozialstrukturanalyse das Thema »Eliten« – wenn überhaupt – eher stiefmütterlich behandelt wird, obwohl diese Gruppen eingeständenermaßen zu den wichtigsten und mächtigsten gesellschaftlichen Gruppierungen zählen sollen.<sup>3</sup> Beizeiten wird der Eliten-Begriff bis zur Unkenntlichkeit gedehnt und er wird schon seit Längerem so vielfältig verwendet, dass er inhaltsleer und beliebig geworden und quasi zu einer Allerweltskategorie verkommen ist. Das lässt nicht zuletzt die ihr eigentlich zugehörigen Gruppen beliebig und diffus erscheinen, was am Ende – ironischerweise – nicht selten darauf hinausläuft, dass man doch gar selber so eine Art Elite sei oder diese allzu harmlos daherkommt.<sup>4</sup> In den sozialwissenschaftlichen Diskussionen um das Agieren der Eliten herrschen zumindest in Deutschland bis heute meistens nur selektive oder höchst normative Argumentationen vor; gegen-

1 *Stefan Hradil/Peter Imbusch* (Hrsg.), *Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen*, Opladen 2003.

2 Auf diesen Tatbestand und die dahinterstehenden Problematiken haben unter anderem *Barbara Wasner*, *Eliten in Europa. Einführung in Theorie, Konzepte und Befunde*, Wiesbaden 2004, und *Michael Hartmann*, *Elitesozilogie. Eine Einführung*, Frankfurt am Main/New York 2004, eingehend hingewiesen.

3 *Peter Imbusch*, *Zur Soziologie der Eliten*, Wiesbaden 2022 (im Erscheinen); siehe jüngst auch die Kritik von *Michael Hartmann*, *Die »Oberklasse« – ein blinder Fleck bei Andreas Reckwitz*, in: *Leviathan* 49, 2021, S. 297–308.

4 *Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Cornelia Mohr* (Hrsg.), *Elitenmacht*, Wiesbaden 2004; *Armin Nassehi*, *Differenzierungseliten in einer »Gesellschaft der Gegenwarten«*, in: *Herfried Münkler/Grit Straßenberger/Matthias Bohlender* (Hrsg.), *Deutschlands Eliten im Wandel*, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 255–274.

über der empirischen Auseinandersetzung mit dem realen Verhalten von Eliten obwalten nach wie vor eher Zuschreibungen und Setzungen, die der Komplexität der Elitenproblematik keineswegs gerecht werden. Diese Skizzierung des Mainstreams darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es gerade in den letzten Jahren eine lebhaftere neuere Diskussion um die Bedeutung und den Stellenwert der Eliten in der Gesellschaft gibt.

Im Folgenden möchte ich zunächst auf ein angemessenes Begriffsverständnis und eine Definition von Eliten zu sprechen kommen, sodann den vergleichsweise unproduktiven, weil vom Kern der Sache ablenkenden Streit um ein angemessenes Begriffsverständnis beleuchten, auf die historische Entwicklung des Elitenverständnisses eingehen und einen Vorschlag machen, wie man die Eliten einer Gesellschaft adäquat untersuchen könnte. Anschließend möchte ich auf die Besonderheiten der deutschen Diskussion um Eliten eingehen und nachdrücklich auf die große gegenwärtige Aktualität der Elitenthematik hinweisen, bevor ich in einem kurzen Resümee zur Elitenforschung ende. Mit meinen Gedanken möchte ich zu einer historisch informierten soziologischen Neujustierung der Debatte über die Eliten beitragen.

## I. Definition und Begriffsverständnis

Beginnen möchte ich, indem ich eine Definition von Eliten in Erinnerung rufe, die Ursula Hoffmann-Lange 1992 in ihrem Buch »Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik« vorgenommen hat. Dort möchte sie

»[...] Eliten als Personen [...] definieren, die sich durch ihre gesellschaftliche Macht bzw. ihren Einfluss auf gesellschaftlich bedeutsame Entscheidungen auszeichnen [...]. Der Elitebegriff soll im vorliegenden Zusammenhang ferner auf die zahlenmäßig kleine Gruppe der mächtigsten Personen in einer Gesellschaft beschränkt werden [...]. Als Eliten werden zudem normalerweise nur solche Personen bezeichnet, deren Macht institutionalisiert ist, also als Ausdruck einer mehr oder weniger dauerhaften Machtstruktur aufgefasst werden kann [...]. Der hier gewählte Elitebegriff ist ein rein formaler Begriff, d. h. er beinhaltet lediglich die Annahme, dass Macht in Gesellschaften ungleich verteilt ist, sagt jedoch nichts über die Gestalt und die Merkmale einer gesellschaftlichen Elite aus. So bleibt offen, ob es sich bei einer bestimmten Elite um eine herrschende Klasse, eine kohäsive Machtelite oder um eine Konfiguration weitgehend autonomer und pluralistischer Führungsgruppen handelt, aus welchen Basisgruppen und aufgrund welcher Kriterien ihre Mitglieder rekrutiert werden, oder ob diese ihre Macht zum Wohl oder Wehe einer Gesellschaft einsetzen.«<sup>5</sup>

Diese Definition verweist meines Erachtens auf jene zentralen Merkmale, um die es geht und worauf es ankommt, wenn wir Eliten untersuchen wollen, nämlich

- Eliten als Personengruppen zu verstehen, die sich dank spezifischer und benennbarer Ressourcen durch ihre gesellschaftliche Macht beziehungsweise ih-

---

<sup>5</sup> Ursula Hoffmann-Lange, *Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik*, Opladen 1992, S. 19 ff.

ren Einfluss auf gesamtgesellschaftlich bedeutsame Entscheidungen auszeichnen;

- den Eliten-Begriff auf die zahlenmäßig kleine Gruppe der mächtigsten Personen in einer Gesellschaft zu beschränken und nicht jede oder alle in Führungspositionen befindliche Personen zur Elite zu zählen;
- Eliten als Personen oder Gruppen zu sehen, deren Macht institutionalisiert ist, also als Ausdruck einer mehr oder weniger dauerhaften Macht- und verfestigten Herrschaftsstruktur aufgefasst werden kann;
- den Eliten-Begriff zunächst als einen rein formalen Begriff zu nehmen, der unmittelbar mit den Ungleichheitsstrukturen von Gesellschaften verbunden ist und lediglich die Annahme beinhaltet, dass die für Macht und Herrschaft relevanten Ressourcen in Gesellschaften ungleich verteilt sind;
- den »Begriff von Elite« nicht mit der »Gestalt von Eliten« zu verwechseln oder automatisch in eins zu setzen, sondern die Merkmale einer gesellschaftlichen Elite – und hier müsste man ergänzen: wie immer sie auch zu benennen wäre – je eigenständig zu bestimmen und zu untersuchen;
- und es eine offene und empirisch zu verifizierende Frage ist, ob es sich bei einer bestimmten Elite um eine herrschende Klasse, eine kohäsive Machtelite oder um eine Konfiguration weitgehend autonomer und pluralistischer Führungsgruppen handelt.

In diesem Sinne gilt: »The study of elites is the study of power and inequality, from above. It involves looking at the distribution of social resources, which can include, economic, social, cultural, political, or knowledge capital.«<sup>6</sup> Umgangssprachlich kann es zwar Sinn ergeben, Eliten auf unterschiedlichen Ebenen mit abgestuften Machtbefugnissen zu unterscheiden, aber angesichts der hierarchischen Gliederung von Gesellschaften sollte ein wissenschaftlicher Eliten-Begriff selbst für die Spitzen der Gesellschaft reserviert bleiben. Wenn man also die genannte Definition ernst nimmt und die macht- und herrschaftssoziologischen Dimensionen miteinbezieht, wird der häufig eher verwirrend gebrauchte Eliten-Begriff nicht nur geschärft und auf die wirklich mächtigen Gruppen einer Gesellschaft ausgerichtet, sondern damit fallen zugleich bestimmte Gruppierungen der Gesellschaft aus dem Elitenlabel heraus.

So hat auch Eva Etzioni-Halevy geschrieben:

»Elites are small groups of people who exert substantial power and influence over the public and over political outcomes. This power is based on the possession and control of various resources, including economic ones (capital and means of production), control of orga-

---

6 *Shamus Khan*, *The Sociology of Elites*, in: *Annual Review of Sociology* 38, 2012, S. 361–377, hier: S. 361.

nizations, political support, symbolic means (knowledge, information, and the manipulation of symbols), and personal resources (such as charisma, or ambition).«<sup>7</sup>

## II. Der unproduktive Streit um den Eliten-Begriff

Damit bin ich bei dem bis heute anhaltenden, meines Erachtens aber unproduktiven Streit um das richtige Elitenverständnis beziehungsweise den Eliten-Begriff. Wenn man grundlegend davon ausgeht, dass es Eliten gibt und sich nochmals vor Augen führt, dass es bei den Eliten um die zentralen Macht- und Herrschaftspositionen in einer Gesellschaft geht, dann dürfen wir heute nicht mehr bei einer ästhetischen Auseinanderlegung des Eliten-Begriffs stehen bleiben und uns über unser wissenschaftliches Differenzierungsvermögen oder das ein oder andere elaborierte Modell freuen, sondern wir müssen endlich wieder zum Kern der Sache zurückkehren, nämlich einem adäquaten Verständnis von Machtausübung und Herrschaftssicherung an der und durch die Spitzen der Gesellschaft.

»This delineation and clarification of the forms of power and domination has had a purpose: to enable me to set out a defensible and useable concept of ›elite‹ as a specific kind of group involved in holding and exercising power. Specifically, elites are to be defined in relation to the structures of domination that constitute them. Elites are those groups that hold or exercise domination within a society or within a particular area of social life.«<sup>8</sup>

Ob man diejenigen Gruppierungen, die man meint, nun als Eliten oder als Oberschichten oder als herrschende Klassen oder als gesellschaftliche Führungsgruppen bezeichnet, sagt ja zunächst nur etwas über die Perspektive des Betrachters aus und nicht über die reale Konstitution der bezeichneten Gruppierung. Natürlich sind mit den verschiedenen Begriffen auch unterschiedliche Implikationen verbunden und natürlich muss geklärt werden, um welche Art von »Elite« es sich am Ende handelt, aber in diese Analyse gehen etliche Vorverständnisse, historisches und soziologisches Kontextwissen immer schon ein und dies präformiert auch den Blick auf die – wie auch immer gefassten – Eliten, ihre Analyse und das Verständnis davon, wer oder was Eliten sind, bereits in einer ganz bestimmten Art und Weise.

Die meisten historischen und sozialwissenschaftlichen Studien begnügen sich in der Regel mit einem pragmatisch gewählten Eliten-Begriff, der aber in seinem Erklärungsanspruch unterkomplex bleibt. Dass der Eliten-Begriff auf der einen Seite voller Ambiguität steckt, sollte auf der anderen Seite aber nicht dazu führen, die definitorischen und begrifflichen Probleme der möglichen Alternativen und die damit einhergehenden unterschiedlichen Konnotationen zu übersehen.

<sup>7</sup> Eva Etzioni-Halevy, Elites. Sociological Aspects, in: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (Hrsg.), International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences, Bd. 7, Amsterdam 2001, S. 4420–4424, hier: S. 4420.

<sup>8</sup> John Scott, Modes of Power and the Re-conceptualization of Elites, in: Mike Savage/Karel Williams (Hrsg.), Remembering Elites, Malden/Oxford 2008, S. 27–43, hier: S. 32; John Scott (Hrsg.), The Sociology of Elites, 3 Bde., Cheltenham 1990.

So geht man bei der Verwendung eines einfachen Eliten-Begriffs davon aus, dass Eliten aus Personen bestehen, die in einem wie auch immer gearteten Ausleseverfahren an die Spitze der Gesellschaft gelangen und schon die Besten oder Geeignetsten sind, um die Spitzenpositionen und entsprechenden Funktionen auszuüben – und dies in der Regel dann auch noch zum Wohl der Gesellschaft tun. Die Privilegierung weniger widerspricht dabei durchaus der demokratischeren Vorstellung der Gleichheit aller und auch meritokratische Kriterien der Auslese beziehungsweise der Auswahl einer herrschenden Minderheit werden häufig konterkariert, Leistung etwa durch Erfolg ersetzt.<sup>9</sup> Das Unbehagen gegenüber einem in der Regel positiv konnotierten Eliten-Begriff entzündet sich sodann auch an der Vorstellung un gerechtfertigter Privilegien, einer Arroganz der Macht oder einer deutlichen Abgehobenheit von der Gesellschaft (Eliten-Massen-Dichotomie). Ein unterkomplexes Verständnis von »Eliten« hat also nicht nur erkenntnistheoretische Gründe, sondern hier spielen auch epistemologische Faktoren oder normative beziehungsweise ideologische Dimensionen eine wichtige Rolle, denn bei der Vorstellung, dass die Besten einer Gesellschaft herrschen, vermengen sich meistens Seins- und Sollens-Aussagen und es kommt zu beträchtlichen Mystifizierungen der real vorfindbaren Eliten.<sup>10</sup>

Auch wenn der Eliten-Begriff heute am weitesten verbreitet, aber auch am heftigsten disputiert wird, so weisen jedoch auch die möglichen begrifflichen Alternativen Probleme auf: Der Begriff der Oberschichten stammt aus der Schichtungssoziologie und bezeichnet dort die Spitzen der Gesellschaft. Hier bleibt beispielsweise unklar, worauf der Status als Oberschicht letztlich zurückgeführt werden kann, welche Kriterien als Maßstab zur Zugehörigkeit zur Oberschicht angelegt werden können und welche Indikatoren zur Bezeichnung der Schicht überhaupt angemessen sind. Auch die Antworten auf die Frage nach den genauen Grenzen und den konkreten Abgrenzungskriterien zu den Mittelschichten bleiben eher vage, sodass in der Regel das Bild sanfter Übergänge zwischen den Schichten mit beträchtlicher sozialer Mobilität gezeichnet wird. Zudem kommen Oberschichten nur selten ohne normative Bezüge aus.<sup>11</sup>

Der Begriff der herrschenden Klasse stammt hingegen aus der (neo-)marxistischen Tradition und kennt klare Abgrenzungen: Sozioökonomische Begründungen (Besitz, Eigentum, Kapital) für die Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse sind in der Regel zentral und führen auch zu Macht, Einfluss und entsprechenden Vorrechten. Die klar begründeten Kriterien der Zuordnung in entsprechenden Untersuchungen führen jedoch manchmal zu ökonomistischen Analysen und überdeterminierten Sichtweisen auf die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse. Die diesbezügliche Bedeutungszuschreibung an die herrschende Klasse kommt zudem in der Regel ohne den konkreten Nachweis von Klassenherrschaft aus. Allerdings gibt es eine breite Diskussion darüber, was eigentlich die herrschende Klasse macht, wenn sie herrscht. Hier werden also jene Funktions- und Reproduktionsprinzipien von

9 Sighard Neckel, »Leistung« und »Erfolg«. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft, in: Eva Barlösius/Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund (Hrsg.), Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland, Opladen 2001, S. 245–265.

10 David Halberstam, *The Best and the Brightest*. Twentieth-Anniversary Edition, New York 1993.

11 Stefan Hradil, *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*, Opladen 1987.

elitärer Herrschaft in den Blick genommen<sup>12</sup>, die letztlich zur Verfestigung von Machtpositionen und Herrschaftsstrukturen führen. Die damit verbundenen Klassenkampfrhetoriken scheinen zwar heute ein wenig überlebt zu sein, werden aber angesichts der weitreichenden sozioökonomischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte zum Beispiel als »Klassenkampf von oben«<sup>13</sup> wieder beschworen.

Der Begriff der Führungsgruppen ist dagegen der diffuseste der Begriffe, die hier als mögliche Alternative fungieren, denn zum einen gibt es Führung in Organisationen oder Institutionen auf allen möglichen Ebenen, zum anderen ist Führung zwar immer an hierarchische Positionen oder Autorität gebunden<sup>14</sup>, muss aber keineswegs mit Elitepositionen einhergehen – der konkrete Nachweis des Elitären wie auch der konkrete Machtbezug fehlen also zunächst. Auch wird nicht genügend zwischen mittleren und höheren Führungspositionen oder der Qualität der Führung differenziert; vielmehr begnügt man sich mit der erst noch zu verifizierenden Unterstellung, dass Führungsgruppen durch ihre Führung und Orientierung schon eigentlich Eliten seien.

Andere Denominationen eskamotieren das Elitäre begriffstheoretisch noch grundlegender. So ist etwa Reichtum kein gutes Äquivalent für die Eliten: Reiche können zwar zur Elite gehören, müssen es aber nicht zwingend, da sich Reichtum über unterschiedliche Klassen und Schichten der Gesellschaft verteilen kann. Hinzu kommt, dass die gesellschaftlichen Verständnisse und soziologischen Differenzierungen des Reichtums höchst verschieden sind und der konkrete Nachweis einer Elitezugehörigkeit eher indirekt erbracht werden muss – auch wenn man davon ausgehen kann, dass sehr wohlhabende Menschen auch schon zur Elite gehören dürften. Reichtum oder Reiche bleiben in struktureller Hinsicht jedoch eine andere Kategorie als Eliten. Neuere sozialstrukturelle Modelle, die auf Lebensstile und soziale Milieus setzen, kommen hingegen ganz ohne Eliten aus. Insbesondere die voluntaristischen Modelle lassen Bezüge auf die wirtschaftliche Verfasstheit einer Gesellschaft, die Hierarchien der Arbeitswelt oder generell die Macht- und Herrschaftsproblematiken vermissen und sind deshalb schon begriffsdefinitorisch nicht in der Lage, Eliten – jenseits des ein oder anderen elitären Lebensstils – überhaupt noch zu erfassen.<sup>15</sup>

Mike Savage und Karel Williams haben deshalb treffend zusammengefasst: »The task of elite studies is not to choose the one correct concept of present day capitalism but to use the figure of elites to recognize [...] how there are enduring continuities in the way that powerful groups organize society in their own interests.«<sup>16</sup>

12 Göran Therborn, *What Does the Ruling Class Do When It Rules? State Apparatuses and State Power under Feudalism, Capitalism and Socialism*, London 1980.

13 Zahlreiche Beispiele finden sich in dem Band von *Wilhelm Heitmeyer* (Hrsg.), *Deutsche Zustände*. Folge 9, Berlin 2010, S. 241–290.

14 *Wolfgang Sofsky/Rainer Paris*, *Figurationen sozialer Macht. Autorität – Stellvertretung – Koalition*, Frankfurt am Main 1994; *Peter Imbusch*, *Macht – Autorität – Herrschaft*, in: *Johannes Kopp/Bernhard Schäfers* (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*, Wiesbaden 2010, S. 166–173.

15 Vgl. *Peter Imbusch*, *Von Klassen und Schichten zu sozialen Lagen, Milieus und Lebensstilen – Von der Machtversessenheit zur Machtvergessenheit?*, in: *ders.* (Hrsg.), *Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen*, Wiesbaden 2012, S. 399–426.

16 *Mike Savage/Karel Williams*, *Elites: Remembered in Capitalism and Forgotten by Social Sciences*, in: *dies.*, *Remembering Elites*, S. 1–24, hier: S. 4.

### III. Historische Entwicklung und Verwendungsweisen des Eliten-Begriffs

Schaut man auf die Entwicklung des Eliten-Begriffs und die etymologische Bedeutung des Wortes, dann wird nicht nur schnell der historische Bedeutungswandel des Begriffsverständnisses, sondern zugleich die Schwierigkeit einer unbefangenen Begriffsverwendung deutlich. Doch was bedeutet überhaupt Elite – zumal, wenn das Phänomen Elite schon *avant la lettre* auftritt?

Was unter dem Begriff »Elite« verstanden wird, ist der Sache nach so alt wie die ersten systematischen Begründungen und Entwürfe einer gesellschaftlichen Ordnung.<sup>17</sup> Schon in Platons »Politeia« sollen die Besten und die Weisesten, die sich mit dem Guten auskennen, herrschen. Später wird der Gebrauch des Eliten-Begriffs durch das Bibelwort »Multi vocati sunt, pauci electi sunt« (Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt) geprägt und die Eliten der Gesellschaft – obgleich nicht explizit so bezeichnet – zugleich als etwas Gottgegebenes erachtet. Gerade im christlichen Kulturkreis haben sich die Herrscher über viele Jahrhunderte als letztlich von Gott auserwählt legitimiert. Auch wenn der Terminus »Elite« auf das lateinische »*eligere*« (auswählen) zurückgeht, so ist er doch französischen Ursprungs und stammt aus der Aufklärungs- und Revolutionszeit des 17. und 18. Jahrhunderts. Das französische Wort »*élire*« fand dabei zunächst im militärischen Bereich zur Bezeichnung der mutigsten und tapfersten Kämpfer Verwendung. Später wurde der Begriff »Elite« vom aufstrebenden französischen Bürgertum als demokratischer Kampfbegriff gegen die Vorherrschaft und die Privilegien des Adels und des Klerus verwandt. Mit den revolutionären Umgestaltungen hin zur bürgerlichen Gesellschaft und der nachfolgenden Begründung moderner Staats- und Gesellschaftsordnungen sollten nicht mehr familiäre Abstammung oder ständische Prinzipien der Selektion für die Besetzung gesellschaftlicher Spitzenpositionen sorgen, sondern die Besten und Verdientesten für die Herrschafts- und Gemeinschaftsaufgaben bestellt werden. Mit den sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen, der Durchsetzung von Demokratisierungen und den sich ausbreitenden Massengesellschaften änderte sich auch die Verwendung des Eliten-Begriffs tief greifend hin zum Konservativen. Bürgertum und akademische Intelligenz waren zutiefst beunruhigt über das durch Bevölkerungsexplosion und Industrialisierung entstandene Phänomen städtischer Massen, in denen sie Brandherde für politische Unruhen und revolutionäre Bestrebungen sahen. Dies ist zugleich der Nährboden für die klassischen Elitetheorien von Gaetano Mosca, Vilfredo Pareto und Robert Michels, die aufgrund ihrer politisch-ideologischen Begründungen de facto einem apologetischen Elitenverständnis Vorschub leisteten und später Anschluss an den aufkommenden Faschismus in Europa fanden. Das Spannungsverhältnis zwischen einer sich entwickelnden Massengesellschaft mit demokratischen, auf Gleichheit orientierten Bewegungen einerseits und elitären Zirkeln in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft andererseits lösten sie in ihren sozial- und staatspolitischen Modellen mit der Orientierung auf Eliten und Forderungen nach einem »neuen Menschen«, schließlich dem Führergedanken auf. Bei Pareto wird der Eliten-Begriff zwar definitorisch wenig hilfreich pluralisiert, aber erstmals wer-

---

<sup>17</sup> Vgl. Imbusch, Zur Soziologie der Eliten.

den politische Herrschaft und politisch-sozialer Wandel mit dem ewigen »Kreislauf der Eliten« verknüpft.<sup>18</sup> Mosca legitimiert die Elite als »herrschende Klasse« quasi naturgesetzlich aus der menschlichen Natur und dem Wesen von Organisationen heraus.<sup>19</sup> Und für Michels ergibt sich die Elitenbildung aus seinem allgemeingültigen »ehernen Gesetz der Oligarchie«.<sup>20</sup> Die damit verbundene Überzeugung der Notwendigkeit der Herrschaft einer kleinen ausgewählten Elite über die große Mehrheit der Bevölkerung als diffuser Masse konnte schließlich von den faschistischen Parteien als zentrale Begründung für ihre Herrschaft und das Führerprinzip genutzt werden: Eliten sind notwendig, um den Massen den Weg zu weisen und im sozialdarwinistisch verstandenen Kampf der Völker zu überleben. Da er aber im Nationalsozialismus zusätzlich mit rassistischen Überlegenheitsideologien aufgeladen wurde, war der Eliten-Begriff in Deutschland mit dem Ende des Nationalsozialismus vollkommen diskreditiert.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte an dieses Eliteverständnis also nicht mehr umstandslos angeknüpft werden.<sup>21</sup> Insbesondere in Deutschland bedurfte es besonderer Anstrengungen, den Eliten-Begriff aus diesem Kontext zu lösen und als analytische Kategorie wieder verwendbar zu machen. Dazu diente in den 1950er-Jahren zunächst der Rekurs auf den Begriff der »Wertelite«, der bestimmten Gruppierungen moralische und ethische Qualitäten zuschrieb, sodann der Rückgriff auf die seinerzeit in den USA gebräuchlichen funktionalistischen Definitionen von Eliten. In Deutschland definierte Otto Stammer Anfang der 1950er-Jahre erstmals die Eliten als Funktionseliten, indem er deren Angehörige an bestimmte gesellschaftliche Stellungen und Positionen band.<sup>22</sup> Seit Anfang der 1960er-Jahre nahmen Hans Peter Dreitzel, Ralf Dahrendorf und Wolfgang Zapf weitere begriffliche Differenzierungen vor und beschäftigten sich auch mit Fragen der Offenheit und Geschlossenheit von Eliten sowie nach Wandel und Kontinuität von Eliten.<sup>23</sup> Die Akzeptanz eines lediglich funktional konzipierten Eliten-Begriffs erhöhte sich im Zuge von Bildungsexpansion und Chancengleichheit, da nun Möglichkeiten für einen sozialen Aufstieg in die Ränge der Funktionseliten zu bestehen schienen. Um das Jahr 1970 und 1981 folgten dann die ersten größeren Untersuchungen der bundesrepublikanischen Eliten (die drei sogenannten Mannheimer Elitestudien)<sup>24</sup>, die – dem Positions- beziehungsweise Funktionsansatz folgend – neben sozialen Charak-

18 *Vilfredo Pareto*, Allgemeine Soziologie, Tübingen 1955 (zuerst ital. 1916).

19 *Gaetano Mosca*, Die herrschende Klasse, München 1950 (zuerst ital. 1895).

20 *Robert Michels*, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens, Stuttgart 1989 (zuerst 1911).

21 *Tom Bottomore*, Elite und Gesellschaft. Eine Übersicht über die Entwicklung des Eliteproblems, München 1996.

22 *Otto Stammer*, Das Elitenproblem in der Demokratie, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 71, 1951, S. 513–540.

23 *Hans Peter Dreitzel*, Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse, Stuttgart 1962; *Ralf Dahrendorf*, Eine neue deutsche Oberschicht?, in: Die Neue Gesellschaft 9, 1962, H. 1, S. 18–31; *Wolfgang Zapf*, Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961, München 1965.

24 Vgl. unter anderem *Ulrich Schleth/Rudolf Wildenmann*, Mannheimer Elite-Studie 1968, GESIS Datenarchiv, Köln, URL: <<https://doi.org/10.4232/1.1138>>; [8.10.2021]; *Max Kaase/Rudolf Wildenmann*, Führungsschicht in der Bundesrepublik Deutschland (Mannheimer Elite-Studie 1981), GESIS Datenarchiv, Köln, URL: <<https://doi.org/10.4232/1.1139>> [8.10.2021].



teristika der Eliten auch auf deren innere Kohärenz und gesellschaftliche Akzeptanz abhoben. Mitte der 1990er-Jahre gab es dann mit der sogenannten Potsdamer Elitestudie die erste gesamtdeutsche Untersuchung von Eliten.<sup>25</sup> Das übereinstimmende Resultat dieser Untersuchungen war, dass die deutsche Elite weder von ihrer Herkunft noch von ihrem Zusammenhalt eigentlich eine »nationale Elite« sei, sondern in eine Vielzahl von sektoralen Teileliten mit je eigenen, sich letztlich ausbalancierenden Machtpotenzialen zerfalle. Zwar wiesen die Funktionseliten gewisse Charakteristika und Merkmale auf, doch stellten sie keine von der übrigen Gesellschaft getrennte Schicht oder gar Klasse dar. Insgesamt wird die bundesdeutsche Elite eher als ein pluralistisches Gefüge von Führungsgruppen verstanden, das demokratischen Werten und Spielregeln verhaftet sei<sup>26</sup>, sodass die jeweiligen Eliten in diesen Untersuchungen in einem hellen Licht erstrahlen.

Auch wenn dies die dominante Perspektive auf die Elitesituation in Deutschland war, so kann doch nicht übersehen werden, dass es sowohl in Deutschland wie auch international gewichtige Gegenströmungen gab, die der Tradition einer kritischen Elitenforschung verhaftet waren.<sup>27</sup> Kritisch rezipiert wurde zum Beispiel die legendäre Untersuchung »The Power Elite« von C. Wright Mills<sup>28</sup>, in der er die Eliten der USA als mächtige Gruppen analysiert, die untereinander verbunden seien und mit gemeinsamen Herrschaftsinteressen miteinander interagierten. In der Folgezeit setzte William Domhoff mit seinen Studien zu »Who Rules America?«<sup>29</sup> diese Linie mit etlichen Ausdifferenzierungen fort. In der Bundesrepublik führte dies jedoch nicht zu entsprechenden Untersuchungen der Eliten, sodass deren Studien eine minoritäre Strömung im wissenschaftlichen Feld der Elitenforschung geblieben sind. Später hat sich dieser Strang insofern verbreitert, als kritische Töne auch aus der eher pluralistischen Ecke kamen.<sup>30</sup> Zu nennen wären hier etwa Robert A. Dahls Feststellung einer Tendenz zur Oligarchisierung von Machtstrukturen in politischen Systemen aller Art, Robert D. Putnams Gesetz der zunehmenden Disproportionalität oder auch Ursula Hoffmann-Langes Verständnis der Eliten als kleine, gut vernetzte soziale Gruppen mit überdimensionalem Einfluss und bedeutenden Machtpotenzialen in der Gesellschaft.<sup>31</sup> Genuin kritisch orientiert waren später auch die soziologischen Untersuchungen von Michael Hartmann zu vielfältigen Aspekten der Eliten (insbesondere zur Abschottung und hohen Selbstrekrutierung der

25 Wilhelm Bürklin/Hilke Rebenstorff u. a., Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration, Opfaden 1997.

26 Herfried Münkler/Grit Straßenberger/Matthias Bohlender (Hrsg.), Deutschlands Eliten im Wandel, Frankfurt am Main/New York 2006; Elmar Wiesendahl (Hrsg.), Eliten in der Transformation von Gesellschaft und Bundeswehr, Paderborn/München etc. 2007.

27 Beate Kraus, Die Spitzen der Gesellschaft und die modernen Formen der Herrschaft, in: Hradil/Imbusch, Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, S. 101–110; Beate Kraus (Hrsg.), An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz 2001.

28 C. Wright Mills, The Power Elite, Oxford 1956.

29 G. William Domhoff, Studying the Power Elite. Fifty Years of Who Rules America?, New York 2018.

30 Robert Alford/Roger Friedland, Powers of Theory, Cambridge 1985.

31 Robert A. Dahl, Polyarchy. Participation and Opposition, New Haven 1971; Robert D. Putnam, Elite Transformation in Advanced Industrial Societies. An Empirical Assessment of the Theory of Technocracy, in: Comparative Political Studies 10, 1977, S. 383–412; Hoffmann-Lange, Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik.

Wirtschaftseliten)<sup>32</sup> oder Pierre Bourdieus Ansatz der Verbindung einer modernisierten Klassentheorie mit sozialen Milieus in seiner Studie zu den »feinen Unterschieden«<sup>33</sup>, die in Frankreich zugleich schulbildend wirkte und eine ganze Reihe von weiteren Untersuchungen inspirierte.

Resümiert man diese Entwicklungen in Bezug auf den Eliten-Begriff oder das jeweilige Elitenverständnis, dann wird deutlich, dass der Begriff sich von einem stark avantgardistischen und progressiven Verständnis in der Anfangszeit in ein eher konservatives beziehungsweise apologetisches Verständnis wandelt und schließlich nach seiner zeitweiligen Pervertierung in der Nachkriegszeit gänzlich unbrauchbar wird. Schließlich kommt es in den 1960er-Jahren zu einer langsamen Restaurierung und scheinbaren Entnormativierung des Begriffs, die ihn zwar wieder hoffähig machen, er aber nun starke Konkurrenz von kritischen Elitenverständnissen erhält. Schaut man zudem auch auf das politische Feuilleton, dann wird der Begriff mit der Zeit zu einem inhaltsleeren, beliebigen Allerweltsbegriff, unter dem man heute vieles subsumieren kann.

Begriffsgeschichtlich und diskurstheoretisch dürfte dabei vor allem interessant sein, dass die Unterschiede in der Verwendung des Begriffs mehr über den jeweiligen Zugriff und das zeithistorische Verständnis von Eliten aussagen als über die Eliten selbst. Durch die teils ausufernde Beliebigkeit des Eliten-Begriffs wird zudem das Erkenntnispotenzial geradezu unterminiert. Um zu einem analytisch gehaltvollen, theoretisch angemessenen und sinnvoll anwendbaren Elitenverständnis zu gelangen, muss man zwar mit einer Kritik der Begrifflichkeit und seiner Implikationen beginnen, aber nur eine empirische Erforschung von Eliten ist in der Lage, die durch alternative Denominationen evozierten sozialen Wirklichkeiten über die Eliten realitätsgerecht in den Blick zu nehmen und die wissenschaftliche Präzision eines Elitenverständnisses zu prüfen. Dazu bedarf es allerdings zwingend der Erkenntnisse einer kritischen Elitenforschung, denn nur mit ihr lässt sich die Gefahr einer weitreichenden Untertheoretisierung des Elitenverständnisses beheben. Gerade dazu hat es in jüngerer Zeit vielversprechende neue Ansätze gegeben.<sup>34</sup>

#### IV. Wie lassen sich die Eliten der Gesellschaft sinnvoll untersuchen?

Was braucht es nun also, um die Bedeutung und den Stellenwert, aber auch das Handeln von Eliten zu analysieren und zu verstehen? Zunächst möchte ich betonen, dass es ohne ein profundes und das heißt vor allem ganzheitliches Verständnis von Gesellschaften nicht geht, dass es ohne eine politische Soziologie der sozialen Ungleichheiten einer Gesellschaft nicht geht und dass es ohne Sensibilität für

32 Michael Hartmann, *Top-Manager. Die Rekrutierung einer Elite*, Frankfurt am Main/New York 1996; *ders.*, *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*, Frankfurt am Main/New York 2002; *ders.*, *Die Abgehobenen. Wie die Eliten die Demokratie gefährden*, Frankfurt am Main/New York 2018.

33 Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main 1982 (zuerst frz. 1979); *ders.*, *Der Staatsadel*, Konstanz 2004 (zuerst frz. 1989).

34 Zum Beispiel Olav Korsnes/Johan Heilbron/Johs. Hjelldrekkke u. a. (Hrsg.), *New Directions in Elite Studies*, New York 2018.

Machtprozesse und Herrschaftsausübung von Minoritäten kaum gelingen kann, gute Elitenforschung zu betreiben. Das ganzheitliche makrosoziologische Verständnis von Gesellschaften benötigt man, um die strukturierenden Aspekte einer Gesellschaft zu erfassen, um das Aufeinanderangewiesensein beziehungsweise die Interdependenz einzelner Schichten und Klassen zu verstehen und die Veränderungen zu detektieren, die sich diesbezüglich etwa in den letzten Jahrzehnten eingestellt haben. Eine politische Soziologie sozialer Ungleichheit<sup>35</sup> müsste hinter die Kulissen schauen und durchsichtig machen, dass soziale Verhältnisse nicht einfach so sind, sondern dass sie bewusst hergestellt werden, dass sich hinter sozialen Ungleichheiten unterschiedlich mächtige Akteure und Interessen verbergen, die durchsichtig gemacht werden können, und dass die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen von sozialen Strukturen mit in die Analyse einbezogen werden müssen. Gute Elitenforschung kann zudem nicht ohne den kritischen Blick auf Macht und Herrschaft gelingen.<sup>36</sup> Wer keine Machtprozesse und Herrschaftsstrukturen analysieren möchte und ein konfliktorientiertes Gesellschaftsverständnis scheut, wird immer nur eine gefällige, das heißt theoretisch unterkomplexe und politisch verharmlosende, unbedarfte oder schlimmstenfalls gar naive Elitenforschung betreiben können. Oder anders gesagt: Man muss wissen wollen! Man muss die richtigen Fragen stellen! Und man muss wissen, wohin man schauen muss! Nur so ließe sich meines Erachtens eine kritische Perspektive, eine im besten Sinne des Wortes radikale Optik einstellen, die das analytische Handwerkszeug für eine dringend benötigte, aber gut begründete Gesellschaftskritik hinsichtlich der Eliten eröffnen würde – und zwar jenseits der rechtspopulistischen Kritiken am sogenannten Establishment.

Doch wie geht das und was macht man dabei genau? Damit wären wir bei den Schwierigkeiten der Untersuchung von Eliten und den daraus sich ergebenden Herausforderungen für eine Elitenforschung. Die Eliten der Gesellschaft zu untersuchen, ist nicht nur angesichts der begrenzten Zugangsmöglichkeiten zum Feld ›der Eliten‹ schwierig, sondern auch angesichts der Tatsache, überhaupt erst einmal feststellen zu müssen, wer denn zu den Eliten einer Gesellschaft gehört. Die bisherigen Ansätze zur Erfassung von Eliten – angefangen von der Positions- oder Funktionsmethode über die Reputations- und Entscheidungsmethode bis hin zu strukturalistischen Ansätzen und Netzwerkanalysen – haben ja alle ihre auf verschiedenen Ebenen liegenden Defizite, sodass ein Rest analytischer Vagheit und Unbestimmtheit zwar kaum vermieden werden kann, aber doch zumindest Auswege aus den offensichtlichsten Aporien bestimmter Elitenverständnisse und -zugänge aufgezeigt werden sollen.<sup>37</sup> Hier scheint nur eine Kombination unterschiedlicher methodischer Zugänge bei entsprechender theoretischer Grundierung Abhilfe schaffen zu können.

---

35 Reinhard Kreckel, *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*, Frankfurt am Main/New York 2004 (zuerst 1992).

36 Peter Imbusch, Die friedensethische Bedeutung der Kategorie Herrschaft, in: *Ines-Jacqueline Werkner/Klaus Ebeling* (Hrsg.), *Handbuch Friedensethik*, Wiesbaden 2017, S. 125–137; ders., Herrschaft, in: *Martin Endress/Benjamin Rampp* (Hrsg.), *Politische Soziologie. Handbuch für Wissenschaft und Studium*, Baden-Baden 2021 (im Erscheinen).

37 Wolfgang Felber, *Elitenforschung in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1986; *George Moyer/Margaret Wagstaffe* (Hrsg.), *Research Methods for Elite Studies*, London 1987.

Am weitesten verbreitet, weil auch am einfachsten handhabbar, ist die *Positions- oder Funktionsmethode* zur Identifizierung der Eliten: Als Eliten gelten hier die Inhaber der Spitzenpositionen in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen. Über ein mehrstufiges Auswahlverfahren (Festlegung der relevanten Gesellschaftsbereiche, Identifizierung zentraler Institutionen und der Top-Positionen) werden die jeweils aktuellen Inhaber von Elitepositionen in einer Gesellschaft identifiziert. Bei diesen Methoden gibt es allerdings entscheidende und das Resultat der Untersuchung präformierende Vorannahmen darüber, wer letztlich zu den Eliten zählen mag. Des Weiteren geht dieser Ansatz davon aus, dass formale Machtpositionen oder bestimmte Funktionen in der gesellschaftlichen Hierarchie auch tatsächlichen Einfluss verbürgen. Weitere Schwächen dieses Ansatzes sind es, informelle Macht- und Entscheidungsträger nicht identifizieren zu können sowie die Eliten trennscharf, aber nicht dezisionistisch von den Nichteliten abzugrenzen. Das Ergebnis der Positions- beziehungsweise Funktionstechnik ist in der Regel eine pluralistische Machtstruktur.

Die *Reputationsmethode* in der Elitenforschung ist schon ein wenig älter und basiert auf Fremdeinschätzungen, die häufig in Gemeindekontexten (zum Beispiel der Community-Power-Forschung) eingesetzt wurde.<sup>38</sup> Sie beruht auf der Annahme, dass die Eliten als einflussreiche Personen auch denjenigen bekannt sind, auf die sie Einfluss nehmen. Um zu erfahren, wer zur Elite gehört, muss ein Befragungssample beziehungsweise eine Gruppe von Experten festgelegt werden, die dann befragt wird, wen sie für einflussreich hält. Entscheidend ist hier die Auswahl des Samples, die jedoch vielfältige Fehlerquellen beinhalten kann, die schließlich zu einer Verzerrung der Ergebnisse führen. Zudem bleiben die Kriterien der Zugehörigkeit zur Elite unklar und qualitative Unterschiede unberücksichtigt. Schließlich wird bei dieser Methode nur die Reputation gemessen, nicht aber der tatsächliche Einfluss; nichtsichtbarer Einfluss bleibt zudem unerkannt. Das Ergebnis der Reputationsmethode ist in der Regel eine eher oligarchische Machtstruktur.

Die Grundannahme der *Entscheidungsmethode* ist dagegen, dass eine Person wirklich mächtig ist, wenn sie in gesellschaftlichen Streitfragen oder wichtigen Entscheidungssituationen ihre Position durchzusetzen vermag. Ausgangspunkt der Entscheidungstechnik ist entsprechend die Identifizierung und Analyse einer oder mehrerer bedeutsamer gesellschaftlicher Konfliktkonstellationen und die Untersuchung, wer sich in welchen Positionen aufgrund welcher Ressourcen durchsetzen kann. Mit der Entscheidungstechnik wird also die konkrete Ausübung von Macht rekonstruiert und die Elite über diese Machtausübung identifiziert. Kritisch gegen diese Methode ließe sich einwenden, dass sie immer nur äußerst ausschnittshafte Ergebnisse bringt, die in Entscheidungsprozessen selbst sich niederschlagende Machtausübungen übersieht und für Entscheidungen im Sinne der berühmten

---

38 Claire W. Gilbert, *Comparative Study of Community Power Research, 1920–1964*, Inter-University Consortium for Political and Social Research, 2008, URL: <<https://www.icpsr.umich.edu/web/ICPSR/studies/26>> [6.8.2021].

»non-decisions«<sup>39</sup> gänzlich blind ist. Sie ist zudem nur mit ausgefeilten Insiderkenntnissen verlässlich.<sup>40</sup>

Gänzlich anders gehen hingegen *strukturalistische Modelle* zur Identifizierung von Eliten vor, die sich eher aus einer neomarxistischen Perspektive dem Phänomen Elite nähern. Sie leiten aus einer bestimmten Verfasstheit der Gesellschaft, ihren Ungleichheitsstrukturen und ihren Reproduktionsmustern, den vorfindbaren Machtbeziehungen und sichtbaren Herrschaftsverhältnissen die Existenz einer herrschenden Elite ab. Ausgangspunkt dieser Studien sind etwa die ungleiche Verteilung von Produktionsfaktoren, die unterschiedliche Ausstattung mit Kapitalarten sowie die Annahme, dass die in einer Gesellschaft vorhandenen knappen Güter auch tatsächlich umkämpft und Konflikte um das gesellschaftliche Mehrprodukt strukturbildend für alle Gesellschaften sind. Resultat solcher Untersuchungen ist dann in der Regel der Nachweis einer mehr oder weniger hochintegrierten herrschenden Klasse oder wenigstens einer Machtelite. Ein Problem mit solch strukturalistischen Methoden der Identifizierung von Eliten ist gewissermaßen ihre sozio-ökonomische Überdeterminiertheit. Eine weitere Schwäche kann in dem fehlenden Nachweis der postulierten umfassenden Herrschaft einer Klasse mit einem relativ einheitlichen Gesamtinteresse gesehen werden, dem gegenüber gesellschaftliche Differenzierungen und divergierende Interessen unzulässigerweise eingeebnet werden.<sup>41</sup>

Die *Netzwerkanalyse* ist eine weitere Methode der Identifizierung von Eliten, die sich insbesondere zur Identifizierung von persönlichen oder institutionellen Netzwerken der Eliten eignet.<sup>42</sup> Ausgangspunkt dieser in den letzten Jahren wieder deutlichen Aufschwung erfahren habender, analytischen Zugänge ist, dass Personen mit engen kommunikativen Kontakten zu Elitenmitgliedern häufig selbst Elitenmitglieder waren oder über den Kontakt mit ihnen über eine gewisse Machtfülle verfügten. Eliten werden mit dieser Methode als Netzwerke gefasst, die um die Inhaber einflussreicher Personen entstehen und entsprechend Macht und Einfluss geltend machen können. Die Netzwerkanalyse ist ein voraussetzungsreiches und komplexes Verfahren und wird häufig in Kombinationen mit anderen Methodiken angewendet. Im Ergebnis bringt sie eher oligarchische Elitenstrukturen hervor.

Neben diesen schon älteren, aber immer noch gebräuchlichen Zugriffen auf die Eliten einer Gesellschaft sind in den letzten Jahren allerdings noch weitere vielversprechende Zugänge getreten, auf die später noch eingegangen wird. Resümierend soll an dieser Stelle lediglich darauf hingewiesen werden, dass sich Eliten einem leichten Zugriff entziehen und die Untersuchung von Eliten nicht nur eine theoretische, sondern auch empirisch-methodologische Herausforderung darstellt. Als ideologieverdächtig müssen dabei generell Eliteverständnisse begriffen werden, die entweder mit normativen Präjudizien bezüglich der Eliten arbeiten oder deren spezifi-

39 Steven Lukes, *Power. A Radical View*, New York 2004.

40 G. William Domhoff, *State Autonomy or Class Dominance? Case Studies on Policy Making in America*, New York 1996.

41 Uwe Becker, *Kapitalistische Dynamik und politisches Kräftefeld. Zur Kritik des klassentheoretischen Ansatzes*, Frankfurt am Main/New York 1986.

42 Franz Urban Pappi, *Netzwerkansätze in der Eliteforschung*, in: Christian Stegbauer/Roger Häußling (Hrsg.), *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010, S. 587–600.

sche methodische Verfahren eine bestimmte Art von Elite beziehungsweise ein bestimmtes Ergebnis erst hervorbringen.

## V. Die Besonderheiten der deutschen Diskussion um Eliten

Es ist meines Erachtens schon sehr bemerkenswert, in welchem großem Umfang sich die deutsche Elitenforschung von den internationalen Diskussionen um Eliten entfernt hat. Denn schaut man sich einmal die äußerst lebendige internationale Forschungslandschaft zu den Eliten an, dann ist unschwer zu erkennen, dass es in Deutschland gewissermaßen eine Sondersituation in Bezug auf die Erforschung von Eliten gibt. Diese Sondersituation besteht vor allem hinsichtlich der Untersuchung der eigenen Eliten und ihrer Strukturen, sodann aber auch in der relativ unreflektierten Benutzung des Eliten-Begriffs und nicht zuletzt in der Rezeption internationaler Erkenntnisse und Methodiken. Dieser Sonderweg mag an bestimmten Legaten der historischen Entwicklung liegen, die ein unbefangenes Wording zu den Eliten lange Zeit quasi verhindert haben, hat aber auch mit Vereinseitigungen der sozialstrukturellen Debatten der letzten Jahre zu tun.

In Bezug auf das Wording findet sich beispielsweise in den angelsächsischen, aber auch den romanischsprachigen Ländern ein deutlich unbefangenerer Umgang mit dem Phänomen als im deutschen Sprachraum. Zum einen ist dort der Eliten-Begriff selbst weniger aufgeladen und weniger verpönt, zum anderen koexistieren mit dem Eliten-Begriff gleichzeitig Ausdrücke wie etwa »ruling class«, »power elite«, »bourgeoisie«, »classe dominante«, »classe dirigeante«, was nicht nur auf unterschiedliche Konstitutionszusammenhänge der machtvollsten Gruppierungen der Gesellschaft verweist, sondern auch eine weit größere Abgeschlossenheit und Distanz der Eliten gegenüber der Gesellschaft anzeigt. In Deutschland legt einzig der in den letzten Jahren in Mode gekommene Begriff der »politischen Klasse« – allerdings eingeschränkt auf das politische System – eine gewisse Verselbstständigung von Eliten nahe.<sup>43</sup> Begriffliche Kennzeichnungen wie »Machtelite«, »Bourgeoisie« oder »Herrscherklasse« sind hierzulande eher ungebräuchlich – ohne dass allerdings der Nachweis ihrer Unnützlichkeits zuvor erbracht worden wäre. Auch sind Begriffe wie »class« oder »elite« im angelsächsischen Sprachgebrauch offener und weniger normativ aufgeladen als in Deutschland. Das unterschiedliche Wording hat sicher damit zu tun, dass sich die spezifischen Elitenkonstellationen in Deutschland durchaus von seinen Nachbarländern in Europa oder von Nordamerika unterscheiden, erklärt aber nicht den ganzen Zusammenhang.

Denn in Bezug auf die sozialstrukturellen Debatten der letzten beiden Jahrzehnte sind die Eliten als Forschungsgegenstand im Grunde fortschreitend marginalisiert worden. Das betrifft einmal konkrete Untersuchungen zu den gesamtdeutschen Eliten, sodann aber auch die Untersuchung einzelner Teileliten. Es geht aber auch da-

43 Klaus von Beyme, Der Begriff der politischen Klasse – eine neue Dimension der Elitenforschung?, in: Politische Vierteljahresschrift 33, 1992, S. 4–32; Thomas Leif/Hans-Josef Legrand/Ansgar Klein (Hrsg.), Die politische Klasse in Deutschland. Eliten auf dem Prüfstand, Bonn 1992; Bernhard Weßels, Zum Begriff der »Politischen Klasse«, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 43, 1992, S. 541–549.

rum, dass offensichtlich davor zurückgeschreckt wird, Macht und Herrschaftsbeziehungen angemessen – oder überhaupt – gesellschaftstheoretisch jenseits ihrer vermeintlich positiven Aspekte zu thematisieren. Auch die mit Eliten unmittelbar zusammenhängenden Fragen nach der sozialen Ungleichheit, der Einkommens- und Reichtumskonzentration, dem Verhältnis von Wirtschaft und Politik oder den sozialen Zusammenhängen von ›oben‹ und ›unten‹ in der Gesellschaft werden eher stiefmütterlich behandelt und mit bestimmten diskursiven Strategien (seitens der Eliten) abgedeckt. Nicht zuletzt hat gerade die in Deutschland besonders attraktive Vorstellung, man lebe gar nicht mehr in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft mit ausgeprägten Machtzentren und brauche deshalb weniger Klasse oder Schicht, sondern vielmehr soziale Milieus und Lebensstile für die Erkenntnis der sozialstrukturellen Verfasstheit eines Landes, die Elitenproblematik quasi eskamotiert. Die hierzulande stark herausgestellte Bedeutung von sozialen Milieus, Lagen und Lebensstilen ist nicht nur im internationalen Vergleich ziemlich singulär geblieben, sondern sie transportiert – mit wenigen Ausnahmen<sup>44</sup> – auch eine Machtvergessenheit, die der Elitenforschung insgesamt nicht guttut. Angesichts der harten Realitäten der angelsächsischen Klassengesellschaften oder auch der beträchtlichen Ungleichheitsverhältnisse in Frankreich, Spanien oder Italien – ganz zu schweigen von anderen Weltregionen wie Lateinamerika – ist zum einen die geringe Resonanz der deutschen Elitenforschung im Ausland, zum anderen aber auch die nur begrenzte Rezeption entsprechender Ansätze aus diesen Ländern vielleicht verständlich.

Ich möchte an dieser Stelle deshalb noch einmal ausdrücklich auf das Anregungspotenzial der ganz unterschiedlich gelagerten Untersuchungen von Pierre Bourdieu zu den »feinen Unterschieden«, Göran Therborn über die Frage »What does the ruling class do when it rules?«, von William Domhoff über »Who rules America?« und John Scott über »Who rules Britain?« sowie nicht zuletzt die jüngsten bahnbrechenden Untersuchungen von Thomas Piketty über »Das Kapital im 21. Jahrhundert« und über »Kapital und Ideologie« und ihren jeweiligen ›Schulen‹ hinweisen – von vielen bemerkenswerten Einzelstudien und Fortentwicklungen des methodologischen Zugriffs ganz zu schweigen.<sup>45</sup>

## VI. Die aktuelle Bedeutung der Elitenproblematik

In internationaler Perspektive haben jedoch die wiederholten schweren Krisen der letzten Jahrzehnte, etliche Skandale um die Eliten, die Entwicklung einer neoliberal ausgelegten Globalisierung mit ihren Folgewirkungen wie dem Übergang zu einem Finanzmarktkapitalismus mitsamt der Zunahme sozialer Ungleichheiten und sich vertiefender gesellschaftlicher Spaltungen das Thema der Eliten wieder ganz oben

44 Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling u. a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Berlin 2015 (zuerst 2001).

45 Bourdieu, Die feinen Unterschiede; Therborn, What Does the Ruling Class Do When It Rules?; G. William Domhoff, Who Rules America? The Triumph of the Corporate Rich, New York 2013; John Scott, Who Rules Britain?, Cambridge 1991; Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2016 (zuerst frz. 2013); ders., Kapital und Ideologie, München 2020 (zuerst frz. 2019).

auf die Tagesordnung gebracht. Die damit verbundenen Machtverschiebungen innerhalb einzelner Eliten und zwischen verschiedenen Teileliten, die Konzentrations Tendenzen von Macht und Reichtum, die Entstehung einer transnationalen »superclass«<sup>46</sup> sowie die politischen Folgewirkungen in Form eines scheinbar unaufhaltsamen Rechtspopulismus haben eine beträchtliche Unruhe und Nervosität in die Gesellschaften getragen und die Angst vor einer Destabilisierung der politischen Verhältnisse verstärkt. Die Eliten werden für etliche dieser Krisentendenzen verantwortlich gemacht, sodass man fragen könnte, was sich gegenüber dem »goldenen Zeitalter des Kapitalismus«<sup>47</sup> in der Wahrnehmung der Rolle der Eliten verändert hat.

Schaut man einmal genauer hin, warum beispielsweise die wachsende Macht und der zunehmende Reichtum der Eliten heute für mehr Unruhe und Widerstand sorgen als in früheren Zeiten, dann wird man unter anderem darauf hinweisen können, dass die Eliten früher den Abstand von Einkommen und Reichtum gegenüber den subordinierten Klassen und Schichten »verdient« hatten, während sich heutzutage die rasch zunehmende Differenz durch Zufall, Glück, Erfolg oder unverdiente Belohnungen herstellt. Während beispielsweise im Mittelalter Macht und Reichtum der Eliten weniger auf Kosten der niedrigeren Klassen wuchsen als aufgrund von Quellen, welche diesen gar nicht offenstanden, scheinen Macht und Reichtum heute direkt auf Kosten der unteren Klassen zu gehen, und zwar durch die Indienstnahme von ökonomischen und politischen Benefits, die eigentlich auch den unteren Klassen zugutekommen sollten. Während es noch in der Nachkriegszeit so erschien, als dass die wachsende Macht und der zunehmende Reichtum über sogenannte Trickle-down-Effekte schließlich auch den unteren Klassen zugutekommen und diese in einer Art »Fahrstuhleffekt« (Ulrich Beck) gehoben würden, so haben wachsende Macht und immenser Reichtum der Eliten heute durch »Winner-take-all«-Märkte in der Regel keinen Nutzen mehr für die niederen Klassen. Und während über lange Zeiträume Macht, Reichtum und Status noch unterschiedlichen Verteilungslogiken folgten – Geld garantierte nicht unbedingt Status und Macht, welche auch ohne hohe Einkommen und Reichtum erzielt werden konnten –, so sind heute Macht, Geld und Status untrennbar miteinander verbunden, sodass eine Elite, die einen zunehmenden Anteil an einem Gut hat, zugleich einen entsprechenden Anteil vom anderen erhält.<sup>48</sup>

So ist es keineswegs verwunderlich, dass in Zeiten sich vertiefender sozialer Ungleichheiten und gesellschaftlicher Regressionstendenzen wieder von »Winner-

46 David Rothkopf, *Superclass. The Global Power Elite and the World They Are Making*, New York 2008; kritisch dazu Michael Hartmann, *Die globale Wirtschaftselite. Eine Legende*, Frankfurt am Main/New York 2016.

47 Wolfgang Streeck, *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013.

48 Alan Shipman/June Edmunds/Bryan S. Turner, *The New Power Elite. Inequality, Politics and Greed*, London 2018, S. xi.



take-all«-Gesellschaften<sup>49</sup>, »Oligarchisierung«<sup>50</sup>, »Refeudalisierung«<sup>51</sup>, »Plutokratisierung«<sup>52</sup> und den »1%«<sup>53</sup> die Rede ist und etliche Analysen vorliegen, die sich mit den problematischen Einflüssen des großen Geldes auf die Politik<sup>54</sup>, den Folgen für die Demokratie<sup>55</sup> und den Einfluss von Überfluss auf die Politik<sup>56</sup> beschäftigen. All diese Studien sind Musterbeispiele für ein tiefer gehendes und adäquates Verständnis des Handelns von Eliten, weil sie zum einen zeigen, wie das aktive Handeln von Eliten zu bestimmten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ergebnissen führt, zum anderen wirtschaftliche Entwicklungen und politische Phänomene der letzten beiden Jahrzehnte besser zu verstehen helfen. Diese Einsichten gelingen den Autorinnen und Autoren vor allem durch eine sozialwissenschaftliche Analyse der jeweiligen Elitekonstellationen mit ihren je eigenen Akteurs-Struktur-Problematiken, zum anderen aber auch durch die systematische Berücksichtigung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen innerhalb der Gesellschaft, aber auch des Machtgefälles zwischen einzelnen Teileliten. Während es im angelsächsischen Bereich, aber auch in Frankreich etliche solcher spannenden und erhellenden Analysen gibt, sind sie für den deutschsprachigen Raum eher Mangelware geblieben.<sup>57</sup> Bei aller Systematik weisen diese Studien jedoch auch einen pragmatischen Zug auf, der die Macht ausübung und Einflussnahme über die konkrete Identifizierung von Eliten, Indikatoren für ihren Elitestatus und unterschiedliche Machtformen nachzeichnet, um im Zusammenspiel deren Wirkungen und Folgen für die Gesellschaft verständlich zu machen.

## Fazit

Nimmt man die zuvor gemachten Anregungen ernst und berücksichtigt auch die Ergebnisse der genannten Analysen, dann lässt sich vielleicht zusammenfassend sagen, dass sich die Herrschaft von Eliten über

- die Reproduktion grundlegender Auslese-, Vorrang- und Herrschaftsprinzipien der begünstigten Gruppen herstellt. Diese Reproduktionsprinzipien hat die

49 *Jacob S. Hacker/Paul Pierson*, *Winner-Take-All Politics*, New York 2010.

50 *Jeffrey A. Winters*, *Oligarchy*, Cambridge 2011.

51 *Sighard Neckel*, *Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft*, in: MPIfG Working Paper 10/6, Köln 2010; *Olaf Kaltmeier*, *Refeudalización. Desigualdad social, economía y cultura política en América Latina en el temprano siglo XXI*, Bielefeld 2019.

52 *Chrystia Freeland*, *Plutocrats. The Rise of the New Global Super Rich*, London 2012.

53 *Danny Dorling*, *Inequality and the 1 %*, London 2019.

54 *Steve Fraser/Gary Gerstle* (Hrsg.), *Ruling America. A History of Wealth and Power in a Democracy*, Cambridge 2005.

55 *Larry Bartels*, *Unequal Democracy. The Political Economy of the New Gilded Age*, New York 2009.

56 *Martin Gilens*, *Affluence and Influence. Economic Inequality and Political Power in America*, New York 2012; *Murray Milner*, *Elites. A General Model*, Cambridge 2015.

57 Als Ausnahme vielleicht *Michael Hartmann*, *Politische Elite und Einkommensverteilung in den USA seit 1945*, in: *Leviathan* 37, 2009, S. 281–304; *ders.*, *Nichts Neues an der Spitze der Großunternehmen?! Die deutsche Wirtschaftselite zwischen 1970 und 2020*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 30, 2021, S. 347–368; *ders.*, *Die Abgehobenen*.

Bourdieu-Schule in einer Vielzahl von Untersuchungen hervorgehoben und deutlich gemacht, dass diese bereits weit vor dem konkreten Prozess der Auslese, der Festigung der Vorrangstellung und der eigentlichen Herrschaft beginnen.<sup>58</sup>

- die Sicherstellung der grundlegenden Interessen einer Elite ergibt. Göran Therborn hat wie kein anderer für unterschiedliche Gesellschaftsformationen die Herrschaftsmechanismen herausgearbeitet, die alltäglich und immer wieder dafür sorgen, dass Herrschaft unauffällig wird, die grundlegenden Interessen der Eliten gewahrt bleiben und bei Gefährdung dieser Interessen sehr effektiv mögliche Störenfriede aus dem Verkehr gezogen werden.<sup>59</sup>
- Staat und Recht vollzieht, welche die ökonomischen, sozialen und ideologischen Herrschaftsbeziehungen absichern. Es war zunächst Friedrich Engels in seiner bekannten Schrift über den »Staat«, der auf dessen Herrschaftsfunktion hingewiesen hat und schließlich betonte, dass das Bürgertum als neue Klasse zwingend einen Staat brauche, der dessen natürlicher Verbündeter sei. Für die Gegenwart hat Katharina Pistor eindrücklich gezeigt, wie über Recht und Gesetz Reichtum und Ungleichheit verstetigt werden.<sup>60</sup>
- ideologische Dispositionen und hegemoniale Ideen vollzieht. Es waren nicht zuletzt Antonio Gramsci und später Perry Anderson, die auf die Bedeutung von entsprechenden Ideologien und die Errichtung von Hegemonie zur Herrschaftsausübung verwiesen haben. Nur dort, wo herrschaftskonforme Ideologeme unhinterfragt in einer Gesellschaft obwalten und es ein Set an hegemonialen Vorstellungen gibt, an denen sich die Herrschaftsunterworfenen im Denken und Handeln orientieren, ist die Herrschaft einer Gruppe wirklich sichergestellt.<sup>61</sup>
- Legitimationsmechanismen und/oder durch sozialen Zwang ergibt. Die unterschiedlichen Legitimationsmechanismen von Herrschaft sowie die Bedeutung eines machtvollen Rechts und der Anerkennung hat insbesondere Max Weber betont. Die Ambivalenz von Herrschaft und ihr Doppelcharakter als Ordnungs- und Zwangsmechanismus hat hingegen Heinrich Popitz blendend herausgearbeitet – beide freilich ohne konkrete Bezüge auf die Eliten einer Gesellschaft.<sup>62</sup>

58 *Bourdieu*, Die feinen Unterschiede; *Michel Pinçon/Monique Pinçon-Charlot*, *Sociologie de la bourgeoisie*, Paris 2016.

59 *Therborn*, What Does the Ruling Class Do When It Rules?

60 *Friedrich Engels*, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, in: *Karl Marx/Werke*, Bd. 21, Berlin 1962 (zuerst 1884), S. 25–173; *Katharina Pistor*, *The Code of Capital. How Law Creates Wealth and Inequality*, Princeton 2019.

61 *Antonio Gramsci*, Gefängnishefte, Kritische Gesamtausgabe in 10 Bänden, Hamburg 2019; *Perry Anderson*, *Hegemonie. Konjunkturen eines Begriffs*, Berlin 2018.

62 *Max Weber*, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1976 (zuerst 1922); *Heinrich Popitz*, *Phänomene der Macht. Autorität – Herrschaft – Gewalt – Technik*, Tübingen 1992 (zuerst 1986); *Maria Dammayr/Doris Graß/Barbara Rothmüller*, *Legitimität und Legitimierung in der sozialwissenschaftlichen Debatte. Eine Einführung in Theorien der Recht-*

- die Verklärung sozialer zu natürlichen Unterschieden und die Naturalisierung sozialer Ungleichheiten herstellt. Versuche der Naturalisierung sozialer Unterschiede haben eine lange Tradition, wenn sie jedoch verfangen, dann zementieren sie auf beträchtliche Zeit die Wahrnehmung von sozialen Ungleichheiten in einer Gesellschaft und prägen den Blick auf die subalternen Bevölkerungsteile. Es sind nicht zuletzt die spezifischen Blickwinkel der Eliten auf die ärmere Bevölkerung, die dann in der Gesellschaft tonangebend werden und das Bild von bestimmten sozialen Gruppen prägen.<sup>63</sup>
- die Repräsentationsmuster sozialer Macht entfaltet. Eva Barlösius hat über die »Macht der Repräsentation« geschrieben, dass solche Repräsentationsmuster mehr oder weniger ausgeprägte implizite Stellungnahmen darüber enthalten, wie legitim Macht und Herrschaft sind, warum diese wirken und was das für ein Herrschaftsgefüge jeweils bedeutet.<sup>64</sup>
- die Repräsentationen sozialer Ungleichheiten vollzieht. Solche Repräsentationen enthalten beispielsweise Stellungnahmen darüber, wie Ungleichheitsverhältnisse zu verstehen oder zu bewerten sind, wer für bestimmte Ungleichheiten verantwortlich ist oder ob und inwiefern etwa Ungleichheiten legitim oder illegitim sind.<sup>65</sup>
- Verweise auf den Common Sense ergibt. Hier können wir mit Max Weber einerseits wieder an traditionelle Herrschaftslegitimationen denken; das Argument geht jedoch andererseits darüber hinaus, denn es ist neben den Traditionen gerade das Offensichtliche, das natürlich Erscheinende, das Evidente und Selbstverständliche, das Konsens und Einverständnis generiert und für die Herstellung unhinterfragter Akzeptanz sorgt.

Es ist das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Aspekte, das die Herrschaft von Eliten mal eleganter, mal weniger elegant sicherstellt. Es hängt dabei von der Ausprägung einzelner Facetten ab, wie ausgeprägt die Herrschaft ausfällt und wie dauerhaft sie sich etablieren kann.

Abschließend möchte ich deshalb auch für ein Ende der Mythen, der Verklärung oder der Verrätselung von Eliten plädieren. Wie immer man diese Gruppen auch

---

fertigung und Kritik von Herrschaft, in: *dies.* (Hrsg.), *Legitimität. Gesellschaftliche, politische und wissenschaftliche Bruchlinien der Rechtfertigung*, Bielefeld 2015, S. 7–24.

63 *Elisa P. Reis/Mick Moore* (Hrsg.), *Elite Perceptions of Poverty and Inequality*, London 2005; *Annette von Alemann*, »Ungleichheit wird es immer geben«. Wahrnehmungen und Bewertungen von Ungleichheit durch Führungskräfte der deutschen Wirtschaft, in: *Stephan Lessenich* (Hrsg.), *Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*, o. O. 2015, S. 710–721.

64 *Eva Barlösius*, *Die Macht der Repräsentation. Common Sense über soziale Ungleichheiten*, Wiesbaden 2005.

65 *Lea Elsässer*, *Wessen Stimme zählt? Soziale und politische Ungleichheit in Deutschland*, Frankfurt am Main/New York 2018; *Patrick Sachweh*, *Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung*, Frankfurt am Main/New York 2010.

nennen mag, vorgängig ist eine empirische Analyse zu ihrer Identifikation, ihren Einstellungen und ihrem Handeln auf der Basis theoretischer Grundlagen vonnöten. Nur so wird man etwas Gehaltvolles über den Zuschnitt und die Art der Eliten einer Gesellschaft erfahren. Dazu ist nicht zuletzt ein gehöriges Maß an Selbstreflexivität nötig. Ein vergleichender Blick auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse, auf die Ungleichheitsstrukturen von Gesellschaften, die Konstitutionsbedingungen von und historischen Erfahrungen mit Elitekonstellationen kann zudem vor Fehlinterpretationen, Übergeneralisierungen oder Unterschätzungen der Rolle und Funktion von Eliten schützen, denn nur im Vergleich erkennt man das mögliche Gemeinsame, aber auch die beträchtlichen Unterschiede zwischen den Eliten von Gesellschaften. Man sollte zudem den Eliten (wie immer sie auch gestrickt sein mögen) vorurteilsfrei begegnen und dabei auf normative Zuschreibungen an die jeweiligen Gruppierungen verzichten. Vielmehr ist ein nüchterner Blick auf deren Interessen, Machtpotenziale und vor allem reale Verhaltensweisen nötig, um zu verstehen, wie Herrschaft funktioniert, wie sie organisiert ist und wie die jeweils darauf aufbauende soziale Ordnung aussieht.

MORTEN REITMAYER

## »It Is Possible to Get Away with an Awful Lot If You Can Convince the People That You Don't Actually Exist«

Zum gegenwärtigen Stand der Elitenforschung

Warum überhaupt von Elite sprechen? Haben nicht viel zu lange große Männer – und wenige große Frauen – im Zentrum des Interesses der Geschichtswissenschaft gestanden? Und später vorwiegend männlich geprägte Klassen? Ist es nicht an der Zeit, anderen Themen die Aufmerksamkeit zu schenken, anderen Gruppen eine Stimme zu verleihen? Den Zurichtungen, die Diskurse den Subjekten beziehungsweise ihren Körpern beibringen? Marginalisierten Gruppen? Devianten oder in ihrer Selbstverständlichkeit unsichtbar gewordenen Praktiken? All das ist sicher richtig. Und doch liegt in der Erforschung der Privilegierten, Mächtigen und Herrschenden, ihrer Praktiken, ihrer Entscheidungskulturen und Rechtfertigungslogiken ein wichtiges Stück gesellschaftlicher Selbstaufklärung – und sei es nur, weil das Vertrauen in die politischen Eliten, also in mehr oder weniger kleine, aber demokratisch kontrollierte Kollektive schon wieder einer abgeschlossenen historischen Phase angehören könnte und wir in vielen westlichen Demokratien Zeugen des Aufstiegs eines neuen Politikmodells, nämlich der plebiszitären Führer-Demokratie, werden. Gleichzeitig ist in den Sozialwissenschaften argumentiert worden, dass die gewaltige Reichtumsakkumulation einer winzigen Gruppe global agierender Geschäftsleute in den zurückliegenden Jahrzehnten nur durch die Unaufmerksamkeit von Wissenschaften und Öffentlichkeit hat stattfinden können. In Bryan Singers bekanntem Film »Die üblichen Verdächtigen« erklärt der diabolische Verbrecher Keyser Söze: »Der größte Trick, den der Teufel je gebracht hat, war die Welt glauben zu lassen, es gäbe ihn gar nicht.« Dieses Verschwinden vom Aufmerksamkeitsradar hat sich – so lautet die in der Überschrift zitierte These – für die Wirtschaftseliten mehr als ausgezahlt. Die Rolle der politischen Eliten in diesem Prozess ist noch völlig unklar. Zeit also, sich wieder auf die Eliten zu konzentrieren.

Der folgende Beitrag mustert zunächst die Themen und Ergebnisse der zurückliegenden zeithistorischen Elitenforschung in Deutschland und inspiziert sodann kurz die entsprechenden deutschen und internationalen sozialwissenschaftlichen Debatten. Schließlich wird ein Blick auf die Themen und Perspektiven der aktuellen zeithistorischen Elitenforschung in Deutschland, wie sie dieser Band repräsentiert, geworfen. Aus dieser Konfrontation lassen sich Aufschlüsse über die Leerstellen und bestehenden Forschungsdesiderate der Elitenforschung geben. Deshalb soll stets auch nach dem heuristischen Wert des Elite-Begriffs gefragt werden. Es sei daran erinnert, dass der Auftakt zur empirischen Elitenforschung nichts weniger beabsichtigte, als mithilfe einer eingehenden Analyse des Sozialprofils und der Selbstverständigungsmöglichkeiten der Eliten eine Antwort auf die Frage zu geben, wes-

halb sich (West-)Deutschland bis zur Mitte der 1960er-Jahre noch immer nicht zu einer freiheitlichen Demokratie entwickelt habe.<sup>1</sup>

## I. Forschungen zur deutschen Elite des 20. Jahrhunderts

### *Eliten und das Ende der Weimarer Republik*

Die erste Blütezeit der neueren zeithistorischen Elitenforschung in Deutschland liegt schon einige Jahrzehnte zurück: In den späten 1970er- und 1980er-Jahren fand eine intensive Debatte über die Verantwortung der deutschen Eliten für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs, die Zerstörung der Weimarer Republik, die Machtübernahme Hitlers bis hin zur Expansionslogik des Zweiten Weltkriegs statt. Ausgelöst von den weitreichenden Thesen Fritz Fischers<sup>2</sup> und einiger seiner Schüler, förderte diese Kontroverse zahlreiche neue Befunde über das Agieren vor allem wirtschaftlicher, aber auch politisch-administrativer Eliten während der Spätphase der Weimarer Republik zutage.<sup>3</sup> Im Gegensatz zur ersten oder eigentlichen Fischer-Kontroverse standen jetzt nicht mehr die Schachzüge einer kleinen Gruppe von Außenpolitikern, Militärs und Diplomaten – in erster Linie deutscher, daneben österreichisch-ungarischer, aber auch russischer, französischer und britischer Herkunft – während des kurzen Zeitraums der Julikrise 1914 zur Debatte. Vielmehr drehte sich die Auseinandersetzung im Wesentlichen um den Beitrag industrieller und großagrarischer Eliten zum Scheitern der letzten parlamentarischen Regierung Weimars, um die längerfristigen politischen Vorstellungen dieser Gruppen, die sie teilweise in Franz von Papens Konzept des »Neuen Staates« verwirklicht sahen, sowie um die Machtübertragung an Hitler im Januar 1933. Mit aller Vorsicht lässt sich aus der Rückschau festhalten, dass marxistische Historiker die jeweilige Einheit der Teileliten betonten, während nichtmarxistische Historiker wie Ian Kershaw »die These der fragmentierten Eliten bestätigt« sahen:

»Nicht Geschlossenheit, sondern Fragmentierung, nicht Stärke, sondern Schwäche kennzeichnete die deutschen Eliten während der Staatskrise. Die Fragmentierung steht im Kontrast zu den relativ geschlossenen Eliten Großbritanniens und Frankreichs, wo Regierungsinstabilität – chronisch in Frankreich – zu keiner eigentlichen Staatskrise führte und wo die

1 *Ralf Dahrendorf*, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1965; *Wolfgang Zapf*, *Wandlungen der deutschen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961*, München 1965.

2 *Fritz Fischer*, *Bündnis der Eliten. Zur Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland 1871–1945*, Düsseldorf 1979.

3 *Dirk Stegmann*, »Kapitalismus und Faschismus in Deutschland 1929–1934«, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, 1976, Nr. 6, S. 19–75; *ders.*, *Zum Verhältnis von Großindustrie und Nationalsozialismus 1930–1933. Ein Beitrag zur Geschichte der sogenannten Machtergreifung*, in: *Afs* 13, 1973, S. 399–482; *Henry A. Turner*, *Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers*, Berlin 1985; *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), *Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen*, München 1992 (dort auch die zeitgenössische DDR-Literatur); *Reinhard Neebe*, *Großindustrie, Staat und NSDAP 1930–1933*, Göttingen 1981; *Dieter*

Eliten schließlich hinter einer konservativen Lösung standen. Die Unfähigkeit der deutschen Elite, eine lebensfähige autoritäre Lösung zu schaffen, stellte die Bedingung dar, in der Hitler als Verlegenheitslösung an die Macht gebracht werden konnte.«<sup>4</sup>

Dieses sicher nicht ganz falsche Bild der deutschen Eliten, die aus Uneinigkeit und Schwäche nicht einmal zu einem bonapartistischen Klassenkompromiss in der Lage waren, hat sich dann in der Forschung durchgesetzt.<sup>5</sup> Und doch lässt sich aus der Perspektive einer robusten Elitentheorie einwenden, dass ein zumindest missverständlicher Elite-Begriff vorliegt, weil diese Studien einerseits ihre Protagonisten – Albert Vögler, Paul Reusch und Paul Silverberg auf der Seite der Industriellen, Ewald von Kleist-Schmenzin und Elard von Oldenburg-Januschau aufseiten der »Junker« – konzeptionell behandeln, als handele es sich um die delegierten Repräsentanten ihrer (elitären) Herkunftsgruppen, versehen mit einem eindeutigen politischen Auftrag, andererseits dann aber empirisch feststellen, dass ein derartiges Repräsentations- und Delegationsverhältnis nicht vorlag und eine Übersetzung ökonomischer Macht in politischen Einfluss in den Präsidialkabinetten auch nicht so einfach war. Gerade weil am Ende der Weimarer Republik ein extrem kleiner Machtzirkel über deren Geschicke bestimmte, ist es wenig ergiebig, hier von »Eliten« zu sprechen, die am Werk gewesen sein sollen: Sozialwissenschaftliche »Elitenstudien« über die Bundesrepublik untersuchen in ihren Samples immerhin vergleichsweise große Gruppen von bis zu 4.600 Individuen.<sup>6</sup> Weitaus plausibler erscheint deshalb der heuristische Wert des Elite-Begriffs für die Geschichte der Unterminierung und Delegitimierung der ersten deutschen Demokratie während der 1920er-Jahre. Hier besteht zwar seit Langem eine gewisse Einmütigkeit der Forschung über die antirepublikanischen und antidemokratischen Einstellungen zum Beispiel der Großunternehmerschaft<sup>7</sup>, und zwar trotz Henry A. Turners Diktum, dass »nur mit Hilfe grober Verzerrungen [...] der Wirtschaft eine entscheidende oder gar die Hauptrolle beim Niedergang der Weimarer Republik zugeschrieben werden« könne.<sup>8</sup> Und zweifellos spielten bei der Radikalisierung der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) die Finanzmittel Alfred Hugenbergs, also die Verwand-

---

*Gessner*, Agrardepression und Präsidialregierungen in Deutschland 1930–1933. Probleme des Agrarprotektionismus am Ende der Weimarer Republik, Düsseldorf 1977.

4 *Ian Kershaw*, (Diskussionsbeitrag), in: *Winkler*, Die deutsche Staatskrise 1930–1933, S. 261.

5 Vgl. etwa *Dieter Gessner*, Die Weimarer Republik, Darmstadt 2005 (zuerst 2002); *Ulrich Herbert*, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014.

6 *Wilhelm P. Büklin/Hilke Rebenstorf* u. a., Eliten in Deutschland, Opladen 1997.

7 *Fritz Blaich*, Staatsverständnis und politische Haltung der deutschen Unternehmer 1918–1930, in: *Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen* (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik – Wirtschaft – Kultur, Bonn 1987, S. 158–178.

8 *Turner*, Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers, S. 405. Turner fährt fort, dass die meisten Industriellen sich mit dem neuen Staat abgefunden hätten, doch »die meisten waren enttäuscht von der Politik, nachdem sie erkannt hatten, dass sich in einem demokratischen Staat, wo Wählerstimmen mehr zählten als Geld, wirtschaftliche Macht nicht ohne weiteres in politischen Einfluss umsetzen ließ« (ebd.). Abgesehen davon, dass dies eine merkwürdige Vorstellung von Sich-Abfinden mit der Demokratie darstellt, muss die Frage gestellt werden, wie die Industriellen ihre Enttäuschung in praktisches Handeln überführten.

lung von ökonomischem in politisches Kapital, eine zentrale Rolle.<sup>9</sup> Aber jenseits des Ruhreisenstreits und der Aushöhlung der Zentralarbeitsgemeinschaft<sup>10</sup>, die zwar als Institution des 1919 ausgehandelten Klassenkompromisses galt, die aber beide auch ganz »betriebswirtschaftlich« gedeutet werden konnten, ist über die *Praktiken* der mehreren Hundert Mitglieder der Eliten, mit denen die Grundlagen der Demokratie beschädigt wurden, und über deren Durchschlagskraft bislang nur wenig bekannt. Ein möglicher Ansatzpunkt für derartige Forschungen könnten exemplarische Untersuchungen sein, die Überlegungen zur betrieblichen Sozialordnung ebenso wie zum politisch-gesellschaftlichen Ordnungsverständnis von Parteien fortsetzen, diese aber in der konkreten betrieblichen und parteipolitischen Praxis aufsuchen.<sup>11</sup> Für eine solche Delegitimierungsarbeit war auch keine Einstimmigkeit der Eliten – stärkstes Argument gegen die These der Verantwortung der Wirtschaftselite – notwendig. Die Leitfrage wäre dann, was die deutschen Eliten der Weimarer Zeit an der Herausbildung »liberal-kapitalistischer« oder liberal-konservativer (gegenseitiger Respekt und Schutz gegen Treue) Formen von *Führung* – als genuines Elite-Handeln verstanden – hinderte und weshalb sie auf den bekannten autoritär-vergemeinschaftenden Konzepten, vom »Herr-im-Hause«-Standpunkt der Unternehmer bis zu Papens »Neuem Staat« beharrten. Die Anschlussfrage, ob diese autoritär-vergemeinschaftenden Formen der Führung angesichts des damals erreichten Stands der wirtschaftlichen wie der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt noch Aussicht auf Verwirklichung (außer durch Repression) hatten, ermöglicht auch einen direkten Bezug zur neueren demokratiegeschichtlichen Forschung.<sup>12</sup> Aber auch die Funktionseliten, etwa im Bildungssystem und in der Justiz, über deren Republik- und Demokratiefeindschaft eine reiche Forschung vorliegt<sup>13</sup>, leisteten ihren Beitrag zur Schwächung der Republik. Hier kann ein erweiterter Elite-Begriff helfen, das Ausmaß dieses Beitrags abzuschätzen, indem er die hierarchi-

9 *Thomas Mergel*, Das Scheitern des deutschen Tory-Konservatismus. Die Umformung der DNVP zu einer rechtsradikalen Partei 1928–1932, in: *HZ* Bd. 276, 2003, S. 323–368.

10 Zu erwähnen wäre noch die Weigerung des Reichsverbands der Deutschen Industrie, den Generalstreik gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch zu unterstützen. *Stephanie Wolff-Rohé*, Der Reichsverband der Deutschen Industrie 1919–1924/25, Frankfurt am Main 2001, S. 192 f.

11 *Helmuth Trischler*, Führerideal und die Formierung faschistischer Bewegungen. Industrielle Vorgesetztenschulung in den USA, Großbritannien, der Schweiz, Deutschland und Österreich im Vergleich, in: *HZ* Bd. 251, 1990, S. 68–81; *ders.*, Partielle Modernisierung. Die betrieblichen Sozialbeziehungen im Ruhrbergbau zwischen Grubenmilitarismus und Human Relations, in: *Matthias Frese/Michael Prinz* (Hrsg.), Politische Zäsuren und gesellschaftlicher Wandel im 20. Jahrhundert. Regionale und vergleichende Perspektiven, Paderborn 1996, S. 145–172; *Petra Weber*, Gescheiterte Sozialpartnerschaft – gefährdete Republik? Industrielle Beziehungen, Arbeitskämpfe und der Sozialstaat. Deutschland und Frankreich im Vergleich 1918–1933/39, München 2010.

12 *Tim B. Müller/Adam Tooze* (Hrsg.), Normalität und Fragilität. Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg, Hamburg 2015; *Lutz Raphael*, Von der Revolution zur Routine? 100 Jahre Demokratie in Deutschland, in: *Neues Trierisches Jahrbuch* 59, 2019, S. 208–222.

13 *Thomas Raithel*, Die Haltung von Eliten, Verbänden und Parteien. Überlegungen zur Stabilität und Instabilität parlamentarischer Demokratien zwischen den Weltkriegen, in: *Christoph Gusy* (Hrsg.), Demokratie in der Krise. Europa in der Zwischenkriegszeit, Baden-Baden 2008, S. 105–121; *Michael Kießener*, Versagen überall? Gesellschaftliche Eliten zwischen Weimarer Republik und nationalsozialistischer Diktatur, in: *Oscar W. Gabriel/Beate Neuss/Günther Rütther* (Hrsg.), Eliten in Deutschland. Bedeutung – Macht – Verantwortung, Bonn 2006, S. 189–202.



sche Differenzierung dieser Handlungsfelder und damit die Handlungsspielräume und Verantwortlichkeiten ihrer Teileliten erschließt. So oder so, in der Debatte über die Ursachen für das Scheitern der Weimarer Republik wurde dem Handeln der Eliten und damit dem Elite-Begriff eine große erklärende Kraft zugesprochen.<sup>14</sup>

### **Bürgertumsforschung**

Die nächste Etappe der neuzeitlichen Elitenforschung stellt die Bürgertumsge-  
schichte der 1980er- und 1990er-Jahre dar. Bei ihr handelt es sich im strengen Sinne  
nur zu einem geringen Teil um die Erforschung von Eliten, denn für das 19. Jahr-  
hundert, auf das sich die Bürgertumsforschung zunächst konzentrierte, ließen sich  
nur kleine Teilgruppen des Bürgertums den gesellschaftlichen Eliten zurechnen  
und die jeweiligen Forschungsinteressen liefen in andere Richtungen. Nachdem die  
These von der »Feudalisierung« des Bürgertums durch eine übergroße Annäherung  
an den Adel und damit die These vom deutschen Sonderweg in die Moderne beer-  
digt worden war, bestand kein Bedarf mehr für die modernisierungstheoretisch  
motivierte Suche nach bürgerlichen Eliten, denen die fatalen Richtungsentschei-  
dungen in der deutschen Demokratiegeschichte anzulasten gewesen wären.<sup>15</sup>

Für unser Vorhaben sind deshalb hier nur vier kurze Bemerkungen zu machen:  
Erstens hat eine Reihe von Studien zum Bildungsbürgertum den bemerkenswerten,  
aber unvollständigen, weil von staatlicher Unterstützung abhängigen Erfolg der  
Professionalisierungsstrategien einiger Berufsgruppen wie der Ärzte, Rechtsanwäl-  
te, Ingenieure oder Gymnasiallehrer herausgearbeitet und diese als Funktionseliten  
besonderer Handlungsfelder beschrieben.<sup>16</sup> Als diese Staatsnähe nach 1918 die Ver-  
teidigung ihrer materiellen und symbolischen Privilegierungen nicht mehr zu ga-  
rantieren vermochte (finanziell begann dieser Prozess teilweise bereits 1949), aber

14 Seitdem hat sich in historiografischer Hinsicht kein gänzlich neues Bild vom Ende der Weimarer Republik ergeben, Historikerinnen und Historiker bemühen sich aber, die Weimarer Republik nicht von ihrem Ende her zu verstehen.

15 *Helga Grebing*, *Der »deutsche Sonderweg« in Europa 1806–1945. Eine Kritik*, Stuttgart 1986; *Arno J. Mayer*, *Adelsmacht und Bürgertum. Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848–1914*, München 1981; *Hans-Ulrich Wehler*, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, Göttingen 1973; *ders.*, *Wie »bürgerlich« war das deutsche Kaiserreich?*, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 243–280; *Jürgen Kocka*, *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, 3 Bde., München 1989; *David Blackbourn/Geoff Eley*, *The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in Nineteenth-Century Germany*, Oxford/New York etc. 1984; *Peter Lundgreen* (Hrsg.), *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997)*, Göttingen 2000; *Thomas Mergel*, *Die Bürgertumsforschung nach 15 Jahren*, in: *AfS* 41, 2001, S. 515–538; *Manfred Hettling/Richard Pohle* (Hrsg.), *Bürgertum. Bilanzen, Perspektiven, Begriffe*, Göttingen 2019.

16 *Werner Conze/Jürgen Kocka* (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen*, Stuttgart 1985; *Hannes Siegrist*, *Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz, Frankfurt am Main 1996*; *Claudia Huerkamp*, *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preußens*, Göttingen 1985; *Konrad H. Jarausch*, *The Unfree Professions. German Lawyers, Teachers and Engineers 1900–1950*, Oxford/New York etc. 1990; *Geoffrey Cocks/Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), *German Professions 1800–1950*, Oxford/New York etc. 1990.

auch aus ideologischen Gründen waren Teile der bürgerlichen Funktionseliten bereit, mit den Nationalsozialisten zu paktieren.<sup>17</sup> Zweitens: Die Wirtschaftselite des späten Kaiserreichs begründete ihren Führungsanspruch weder durch staatliche Anerkennung noch durch die Integration in die ältere aristokratische Hierarchie, sondern mit ihrer ökonomischen Macht, die oft, aber nicht immer, durch persönlichen Reichtum dokumentiert wurde.<sup>18</sup> Mit anderen Worten: Eine Aristokratisierung der Wirtschaftselite in dem Sinne, dass nicht nur einzelne Attribute der Aristokratie wie Titel oder Rittergüter übernommen worden wären, sondern eine Angleichung des Lebensstils stattgefunden hätte – etwa durch ein Reduzieren oder gar die Aufgabe der unternehmerischen Tätigkeit –, erfolgte im späten Kaiserreich nicht. Die Konfliktlinien zwischen Wirtschaftselite und Adel blieben deutlich gezeichnet. Dagegen akkumulierten die Leiter der Großunternehmen nicht nur immer mehr Macht *innerhalb* des ökonomischen Felds, was im Größenwachstum der Konzerne sichtbar war, sondern sie erlangten zusehends Macht *über* das Feld und seine Regeln, etwa durch die Kartellisierung und andere Formen der Ausschaltung freier Konkurrenz unter den Marktteilnehmern, was den Zeitgenossinnen und -genossen keineswegs verborgen blieb.<sup>19</sup> Hier haben sich Bürgertums- und Elitenforschung in der Tat überlagert, was seinen sichtbarsten Ausdruck darin fand, dass sich die Diskussion über die Kontinuität des Bürgertums als Sozialformation am empirischen Gegenstand der Wirtschaftselite entspann.<sup>20</sup> Drittens war die Kommunalpolitik ein Handlungsfeld, auf dem bürgerliche Gruppen tatsächlich ihren (begrenzten) Elitenstatus halten konnten. Einige Bürgertumsforscherinnen und -forscher haben hier sogar den Ort gesehen, an dem sich die (männlichen) Angehörigen der bürgerlichen Mittel- und Oberen Mittelschicht überhaupt erst zum Bürgertum vergesellschafteten.<sup>21</sup> Viertens hat die Bürgertumsforschung erst verhältnismäßig spät die Zeit nach 1945 in den Blick genommen und dabei Befunde präsentiert, die sowohl für die Auflösung der Sozialformation insgesamt als auch für ihren Aufstieg zur einzig verbliebenen Elite sprechen.<sup>22</sup> Führungsanspruch, Leistungsethos, Wertschätzung von Bildungsgütern und Bildungswissen hatten sich offensichtlich erhalten,

17 Am Beispiel der Hochschullehrer hat Fritz K. Ringer schon sehr früh dieses Interpretationsmuster entwickelt: *Fritz K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*, Stuttgart 1983 (zuerst engl. 1969).

18 *Morten Reitmayer, Bürgerlichkeit als Habitus. Zur Lebensweise deutscher Großbankiers im Kaiserreich*, in: GG 25, 1999, S. 66–93; *Dolores L. Augustine, Patricians and Parvenus. Wealth and High Society in Wilhelmine Germany*, Oxford/Providence 1994; *Hartmut Berghoff, Aristokratisierung des Bürgertums? Zur Sozialgeschichte der Nobilitierung von Unternehmern in Preußen und Großbritannien 1870 bis 1918*, in: VSWG 81, 1994, S. 178–204.

19 *Jakob Tanner, Kartelle und Marktmacht im 20. Jahrhundert*, in: *Christian Marx/Morten Reitmayer* (Hrsg.), *Die offene Moderne. Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2020, S. 228–247.

20 *Werner Plumpe/Christian Reuber, Unternehmen und Wirtschaftsbürgertum im 20. Jahrhundert*, in: *Gunilla Budde/Eckart Conze/Cornelia Rauh* (Hrsg.), *Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter. Leitbilder und Praxis seit 1945*, Göttingen 2010, S. 151–164. Der größte Teil der Kontinuitätsdiskussion wurde um Einstellungsmuster – die »Bürgerlichkeit« – geführt.

21 *Manfred Hettling, Politische Bürgerlichkeit. Der Bürger zwischen Individualität und Vergesellschaftung in Deutschland und der Schweiz von 1860 bis 1918*, Göttingen 1999.

22 *Manfred Hettling/Bernd Ulrich* (Hrsg.), *Bürgertum nach 1945*, Hamburg 2005; *Budde/Conze/Rauh, Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter*; *Hans-Ulrich Wehler, Deutsches Bürgertum nach 1945. Exitus oder Phönix aus der Asche?*, Essen 2001.

zusammen mit regulierten Aufstiegsmöglichkeiten, über deren Ausmaß und Veränderung allerdings kein Einvernehmen in der Forschung besteht, zumal die Zeitgeschichte den Staffeln hier bis auf Weiteres an die Sozialwissenschaften abgegeben hat.<sup>23</sup> Neben der Frage, ob nun die Öffnungs- oder die Schließungsprozesse überwiegen, stellt sich nun auch diejenige nach dem Verbleib des Bildungsbürgertums. Empirisch nicht weiter verfolgt wurde die Annahme eines spätbürgerlichen ›Indian Summer‹ in der Adenauerzeit, der möglicherweise erst 1968 an sein Ende kam<sup>24</sup> – hegemonietheoretische Ansätze könnten hier Auskunft geben. Dass in der politisch-ökonomischen Entscheidungselite der Bundesrepublik ein großbürgerlicher Lebensstil und ein elitärer Führungsanspruch zusammenfällt, dürfte jedenfalls kaum zu bezweifeln sein. Doch haben Zeithistorikerinnen und -historiker bislang nicht den Versuch unternommen, Schlüsselentscheidungen oder Grundprobleme der bundesrepublikanischen Geschichte aus der Binnenstruktur der Eliten oder aus dem Handeln einer Eliten-Koalition heraus zu erklären.<sup>25</sup>

### **Adelsforschung**

Deutlich ausgeprägter als in der Bürgertumsforschung war die Frage nach der Elitenqualität in der neueren Adelsforschung, einfach weil sich seit der Auflösung der Ständegesellschaft die Frage nach der Fähigkeit des Adels, den Elitenstatus zu bewahren, quasi von selbst aufdrängte. Auch die zeithistorische Adelsforschung ist also Elitenforschung. Und vor allem verdankt sich das erhebliche öffentliche Interesse an dieser Forschung der Elite-Qualität des Adels im 20. Jahrhundert. Den Schlüssel zum erfolgreichen Staterhalt hat die neuere Forschung unter anderem im rigorosen Bemühen adliger Familien beziehungsweise Familienverbände ausgemacht, ›oben‹ zu bleiben. ›Oben‹-Bleiben-Wollen wurde so zu einem Kernbestandteil von »Adeligkeit« in der Moderne erklärt, einem der »Bürgerlichkeit« nachempfundenen Konzept, das ein Syndrom von Einstellungen und Wertorientierungen beziehungsweise ein »Kulturmodell« bezeichnet.<sup>26</sup> Damit hat sich die Aufmerksamkeit der Adelsforschung für die Strategien der Statussicherung von der gut untersuchten Makro- und Mesoebene der Interessenverbände, Pressure-Groups und Lobbygruppen bis hin zu den konservativen Parteien hin zur Mikroebene einzelner Familien oder Familienmitglieder verlagert. Derartige Strategien des Staterhalts waren

23 Die Schließungsprozesse werden vor allem von Michael Hartmann und Sieghart Neckel betont, die Öffnungen zum Beispiel von Werner Plumpe. Vgl. unten die eingehendere Erörterung.

24 *Hans-Peter Schwarz*, Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949–1957, Stuttgart 1981; *Arnulf Baring*, Im Anfang war Adenauer. Die Entstehung der Kanzlerdemokratie, München 1969.

25 Mehr behauptet als dargestellt hat zum Beispiel Erwin K. Scheuch die Westbindung der frühen Bundesrepublik als Ergebnis einer Eliten-Koalition. *Erwin K. Scheuch*, Elitenkonfigurationen in Deutschland, in: *Stefan Hradil/Peter Imbusch* (Hrsg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen 2003, S. 147–174.

26 *Markus Raasch*, Adeligkeit, Katholizismus, Mythos. Neue Perspektiven auf die Adelsgeschichte der Moderne, München 2014.

auch in anderen westeuropäischen Gesellschaften erfolgreich.<sup>27</sup> Gewissermaßen die Kehrseite der Strategien des ›Oben‹-Bleibens stellten die vielfältigen, unter dem Begriff »Adelsreform« rubrizierten Bemühungen um das Schaffen neuer Entscheidungseliten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik dar, die sich bis in die NS-Zeit hinzogen. Zu Recht hat die neuere Adelsforschung dabei gerade den Zusammenhang zwischen Elitenvorstellungen und einer gewünschten autoritären Transformation der politisch-sozialen Ordnung hervorgehoben.<sup>28</sup> Studien zu verschiedenen europäischen Gesellschaften haben diesen Zusammenhang bestätigt.<sup>29</sup>

Das aktuelle politische und juristische Interesse an einem besonderen Ausschnitt der Adelsgeschichte, genauer, einem der einstmals regierenden Häuser, verdankt sich dessen Beitrag zum Aufstieg des Nationalsozialismus.<sup>30</sup> Dabei ist schon seit Längerem bekannt, dass erhebliche Teile des preußischen Adels, die schon vor 1914 zur Rechtsopposition gegen die offizielle Politik übergelaufen waren, sich nach dem verlorenen Weltkrieg »vom König zum Führer« hin orientierten, um ihren verlorenen Elitestatus wiederherzustellen.<sup>31</sup> Die Übernahme hoher Positionen in der SA und später in der SS und die öffentliche Unterstützung Adolf Hitlers durch die Hohenzollern, die diesem halfen, das Misstrauen der Traditionalisten in Zustimmung zu verwandeln, stellten nur den Höhepunkt dieser Strategie des ›Oben‹-Bleibens dar. Gerade die Untersuchung des Adels als Elite förderte hier deutlich historische Erkenntnis zutage: über sein Verhalten wie über die schicksalhafte Spätphase der Weimarer Republik.

### **Die deutsche Wirtschaftselite**

Im Gegensatz zu Frankreich, wo sich das Interesse an den Eliten vor allem auf die politische Elite richtet – in der französischen Verwendung des Begriffs waren Unternehmerinnen und Unternehmer zunächst gar nicht mitgemeint –, hat sich die deutsche Elitenforschung bislang vor allem auf die Wirtschaftselite konzentriert.<sup>32</sup>

27 David Cannadine, *The Decline and Fall of the British Aristocracy*, New Haven 1990.

28 Eckart Conze/Monika Wienfort (Hrsg.), *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar etc. 2004; Heinz Reif (Hrsg.), *Adel und Bürgerum in Deutschland*, Bd. 2: *Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001.

29 Yme Kuiper/Nikolaj Bijleveld/Jaap Dronkers (Hrsg.), *Nobilities in Europe in the Twentieth Century. Reconversion Strategies, Memory Culture and Elite Formation*, Leuven 2015.

30 Vgl. die Beiträge in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft mit dem Titel »Die Hohenzollern – Von der Gegenwart einer monarchischen Vergangenheit«, ZfG 68, 2020, H. 4.

31 Stephan Malinowski, *Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus*, Berlin 2003.

32 Pierre Birnbaum, *Les sommets de l'Etat. Essai sur l'élite du pouvoir en France*, Paris 1977; Jolyon Howorth/Philip G. Cerny (Hrsg.), *Elites in France. Origins, Reproduction and Power*, London 1981; Christophe Charle, *Les Élités de la République (1880–1900)*, Paris 1987. Die »Eliten der Republik« bezeichnete deshalb die politisch-administrativen Eliten; erst mit dem Entstehen der großen Staatsunternehmen hat sich dieses Verständnis geändert. In der politischen Sprache der Bundesrepublik wiederum scheint ein Wandel erst eingetreten zu sein, seitdem rechtspopulistische Bewegungen Front machen gegen die »Eliten«, damit jedoch gerade nicht die Unternehmerschaft meinen.

Ein großer Teil der Forschungen zur deutschen Wirtschaftselite folgt der einfachen historischen Fragestellung »Kontinuität oder Diskontinuität?« beziehungsweise der Gegenüberstellung »Kontinuität und Wandel«. Angesichts der zahlreichen politisch-wirtschaftlichen Zäsuren in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts – Erster Weltkrieg, Hyperinflation, Weltwirtschaftskrise, nationalsozialistische Machtübernahme, Zweiter Weltkrieg und Zusammenbruchsgesellschaft – entstand daraus ein sehr umfangreiches Untersuchungsprogramm. Der größere Teil der Studien über die Wirtschaftselite steht allerdings naturgemäß der Unternehmensgeschichte näher als der Elitenforschung und verfolgt deshalb Fragestellungen, denen hier nicht nachgegangen werden kann.<sup>33</sup> Beispielsweise ist die Untersuchung der Rolle einzelner Großunternehmen bei der Formulierung der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik zur Vorbereitung des Zweiten Weltkriegs oder der Mitverantwortung von Spitzenindustriellen für den Völkermord eher an der Schnittstelle zwischen Unternehmens- und politischer Geschichte als in der Elitenforschung angesiedelt, auch wenn sie diese berührt.<sup>34</sup> Immerhin sind die Erträge der Forschungen zur deutschen Wirtschaftselite beträchtlich: Sie umfassen nicht nur detaillierte Angaben über die soziale Herkunft, die Bildungsabschlüsse und die Karrieren der Spitzenunternehmer, sie erlauben auch Rückschlüsse auf die Bildung eines mächtigen Kerns der deutschen Wirtschaftselite. Vor allem durch die Kombination von Netzwerkansätzen und Prosopografie machte die Analyse von Aufsichtsratsverflechtungen in der hochgradig verflochtenen Großwirtschaft dies möglich. In diesem Kern nahm der Anteil der Finanzelite, der vor dem Ersten Weltkrieg noch bei rund 80 % gelegen hatte, bis nach der Weltwirtschaftskrise zugunsten der Industriellen spürbar ab.<sup>35</sup> Aus naheliegenden Gründen richtete sich das historische Interesse allerdings hauptsächlich auf die Beziehungen der Wirtschaftselite zum nationalsozialistischen System und dessen Würdenträgern. »Die Praktiker der Gewalt werden mehr und mehr Unternehmer und die Unternehmer Praktiker der Gewalt. Viele führende Industrielle werden hohe SS-Führer [...]. Viele Terroristen haben machtvolle industrielle Positionen übernommen«<sup>36</sup> – diese ältere These von Franz Neumann, wonach es spätestens 1941/42 unter dem Druck der Kriegsanstrengungen zu einer personellen Verschmelzung zwischen Politik und Wirtschaft gekommen sei, wurde von der Forschung nicht bestätigt. Vielmehr wurden gerade die Gegensätze

33 Vgl. exemplarisch *Hartmut Berghoff*, *Moderne Unternehmensgeschichte. Eine themen- und theorieorientierte Einführung*, Paderborn/München etc. 2004; *Toni Pierenkemper*, *Unternehmensgeschichte. Eine Einführung in ihre Methoden und Ergebnisse*, Stuttgart 2000; *Christoph Buchheim*, *Unternehmen in Deutschland und NS-Regime 1933–1945. Versuch einer Synthese*, in: HZ Bd. 282, 2006, S. 351–390.

34 Beispielsweise *Gerhard Mollin*, *Montankonzerne und »Drittes Reich«*. Der Gegensatz zwischen Monopolindustrie und Befehlswirtschaft in der deutschen Rüstung und Expansion 1936–1944, Göttingen 1988; *Peter Hayes*, *Industry and Ideology. IG Farben in the Nazi Era*, Cambridge/New York etc. 2001 (zuerst 1987).

35 *Dieter Ziegler*, *Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Wirtschaftselite 1900–1938*, in: ders. (Hrsg.), *Großbürger und Unternehmer. Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000, S. 31–53; *Harald Wixforth/Dieter Ziegler*, *Deutsche Privatbanken und Privatbankiers im 20. Jahrhundert*, in: GG 23, 1997, S. 205–235.

36 *Franz Neumann*, *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*, Frankfurt am Main 1984, S. 660.

zwischen Regime und Großunternehmerschaft herausgestellt.<sup>37</sup> Allerdings bezog sich diese Interpretation in erster Linie auf die kriegswirtschaftlichen Forderungen der Regime, die den Unternehmen oft zuwiderliefen, nicht auf die Repression der Arbeiterschaft und erst recht nicht auf die bereitwillige Inanspruchnahme der verschiedenen Formen erzwungener Arbeit.<sup>38</sup> Insofern bleibt die Frage, inwieweit die These einer Opposition zwischen Wirtschaftselite und Regime nicht die Perspektive einer Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Teilen der gesamten Elite des Nationalsozialismus gegenüber der Sicht auf die Beziehungen zwischen der Wirtschaftselite und den von ihr abhängigen Gruppen der Beschäftigten zu sehr privilegiert, tatsächlich ein Stück weit offen. Entschieden wird diese Frage deshalb wohl eher von den Erkenntnisinteressen, mit denen sich Forscherinnen und Forscher der Wirtschaftselite im Nationalsozialismus nähern, und weniger von den Dingen ›an sich‹. Zweifellos ist es aber das Verdienst dieser Forschung, über das Profil der Wirtschaftselite hinaus zentrale Aspekte der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft beleuchtet zu haben.

Mehrere der genannten Forschungen ragen bis in die Geschichte der frühen Bundesrepublik hinein. Hier richtete sich das Interesse zunächst vor allem auf die Kontinuitäten und auf die von den Besatzungsmächten erzwungenen Brüche in der Besetzung wirtschaftlicher Spitzenpositionen. Die Untersuchung von Karriereverläufen hat dabei gezeigt, dass eine dauerhafte Entfernung von diesen Spitzenpositionen nur bei denjenigen Managern erfolgte, die ihren Aufstieg vor 1945 einseitig dem Regime verdankt und nie einen sozialen Zugang zur übrigen Großunternehmerschaft erlangt hatten – deren Karrieremuster sich also von den übrigen Mitgliedern der Industrie deutlich unterschied. Insgesamt überwog deshalb, lässt man die kurzzeitigen Unterbrechungen außer Acht, die Kontinuität.<sup>39</sup>

Die politische Ausgestaltung der Wirtschaftsverfassung und der Arbeitsbeziehungen wurde in der jungen Bundesrepublik deshalb von einer nur teilweise erneuerten Wirtschaftselite vorgenommen. Volker Berghahn hat in seiner Pionierstudie dafür die Losung »vom Betriebsführer zum ›sozialverantwortlichen‹ Manager« geprägt.<sup>40</sup> Teile der nachfolgenden Debatte drehten sich dann um die Gewichtung einerseits der »Amerikanisierung« der deutschen Industrie<sup>41</sup>, vorangetrieben nicht nur von der Besatzungsmacht selbst, sondern auch von deutschen Managern, die die Vereinigten Staaten besucht hatten, um neue Produktionsweisen kennenzulernen, und andererseits um spezifische deutsche Traditionen, die schon vor 1933 be-

37 *Hervé Joly*, *Großunternehmer in Deutschland. Soziologie einer industriellen Elite. 1933–1989*, Leipzig 1998 (zuerst frz. 1996); *Paul Erker*, *Industrieeliten in der NS-Zeit. Anpassungsbereitschaft und Eigeninteresse von Unternehmern in der Rüstungs- und Kriegswirtschaft 1936–1945*, Passau 1994.

38 *Mark Spoerer*, *Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945*, Stuttgart/München 2001.

39 *Erker*, *Industrieeliten in der NS-Zeit*; *Joly*, *Großunternehmer in Deutschland*.

40 *Volker Berghahn*, *Unternehmer und Politik in der Bundesrepublik*, Frankfurt am Main 1985.

41 *Jonathan Zeitlin/Gary Herrigel* (Hrsg.), *Americanization and Its Limits. Reworking US Technology and Management in Post-War Europe and Japan*, Oxford/New York etc. 2000; *Christian Kleinschmidt*, *Der produktive Blick. Wahrnehmung amerikanischer und japanischer Management- und Produktionsmethoden durch deutsche Unternehmer 1950–1985*, Berlin 2002.

sondere Formen der betrieblichen Integration der Arbeiterschaft vorangetrieben hatten, was nach 1933 durch die repressive Betriebsgemeinschaftsideologie verstärkt wurde, nach 1945 durch die korporatistische Integration der Gewerkschaften dann aber in demokratische Bahnen überführt wurde. Genau hier traten dann innerhalb der Unternehmerschaft Konflikte auf, weil Teile der mittelständischen Eigentümerunternehmer der Ruhrgebietselite vorwarfen, mit der Hinnahme der Montanmitbestimmung und des Betriebsverfassungsgesetzes die Interessen der gesamten Unternehmerschaft verraten zu haben.<sup>42</sup> Hinsichtlich der Beziehungen zwischen der Wirtschaftselite im engeren Sinne und der weiteren Unternehmerschaft, auf deren politische Unterstützung auch die Verbandsspitzen zum Zwecke wirkungsvoller Interessenpolitik nicht verzichten konnten, scheint daher ein größeres Forschungsdesiderat vorzuliegen, als oft angenommen wird.

Auf anderen Gebieten hat sich die historische Forschung zur deutschen Wirtschaftselite allerdings deutlich diversifiziert, von Lebensstilstudien über politische Einstellungsmuster bis hin zum gesellschaftlichen Führungsanspruch der Wirtschaftselite, dem neuen Geist der kapitalistischen Führungskräfte oder den Zugangsbarrieren für Frauen.<sup>43</sup> Hier ist ein breites Forschungsfeld entstanden, das vom europäischen Vergleich profitiert und mittlerweile bis in die jüngste Zeitgeschichte reicht.<sup>44</sup> Typischerweise changieren diese Studien zwischen den Bezugspunkten »Unternehmer«, »Bürgertum« und »Wirtschaftselite«, was sich angesichts der Mehrdeutigkeit der Befunde auch nur schwer vermeiden lässt.<sup>45</sup> Klarheit lässt sich hier wohl nur durch das jeweilige Erkenntnisinteresse herstellen: Soll der untersuchte Lebensstil vor dem Hintergrund der Berufsarbeit gedeutet werden (»Unternehmer«), der Vergesellschaftung der oberen Klassenmilieus (»Bürgertum«) oder der Entscheidungsmacht im und über das ökonomische Feld (»Wirtschaftselite«)?

42 *Heinz Hartmann*, *Der deutsche Unternehmer. Autorität und Organisation*, Frankfurt am Main 1968 (zuerst engl. 1959), S. 52; *Morten Reitmayer*, *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik*, München 2009, S. 324–356.

43 Vgl. die Beiträge in folgenden Sammelbänden: *Paul Erker/Toni Pierenkemper* (Hrsg.), *Deutsche Unternehmer zwischen Kriegswirtschaft und Wiederaufbau. Studien zur Erfahrungsgeschichte von Industrie-Eliten*, München 1999; *Volker R. Berghahn/Stefan Unger/Dieter Ziegler* (Hrsg.), *Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität*, Essen 2003; *Morten Reitmayer/Ruth Rosenberger* (Hrsg.), *Unternehmen am Ende des »goldenen Zeitalters«*. Die 1970er Jahre in unternehmens- und wirtschaftshistorischer Perspektive, Essen 2008.

44 *Ralf Ahrens/Boris Gehlen/Alfred Reckendrees* (Hrsg.), *Die »Deutschland AG«*. Historische Annäherungen an den bundesdeutschen Kapitalismus, Essen 2013; *Friederike Sattler/Christoph Boyer* (Hrsg.), *European Economic Elites. Between a New Spirit of Capitalism and the Erosion of State Socialism*, Berlin 2009; Themenheft »Europäische Wirtschaftseliten«, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 2, 2010.

45 Vgl. exemplarisch *Cornelia Rauh-Kühne*, *Zwischen »verantwortlichem Wirkungskreis« und »häuslichem Glanz«*. Zur Innenansicht wirtschaftsbürgerlicher Familien im 20. Jahrhundert, in: *Ziegler*, *Großbürger und Unternehmer*, S. 215–248; *Cornelia Rauh-Kühne*, »...so weiß ich heute, dass Dein Leben in unserer Familiengeschichte einen wertvolleren Platz haben wird als das Deiner Söhne«. Zur Bürgerlichkeit von Unternehmerfamilien der Wiederaufbaugeneration, in: *Berghahn/Unger/Ziegler*, *Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert*, S. 443–461; *Cornelia Rauh-Kühne*, Hans Constantin Paulssen: Sozialpartnerschaft aus dem Geiste der Kriegskameradschaft, in: *Erker/Pierenkemper*, *Deutsche Unternehmer zwischen Kriegswirtschaft und Wiederaufbau*, S. 109–192.

Ist es sinnvoll, Gewerkschaftsführer und die Betriebsratsvorsitzenden zur Wirtschaftselite zu zählen?<sup>46</sup> In der Praxis üben sie einen erheblichen Einfluss auf die Rahmenbedingungen, unter denen die Unternehmen arbeiten, aus. Sie in ein unreinigt Personensample zu übernehmen, würde lediglich dazu führen, das Sozialprofil der unternehmerischen Wirtschaftselite zu verunkentlichen. Es bedürfte einer differenzierten Theorie des ökonomischen Felds, das dabei auch um weitere Gruppen aus Wirtschaftspolitik, Wissenschaft und Publizistik erweitert werden müsste, um die Möglichkeiten der grundlegenden Entscheidungen, die hier gefällt werden, adäquat rekonstruieren zu können.

### **Die Eliten des Nationalsozialismus**

Lässt man die frühen Versuche, die Elite des nationalsozialistischen Deutschlands in den Blick zu nehmen<sup>47</sup>, außer Acht, so ist dieser Zweig der Elitenforschung nicht nur jüngerer Datums, er konzentriert sich auch auf eng definierte Teileliten. Das Interesse richtete sich dabei zunächst auf die Funktionseliten des Völkermords, etwa die Höheren SS- und Polizeiführer oder das Führerkorps des Reichssicherheitshauptamts, der Sicherheitspolizei und der Gestapo, aber auch auf die Experten für die »rassische« Überprüfung von SS-Angehörigen der sogenannten Volksdeutschen aus dem Rasse- und Siedlungshauptamt sowie auf das radikale Ordnungsdenken dieser und weiterer »Weltanschauungseliten«.<sup>48</sup> Daneben etablierte sich ein nicht immer von voyeuristischen Blicken freies Interesse an der Entourage des Führers, das heißt an einem Personenkreis, der nur teilweise und, wenn überhaupt, auf anderen Handlungsfeldern einen Teil der nationalsozialistischen Elite darstellte.<sup>49</sup> Angesichts der extremen Zentralisierung von Entscheidungsmacht im Führerstaat fällt es der Forschung ohnehin schwer, jenseits der Teileliten in Wirtschaft und Verwaltung, vor allem in den Gewaltapparaten<sup>50</sup> oder in der Partei<sup>51</sup>, eine Entscheidungselite des Regimes zu identifizieren, wie es für die frühere politikwissenschaftliche

46 Till Kössler/Helke Stadtland (Hrsg.), Vom Funktionieren der Funktionäre. Politische Interessenvertretung in Deutschland nach 1933, Essen 2004.

47 Daniel Lerner, *The Nazi Elite*, Stanford 1951.

48 Ruth Bettina Birn, *Die Höheren SS- und Polizeiführer. Himmlers Vertreter im Reich und in den besetzten Gebieten*, Düsseldorf 1986; Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führerkorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2002; Jens Banach, *Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945*, Paderborn/München etc. 2002 (zuerst 1998); Elisabeth Heinemann, »Rasse, Siedlung, deutsches Blut«. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003; Lutz Raphael, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: GG 27, 2001, S. 5–40.

49 Fabrice d'Almeida, *Hakenkreuz und Kaviar. Das mondäne Leben im Nationalsozialismus*, Düsseldorf 2007 (zuerst frz. 2006).

50 Bernd Wegner, *Hitlers Politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933–1945*, Paderborn 1982; Carsten Dams/Michael Stolle, *Die Gestapo. Herrschaft und Terror im Dritten Reich*, München 2008.

51 Peter Hüttenberger, *Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP*, Stuttgart 1969.



Forschung zum Nationalsozialismus noch selbstverständlich war.<sup>52</sup> Die Folge ist eine gewisse konzeptionelle Entleerung des Elite-Begriffs in der NS-Forschung. Neuere Studien verwenden den Terminus sowohl für verhältnismäßig sehr große Gruppen, deren Elitequalität – die Machtausübung – eher zweifelhaft ist, oder sie lösen ihn in biografische Einzelstudien auf.<sup>53</sup> Dennoch konnten diese und andere Studien deutlich machen, dass die Verfolgungspolitik des Regimes ohne die Kombination von Expertenwissen, radikalem Ordnungsdenken, Führungsanspruch, persönlicher Loyalität und Eigeninitiative nicht derart massenmörderische Ausmaße hätte annehmen können.

## II. Trends der internationalen sozialwissenschaftlichen Elitenforschung

Die sozialwissenschaftliche Erforschung politisch-administrativer und ökonomischer Eliten ist nach einer gewissen Flaute in den 1980er- und 1990er-Jahren dabei, sich international zu einem dynamischen Forschungsfeld zu entwickeln. Auslöser waren sowohl die Entlastung von den modernisierungstheoretischen Vorannahmen und Rahmungen der älteren Elitenforschung als auch ein neues Interesse an binnengesellschaftlichen und an transnationalen Machtasymmetrien.<sup>54</sup> So haben vor allem Globalisierungsprozesse zu einer verstärkten Aufmerksamkeit für die Eliten des Globalen Südens geführt, ohne zugleich deren Kapazität zur Einleitung von Modernisierungsprozessen in den Vordergrund zu stellen.<sup>55</sup> Allerdings sind die Dysfunktionalitäten und Defizite gesellschaftlicher Modernisierung auch vorher schon in elitentheoretischer Perspektive durchaus kritisch diskutiert worden. Dies geschah etwa am Beispiel der Bürokratisierungsprozesse in südostasiatischen »Schwellenländern«, unter anderem unter dem Begriff der »strategischen Gruppen«, der ebenso die Weiterentwicklung eines undogmatisch-marxistischen Begriffs der »Herrschenden Klasse« wie des Elite-Begriffs darstellen sollte.<sup>56</sup> Diese Weitung des Horizonts der Elitenforschung im Sinne einer Verschiebung von den westlichen Gesellschaften an die afrikanischen und asiatischen (Halb-)Peripherien ist verbunden mit weiteren Verschiebungen: von Machteliten in Richtung Wissenseleiten, von Herrschaft als Zentralkategorie der Untersuchung in Richtung Sinn und Bedeutung,

52 *Martin Broszat*, *Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*, München 1969; *Karl Dietrich Bracher*, *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*, Köln 1969.

53 *Christian Ingrao*, *Hitlers Elite. Die Wegbereiter des nationalsozialistischen Massenmords*, Berlin 2012; *Bastian Hein*, *Elite für Volk und Führer? Die Allgemeine SS und ihre Mitglieder 1925–1945*, München 2012; *Ronald Smelser/Enrico Syring/Rainer Zitelmann* (Hrsg.), *Die braune Elite*, 2 Bde., Darmstadt 1989/1993.

54 *Olav Korsnes/Johan Heilbron/Johs. Hjellbrekke* u. a. (Hrsg.), *New Directions in Elite Studies*, London 2018.

55 *Chris Shore/Stephen Nugent* (Hrsg.), *Elite Cultures. Anthropological Perspectives*, London 2002.

56 Bemerkenswerterweise war dieses Konzept aber nicht in Auseinandersetzung mit Suzanne Kellers durchaus verwandtem Begriff der »strategischen Eliten« entwickelt worden. *Hans-Dieter Evers/Tilman Schiel*, *Strategische Gruppen. Vergleichende Studien zu Staat, Bürokratie und Klassenbildung in der Dritten Welt*, Berlin 1988; *Suzanne Keller*, *Beyond the Ruling Class. Strategic Elites in Modern Society*, New York 1963.

von Hierarchie in Richtung Hegemonie. In der internationalen sozialwissenschaftlichen Diskussion kam allerdings vor allem anderen die Beobachtung der enorm ansteigenden Einkommen und Vermögen von Schlüsselakteuren der globalisierten Finanzmärkte und der Informationswirtschaft seit den 1990er-Jahren hinzu sowie die Verstetigung der daraus entstehenden neuen Ungleichheiten bis hin zur These einer »Refeudalisierung« der sozialen Stratifizierung.<sup>57</sup>

Die Ursachen dieser in allen westlichen Gesellschaften zu beobachtenden Entwicklung werden von der neueren Literatur in einer doppelten Veränderung von Machtbalancen zwischen verschiedenen Elitegruppen, aber auch zwischen Eliten und Nichteliten verortet: Erstens verschoben sich zunächst in den USA die Kräfteverhältnisse innerhalb der Wirtschaftselite, und zwar weg von den Managern der Großkonzerne hin zu den Chefs der großen Pensions-, Versicherungs- und Hedgefonds, also den stärksten Aktionärsgruppen. Vor dem Hintergrund einer verschärften Weltmarktkonkurrenz durch Wettbewerber aus Westeuropa und Japan sowie steigender Inflationsraten beanstandeten diese Aktionärsvertreter seit den 1970er-Jahren sinkende Profite und damit den stagnierenden Börsenwert der bürokratisierten Großunternehmen mit ihrem relativ austauschbaren Führungspersonal. Letzteres drückte sich auch in einem vergleichsweise niedrigen Verhältnis zwischen den Einkünften der Manager und dem Durchschnittsverdienst im Unternehmen (etwa 1:40 um 1965) aus. Das Hauptziel bestand nun in der Steigerung des börslichen Unternehmenswerts, des Shareholder-Values; der Hauptanreiz für die Manager, eine entsprechende Unternehmensstrategie zu wählen, die für sie selbst wegen der schlagartig zunehmenden feindlichen Übernahmen und der Zerschlagung von Konzernen, wegen der Finanzialisierung der Unternehmen als solcher und der Veränderung ihrer Corporate-Governance-Struktur mit erheblichen Karriereunsicherheiten verbunden war, bestand in der Koppelung ihres Einkommens an den Börsenwert ihres Unternehmens durch die Vergabe von Aktienoptionen, deren Wert an den Börsenkurs gekoppelt war. Explosionsartig stiegen nun die Managereinkommen (1:400 in den 1990er-Jahren). Noch stärker stiegen allerdings die Einkommen an der Spitze der Finanzindustrie, sodass eine neue Klasse der *working super rich* mit Jahreseinkommen von über 500 Millionen \$ (!) entstehen konnte.<sup>58</sup> Zweitens aber führten sowohl die Globalisierungsprozesse als auch Veränderungen in der Unternehmensorganisation zu einer Verschiebung der Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit, indem sich die Verhandlungsmacht der Beschäftigten zugunsten derjenigen der Wirtschaftseliten abschwächte, mit weitreichenden Folgen für die Verschärfung der sozialen Ungleichheit in vielen Gesellschaften.<sup>59</sup> Folgt man der Argumentation von Olav Korsnes oder Mike Savage, so waren diese Aneig-

57 Julie Froud/Mike Savage/Gindo Tampubolon u. a., Rethinking Elite Research, CRESC Working Paper Series, Working Paper No. 12, 2006; Sighard Neckel, »Refeudalisierung« – Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse, in: Leviathan 41, 2013, S. 39–56; ders., Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hrsg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld 2012, S. 113–128.

58 Alle Angaben nach Johan Heilbron/Felix Bühlmann/Johs. Hjellbrekke u. a., Introduction, in: Korsnes/Heilbron/Hjellbrekke u. a., New Directions in Elite Studies, S. 1–28.

59 Paul Windolf (Hrsg.), Finanzmarktkapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen, Wiesbaden 2005; Christel Lane, Management and Labour in Europe. The Industrial Enter-

nungsstrategien erfolgreich, weil eine sich kritisch gebende Sozialwissenschaft das Interesse an den Eliten verloren hatte und an die Stelle eines aufklärerisch-investigativen Journalismus Homestories über Superreiche getreten waren.<sup>60</sup> Allerdings scheint von der Elitenforschung nirgends der – zugegebenermaßen theoretisch ambitionierte – Versuch unternommen worden zu sein, die Verschiebungen im Feld der Macht der jeweiligen Nationalgesellschaften nachzuzeichnen, die sich in einer Aufwertung ökonomischen Kapitals und einer relativen Abwertung politischen Kapitals ausdrücken müsste. Denn das in der fraglichen Epoche vermehrte Anlegen ökonomischer Parameter an die Prozesse und Ergebnisse demokratischer Politik und die häufig damit verbundene Behauptung, demokratische Politik sei aus Rücksicht auf die Wählerinnen und Wähler nicht in der Lage, die notwendigen und als alternativlos bezeichneten fiskalischen und sozialökonomischen Anpassungen an die durch die beschleunigten Globalisierungsprozesse verschärften Weltmarkt Konkurrenzen durchzusetzen, sowie der zunehmende Einsatz ökonomischen Kapitals in politischen Auseinandersetzungen wie Wahlkämpfen müssten von einer Machtverschiebung zwischen Wirtschaftseliten und politischen Eliten zumindest begleitet, wenn nicht verursacht worden sein. Die Aufgabe der Elitentheorie wäre es, diese Machtverschiebung elitentheoretisch begrifflich-konzeptionell herauszustellen.

Vor dem Hintergrund der explosionsartig gestiegenen Revenuen der Wirtschaftseliten erschloss die sozialwissenschaftliche Elitenforschung immerhin neue Themenfelder, die in der deutschen Diskussion zunächst keine große Rolle spielten, weil das Land kein Refugium für die Superreichen darstellt und sich hier demzufolge eine solche Kultur kaum entwickelt hat: Zu nennen sind hier zum einen Studien, welche die Produktion von Exklusivität untersuchen, zum anderen Arbeiten, die den Reproduktionsstrategien dieser Eliten nachgehen; zwei Themenfelder, die sich naturgemäß überschneiden. Dabei untersuchen Forscherinnen und Forscher die Ausbildungswege der Mitglieder der Elite (häufig an Privatschulen), die »plutokratischen« Freizeitaktivitäten und Lebensstile bis hin zur Rolle der (Ehe-)Frauen für die Soziabilität der männlichen Elite und deren biologische und soziale Reproduktion.<sup>61</sup>

In Deutschland wiederum stellten die Dekonstruktion der Vorstellung, Positionseliten seien vor allem als Leistungseliten zu verstehen, sowie die Forderung, (neue)

---

prise in Germany, Britain and France, Aldershot 1989; *dies.*, *Industry and Society in Europe. Stability and Change in Britain, Germany and France*, Aldershot 1995; *Vivien A. Schmidt*, *The Futures of European Capitalism*, Oxford/New York etc. 2002; für den deutschen Fall *Wolfgang Streeck/Martin Höpner* (Hrsg.), *Alle Macht dem Markt? Fallstudien zur Abwicklung der Deutschland AG*, Frankfurt am Main/New York 2003; für Frankreich *Vivien A. Schmidt*, *From State to Market? The Transformation of French Business and Government*, Cambridge/New York etc. 1996.

60 *Korsnes/Heilbron/Hjellbrekke* u. a., *New Directions in Elite Studies*; *Mike Savage/Karel Williams* (Hrsg.), *Remembering Elites*, Oxford 2008.

61 *Lauren A. Rivera*, *Pedigree. How Elite Students Get Elite Jobs*, Princeton/Oxford 2016; *David Rothkopf*, *Superclass. The Global Power Elite and the World They Are Making*, New York 2009; *Andrew Adonis/Stephen Pollard*, *A Class Act. The Myth of Britain's Classless Society*, London 1997; *Ashley Mears*, *Girls as Elite Distinction. The Appropriation of Bodily Capital*, in: *Poetics* 53, 2015, S. 22–37; *Luna Glucksberg*, *Gendering the Elites. An Ethnographic Approach to Elite Women's Lives and the Reproduction of Inequality*, in: *Korsnes/Heilbron/Hjellbrekke* u. a., *New Directions in Elite Studies*, S. 227–243; *Maren Toft/Magne Flemmen*, *The Gendered Reproduction of the Upper Class*, ebd., S. 113–132.

Eliten müssten gewachsene gesellschaftliche Blockaden überwinden, wichtige Motive neuerer Forschungen dar.<sup>62</sup> Den Ausgangspunkt bildete hier ein gewisses Unbehagen an den Methoden und Ergebnissen der politikwissenschaftlichen Elitenforschung, die mit immer größerem Aufwand relativ wenig neue Erkenntnisse zu generieren schien. Die »Mannheimer« und »Potsdamer Elitestudien« stellten die Frage »Wer gehört zur Machtelite der Bundesrepublik?« und beantworteten diese bereits vorab mit der Festlegung des Positionen- und damit des Personensamples aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen des Landes. Sodann wurden die entsprechenden Individuen nach ihren politischen beziehungsweise gesellschaftlichen Präferenzen und Einstellungen befragt. Eine genauere Bestimmung der bundesdeutschen »Machtelite« konnte in diesem Zirkelschluss nicht erfolgen.<sup>63</sup> Der empirische Aufwand dieser Forschungen war enorm und die logische Folge des Anspruchs auf eine Vollerhebung der Daten aller Inhaber der »Führungspositionen«. So wurden für die erste Mannheimer Studie bereits mehr als 800 Interviews mit Personen aus einem Kreis von 1.450 »Spitzenpositionsträgern« geführt<sup>64</sup>; für die Untersuchung 1972 war die Zahl der Interviews mit insgesamt 1.825 mehr als verdoppelt worden und 1981 waren es noch immer 1.744.<sup>65</sup> Für die »Potsdamer Elitestudie« wurden dann nicht weniger als 2.341 Interviews mit den Inhaberinnen und Inhabern der – vorab geschätzten – rund 4.000 »Führungspositionen der Bundesrepublik Deutschland« realisiert.<sup>66</sup> Allerdings wurde nicht recht ersichtlich, aus welchen Gründen sich die geschätzte Zahl der Elitepositionen derart vermehrt hatte – war der Umfang der Machtelite der Bundesrepublik derart gewachsen? Auch die erheblichen Veränderungen in der Zusammensetzung dieser Machtelite nach den Sektoren Politik, Wirtschaft, Wissenschaft et cetera in der Abfolge dieser Studien erschienen willkürlich.

Besonders der Soziologe Michael Hartmann hat – nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit diesen Elitestudien – in zahlreichen Studien und mit nicht geringem empirischem Aufwand darauf aufmerksam gemacht, wie ungleich die Rekrutierung vor allem für wirtschaftliche Spitzenpositionen erfolgt, weil nach der Jahrtausendwende ein sehr großer Anteil der Topmanager (rund 85 %) aus der kleinen Schicht

62 *Michael Hartmann*, *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*, Frankfurt am Main/New York 2002; *Herrfried Münkler/Grit Straßenberger/Matthias Bohlender* (Hrsg.), *Deutschlands Eliten im Wandel*, Frankfurt am Main/New York 2006.

63 *Rudolf Wildenmann*, *Eliten in der Bundesrepublik. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung über Einstellungen führender Positionsträger zur Politik und Demokratie*, o. O. 1968; *Edo Enke*, *Oberschicht und politisches System der Bundesrepublik Deutschland. Soziale Mobilität und Karrieremuster von 800 Inhabern von Spitzenpositionen der westdeutschen Gesellschaft*, Bern/Frankfurt am Main 1974; *Ursula Hoffmann-Lange*, *Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik*, Opladen 1992; *Wilhelm Bürklin/Hilke Rebenstorff* (Hrsg.), *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*, Opladen 1997; *Hilke Rebenstorff*, *Die politische Klasse. Zur Entwicklung und Reproduktion einer Funktionseelite*, Frankfurt am Main/New York 1995.

64 *Enke*, *Oberschicht und politisches System der Bundesrepublik Deutschland*, S. 1–4.

65 *Hoffmann-Lange*, *Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik*, S. 85 f.

66 *Jörg Machatzke*, *Die Potsdamer Elitestudie – Positionsauswahl und Ausschöpfung*, in: *Bürklin/Rebenstorff*, *Eliten in Deutschland*, S. 35–68, hier: S. 37 und 65. Zur Kritik an diesem Forschungsdesign *Michael Hartmann*, *Elitesozioologie. Eine Einführung*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 66 f.; *Reitmayer*, *Elite*, S. 12–14.

des »gehobenen Bürgertums« stammt, die in der Bundesrepublik weniger als 4 % der Gesamtbevölkerung umfasst. Die Hälfte der Spitzenunternehmer entstammt sogar der noch exklusiveren Teilgruppe des »Großbürgertums«, das nur 0,5 % der Erwerbstätigen ausmacht.<sup>67</sup> Nicht die Leistung, sondern die Herkunft entscheidet über den Zugang zur Wirtschaftselite. Zwei methodische Probleme sollen hier aber kurz skizziert werden: Zum einen überschätzt Hartmann den Faktor des gewünschten *Habitus* für die Auswahl unternehmerischer Führungspositionen, die bei ihm weniger ein Syndrom von Einstellungen zum »Führen und Entscheiden-Wollen« als vielmehr das richtige gesellschaftliche Auftreten, namentlich in der Kommensalität bezeichnet (also faktisch eher eine bestimmte Form des kulturellen Kapitalbesitzes umfasst).<sup>68</sup> Stattdessen weisen andere Studien zu den Laufbahnen wirtschaftlicher Führungskräfte darauf hin, dass gerade die deutsche Tradition der »Hauskarriere«, mittlerweile erweitert als »Konzernkarriere«, und damit verbunden eine bestimmte Form des Bewährungsaufstiegs die Karrierechancen steuern.<sup>69</sup> Der alleinige Verweis auf die Leistungsauslese vermag jedoch das Muster der sozialen Herkunft der Spitzenunternehmer und -unternehmerinnen auch nicht zu erklären. Hinter diesen spezifischen Laufbahnen ist deshalb auch die Akkumulation von sozialem Kapital zu vermuten, weil die betreffenden Akteure immer wieder mit anderen, in der Unternehmenshierarchie höherstehenden Akteuren zusammentreffen, die stets auch Gatekeeper-Funktionen für vielversprechende Positionswechsel wahrnehmen und die ihrerseits in Konkurrenz zueinander stehen. Diese sozialen Bindungen sind also vertikal organisiert (»Seilschaften«). Das soziale Kapital wirtschaftlicher Führungskräfte ist deshalb einerseits stark an ein bestimmtes Unternehmen und innerhalb dessen an bestimmte hierarchische Unterstützungsstrukturen gebunden; nur hier kann es voll wirksam werden. Diese Form des sozialen Kapitals, die »Beziehungen« oder die »Protektion«, sind allerdings sehr schwer und oft nur indirekt für Forschende auffindbar, weil sie der herrschenden konkurrenzorientierten und individualistischen Leistungsideologie diametral entgegenstehen. Hier bleibt ein Forschungsdesiderat, das nur durch weitere Untersuchungen zu den Karrierewegen und Auswahlentscheidungen wirtschaftlicher Führungskräfte gefüllt werden

67 *Michael Hartmann*, Topmanager. Die Rekrutierung einer Elite, Frankfurt am Main/New York 1996; *ders.*, Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 144–152; *ders.*, Der Mythos von den Leistungseliten, S. 34–40; *ders.*, Klassenspezifischer Habitus oder exklusive Bildungstitel als soziales Selektionskriterium? Die Besetzung von Spitzenpositionen in der Wirtschaft, in: *Beate Kraus* (Hrsg.), An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz 2001, S. 157–215.

68 *Hartmann*, Der Mythos von den Leistungseliten, S. 116–131.

69 *Saskia Freye*, Führungswechsel. Die Wirtschaftselite und das Ende der Deutschland AG, Frankfurt am Main/New York 2009; *Christian Reuber*, Der lange Weg an die Spitze. Karrieren von Führungskräften deutscher Großunternehmen im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 2012; *Plumpe/Reuber*, Unternehmen und Wirtschaftsbürgertum im 20. Jahrhundert; *Wilhelm Bartmann/Werner Plumpe*, Gebrochene Kontinuitäten? Anmerkungen zu den Vorständen der I.G.-Farbenindustrie AG-Nachfolgesellschaften 1952–1990, in: *Berghahn/Unger/Ziegler*, Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, S. 153–186; *Joly*, Großunternehmer in Deutschland; *Michael Faust*, Karrieremuster von Führungskräften der Wirtschaft im Wandel – Der Fall Deutschland in vergleichender Perspektive, in: SOFI-Mitteilungen, 2002, Nr. 30, S. 69–90.

kann.<sup>70</sup> Außerdem deuten qualitative Untersuchungen darauf hin, dass Familien, die mit Hartmann zumindest dem »gehobenen Bürgertum« zugerechnet werden können, ein außerordentlich großes soziales Kapital mobilisieren, um die Berufswahl und den Berufseinstieg ihrer Kinder zu erleichtern und um gerade in der kritischen Frühphase ihrer Berufslaufbahn Karriererückschläge aufzufangen, was ihrem Nachwuchs erhebliche Startvorteile gegenüber denjenigen verschafft, deren Eltern kein derartiges Sozialkapital zur Verfügung steht.<sup>71</sup> Zum anderen unterstellt Hartmann, der auch die Besetzung politisch-administrativer Spitzenpositionen verfolgt hat und hier zu Recht auf den oft übersehenen, in seinen Effekten auch stark unterschätzten Befund aufmerksam macht, dass deren Besetzung im Lauf der zurückliegenden Jahrzehnte sozial deutlich an Exklusivität gewonnen hat, hier einen sehr engen Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und politischen Einstellungen: »Die Herkunft der politischen Elite prägt ihre Entscheidungen.«<sup>72</sup> Dies läuft auf die Annahme einer durch die soziale Herkunft determinierten »Klassenpolitik« hinaus. Vor dem Hintergrund der umfangreichen sozialwissenschaftlichen, kultur- und sozialhistorischen Forschungen über die komplexen Zusammenhänge zwischen »Klassenlage«, »Klassenidentitäten« und »Klassenbewusstsein« in den westlichen Gesellschaften nimmt Hartmann damit eine sehr angreifbare Position ein.<sup>73</sup> Mit der Behauptung, die wachsende Ungleichheit in den europäischen Gesellschaften sei eine unmittelbare Folge der zunehmenden Exklusivität der Eliten, überstrapaziert Hartmann daher in meinen Augen die Erklärungskraft einer Elitenforschung, die die Analyse der sozialen Herkunft der Elitenmitglieder zu sehr gegenüber den historischen Beziehungen zwischen Eliten und Nichteliten privilegiert.

Vor allem der wachsende Einfluss ökonomischer Machteliten auf staatliches Fiskal- und Regulierungshandeln hat ein neues Forschungsinteresse an diesen Gruppen geweckt.<sup>74</sup> Zu den etablierten Themen der sozialwissenschaftlichen Elitenforschung, etwa der Untersuchung der sozialen Herkunft und der Ausbildungswege und beruflichen Laufbahnen der Inhaberinnen und Inhaber von Spitzenpositionen sowie deren sozialer Kohäsion als handlungsfähiger Gruppe, sind damit neue Fragen hinzugetreten, etwa nach der Existenz und Zusammensetzung einer handlungsmächtigen globalen Wirtschaftselite oder der Rolle von Eliten für die Verschärfung und Verfestigung sozialer Ungleichheiten durch Praktiken sozialer

70 Neben den genannten Autorinnen und Autoren für die Zeit des Kaiserreichs vgl. *Morten Reitmayer*, *Bankiers im Kaiserreich. Sozialprofil und Habitus der deutschen Hochfinanz*, Göttingen 1999.

71 *Rüdiger Preißer*, *Muster der intergenerationalen Statusreproduktion in der Oberschicht. Der Beitrag von emotionalen Ressourcen bei der Transformation des Familienkapitals*, in: *Hradil/Imbusch*, *Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen*, S. 209–235.

72 *Michael Hartmann*, *Soziale Ungleichheit. Kein Thema für die Eliten?*, Frankfurt am Main/New York 2013; *ders.*, *Die Abgehobenen. Wie die Eliten die Demokratie gefährden*, Frankfurt am Main/New York 2018.

73 *Jens Beckert*, *Die strukturellen Ursachen sozialer Ungleichheit. Rezension von: Michael Hartmann, Die Abgehobenen*, in: *Soziologische Revue* 43, 2020, S. 3–7.

74 *Savage/Williams*, *Remembering Elites*.

Schließung.<sup>75</sup> Allerdings hat die sozialwissenschaftliche Elitenforschung die perspektivische Erweiterung um Probleme der Globalisierung und Dimensionen sozialer Ungleichheit vorwiegend im Horizont etablierter Ansätze angenommen. Nur vereinzelt sind neue Konzepte entwickelt worden, welche die Beziehungen zwischen Eliten und Nichteliten zu erfassen versuchen, etwa zur Wahrnehmung sozialer Ungleichheit durch Elitegruppen.<sup>76</sup> Wie Olav Korsnes und andere festgestellt haben, liegt das spezifische Handeln, das Eliten mit Nichteliten verbindet (»leadership«), außerhalb dessen, was an Business Schools gelehrt wird, weitgehend im Dunklen.<sup>77</sup>

Vielmehr konzentrieren sich zahlreiche Studien nach wie vor auf die Binnenstruktur nationaler politisch-administrativer und wirtschaftlicher Machteliten.<sup>78</sup> Das bevorzugte Verfahren stellen dabei Netzwerkanalysen dar, die unter anderem aufgezeigt haben, wie sich die Binnenverflechtungen der *corporate elite* in vielen kontinentaleuropäischen Ländern seit den 1990er-Jahren mehr oder weniger stark aufgelöst haben.<sup>79</sup> Netzwerkanalysen konnten aber auch dazu dienen, den Kern einer ökonomischen Machtelite zu bestimmen.<sup>80</sup>

Hier bestehen auch die größten Schnittmengen mit neueren Forschungen der vergleichenden Politischen Ökonomie, in denen das Handeln von Entscheidungseliten in den Vordergrund des Interesses gerückt ist. Den Bildungs- und Karrierewegen der politischen wie der Wirtschaftseliten wird dabei eine große Bedeutung für ökonomische und soziale Trends zugeschrieben.<sup>81</sup> Ältere Studien haben dabei plausibel die Schwierigkeiten der westlichen Industriegesellschaften beim Umsteuern von der langen Hochkonjunkturphase nach 1945 auf die Herausforderungen der 1970er- und 1980er-Jahre aus den typischen Karrieren, Einstellungen und Handlungsmustern der nationalen Entscheidungseliten rekonstruiert.<sup>82</sup> Neuere Arbeiten, sowohl der Politischen Ökonomie wie der Elitenforschung, sprechen darüber hinaus neoliberalen Ordnungsideen, die diese Schwierigkeiten zu bewältigen versprochen, eine große Wirksamkeit bei der Durchsetzung der Interessen transnational agierender Wirtschaftseliten zu.<sup>83</sup> Daraus entstand eine weitreichende Argumentationskette über die Zunahme sozialer Ungleichheit, in der diese neoliberale Form der Globalisierung im Verein mit postdemokratischen Praktiken der Entscheidungsfindung für die gegenwärtigen Krisen der europäischen Gesellschaften, ables-

75 Leslie Sklair, *The Transnational Capitalist Class*, Oxford 2001; Sattler/Boyer, *European Economic Elites*.

76 Elisa Reis/Mick Moore (Hrsg.), *Elite Perceptions of Poverty and Inequality*, London 2005.

77 Heilbron/Bühlmann/Hjellbrekke u. a., Introduction, S. 4 f.

78 Mattei Dogan (Hrsg.), *Elite Configurations at the Apex of Power*, Leiden 2003.

79 Paul Windolf, *Corporate Networks in Europe and the United States*, Oxford/New York etc. 2002; Eelke M. Heemskerk, *The Rise of the European Corporate Elite. Evidence from the Network of Interlocking Directorates in 2005 and 2010*, in: *Economy and Society* 42, 2013, S. 74–101.

80 Michael Useem, *The Inner Circle. Large Corporations and the Rise of Business Political Activity in the U.S. and the U. K.*, Oxford 1984.

81 Lane, *Industry and Society in Europe*; Schmidt, *From State to Market?*

82 Douglas E. Ashford, *Policy and Politics in Britain. The Limits of Consensus*, Oxford 1981; ders., *Policy and Politics in France. Living with Uncertainty*, Philadelphia 1982; Peter J. Katzenstein, *Policy and Politics in West Germany. The Growth of a Semisovereign State*, Philadelphia 1987.

83 Schmidt, *The Futures of European Capitalism*.

bar an wachsender Ungleichheit und dem Entstehen (rechts-)populistischer Protestbewegungen, verantwortlich gemacht werden: Die über die Zwänge globalisierter Finanzmärkte vermittelten Interessen quasi staatenloser Wirtschaftseliten und die Ordnungsvorstellungen der Leitenden sowie der Expertinnen und Experten überstaatlicher Institutionen wie der OECD würden hinter den institutionellen Fassaden der repräsentativen Demokratie gemeinsam mit politisch-administrativen Eliten der Nationalstaaten in vorgeblich alternativlose fiskal- und sozialpolitische Sparprogramme verwandelt, wobei es den politischen Eliten überlassen bleibe, den Unmut des Elektorats zu managen. Das Ineinandergreifen der Glieder dieser Argumentationskette ist empirisch allerdings bislang nicht untermauert worden. Insbesondere die Frage, aus welchen Gründen die Ablehnung der neoliberalen Politik nicht in den etablierten Bahnen der Parteiendemokratie erfolgte, sondern vor allem unterschiedliche Formen der Eliten-Feindschaft hervorbrachte, konnte bislang nicht schlüssig beantwortet werden. Zu diesem Forschungsdesiderat mag auch der Umstand beigetragen haben, dass Ansätze zur genaueren Bestimmung des spezifischen (Rollen-)Handelns und der Machtausübung von Entscheidungseliten durch Vorbild, Herrschaft oder Expertise nicht weiterentwickelt worden sind.<sup>84</sup>

Ein letztes, meines Erachtens vom Mainstream der sozialwissenschaftlichen Elitenforschung in seiner Bedeutung unterschätztes Forschungsfeld sei hier noch benannt: die Untersuchung der politisch-administrativen Elite der Europäischen Union. Obwohl diese eine hochprofessionelle, multinational zusammengesetzte, aber legislativ nur schwach kontrollierte Entscheidungselite darstellt, in der sich klassische Verwaltung mit eigenständiger Politikgestaltung verbinden, ist über ihr Sozialprofil, ihr Selbstverständnis und ihre Entscheidungskulturen nur wenig bekannt.<sup>85</sup> Vielmehr scheint in der Forschung offenbar der umgekehrte Blick nationaler Eliten auf das Handeln der Europäischen Union zu überwiegen.<sup>86</sup>

### III. Aktuelle Trends der historischen Elitenforschung

#### **Reichtum**

Die aktuelle zeithistorische Elitenforschung ist in ihren Themen, Fragestellungen und Referenzen naturgemäß erst in Umrissen erkennbar. Deshalb müssen hier ei-

84 Korsnes/Heilbron/Hjellbrekke u. a., New Directions in Elite Studies; Morten Reitmayer, Eliten, Machteliten, Funktionseleiten, Elitenwechsel, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.1.2010, URL: <<http://docupedia.de/zg/Eliten>> [1.5.2021].

85 Christian Baier/Lisa Geißler/Matthias Hansel u. a., Europäische Verwaltungseliten. Die Reproduktion der europäischen Verwaltungselite im Spannungsfeld von nationalstaatlichem Einfluss und institutioneller Schließung, URL: <[http://www.cetro.uni-oldenburg.de/de/download/Nr.\\_17\\_jm.pdf](http://www.cetro.uni-oldenburg.de/de/download/Nr._17_jm.pdf)> ; [9.8.2021]; Maurizio Bach, Bürokratisierung Europas – Verwaltungseliten, Experten und politische Legitimation in Europa, Frankfurt am Main/New York 1999; Liesbet Hooghe/Gary Marks, Multi-Level Governance and European Integration, Oxford 2000; Hartmann, Eliten und Macht in Europa.

86 Jaqueline M. Spence, The European Union. »A View from the Top«. Top Decision Makers and the European Union, Conducted by EOS Gallup Europe, o. J. [1998]; Historical Social Research 41, 2016, Themenheft: National Political Elites and the Crisis of European Integration.



nige vorläufige Bemerkungen genügen. Zunächst fällt dabei auf, dass aus dem verhältnismäßig abstrakten Elite-Begriff kaum gemeinsame Forschungsperspektiven entwickelt worden sind. Im Gegensatz zur Adels- oder Bürgertumsforschung, die über konkrete Untersuchungsgegenstände verfügt, stehen die Themen und Interessen der zeithistorischen Elitenforschung deshalb recht unverbunden nebeneinander. So hat sich beispielsweise die neuere Reichtumsforschung als wachsendes Untersuchungsfeld der Zeitgeschichte etabliert, dabei aber überraschenderweise den bereits eingeführten Begriff der »Vermögenselite« nicht aufgegriffen.<sup>87</sup> Dabei ist an Bezügen und Referenzen kein Mangel: Sowohl auf die sozialwissenschaftliche und die französische und britische historische Reichtumsforschung wie auf die Adels- und die Ungleichheitsforschung wird in den Fußnoten verwiesen.<sup>88</sup> Doch möglicherweise läuft der eher sozialgeschichtlich eingefärbte Terminus »Vermögenselite« beziehungsweise der Elite-Begriff als solcher den insgesamt eher kulturgeschichtlichen Interessen der Reichtumsforschung zuwider, ohne dass eine ausdrückliche Abgrenzung erfolgt wäre. Auf der anderen Seite käme gerade ein empirisch belastbarer Elite-Begriff dem vielfach bekundeten Interesse der Reichtumsforschung am Lebensstil der Reichen durchaus entgegen, ermöglicht er doch notwendige Differenzierungen, nicht zuletzt diejenige zwischen bloß »Vermögenden«, »Reichen« und »Superreichen« (oder »Ultrareichen«). Allerdings kommt auch ein solcher ebenso kultur- wie sozialhistorischer Begriff der Vermögenselite nicht umhin, nach den Größenordnungen und Abstufungen von Reichtum oder ökonomischem Kapital als der zentralen Dimension eines solchen Lebensstilraumes zu fragen, weil dies über die Möglichkeiten der Teilhabe an den Praktiken eines solchen auf Distinktion gegründeten Lebensstils bestimmt. Eine weitere Dimension dieses Raumes ist sicherlich das soziale Alter des Reichtums der Familien, was schon im Titel der Studie von Dolores L. Augustine, »Patricians and Parvenus«, einem viel zitierten Referenzwerk, zum Ausdruck kommt.<sup>89</sup> Und schließlich dürfte eine dritte Dimension dieses Raumes den genannten Forschungsinteressen ebenfalls entgegenkommen, nämlich seine geografische Ausdehnung, also die Internationalität seiner Bewohnung und ihrer Praktiken. Mit der Konstruktion eines solchen Möglichkeitsraums eröffnen sich zwei weitere Perspektiven: Nach innen stellt sich die Frage, ob und wie sich die Akteure tatsächlich zu einer Lebensstilgruppe vergemeinschaften. Nach außen wird zu untersuchen sein, inwieweit und mit welchem Erfolg, auf welchen Wegen, abhängig von welchen Konstellationen diese Reichen versuchen, aus ihrem Reichtum auch politischen Einfluss zu generieren, mit anderen Worten: ökonomisches in politisches Kapital zu verwandeln. Hier wäre auf Überlegungen der

87 Hartmut Berghoff, Vermögenseliten in Deutschland und England vor 1914. Überlegungen zu einer vergleichenden Sozialstudie des Reichtums, in: *ders./Dieter Ziegler* (Hrsg.), *Pionier und Nachzügler? Studien zur Geschichte Großbritanniens und Deutschlands im Zeitalter der Industrialisierung*, Bochum 1995, S. 281–308.

88 Eva Maria Gajek, Sichtbarmachung von Reichtum. Das Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre in Preußen, in: *AfS* 54, 2014, S. 79–108; *Simone Derix*, *Die Thyssens. Familie und Vermögen*, Paderborn 2016; *Eva Maria Gajek/Anne Kurr/Lu Seegers* (Hrsg.), *Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2019; sowie die Beiträge im Themenheft »Reichtum« in: *WerkstattGeschichte* 73, 2017; und im Themenheft »Reichtums-geschichte« in: *GWU* 11/12, 2019.

89 *Augustine*, *Patricians and Parvenus*.

Wirtschaftssoziologie über »Geld als universales Inklusionsmedium« zurückzugreifen und umgekehrt zu fragen, welche Dinge sich nicht für Geld kaufen lassen beziehungsweise welche institutionellen, rechtlichen, politischen, moralischen und weiteren Schranken für derartige Tauschgeschäfte in welchen historischen Figurationen bestanden und bestehen.<sup>90</sup> Gerade die politische Dimension von Reichtum hat in den letzten Jahren viel öffentliches Interesse erregt und bietet in der Gegenwart – von Parteispenden bis zu den politischen Unternehmern des plutokratischen Populismus – reichliches Anschauungsmaterial. Den Fluchtpunkt dieser Perspektive bildet die Frage, ob, und wenn ja, ab welcher Größenordnung Reichtum eine Gefahr für demokratische Gesellschaften darstellt, die auf ein gewisses Maß an Gleichheit angewiesen sind.<sup>91</sup> Hier bestehen also Berührungspunkte mit der neueren Demokratieforschung. Auf den ersten Blick geradezu selbstverständlich, auf den zweiten Blick jedoch anspruchsvoll bis schwierig erscheint die Einbettung der Reichtumsgeschichte in die Ungleichheitsforschung. Das Gegensatzpaar »arm und reich« lädt zu einem solchen Unterfangen geradezu ein, doch das In-Beziehung-Setzen von Armut und Reichtum ist ein methodisch anspruchsvolles Vorhaben, in dem die einzelnen Befunde unverbunden nebeneinander zu stehen drohen.<sup>92</sup>

### »Führung«

Das vielleicht dringendste Forschungsdesiderat stellt derzeit eine robuste Handlungstheorie der Eliten dar. In Anlehnung an einen Klassiker der Sozialforschung<sup>93</sup> muss nämlich gefragt werden: »Was tun Eliten als Eliten?«

Dabei gibt es durchaus Anknüpfungspunkte: Bereits in den 1960er-Jahren hatte Suzanne Keller in ihrer Auseinandersetzung mit marxistischen Konzepten der »herrschenden Klasse«, aber auch der »Machtelite« (C. Wright Mills)<sup>94</sup> nicht nur den Begriff der »strategischen Elite« entwickelt, die in modernen Gesellschaften an die Stelle der Kasten und Aristokratien der Vergangenheit getreten seien.<sup>95</sup> Die strategischen Eliten der Moderne seien fluider als ihre verfestigten Vorgänger, seien in ihren Entscheidungen dem Primat der Leistung untergeordnet und vor allem funktional differenziert. Dabei griff Keller auf Talcott Parsons' Theorie sozialer Systeme zurück, deren Bestehen allesamt auf vier Grundfunktionen, nämlich Anpassung an die wechselnden Umweltbedingungen, Zielsetzung und -durchsetzung, Integration

90 Christoph Deutschmann, Geld als universales Inklusionsmedium moderner Gesellschaften, in: Rudolf Stichweh/Paul Windolf (Hrsg.), Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit, Wiesbaden 2009, S. 223–239.

91 Pierre Rosanvallon, Die Gesellschaft der Gleichen, Berlin 2017 (zuerst frz. 2011).

92 Christoph Lorke, Rezension von: Günther Schulz (Hrsg.), Arm und Reich. Zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ungleichheit in der Geschichte, Stuttgart 2015, in: sehepunkte 16, 2016, Nr. 1, URL: <<http://www.sehepunkte.de/2016/01/27459.html>> [31.5.2021].

93 Göran Therborn, What Does the Ruling Class Do When It Rules?, London 1978.

94 C. Wright Mills, The Power Elite, Oxford 1956.

95 Suzanne Keller, Beyond the Ruling Class. Strategic Elites in Modern Society, New York 1963.

der verschiedenen Teile des Systems sowie Bewahrung gegründet seien.<sup>96</sup> Keller ordnete jeder dieser funktionalen Grundbedürfnisse eigene Elitegruppen zu, konzipierte also unterschiedliche Funktionseliten.<sup>97</sup> In der Praxis müssen die Entscheidungsgremien an der Spitze des jeweiligen Systems – also dessen Eliten – jedoch sämtliche Grundbedürfnisse befriedigen: Spitzenpolitikerinnen und -politiker müssen Herausforderungen erkennen, Ziele setzen und durchsetzen, Wählerinnen und Wähler integrieren und den Erhalt des politischen Systems und seiner Kultur garantieren; Unternehmensleitungen müssen aller funktionalen Unternehmensorganisation zum Trotz gemeinsam Märkte beobachten, über Ressourcenallokationen entscheiden und einen »Governance-Kompromiss« zwischen Kapitalgebern, Beschäftigten, Kunden und einer weiteren Öffentlichkeit herstellen.<sup>98</sup> Das spezifische Handeln von Eliten, von »Entscheidungseliten«, ist also auf die Leistung in allen vier Grundfunktionen gerichtet. *Wie* Entscheidungseliten dieser Aufgabe nachkommen, ist deshalb mehr als eine Überlegung wert. Erste Ansätze dazu sind auch in der zeithistorischen Forschung vorhanden.<sup>99</sup> Sie stehen bislang jedoch noch recht unverbunden zu anderen Themenfeldern der Elitenforschung. Ideengeschichtliche Studien haben dabei auf die große Bedeutung des Problems der Vereinbarkeit von politisch-gesellschaftlichen Ideen mit demokratischen Ordnungen hingewiesen: Gerade der Elite-Begriff selbst erwies sich in dieser Hinsicht in (West-)Deutschland wie in Frankreich als weitaus besser vereinbar mit demokratischen Vorstellungen in Politik und Wirtschaft, als es konkurrierende Ordnungsideen waren.<sup>100</sup> Allerdings bleiben die politisch-sozialen Ordnungsideen von und über Eliten ein noch weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld, gerade hinsichtlich der Frage nach dem instrumentellen oder gar manipulativen Charakter neoliberalen Handlungswissens.<sup>101</sup> Vor allem aber bleiben Studien, die konzeptionell-erklärende wie empirische Brücken zwischen den Strukturdimensionen der Globalisierungsprozesse und Ungleichheitsdynamiken einerseits und den zu beobachtenden Krisenphänomenen in den demokratischen Gesellschaften schlagen, indem sie nach der Qualität der Beziehungen zwischen Eliten und Nichteliten, nach der Bedeutung dieser Beziehungen in den jeweiligen Gesellschaften oder nach den Prozessen der Meinungsbildung in den Entscheidungseliten fragen, ein besonders dringendes Forschungsdesiderat.

96 *Talcott Parsons/Robert F. Bales/Edward Shils*, Working Papers in the Theory of Action, o. O. 1953; *Talcott Parsons*, General Theory in Sociology, in: *Robert Merton/Leonard Broom/Leonard S. Cottrell jr.* (Hrsg.), *Sociology Today. Problems and Prospects*, New York 1959, S. 3–38; *Richard Münch*, *Soziologische Theorie*, Bd. 3: Gesellschaftstheorie, Frankfurt am Main/New York 2004; *Hartmann*, *Elitesoziologie*, S. 60–66.

97 Zweifellos sind die Übergänge häufig fließend. Beispielsweise stellen »Funktionäre« nicht a priori »Funktionseliten« dar; bisweilen können sie selbst der »Machtelite« zugerechnet werden. Vgl. die Beiträge in *Kössler/Stadland*, *Vom Funktionieren der Funktionäre*.

98 *Robert Boyer/Michel Freyssenet*, *Produktionsmodelle. Eine Typologie am Beispiel der Automobilindustrie*, Berlin 2003.

99 Tagungsbericht: Menschenführung im 20. Jahrhundert. Konzepte, Semantiken und Praktiken, 13.10.2017–14.10.2017 Potsdam, in: *H-Soz-Kult*, 24.3.2018, URL: <<https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7629>> [9.8.2021].

100 *Reitmayer*, *Elite*; *Daniel Rosenberg*, *Anatomy of Evidence. French Liberalism and the Question of Elites*, Berlin 2020.

101 *David Harvey*, *Kleine Geschichte des Neoliberalismus*, Zürich 2007; *Christoph Butterwegge/Bettina Lösch/Ralf Ptak*, *Kritik des Neoliberalismus*, Wiesbaden 2007.

### *Elitenforschung in the Making*

Abschließend seien noch einige Beobachtungen zu den jüngsten Themen und Erkenntnisinteressen der zeithistorischen Elitenforschung notiert.

Ein von vielen Forschenden bearbeitetes Feld stellt dasjenige der Elitenkritik dar. Es ist mit den gängigen Werkzeugen der Geschichtswissenschaft zu bearbeiten und verspricht wertvolle Aufschlüsse über verschiedenste Bereiche der Fremdwahrnehmung von Eliten. Wichtig erscheint hier vor allem der Hinweis, dass derartige Kritik konstitutiver Bestandteil der Beziehungen zwischen Eliten und Nichteliten ist und deshalb in ihrem Ausmaß, ihrer Zielsetzung, ihrer Funktion und ihrer Bedeutung nicht aus dem Kontext ihrer historischen Konstellation herausgelöst werden kann. Ein zweites expandierendes Themenfeld sind Wissenseliten beziehungsweise die Kombination von Eliten und Wissen. Dies entspricht offensichtlich dem in den zurückliegenden Jahren spürbar gestiegenen Interessen an Wissen, seiner Handhabung, seiner Subjektivierung und der Frage, wer über welches legitime Wissen verfügt. Bei diesen »Wissenseliten« handelt es sich in der Regel um spezielle Funktionseliten analog zu entsprechenden Untersuchungen der Geschichte des Bildungsbürgertums. Auch hier besteht aber die Gefahr der Überdehnung des Elite-Begriffs, denn allein die Expertenkompetenz beziehungsweise die (Selbst-)Zuschreibung herausragender Leistung kann den Elitenstatus noch nicht konstituieren. Allerdings richtet sich der Blick der Forschung häufig durchaus auf die Strategien der Gruppen zur Kontrolle über die Mechanismen ihrer eigenen Reproduktion, wie es schon der Professionalisierungsansatz getan hat. Diese Analogie macht erneut auf die Notwendigkeit zur präzisen Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstands in die jeweilige historische Konstellation, die derartige Strategien erst ermöglicht, aufmerksam: Beispielsweise konnten Unternehmensberaterinnen und -berater überhaupt erst zu einem Teil der Wirtschaftselite aufsteigen, als sich in den Chefetagen der Großunternehmen der Eindruck verfestigt hatte, nicht mehr über das alleinige Wissen über Märkte und Produktionsabläufe zu verfügen. Im Gegensatz zum Spezialistenwissen der Techniker, Wirtschaftsprüfer oder Marketingexperten stand hier die Verfügung über das unternehmerische Entscheidungswissen – und damit die Elite-Qualität als solche – zur Disposition.<sup>102</sup> Hier liegt gewissermaßen der kritische Punkt, an dem Experten zu einem Teil der Eliten werden. Ähnliches gilt für Untersuchungsdesigns, in denen selbst ernannten oder zugeschriebenen, in der Regel kulturellen Avantgarden ein Elitenstatus zuerkannt wird. Die bloße Behauptung, den übrigen Akteuren voraus zu sein, verschafft noch lange nicht die Mittel, das jeweilige Handlungsfeld nach eigenen Interessen zu gestalten. Anders verhält es sich meines Erachtens mit Untersuchungen, die auf bestimmte soziale Merkmale gesellschaftlicher Eliten abheben beziehungsweise auf den Nachweis abzielen, diese Merkmale seien unabdingbar für den Elitestatus. Hier bietet sich die Chance, Aufschlüsse zu gewinnen über interne Gegensätze und Konfliktlinien sowie über Dyna-

102 Vgl. *Christian Marx*, Die Manager und McKinsey. Der Aufstieg externer Beratung und die Vermarktlichung des Unternehmens am Beispiel Glanzstoff, in: *Morten Reitmayer/Thomas Schlemmer* (Hrsg.), Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom, München 2014, S. 65–77.

miken der jeweiligen Elitengruppe, und damit über die symbolische Ordnung der Gesellschaft.<sup>103</sup>

### Fazit: Zum Stand der Elitenforschung

Wo also steht die Elitenforschung heute? Zweifellos hat sich das historische und auch das sozialwissenschaftliche Wissen über die deutschen wie über die internationalen Eliten in den letzten 25 Jahren enorm verbreitert. Über die Sozialprofile und Karrierewege der Wirtschaftseliten, über die Strategien des Statuserhalts adliger Familienverbände, über die Auswirkungen der zahlreichen Zäsuren in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts liegen seitdem ungleich dichtere Informationen vor als früher. Untersuchungen zu den nationalsozialistischen Eliten haben das Begreifen totalitärer Vernichtungspolitik auf neue, solidere Grundlagen gestellt. Sehr viel stärker als in der Geschichtswissenschaft sind in den gegenwartsnahen Sozialwissenschaften Methodenprobleme diskutiert worden. Diese Auseinandersetzungen haben darauf aufmerksam gemacht, dass die bloße Vergrößerung eines analysierten Personensamples nicht zwangsläufig mit einem Zugewinn an Erkenntnis über den Untersuchungsgegenstand verbunden ist, aber auch, dass ein strenges Untersuchungsdesign mit weitergehenden Interpretationsinteressen kollidieren kann. Letztlich tritt erst in der Auseinandersetzung mit der sozialwissenschaftlichen Literatur das derzeit meines Erachtens dringendste Forschungsdesiderat der Elitenforschung hervor, nämlich die Entwicklung eines operationablen und robusten Handlungsbegriffs für das, was Eliten als Eliten tun. Überspitzt gesagt: Erst wenn Elite als Praxis oder als Bündel distinkter Praktiken der Machtausübung über eigene und fremde Reproduktionsmechanismen konzeptioniert werden kann, stellt der Elite-Begriff einen epistemologischen Mehrwert gegenüber konkurrierenden Vorstellungen wie »Herrschende Klasse«, distinguierte Lebensstilgruppe oder ein netzwerkförmiges Establishment dar. Damit ist auch eine zweite Anforderung künftiger Elitestudien benannt: »Elite« sollte nicht nur den Gegenstand einer Untersuchung darstellen, sondern die Potenziale nutzen, die sich bieten, wenn aus ihrem Sozialprofil, ihren Einstellungen, ihrer Morphologie, ihren Beziehungen zu den Nichteliten oder ihrer Entscheidungskultur Erkenntnisse über diejenigen Gegenstände gewonnen werden können, über die Eliten maßgeblich entscheiden. Vom Explanandum zum Explanans, so könnte man diese Perspektive der Elitenforschung bezeichnen.

Aber hat sich die weltweite oder auch nur die innergesellschaftliche soziale Ungleichheit verringert, seitdem den Eliten wieder mehr Aufmerksamkeit zugekommen ist? Wohl eher nicht. Der wachsende Reichtum der wirtschaftlichen Eliten und

---

103 Im Horizont der frühen Bielefelder Bürgertumsforschung hat Karin Kaudelka-Hanisch dies in ihrer Studie über preußische Kommerzienräte getan. *Karin Kaudelka-Hanisch, Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf (1810–1918)*, Hagen 1993. In den Arbeiten von Werner Mosse wurde dieser Titel sogar zum konstituierenden Merkmal der (jüdischen) Wirtschaftselite: *Werner E. Mosse, Jews in the German Economy. The German-Jewish Economic Elite 1820–1935*, Oxford 1987; *ders., The German-Jewish Economic Elite 1820–1935. A Socio-Cultural Profile*, Oxford 1989.

die zunehmende Ungleichheit finden nicht in einem Nullsummenspiel statt. Um diesen Zusammenhang aufzuklären, fehlt nach wie vor ein konzeptioneller Brückenschlag zwischen den Globalisierungsprozessen, die diese Reichtumsakkumulation ermöglichen, und dem Handeln oder Nichthandeln der von den Ungleichheitsdynamiken Betroffenen. Dazwischen stehen Eliten, die von Gelegenheitsstrukturen profitieren oder diese sogar selbst schaffen, und andere Eliten, die den Unmut des Elektorats managen. Eine ambitionierte gegenwartsnahe Elitenforschung hätte hier ihren Platz.

VALENTINA DAL CIN

## Italian Elites under Napoleonic Rule

### A Turning Point

Current public debates in Italy frequently address issues of elites and ruling classes, their emergence and their (failed) renewal. This explains the interest shown by political scientists, sociologists, and political philosophers in analysing the characteristics of the Italian elites, their difficult relationship with the masses, and the criticism to which they are exposed.<sup>1</sup> The underlying problem seems to be the very presence of elites – a concept that remains problematic, as it can be understood in a broad or narrow, neutral or axiological sense – in a democratic context based on the principle of equality.<sup>2</sup> In this context, elites may appear as an imperfection of the system, whereas they can in fact be compatible with a democratic society. Indeed, according to the etymological meaning of the term, elites can represent the best part of a democratic society if they prove themselves equal to the high ethical and political task of subordinating personal to collective interest. This, however, has not always been the case in recent Italian history.<sup>3</sup>

To situate the existing dynamics within the historical process of affirmation of the democratic principles of equality and the separation of public and private interests, we need to focus on the revolutionary and Napoleonic eras. It was in fact the French Revolution that abolished all distinctions based on birth, sanctioned equality before the law, opened public employment to all citizens »selon leur capacité«, and laid the foundations – later developed during the Napoleonic era – of a centralised administration governed by impersonal principles.<sup>4</sup> After 1789, elites had to rethink themselves accordingly. According to the »Memorial of St. Helena«, Napoleon claimed to have been guided by the maxim »la carrière ouverte aux talents«, while in the »Commentaries on the Wars of Julius Caesar« he stated that the aristocracy had always existed and would always continue to exist, since even if it was eliminated from the nobility it would reappear in the form of the rich and powerful families of the bourgeoisie. Rather than trying to eliminate it, it was better to reinvent it according to new principles.<sup>5</sup> This was precisely the point of Napoleonic action, which aimed at a ›fusion‹ (*amalgame*) of *Ancien Régime* nobility with the emerging bourgeoisie. The result was to be elites »who were defined by wealth, education

1 *Carlo Carboni*, *Élite e classi dirigenti in Italia*, Rome/Bari 2007; *Carlo Galli*, *I riluttanti. Le élites italiane di fronte alla responsabilità*, Rome/Bari 2012.

2 On the conceptual task of defining »controlling minorities« and elites, see *Giovanni Sartori*, *The Theory of Democracy Revisited. Part One: The Contemporary Debate*, Chatham 1987, pp. 142–144.

3 *Giulio Azzolini*, *Dopo le classi dirigenti. La metamorfosi delle oligarchie nell'età globale*, Rome/Bari 2017, pp. 39 f.; *Carlo Carboni*, *Dust of Italian Stars*, in: *Robert Kaiser/Jana Edelmann* (eds.), *Crisis as a Permanent Condition? The Italian Political System between Transition and Reform Resistance*, Baden-Baden 2016, pp. 157–182.

4 *Déclaration des droits de l'homme et du citoyen* (1789), article 6.

5 *Emmanuel de Las Cases*, *Mémorial de Sainte-Hélène*, Paris 1842, vol. 2, pp. 581 and 642; *Louis-Joseph Marchand*, *Précis des guerres de César par Napoléon*, Paris 1836, pp. 209–210.

and comportment»: the notables.<sup>6</sup> Although not immediately realised, this *amalgame* would prove to be long-lasting legacy.

Although Italy was not involved in the beginnings of the Revolution – Vincenzo Cuoco, in a much-discussed term, has spoken of a »passive revolution« – since 1796 it found its fate closely linked to that of France. The creation of the Sister Republics during the democratic *triennio* (1796–1799) introduced French legislation and institutions. The old separate jurisdictional institutions based on social rank (feudal estates, municipal organs of self-government, and provincial assemblies) that managed power on a local scale were replaced by democratic municipalities open to all citizens. Ecclesiastical properties were sold as *biens nationaux*, and the feudal system and connected juridical tools (fideicommissum and primogeniture) were abolished, so that the nobility could no longer use them to preserve the inalienability of its estates. Despite the great fervour, this new political experience was short-lived because of the military failures of the French army. The ensuing restoration was short-lived, however. Within six or seven years most of Italy returned to the French orbit, whether in the form of the Kingdom of Italy (in the north and on the Adriatic side), the Kingdom of Naples (in the south), or departments annexed to the Empire (north-west and Tyrrhenian side). Sicily and Sardinia were home to their respective dynasties in exile: the Bourbons and the house of Savoy. Napoleon had kept the crown of king of Italy for himself, leaving the Kingdom of Naples to his brother Joseph (1806–1808) and then to his brother-in-law Joachim Murat (1808–1815).<sup>7</sup>

In their brief existence, Napoleonic governments in Italy pursued the aforementioned amalgamation policy, which had important long-term consequences. For this reason, in response to the studies on French notables undertaken by Louis Bergeron and Guy Chaussinand-Nogaret, Italian historians also devoted themselves to this subject.<sup>8</sup> Their research was first summarised in a special issue of the journal »Quaderni storici« entitled »Notables and officials in Napoleonic Italy«, published in 1978.<sup>9</sup> It was only in the 1970s, a little later than many of their European counterparts, that Italian historians became interested in elites. As Renato Camurri has explained, this delay was due to the several factors: first, to the constraints imposed by the historiography inspired by Benedetto Croce and by the Marxist historiography; second, to the conservative interpretation of the elitist theories developed by some left-wing historians, who did not consider this category applicable to the study of the class structure of Italian society; and finally to the various semantic meanings of the term »elite«.<sup>10</sup> A precise definition of the latter, however, shows its considerable advantages over, for example, the notion of political class. In a more fle-

6 *Stuart Woolf*, *Napoleon's Integration of Europe*, London/New York 1991, pp. 109–110 and 125.

7 For a recent historiographical overview, see *Anna Maria Rao*, *Napoleonic Italy: Old and New Trends in Historiography*, in: *Ute Planert* (ed.), *Napoleon's Empire. European Politics in Global Perspective*, Basingstoke 2016, pp. 84–97.

8 *Louis Bergeron/Guy Chaussinand-Nogaret*, *Les masses de granit. Cent mille notables du Premier Empire*, Paris 1979. See also the dictionary of departmental notables they edited, collectively entitled *Grands Notables du Premier Empire*, 31 vols., Paris 1978–2012 (still in progress).

9 See in particular *Carlo Capra*, *Nobili, notabili, élites: dal modello francese al caso italiano*, in: *Quaderni storici* 13, 1978, no. 37, pp. 12–42.

10 *Renato Camurri*, *Le élites italiane: lo stato degli studi e le prospettive di ricerca*, in: *Le Carte e la Storia* 15, 2009, no. 1, pp. 9–19, here: pp. 11 f.



xible and inclusive way, belonging to the elite goes beyond the strictly political sphere, embracing all the highest levels of the economic, artistic, cultural, and scientific world.<sup>11</sup>

Precisely because this allows a better understanding of the articulation of power relations within a society, the notion of the elite made its way into social history between the 1980s and the 2000s. This also had an impact on Italian Napoleonic historiography. Where earlier studies had emphasized the little difference between Napoleonic notables and the nobles of the *Ancien Régime*, later research – looking beyond the »notabilissimi« and restricting the scale of observation to the provincial level – identified a large group of individuals from local administrative bodies, Electoral Colleges, Chambers of Commerce, Academies, or Cultural Institutes who, in addition to being landowners, were lawyers, merchants, bankers, engineers, university professors etc.<sup>12</sup> While not questioning a great continuity in territorial arrangements, these considerations stimulate further examination, in the wake of the New Napoleonic history, of the composition of Napoleonic elites, as well as their »participation«, both in terms of collaboration and of the assimilation of new models and values.<sup>13</sup> This essay therefore attempts to offer new insights into these dynamics, focusing on two case studies. The first concerns the Kingdom of Italy and focuses on the internal dynamics of the elites of the territories previously belonging to the Republic of Venice. The second case study focuses instead on the vocabulary used by candidates for employment in the Napoleonic administration, in both the Kingdom of Italy and the Kingdom of Naples. I seek to demonstrate that, although social mobility in Italy was much more limited than in France, the composition of the elites did undergo distinct changes. The criteria for membership also changed, and their interpretation was itself a factor determining inclusion or exclusion.

## I. Being Part of the Elite of the Kingdom of Italy: The Venetian Case

As mentioned above, Napoleonic governments pursued a policy of »amalgamation« in Italy as well. In need of stability, the Kingdom of Italy sought to gain the support of both the *Ancien Régime* nobility, with its long-standing control of the territory, and those who had supported the French since their first arrival in Italy in 1796.

### *Electoral Colleges of Landowners*

The glue designed to hold this amalgam together was property. For this reason, the Constitution of the Italian Republic – which had preceded the Kingdom – since 1802 entrusted the representation of the nation to three Electoral Colleges, the most im-

<sup>11</sup> *Ibid.*, p. 12.

<sup>12</sup> *Stefano Levati*, Notabili ed élites nell'Italia napoleonica: acquisizioni storiografiche e prospettive di ricerca, in: *Società e storia*, 2003, no. 100/101, pp. 387–405, here: pp. 395 f.

<sup>13</sup> *Michael Broers*, Introduction: Napoleon, His Empire, Our Europe and the »New Napoleonic History«, in: *id./Peter Hicks/Agustín Guimerá* (eds.), *The Napoleonic Empire and the New European Political Culture*, Basingstoke 2012, pp. 1–17, here: pp. 1–5.

portant of which was that of landowners. The other two were the college of scholars and the college of merchants.<sup>14</sup> To become a member of these bodies, as for all positions of prestige and power, one had to receive a designation from Napoleon. However, as he could not personally know all of the local notables, the names were chosen from lists that were often prepared within each department and then examined by the Ministry of the Interior and the viceroy of Italy, Eugène de Beauharnais. The criteria for appointments within the three colleges were the possession of the main requirement (one had to be a large landowner, a distinguished intellectual, or a rich merchant), social esteem, and political support. Because the government gave different weight to these criteria depending on the situation, the composition of these bodies was heterogeneous. In addition, for the landowners, one must consider the different impact of the military campaigns and the sale of national properties on the modification of previous landholding structures in different areas. This led to the greater or lower prominence of wealthy bourgeois, whose fortunes began to rival those of the oldest and most prestigious noble families.

A comparative analysis of the Electoral College of landowners and its members from the different departments – that is, provinces – of the Kingdom of Italy can therefore outline the characteristics of a part of the Napoleonic elite, highlighting continuity or discontinuity with the *Ancien Régime*. Starting from the first appointments in 1802 – made at the time of the Italian Republic, then comprising mainly Lombardy and Emilia-Romagna – one can observe that only half of the three hundred landowners belonged to the nobility. After the aggregation of the territories of Veneto and Friuli (1806) and Marche (1808), the incidence of the nobility among the total number of landowners (537 people) exceeded 82 %. This change in the internal balance, in the name of a greater continuity with the past, was due both to the more conservative decisions taken during the years of the Kingdom of Italy and to the higher percentage of nobles in the Venetian and Friulian departments (89 % compared to 77 % in the departments that had been part of the Cisalpine Republic).<sup>15</sup> These percentages indicate that the role of the nobility in Italy continued to be important.

As mentioned in the introduction, this was due to the short duration of the democratic triennium (1796–1799), which in many parts of the Italian peninsula was followed by a restoration which abrogated revolutionary legislation. The abolition of the fideicommissum (i.e., the inalienability of noble property) was only reintroduced in Veneto and Friuli in 1806 with the annexation to the Kingdom of Italy. The same applies to the Kingdom of Naples, where the abolition of feudalism was only decreed in 1806 with the establishment of the new Napoleonic regime. This means that major changes in land ownership occurred in the long run, but in the short run ancient regime nobles were still among the major landowners. This explains why,

14 When it was created in 1802, the Electoral College of landowners was composed of three hundred citizens with an annual income on real estate of at least six thousand lire. The other two Electoral Colleges were composed of two hundred members each. *Carlo Zaghi, L'Italia di Napoleone dalla Cisalpina al Regno*, Turin 1986, pp. 295–297.

15 *Carlo Capra, Una ricerca in corso: i Collegi elettorali della Repubblica italiana e del Regno italoico*, in: *Annuario dell'Istituto storico per l'età moderna e contemporanea* 23–24, 1971/72, pp. 475–497, here: p. 481.

for example, the Electoral College of landowners of the Adriatic department, based in Venice, was composed entirely of Venetian patricians. Although the class that had ruled the Republic for centuries was heavily in debt, most of the sales that the patricians were forced to make began in the years following their appointment.<sup>16</sup> The beneficiaries of these sales were often members of another Electoral College: that of merchants. It was in fact businessmen who often profited from the sale of national properties, the dismantling of many noble estates and speculation in public contracts.<sup>17</sup>

This was especially true for Veneto and Friuli. Consider Angelo Papadopoli, from a recently ennobled Corfiot family based in Venice, who was the largest buyer of national properties during the Napoleonic era (to the value of over half a million lire) and belonged to the Electoral College of merchants. The same applies to Angelo Comello, who also belonged to a family of wealthy merchants, bankers, shipowners, and insurers. His nephews married Anna Papadopoli, Angelo's daughter, and Maddalena Montalban, a noblewoman from the province of Treviso. Further examples are the brothers Andrea and Valentino Galvani, whose family was engaged in the production of paper, silk, and ceramics. The first, Antonio, was a member of the chamber of commerce in Venice, while the second, Valentino, belonged to the Electoral College of merchants in the Passariano department (with Udine as its capital).<sup>18</sup>

Prominent in the acquisition of real estate and national properties were also members of the Venetian Jewish community, such as the merchant Vita Vivante and the banker Giuseppe Treves. In 1797, Vivante became a member of the Venetian democratic Municipality – the political body which replaced the Great Council of the former Republic for eight months – and his company provided food for the French troops during Bonaparte's first Italian campaign. Treves later became president of the Venetian Electoral College of merchants and the chamber of commerce, acquiring the title of baron of the Kingdom of Italy.<sup>19</sup> Having for decades played a significant role in commerce, brokerage, public contracts, and credit activities, after the end of the Venetian Republic in 1797 the Jewish community took advantage of

16 Renzo Derosas has calculated that in Venice alone, real estate of a total value of 145 million Italian lire was exchanged between 1797 and 1820. Its main purchasers were bourgeois (54 %), followed by Venetian patricians (19 %), other nobles (15 %), and Jews (7 %). Most sales took place in 1797 and then from 1806 onwards, reflecting the abolition of the fideicommissum. *Renzo Derosas, Aspetti economici della crisi del patriziato veneziano tra fine Settecento e primo Ottocento*, in: *Cheiron* 7, 1990, pp. 11–61, here: pp. 14, 21 and 41–43.

17 For a comparison with the rise of businessmen in Napoleonic Milan, see *Stefano Levati, La nobiltà del lavoro. Negozianti e banchieri a Milano tra ancien régime e restaurazione*, Milan 1997.

18 *Mirella Calzavarini, La vendita dei beni nazionali nei dipartimenti veneti dal 1806 al 1814*, in: *Gian Luigi Fontana/Antonio Lazzarini (eds.), Veneto e Lombardia tra rivoluzione giacobina ed età napoleonica. Economia, territorio, istituzioni*, Milan/Rome 1992, pp. 133–163. *Valentina Dal Cin, Il mondo nuovo. L'élite veneta fra rivoluzione e restaurazione (1797–1815)*, Venice 2019, pp. 157, 163 and 231.

19 However, Vivante went bankrupt in 1813. *Giovanni Zalin, Assetto fondiario e ceti sociali nel Veneto durante le dominazioni straniere (1797–1848)*, in: *Archivio veneto*, 1996, no. 181, pp. 61–103, here: pp. 81 and 89. *Cesare Vivante, La memoria dei padri. Cronaca, storia e preistoria di una famiglia ebraica tra Corfù e Venezia*, Florence 2009, pp. 107 and 124–128. *Almanacco reale per l'anno bisestile 1812*, Milan 1812, pp. 97, 108, 172, 252 and 283.

emancipation to invest its large amount of liquid capital. However, the time was not yet ripe for a full social ascent. When it came to choosing the members of the Senate, the viceroy, Eugène de Beauharnais, advised Napoleon to think carefully about appointing Treves, precisely because he was Jewish.<sup>20</sup>

Returning to the percentage data on the presence of nobles in the Electoral College of landowners, it should be added that a high incidence of nobles did not mean a complete continuity with the past. This becomes clear when analysing, for example, the Electoral College of landowners of the Adige department, based in Verona. Half of its twenty-two members had already taken part in the pro-French democratic bodies of 1797, and a third of them had been invited to Lyon in 1802 to attend the Assembly that would ratify the Constitution of the Italian Republic. Nevertheless, around 80 % of the Veronese landowners were noble. This is not surprising, considering that even the most radical political body created after the fall of the Republic of Venice, the Municipality of Verona (1797), included a substantial percentage of nobles (just under 60 % of the total).<sup>21</sup> However, it should be remembered that, although noble, not all these individuals had a real chance of emerging on the political scene during the ancient regime. Therefore, their involvement in the new political and administrative bodies should also be seen in this light. The desire shown by a part of the nobility of the mainland – in this case, the Veronese – to welcome the French was due to the desire to find new spaces for action. In fact, from the moment it was annexed to the Republic of Venice during the 15th century, the nobility of the mainland had to be content with political-administrative positions at city level, because the government of the *Serenissima* was firmly in the hands of the Venetian nobility alone. The possibility of joining the Venetian patriciate, membership of which could be bought from the 17th century onwards, did not heal the centuries-old rift between the Venetian and mainland nobility.<sup>22</sup> It is worth noting that in 1789 the election of a doge who belonged to a family of Friulian origin, even though aggregated to the Venetian patriciate for over a century, caused a rival to exclaim: »They made a Friulian doge, the Republic is dead.« This sad prophecy was destined to come true a few years later.<sup>23</sup>

Even at a strictly local level the highest political-administrative offices were not open to everyone but remained the preserve of a small group of urban noble families. Within this group, moreover, opportunities were not equal, because top positions were monopolised by the most prestigious families. Consequently, the presence of members of the lower nobility or recently ennobled individuals within the new bodies created from 1797 onwards can be considered a new element. In the case of

20 *Emilio Veggetti*, Note inedite di Eugenio Beauharnais sui candidati al Senato del Regno italiano, in: *Rassegna storica del Risorgimento* 20, 1933, pp. 109–125, here: p. 115.

21 *Dal Cin*, *Il mondo nuovo*, pp. 30, 40–42 and 126 f.

22 On the Venetian patriciate and its relationship with the mainland nobility, see *Piero Del Negro*, *Proposte illuminate e conservazione nel dibattito sulla teoria e prassi dello Stato*, in: *Girolamo Arnaldi/Manlio Pastore Stocchi* (eds.), *Storia della cultura veneta*, vol. V/2: *Il Settecento*, Vicenza 1986, pp. 123–145; *Volker Hunecke*, *Der venezianische Adel am Ende der Republik 1646–1797*. *Demographie, Familie, Haushalt*, Tübingen 1995; *Marion Lühe*, *Der venezianische Adel nach dem Untergang der Republik*, Cologne 2000.

23 *Paolo Gaspari*, *Terra patrizia. Aristocrazie terriere e società rurale in Veneto e Friuli. Nobili e borghesi nella formazione dell'etica civile delle élites terriere, 1797–1920*, Udine 1993, p. 43.

Verona, examples include Giacomo Gaspari, Luigi Polfranceschi, or Leonardo Salimbeni, to mention the most famous names. Giacomo Gaspari's family had been ennobled a short time before, and had the era of the Republic of Venice not ended, he would certainly not have been able to aspire to the career he later led. A convinced and ardent democrat, in 1797 he joined the Municipality of Verona. During the Napoleonic era, he became a member of the Electoral College of landowners and received the honour of the Iron Crown. In 1805, he was appointed vice-prefect of Legnago and was then promoted to prefect of Macerata (1808) and Ancona (1811), his ›iron fist‹ being considered useful by the government in newly annexed departments, such as Marche, which were difficult to govern.<sup>24</sup>

Gaspari's case shows that, behind the facade of apparent continuity, the strong presence of the nobility in the new Napoleonic apparatus may actually conceal the emergence of new possibilities. Of course, these possibilities did not open up for everyone, because, as noted, property was the key to the new elite. However, the new regime also made some of the social differences that during the ancient regime would have been considered relevant disappear in a substantive – and not only formal – way. In addition to the previous examples, this is demonstrated by the absence of the Venetian patriciate from the Electoral Colleges of landowners in the mainland departments. The exclusion was justified by the authorities through the requirement of residence in the department for which one was nominated, but it was essentially a political decision. The government of the Kingdom of Italy needed the support of the elites of the whole of Veneto and Friuli, which it did not intend to alienate by allowing the Venetians to recreate the old order in a new guise. Nevertheless, there were Venetians who were ready to make a stand on this issue, counting on the fact that they were among the major landowners in the departments of Treviso and Padua, where for centuries the patriciate had reinvested its commercial profits. This was the case for Pietro Benzon – husband of the famous *salonnière* Marina Querini, celebrated by Stendhal – who asked two influential people to intercede on his behalf, so that he could enter the Electoral College of landowners of the Tagliamento department, based in Treviso. He enlisted the help of Giuseppe Rangoni, venerable master of the Masonic lodge *L'Eugenio Adriatico* in Venice, and that of the viceroy's chamberlain and future senator, Tommaso Condulmer, but Benzon's plan failed, as the government did not intend to make exceptions to the rule.<sup>25</sup>

### **Departmental Administration**

If membership of the Electoral Colleges was primarily a symbol of belonging to the Napoleonic establishment, appointments within the departmental administration were of greater weight and came with greater responsibilities. The Kingdom of Italy was in fact divided into departments, headed by a prefect, who was assisted by a secretary and three or four prefectural councillors. Each department was in turn subdivided into districts, administered by a vice-prefect; the districts, in turn, were

<sup>24</sup> Livio Antonielli, *I prefetti dell'Italia napoleonica*, Bologna 1983, pp. 331 f.

<sup>25</sup> *Dal Cin*, *Il mondo nuovo*, pp. 104–106.

subdivided into communes, administered by a *podestà* or a mayor, who was assisted by a municipality and a city council. A departmental general council of thirty or forty members met once a year for a maximum of fifteen days to represent the needs of the department and to present any complaints to the minister of the interior. The same applied to the council of the district, which represented the needs of the district. The councillors in these broad bodies – whether at departmental, district, or municipal levels – only gave advisory opinions and were therefore unpaid. The other roles mentioned above (prefects, vice-prefects, secretaries, and prefectural councillors) were, on the other hand, held by salaried officials on a career path. Despite this substantial difference, it should be remembered that in both cases, almost all appointments were made by the sovereign, even if they were proposed to him by the viceroy and the minister of the interior.<sup>26</sup>

Among these appointments, the most interesting ones for the study of local elites are those of prefectural councillors and vice-prefects. Prefectural councillors were always chosen from among the inhabitants of the department and combined different characteristics: on the one hand, they had to be able to assist the prefect in many administrative duties, and on the other, they had to be representatives of the local elite. The low salary which they were paid ensured that the post could only be accepted by wealthy landowners.<sup>27</sup> However, this made acceptance of the office problematic, because even a landowner might consider that the prestige guaranteed by the role and its remuneration were inadequate for the effort required. If the Napoleonic government acted in this way, it was to try to draw members of the nobility, who should have been attracted by the hybrid nature of the post, into administrative careers, thus integrating them into the heart of the system.<sup>28</sup>

More important was the role of vice-prefect, which essentially acted as a ›nursery‹ for young talents, whose ability and devotion could be put to the test, leading where successful to a prefectural appointment. Vice-prefects might originate from the geographical area they were called upon to administer – unlike prefects, whose crucial role required them to be free of partisan interests. For this reason, the principle was to appoint prefects from a department different from their own.<sup>29</sup> Consequently, in a Venetian department, for example, there could be officials reflecting the local elite (prefectural councillors and vice-prefects) and officials belonging to the Lombard elite (prefects and secretaries general). Naturally, the reverse was also possible, but the first situation was the most common, because the elites from the territories that had formed the Cisalpine Republic since 1797, which became the Italian Republic in 1802, played a more important role throughout the Napoleonic

26 On the administration of the Kingdom of Italy, see *Alexander Grab*, *The Napoleonic Kingdom of Italy: State Administration*, in: *Broers/Hicks/Guimerá*, *The Napoleonic Empire and the New European Political Culture*, pp. 204–215.

27 In the Kingdom of Italy, a prefectural councillor received an annual salary of 1,500 lire, a vice-prefect 3,000 lire, and a prefect 15,000 lire. This means that a prefect received ten times the salary of a councillor. *Livio Antonielli*, *Alcuni aspetti dell'apparato amministrativo periferico nella Repubblica e nel Regno d'Italia*, in: *Quaderni storici* 13, 1978, no. 37, pp. 196–227, here: pp. 199–201.

28 *Ibid.*, pp. 202 f.

29 *Ibid.*, pp. 204–207. *Edward Whitcomb*, *Napoleon's Prefects*, in: *AHR* 79, 1974, pp. 1089–1118, here: p. 1098.

era. It is worth noting that all of the leading figures came from this area: the vice-president of the Italian Republic, Francesco Melzi d'Eril, belonged to the Milanese patriciate; the minister of foreign relations, Ferdinando Marescalchi, came from a noble Bolognese family; and Antonio Aldini, Secretary of State in Paris, was also from Bologna. The same could be said of prefects, who had to demonstrate solid skills and a good knowledge of the bureaucratic machine, a role in which the Lombards were favoured. As regards Veneto and Friuli, nine individuals from these areas were appointed elsewhere, compared to thirteen non-native prefects appointed within its seven departments, which yields a ratio of 1.44 between the two components. However, in Emilia-Romagna the data are similar. There, too, thirteen non-native prefects were appointed, whereas ten local prefects were appointed in other departments, with a ratio of 1.3.<sup>30</sup> Of course, this superficial analysis might be deepened by counting the length of time these individuals served in office and by carrying out a detailed analysis of their work. What is of interest here is not so much the performance of the appointees, however, as their social status and the criteria that led the government to choose them.

For this reason – leaving aside the leading roles mentioned above – it is more profitable to look inside the various departments, analysing both prefectural councillors and vice-prefects. In the seven departments of the north-eastern part of the Kingdom of Italy, I surveyed 55 prefectural councillors appointed between 1805 and 1814. In the Adriatic department (Venice) in this period, five individuals alternated; in the Bacchiglione (Vicenza) and Tagliamento (Treviso) departments, seven; in the Piave department (Belluno), eight; in the Adige (Verona) and Passariano (Udine) departments, nine; and in the Brenta department (Padua) no fewer than ten individuals alternated. The stability of the personnel employed in Venice is easily explained: its department was the only one not affected by the temporary invasion of the Austrian armies in the spring of 1809. In the other cases, many councillors decided to collaborate with the enemy occupiers and were therefore dismissed a few months later, when the fate of the conflict turned in favour of Napoleon, who on 14 October 1809 ended the war of the Fifth Coalition with the Treaty of Schönbrunn. Looking closer at these 55 prefectural councillors, it is possible to make some general observations: about 64 % belonged to a noble family, about one third also belonged to one of the three previously mentioned Electoral Colleges, just under 30 % had been members of the political bodies of the democratic season and roughly the same percentage were reemployed inside the Provincial or Central congregations created by the Kingdom of Lombardy-Venetia in 1815. As far as is known, among the non-nobles the prevailing status was that of landowner, but there were also many lawyers and only a few merchants.<sup>31</sup> These appointments were therefore entirely in line with the profile required: a wealthy local notable, preferably with legal or administrative skills. To gain better insight into this profile, it is useful to analyse in

30 *Valentina Dal Cin*, Presentarsi e rappresentarsi di fronte a un potere che cambia: l'élite della Repubblica dopo la Repubblica, in: *Società e storia*, 2017, no. 155, pp. 61–95, here: p. 67 f.

31 The count includes the additional councillors for »water and roads«. Regarding the Kingdom of Italy, all appointments are extracted from *Bollettino delle leggi del Regno d'Italia*, 21 vols., Milan 1805–1814. Regarding the Kingdom of Lombardy-Venetia, the 1815 appointments are extracted from *Giornale di Venezia*, 18 December 1815. Noble status was ascertained through *Franz Schrö-*

detail the appointments of councillors in the Brenta department, which saw the largest turnover.

The first replacements took place in 1809, when suitable candidates had to be evaluated to replace all four previous councillors, who had collaborated with the Austrians. The prefect Bonaventura Zecchini, a native of Bologna, submitted four pairs of possible candidates to the minister of the interior, among whom he declared his preference for Giovanni Battista Polcastro and Marsilio Papafava. The former had already joined the prefectural council with responsibility for matters of water and roads, was a wealthy landowner, a »person distinguished for his knowledge, morality and affection for the government«, and was also the brother of a senator of the Kingdom of Italy. The second was a landowner who had knowledge, enjoyed »public favour« and boasted a manifest »attachment to the government«. <sup>32</sup>

At the request of the minister of the interior, the director-general of police gave his opinion on all eight candidates, rejecting some of them. These included a university professor of law, because men devoted to theoretical studies were not considered »the most successful in the performance of practical administration«, and a lawyer. The latter was unsuitable because he was unlikely to give up his profession for a poorly paid job and could not be allowed to hold both posts, as there was a risk of conflict of interest, even if the candidate was »honest and good«. <sup>33</sup> Zecchini tried to insist on the latter candidate, arguing that he was willing to accept the post and had already been a good legal advisor to the prefecture, but he was turned down. <sup>34</sup> In the end, the two people favoured by the prefect, along with Rizzardo Lenguazza and Antonio Cittadella, were appointed as prefectural councillors. <sup>35</sup>

However, the resignation of Giovanni Battista Polcastro just over a year later posed a new problem. In 1811, the prefect put forward two candidates, but both were rejected by the director-general of police, because one had never held public office and the other had been compromised during the Austrian occupation of 1809. According to the director-general, it was necessary to propose »men of greater prestige, and more esteemed for their talents and knowledge«. <sup>36</sup> Zecchini, the prefect, irritably replied that the department did not have an abundance of people who, in addition to being the »principal proprietors«, possessed »distinguished knowledge«, were educated in »administrative practices«, and possessed the right »aptitude« for the task, as well as the will to devote themselves to it, recalling that the candidature of a worthy lawyer had been rejected the year before. If he had had to exclude even

---

*der*, Repertorio genealogico delle famiglie confermate nobili e dei titolati nobili esistenti nelle provincie venete, 2 vols., Venice 1830.

32 The prefect of Brenta to the minister of the interior, 28.8.1809, Archivio di Stato di Milano (ASMi), Uffici e Tribunali Regi (UR), parte moderna (p.m.), folder 18.

33 The interim director general of Police to the minister of the interior, 18.9.1809, ASMi, UR, p.m., folder 18.

34 The prefect of Brenta to the minister of the interior, 30.9.1809, ASMi, UR, p.m., folder 18.

35 The minister of the interior to the prefect of Brenta, 7.10.1809. The prefect of Brenta to the minister of the Interior, 12.10.1809, ASMi, UR, p.m., folder 18; Bollettino delle leggi del Regno d'Italia, Milan 1809, p. 344.

36 The director-general of police to the minister of the interior, 31.1.1811, ASMi, UR, p.m., folder 18.



those who were compromised by collaboration with the enemy in 1809, he would have had no one left to propose.<sup>37</sup>

The minister of the interior replied that the criterion of political loyalty was negotiable: Zecchini could propose candidates who had been dismissed or prosecuted following the Austrian invasion of 1809 if they were endowed with »truly special merits«. The final decision lay in the hands of the viceroy. Property was also a negotiable criterion to be taken into consideration.<sup>38</sup> The prefect then decided to propose the merchant Marco Zigno and the nobleman Nicolò Da Rio. Da Rio was chosen in March 1811 and had already been a prefectural councillor between 1806 and 1809, having been dismissed for collaborating with the Austrians. The government therefore preferred a noble landowner who had previous experience in this role and was the brother of the podestà of Padua, to a merchant preoccupied with his business and of lesser status.<sup>39</sup> The only missing requirement was a firm political allegiance, but the prefect had made it clear that it was not possible to find individuals who perfectly personified the model. When compromises had to be made, it was therefore preferable to employ people of a certain prestige – preferably nobles and landowners – rather than favouring more resolute political supporters with less social prominence or more modest fortunes.

As for vice-prefects, there were thirty Venetian-Friulians employed in that role, either within or outside their departments.<sup>40</sup> Many had already held public office and continued to serve even after the Napoleonic era. For example, Stefano Luigi Gervasoni and Giuseppe Giacomazzi – both Venetian *cittadini originari* – had held diplomatic posts on behalf of the Republic: the former had been consul in Genoa and the latter resident in Turin.<sup>41</sup> Giacomazzi (the future vice-prefect of Adria) had been appointed provincial vice-captain of Udine during the first period of Austrian domination, while Gervasoni (the former vice-prefect of Crema) continued his career under the Kingdom of Lombardy-Venetia as secretary-general of the Adda prefecture, secretary of the provincial delegation of Sondrio, adjunct to various provincial delegations and finally worked at the general directorate of archives in Milan.<sup>42</sup> They were not alone, as many former vice-prefects held public posts after 1815: Francesco Ferri, Marino Zuliani, Antonio Quadri, Giovanni Battista Contarini, Ferdinando Porcia, and Giacomo Jacotti are the most notable examples.<sup>43</sup> They show that the role of vice-prefect was considered important and often served as a springboard

37 The prefect of Brenta to the minister of the interior, 10.2.1811, ASMi, UR, p.m., folder 18.

38 The minister of the interior to the prefect of Piave, 20.2.1811, ASMi, UR, p.m., folder 18.

39 The director-general of police to the minister of the interior, 9.3.1811, ASMi, UR, p.m., folder 611. Niccolò Da Rio had been charged with taking an oath of loyalty to the Austrians.

40 As in the case of prefectural councillors, all appointments of vice-prefects are extracted from *Bollettino delle leggi del Regno d'Italia*, 21 vols., Milan 1805–1814.

41 On *cittadini originari*, see *Andrea Zannini*, *Burocrazia e burocrati a Venezia in età moderna: i cittadini originari* (sec. XVI–XVIII), Venice 1993.

42 ASMi, UR, p.m., folder 540. ASMi, UR, p.m., folder 538.

43 In 1815, Ferri joined the Provincial Congregation of Padua, while Zuliani joined the Central Congregation based in Venice. Quadri and Contarini became secretaries of the Austrian government, while Porcia and Jacotti became governmental councillors. The appointments within the Lombardy-Venetia Kingdom can be found in *Giornale di Venezia*, 18 December 1815. On the transition from the Napoleonic to the Austrian period, see *John Reuben Rath*, *The Provisional Austrian*

to more prestigious roles. The names listed above in fact include both nobles of the *Ancien Régime* and members of the bourgeoisie who owed their social prestige to their administrative career, and thanks to their curriculum vitae were able to hold public offices even during the Restoration.

At the same time, however, there were people who, although possessing the requisite qualities to join the Napoleonic elite and to hold a prominent position in the administration, preferred to remain on the sidelines. This is why, as part of the nomination criteria, the government also assessed the willingness of candidates to accept office. Under these circumstances, it is interesting to examine not only the profile of those who received an appointment but also their willingness to work actively for it.

## II. Understanding Selection Criteria

Actively seeking an appointment often meant making a spontaneous application to the minister of the interior, the king or the viceroy. Because this was a goal-oriented action, it is reasonable to assume that the candidates were trying to achieve their goal by framing their applications in terms they thought best suited the government's expectations.<sup>44</sup> If the records drawn up within the ministry of the interior allow us to know which criteria were assessed by the government, the applications allow us to investigate the external perception of these criteria. Although property was a fundamental requirement, it has been underlined that other elements were also considered. In fact, words such as talent, ability, skill, and knowledge recurred in the assessments of individual applicants. The principle of »career open to talent« was combined with the pragmatism of the Napoleonic administration, which needed capable officials to ensure an efficient functioning of the bureaucracy and effective control of the conquered territories.

It is therefore interesting to examine the extent to which the »vocabulary of merit« was present in applications for employment and to what extent the custom of presenting the application as a plea to the sovereign persisted.<sup>45</sup> In the latter case, instead of framing their curriculum vitae in terms of degrees earned and previous

---

Regime in Lombardy-Venetia 1814–1815, Austin 1969. On Austrian Congregations cf. *Eurigio Tonnelli*, *Governo austriaco e notabili sudditi. Congregazioni e municipi nel Veneto della Restaurazione (1816–1848)*, Venice 1997.

44 When analysing sources such as pleas and petitions, it is necessary to situate the texts »within the social contexts and institutional routes, considering who is writing and who are the addressees, because the change of referent and procedure also modifies the strategies followed to obtain responses as close as possible to the predetermined goals«. *Cecilia Nubola/Andreas Würigler*, *Introduzione*, in: *id.* (eds.), *Suppliche e gravamina. Politica, amministrazione, giustizia in Europa (secoli XIV–XVIII)*, Bologna 2002, p. 11.

45 On semantic shifts of the concept of merit in the 17th–18th centuries, see *Jay M. Smith*, *The Culture of Merit. Nobility, Royal Service and the Making of Absolute Monarchy in France*, Ann Arbor 1996. For 1789–1790, see *Rafe Blaufarb*, *Une révolution dans la Révolution: mérite et naissance dans la pensée et le comportement politiques de la noblesse militaire de province en 1789–1790*, in: *Histoire, économie & société* 33, 2014, no. 3, pp. 32–51.

positions held, applicants insisted on their economic difficulties and family needs, imploring the sovereign's grace.

### ***Job Applications in the Kingdom of Italy***

A qualitative analysis gives examples of both types. In 1808, the young Paduan nobleman Francesco Ferri (at the time vice-prefect of Este) asked the minister of the interior for a promotion to the role of prefect, pointing out that his administrative ability had ensured that »in the space of a few months the district was as organised as the others in the Kingdom«, i.e. as efficiently as those which had been part of it for longer. He added that his »uninterrupted vigilance« had ensured that »the new disciplines had become practically routine«. For this reason, Ferri stated that he had »fulfilled the difficult duties« to which he had been called, and that he was therefore »in a state of rest« that was »mortifying« for him, given his strong desire to devote himself to the Emperor's service.<sup>46</sup> The authorities were evidently persuaded by his arguments, since Ferri was appointed prefect of the Piave department. However, it should be added that the young man had also used a letter of recommendation from his mother, Leopoldina Starhemberg, who praised her son's zeal and devotion to the sovereign.<sup>47</sup> Such letters of recommendation were common at the time, and their presence does not necessarily indicate a lack of professionalism on the part of the candidate. On the contrary, when written by his superiors or by high officials (which was not the case for Ferri), these letters guaranteed the candidate's claims and supported his requests. They were also found in applications for employment in the Prussian technical bureaucracy examined by Stephan Strunz, whose rhetoric between 1806–1848 was largely based on individual merit.<sup>48</sup>

In 1806, the conservator of the register, Antonio Quadri, also applied for the place of vice-prefect, relying both on his advanced studies and his excellent references from the prefect of his department and the state councillor Etienne Méjan. Although he started from a low-ranking position, his application was successful.<sup>49</sup> Not yet satisfied, in 1808, Quadri began to ask for a promotion, citing in his favour his father's service to the state for over 60 years and his own service for over eleven years. It is interesting to note that Quadri glossed over the three political discontinuities that had occurred during that time span, considering that his family's loyalty went to an abstract institution, regardless of the political conjuncture. At the same time, in his opinion, merit was not merely linked to personal qualities but involved the entire family tradition.<sup>50</sup> His point was not unique, as similar ones had been made by the French candidates of the 1820s and 1830s studied by William Reddy. According to Reddy, in a post-revolutionary society based on property, the rhetoric

46 Francesco Ferri to the viceroy, 4.8.1808, ASMi, UT, p.m., folder 524.

47 Leopoldina Starhemberg to the viceroy, 15.3.1809, ASMi, UT, p.m., folder 524.

48 Stephan Strunz, Organizing Careers for Work. The *curriculum vitae* (CV) in Prussia's Technical Bureaucracy, c. 1770–1830, in: *Management & Organizational History* 15, 2020, pp. 315–337, here: pp. 320 and 323.

49 Etienne Méjan to the minister of the interior, 12.12.1806, ASMi, UR, p.m., folder 616.

50 Antonio Quadri to the minister of the interior, 5.6.1808, ASMi, UR, p.m., folder 616.

of the candidates was still imbued with a code of honour that often combined meritocratic elements with references to a system of gift exchange and personal and family loyalty. The reference to the family dimension did not correspond to the »notion of merit as a strictly personal achievement« and appeared even more contradictory when it emphasised needs and sufferings as a criterion considered valid for obtaining employment.<sup>51</sup> In the case of Quadri, traditional elements were accompanied by more modern ones. Intending to prove that he had the zeal and commitment required to obtain a promotion to the rank of prefect – for example in the Illyrian Provinces – or to that of secretary-general of the ministry of the interior, Quadri emphasised his exploits during the Austrian invasion of 1809. He wrote that he had worked hard to enlist national guardsmen, adding that he himself had followed and led them »in the face of the enemy even beyond the borders of the state« to restore public order.<sup>52</sup> Unfortunately for him, this proof of courage and devotion earned him a harsh reprimand from his superior, the prefect of the Bacchiglione Pio Magenta, who complained that he had disobeyed orders and moved away from his seat, Bassano del Grappa.<sup>53</sup> In his desire to move quickly up the administrative ladder, Quadri had relied heavily on his proactiveness, but had underestimated one of the main qualities expected of an official: respect for the hierarchy. Perhaps by applying directly to the viceroy, he had hoped to bypass his direct superiors and gain greater recognition for his initiative, but his efforts proved unsuccessful.

Another interesting application was that submitted in 1809 by the Friulian nobleman Ferdinando Porcia, then vice-prefect of Conegliano, for promotion to the rank of prefect in a new German-speaking province of the Kingdom of Italy. The request was based on rumours of a probable northward expansion of the Kingdom, and Porcia justified it by his extensive knowledge of German countries and Hungary, where he had studied, as well as by his ability to speak German perfectly.<sup>54</sup> All this stemmed from the Porcia family's traditional closeness to the German-speaking world and the Habsburgs. The vice-prefect thus showed great political nonchalance in using those elements to convince the Napoleonic government to give him a job that would allow him to confirm the pre-eminence of his family in those areas. At the same time, Porcia perfectly understood that knowledge of the language of the country to be administered was considered an important requirement, as shown by the following example. When the secretary of state asked Marshal Davout, governor-general of three Hanseatic departments, why he had not offered a post to his former personal secretary but had recommended him elsewhere, Davout replied that he did not speak German, a skill he required without exception.<sup>55</sup>

51 William Reddy, *The Invisible Code. Honor and Sentiment in Postrevolutionary France, 1814–1848*, Berkeley/Los Angeles etc. 1997, pp. 138, 155–159 and 172 f.

52 Antonio Quadri to the viceroy, 31.10.1809, ASMi, UR, p.m., folder 616.

53 The prefect of the Bacchiglione to the minister of the interior, 5.10.1809, ASMi, UR, p.m., folder 616.

54 Ferdinando Porcia to the minister of the interior, 28.7.1809, ASMi, UT, p.m., folder 612.

55 *Stéphane Soupiron*, *Les tribulations d'un solliciteur et la recommandation sous le Premier Empire*, in: *Frédéric Monier/Olivier Dard/Jens Ivo Engels* (eds.), *Patronage et corruption politiques dans l'Europe contemporaine*, Paris 2014, pp. 67–83, here: p. 78. The importance of bilingualism is recognised in a study on the courts of Turin and Brussels; *Déborah Cohen*, *Le recrutement des cours impériales en 1810: construction d'une administration européenne ou validation de privi-*

Two other noteworthy applications are those of the vice-prefects Stefano Luigi Gervasoni and Giacomo Concina. In 1809, the former requested the role of secretary of the Ministry of Interior, affirming that he knew it was a promotion in line with his profile. Shortly afterwards he asked for a post in the future Illyrian Provinces, assuming that the viceroy of Italy, Eugène de Beauharnais, would become their sovereign and thus demonstrating his availability for a posting far from home.<sup>56</sup> The same applies to Concina, a Friulian nobleman and vice-prefect of Cento, who, during the advance of Murat's Neapolitan troops in February 1814, applied to the minister of the interior of the Kingdom of Naples to become secretary-general of the Prefecture in one of the Italian departments provisionally occupied.<sup>57</sup> That Quadri, Gervasoni, Porcia, and Concina were willing to leave their city and region of origin and move to pursue their careers is an interesting element, because it is among those identified by Michael Broers as indicators of a deeper understanding of what the Napoleonic government required – an understanding which the Italian elites often seemed to lack.<sup>58</sup> This quick overview of examples shows that this understanding was certainly only partial – the »mixture of old and new« that Broers attributes to the Italians »already inside the system«<sup>59</sup> – but it did exist. If the traditional elements linked to the family dimension were not the only ones mentioned, they were evidently not considered sufficient. Adding references to studies, skills, and achievements, as well the willingness to move wherever necessary, indicates that members both of the nobility and the middle class began to realise that they had to compete on this ground, too, and not only in terms of status and family connections.<sup>60</sup>

### **Job Applications in the Kingdom of Naples**

However, qualitative analysis has a weak point: the selection of source quotations, which risks being based on the need to confirm the research hypothesis of the scholar, even at an unconscious level. For this reason, I also decided to undertake a quantitative analysis through a limited case study based on job applications submitted within the Kingdom of Naples. This is a different context from that of the Kingdom of Italy, yet here too – as elsewhere in Italy – it is possible to find the two sides of the coin: »fierce opposition as well as active support and collaboration«. As stated

---

lèges locaux traditionnels?, in: *François Antoine/Jean-Pierre Jessenne/Annie Jourdan et al. (eds.), L'Empire napoléonien. Une expérience européenne?*, Paris 2004, pp. 332–346, here: p. 335.

56 Stefano Gervasoni to his friend Giuseppe Rangoni, 11.11.1809, Biblioteca civica dell'Archiginnasio di Bologna, Carteggio Rangoni, folder XXXIX.

57 Giacomo Concina to the minister of the interior of the Kingdom of Naples, 17.2.1814. Archivio di Stato di Napoli (ASNa), Ministero degli Esteri, folder 5421, subfolder 5481/6.

58 *Michael Broers*, *The Napoleonic Empire in Italy, 1796–1814. Cultural Imperialism in a European Context?* Basingstoke 2005, pp. 199–201.

59 *Ibid.*

60 A similar combination of old and new elements can also be found in the demands for relief and pensions of French *hommes de lettres* and *savants*. *Jean-Luc Chappey/Antoine Lilti*, *L'écrivain face à l'État: les demandes de pensions et de secours des hommes de lettres et savants (1780–1820)*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 57, 2010, no. 4, pp. 156–184.

by John Davis, in the Kingdom of Naples the government's efforts to integrate the elites into the new regime had »mixed results«: although in every province there were important families who sided with the new regime, many notables did not want »to shoulder the heavy administrative burdens delegated to the provincial and local assemblies«. One of the reasons for this was that these were unpaid posts, exercised for pure prestige, like the Electoral Colleges and departmental general councils of the Kingdom of Italy. The situation was different for administrative posts, which were in such high demand that there was an imbalance between applicants and available posts. The reorganisation initiated in 1806 failed to create new careers and opportunities, since once the employees of the *Ancien Régime* tribunals and the feudal administrations had been rehired, there was little room left, as some coveted positions were given to Frenchmen.<sup>61</sup>

This explains why a single vacant post of councillor of *Intendenza* elicited a very high number of applications, which is why I was able to use them for a quantitative analysis. The latter can be useful for comparison, since although the Neapolitan context was different from that of the Kingdom of Italy, the administrative organisation was quite similar, being based on the French model. In the Kingdom of Naples, the prefectures were called *Intendenze*, at the head of which was an intendant appointed by the king. Here, too, the intendant was assisted by several councillors of the intendency, whose role corresponded to that of the prefectural councillors of the Kingdom of Italy already described.<sup>62</sup> Even in this case, differences between the various posts were reflected in salary levels. In 1807, a councillor of the intendency received about 360 ducats per year, whereas a sub-intendant received 840 ducats and an intendant 2,400 ducats, as well as an allowance for representation expenses.<sup>63</sup> Between November 1812 and March 1813, the ministry of the interior received 84 applications for a single post of councillor of the intendency of Naples, sent by 58 individuals (some of whom submitted more than one application).<sup>64</sup> There were thus many candidates, although the salary for the post was less than one sixth of that of a prefect. After all, it has been calculated that, in many areas of the Kingdom of Naples, an income of 200–250 ducats was sufficient to raise its beneficiary above the wealthy peasantry, bringing him closer to the middle class, while an income above 500 ducats was already substantial.<sup>65</sup> The salary of a councillor of the intendency was therefore not entirely negligible. Moreover, many considered this position as the first stage of a distinguished career. An analysis of the stated occupation of the candidates at the time of application shows that most of them were lawyers (22) or administrative officials (21). Their applications are in fact the most substantial, with over 6,700 and over 8,200 occurrences, respectively.

61 John Davis, *Naples and Napoleon. Southern Italy and the European Revolutions (1780–1860)*, Oxford 2006, pp. 10 and 244–247.

62 On the administration of the Kingdom of Naples, see Armando De Martino, *La nascita delle intendenze: problemi dell'amministrazione periferica nel regno di Napoli*, Naples 1984.

63 Antonio Saladino, *I collegi elettorali dei possidenti e dei commercianti del Regno di Napoli per la formazione del Parlamento Nazionale del 1811*, in: *Atti dell'Accademia Nazionale di Scienze morali e politiche in Napoli*, vol. LXVIII, 1957, pp. 169–249, here: pp. 199 f.

64 Councillors of Intendency of Naples »Nota de' concorrenti a questa carica«, ASNa, Ministero dell'Interno, I inventario, folder 184 bis.

65 Saladino, *I collegi elettorali dei possidenti e dei commercianti*, pp. 199 f.

When examining the use of lists of words referring to different themes – which I have broadly classified under the rubrics of »misfortune«, »family«, and »merit« – some notable differences emerge.<sup>66</sup> A calculation of the relative frequencies – that is, investigating the use of the terms pertaining to the three themes by each category of applicants in proportion to the number of total occurrences – reveals a prevalence of the use of the »vocabulary of merit« by administrative officials. It also emerges that terms referring to personal misfortunes and family needs were used proportionally more by lawyers.<sup>67</sup> A calculation of the specificities, which outlines a tendency to overuse (positive specificity) or underuse (negative specificity) the terms relating to the three themes identified, shows more clearly the situation already sketched above. The area of merit is underrepresented in the applications of lawyers (-2), while the other two areas (misfortune and family) are over-represented (+3 and +4 respectively). Administrative officials, on the other hand, present an opposite situation, with both areas of misfortune and family being significantly underrepresented (-4 and -10 respectively).<sup>68</sup> This means that, compared to the other professional categories, administrative officials who applied for the post of councillor rarely mentioned their personal misfortunes and almost never mentioned their family needs. It is therefore likely that those who were already dealing with the Napoleonic administration understood what they had to focus on in order to be hired: showing their work experience, knowledge, and skills was more useful than insisting on the need to support children and relatives. Self-employed professionals, such as lawyers, meanwhile continued to use the rhetoric of the *Ancien Régime*, ai-

---

66 Terms related to misfortune that have been identified: accagionato, annichilita, catastrofe, desolata, difficile, difficilissimi, disgrazia, disgraziato, distrussero, dolente, dolersi, dolgo, dolore, dolori, gravata, grave, gravi, guasti, incomodo, infelice, infelici, irreparabilmente, male, massacro, perdette, perdita, perdite, perdute, perduti, perduto, sciagurata, sciagure, sofferta, sofferte, sofferti, sofferto, soffri, soffrire, soffrirne, soffrono, soggiacere, sventurata, sventuratamente, triste. Terms related to merit: abilità, capace, cognizioni, competenza, conoscenza, esame, istruito, istruzioni, laurea, laureato, merita, meritar, meritare, meritargli, meritarle, meritato, meritava, meriti, merito, meritò, talenti, titoli, soddisfazione, zelo. Terms related to family: anziano, famiglia, famiglie, familiari, figli, figlio, fratel, fratelli, fratello, germani, germano, madre, mantenimento, maritato, marito, moglie, numerosa, parenti, prole, pupilli, sorelle.

67 Misfortune (lawyers: 64; administrative officials: 30); family (lawyers: 90; administrative officials: 27); merit (lawyers: 43; administrative officials: 64). The calculation of relative frequencies is based on the ratio: frequency of the theme in number of occurrences to the size of the section, multiplied by 10,000.

68 The method for this analysis using *Lexico 3* software is explained by Jean-Marc Leblanc in these terms: »According to the hypergeometric model, a form is noted as being specifically positive if its frequency in a section is higher than the expected theoretical frequency, and specifically negative if this frequency is lower than the set threshold. These probabilised frequencies are based on the comparison of four data points: the number of occurrences in the corpus, the number of occurrences in the section, the frequency of each form in the corpus and the frequency of each form in the section. The indicators represent the degree of specificity of each form and the absolute value of the probability exponent. An exponent of value 2 expresses a probability of the order of a hundredth, 3 of a thousandth.« *Jean-Marc Leblanc, Analyses lexicométriques des vœux présidentiels*, London 2017, p. 36.

med at eliciting the pity of the sovereign to obtain the 'gracious favour' of employment.<sup>69</sup>

A brief return to qualitative analysis confirms this observation. Benedetto Marra, controller of direct duties in Naples, gave two principal reasons in his application for the post of councillor of *Intendenza*: the first was that the previous councillor had held the same post and had been promoted precisely because of his knowledge of fiscal matters; and the second was that he had served the state for twenty-three years, having carried out many administrative tasks, which he carefully described. Finally, he added that his request was not motivated by a desire for enrichment, as the salary was about the same.<sup>70</sup> Similar arguments were put forward by the former bureau chief in the *Intendenza* of Naples, Nicola Marini. He emphasised the importance of the position he had held in the *Intendenza* for two years, before being appointed secretary of the royal health magistrate and later administrator of the former fief of Castel Volturno. He also specified that he had carried out his duties »with the exactitude, diligence and zeal« required both in administrative matters and in legal disputes, which were witnessed by both the substitute attorney general of the court of cassation, Davide Winspeare, and the councillor of state and intendant of the royal household, Luigi Macedonio. He added that his brother Salvatore Marini had served the Napoleonic government first as auditor in Catanzaro, then as criminal judge in Cosenza (province of Calabria Citeriore) and sub-intendant in Catanzaro, before becoming president of the criminal court of Monteleone (both in the province of Calabria Ulteriore).<sup>71</sup>

Antonio Catenacci, brother of the councillor of the *Intendenza* whose death had left the post vacant, put forward different arguments. He began his letter with a list of the positions held by his brother Bartolomeo, emphasising his devotion to public service and the fact that he was survived by two elderly parents and five brothers. He then underlined the suffering he had endured »because of his attachment« to the French »in the tragic events« that followed the Parthenopean Republic of 1799 – that is, during the Bourbon restoration. However, these unspecified sufferings had not earned him any appointments. In fact, he continued to practise as a lawyer in the courts of Naples. According to Catenacci, the recent »misfortune« that had befallen his family, together with the »serious damages suffered because of an attachment to the government« were valid and sufficient arguments for obtaining the appointment, and he repeated them as such in the final part of his letter.<sup>72</sup> The same rhetoric was used by numerous other applicants from outside the administration. For instance, the lawyer Liborio Galiani claimed that his family had been »one of the first victims of the persecution« under Bourbon rule, having lost a brother and

69 On appointments seen as being in the grace of the sovereign in the 18th-century Kingdom of Naples, see *Angelantonio Spagnoletti*, *Reclutamento e carriere dei magistrati provinciali nel sec. XVIII*, in: *Rivista storica del Sannio*, 1994, no. 1, pp. 9–29, here: p. 23.

70 Benedetto Marra to the king of Naples, 14. 12. 1812, ASNa, Ministero dell'Interno, I inventario, folder 184 bis.

71 Nicola Marini to the minister of the interior, undated but probably November 1812, ASNa, Ministero dell'Interno, I inventario, folder 184 bis.

72 Antonio Catenacci to the king of Naples, 1. 11. 1812, ASNa, Ministero dell'Interno, I inventario, folder 184 bis.



three uncles, who had been »cruelly slaughtered« in 1799. He had also suffered a »plundering« and a »seizure« of property and had been forced to take refuge in France with his parents, six sisters, and three other brothers. When the family came back to Naples with the return of the French, two brothers found public employment. Their salary, however, was not enough to support the »supplicant's large family«. By not citing any kind of skill or other evidence of the candidate's qualifications, Galiani's letter best exemplifies the case of those who appealed to the sovereign or to the minister of the interior for their benevolence and magnanimity.<sup>73</sup>

Who finally became councillor of the Intendency? On 1 April 1813, Pietro De Angelis was appointed, although I was unable to find any application from him. It must be said, however, that his appointment was short-lived, because on 23 January 1814 he was replaced by the aforementioned Nicola Marini, who held the post for much longer. He would appear to have been successful, for in 1817 – during the Bourbon restoration – he was confirmed and held the post until his death.<sup>74</sup>

## Conclusions

A few conclusions can be drawn from what has been said so far regarding the social composition of the Italian elites under Napoleonic rule. These were selected by the government and largely concentrated within the three Electoral Colleges of landowners, scholars, and merchants. Although this office was mainly honorary, among the members of the Electoral Colleges there were many individuals who were also actively engaged in the Napoleonic administration and held positions of power as well as prestige. At the local level these were the posts of prefect, vice-prefect, and prefectural councillor. They were often members of the Electoral College of landowners, which was considered the most prestigious, property being one of the cornerstones of the new regime. For this reason, the strong presence of *Ancien Régime* nobility within it might suggest a marked degree of social immobility. However, the situation was more complex.

In fact, the word »nobility« could encompass families of very different conditions. This is clearly illustrated by the stratified society of the territories of the former Venetian Republic, where only Venetian patricians had ruled before 1797. The nobility of the mainland, whether ancient or recent, had a purely local role, unless it was aggregated to the Venetian patriciate. The same applied to those *cittadini originari* who were secretaries in the main Venetian magistracies: although they embodied institutional continuity within the Republic, they were excluded from the highest offices of state. Finally, the only chance for the rich bourgeoisie to rise in society was to accede to the nobility of the mainland, by being co-opted into the city

73 Liborio Galiani to the minister of the interior, 11. 11. 1812, ASNa, Ministero dell'Interno, I inventario, folder 184 bis.

74 *Giuseppe Civile*, Appunti per una ricerca sulla amministrazione civile nelle province napoletane, in: *Quaderni storici* 13, 1978, no. 37, pp. 228–263, here: p. 257; *Pasquale Liberatore*, Della amministrazione pubblica considerata ne' suoi principii e nella loro applicazione per servire di prolegomeni alle istituzioni della legislazione amministrativa pel Regno delle Due Sicilie, Naples 1836, p. 185.

councils of Padua, Verona, etc., since direct access to the Venetian patriciate was much more difficult. Before the Revolution it was therefore society, and not the state, that defined the elites: the Venetian patricians co-opted the new families that met the requirements they set, and so did the nobility of the mainland in their respective city councils.

With the democratic *triennio* and the Napoleonic age this changed radically, and it was a long-lasting change that was not undermined by the Restoration. Social advancement came through service to the state, and it was the state, not internal co-optation mechanisms, that defined noble status. Once the old class barriers had fallen with the introduction of revolutionary legislation, the very concept of nobility was reshaped, becoming a substantially honorary status, devoid of jurisdictional prerogatives or tax privileges.<sup>75</sup> In the case of Veneto and Friuli, the disappearance of the Republic of Venice also meant the disappearance of the above-mentioned stratification, and therefore opened up new possibilities for non-patricians. By means of some examples I have shown how nobles from the mainland (Gaspari, Ferri, Porcia etc.), Venetian *cittadini originari* (such as Giacomazzi and Gervasoni), and members of the middle class (such as Antonio Quadri) managed to build a career within the Napoleonic administration and often to continue it in the Kingdom of Lombardy-Venetia.

As mentioned, those who were not interested in an administrative career could still consider themselves included in the Napoleonic elite, through membership of the Electoral Colleges, which besides landowners included scholars and merchants. Although poorly represented in the Napoleonic bureaucracy due to their commercial commitments, in Veneto merchants were the main beneficiaries of the new land legislation. They bought many of the secularised ecclesiastical possessions sold as national properties, as well as large estates sold by indebted nobles, which were no longer protected by the inalienability guaranteed by the *fideicommissum*.

The social rise of the bourgeoisie therefore began in these years, but became more evident in the following decades, as purchases and sales changed the land structure of the region. Emblematic in this respect is the figure of the banker Giuseppe Treves, president of the Venice Chamber of Commerce, and a prominent member of the Venetian Jewish community, who received one of the new noble titles – purely honorary – created by the Kingdom of Italy. In the 1820s and 1830s his family was ennobled by the Austrians and crowned its social rise by purchasing a palace on the Grand Canal.<sup>76</sup>

Indeed, it took a few decades for the social engineering that had been undertaken in the Napoleonic era to be consolidated. It was based on property, as mentioned, but also on merit. Merit, however, is a polysemic term, which may include

75 Marco Meriggi, *State and Society in Post-Napoleonic Italy*, in: David Laven/Lucy Riall (eds.), *Napoleon's Legacy. Problems of government in Restoration Europe*, Oxford/New York 2000, pp. 52 and 56.

76 Gaspari, *Terra patrizia*, pp. 109 and 132.

knowledge and skills, but also seniority or political loyalty.<sup>77</sup> There is no doubt, however, that it was underpinned by the notion of competition: for the first time, *Ancien Régime* nobles felt that they were also competing with the bourgeoisie. Even for them, a university degree was increasingly becoming a necessity, hence in the first decades of the 19th century – even after the end of the Napoleonic governments, which had given much importance to education – the number of students enrolled in universities grew significantly.<sup>78</sup>

Despite their propaganda, the governments of Restoration Italy were not turning back the clock. On the contrary, they welcomed some of the innovations introduced in previous years. These included the abolition of the feudal system and other institutions of the ancient regime, and the creation of a modern bureaucratic apparatus controlled from the centre, which some monarchs retained almost unchanged. In the Kingdom of Lombardy-Venetia prefects were called provincial delegates, while in the Kingdom of the Two Sicilies the administrative staff, which often remained in office, even kept the Napoleonic name (the intendants, for instance). Sometimes there was an immediate noble backlash, but it faded quickly, leaving room for a new »school of professional bureaucrats«. <sup>79</sup>

As these changes were profound, but took time to be fully felt, their understanding was mixed. When applying for a job in the Napoleonic administration, some candidates appealed to very traditional arguments, such as financial constraints and family needs, conceiving of the employment as a favour granted by the sovereign's grace, rather than a recognition of their individual merit. Others combined traditional elements – such as use of letters of recommendation and reference to family merit – with more modern ones, such as academic qualifications, languages spoken, or skills demonstrated in carrying out their duties. Some were willing to serve far away from their city, showing an awareness of what was required of a professional official. The case study of the aspiring councillors of the Intendenza of Naples, on which I applied quantitative analysis, suggests that the difference between the former and the latter was experience within the bureaucracy. Compared to those who were already »inside the system«, the others – mostly lawyers – were more likely to use a rhetoric steeped in the »vocabulary of misfortune«. This conclusion suggests that it was the contact with the new governments that favoured the assimilation of their vision, and thus the penetration of new elements into a traditional and consolidated rhetoric.<sup>80</sup> Further analysis comparing different areas of the Italian peninsula may corroborate or modify it, revealing how pervasive were both new and traditional elements. As demonstrated by recent studies on France and Prus-

77 Pansini describes the first as talents and the second as merits, *Valeria Pansini*, Pour une histoire concrète du talent: les sélections méritocratiques et le coup d'œil du topographe, in: *Annales historiques de la Révolution française*, 2008, no. 354, pp. 5–27, here: p. 21.

78 *Elena Brambilla*, Selezione delle élites tra vecchi e nuovi luoghi di educazione (da fine Settecento all'età napoleonica), in: *Gianfranco Tortorelli* (ed.), *Educare la nobiltà*, Bologna 2005, pp. 37–41.

79 *Meriggi*, *State and Society in Post-Napoleonic Italy*, p. 55.

80 Although in 19th-century Italy they were still vulgarly called pleas (*suppliche*), many letters based on the candidate's qualifications were applications for employment. In fact, a manual of literature for secondary schools of the Kingdom of Italy specified that the *supplica* was based solely on »one's own need and the goodness and generosity of the person« addressed. *Enrico Catterino Sinibaldi*, *Saggio teoretico e pratico di letteratura italiana*, Modena 1877, p. 454.

sia<sup>81</sup>, this may offer a new perspective from which elites can be observed, through an approach which combines social, cultural, and administrative history.

---

81 *Chappey/Lilti*, *L'écrivain face à l'État*; *Strunz*, *Organizing careers for work*; *Cohen*, *Le recrutement des cours impériales*; *id.*, *Commis et fonctionnaires entre service du public et droits de l'individu, de 1792 à l'an IV*, in: *Annales historiques de la Révolution française*, 2017, no. 389, pp. 101–117; *Virginie Martin*, *Devenir diplomate en Révolution: naissance de la «carrière diplomatique»?*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 63, 2016, no. 3, pp. 110–135; *Aurelien Lignereux*, *Les Impériaux. Administrer et habiter l'Europe de Napoléon*, Paris 2019.

MARKO KREUTZMANN

## Die Gesandten der Deutschen Bundesversammlung (1815–1866)

Soziales Profil und politisches Handeln einer zwischenstaatlichen Funktionselite

### I. Der Deutsche Bund in der historischen Forschung

Der Deutsche Bund bildete von 1815 bis 1866 die gemeinsame föderative Ordnung der deutschen Staaten.<sup>1</sup> Dennoch sind zahlreiche Aspekte seiner institutionellen Struktur und Funktionsweise, seiner inneren und äußeren Politik und seiner sozialgeschichtlichen Grundlagen lange Zeit nicht umfassend untersucht worden. Dies lag nicht zuletzt an dem negativen Urteil, das bereits von zahlreichen Zeitgenossen und auch von der späteren historischen Forschung über den Deutschen Bund verhängt wurde. Aus der Sicht der seit der Reichsgründung von 1871 dominierenden preußisch-kleindeutschen Geschichtsschreibung mit ihrer Fixierung auf den nationalen Machtstaat als Ziel der Geschichte erschien der Deutsche Bund aufgrund seiner staatenbündischen Struktur ohne gemeinsames Oberhaupt, Regierung oder Verwaltung grundsätzlich als defizitär und als nicht funktionsfähig.<sup>2</sup> Aus dieser auch im 20. Jahrhundert lange fortwirkenden Perspektive wurde der Untergang des Deutschen Bundes im Zuge des innerdeutschen Krieges von 1866 nicht nur als zwangsläufige Folge seiner inneren Mängel interpretiert, sondern es wurden auch die Traditionen der föderativen Nationsbildung in Deutschland aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt.<sup>3</sup>

Obwohl sich schon früh auch Stimmen erhoben, die zu einer differenzierteren Bewertung des Deutschen Bundes mahnten<sup>4</sup>, ist eine breite und systematische Erforschung sowie eine nachhaltige Neubewertung des Deutschen Bundes erst seit Ende der 1980er-Jahre in Gang gekommen.<sup>5</sup> Dabei wird der Fokus vor allem auf das im Deutschen Bund angelegte politisch-institutionelle Entwicklungspotenzial gerichtet: die Ansatzpunkte zum Ausbau des Deutschen Bundes zu einer bundesstaatlich-nationalen Ordnung, die Bemühungen um die Realisierung politischer Partizipation der Bevölkerung sowie die innere Bundespolitik und die Ansätze zur Moder-

1 Vgl. zum Deutschen Bund grundlegend: *Jürgen Müller*, *Der Deutsche Bund 1815–1866*, München 2006; *Wolf D. Gruner*, *Der Deutsche Bund 1815–1866*, München 2012.

2 Vgl. *Hans-Werner Hahn*, *Der Deutsche Bund. Zukunftslose Vorstufe des kleindeutschen Nationalstaats oder entwicklungsfähige föderative Alternative?*, in: *Hans-Jürgen Becker* (Hrsg.), *Zusammengesetzte Staatlichkeit in der Europäischen Verfassungsgeschichte. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar vom 19.3.–21.3.2001*, Berlin 2006, S. 41–69.

3 Vgl. *Dieter Langewiesche*, *Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation. Über Föderalismus und Zentralismus in der deutschen Nationalgeschichte*, in: *ders.*, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa*, München 2000, S. 55–79.

4 Vgl. *Helmut Rumpler* (Hrsg.), *Deutscher Bund und deutsche Frage 1815–1866. Europäische Ordnung, deutsche Politik und gesellschaftlicher Wandel im Zeitalter der bürgerlich-nationalen Emanzipation*, Wien 1990.

5 Vgl. das grundlegende Editionsprojekt: *Quellen zur Geschichte des Deutschen Bundes. Für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hrsg. v. Lothar Gall und (seit 2017) Andreas Fahrmeir*, bislang 7 Bde., München/Berlin etc. 1996–2017 (im Folgenden: QGDB).

nisierung und Vereinheitlichung der Gesetzgebung in den Bundesstaaten.<sup>6</sup> In diesem Kontext geraten auch die bislang noch nicht systematisch untersuchten Institutionen des Deutschen Bundes in den Blick. Hierbei steht die Bundesversammlung<sup>7</sup> in Frankfurt am Main als das einzige dauerhafte zentrale politische Organ des Deutschen Bundes besonders im Fokus. Wohl sind die rechtlichen Grundlagen für die Zusammensetzung, die Arbeitsweise und die Beschlussfassung der Bundesversammlung bekannt. Recht wenig wusste man jedoch bislang über die Praxis der Bundespolitik sowie über die soziale Struktur und die Tätigkeit der Funktionseleiten innerhalb der Bundesversammlung.<sup>8</sup>

Der Begriff der Funktionseleite bezeichnet innerhalb der soziologischen Eliteforschung eine Gruppe, für deren Zugehörigkeit die Einnahme einer Spitzenposition aufgrund individueller Leistungsauslese kennzeichnend ist, sowie die Möglichkeit, aufgrund dieser Position Entscheidungen zu treffen oder zu beeinflussen, deren Auswirkungen über diesen engeren Bereich hinausgehen.<sup>9</sup> Die soziologischen Elitenkonzepte sind in der historischen Forschung vielfach aufgegriffen, dabei aber auch differenziert und an ihren konkreten historischen Untersuchungsgegenstand angepasst worden.<sup>10</sup> Dabei fanden sie unter anderem frühzeitig Eingang in die Forschungen zur Entwicklung von Staat und Nation in der Neuzeit. Der Begriff der Funktionseleiten wurde hier weitgehend mit Amtsträgern in der entstehenden und sich ausdifferenzierenden staatlichen Regierung und Verwaltung sowie mit Führungskräften in anderen öffentlichen und gesellschaftlichen Institutionen, wie Vereinen, Parteien und Parlamenten, gleichgesetzt.<sup>11</sup> Das Interesse richtete sich dabei vor allem auf die Rekrutierung, die Institutionalisierung, den Wandel und das poli-

6 Vgl. *Jürgen Müller*, *Deutscher Bund und deutsche Nation 1848–1866*, Göttingen 2005; *ders.* (Hrsg.), *Deutscher Bund und innere Nationsbildung im Vormärz (1815–1848)*, Göttingen 2018; *Wolfram Siemann*, *Wandel der Politik – Wandel der Staatsgewalt. Der Deutsche Bund in der Spannung zwischen »Gesammt-Macht« und »völkerrechtlichem Verein«*, in: *Rumpler*, *Deutscher Bund und deutsche Frage 1815–1866*, S. 59–73.

7 In Anlehnung an den Reichstag des Alten Reiches wurde die Bundesversammlung zeitgenössisch auch als »Bundestag« bezeichnet. Beide Begriffe werden in der Forschung synonym verwendet.

8 Vgl. dazu jetzt *Marko Kreutzmann*, *Die Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung als Foren von Aushandlungsprozessen zwischen Bürokratie und Gesellschaft (1816–1848)*, in: *Müller*, *Deutscher Bund und innere Nationsbildung im Vormärz*, S. 59–79; sowie demnächst *Marko Kreutzmann*, *Föderative Ordnung und nationale Integration im Deutschen Bund 1816–1848. Die Ausschüsse und Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung als politische Gremien*, Göttingen (im Erscheinen).

9 Vgl. etwa die Definition des Elite-Begriffs bei *Hans Peter Dreitzel*, *Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse*, Stuttgart 1962, S. 71.

10 Vgl. als knappe Skizze der Forschungsentwicklung *Heinz Duchhardt*, *Historische Elitenforschung: Eine Trendwende in der Geschichtswissenschaft?*, Münster 2004; sowie *Anja Victorine Hartmann*, *Kontinuitäten oder revolutionärer Bruch? Eliten im Übergang von Ancien Régime zur Moderne: Eine Standortbestimmung*, in: *ZHF* 25, 1998, S. 389–420; *Morten Reitmayer*, *Eliten, Machteliten, Funktionseleiten, Elitenwechsel*, Version 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.1.2010, URL: <<http://docupedia.de/zg/Eliten>> [21.7.2021].

11 Vgl. unter anderem die Publikationsreihe »Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit« der »Büdingerschen Forschungen zur Sozialgeschichte«, unter anderem *Klaus Schwabe* (Hrsg.), *Die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten 1815–1933*, Boppard am Rhein 1983, sowie die inzwischen kulturgeschichtlich erweiterte Verwaltungsgeschichte, unter anderem *Eckhardt Trei-*

tische Handeln dieser Funktionseleiten. Diese Analysen lieferten den soziologischen Unterbau für die Frage nach der Herausbildung, der Entwicklung, der Stabilität oder auch dem Scheitern von staatlichen, zwischenstaatlichen oder internationalen Institutionen und Organisationen. Auf den Deutschen Bund sind diese Konzepte jedoch bislang nicht systematisch angewandt worden, weshalb noch immer kaum etwas über die Funktionseleiten im Deutschen Bund bekannt ist.<sup>12</sup>

Als Funktionseleite kommen zunächst einmal die bei der Bundesversammlung vertretenen Gesandten der deutschen Bundesstaaten als höchste Funktionsträger innerhalb der Organe des Deutschen Bundes in Betracht.<sup>13</sup> Der folgende Beitrag kann zwar keine umfassende kollektivbiografische Studie der Bundestagsgesandten leisten, welche weiterhin ein Desiderat der Forschung bleiben wird. Er fragt aber in einem ersten Ansatz danach, inwieweit sich diese Gesandten als eine gemeinsame Funktionseleite begreifen lassen, welche institutionellen und sozialen Strukturen sie aufwiesen und welche politischen Konzepte und Handlungsmuster sie verfolgten. Dafür wurden umfangreiche biografische Daten gesammelt und ausgewertet.<sup>14</sup> Der Beitrag verspricht sich davon neue und tiefere Erkenntnisse über die Legitimation, die Funktionsweise, den inneren Zusammenhalt und die politische Handlungsfähig-

---

*chel*, Der Primat der Bürokratie. Bürokratischer Staat und bürokratische Elite im Herzogtum Nassau 1806–1866, Stuttgart 1991; *Stefan Brakensiek*, Fürstendiener – Staatsbeamte – Bürger: Amtsführung und Lebenswelt der Ortsbeamten in niederhessischen Kleinstädten (1750–1830), Göttingen 1999; als Überblick der Forschung: *Erk Volkmar Heyen* (Hrsg.), Verwaltungseliten in Westeuropa (19./20. Jh.), Baden-Baden 2005; zur Entwicklung diplomatischer Funktionseleiten vgl. unter anderem *Dietmar Grypa*, Der Diplomatische Dienst des Königreichs Preußen (1815–1866). Institutioneller Aufbau und soziale Zusammensetzung, Berlin 2008; vgl. außerdem die sozialgeschichtlichen Forschungen zu Vereinen, Parteien und Parlamenten im 19. Jahrhundert, hier unter anderem *Heinrich Best*, Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49, Düsseldorf 1990; *Andreas Biefang*, Politisches Bürgertum in Deutschland 1857–1868. Nationale Organisationen und Eliten, Düsseldorf 1994.

- 12 Vgl. *Eckhardt Treichel*, Die Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung und ihre Mitglieder 1816–1820, in: *Stefan Gerber/Werner Greiling/Tobias Kaiser* u. a. (Hrsg.), Zwischen Stadt, Staat und Nation. Bürgertum in Deutschland, Göttingen 2014, S. 347–359.
- 13 Die formal als nachgeordnete Organe der Bundesversammlung bestehenden Sachverständigenkommissionen, zu denen vor allem die 1819 eingerichtete und bis 1866 bestehende Bundesmilitärkommission sowie verschiedene, zeitlich begrenzte Kommissionen für die Überwachung und Verfolgung der politischen Opposition, aber auch für die Durchführung von Sonderaufgaben sowie für die Beratung von Gesetzgebungsvorhaben zählten und zu denen Fachleute aus den Einzelstaaten gesandt wurden, bleiben hier unberücksichtigt. Vgl. zu diesen Gremien und den einzelnen, meist älteren Spezialstudien *Müller*, Deutscher Bund und deutsche Nation 1848–1866; *ders.*, Der Deutsche Bund und die ökonomische Nationsbildung. Die Ausschüsse und Kommissionen des Deutschen Bundes als Faktoren politischer Integration, in: *Hans-Werner Hahn/Marko Kreutzmann* (Hrsg.), Der Deutsche Zollverein. Ökonomie und Nation im 19. Jahrhundert, Köln/Weimar etc. 2012, S. 283–302; *Kreutzmann*, Die Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung; vgl. zu den sicherheitspolitischen Kommissionen jetzt auch *Jean Conrad Tyrichter*, Die Erhaltung der Sicherheit. Deutscher Bund, politische Kriminalität und transnationale Sicherheitsregime im Vormärz, Frankfurt am Main 2019.
- 14 Auf Einzelnachweise wird aus Platzgründen in der Regel verzichtet. Wichtigste Quellengrundlage sind die gedruckten Protokolle der Deutschen Bundesversammlung. Vgl. Protokolle der Deutschen Bundesversammlung [...], Frankfurt am Main 1816–1866 (amtliche Folioausgabe). Hinzu kommen biografische Nachschlagewerke, insb. die Allgemeine Deutsche Biographie (56 Bde., Leipzig 1875–1912) und die Neue Deutsche Biographie (bislang 27 Bde., Berlin 1953–2020).

keit des Deutschen Bundes. Aus elitetheoretischer Perspektive stellt sich die Frage, inwieweit die institutionelle Eigendynamik zur Schaffung einer Funktionselite in einem ursprünglich eher heterogenen Kontext beitragen kann. Zwar waren die Gesandten der Bundesversammlung gemäß dem offiziellen Zweck des Deutschen Bundes, nämlich der Wahrung der Sicherheit und der Unabhängigkeit seiner Mitgliedstaaten, vor allem Vertreter der Bundesstaaten.<sup>15</sup> Es wäre jedoch genauer zu untersuchen, ob und inwieweit die Bundestagsgesandten durch ihre gemeinsame Arbeit im Laufe der Zeit zu einer Funktionselite zusammenwuchsen, die ein kollektives Bewusstsein und politische Konzepte entwickelte, welche sich auf den Deutschen Bund insgesamt als föderative Ordnung der Nation bezogen.<sup>16</sup>

## II. Der institutionelle Rahmen der Bundestagsgesandten

Die am 5. November 1816 eröffnete Bundesversammlung war formal ein permanenter Kongress weisungsgebundener Gesandter. Die Gesandten hatten sich nach den Instruktionen ihrer Regierungen zu richten, die aber durchaus gewisse Entscheidungsspielräume bieten konnten.<sup>17</sup> Neben den allgemeinen Instruktionen wurden für viele Fragen zusätzliche spezielle Instruktionen eingeholt. Die Bundesversammlung konnte in zwei Formen zusammentreten: zum einen im Plenum, in dem jedem Bundesstaat mindestens eine und höchstens vier der anfangs insgesamt 69 Stimmen zustanden. Zum anderen tagte die Bundesversammlung in Form des Engeren Rats. Im Engeren Rat gab es insgesamt 17 Stimmen. Die elf größten Bundesstaaten waren hier mit je einer eigenen Stimme vertreten. Dagegen teilten sich die kleineren Bundesstaaten in die sechs übrigen, gemeinschaftlichen Stimmen, die sogenannten Kuriatstimmen.<sup>18</sup> Da der Engere Rat die häufigste Tagungsform der Bundesversammlung war, begnügten sich die kleineren Staaten in der Regel damit,

15 Vgl. den Artikel 2 der Deutschen Bundesakte, in: QGDB, Abt. I, Bd. 1: Die Entstehung des Deutschen Bundes 1813–1815, Teilbd. 2, bearb. v. Eckhardt Treichel, München 2000, S. 1508.

16 Vgl. für die Anfangsjahre des Deutschen Bundes Hellmut Seier, Der Bundestag und die deutsche Einheit 1816–1818. Bemerkungen zum Zeithintergrund des Wartburgfestes, in: Klaus Malettke (Hrsg.), 175 Jahre Wartburgfest. 18. Oktober 1817–18. Oktober 1992. Studien zur politischen Bedeutung und zum Zeithintergrund der Wartburgfeier, Heidelberg 1992, S. 61–119; vgl. außerdem für den institutionell ähnlich aufgebauten, in seiner Integrationsdynamik jedoch in mancher Hinsicht abweichenden und gewissermaßen eine konkurrierende Institution zum Deutschen Bund darstellenden Deutschen Zollverein von 1834: Marko Kreutzmann, Die höheren Beamten des Deutschen Zollvereins. Eine bürokratische Funktionselite zwischen einzelstaatlichen Interessen und zwischenstaatlicher Integration (1834–1871), Göttingen 2012.

17 Zur Verfassung des Deutschen Bundes vgl. Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1: Reform und Restauration 1789 bis 1830, Stuttgart/Berlin etc. 1975 (zuerst 1957), S. 583 ff.; Michael Kotulla, Deutsche Verfassungsgeschichte. Vom Alten Reich bis Weimar (1495–1934), Berlin 2008, S. 327 ff.; Edgar Liebmann, Der Deutsche Bund, in: Werner Daum (Hrsg.), Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Bd. 2: 1815–1847, Bonn 2012, S. 783–821; Jürgen Müller, Der Deutsche Bund (1848–1866), in: Werner Daum (Hrsg.), Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Bd. 3: 1848–1870, Bonn 2020, S. 684–730.

18 Vgl. unter anderem Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1, S. 588–594. Die Kuriatstimmen teilten sich folgende Staaten: 12. Stimme: ernestinische Staaten; 13. Stimme: Braun-



für die jeweilige Kuriatstimme einen gemeinsamen Bevollmächtigten dauerhaft zu benennen. Lediglich die vier freien Städte beauftragten jeweils abwechselnd einen eigenen Gesandten mit der Führung der gemeinsamen Stimme. Die nicht stimmführenden Gesandten der freien Städte durften den Sitzungen der Bundesversammlung jedoch ohne Stimmrecht beiwohnen.<sup>19</sup>

Insgesamt waren somit meist 17 bis 20 Bundestagsgesandte gleichzeitig vor Ort. Bei einem Zusammentritt des Plenums begnügten sich die kleineren Staaten meist damit, den Gesandten der gemeinsamen Kuriatstimme für den jeweiligen Staat separat abstimmen zu lassen. Damit zeigt sich bereits eine gewisse Sonderstellung der Gesandten der kleineren Staaten, da diese nicht nur einen einzigen Staat, sondern mehrere Staaten gleichzeitig vertraten. Dadurch war die Notwendigkeit einer gemeinsamen Willensbildung über die Grenzen einzelner Bundesstaaten hinaus gegeben.<sup>20</sup> Außerdem war es üblich, dass bei der Verhinderung eines Gesandten die Stimme des jeweiligen Staats vorübergehend auf einen anderen Gesandten übertragen (»substituiert«) wurde. Auf diese Weise konnte auch der Gesandte eines der elf größeren Staaten für einen anderen Bundesstaat tätig werden.<sup>21</sup>

Abgestimmt wurde im Engeren Rat der Bundesversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Die Abstimmungen im Plenum erforderten dagegen in der Regel eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen. In besonderen Fällen, etwa bei der Änderung der Bundesverfassung, der Schaffung organischer Bundeseinrichtungen, bei gemeinnützigen Anordnungen oder der Aufnahme neuer Mitglieder, war dagegen Einstimmigkeit notwendig.<sup>22</sup> Damit waren faktisch alle strukturell wichtigen Entscheidungen des Bundes der Einstimmigkeit unterworfen. In der Bundesversammlung führte Österreich den Vorsitz, als Bundespräsidium bezeichnet, was ihm vor allem eine geschäftsführende Funktion verschaffte. Lediglich bei Stimmgleichheit im Engeren Rat gab die Stimme des Präsidialgesandten den Ausschlag für die Entscheidung. Trotz des faktischen machtpolitischen Ungleichgewichts unter den anfangs 41 Bundesstaaten hinsichtlich der beiden Großmächte Österreich und Preußen, der Mittelstaaten wie Bayern, Sachsen oder Hannover und der zahlreichen Kleinstaaten herrschte somit ein gewisser Zwang zum Konsens zwischen den Bundesstaaten.<sup>23</sup>

---

schweig und Nassau; 14. Stimme: mecklenburgische Großherzogtümer; 15. Stimme: Oldenburg, anhaltische und schwarzburgische Staaten; 16. Stimme: Hohenzollern, Liechtenstein, reußische Staaten, Schaumburg-Lippe, Lippe, Waldeck und seit 1838 auch Hessen-Homburg; 17. Stimme: Lübeck, Frankfurt am Main, Bremen und Hamburg.

19 Vgl. die gedruckten Protokolle der Deutschen Bundesversammlung sowie *Eckhardt Treichel*, Einleitung, in: QGDB, Abt. I, Bd. 2: Organisation und innere Ausgestaltung des Deutschen Bundes 1815–1819, München 2016, S. IX–CXX, hier: S. XXXVII f.

20 Vgl. dazu auch die Verträge der kleineren Staaten über die gemeinsame Stimmführung, unter anderem Vertrag über die Einrichtung und Stimmführung der 16. Kuriatstimme in der Bundesversammlung, Frankfurt am Main, 2.4.1816, in: QGDB, Organisation und innere Ausgestaltung des Deutschen Bundes 1815–1819, S. 211–217.

21 Vgl. die gedruckten Protokolle der Deutschen Bundesversammlung.

22 Vgl. *Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1, S. 589–592.

23 Vgl. grundlegend auch *Wolfram Siemann*, Vom Staatenbund zum Nationalstaat. Deutschland 1806–1871, München 1995.

Dieser Konsens wurde in der Arbeitspraxis der Bundesversammlung durch bestimmte Formen der gremienkollektiven Willensbildung angestrebt. Die Bundesversammlung besaß das Recht, ihre Geschäftsordnung selbst zu bestimmen. Trotz des Widerstands einzelner Bundesstaaten aus Sorge um ihre Souveränität wurde in dieser Geschäftsordnung das Prinzip der Bildung von Ausschüssen eingeführt, welche die Beschlüsse der Bundesversammlung durch die Sammlung von Materialien, den Austausch unterschiedlicher Positionen und die Anfertigung von Beschlussvorlagen vorbereiten sollten.<sup>24</sup> In diesen Ausschüssen waren die Gesandten nicht an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden, sondern konnten formal nach ihrer persönlichen Auffassung beraten und entscheiden. Darüber hinaus wurden die Mitglieder der Ausschüsse durch geheime Wahlen im Engeren Rat der Bundesversammlung bestimmt. Damit gab es eine autonome Gremienbildung, die nicht dem Willen der Regierungen, sondern der Entscheidung der Mehrheit der Gesandten unterlag. Wichtige Kriterien bei diesen Ausschusswahlen waren nicht nur politische Interessen, sondern auch die persönliche Reputation und das fachliche Wissen der jeweiligen Gesandten.<sup>25</sup>

Die gemeinsame Arbeit innerhalb der Bundesversammlung war also durchaus dazu geeignet, ein kollektives Bewusstsein unter den Bundestagsgesandten zu erzeugen. Ein weiteres Indiz hierfür ist die Dauer, für welche die Gesandten zur Bundesversammlung abgeordnet waren. Insgesamt waren in der Zeit von 1816 bis 1866 143 Personen als Bundestagsgesandte tätig.<sup>26</sup> Davon waren 40 Gesandte für einen Zeitraum zwischen einem und zwölf Monaten in der Bundesversammlung aktiv, 39 zwischen 13 Monaten und fünf Jahren, 29 zwischen fünf und zehn Jahren, 23 zwischen zehn und 20 Jahren und zwölf für einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren. Man kann also insgesamt von einer relativ langen Verweildauer in der Bundesversammlung ausgehen. In dem betrachteten Zeitraum bildete die Revolution von 1848/49 eine Zäsur.<sup>27</sup> Am 12. Juli 1848 legte die Bundesversammlung ihre Tätigkeit nieder und übertrug ihre Funktion auf die Provisorische Zentralgewalt des neu zu schaffenden Nationalstaats. Nach dem Ende der Revolution trat die Bundesversammlung am 2. September 1850 wieder zusammen, wenn auch zunächst noch nicht alle Staaten beteiligt waren. Bemerkenswert ist, dass einige Gesandte diese

24 Vgl. Vorläufige Geschäftsordnung der Deutschen Bundesversammlung, Frankfurt am Main, 14.11.1816, in: QGDB, Organisation und innere Ausgestaltung des Deutschen Bundes 1815–1819, S. 249–255; Geschäftsordnung für die Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung, Frankfurt am Main, 29.4.1819, in: ebd., S. 332–336.

25 Vgl. *Kreuzmann*, Die Kommissionen der Deutschen Bundesversammlung, sowie *ders.*, Föderative Ordnung und nationale Integration im Deutschen Bund; für die ersten Jahre des Bundes vgl. auch *Eckhardt Treichel*, Die Deutsche Bundesversammlung und ihre Kommissionen. Ihre Geschäftstätigkeit und Zusammensetzung 1816–1823, in: *Müller*, Deutscher Bund und innere Nationbildung im Vormärz, S. 81–98.

26 Die Ermittlung der Anzahl der Bundestagsgesandten und der Dauer ihrer Tätigkeit erfolgte auf der Grundlage der gedruckten Bundestagsprotokolle. Gezählt wurden alle Gesandten, die seit Beginn der »Präliminarsitzungen« am 1. Oktober 1816 in der Bundesversammlung vertreten waren. Nicht berücksichtigt wurden demnach die Gesandten, die zwar schon vor Beginn der Präliminarsitzungen als Bundestagsgesandte nach Frankfurt am Main abgeordnet worden waren, aus verschiedenen Gründen aber bis zum 1. Oktober 1816 wieder durch andere Gesandte ersetzt wurden.

27 Vgl. *Wolfram Siemann*, Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt am Main 1985.

Zäsur überdauerten, indem sie sowohl vor 1848 als auch nach 1850 als Bundestagsgesandte wirkten.

Der Spitzenreiter bei der Verweildauer ist Johann Smidt, der zwischen 1816 und 1848 sowie zwischen 1851 und 1857 mehr als 37 Jahre lang als Gesandter Bremens wirkte.<sup>28</sup> Allerdings relativiert sich die lange Zeitdauer dadurch, dass sich die freien Städte in der Führung der gemeinsamen Stimme abwechselten. Auch bei anderen Gesandten müssen Zeiten längerer Abwesenheit in Rechnung gestellt werden. Dennoch bildete die lange Dauer der Tätigkeit bei Smidt eine beachtliche Ausnahme. An zweiter Stelle folgte erst mit größerem Abstand der Gesandte der 15. Bundestagsstimme, Hartwig Julius Ludwig von Both, der zwischen 1821 und 1848 für knapp 27 Jahre als Bundestagsgesandter wirkte.<sup>29</sup> Diejenigen Gesandten, die nur für einen kurzen Zeitraum in der Bundesversammlung tätig waren, waren zu einem großen Teil während der politischen Zäsur der Revolution von 1848/49 in dieses Amt gelangt: 20 Bundestagsgesandte wirkten 1848 bis zur Aufhebung der Bundesversammlung nur für wenige Wochen oder Monate in diesem Amt. Darüber hinaus waren sieben Bundestagsgesandte in der Anfangszeit der Bundesversammlung 1816/17, als die Fluktuation noch vergleichsweise hoch war, ebenfalls nur bis zu maximal einem Jahr tätig.

Noch von der preußisch-kleindeutschen Geschichtsschreibung wurde das zählbige, empirisch jedoch nie systematisch überprüfte Urteil verbreitet, dass es sich bei den Bundestagsgesandten um politisch wenig bedeutende Persönlichkeiten gehandelt habe, die sich meist nur mit der Bearbeitung von Nebensächlichkeiten befasst hätten.<sup>30</sup> Diese Ansicht erweist sich bei genauer Überprüfung als Legende. Die Bundestagsgesandtschaft war zum einen ein bedeutender Posten in der Diplomatie der Bundesstaaten.<sup>31</sup> Dies zeigt schon der hohe Rang der Gesandten. Auf dem Wiener Kongress von 1814/15 und auf dem Aachener Kongress von 1818 war eine feste Rangfolge der Diplomaten vereinbart worden. An der Spitze der vierstufigen Hierarchie standen die Botschafter, danach folgten die »außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister«. Die Ernennung von Botschaftern war jedoch den Großmächten vorbehalten. Selbst Preußen entsandte bis 1862 keine Diplomaten im Rang eines Botschafters.<sup>32</sup> Die »außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten

28 Vgl. zur Person: *Nicola Wurthmann*, Johann Smidt und die Bremer Politik am Deutschen Bundestag, in: *Bremisches Jahrbuch* 87, 2008, S. 33–48.

29 Zu Both vgl. *Hans Friedl*, Both, Hartwig Julius Ludwig von, in: *Hans Friedl/Wolfgang Günther/Hilke Günther-Arndt* u. a. (Hrsg.), *Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg*, Oldenburg 1992, S. 90–91.

30 Prägend vor allem *Heinrich von Treitschke*, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 2: *Bis zu den Karlsbader Beschlüssen*, Leipzig 1882, S. 149, wonach die Bundestagsgesandten »treufließige, gewiegte Geschäftsmänner« gewesen seien, »deren Geist niemals durch einen politischen Gedanken beunruhigt« worden sei, aber dafür in nebensächlichen Dingen »um so genauer Bescheid« gewusst habe. Im Anschluss daran unter anderen *Heinrich Lutz*, *Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815–1866*, Berlin 1985, S. 39, der für die Zeit nach 1820 vor allem »die Entsendung zuverlässiger, diplomatischer Erfüllungsgehilfen mit konservativer Gesinnung« als Bundestagsgesandte konstatiert, freilich ohne umfassende Belege.

31 Vgl. am Beispiel Preußens *Grypa*, *Der Diplomatische Dienst des Königreichs Preußen*, S. 167 ff., insb. S. 174.

32 Vgl. ebd., S. 158 ff.

Minister« bildeten somit für die meisten Bundesstaaten die Spitze des diplomatischen Dienstes. In diesem Rang standen auch sämtliche Bundestagsgesandten.

Darüber hinaus zeigt die statistische Analyse, dass zahlreiche Gesandte vor, während oder nach ihrer Tätigkeit als Bundestagsgesandter in Spitzenpositionen der einzelstaatlichen Regierungen einrückten. Allein 46 Personen bekleideten das Amt eines Staatsministers, das heißt entweder eines Ressortministers oder gar eines leitenden Ministers in einem Bundesstaat.<sup>33</sup> Der von 1851 bis 1859 als preußischer Bundestagsgesandter tätige spätere preußische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck ist dafür nur das bekannteste Beispiel.<sup>34</sup> Hinzu kamen aber auch bedeutende Minister anderer Staaten. So bekleidete der einflussreiche badische Staatsminister Friedrich Landolin Karl Freiherr von Blittersdorff zwischen 1820 und 1835 sowie zwischen 1844 und 1848 das Amt des badischen Bundestagsgesandten und entwickelte eine große Aktivität in der Bundespolitik.<sup>35</sup> Der sächsische Reformminister Bernhard August von Lindenau wirkte in den Jahren 1828 und 1829 als Gesandter Sachsens bei der Bundesversammlung und der spätere österreichische Außenminister und Ministerpräsident Johann Bernhard Graf von Rechberg und Rothenlöwen war von 1855 bis 1859 Bundestagsgesandter für Österreich.<sup>36</sup>

Zu diesen 46 Gesandten, die auch als Staatsminister in den Bundesstaaten wirkten, kamen weitere acht Bundestagsgesandte der freien Städte, die in das Amt des Bürgermeisters und damit ebenfalls in höchste Regierungsfunktionen einrückten.<sup>37</sup> Die Bundestagsgesandten gehörten also zu einem großen Teil ganz eindeutig zum politischen Spitzenpersonal der Bundesstaaten. Weitere 31 Bundestagsgesandte fanden in ihrer späteren Laufbahn als Gesandte in anderen Positionen Verwendung. Andere Bundestagsgesandte bekleideten zuvor oder später führende Positionen in der einzelstaatlichen Bürokratie oder in der Justiz. Ein herausragendes Beispiel dafür ist Wilhelm von Humboldt, der bei den Präliminarsitzungen der Bundesversammlung und bei deren Eröffnung noch als preußischer Vertreter zugegen war, dann aber in andere Positionen wechselte und in den Jahren 1809/1810 als Sektionsdirektor im preußischen Innenministerium die große Bildungsreform in

33 Eine klare Unterscheidung von bloßen Fachministern und leitenden Staatsministern war in den deutschen Staaten im Untersuchungszeitraum noch nicht durchgängig ausgebildet, sodass diese Positionen hier in einer Kategorie zusammengefasst werden. Vgl. grundlegend Kurt G. A. Jese-*rich/Hans Pohl/Georg Christoph von Unruh* (Hrsg.), *Deutsche Verwaltungsgeschichte*, Bd. 2: Vom Reichsdeputationshauptschluss bis zur Auflösung des Deutschen Bundes, Stuttgart 1983.

34 Vgl. *Lothar Gall*, *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1980.

35 Vgl. *Wolfgang von Hippel*, *Friedrich Landolin Karl von Blittersdorff 1792–1861*. Ein Beitrag zur badischen Landtags- und Bundespolitik im Vormärz, Stuttgart 1967.

36 Vgl. *Ingeborg Titz-Matuszak*, *Bernhard August von Lindenau (1779–1854) – »Feind der Reaction und der Revolution«*. Eine politische Biographie, Weimar 2000; *Peter Urbanitsch*, *Rechberg und Rothenlöwen, Johann Bernhard Graf von*, in: *Neue Deutsche Biographie* 21, 2003, S. 230–231 [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd116391154.html#ndbcontent>> [23.2.2021].

37 Zur politischen Verfasstheit der freien Städte vgl. exemplarisch *Ralf Roth*, *Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main*. Ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft 1760–1914, München 1996, hier insb. S. 102 ff.; *Andreas Schulz*, *Vormundschaft und Protektion: Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880*, München 2002, hier insb. S. 37 ff.

Preußen angestoßen hatte.<sup>38</sup> Gerade das Beispiel Humboldt zeigt, welche große Bedeutung die Bundesstaaten der Position des Bundestagsgesandten besonders in den Anfangsjahren des Deutschen Bundes beimaßen. Hierfür wurden herausragende und bewährte Persönlichkeiten vorgesehen, die wie Humboldt oft als Vertreter der späteren Bundesstaaten auf dem Wiener Kongress an der Gründung des Deutschen Bundes mitgewirkt hatten.<sup>39</sup>

### III. Soziales Profil und politisches Handeln

Damit stellt sich die Frage nach dem Elitenwandel in der Gruppe der Bundestagsgesandten. Inwieweit lässt sich der Zugang neuer Eliten und somit eine Erweiterung der sozialen Legitimationsbasis feststellen? Die Spitzenpositionen in der Diplomatie der deutschen Staaten waren im 19. Jahrhundert weitgehend mit Adligen besetzt.<sup>40</sup> Das aufstrebende Bürgertum etablierte sich zwar zunehmend in der höheren Fachbeamten-schaft, vor allem in den neu ausgebauten Zweigen wie der Finanzverwaltung.<sup>41</sup> Jedoch blieb gerade die Diplomatie in ihren höheren Rängen vom Adel als einer traditionellen »Repräsentationselite«<sup>42</sup> beherrscht. Auch unter den hier untersuchten Bundestagsgesandten dominierte der Adel mit 92 von 143 Gesandten im untersuchten Zeitraum.<sup>43</sup> Jedoch war auch der Anteil bürgerlicher Gesandter mit 51 und damit etwas mehr als einem Drittel recht hoch. Einen großen Anteil daran hatten erwartungsgemäß die vier freien Städte, die während des gesamten Untersuchungszeitraums 21 bürgerliche, aber nur einen adeligen Gesandten stellten. Außerdem hatte lediglich die 15. Bundestagsstimme mit 3:1 einen höheren Anteil bürgerlicher als adeliger Gesandter. Für die 16. Stimme war das Verhältnis mit 2:2 zumindest ausgeglichen. Darüber hinaus dominierten jedoch durchweg die adeligen Gesandten, etwa mit 11:4 bei Bayern, 7:4 bei Hannover, 8:1 bei Sachsen, 7:1 bei Österreich und 10:1 bei Preußen.

Der Blick auf die Entwicklung im Untersuchungszeitraum zeigt, dass sich das 1816 noch recht ausgeglichene Verhältnis zwischen bürgerlichen (9) und adeligen (14) Gesandten bis 1847 zugunsten des Adels verschob, indem bis zu diesem Jahr zwar 16 weitere bürgerliche, dagegen aber auch 33 weitere adelige Bundestagsge-

38 Vgl. *Lothar Gall*, *Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*, Berlin 2011; *Michael Maurer*, *Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk*, Köln/Weimar etc. 2016.

39 Vgl. die umfassende Dokumentation bei QGDB, *Die Entstehung des Deutschen Bundes 1813–1815*.

40 Vgl. *Heinz Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2012 (zuerst 1999), S. 23 und 85; am Beispiel Preußens *Grypa*, *Der Diplomatische Dienst des Königreichs Preußen*, S. 247 ff.

41 Vgl. *Lutz Raphael*, *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2000, S. 176 ff.; *Hansjoachim Henning*, *Die deutsche Beamten-schaft im 19. Jahrhundert. Zwischen Stand und Beruf*, Wiesbaden 1984.

42 *Heinz Reif*, *Einleitung*, in: *ders.* (Hrsg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland*, Bd. 1: *Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert*, Berlin 2000, S. 7–27, hier: S. 14.

43 Als »adelig« wurden hier die Bundestagsgesandten erfasst, die bereits bei ihrer Geburt über ein Adelsprädikat verfügten. Spätere Nobilitierungen wurden nicht berücksichtigt. Dabei ist zu beachten, dass die soziale Integration in den Adel nach einer Nobilitierung meist mehrere Generationen dauerte, wenn sie überhaupt erfolgreich war beziehungsweise angestrebt wurde. Vgl. *Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 5 f. und 34 f.

sandte ernannt wurden, sodass das Gesamtverhältnis der bis dahin ernannten bürgerlichen zu adeligen Gesandten 25:47 betrug.<sup>44</sup> Das Revolutionsjahr 1848 brachte diesen Trend mit der Ernennung von 11 bürgerlichen und 11 adeligen Gesandten zwar kurz zum Stillstand. Zwischen 1850 und 1866 wurden dann aber nur 15 bürgerliche und dagegen 34 adelige Gesandte ernannt. Der Gesamtverlauf zeigt also, dass der Adel seine Position unter den Bundestagsgesandten ausbauen konnte, während es bürgerlichen Diplomaten immer seltener gelang, in diese Funktionselite aufzusteigen. Damit verschärfte sich bis 1866 tendenziell das soziale Legitimationsdefizit des Deutschen Bundes, denn diese Zeit war trotz des Scheiterns der Revolution von 1848/49 durch einen Aufschwung der bürgerlichen, liberalen und nationalen Kräfte im Zuge der dynamischen wirtschaftlichen Entwicklung geprägt.<sup>45</sup>

Der Eindruck einer geschlossenen Gruppe verfestigt sich, wenn man auf die Väterberufe und auf die Bildungswege der Bundestagsgesandten als weitere Indikatoren schaut.<sup>46</sup> Bei fast drei Viertel der Bundestagsgesandten (circa 71 %) waren die Väter entweder als niedere und mittlere Beamte (19), als höhere Beamte (53), als Offiziere (19) oder gar als Staatsminister (10) tätig und damit dem Staatsdienst bereits eng verbunden gewesen. Die Väter von weiteren zwölf Bundestagsgesandten gehörten als meist adelige Gutsbesitzer oder gar als Standesherrn (2) ebenfalls zur etablierten politisch-gesellschaftlichen Führungsschicht.<sup>47</sup> Dagegen waren die Väter von lediglich sieben Bundestagsgesandten in freien akademischen Berufen als Anwalt, Arzt oder Notar tätig. Hinzu kamen 14 Bundestagsgesandte, deren Väter als Kaufmann (12), Bankier oder Verleger wirtschaftsbürgerlichen Berufen angehörten. Die Gesandten, deren Väter Kaufleute gewesen waren, waren ausschließlich Vertreter der 17. Bundestagsstimme. Ganze drei Bundestagsgesandte hatten einen Handwerker, einer einen Gastwirt und weitere drei einen Geistlichen (Pastor beziehungsweise Pfarrer) zum Vater.<sup>48</sup>

Noch eindeutiger wird der Befund einer sozialen Abschließung bei den Bildungswegen. Fast alle Bundestagsgesandten hatten ein Studium der Rechtswissenschaft abgeschlossen (124). Hinzu kamen zwei Gesandte, die ein Studium der Theologie beziehungsweise der Medizin absolviert hatten. Sechs Bundestagsgesandte hatten eine militärische, einer eine höfische Ausbildung hinter sich. Nur ein einziger Gesandter hatte eine rein kaufmännische Ausbildung absolviert.<sup>49</sup> Von acht weiteren Gesandten, die meistens dem Adel angehörten, konnten keine näheren Informatio-

44 Zur Verschiebung der sozialen Rekrutierungsgrundsätze bei der Auswahl der Bundestagsgesandten von meist bürgerlichen, fachlich ausgewiesenen Vertretern hin zu ranghohen adeligen Diplomaten, die dem erhöhten Repräsentationsbedürfnis zur Steigerung des symbolischen Kapitals vermeintlich besser gerecht werden konnten, vgl. am Beispiel Preußens *Grypa*, *Der Diplomatische Dienst des Königreichs Preußen*, S. 169–174.

45 Vgl. allgemein *Friedrich Lenger*, *Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung (1849–1870er Jahre)*, Stuttgart 2003.

46 Vgl. dazu in europäischer Perspektive *Raphael*, *Recht und Ordnung*, S. 178 f.

47 Zu den »Standesherrn«, die zum hohen Adel zählten, aber keine eigenständigen Territorien regierten, vgl. *Reif*, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 2 f.

48 Bei zwei Bundestagsgesandten konnte der Vaterberuf nicht ermittelt werden.

49 Es handelt sich um Ascan Wilhelm Lutteroth, der 1848 für zwei Monate Bundestagsgesandter der Stadt Hamburg war. Vgl. zum sozialen Hintergrund des aus Mühlhausen stammenden Lutteroth *Stefan Gerber*, *Von der reichsstädtischen Textilmanufaktur zum wirtschaftsbürgerlichen*

nen über die Vorbildung ermittelt werden. Eine Ausnahme in diesem durch soziale Herkunft und feste Bildungs- und Karrierewege ausgewählten Kreis bildete etwa der kurhessische Gesandte Carl Friedrich Buderus, der sich seit 1806 Buderus von Carlshausen nannte und 1814 nobilitiert wurde.<sup>50</sup> Er war der Sohn eines Lehrers und der Tochter eines Schuhmachers, erhielt Hausunterricht, besuchte die Hohe Landesschule in Hanau und war im Anschluss als Kanzlist in der Hanauer Rentkammer tätig. Bald wurde er jedoch Hauslehrer der unehelichen Kinder des Erbprinzen und späteren Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen und stieg in eine führende Position der kurhessischen Finanzverwaltung auf, wo er freilich eine zweifelhafte Rolle spielte. Als Bundestagsgesandter wurde er schon im März 1817 infolge eines Konflikts der Bundesversammlung mit dem Kurfürsten in der Frage der Enteignung der kurhessischen Domänenkäufer wieder abgelöst.<sup>51</sup>

Damit fällt der Blick auf die politischen Konzepte und Handlungsmuster der Gesandten. Die erste Generation, die von der Eröffnung der Bundesversammlung bis zur Durchsetzung der restaurativen Wende in der Bundespolitik wirkte, war zum einen durch die Erfahrungen in den Institutionen des Alten Reiches<sup>52</sup>, zum anderen durch die Tätigkeit auf dem Wiener Kongress geprägt. Von den 33 Bundestagsgesandten, die ihr Amt zwischen 1816 und 1820 antraten, waren zwölf in den Institutionen des Alten Reiches, wie dem Reichstag oder dem Reichskammergericht, tätig gewesen.<sup>53</sup> Dazu zählte auch der erste österreichische Bundespräsidialgesandte Johann Rudolf Graf von Buol-Schauenstein, der 1794 kaiserlicher Direktorialgesandter am Reichstag in Regensburg gewesen war.<sup>54</sup> Außerdem waren 15 dieser ersten 33 Bundestagsgesandten auf dem Wiener Kongress in Delegationen einzelner Staaten vertreten gewesen. Sieben dieser Gesandten waren sogar sowohl in den Institutionen des Alten Reiches als auch auf dem Wiener Kongress tätig gewesen. Ein Beispiel dafür ist der Gesandte der mecklenburgischen Großherzogtümer, Leopold Engelke Hartwig von Plessen, der von 1802 bis 1806 mecklenburgischer Gesandter beim Reichstag und 1814/15 mecklenburgischer Vertreter auf dem Wiener Kongress gewesen war, wo er sich das besondere Vertrauen Österreichs und Preußens erwarb.<sup>55</sup>

---

Netzwerk. Familie und Firma Lutteroth in Mühlhausen im 18. und 19. Jahrhundert, in: *ders./Werner Greiling/Marco Swiniartzki* (Hrsg.), *Thüringen im Industriezeitalter. Konzepte, Fallbeispiele und regionale Verläufe vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien/Köln etc. 2019, S. 181–201.

50 Vgl. zu dessen Biografie zusammenfassend: Buderus von Carlshausen, Carl Friedrich, in: *Hessische Biografie*, URL: <<https://www.lagis-hessen.de/pnd/139295828>> [26.2.2021].

51 Vgl. *Hellmut Seier*, *Kurhessen und die Anfänge des Deutschen Bundes 1816–1823*, in: *HessJbLG* 29, 1979, S. 98–161, hier insb. S. 120 f.

52 Vgl. *Wolfram Siemann*, »Der Deutsche Bund ist nur die Continuität des Reichs ...« Über das Weiterleben des Alten Reiches nach seiner Totsagung im Jahre 1806, in: *GWU* 57, 2006, S. 585–593.

53 Hinzu kamen zwei weitere Bundestagsgesandte, die ihr Amt erst 1821 beziehungsweise 1824 antraten und ebenfalls früher in Institutionen des Alten Reiches tätig gewesen waren.

54 Vgl. *Karl Otmar Freiherr von Aretin*, Buol-Schauenstein, Johann Rudolf Freiherr von, in: *Neue Deutsche Biographie* 3, 1957, S. 22 f. [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd117160504.html#ndbcontent>> [26.2.2021].

55 Vgl. *Krause*, Plessen, Leopold, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 26, 1888, S. 272–276 [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd120567091.html#adbcontent>> [26.2.2021].

Für die politischen Handlungsmuster der Bundestagsgesandten bedeuteten diese Erfahrungen zweierlei: Zum einen brachten viele Gesandte das föderative Nationsverständnis aus der Zeit des Alten Reiches mit, das die territoriale Vielfalt mit der nationalen Einheit zu verbinden trachtete und zwischen beiden keinen grundsätzlichen Widerspruch sah.<sup>56</sup> Zum anderen war die erste Generation der Gesandten selbst an der Entstehung des Deutschen Bundes beteiligt gewesen und diesem insofern innerlich eng verbunden. Auf dem Wiener Kongress waren mit der Einrichtung zahlreicher Kommissionen und Komitees zudem schon jene neuartigen, bereits in bürokratische Strukturen führende Formen der diplomatischen Verhandlung etabliert worden, die später in der Bundesversammlung fortgesetzt und weiterentwickelt wurden.<sup>57</sup> In der Anfangszeit des Deutschen Bundes machten sich diese politischen Prägungen in dem Bestreben vieler Gesandter bemerkbar, den Deutschen Bund in Richtung einer stärker bundesstaatlichen Ordnung auszubauen.<sup>58</sup> Dabei scheuten die Gesandten zunächst auch Konflikte mit den einzelstaatlichen Regierungen nicht und versuchten, die Bundesversammlung als eigenständige politische Instanz nicht nur neben, sondern über den Regierungen zu etablieren.<sup>59</sup>

Diese Machtprobe konnte die Bundesversammlung jedoch ohne die Unterstützung zumindest der beiden deutschen Großmächte nicht bestehen und musste früh entsprechende Positionen aufgeben. So scheiterte die vor allem vom württembergischen Bundestagsgesandten Karl August von Wangenheim betriebene »Triaspolitik«, die einen Zusammenschluss der Mittel- und Kleinstaaten als selbstständige politische Kraft gegenüber den beiden deutschen Großmächten anstrebte, schon früh nicht nur am Widerstand Österreichs und Preußens, sondern auch an den Gegensätzen zwischen den Mittelstaaten selbst.<sup>60</sup> Aber auch Preußen und Österreich konnten sich über die Unterdrückung der liberalen und nationalen Bewegung hinaus auf keine gemeinsame positive Bundespolitik verständigen. Die Bundestagsgesandten, die einen inneren Ausbau des Deutschen Bundes anstrebten, bezogen sich dabei zunächst nicht auf moderne national- und verfassungspolitische Forderungen des liberalen Bürgertums, sondern knüpften eher an ständische Traditionen des Alten Reiches an. Freilich waren die Übergänge hierbei fließend. Dies zeigt das Beispiel des ehemaligen Reichsfreiherrn, nassauischen Staatsministers und späteren niederländischen Bundestagsgesandten für das Großherzogtum Luxemburg, Hans Christoph von Gagern. Dieser vertrat eine auf das Alte Reich und dessen politische und rechtliche Ordnung bezogene Konzeption. Sein Sohn, Heinrich von Ga-

56 Vgl. Müller, Deutscher Bund und innere Nationsbildung im Vormärz.

57 Vgl. Reinhard Stauber, »Freie und vertrauliche Erörterungen«. Organisation und Arbeit der Komitees und Kommissionen auf dem Wiener Kongress, in: ders./Florian Kerschbaumer/Marion Koschier (Hrsg.), Mächtepolitik und Friedenssicherung. Zur politischen Kultur Europas im Zeichen des Wiener Kongresses, Berlin/Münster 2014, S. 47–70.

58 Vgl. die Dokumentation bei QGDB, Organisation und innere Ausgestaltung des Deutschen Bundes 1815–1819; grundlegend auch Elmar Wadle, Staatenbund oder Bundesstaat? Ein Versuch über die alte Frage nach den föderalen Strukturen in der deutschen Verfassungsgeschichte zwischen 1815 und 1866, in: ders., Verfassung und Recht. Wegmarken ihrer Geschichte, Wien/Köln etc. 2008, S. 133–163.

59 Vgl. Seier, Der Bundestag und die deutsche Einheit 1816–1818.

60 Vgl. Peter Burg, Die deutsche Trias in Idee und Wirklichkeit. Vom alten Reich zum Deutschen Zollverein, Stuttgart 1989.



gern, wurde dagegen einer der führenden deutschen Liberalen und in der Revolution 1848 Präsident der Nationalversammlung.<sup>61</sup>

Zudem erfuhr die personelle Struktur der Bundestagsgesandten einen tiefen Einschnitt durch die auf Druck des österreichischen Außenministers Klemens Wenzel Lothar von Metternich erzwungene Abberufung zahlreicher Gesandter, die sich der 1819 endgültig durchgesetzten restaurativen Wende in der Bundespolitik nicht unterwerfen wollten.<sup>62</sup> Dieser als »Eputation« des Bundestages in die Geschichtsschreibung eingegangene Vorgang ist bislang noch nicht systematisch aufgearbeitet worden. Jedoch ist nach den bereits vorliegenden Kenntnissen ein vorwiegend politisch bedingter Generationenwechsel unter den Bundestagsgesandten auszumachen, der sich in den Jahren bis 1823/24 vollzogen hat.<sup>63</sup> Gering blieb darüber hinaus die institutionelle Selbstrekrutierung der Bundestagsgesandten. Nur für sieben Gesandte kann nachgewiesen werden, dass sie zuvor in untergeordneten Positionen, etwa als Legationssekretäre, in einer Bundestagsgesandtschaft tätig gewesen waren. Ein besonders ausgeprägtes Beispiel dafür ist Johann Adolph Freiherr von Holzhausen, der 1821 zunächst Legationssekretär bei der Gesandtschaft der 16. Bundestagsstimme wurde und von 1841 bis 1848 sowie von 1851 bis 1861 diese Bundestagsgesandtschaft selbst übernahm.<sup>64</sup>

Im Rahmen der während der militärischen Bedrohung infolge der Rheinkrise seit 1840 wieder auflebenden Diskussion über eine Reform des Deutschen Bundes oder zumindest eine aktivere Bundespolitik vertraten die beteiligten Bundestagsgesandten eher konservative beziehungsweise reformkonservative Positionen. Zwar wurde auf Initiative des preußischen Diplomaten und Bevollmächtigten bei der Bundesmilitärkommission, Joseph Maria von Radowitz, über eine modernere Politik des Deutschen Bundes, die den gesellschaftlichen Forderungen stärker entgegen-

61 Vgl. *Hellmuth Rössler*, *Zwischen Revolution und Reaktion. Ein Lebensbild des Reichsfreiherrn Hans Christoph von Gagern 1766–1852*, Göttingen 1958; *Frank Möller*, *Heinrich von Gagern. Eine Biographie*, Habilitation, Jena 2004.

62 Zu Metternich vgl. *Wolfram Siemann*, *Metternich: Stratege und Visionär. Eine Biografie*, München 2016.

63 Vgl. zur sogenannten Eputation des Bundestags: *Huber*, *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. 1, S. 756–758. Es handelte sich dabei offenbar um eine gezielte Aktion unter der Anleitung Metternichs. Dieser fielen der württembergische Bundestagsgesandte Wangenheim, der als Anführer einer gegen Österreich und Preußen gerichteten Gruppe von Bundestagsgesandten galt, sowie die mit Wangenheim eng verbundenen Gesandten von Hessen-Darmstadt, Heinrich Wilhelm Karl von Harnier, und Kurhessen, Georg Ferdinand von Lepel, zum Opfer. Bei den beiden hessischen Gesandten spielten aber auch eigene, spezifische Gründe eine Rolle für die Abberufung. Auch zuvor schon waren »oppositionelle« Gesandte aus der Bundesversammlung ausgeschieden. Bereits 1818 war der niederländische Bundestagsgesandte Gagern, der in der Bundesversammlung durch altständisch-liberale und nationale Äußerungen auf sich aufmerksam gemacht hatte, durch seinen Hof abberufen worden. Im Jahr 1822 starb der bayerische Gesandte Johann Adam von Aretin, der ebenfalls als Vertreter einer eigenen mittelstaatlich-liberalen Politik im Deutschen Bund galt. Selbst der österreichische Präsidialgesandte Buol-Schauenstein wurde 1822 abberufen, da er sich nicht vorbehaltlos der Politik Metternichs im Deutschen Bund unterordnen wollte. Vgl. anstelle von Einzelnachweisen *Seier*, *Der Bundestag und die deutsche Einheit 1816–1818*, S. 72–78.

64 Seit 1851 vertrat er jedoch nur noch einen Teil der in der 16. Bundestagsstimme vereinten Staaten. Vgl. *Sabine Hock*, *Holzhausen, Adolph von (1799–1861)*, in: *Frankfurter Personenlexikon* (Onlineausgabe), URL: <<http://frankfurter-personenlexikon.de/node/9408>> [26.2.2021].

kam, debattiert. Doch beschränkten sich die vorgeschlagenen Maßnahmen auf eine Verbesserung der Militärverfassung und eine stärkere Berücksichtigung der »materiellen« Interessen, ohne dabei den politischen Partizipationsforderungen entscheidend entgegenzukommen.<sup>65</sup> Dennoch entwickelte die Bundesversammlung unter preußischer Führung und dem wachsenden gesellschaftlichen Handlungsdruck in den 1840er-Jahren neue Initiativen, etwa im Hinblick auf die Öffentlichkeit der Bundestagsverhandlungen oder ein moderneres Presserecht, welche die Bundesversammlung als eigenständigen politischen Faktor gegenüber den Regierungen stärker ins Spiel brachten.<sup>66</sup>

Diese Entwicklung wurde durch die Revolution von 1848/49 jäh unterbrochen. Nachdem ein Anlauf zur Reform des Deutschen Bundes auf der Dresdener Konferenz von 1850/51 gescheitert war<sup>67</sup>, begann der mühevoll Prozess der alten Bundespolitik von Neuem. Jetzt aber setzte sich mehr das Bestreben durch, wenigstens durch eine gemeinsame Gesetzgebung des Bundes zu Fortschritten zu kommen. Die Handlungsspielräume der Bundesversammlung blieben jedoch gering. Trotz zahlreicher Vorhaben konnte nur das 1861 beschlossene und bis 1866 in fast allen Bundesstaaten eingeführte »Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch« als großer Erfolg verbucht werden.<sup>68</sup> Auf dem Frankfurter Fürstentag von 1863 wurde der letzte Versuch einer großen Bundesreform unternommen. Aber auch jetzt noch konnten sich selbst die eifrigsten Befürworter einer Reform des Deutschen Bundes unter den einzelstaatlichen Ministern nicht dazu durchringen, die volle politische Partizipation der Bürger in Gestalt eines direkt gewählten nationalen Parlaments zu fordern. »Die Bundesreform scheiterte insofern auch daran, dass sie nur sehr wenig Rückhalt unterhalb der gouvernementalen beziehungsweise ministeriellen Ebene fand.«<sup>69</sup>

Das Ende des Deutschen Bundes im Jahr 1866 war auch für die Funktionseleite der Bundestagsgesandten ein tiefer Einschnitt. Der Deutsche Bund wurde 1867 durch den Norddeutschen Bund und 1871 durch das Deutsche Kaiserreich ersetzt.<sup>70</sup> Für die meisten Bundestagsgesandten bedeutete dies das Ende ihrer diplomatischen Tätigkeit auf nationaler Ebene. Damit war ein Bruch in der politischen Erfahrung und in der politischen Kultur verbunden. Jedoch gab es auch Elemente der Kontinuität. Für fünf ehemalige Bundestagsgesandte kann nachgewiesen werden, dass sie später im Bundesrat des Norddeutschen Bundes beziehungsweise im Zoll-

65 Vgl. *Paul Hassel*, *Joseph Maria v. Radowitz*, Bd. 1: 1797–1848, Berlin 1905.

66 Vgl. *Müller*, *Der Deutsche Bund 1815–1866*, S. 24 ff.; *Lutz*, *Zwischen Habsburg und Preußen*, S. 199 ff.

67 Vgl. *Jonas Flöter/Günther Wartenberg* (Hrsg.), *Die Dresdener Konferenz 1850/51. Föderalisierung des Deutschen Bundes versus Machtinteressen der Einzelstaaten*, Leipzig 2002; QGDB, Abt. III, Bd. 1: Die Dresdener Konferenz und die Wiederherstellung des Deutschen Bundes 1850/51, bearb. v. *Jürgen Müller*, München 1996.

68 Vgl. ausführlich *Müller*, *Deutscher Bund und deutsche Nation 1848–1866*.

69 Ebd., S. 571.

70 Vgl. *Thomas Nipperdey*, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992.

bundesrat und im Bundesrat des Kaiserreiches wirkten.<sup>71</sup> So etwa Bernhard Ernst von Bülow, der Vater des späteren Reichskanzlers Bernhard von Bülow. Er vertrat zwischen 1850 und 1862 das Königreich Dänemark für Holstein und Lauenburg in der Bundesversammlung. Danach war er Staatsminister in Mecklenburg-Strelitz und von 1867 bis 1873 Bevollmächtigter für beide Mecklenburg im Bundesrat des Norddeutschen Bundes beziehungsweise des Kaiserreiches. Im Anschluss war er als enger Mitarbeiter Bismarcks Staatssekretär des Auswärtigen Amts des Kaiserreichs und seit 1876 preußischer Staatsminister ohne Geschäftsbereich.<sup>72</sup>

Ein anderes Beispiel ist der braunschweigische Diplomat und Minister Friedrich August von Liebe. Dieser war 1848 kurzzeitig Bundestagsgesandter für die gemeinsame Stimme von Braunschweig und Nassau, 1850/51 für Braunschweig auf der Dresdener Konferenz, seit 1851 braunschweigischer Geschäftsträger in Berlin, seit 1861 braunschweigischer Finanzminister und seit 1867 braunschweigischer Ministerresident in Berlin und zugleich Bevollmächtigter im Bundesrat. Bis zu seinem Tode 1885 war Liebe im Bundesrat und zahlreichen dortigen Ausschüssen aktiv und erwarb sich dabei hohes Ansehen.<sup>73</sup> Die Stadt Hamburg wiederum wurde durch Gustav Heinrich Kirchenpauer von 1851 bis 1861 in der Bundesversammlung und von 1867 bis 1880 im Bundesrat vertreten.<sup>74</sup> Ebenfalls für Hamburg war Daniel Christian Friedrich Krüger von 1864 bis zu ihrer Auflösung 1866 in der Bundesversammlung als Gesandter aktiv. Im Jahr 1868 wurde Krüger dann Bevollmächtigter der Stadt Lübeck im Bundesrat, wobei er auch zum Stellvertreter der Bevollmächtigten für Hamburg und Bremen ernannt wurde. Krüger übte dieses Amt bis zu seinem Tod im Jahr 1896 aus. Er spielte eine wichtige Rolle in zahlreichen Bundesratsausschüssen.<sup>75</sup>

### Fazit: Die Bundestagsgesandten als zwischenstaatliche Funktionselite

Die Gesandten der Deutschen Bundesversammlung bildeten zwischen 1816 und 1866 eine zwischenstaatliche Funktionselite. Diese rekrutierte sich durch eine an fachlichen Kriterien orientierte Auswahl aus den Diplomaten der Einzelstaaten. Die Gesandtschaft bei der Bundesversammlung bildete zugleich eine Spitzenposition in-

71 Vgl. zu diesen Gremien *Joachim Lilla*, *Föderalismus in historisch vergleichender Perspektive*, Bd. 1: *Der Bundesrat 1867–1919. Ein biographisches Nachschlagewerk*, Baden-Baden 2014; *Oliver F. R. Haardt*, *Innenansichten des Bundesrates im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*, in: *HZ* Bd. 310, 2020, S. 333–386.

72 Vgl. *Heinrich Otto Meisner*, *Bülow, Bernhard Ernst von*, in: *Neue Deutsche Biographie* 2, 1955, S. 728 f. [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd117065013.html>> [11.10.2021].

73 Vgl. *Paul Zimmermann*, *Liebe, Friedrich*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 51, 1906, S. 698–702 [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd117037923.html>> [11.10.2021].

74 Vgl. *Maria Möring*, *Kirchenpauer, Gustav Heinrich*, in: *Neue Deutsche Biographie* 11, 1977, S. 640 f. [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd116181966.html>> [11.10.2021].

75 Vgl. *P. Hasse*, *Krüger, Daniel Christian Friedrich*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 51, 1906, S. 404–408 [Online-Version], URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd116559713.html>> [11.10.2021].

nerhalb der Diplomatie der deutschen Staaten. Obwohl die Gesandten bei der Bundesversammlung in erster Linie die Interessen ihrer Einzelstaaten vertraten, sorgten die institutionellen Mechanismen bei der Beratung und Beschlussfassung dafür, dass diese Gesandten auch gemeinsame, an den Interessen des Deutschen Bundes ausgerichtete Denk- und Handlungsmuster entwickelten. Das Gemeinschaftsgefühl wurde vor allem in der ersten Generation der Gesandten auch durch gemeinsame Erfahrungen während der Tätigkeit in den Institutionen des Alten Reiches und bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses gestärkt. Auch im Hinblick auf soziale Herkunft und Bildungswege stellten die Gesandten der Bundesversammlung eine relativ geschlossene und im Zeitraum der Untersuchung eher noch an äußerer Abgeschlossenheit zunehmende Gruppe dar. Der mangelnde Zugang neuer Eliten verstärkte andererseits jedoch das ohnehin schon erhebliche Legitimationsdefizit des Deutschen Bundes. Hinzu kam, dass die Bundestagsgesandten als eine Funktionselite trotz der sozialen Abschließung nicht jene innere politische Geschlossenheit und Handlungsfähigkeit erlangten, welche sie zu einem entscheidenden, den Zusammenhalt des Deutschen Bundes stärkenden Faktor gemacht hätten. Dafür waren sicher auch die strukturellen Defizite des Deutschen Bundes verantwortlich, die nicht genügend Ansatzpunkte für eine positive »Bundesinnenpolitik«<sup>76</sup> und damit auch für ein wachsendes Gruppenbewusstsein der Bundestagsgesandten boten. Auch die institutionelle Selbstrekrutierung der Bundestagsgesandten blieb gering. Nur wenige Gesandte begannen ihre diplomatische Laufbahn innerhalb der Bundestagsgesandtschaften. Es gab keine gemeinsamen, exklusiven und spezifischen Bildungs- und Karrierewege, welche den inneren Zusammenhalt gestärkt hätten. Im Konfliktfall konnten die Gesandten durch die Regierungen leicht ausgetauscht werden. Daher stellten sie zwar eine sozial recht exklusive, im Inneren jedoch nur ansatzweise geschlossene und mit einem eigenen Selbstbewusstsein ausgestattete, gegenüber den Eingriffen der Regierungen in einer schwachen Position verbleibende Funktionselite dar, die für den Zusammenhalt des Deutschen Bundes nur begrenzt wirksam werden konnte.

---

76 Siemann, Vom Staatenbund zum Nationalstaat, S. 322.

MARC BUGGELN

## Wie wichtig sind progressive Steuern für die Demokratie?

Besteuerung und Enteignung der ökonomischen Eliten in Demokratie und Diktatur im 20. Jahrhundert

Fast alle Politik ist letztlich Finanzpolitik. Erst Einnahmen ermöglichen es dem Staat, zu gestalten. Die eingenommenen Mittel sinnvoll zu verteilen, ist eine der Hauptaufgaben staatlichen Handelns. Mit den Entscheidungen wird nicht nur Einfluss auf die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft genommen, sondern Steuern und Transfers stellen auch die wichtigsten Mittel staatlicher Umverteilung dar. Sie sind seit jeher umstritten und Gegenstand gesellschaftlicher Verteilungskämpfe. Während die Demokratie auf dem Gleichheitsversprechen für die Staatsbürgerinnen und -bürger beruht, erzeugen marktwirtschaftliche Mechanismen permanent Ungleichheit. Steuern und Transfers können als zentrale Instrumente genutzt werden, um eine Balance zwischen diesen widerstrebenden Tendenzen von Demokratie und Kapitalismus zu finden. Gelingt dies nicht, kann die Demokratie in Gefahr geraten.

Auch für die Herausbildung von Demokratien war die Steuerpolitik von zentraler Bedeutung. Die europäischen Staaten standen in der Frühen Neuzeit in permanenter und oft militärischer Konkurrenz zueinander. Um zu überleben, mussten sie Ressourcen an sich ziehen. Nach Charles Tilly standen den Staaten dafür drei Wege offen: a) der Staat produziert die Ressourcen selbst, b) der Staat eignet sich Ressourcen mit Gewalt und Zwang an, c) der Staat besteuert seine Untertanen. Nach Tilly verhindern die Wege a) und b) die Entstehung von Demokratie, während Weg c) die Demokratie wahrscheinlich macht.<sup>1</sup> Dementsprechend besteht für ihn ein äußerst enger Zusammenhang zwischen Steuer und Demokratie: »A durable tax regime rests on popular consent, however grudging. Popular consent to governmental performance almost constitutes a definition of democracy.«<sup>2</sup>

Lange Zeit trafen die Steuern aber vor allem die Unter- und Mittelschichten, während die wohlhabendsten Mitglieder der Gesellschaft steuerbefreit waren oder nur einen geringen Teil ihres Einkommens abgeben mussten. Zentral für die Entstehung der Demokratie war daher ein faires Steuersystem, das die Eliten stärker belastete. Zumindest eine proportionale Besteuerung wurde ab der Französischen Revolution häufig gefordert. Durch die Dominanz indirekter Steuern, die zwar für alle galten, aber in der Verteilungswirkung regressiv waren, konnte aber die Zunahme gesellschaftlicher Ungleichheit während der Industrialisierung nicht gestoppt werden. Deshalb wurden Forderungen nach progressiven Steuern, die die wirtschaftlichen Eliten prozentual stärker belasteten, ab Mitte des 19. Jahrhunderts immer lauter. In den Mittelpunkt rückte bald die progressive Einkommensteuer, die in den wirtschaftlich führenden Nationen bereits vor 1914 eingeführt wurde. Doch erst im Ersten Weltkrieg stiegen die Steuersätze auf eine Höhe, dass die Steuern eine um-

1 Charles Tilly, *Extraction and Democracy*, in: Isaac William Martin/Ajay K. Mehrotra/Monica Prasad (Hrsg.), *The New Fiscal Sociology. Taxation in Comparative and Historical Perspective*, Cambridge/New York etc. 2009, S. 173–182.

2 Charles Tilly, *Foreword*, in: ebd., S. xi–xiii, hier: S. xii.

verteilende Wirkung entfalteteten. Großbritannien und die USA trieben diese Politik voran. Danach blieb es über das gesamte 20. Jahrhundert so, dass Demokratien im Durchschnitt ein weit progressiveres Steuersystem mit höheren Einkommensteuerspitzenätzen hatten als nicht demokratische Staaten.

Dies entspräche den Erwartungen, die der Ökonom Daron Acemoglu und der Politologe James A. Robinson in ihrem viel beachteten Buch »Economic Origins of Democracy and Dictatorship« formuliert haben. Sie unterscheiden darin nur zwei gesellschaftliche Gruppen: eine Elite, die sich aus den reichsten Mitgliedern der Gesellschaft zusammensetzt und ihre Privilegien notfalls durch Gewalt absichert, und eine Mehrheit der Gesellschaft, die Demokratie will.<sup>3</sup> Der Wille zur Demokratie sei ökonomisch motiviert, weil mit der Stimmenmehrheit eine umverteilende Steuerpolitik durchgesetzt werden könne. Die Autoren sehen zwar, dass zwischen dem kommunistischen China und Chile unter Augusto Pinochet gravierende ideologische Unterschiede bestanden, doch erklären sie diese letztlich für nicht entscheidend: »these nondemocratic regimes share one common element: instead of representing the wishes of the population at large, they represent the preferences of a subgroup of the population: the elite.«<sup>4</sup> Die Autoren bemerken, dass die politische Elite in der Sowjetunion anfangs nur mächtig, aber nicht reich gewesen sei, gehen aber davon aus, dass »political power can be used to acquire income and wealth, so that those with power naturally tend to become rich.«<sup>5</sup> Dadurch gibt es für sie in allen Fällen eine enge Verbindung zwischen der Elite und den Reichen.

Generell gehen sie mit Rückbezug auf ein älteres Modell von Allan H. Meltzer und Scott F. Richard davon aus, dass bei größerer sozialer Ungleichheit bei der Mehrheit der Bevölkerung der Wunsch nach einer schärferen Besteuerung der Elite steige. Dies wiederum führe bei der Elite zur Tendenz, die demokratische Beteiligung der Mehrheit zu beschränken oder für eine Diktatur zu optieren.<sup>6</sup> Sie betonen zudem, dass die Gefahr der diktatorischen Option größer sei, wenn die Mehrheit der reichen Elite aus Landbesitzern bestehe, da Land nicht transferierbar sei und somit einer verabschiedeten verschärften Besteuerung kaum entgegen könne. Und hier sei ergänzt, dass dies dann in ähnlicher Form auch für die Besitzer von Rohstoffquellen gilt. Demgegenüber besäßen Kapital- und Unternehmensbesitzer weit bessere Chancen zur Steuerhinterziehung, weswegen sie – laut Acemoglu und Robinson – demokratischen Umverteilungswünschen mit größerer Gelassenheit begegnen könnten.<sup>7</sup> Es ist offensichtlich, dass diese Überlegungen vor allem für eine faschistische oder Militärdiktatur von Bedeutung sind, wobei der verhärtete Widerstand von Eliten gegen die Besteuerung auch eine sozialdemokratische Politik verunmöglichen und in eine kommunistische Diktatur führen kann.

Im Folgenden soll im Durchgang durch das 20. Jahrhundert analysiert werden, wie die wirtschaftliche Elite besteuert wurde und was dies mit den jeweiligen poli-

3 Daron Acemoglu/James A. Robinson, *Economic Origins of Dictatorship and Democracy*, Cambridge/New York etc. 2006, S. xii.

4 Ebd., S. 17.

5 Ebd., S. 16.

6 Ebd., S. 36; Allan H. Meltzer/Scott F. Richard, *A Rational Theory of the Size of Government*, in: *Journal of Political Economy* 89, 1981, S. 914–927.

7 Acemoglu/Robinson, *Economic Origins of Dictatorship and Democracy*, S. 33.

tischen Systemen zu tun hatte. Die wirtschaftliche Elite wird mit Thomas Piketty als das Top-1 % der Einkommensverteilung betrachtet, das im 20. Jahrhundert tendenziell zunehmend den Großteil seines Einkommens aus Unternehmens- und Kapitalerträgen generierte.<sup>8</sup> Mitunter werden auch Seitenblicke auf die Top-10 % geworfen, die in etwa die ganze Oberschicht und damit die ganze Breite der Elite der jeweiligen Gesellschaft darstellten.

Die Entwicklung der demokratischen Staaten wird dabei nur in groben Zügen skizziert. Der Schwerpunkt des Aufsatzes liegt auf der Besteuerung der Wirtschaftselite in Diktaturen sowie bei Transitionsprozessen zwischen Demokratie und Diktatur. Nach einer kurzen Einführung (I.) zur Steuerpolitik bis in die 1920er-Jahre werden deswegen die zwei großen ideologischen Alternativen zum demokratisch-kapitalistischen Staat ausführlicher untersucht: der sowjetische Kommunismus (II.–III.) und der Nationalsozialismus (IV.–VIII.). Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird der Blick zuerst auf zwei Militärdiktaturen gerichtet: Chile unter Pinochet (X.) und Spanien unter Franco (XI.). Chile zeichnet sich dabei dadurch aus, dass in relativ kurzer Zeit die Transformation vom Sozialismus zur Militärdiktatur zur Demokratie durchlaufen wurde. Das franquistische Spanien wird vor allem analysiert, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Transition von der Militärdiktatur zur Demokratie im Vergleich zu Chile herausarbeiten zu können. Abschließend wird kurz an den Beispielen Russland, Polen (XII.) und China (XIII.) analysiert, welche Probleme bei der Transition des kommunistischen Steuersystems hin zu Demokratie und/oder Kapitalismus entstehen können.

Ich vertrete dabei entgegen Acemoglu und Robinson die These, dass es insbesondere aus ökonomischer Perspektive nicht sinnvoll ist, an ein kommunistisches Regime und eine faschistische Diktatur oder eine Militärdiktatur gleiche Maßstäbe anzusetzen. Zudem argumentiere ich, dass neben den Steuern auch Eigentums- und Vermögensfragen zentral sind, um zu bestimmen, welche Effekte die politischen Veränderungen auf Fragen sozialer Ungleichheit und der ökonomischen Position der Elite haben. Zudem ist Elite auch nicht gleich Elite, wenn es um die Konzentration ökonomischer Macht geht. Um die ökonomische Machtposition einer Elite einschätzen zu können, ist es zentral, zu untersuchen, welche Anteile vom Gesamteinkommen der Gesellschaft sich die Elite aneignen konnte. Auch hier zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den politischen Systemen.

## I. Der Aufstieg progressiver Steuern bis zur Weltwirtschaftskrise

Bis ins 18. Jahrhundert waren alle europäischen Steuersysteme regressiv und sie waren dies bewusst, weil sie von Eliten konzipiert waren.<sup>9</sup> Dies änderte sich erst mit der Französischen Revolution und dem Aufstieg des ökonomischen Liberalismus. Beide formulierten das Ideal eines proportionalen Steuersystems. In Anlehnung an die physiokratische Schule glaubten die Revolutionäre, dass Grund und Bo-

<sup>8</sup> Thomas Piketty, *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014 (zuerst frz. 2013), S. 329–335.

<sup>9</sup> Guido Alfani/Matteo di Tullio, *The Lion's Share. Inequality and the Rise of the Fiscal State in Preindustrial Europe*, Cambridge/New York etc. 2019.

den die hauptsächliche Quelle des Wohlstands bildeten, weshalb sie die Grundsteuer zur zentralen Steuer erheben wollten.<sup>10</sup> Steuergerechtigkeit sahen sie mehrheitlich nicht mit einer progressiven, sondern mit einer proportionalen Besteuerung erfüllt, die alle ohne Ausnahme in gleicher Härte traf, auch wenn durchaus schon progressive Steuerpläne kursierten.<sup>11</sup> Neben der Grundsteuer wurden drei weitere direkte Steuern eingeführt, die ebenfalls proportional angelegt waren und ohne aufdringliche Nachforschung erhoben werden konnten. Dies waren die Mobilien-, die Gewerbe- sowie die Tür- und Fenstersteuer. Sie sollten bis weit ins 19. Jahrhundert die bedeutendsten direkten Steuern in Frankreich bleiben.<sup>12</sup> Indirekte Steuern wurden nach 1789 aufgrund ihrer Unpopularität und Regressivität weitgehend abgeschafft.<sup>13</sup> Den Vertretern der Revolution gelang es jedoch in den 1790er-Jahren nicht, daraus ein die Ausgaben tragendes Steuersystem zu entwickeln.<sup>14</sup> Darum entschied sich Napoleon nach seiner Machtübernahme, um die Jahrhundertwende die indirekten Steuern wieder einzuführen. Real blieben die europäischen Steuersysteme bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durch den hohen Anteil von Umsatzsteuern am Gesamtsteueraufkommen regressiv. Dies trug dazu bei, dass der Einkommens- und Vermögensanteil des reichsten 1 % in den europäischen Staaten, zu denen Daten vorhanden sind, über das gesamte 19. Jahrhundert weiter anstieg und um die Jahrhundertwende einen Höhepunkt erreichte.

Auf der anderen Seite der Einkommenskala blieben so wenige Möglichkeiten, die elenden Zustände in vielen der entstehenden Arbeiterviertel zu verbessern. Steigende Ungleichheit sowie daraus hervorgehende Aufstände und Revolutionen brachten ab Mitte des 19. Jahrhunderts den Ruf nach progressiven Steuern hervor. Zu ihren frühen Befürwortern gehörten Karl Marx und Friedrich Engels, die 1848 im »Kommunistischen Manifest« eine »starke Progressivsteuer« forderten.<sup>15</sup> Spätestens seit Ferdinand Lassalles Rede vor dem Berliner Kammergericht 1863 agitierten Arbeiterparteien und Gewerkschaften in Deutschland unermüdlich gegen die große Belastung der Arbeiter durch indirekte Steuern.<sup>16</sup> Sozialistische Parteien gelangten in Europa im 19. Jahrhundert jedoch nirgends an die Macht, weswegen es andere

10 *Jean-Pierre Gross*, Progressive Taxation and Social Justice in Eighteenth-Century France, in: *Past & Present*, 1993, Nr. 140, S. 79–126, hier: S. 96 und 107.

11 *Ebd.*, S. 100.

12 *Eckart Schremmer*, Steuern und Staatsfinanzen während der Industrialisierung Europas. England, Frankreich, Preußen und das Deutsche Reich 1800 bis 1914, Berlin 1994, S. 75–81.

13 *François Crouzet*, La grande inflation. La monnaie en France de Louis XVI à Napoleon, Paris 1993, S. 120–123; *Nicolas Delalande*, Les batailles de l'impôt. Consentement et résistance de 1789 à nos jours, Paris 2011, S. 29–38; *Michael Kwass*, Privilege and the Politics of Taxation in Eighteenth-Century France, Cambridge/New York etc. 2000, S. 303–310.

14 *Eugene White*, The French Revolution and the Politics of Government Finance, 1770–1815, in: *Journal of Economic History* 55, 1995, S. 227–255, hier: S. 238–241.

15 *Karl Marx/Friedrich Engels*, Manifest der Kommunistischen Partei [1848], in: *dies.*, Werke (MEW), Bd. 4, S. 459–493, hier: S. 481.

16 *Ferdinand Lassalle*, Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Verteidigungsrede vor dem Kgl. Kammergericht zu Berlin gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben [1863], in: *dies.*, Gesammelte Reden und Schriften, hrsg. v. *Eduard Bernstein*, Bd. 2, Berlin 1919, S. 285–486. Zur Einordnung: *Fritz Neumark*, Lassalles Steuerstreitschrift 1863–1963, in: *FinanzArchiv* 23, 1963/64, S. 66–81.



Parteien und soziale Schichten waren, die schließlich die ersten progressiven Einkommensteuern einführten. Großbritannien war zwar Vorreiter bei der Durchsetzung der Einkommensteuer, doch diese blieb noch bis über die Jahrhundertwende proportional. So waren es unter anderem monarchische Staaten wie zum Beispiel Sachsen, Preußen oder Italien, die zuerst eine progressive Einkommensteuer einführten. Der Grund hierfür lag auch in der Machtposition adeliger Großagrarien, die auf diese Weise versuchten, die Steuerbelastung des Landbesitzes zu verringern und zulasten des Wirtschaftsbürgertums zu verschieben. Insgesamt blieb die Steuerbelastung bis zum Ersten Weltkrieg für Spitzenverdienende nach heutigen Maßstäben aber extrem gering. Das Königreich Italien hatte mit einem Spitzensatz von 8 % den höchsten Einkommensteuersatz in Europa.

Großbritannien und die USA führten erst am Vorabend des Ersten Weltkriegs progressive Einkommensteuern auf zentralstaatlicher Ebene ein. Insgesamt war das preußische Steuersystem zu dieser Zeit vermutlich sogar leicht progressiver als das britische.<sup>17</sup> Doch dies sollte sich rasch ändern. Im Ersten Weltkrieg entwickelten die USA und Großbritannien als führende demokratische Staaten weit progressivere Steuersysteme als die autoritären Staatssysteme in Deutschland, Österreich-Ungarn oder Russland. Der Einkommensteuersatz stieg in den USA auf 77 % und in Großbritannien auf 60 %.<sup>18</sup> Auch die Erbschaftsteuersätze wurden in beiden Staaten deutlich angehoben. In den Demokratien war die Elite in der Notsituation des Kriegs zu mehr Opfern bereit beziehungsweise war der Staat bereit, ihnen mehr Lasten aufzubürden, als dies in den autoritären Staaten der Fall war.

Es spricht viel dafür, dass die deutlichen, progressiv gestalteten Steuererhöhungen in den beiden angloamerikanischen Demokratien erhebliche Umverteilungseffekte gezeitigt haben. Eine neue Studie, die die Einkommensungleichheit in Deutschland und Großbritannien unter anderem anhand des Gini-Koeffizienten vergleicht, kommt zu dem Ergebnis, dass das Deutsche Reich mit einem Wert von 0,42 in den Krieg startete, während dieser in Großbritannien mit 0,44 knapp darüber lag. Bis 1918 fiel der britische Koeffizient auf unter 0,35, während er in Deutschland über 0,50 stieg.<sup>19</sup> Ebenso kam es in Großbritannien und den USA im Krieg zu einem nicht unbedeutenden Rückgang des Anteils der Superreichen an den Gesamteinkommen, während dieser in Frankreich nur leicht abnahm. In Deutschland wuchs er bis 1917 sogar noch stetig an. Auch nach einem leichten Rückgang im Folgejahr durch die nun erst voll wirksam werdenden Kriegssteuern lag der Wert bei Kriegsende noch über jenem von 1914.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs kam es in Deutschland zur Durchsetzung der Demokratie. Wichtige Vertreter der zu Beginn regierenden Koalition aus Sozialdemokratie, Linksliberalismus und katholischem Zentrum hatten schon im Krieg eine progressivere Besteuerung gefordert. Eines der zentralen Projekte der neuen Regierung war deswegen eine umfassende Steuerreform, die schließlich 1919/20 unter

---

17 *Marc Buggeln*, *Das Versprechen der Gleichheit. Progressive Steuern und die Reduktion sozialer Ungleichheit 1871–1945*, Habil., Berlin 2019, S. 136 f.

18 *Kenneth Scheve/David Stasavage*, *Taxing the Rich. A History of Fiscal Fairness in the United States and Europe*, Princeton 2016, S. 78.

19 *María Gómez-León/Herman J. de Jong*, *Distribution Dynamics in Turbulent Times: Income Inequality in Germany and Britain, 1900–1950*, Groningen 2017, S. 17.

Führung von Finanzminister Matthias Erzberger durchgesetzt wurde.<sup>20</sup> Eine der wesentlichen Maßnahmen war dabei die Anhebung des Einkommensteuerspitzensatzes auf 60 %. Bei der Erbschaftssteuer, die bis dahin direkte Verwandte ausgenommen hatte, wurde für diese ein Spitzensatz von 35 % festgelegt. Für entferntere Verwandte konnte der Satz auf bis zu 70 % steigen. Diese Sätze waren zum einen gewollt, um eine Umverteilung von ›oben‹ nach ›unten‹ in Gang zu setzen, sie waren zum anderen aber auch wegen der hohen Kriegsschulden notwendig. Aus ähnlichen Gründen kam es in Frankreich zu Beginn der 1920er-Jahre zu deutlichen Steuererhöhungen.<sup>21</sup>

Zwei Entwicklungen setzten dem Trend zur Erhöhung der Spitzensätze bei den direkten Steuern jedoch Grenzen. Erstens kam es in den Hochsteuerländern erstmalig zu einer bedeutenden Bewegung der Steuerflucht. Dies führte dazu, dass sich die Schweiz und die Niederlande in den 1920er-Jahren zu den ersten Steueroasen entwickelten.<sup>22</sup> Zweitens hatten insbesondere die dramatische Inflation in Deutschland, aber auch die inflationären Prozesse in Frankreich und Italien zur Folge, dass staatliche Ausgabenprogramme auf den Prüfstein kamen und der Einfluss des Staats auf den Wirtschaftsprozess zurückgedrängt wurde. Dabei wurde unter anderem in den USA, Deutschland und Frankreich der Einkommensteuerspitzensatz deutlich abgesenkt. Es zeigte sich, dass die Ausweitung der progressiven Steuern in Demokratien auf Widerstände stieß, was zu einer partiellen Rücknahme mancher Reform führte.<sup>23</sup> Dennoch lagen die Spitzensteuersätze bei den direkten Steuern in Großbritannien, den USA, Frankreich und Deutschland auch danach noch deutlich über dem Niveau von 1913.

Tabelle 1: Einkommensanteil der Top-1 % und Top-10 % in verschiedenen Ländern 1917–1926

	Deutschland		Frankreich		Dänemark		Niederlande		USA	
	1 %	10 %	1 %	10 %	1 %	10 %	1 %	10 %	1 %	10 %
<b>1917</b>	23,4	46,6	22,8	51,1	27,6	54,2	26,5	52,5	17,6	40,3
<b>1918</b>	20,4	39,3	20,1	48,0	26,1	53,3	21,9	48,5	15,9	39,9
<b>1925</b>	11,3	–	21,2	47,4	12,5	39,3	17,8	43,9	17,6	44,2
<b>1926</b>	11,2	32,2	20,8	45,7	12,1	38,7	18,0	43,9	18,0	44,1

Quelle: World Inequality Database (Stand: Dezember 2020); für die USA: *Thomas Piketty/Emmanuel Saez*, *Income and Wage Inequality in the United States*, in: *Anthony B. Atkinson/Thomas Piketty* (Hrsg.), *Top Incomes over the Twentieth Century. A Contrast between European and English-Speaking Countries*, Oxford 2007, S. 141–225, hier: S. 176, Tabelle 5A.1.

20 *Stefan Bach/Marc Buggeln*, Geburtsstunde des modernen Steuerstaats in Deutschland 1919/1920, in: *Wirtschaftsdienst* 100, 2020, S. 42–48; *Alex Möller*, Reichsfinanzminister Matthias Erzberger und sein Reformwerk, Bonn 1971.

21 *Christophe Farquet*, Capital Flight and Tax Competition after the First World War. The Political Economy of French Tax Cuts, 1922–1928, in: *Journal of Contemporary History* 27, 2018, S. 537–561; *Buggeln*, *Das Versprechen der Gleichheit*, S. 271–276.

22 *Christophe Farquet*, *La défense du paradis fiscal suisse avant la Seconde Guerre mondiale: une histoire internationale*, Neuchâtel 2016.

23 *Buggeln*, *Das Versprechen der Gleichheit*, S. 290–292.

Zugespitzt ließe sich sagen, dass der umverteilende demokratische Steuerstaat im Ersten Weltkrieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit langsam seine moderne Form annahm. Parallel setzte auch eine Reduktion der sozialen Ungleichheit ein, die in vielen europäischen und nordamerikanischen Staaten zuvor einen Höhepunkt erreicht hatte. Für den Einkommensanteil des Top-1 % und der Top-10 % am Gesamteinkommen liegen bisher nur für fünf Länder für diesen Zeitraum detaillierte Daten vor. In den USA begann die Absenkung des Einkommensanteils bereits in der frühen Phase des Kriegs, während dies in den europäischen Staaten erst gegen Kriegsende oder sogar danach einsetzte.

Eine Halbierung des Anteils der obersten Prozente wie in Deutschland war allerdings nur in Dänemark zu verzeichnen, während der Rückgang in Frankreich moderat ausfiel und die Niederlande etwa in der Mitte zwischen den beiden Extremen rangierten. In den USA war der Wert für das Top-1 % 1925 wieder auf dem Niveau von 1917, während die Top-10 % sogar deutliche Zugewinne zu verzeichnen hatten.

Während sich in den Demokratien also der umverteilende Steuerstaat herausbildete, entstanden mit der kommunistischen Sowjetunion, dem faschistischen Italien und schließlich dem nationalsozialistischen Deutschland ideologische Alternativen zur Demokratie, die das 20. Jahrhundert entscheidend prägen sollten. Welche Formen von Steuer- und Umverteilungspolitik setzten sich in diesen diktatorischen Staaten durch?

## II. Von der Abschaffung zur Reform: Erste Entwürfe eines sozialistischen Steuerstaats in der Sowjetunion (1917–1926)

Das Russische Kaiserreich kannte zwei Hauptformen direkter Steuern: Gewinn- und Gewerbesteuern, die in moderner Form in den Städten erhoben wurden, sowie eine Art Grundsteuer für die Landbevölkerung. Letztere brach die Finanzverwaltung nach Bedarf des Zentralstaats auf die Provinzen und Dörfer herunter.<sup>24</sup> Die Steuerlast der einzelnen Bauern bestimmten lokale Kommissionen vor Ort, worüber der Zentralstaat in der Regel keine Information bekam. Obwohl Russland bis zum Ersten Weltkrieg stark agrarisch geprägt blieb, generierten die städtischen direkten Steuern größere Erträge als die ländlichen.<sup>25</sup> Sie machten 1913 aber nur 8 % der Einnahmen aus. Jeweils 40 % stammten dagegen aus indirekten Steuern sowie aus Staatsunternehmen und Monopolen. Zentral waren die Einnahmen der Eisenbahnen und durch das staatliche Alkoholmonopol.<sup>26</sup> Damit war das russische Steuersystem mit hoher Wahrscheinlichkeit stark regressiv und belastete die Unterschichten prozentual stärker als die Oberschicht.

In ihren Wahlprogrammen bis zum Oktober 1917 hatten die Bolschewiki zumeist die Abschaffung indirekter Steuern und mitunter eine stark progressive Einkom-

24 *Alec Nove*, *An Economic History of the USSR*, London 1992 (zuerst 1969), S. 12.

25 *Yanni Kotsonis*, *States of Obligation. Taxes and Citizenship in the Russian Empire and Early Soviet Republic*, Toronto 2016.

26 *Robert W. Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, Cambridge 1958, S. 4.

mensteuer gefordert.<sup>27</sup> Um jedoch die Verteidigung des neuen Regimes zu gewährleisten, blieben indirekte Steuern auch nach der Oktoberrevolution zunächst unverzichtbar. In den ersten Monaten versuchte die Regierung, die bestehenden Steuern weiter einzutreiben, was aufgrund des Chaos aber kaum gelang. Stattdessen gab man den lokalen Sowjets freie Hand, selbst Steuern zu erheben, was vielerorts genutzt wurde, um hohe Steuern gegen die Wohlhabenden vor Ort durchzusetzen.<sup>28</sup>

Diese Politik endete im Frühjahr 1918, als Wladimir Iljitsch Lenin nicht zuletzt wegen der voranschreitenden Inflation eine Zentralisierung der Besteuerung forderte. Damit diese reibungslos geschehen konnte, wurde auch ein Teil der zaristischen Finanzbürokratie zurückgeholt.<sup>29</sup> Das Volkskommissariat für Finanzen erhöhte daraufhin am 30. Oktober 1918 die direkten Steuern. Eine außerordentliche Revolutionssteuer sollte die besitzenden Klassen scharf besteuern. Den Landwirten sollte eine Naturalsteuer fast sämtliche Überschüsse wegsteuern. Doch allzu üppig fielen die Erträge nicht aus, weil die vormals besitzende Klasse aktuell nur geringe Einkommen erzielte.<sup>30</sup> Das Volkskommissariat für Finanzen versuchte den gestiegenen zentralstaatlichen Willen zur Machtdurchsetzung auch dazu zu nutzen, ein schon in zaristischer Zeit gehegtes Projekt in die Tat umzusetzen: die individuelle und in der Höhe vom Zentralstaat bestimmte Besteuerung der Bauern. Sie scheiterte trotz massiver Gewaltanwendung jedoch letztlich am Widerstand der Bauern, weswegen die Sowjetregierung wieder zur Besteuerung der Gemeinden überging.<sup>31</sup>

Bis 1919 schritt in den Städten die Nationalisierung der Unternehmen rasch voran, sodass sich die Frage stellte, ob Steuern in das neue System passten und ob man sie überhaupt noch brauchte, zumal die Einnahmen durch die Inflation regelrecht aufgeessen wurden. 1920 deckten sie nur noch 3 % der Staatsausgaben.<sup>32</sup> Dies führte zum Übergang in die Naturalwirtschaft. 93 % der Löhne wurden 1921 in Naturalien ausgezahlt. Ebenso erhob man Steuern fast ausschließlich in Form von Naturalien.<sup>33</sup> Am 3. Februar 1921 verordnete die Sowjetregierung die gänzliche Abschaffung aller Geldsteuern und -abgaben, die mit sofortiger Wirkung nicht mehr erhoben wurden.<sup>34</sup> Gleichzeitig diskutierte die KPDSU-Führung, ob nicht die Zeit gekommen sei, nun eine geldlose Ökonomie einzuleiten. Die Pläne, wie dieser Übergang zu bewerkstelligen sei, kamen allerdings über Ansätze nicht hinaus.<sup>35</sup>

Die Inflation wuchs bis zum Frühjahr 1922 zur Hyperinflation an. Die sowjetischen Ökonomen und auch die bolschewistische Führungsriege entschieden schließlich, dass das Geld und auch die Steuern vorerst nicht ersetzbar waren und

27 Ebd., S. 11; *Kotsonis*, *States of Obligation*, S. 308.

28 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 18.

29 *Kotsonis*, *States of Obligation*, S. 295.

30 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 18–20.

31 *Kotsonis*, *States of Obligation*, S. 316–330.

32 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 28.

33 *Nove*, *An Economic History of the USSR*, S. 57–68.

34 *Paul Haensel*, *Die Finanz- und Steuerverfassung der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken*, Jena 1928, S. 14.

35 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 40–45.

Geld- und Marktmechanismen sich nicht außer Kraft setzen ließen.<sup>36</sup> Eine Währungsreform galt daher als dringend geboten, doch damit diese gelingen konnte, musste auch das Budget wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Dafür sollten die ausgeweiteten Staatsausgaben deutlich reduziert werden, weswegen unter anderem die Hälfte der Staatsangestellten entlassen wurde.<sup>37</sup> Grundlage des Budgetausgleichs musste aber eine Steigerung der industriellen sowie der landwirtschaftlichen Produktion sein, die man durch eine umfassende Zulassung privater Gewerbetätigkeit im Rahmen der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) zu erreichen hoffte. Da nun Profite und selbstständige Einkommen wieder eine größere Rolle zu spielen begannen und es staatlicherseits ein großes Interesse gab, das Budget auszugleichen, um Inflationsängste zu zerstreuen, führte man 1921 eine universelle Bürgersteuer ein. Abhängig Beschäftigte mussten 50 Kopeken bis einen Rubel zahlen, alle anderen anderthalb Rubel. Die Steuer war damit nicht ansatzweise eine progressive Einkommensteuer, sondern eher eine Mischung aus Kopf- und Klassensteuer.<sup>38</sup> Tatsächlich stiegen die Steuereinnahmen nun aber und deckten Ende 1922 etwa 40 % der Ausgaben.<sup>39</sup> Die Bürgersteuer galt auch auf dem Land. Sie trug dort wesentlich zur Wiederherstellung der Geldwirtschaft bei, weil sie Bauern einen Grund gab, ihre Waren auf dem Markt zu verkaufen.<sup>40</sup> Ende 1922 führte man dann die Währungsreform durch. Eine neue stabile Währung, die »Tschervonez«, zirkulierten nun parallel mit den 1919 eingeführten und seitdem stark inflationierten »Sowsnak«. Um der Reform zum Erfolg zu verhelfen, entwickelte die Staatsführung nun gesteigerte Aktivität, um die Steuereinnahmen zu erhöhen.

Im November 1922 führte die Staatsführung eine progressive Einkommensteuer mit einem Spitzensatz von 25 % und eine Besitzsteuer ein.<sup>41</sup> Zudem erhöhte sie die Verbrauchssteuern deutlich, wovon die Grundnahrungsmittel aber weitgehend ausgenommen wurden.<sup>42</sup> 1924 wurde neben der Belastung nach Einkommenshöhe eine Graduierung nach Einkommensart in vier Gruppen beschlossen: abhängig Beschäftigte, Selbstständige, Rentiers und juristische Personen, wobei abhängig Beschäftigte nun auch bei höherem Einkommen weniger zahlten als Rentiers mit niedrigen Einkommen. Dies war anfangs nur sehr bedingt eine spezifisch sozialistische Setzung, denn auch in den westeuropäischen Industrienationen wurde zu der Zeit Kapitaleinkommen höher besteuert als Arbeitseinkommen. Aufgrund der schwach besetzten Finanzbürokratie war Steuerhinterziehung weit verbreitet und vergleichsweise einfach.<sup>43</sup>

Eine bedeutende Rolle im sowjetischen Einnahmesystem nahm bald die Umsatzsteuer ein, die ursprünglich nur als Ergänzung zur Gewerbesteuer vorgesehen war.

36 *Frankly D. Holzman*, *Soviet Taxation. The Fiscal and Monetary Problems of a Planned Economy*, Cambridge 1955, S. 3 und 14.

37 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 57.

38 *Kotsonis*, *States of Obligation*, S. 335.

39 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 57.

40 *Haensel*, *Die Finanz- und Steuerverfassung der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken*, S. 17.

41 *Nove*, *An Economic History of the USSR*, S. 87 f.; *Haensel*, *Die Finanz- und Steuerverfassung der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken*, S. 18.

42 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 58.

43 *Ebd.*, S. 67.

Sie hatte anfangs einen Hauptsteuersatz von 3 %, für die Nahrungsmittelindustrie betrug der Satz nur 1,5 %, während er für Luxusartikel auf bis zu 6 % steigen konnte. Die Steuer gewann auch deshalb rasch an Gewicht, weil mit ihr die Staatsbetriebe dazu gebracht wurden, einen Teil ihrer Gewinne in das Budget zu überführen.<sup>44</sup> Zur weiteren Verbesserung des Staatseinkommens führte das Politbüro 1922 Anleihen ein, die in den ersten Jahren offen und weitgehend ohne staatlichen Druck gehandelt wurden.<sup>45</sup> Aufgrund der vergleichsweise hohen Zinsen stellten die Anleihen für den Staat eine teure Refinanzierungsmöglichkeit dar.

1924 führte man eine landwirtschaftliche Steuer ein, die ausschließlich in Geld zu zahlen war.<sup>46</sup> Sie orientierte sich in der Höhe vor allem an der Größe des Landes, der Zahl der Tiere und der Höhe der Weizenerträge. Während in den Städten die Einkommensteuer zumindest für gewisse progressive Elemente in der Besteuerung sorgte, war die Agrarsteuer bestenfalls proportional. Die Sowjetführung wollte sich nicht der Gefahr eines Rückgangs der Agrarerträge durch eine hohe Besteuerung der Großbauern aussetzen.<sup>47</sup> Insgesamt trugen die Bauern die geringste Steuerlast. Doch auch diese Bevorzugung stellte keine sowjetische Besonderheit dar, sondern fand sich auch im Steuersystem der meisten westeuropäischen Industrieländer.

Im Vergleich zum Einnahmesystem von 1913 war das System des Jahres 1924/25 leicht progressiver geworden. Direkte und indirekte Steuern machten nun jeweils 20 % der Einnahmen aus. Die Bedeutung der alten Staatsunternehmen blieb hoch: Die Einnahmen von Staatseisenbahn und Post machten 36,5 % der Budgeteinnahmen aus.<sup>48</sup> Dies lag auch daran, dass die nach 1917 verstaatlichten Betriebe außerhalb des Budgets geführt wurden. Sie mussten sich nach kommerzieller Buchhaltung selbst tragen, sprich notwendige Einkäufe in voller Höhe durch eigene Einnahmen finanzieren. Das Steuersystem hatte damit von der Verteilung auf die Haupteinnahmegruppen her eine ähnliche Zusammensetzung wie das preußische Einnahmesystem um die Jahrhundertwende. Allerdings war die sowjetische Steuerbelastung um 1925/26 deutlich höher als in Preußen um 1900.

Für den deutschen Finanzwissenschaftler Karl Bräuer bildete 1928 »das Finanz- und Steuersystem des heutigen Sowjetrußland den wahren Hintergrund, auf dem sich die Neuordnung der dortigen Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung abspielt«.<sup>49</sup> Wollte man ihm darin folgen, dann ließe sich schlussfolgern, dass die Sowjetregierung sich nach radikalen Experimenten bis 1921 auf langsamem Weg zurück zu einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung gemacht hätte. Damit würde man aber übersehen, dass die Wirtschafts- und Sozialpolitik weiterhin den Takt vorgab. Die Verstaatlichungswelle der frühen Jahre war so gewaltig gewesen, dass

44 Friedrich von Poll, Rezension von: Paul Haensel, Das Steuersystem Sowjetrußlands, in: Finanzarchiv 42, 1925, H. 1, S. 287–299, hier: S. 290.

45 James R. Millar, History and Analysis of Soviet Domestic Bond Policy, Urbana 1974, S. 3.

46 Nove, An Economic History of the USSR, S. 79; Alexander Vilkov, Der Staatshaushalt und das Finanzsystem Rußlands, in: Wilhelm Gerloff/Franz Meisel (Hrsg.), Handbuch der Finanzwissenschaft, Bd. 3: Der Staatshaushalt und das Finanzsystem der wichtigsten Kulturstaaten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Tübingen 1929, S. 298–323, hier: S. 313.

47 Davies, The Development of the Soviet Budgetary System, S. 68 f.

48 Ebd., S.65.

49 Karl Bräuer, Vorrede des Herausgebers, in: Haensel, Die Finanz- und Steuerverfassung der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken, S. V–XII, hier: S. VI.

die Stärkung des privaten Kapitals auch in der Hochphase der NÖP demgegenüber marginal blieb. Für 1927 schätzte man das private Kapital auf 835 Millionen Rubel, während das Staats- und Genossenschaftseigentum bei etwa 17 Milliarden Rubel lag.<sup>50</sup> Das weitgehende Ende des Reichtums der russischen Wirtschaftselite in der Sowjetunion war dementsprechend nicht durch das Steuersystem herbeigeführt worden, sondern durch Enteignung und Sozialisierung.

Dies führte dazu, dass der Einkommensanteil des Top-1 % in der Sowjetunion so niedrig lag wie nirgends sonst in Europa. Hatte dessen Anteil an den Gesamteinkommen im zaristischen Russland 1905 noch 18 % betragen, fiel der Wert bis 1927 auf knapp unter 4 % und stieg bis 1934 auch nur leicht darüber. Auch die Werte für die Top-10 % lagen weit unter den westeuropäischen Werten.<sup>51</sup> Die rapide Industrialisierung veränderte in der Sowjetunion die nach der Oktoberrevolution politisch herbeigeführte größere Egalität also kaum wieder, auch wenn Stalin im Rahmen der Industrialisierungsbemühungen auch auf eine stärkere Lohnspreizung nach Leistungskriterien setzte.

### III. Steuern in der forcierten Industrialisierung der Sowjetunion: Nicht Umverteilung von ›oben‹ nach ›unten‹, sondern von Land zur Stadt

Die sowjetische Führung stand Ende der 1920er-Jahre vor der Entscheidung, wie schnell sie die Industrialisierung vorantreiben wollte. Der Flügel um Nikolai Iwanowitsch Bucharin, der anfangs von Stalin unterstützt wurde, plädierte für ein behutsames und damit langsames Vorgehen. Die für die Industrialisierung notwendigen Nahrungsüberschüsse sollten von den Bauern freiwillig erzielt und vom Staat gegen Bezahlung abgenommen werden. Es zeigte sich jedoch bald, dass im freiwilligen System die notwendigen Überschüsse nur zu erzeugen waren, wenn man die großen Bauern förderte, weil ihre Betriebe produktiver waren. Die Industrialisierung hätte so eine Schicht reicher und selbstständiger Bauern hervorgebracht. Das lehnte eine Mehrheit der Bolschewiki jedoch entschieden ab. Alec Nove hat früh argumentiert, dass die Entscheidung für eine möglichst schnelle Industrialisierung ein diktatorisches System nahezu unumgänglich machte.<sup>52</sup> Eine beschleunigte Industrialisierung, die auf kollektive Großbetriebe setzte, musste auf den Widerstand der ländlichen Bevölkerung treffen und ließ sich nur mit Zwang ›von oben‹ durchsetzen.<sup>53</sup> Die Anzahl der ländlichen Aufstände stieg 1929/30 massiv an. Stalin brach diesen Widerstand im Rahmen der »Entkulakisierung« mit brutaler Gewalt. In der

50 Haensel, Die Finanz- und Steuerverfassung der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken, S. 50 f.

51 Filip Novokmet/Thomas Piketty/Gabriel Zucman, From Soviets to Oligarchs: Inequality and Property in Russia 1905–2016, Cambridge 2017, Grafiken 8a–c.

52 Alec Nove, Was Stalin Really Necessary? Some Problems of Soviet Economic Policy, London 1964, S. 17–39.

53 Robert C. Allen argumentiert, dass die Kollektivierung wenig zusätzliche Erträge erbracht hat und die für die Industrialisierung notwendigen Agrarerträge auch ohne massive Gewalt hätten erbracht werden können, vgl. Robert C. Allen, Farm to Factory. A Reinterpretation of the Soviet Industrial Revolution, Princeton 2003. Viele Kritiker haben angemerkt, dass ein solch umfassender und schneller Ressourcentransfer kaum ohne umfassende Gewalt möglich gewesen wä-

Entscheidung für die rapide Industrialisierung und Kollektivierung lag ein wesentlicher Grund für die Entstehung der auf Stalin zugeschnittenen Diktatur.<sup>54</sup>

Die seit Ende der 1920er-Jahre von Stalin beschleunigt vorangetriebene Industrialisierung und Kollektivierung veränderte auch das Steuer- und Finanzsystem der Sowjetunion grundlegend. Der erste Fünfjahresplan, der im April 1929 verabschiedet wurde, sah eine deutliche Erhöhung der Investitionen vor allem zum Aufbau der Schwerindustrie vor. Die Planer wollten dieses Ziel vor allem durch eine steigende Arbeitsproduktivität erreichen, die den Output vergrößern sollte, während man die Löhne stabil halten wollte, um so Überschüsse für die Investitionstätigkeit zu schaffen. Kritiker aus den Finanzwissenschaften, aber auch vom rechten Flügel der KPDSU hielten dies für illusorisch. Sie sagten voraus, dass sich die Arbeitsproduktivität niemals im angedachten Maße werde steigern lassen. Deswegen werde die aus ihrer Sicht zu stark beschleunigte Industrialisierung zwangsweise zur Inflation führen. Daraus könne die Gefahr erwachsen, dass die Bauern weniger anbauen, während für die gemäß dem Plan mit der Industrialisierung einhergehende raschere Verstärkung eine höhere Nahrungsmittelproduktion bei geringerem Arbeitskräfteeinsatz vorgesehen war.<sup>55</sup>

Die Kritiker sollten recht behalten: Weder die Arbeitsproduktivität noch die Produktion stiegen im erhofften Ausmaß. Zudem ließen sich die Löhne nicht stabil halten, weil sich Arbeiter und vormalige Bauern in erforderlicher Zahl nur durch ökonomische Anreize zu den neu entstehenden oder ausgebauten Produktionsorten locken ließen. Die Sowjetregierung ging deswegen zu Preiskontrollen über, um die Inflation zu beschränken.<sup>56</sup> Dies führte schließlich zur Erkenntnis, dass das Steuersystem gründlich verändert werden musste, um eine Finanzierung der Industrialisierung ohne Inflation zu ermöglichen. Die existierenden direkten Steuern erwiesen sich dabei als wenig geeignet, um ausreichend Geld zu beschaffen. Das aktuelle System bestand aus 62 Steuern, die vor allem auf die Besteuerung der privaten Wirtschaftstätigkeit ausgerichtet waren, deren Anteil am Nationalprodukt aber beständig zurückging. 1929 legte man mehrere Verbrauchssteuern zusammen und erhob diese fortan nicht mehr bei den einzelnen Betrieben, sondern bei den zentralisierten Syndikaten. Dadurch konnte die Zahl der Bearbeiter der Verbrauchssteuer im Finanzkommissariat von 3.500 auf weniger als 200 gesenkt werden.<sup>57</sup>

Die grundsätzliche Reform erfolgte schließlich 1930 unter dem neuen Volkskommissar für Finanzen, Hryhorij Fedorowytsch Hrynko, nachdem sein Vorgänger Nikolai Pawlowitsch Brjuchanow für die Inflation verantwortlich gemacht und entlas-

---

re. Vgl. beispielhaft die Rezensionen von *Mark Harrison*, in: *Russian Review* 63, 2004, S. 715–717, und *Paul Gregory*, in: *Journal of Economic History* 64, 2004, S. 1134–1138. Vgl. auch *Eric Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München/Wien 1995 (zuerst engl. 1994), S. 474 f.

54 Zur Debatte, wie rational Stalin handelte und inwiefern er ökonomisch dachte: *Vincent Barnett*, *Understanding Stalinism – The ›Orwellian Discrepancy‹ and the ›Rational Choice Dictator‹*, in: *Europe-Asia Studies* 58, 2006, S. 457–466; *Mark Harrison*, *The Rational-Choice Dictator: A Reply*, in: *Europe-Asia Studies* 58, 2006, S. 1148–1154.

55 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 194–197.

56 *Frankly D. Holzman*, *Soviet Inflationary Pressures 1928–1957: Causes and Cures*, in: *Quarterly Journal of Economics* 74, 1960, S. 167–188, hier: S. 173.

57 *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 202.



sen worden war.<sup>58</sup> Im Zuge dieser Reform fiel die Entscheidung, die Umsatzsteuer zur zentralen Steuer der Sowjetunion auszubauen. Dafür sollten zahlreiche Verbrauchssteuern sowie einige direkte Steuern für Staatsbetriebe abgeschafft werden. Diskutiert wurde, ob die Profitsteuer in die Umsatzsteuer integriert werden sollte oder als separate Steuer bestehen bleiben sollte. Die Staatsführung entschied sich für Letzteres, weil sonst unterschiedliche Umsatzsteuersätze auf gleiche Güter erhoben worden wären. Die Umsatzsteuer erhob man 1930 auf dem höchsten Level der Kombinate und Syndikate, die die Steuern direkt an die zentralstaatliche Finanzbehörde zahlten. Damit schaltete man aber das gesamte bisherige System der lokalen und regionalen Besteuerung der Staatsbetriebe ab. Die Folge war, dass die lokalen Behörden jedes Interesse an der Kontrolle verloren, wodurch der Steuerertrag deutlich hinter den Erwartungen zurückblieb. Hinzu kam, dass die Kombinate und Syndikate nun erhebliche Macht über die Preisgestaltung erhielten, die sich damit der Kontrolle der staatlichen Planer aus deren Sicht viel zu weitgehend entzog.<sup>59</sup> Diese Probleme führten schon 1931 und 1932 zu Modifizierungen. Die Steuer-einzahlung wurde dezentralisiert, die lokalen und regionalen Stellen durften nun einen Teil der eingenommenen Steuern behalten. Um die Macht der Kombinate zu brechen, ersetzte das Volkskommissariat für Finanzen (Narkomfin) 45 Branchenraten durch 146 Steuerraten auf unterschiedliche Güter, die nun vom Volkskommissariat festgelegt wurden.<sup>60</sup> Nach diesen Veränderungen stiegen die Einnahmen aus der Umsatzsteuer erheblich und kontinuierlich an. Sie wurde schnell zur Zentralsteuer der Sowjetunion, die 1937 mehr als zwei Drittel der Staatseinnahmen generierte und dies, obwohl Marx, Lassalle und viele andere Sozialisten indirekte Steuern als die sozial ungerechteste Form der Besteuerung gegeißelt hatten.<sup>61</sup>

Allerdings nahm man die wichtigsten Grundnahrungsmittel von der Steuer aus, was ihren regressiven Charakter abmilderte. Vor allem aber waren durch die Enteignung und Kollektivierung die Einkommensdifferenzen erheblich zusammenschmolzen. Die Einkommens- und Vermögensungleichheit war nun sehr viel geringer ausgeprägt als in den westlichen Industrienationen, weswegen auch der Bedarf an steuerlicher Umverteilung entsprechend geringer war. Zudem sprach aus Sicht der Staatsführung einiges dafür, die Umsatzsteuer zur Zentralsteuer zu machen. Sie war leicht zu erheben und sorgte für einen kontinuierlichen und gut planbaren Geldstrom von den Staatsbetrieben zum Staat. Da die Staatsbetriebe die Umsatzsteuer im Regelfall auf die Bevölkerung überwälzten, ließ sich über den Steuersatz außerdem Einfluss auf den Konsum der Bevölkerung nehmen.<sup>62</sup>

Der entscheidende Vorteil der Umsatzsteuer war aber, dass sie ein hilfreiches Werkzeug der Umschichtung der Ressourcen vom Land zur Stadt beziehungsweise in die Industrie war. Während die Arbeiter auf die Lebensmittel vom Land keine Umsatzsteuer zahlen mussten, ruhten auf den industriellen Gütern, die die Bauern

---

58 Beide wurden 1938 während des »Großen Terrors« hingerichtet.

59 *Holzman*, *Soviet Taxation*, S. 123–125.

60 Ebd., S. 125 f.; *Davies*, *The Development of the Soviet Budgetary System*, S. 215 f.

61 *Holzman*, *Soviet Taxation*, S. 217.

62 Ebd., S. 220.

erwerben konnten, hohe Umsatzsteuern.<sup>63</sup> Dieses System war bereits 1926 von Jewgeni Alexejewitsch Preobraschenski entwickelt worden, der einer der ersten Befürworter einer schnellen Industrialisierung mit Schwerpunkt auf der Eisen- und Stahlindustrie gewesen war. Er hatte dabei betont, dass eine »primitive sozialistische Akkumulation« nötig sei, die die Ressourcen der ländlichen Bevölkerung zugunsten industrieller Investitionen einsetzte. Er befürchtete aber, dass eine Umverteilung durch direkte Steuern zwangsläufig den Widerstand der Bauern heraufbeschwören würde. Demgegenüber verspreche eine Politik des ungleichen Tauschs durch den Einsatz der Umsatzsteuer, eine Ressourcenextraktion bei weit geringerem Widerstand zu ermöglichen.<sup>64</sup> Da Stalin diese Politik mit der Kollektivierung verband, lässt sich schwer beurteilen, inwieweit eine alleinige Politik des ungleichen Tauschs zu massivem Widerstand geführt hätte. Zweifelsfrei ist aber, dass die Umsatzsteuer in den 1930er-Jahren im Sinne Preobraschenskis dauerhaft genutzt wurde.<sup>65</sup> 1937 erbrachte die Umsatzsteuer Einnahmen im Wert von 75,9 Milliarden Rubel.<sup>66</sup> Sie finanzierte damit die gesamten Kapitalinvestitionen, die im selben Jahr 56 Milliarden Rubel betragen.<sup>67</sup>

Tabelle 2: Staatliches Einkommen und einbehaltene Gewinne der Staatskonzerne 1928–1939  
in Milliarden Rubel

	1928/29	1931	1933	1935	1937	1939
<b>Umsatzsteuer</b>	3,1 (35 %)	11,7 (46 %)	27,0 (58 %)	52,2 (70 %)	75,9 (70 %)	96,9 (62 %)
<b>Profitsteuer</b>	0,6 (7 %)	2,2 (9 %)	3,4 (7 %)	3,3 (4 %)	9,4 (9 %)	15,8 (10 %)
<b>Direkte Steuer</b>	1,1 (13 %)	1,6 (6 %)	3,5 (8 %)	3,2 (4 %)	4,0 (4 %)	7,0 (4 %)
<b>Anleihe</b>	0,7 (8 %)	3,3 (13 %)	4,4 (10 %)	4,9 (7 %)	5,9 (5 %)	8,4 (5 %)
<b>Sozialvers.</b>	1,2 (14 %)	2,2 (9 %)	4,3 (9 %)	7,0 (9 %)	6,6 (6 %)	7,6 (5 %)
<b>Anderes</b>	2,1 (24 %)	4,2 (17 %)	3,8 (8 %)	4,4 (6 %)	7,6 (7 %)	20,3 (13 %)
<b>Gesamt</b>	8,8	25,2	46,4	75,0	109,3	156,0
<b>Profite<sup>68</sup></b>	2,7 (31 %)	3,8 (15 %)	4,6 (10 %)	4,5 (6 %)	7,6 (7 %)	10,5 (6 %)

Quelle: Holzman, *Soviet Taxation*, S. 217.

Im Rahmen der Kollektivierung musste die landwirtschaftliche Steuer ab den 1930er-Jahren nicht mehr auf die Erträge aus Gemeinschaftsfarmen, sondern nur

63 Allen, *Farm to Factory*, S. 157.

64 Ebd., S. 57–61.

65 Robert C. Allen zeigt, dass die Umsatzsteuer tatsächlich vor allem von der ländlichen Bevölkerung getragen wurde, vgl. ebd., S. 178–180.

66 Holzman, *Soviet Taxation*, S. 217.

67 Allen, *Farm to Factory*, S. 176.

68 Einbehaltene Profite der Staatskonzerne, die nicht Teil des Budgets sind. In Klammern dahinter der Umfang der Profite im Verhältnis zu den Budgeteinnahmen.

noch auf individuell erwirtschaftete Erträge gezahlt werden. Parallel wurde auch die Einkommensteuer zunehmend vor allem zur Bestrafung Selbstständiger genutzt, um diese in kollektive Besitzverhältnisse zu drängen. Beide Steuern und die direkten Steuern insgesamt verloren dadurch an Ertragsleistung.

Die Analyse zeigt, dass die Sowjetunion die gesamten 1930er-Jahre hindurch mit ökonomischen Problemen zu kämpfen hatte und sich häufig im Krisenmodus befand. Doch blieb sie von der Weltwirtschaftskrise weitgehend unberührt. Deswegen waren ihre makroökonomischen Daten durchaus beeindruckend. Das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts lag von 1928 bis 1940 im jährlichen Durchschnitt bei 5,3 %, die Industrieproduktion wuchs sogar um 11 %.<sup>69</sup> Diese Zuwachsraten wurden freilich durch die Wachstumsziffern des staatlichen Budgets noch in den Schatten gestellt. Das Wachstum der Staatseinnahmen erreichte im genannten Zeitraum im jährlichen Durchschnitt sagenhafte 33 %. Die Einnahmen stiegen damit sechsmal schneller als das Bruttoinlandsprodukt.<sup>70</sup> Dementsprechend wuchs auch die Beschäftigungsrate in der Administration in den 1930er-Jahren zweieinhalbmal schneller als die Beschäftigung insgesamt, was den Grundstein für die Bürokratisierung der Sowjetunion legte.<sup>71</sup> Die Steuer- und Finanzpolitik leistete somit einen wesentlichen Beitrag zur forcierten Industrialisierung. Robert C. Allen betont, dass die wirtschaftlichen Erfolge für einen Nachzügler bei der industriellen Entwicklung vorzeigenswert waren. Nur Japan konnte bis in die 1960er-Jahre ähnliche Erfolge bei einer nachholenden industriellen Entwicklung vorweisen.<sup>72</sup> In der Sowjetunion waren die Kosten des Erfolgs freilich extrem hoch: Hungersnot, Gulag, »Entkulakisierung« und »Großer Terror« sorgten für Millionen Tote. Die Bevölkerung hatte keinerlei Grund, darauf zu vertrauen, dass das staatliche Handeln letztlich ihrem Wohl zugutekommen würde oder auch nur sollte. Hinzu kam, dass die sowjetische Führung sich immer dann, wenn der Plan sich als zu ambitioniert erwies, dafür entschied, die Ziffern für die Investitionsgüterproduktion einzuhalten, während in der Agrar- und Konsumgüterindustrie gekürzt wurde. Während die Fünfjahrespläne öffentlich verkündet wurden, blieben die Revisionen der Öffentlichkeit weitgehend verborgen. Diese zeigten deutlich, dass die Industrialisierung sowjetischen Stils auf einem harten Austeritätskurs gegenüber den Konsumbedürfnissen der Bevölkerung beruhte.<sup>73</sup>

Das im Zuge der Industrialisierung entwickelte Steuersystem trug dazu bei, den Aufstieg einer vom Staat unabhängigen Wirtschaftselite zu verhindern. Die Umsatzsteuer transferierte Mittel vom Land in die Stadt und half dabei, dass keine ökonomisch starke Schicht selbstständiger Groß- und Mittelbauern entstand. In der Stadt machten die Einkommen- und Profitsteuer den Selbstständigen das Leben schwer und benachteiligten sie im Preiskampf mit staatlichen Kombinat. Auch die Steuern drängten sie in die Kollektivwirtschaft. Allerdings darf der Anteil der Steuern an diesem Prozess auch nicht überbewertet werden. Sie unterstützten durch ökonomische

69 Ebd., S. 153.

70 *Holzman*, *Soviet Taxation*, S. 217.

71 *Hobsbawm*, *Das Zeitalter der Extreme*, S. 479.

72 *Allen*, *Farm to Factory*, S. 201–205.

73 So schon *Eugène Zalesky*, *Stalinist Planning for Economic Growth 1933–1952*, London 1980, S. 504.

mische Anreize und Signale einen Kurs, der im Übrigen durch offene Gewalt und Enteignung durchgesetzt wurde.

#### IV. Nationalsozialistische Steuerpropaganda in der Aufstiegsphase der NSDAP

Neben dem Kommunismus waren der Faschismus und insbesondere der Nationalsozialismus die politischen Alternativen zur Demokratie. Während es in der sozialistischen Bewegung eine lange Tradition gab, die progressive, direkte Steuern erheben und indirekte Steuern abschaffen wollte, verfügte die junge faschistische Bewegung über keine auch nur ansatzweise konsistente Vorstellung vom Steuersystem. Von den führenden Nationalsozialisten war es vor allem Gottfried Feder, der sich in der Frühphase der NSDAP überhaupt mit Steuerfragen beschäftigte. Sein Ziel bildete die Abschaffung aller Steuern. Bis zur Erreichung dieses Ziels wollte er progressive direkte Steuern anheben und indirekte Steuern abschaffen<sup>74</sup>; ein Steuerprogramm, das große Übereinstimmung mit den klassisch sozialistischen Positionen aufwies.<sup>75</sup>

Es gelang Feder indes nicht, Adolf Hitler von diesem sozialistisch inspirierten Steuerprogramm zu überzeugen.<sup>76</sup> Bei Hitler finden sich keine Forderungen nach einer gänzlichen Abschaffung der Steuern und auch keine Äußerungen zum Verhältnis von direkten und indirekten Steuern. Hitler nutzte in seinen Reden vor dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929/30 im Zusammenhang mit Steuerfragen vor allem drei wiederkehrende Argumentationsfiguren. Erstens betonte er, dass die hohe Steuerlast vor allem auf die Reparationen zurückzuführen sei. Zweitens ging er davon aus, dass das hohe Steuerniveau nur für eine begrenzte Zeit aufrechtzuerhalten sei. In einer Rede vom März 1928 beklagte er die hohe Belastung der Wirtschaft. Er betonte, dass

»die heutige Steuergesetzgebung nur deswegen überhaupt möglich ist, weil die vergangenen Generationen sie nicht zur Anwendung brachten. Denn wenn diese Generationen genau so gewirtschaftet hätten, wie das heute der Fall ist, so wäre längst überhaupt nichts mehr zum Besteuern vorhanden.«<sup>77</sup>

74 *Gottfried Feder/August Buckley*, *Der künftige Steuerstreik. Seine Gefahr, seine Unvermeidlichkeit, seine Wirkung*, München 1922; *Gottfried Feder*, *Der deutsche Staat auf nationaler und sozialer Grundlage. Neue Wege in Staat, Finanz und Wirtschaft*, München 1923.

75 Deswegen sortierte Fritz Karl Mann die Steuerideen von Feder zu den sozialistischen Steuervorstellungen, vgl. *Fritz Karl Mann*, *Steuerpolitische Ideale. Vergleichende Studien zur Geschichte der ökonomischen und politischen Ideen und ihres Wirkens in der öffentlichen Meinung 1600–1935*, Stuttgart 1978 (zuerst 1937), S. 293–295. Damit übersieht Mann aber die antisemitische Stoßrichtung von Feders Plänen, die ihn von den sozialistischen Vorstellungen unterschied.

76 Zu Hitlers inhaltlichen Positionierungen gegenüber Feder am Beispiel von »Mein Kampf« vgl. *Othmar Plöckinger*, *L'influence de Gottfried Feder sur Mein Kampf*, in: *Revue d'Histoire de la Shoah*, 2018, Nr. 208, S. 303–337.

77 Dok. 238: »Tageskampf oder Schicksalskampf«. Rede auf NSDAP-Versammlung in Karlsruhe vom 3.3.1928, in: *Bärbel Dusik* (Hrsg.), *Adolf Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, Bd. 2: Vom Weimarer Parteitag bis zur Reichstagswahl*, München 1992, S. 717–739, hier: S. 721.

Im Februar 1929 sprach Hitler von einer »steuerbolschewistischen Vernichtung unserer Wirtschaftssubstanz«. <sup>78</sup> Deutlicher hätte er kaum formulieren können, dass er keine steuerliche Umverteilung von ›oben‹ nach ›unten‹ im Sinn hatte. Seine öffentlichen Stellungnahmen ließen eher vermuten, dass die NSDAP, käme sie an die Macht, Steuersenkungen herbeiführen würde. Konkrete Vorschläge hierzu machte Hitler indes kaum. Aufgrund vieler inhaltlicher Übereinstimmungen mit den italienischen Faschisten hätten Beobachter dies durchaus vermuten können, denn als Benito Mussolini in Italien an die Macht kam, setzte sein erster Finanzminister, Alberto De Stefani, deutliche Steuersenkungen durch. <sup>79</sup>

Drittens ging es Hitler darum, der deutschen Industrie aufzuzeigen, dass Steuerreduzierungen für Unternehmer möglicherweise nicht mit der Absicht zu vereinbaren seien, Deutschland wieder zur Weltgeltung zu führen. In einer Rede im Dezember 1927 betonte er:

»Im Gegenstreit der Meinungen schreit nun die deutsche Industrie über die schweren Steuerlasten und sagt: Ja, wenn wir die Steuerlasten und die Soziallasten nicht zu tragen hätten, dann würden wir viel billiger produzieren und doch wieder konkurrenzfähig werden. Darauf geben wir ihnen eine Antwort: Freilich, wenn wir keine Steuerlasten hätten, und wenn wir immer billiger produzieren könnten, um den Engländern das Feld zu nehmen, dann hätten wir eben morgen wieder Krieg.« <sup>80</sup>

Er versuchte also, die Industrie von der Notwendigkeit eines wehrhaften Staats zu überzeugen, der ohne eine steuerfinanzierte Aufrüstung nicht zu haben war.

## V. Kein Volksstaat: Progressive Steuern bei wachsender Ungleichheit unter nationalsozialistischer Herrschaft (1933–1939)

Als Hitler 1933 in Deutschland an die Macht kam, besaß er gegenüber den mutmaßlichen Gegnern in einem zukünftigen Krieg einen großen Vorteil: Das Ziel der Regierungspolitik stand für ihn unumstößlich fest. Hitler wollte eine möglichst schnelle und umfassende Aufrüstung erreichen, um Deutschland durch siegreiche Kriege zur Weltmacht zu machen. Dieses zentrale Ziel bestimmte auch die deutsche Fiskalpolitik. Auf der Ausgabenseite galt es, den zivilen Verbrauch einzuschränken, um einen möglichst großen Teil der Ressourcen für die Aufrüstung mobilisieren zu können. Auf der Einnahmenseite war, trotz anderweitiger Andeutungen vor 1933, an umfassende Steuersenkungen nicht zu denken. Anfangs stiegen durch den rüs-

<sup>78</sup> Dok. 89: »Politik der Woche«. Artikel im Illustrierten Beobachter vom 16.2.1929, in: *Bärbel Dusik/Klaus A. Lankheit* (Hrsg.), *Adolf Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933*, Bd. 3: Zwischen den Reichstagswahlen Juli 1928–September 1930, Teil 1: Juli 1928–Februar 1929, München 1994, S. 421–426, hier: S. 424.

<sup>79</sup> *Gianni Marongiu*, *La politica fiscal del fascismo*, Lungro di Cosenza 2005, S. 91–148; *Charles S. Maier*, *Recasting Bourgeois Europe. Stabilization in France, Germany, and Italy in the Decade after World War I*, Princeton 1975, S. 427.

<sup>80</sup> Dok. 203: »Volk-Staat-Wirtschaft«. Rede auf NSDAP-Versammlung in Hamburg am 10.12.1927, in: *Dusik*, *Adolf Hitler*, Bd. 2, S. 570–582, hier: S. 579.

tungsbedingten Wirtschaftsaufschwung die Steuern automatisch, ab 1936 begann das NS-Regime, die Steuersätze deutlich zu erhöhen.<sup>81</sup>

Da die direkten Steuern stärker als die indirekten stiegen, verstärkte sich der Umverteilungseffekt des Steuersystems. Allerdings belastete das Regime die Unterschicht durch die steigenden indirekten Steuern schwer. Da Löhne und Gehälter durch den Lohnstopp kaum zulegen konnten, während die Unternehmensgewinne enorm stiegen, reichten die gegensteuernden Wirkungen des Steuersystems nicht annähernd aus, um die wachsende Ungleichheit zu stoppen.<sup>82</sup>

Die Unterschicht wurde derweil vertröstet. Ein materiell besseres Leben mit wachsenden Konsummöglichkeiten sollte ihr erst nach dem Verzicht zugunsten der Aufrüstung am Ende des siegreichen Kriegs zukommen. Die Mehrheit der Deutschen musste wegen der Aufrüstung mit einem Lebensstandard zurechtkommen, der hinter jenem der Aufschwungphase der Weimarer Republik zurückblieb. Die Proteste dagegen hielten sich jedoch in Grenzen, weil die Situation sich gegenüber der Depression mit hoher Arbeitslosigkeit für die meisten verbessert hatte, vor allem freilich, weil die Gewerkschaften verboten worden waren und bei Protestbekundungen oder gar Arbeitsniederlegungen gewalttätige Repression drohte.

Ein eigenes Steuersystem entwickelten die Nationalsozialisten nicht. Die ihnen eigentlich verhasste erzbergersche Struktur wurde weitgehend beibehalten. Viele der bedeutendsten Veränderungen stammten aus dem Finanzministerium und waren darauf ausgelegt, das Weimarer Steuersystem aus Sicht der Beamten effizienter zu gestalten. Spezifisch nationalsozialistisch war an der großen Mehrzahl der Gesetzesänderungen wenig. Es gab aber auch Veränderungen, die weltanschaulich bedingt waren. Hierzu gehörte der Versuch, mit Steuern Bevölkerungspolitik zu betreiben, etwa durch erhöhte Kinderfreibeträge.<sup>83</sup> Allerdings betrieb das demokratische Frankreich eine solche Politik schon länger. Ein wichtiges deutsches Alleinstellungsmerkmal war die drastische Verschärfung der Steuerfahndung und des Steuerstrafrechts. Neben dem hohen Geldbedarf durch die Aufrüstung war hierfür der generelle Trend zur Ausweitung exekutiver Befugnisse seit 1933 entscheidend, der dadurch begründet war, dass die Nationalsozialisten der Bürokratie seit Langem erwünschte Zugriffsrechte gewährten, die ihr unter demokratischen Verhältnissen verwehrt geblieben waren. Auf steuerlichem Gebiet wurde härteres Durchgreifen auch dadurch möglich, dass die Steuerzahlung nicht mehr als Rechtsverhältnis zwischen Bürger und Staat, sondern als unbedingte Pflicht der ›Volksgenossen‹ gegenüber der Gemeinschaft verstanden wurde.<sup>84</sup> Explizit nationalsozialistisch war selbstredend die sich im Zeitverlauf verschärfende steuerliche Benachteiligung und Verfolgung jüdischer Bürgerinnen und Bürger.<sup>85</sup>

81 *Ralf Banken*, *Hitlers Steuerstaat. Die Steuerpolitik im Dritten Reich*, München 2018, S. 103–153; *Reimer Voß*, *Steuern im Dritten Reich*, München 1995, S. 77–104.

82 *Buggeln*, *Das Versprechen der Gleichheit*, S. 387–393.

83 *Voß*, *Steuern im Dritten Reich*, S. 86–88; *Banken*, *Hitlers Steuerstaat*, S. 279–282.

84 *Ebd.*, S. 332–343.

85 *Christiane Kuller*, *Bürokratie und Verbrechen. Antisemitische Finanzpolitik und Verwaltungspraxis im nationalsozialistischen Deutschland*, München 2013; *Martin Friedenberger*, *Fiskalische Ausplünderung. Die Berliner Steuer- und Finanzverwaltung und die jüdische Bevölkerung 1933–1945*, Berlin 2008.

Von großer Bedeutung für die Staatsfinanzen war, dass die Steuern ab 1935 weiter erhöht wurden und kurz vor Kriegsbeginn erstmalig in der deutschen Geschichte eine Steuerquote von über 20 % erreicht war. Die Aufrüstung forderte einen hohen Tribut. Nicht zwangsläufig war hingegen, dass sie mit höherer Ungleichheit einhergehen würde. Tendenziell führte die erhöhte Militärproduktion zu einem Anstieg der Unternehmensgewinne, die vor allem im obersten Hundertstel der Gesellschaft einen wesentlichen Teil des Gesamteinkommens ausmachten. Dementsprechend war es wahrscheinlich, dass eine verstärkte Aufrüstung dort zu höheren Einkommen führte. Allerdings hätte die Annäherung an die Vollbeschäftigung unter anderen Umständen, als sie im Nationalsozialismus herrschten, auch die Verhandlungsposition der Arbeiterschaft in der Kriegsindustrie verbessert und dadurch die Unternehmensgewinne durch höhere Lohnabschlüsse begrenzt. Gerade dies verhinderte aber der Lohnstopp in Deutschland. Da die anderen Länder nicht so agierten, kann es kaum überraschen, dass der Anteil des Top-1 % in der Vorkriegszeit der nationalsozialistischen Regierung in Deutschland weltweit am stärksten anstieg.

Tabelle 3: Einkommensanteil des Top-1 % der Einkommensempfänger 1933 &amp; 1938 (in %)

	DEU	DK	FIN	FRA	NL	JAP	HUN	KAN	AUS	ARG	NZ
<b>1933</b>	11,2	13,9	13,4	17,7	14,2	18,2	15,0	18,0	10,3	17,1	10,8
<b>1938</b>	16,0	13,3	13,0	16,5	15,7	19,9	15,0	18,4	10,4	20,5	7,3

Quelle: www.wid.world (Zugriff 8.2.2019).

Für Großbritannien liegt bisher nur für 1937 eine Vergleichszahl für den Einkommensanteil des Top-1 % vor: 17 %. Mehr Daten existieren aber für die einkommensstärksten 0,1 %. Hier findet sich eine leichte Abnahme von 6,7 % (1933) auf 6,6 % (1938).<sup>86</sup> Für die USA zeigt sich im Vergleichszeitraum ein Rückgang des Top-1 % von 15,8 % (1933) auf 14,7 % (1938).<sup>87</sup> Es zeigt sich also, dass der Einkommensanteil des oberen 1 % in Deutschland bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten im weltweiten Vergleich relativ niedrig lag, dann aber rasant anstieg und wieder eine ähnliche Höhe wie in den USA, Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien erreichte. Es spricht also alles dafür, dass die nationalsozialistische Regierung in der Vorkriegszeit für eine deutliche Umverteilung zugunsten der Spitzenverdiener sorgte. Den NS-Staat als »Umverteilungsstaat par excellence«<sup>88</sup> zu bezeichnen, wie Götz Aly es tut, geht also völlig an der Realität vorbei, es sei denn, man meinte eine Umverteilung von »unten« nach »oben«, was bei Aly nicht der Fall ist. Das »Dritte

86 Alan B. Atkinson, The Distribution of Top Incomes in the United Kingdom, in: *ders./Thomas Piketty* (Hrsg.), *Top Incomes over the Twentieth Century. A Contrast between European and English-Speaking Countries*, Oxford/New York etc. 2007, S. 82–140, hier: S. 93.

87 *Piketty/Saez*, *Income and Wage Inequality in the United States*, S. 176.

88 Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Notiz zum Klassencharakter des Nationalsozialismus*, in: *ders.*, *Rasse und Klasse. Nachforschungen zum deutschen Wesen*, Frankfurt am Main 2003, S. 230–244, hier: S. 242.

Reich« war bis 1939 in ökonomischer Hinsicht kein Volksstaat, sondern ein Elitenstaat.

## VI. Steuerhärte gegen die Bourgeoisie? Nationalsozialistische Steuerpolitik in der ersten Kriegshälfte

Alys Kapitelüberschriften sprechen von »Steuermilde für die Massen« und »Steuerhärte gegen die Bourgeoisie«. Dies hat sich für die Vorkriegszeit nicht bestätigt, doch Aly hat gerade für die Kriegszeit eine Vielzahl von Steuermaßnahmen in Deutschland ausgemacht, die insbesondere die Reichen trafen. Bei ihm heißt es: »Zu keinem Zeitpunkt der NS-Herrschaft fand eine Gesetzesdebatte statt, die zu einer nur annähernd vergleichbaren Belastung der Arbeiterschaft geführt hätte. Vielmehr dokumentiert sich [...] das Prinzip, den materiell besser Gestellten auch einen deutlich höheren Anteil der Kriegslasten aufzubürden.«<sup>89</sup> Aly übersieht freilich, dass sich besagtes Prinzip bereits im Ersten Weltkrieg in den meisten kriegführenden Ländern durchgesetzt hat und auch im Zweiten Weltkrieg für viele Länder galt. Daher muss sich gerade im Vergleich mit den anderen kriegführenden Nationen erneut zeigen, inwieweit Alys Behauptungen eines besonderen egalisierenden Charakters der nationalsozialistischen Steuer- und Einkommenspolitik eine tragfähige Grundlage haben.

Mit Kriegsbeginn ging die Gesetzgebungskompetenz in Steuerfragen an den »Ministerrat für die Reichsverteidigung« über. Dieser erließ am 4. September 1939 die Kriegswirtschaftsverordnung, die auch Abschnitte zur Steuerpolitik beinhaltete. Am selben Tag erging eine Durchführungsbestimmung zum Einkommensteuerzuschlag im Krieg. Das bedeutendste Element darin war ein Zuschlag von 50 % auf die Einkommensteuer. Dieser wurde fällig, wenn das Einkommen 2.400 RM überstieg. Der Zuschlag unterlag aber der doppelten Einschränkung, dass er 15 % des Einkommens nicht überschreiten durfte und die gesamte Einkommensteuerschuld bei einem Satz von 65 % gedeckelt war. Daneben kam es zur deutlichen Erhöhung der Verbrauchssteuern auf Alkohol und Tabak. Das Finanzministerium erwartete durch die neuen Bestimmungen ein Steuermehraufkommen von fünf Milliarden RM, also eine Steigerung um etwa 30 %. Zudem mussten die Länder und Gemeinden einen Kriegsbeitrag an das Reich abführen. Die Länder hatten 15 % von ihrem Anteil an der Einkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuer abzutreten, die Gemeinden 2,5 bis 10 % der Grund-, Gewerbe- und Bürgersteuer. Mit der Kriegswirtschaftsverordnung verbot man zudem sämtliche Zuschläge für Mehr-, Sonntags-, Feiertags- und Nacharbeit.<sup>90</sup>

Das Zuschlagsverbot sorgte für erhebliche Verstimmung in der Arbeiterschaft. Nach den Berichten der Industrie griff der Absentismus um sich, und vielerorts wurde eine Verminderung der Arbeitsleistung registriert, weil Arbeiter und ganze

89 Götz Aly, *Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt am Main 2005, S. 81.

90 RGBl. 1939 I, S. 1609–1616; *Manfred Oertel*, Die Kriegsfinanzierung, in: *Dietrich Eichholtz*, Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945, Bd. 3:1943–1945, Berlin 1996, S. 682–738, hier: S. 696 f.; *Vofß*, Steuern im Dritten Reich, S. 112 f.; *Banken*, Hitlers Steuerstaat, S. 304 f.



Belegschaften das Tempo drosselten. Dies führte dazu, dass die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF) und die »Reichsgruppe Industrie« gemeinsam die Rücknahme des Verbots forderten, weil es jeden Leistungsanreiz zerstöre. Da auch aus der NSDAP und dem »Oberkommando der Wehrmacht« (OKW) zunehmend kritische Stimmen zu vernehmen waren, wurde das Verbot am 27. November 1939 gekippt.<sup>91</sup> Auch die vom Finanzministerium daraufhin geforderte Besteuerung der wiedereingeführten Zuschläge mit dem Kriegszuschlag auf die Einkommensteuer war in dieser Stimmung nicht durchsetzbar.<sup>92</sup>

Derweil hatte die Reichsbank die Schätzung des Reichsfinanzministeriums, dass zusätzliche Steuereinnahmen von fünf Milliarden RM zu erwarten sein, überprüft. Ihrer Kalkulation nach war schon brutto lediglich auf Mehreinnahmen von 3,2 bis 3,8 Milliarden RM zu hoffen, die sich netto wegen zu erwartender kriegsbedingter Steuerausfälle vermutlich nur auf etwa zwei Milliarden RM zusätzliche Steuereinnahmen belaufen würden.

Die Folge der Nachberechnung der Steuereinnahmen war, wie nicht anders zu erwarten, dass die Diskussion um Kriegssteuern erneut aufflammte. Dabei ging es schnell wieder um die zentrale Frage, ob die Masse der Steuerzahler oder die Topverdiener sowie die Unternehmen die Hauptlast der Steuererhöhung tragen sollten. Die Front der Gegner einer höheren Besteuerung der Arbeiterschaft aus DAF, Reichsarbeitsministerium und OKW wurde nun von Hitler, Joseph Goebbels und Martin Bormann gestärkt, die sich sorgten, dass noch höhere Steuern die Stimmung der Arbeiter gegen den Krieg und die NSDAP kippen lassen könnten. Demgegenüber argumentierten Reichsbank, Reichswirtschaftsministerium und der Preiskommissar, dass die Belastung der Unternehmen das vertretbare Maß schon erreicht habe. Hermann Göring ging als Leiter der Vierjahresplanbehörde noch weiter und forderte gar eine Steuerentlastung für hohe Einkommen. Diese Frontenbildung blockierte jede Form der Konsensfindung. Als der schnelle Sieg über Frankreich absehbar wurde, gab das Reichsfinanzministerium die Versuche vorerst auf, Steuern weiter zu erhöhen. Bis Ende 1942 fanden keine weiteren Grundsatzdiskussionen über Steuererhöhungen mehr statt.<sup>93</sup> Die einzige nennenswerte Steuererhöhung war bis dahin ein Kriegszuschlag auf die Körperschaftssteuer von 25 %, der im August 1941 durchgesetzt wurde. Dieser war möglich, weil die Körperschaftssteuer in der Kriegswirtschaftsverordnung außen vor geblieben war und das Finanzministerium die für ihre nachholende Anpassung nötige Zustimmung von Reichswirtschaftsminister Walther Funk gegen Zugeständnisse in anderen Fragen erwirken konnte.<sup>94</sup> Wie schon im Ersten Weltkrieg hoffte die deutsche Führungsspitze darauf, dass ein bedeutender Teil der deutschen Kosten am Ende eines siegreichen Kriegs von den besiegten Staaten getragen werden würde.<sup>95</sup>

---

91 *Marie-Luise Recker*, Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg, München 1985, S. 44–52.

92 *Banken*, Hitlers Steuerstaat, S. 154.

93 Ebd., S. 157–166.

94 *Voß*, Steuern im Dritten Reich, S. 113; *Banken*, Hitlers Steuerstaat, S. 166 f.

95 *Jürgen Kilian*, Krieg auf Kosten anderer. Das Reichsministerium der Finanzen und die wirtschaftliche Mobilisierung Europas für den Krieg, Berlin 2017, S. 66–73.

## VII. Die Steuerpolitik nach dem Überfall auf die Sowjetunion (1941–1945)

Das Ende des deutschen Vormarschs vor Moskau und die sowjetische Gegenoffensive im Winter 1941 beendeten jede deutsche Hoffnung darauf, dass die Sowjetunion schnell besiegt werden könnte. Ein langer, verlustreicher und teurer Krieg war nahezu unausweichlich geworden. In der Folge baute das NS-Regime die Organisation der Kriegswirtschaft grundlegend um. Der neue starke Mann, der die möglichst weitgehende Umstellung der gesamten Wirtschaft auf einen langen Krieg federführend vorantreiben sollte, war Albert Speer als Minister für Bewaffnung und Munition.<sup>96</sup>

Ab Sommer 1942 regten sich im Reichsfinanzministerium und der Reichsbank wieder vermehrt Stimmen, die bezweifelten, dass die vorwiegende Finanzierung des Kriegs über Kredit auf die Dauer gut gehen könnte. Sie plädierten deswegen für Steuererhöhungen, um überschüssige Kaufkraft abzuschöpfen. Zunächst verfiel man aber auf die Idee, durch den dauerhaften Verzicht auf Erträge einer Steuer hohe einmalige Ablösezahlungen einzustreichen. Die Gebäudeentschuldungssteuer oder Hauszinssteuer bestand seit 1923 und belastete Hausbesitzer erheblich. Die Vereinigungen der Hausbesitzer bekämpften die Steuer deswegen seit Langem. Die Nationalsozialisten hatten ihre Abschaffung schon mehrfach in Aussicht gestellt, die Steuer aber beibehalten. Mit jährlichen Einnahmen von 800 Millionen RM war sie Anfang der 1940er-Jahre die einzig verbliebene einträgliche Ländersteuer. Per Verordnung vom Ende Juli 1942 wurde die Steuer zum 1. Januar 1943 abgeschafft. Stattdessen mussten aber die Hausbesitzer einmalig den zehnfachen Jahresbetrag ihrer Steuerschuld an das Reich überweisen. Zahlbar war der Abgeltungsbeitrag bis zum Jahresende 1942; für alle später eingehenden Zahlungen waren zusätzlich 4,5 % Zinsen fällig.<sup>97</sup> Die eingenommenen etwa acht Milliarden RM standen dem Reich Anfang 1943 zur Verfügung, aber nicht dauerhaft und exklusiv. Zum einen musste der entsprechende Ausfall durch jährliche Überweisungen an die Länder kompensiert werden, zum anderen war der Abgeltungsbetrag verteilt auf die nächsten fünf Jahre zur Hälfte bei der Ermittlung des steuerbaren Einkommens abzugsfähig.<sup>98</sup> Dennoch konnte der Reichsfinanzminister auf diese Weise kurzfristig erhebliche zusätzliche Einnahmen verbuchen, die 1942/43 etwa ein Fünftel der Steuereinnahmen ausmachten.

Diesem Schachzug verdankte das Reichsfinanzministerium seinen letzten nennenswerten Erfolg im Streben um höhere Steuereinnahmen. Die Geschichte der letzten drei Kriegsjahre ist, was die Steuerpolitik angeht, schnell erzählt: Das Fi-

96 *Dietrich Eichholtz*, *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945*, Bd. 2: 1941–1943, Berlin 1985, S. 41–117; *Walter Naasner*, *Neue Machtzentren in der deutschen Kriegswirtschaft 1942–1945*, Boppard am Rhein 1994, S. 163–196.

97 Verordnung über die Aufhebung der Gebäudeentschuldungssteuer vom 31.7.1942, in: RGBl. 1942 I, S. 501–503; *Oertel*, *Die Kriegsfinanzierung*, S. 701 f.; *Banken*, *Hitlers Steuerstaat*, S. 172.

98 *Fritz Terhalle*, *Geschichte der deutschen öffentlichen Finanzen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Schlusse des Zweiten Weltkriegs*, in: *Wilhelm Gerloff/Fritz Neumark* (Hrsg.), *Handbuch der Finanzwissenschaft*, Bd. 1: *Wesen und Aufgabe der Finanzwissenschaft, ihre Stellung und Beziehungen zu anderen Wissenschaften; Geschichte der öffentlichen Finanzwirtschaft; Geschichte der Finanzwissenschaft; Die öffentliche Haushaltswirtschaft*, Tübingen 1952, S. 273–326, hier: S. 322.

nanzministerium entwickelte, oft unterstützt von der Reichsbank, Vorschläge, um höhere Steuereinnahmen zu generieren, vermochte diese aber nicht durchzusetzen. Dementsprechend deckten die Steuereinnahmen zum Kriegsende hin nur einen immer geringeren Anteil der Ausgaben. Die Gewichte verschoben sich immer weiter in Richtung Kreditfinanzierung und Notenpresse.

Was die Aufteilung der Steuereinnahmen auf unterschiedliche Einkommensgruppen betrifft, so vertritt Aly gerade für die Kriegszeit seine schon erörterte These, dass die Politik des nationalsozialistischen Deutschlands von Steuermilde gegen die Massen und Steuerhärte gegenüber der Bourgeoisie geprägt gewesen sei. Er führt dafür als Beweise Erhöhungen von Gewinnsteuern und Zuschlägen auf die Körperschaftssteuern an, die die Spitze trafen, während er für die andere Seite der Einkommensskala auf manche Ablehnung der vom Reichsfinanzministerium vorgeschlagenen Erhöhungen regressiver Steuern verweist.<sup>99</sup> Er bleibt freilich erneut die absoluten Zahlen schuldig, die ein Gesamtbild der Besteuerung ergeben würden. Ebenso fehlt jeder Hinweis auf die Entwicklung der Primäreinkommen und der Unternehmensgewinne, die für die Beurteilung der sozialen Ungleichheit – und damit der Frage, welchen Verhältnissen oder Trends eine steuerliche Umverteilung gegenzusteuern hätte – von zentraler Bedeutung sind.

Schon mit seinen Einschätzungen zur Wirkung einzelner Steuern liegt Aly zum Teil daneben. So stellte die Abschlagszahlung für die Hauszinssteuer keineswegs eine einseitige Belastung wohlhabender Hausbesitzer dar<sup>100</sup>, sondern war ein komplexerer Eingriff. Die Steuer ging bis dato in den Preis des Hauses ein. Sie verringerte dadurch den Wert des Vermögens der Hausbesitzer. Durch die Ablösung erhöhte sich nun das Immobilienvermögen der Hausbesitzer, während sich ihr liquides Geldvermögen reduzierte. Im Regelfall dürfte dies für die Hausbesitzer von Vorteil gewesen sein, weil sie sich für ihr Bargeld sowieso nur noch wenig kaufen konnten. Zudem verlor das Geld zunehmend an Wert, final dann mit der Währungsreform 1948, während dies beim Immobilienvermögen nicht der Fall war.<sup>101</sup> Schon kurzfristig wurde die Belastung durch den Abgeltungsbetrag dadurch abgemildert, dass seine Zahlung wie oben beschrieben teilweise auf das steuerbare Einkommen angerechnet wurde.

Ein Blick auf die Steuereingänge insgesamt bestätigt aber auf den ersten Blick Alys Thesen. Es waren vor allem die progressiven Einkommen- und Vermögenssteuern, deren Anteil am Gesamtaufkommen weiterwuchs, während die Bedeutung der regressiven Umsatzsteuern und Zölle abnahm.<sup>102</sup> Bei den bedeutendsten direkten Steuern stieg zwar auch der Anteil der Lohnsteuer, doch die Zuwächse bei der veranlagten Einkommensteuer und der Körperschaftsteuer waren deutlich höher, so dass vieles für eine stärkere Umverteilungswirkung des Steuersystems spricht.

---

99 Aly, Hitlers Volksstaat, S. 66–86.

100 Ebd., S. 79 f.

101 Karl Christian Führer, Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914–1960, Stuttgart 1995, S. 226–230; ders., Betrogene Gewinner? Die deutschen Hausbesitzer und der Streit um den Gewinn aus Inflation und Währungsreform 1923–1943, in: VSWG 82, 1995, S. 29–53, hier: S. 50–53.

102 Vgl. Länderrat des Amerikanischen Besatzungsgebiets (Hrsg.), Statistisches Handbuch von Deutschland 1928–1944, München 1949, S. 558.

Tabelle 4: Entwicklung der drei bedeutendsten direkten Steuern 1937–1944

	Lohnsteuer	Einkommensteuer	Körperschaftsteuer
<b>1937/38</b>	1.760,2 (12,5 %)	2.219,2 (15,8 %)	1.552,8 (11,1 %)
<b>1939/40</b>	2.645,7 (11,2 %)	4.350,4 (18,5 %)	3.227,5 (13,7 %)
<b>1941/42</b>	4.223,4 (13,1 %)	8.760,2 (27,1 %)	5.086,8 (15,6 %)
<b>1943/44</b>	5.001,2 (13,1 %)	8.227,2 (21,6 %)	6.654,8 (17,5 %)

Quelle: *Länderrat des Amerikanischen Besatzungsgebiets* (Hrsg.), *Statistisches Handbuch von Deutschland 1928–1944*, München 1949, S. 556. In Klammern: Anteil der jeweiligen Steuern an den Gesamteinnahmen des Deutschen Reiches.

Aly hat vor allem die steigende Körperschaftsteuer als Beleg für die Steuerhärte gegen die Bourgeoisie angeführt.<sup>103</sup> Tatsächlich stieg der Steuersatz von 30 % (1940/41) auf 37,5 % (1941/42) und schließlich auf 48,75 % (1942/43) an.<sup>104</sup> Während der Steuersatz von 1939/40 bis 1943/44 um etwa 50 % zunahm, verdoppelten sich die Steuereingänge. Dies spricht dafür, dass auch die Vorsteuergewinne gestiegen waren, was zu den höheren Steuereingängen beitrug. Hierauf deutet auch die Forschung hin, die Aly geflissentlich ignoriert hat. Dietrich Eichholtz hat gezeigt, dass das vom Speer-Ministerium eingeführte Festpreissystem die Unternehmensgewinne förmlich explodieren ließ.<sup>105</sup> Er geht davon aus, dass die Gewinne der Rüstungsfirmen im Krieg gegenüber den ohnehin schon hohen Gewinnen aus der Aufrüstungsphase noch einmal um 70 bis 80 Milliarden RM anwuchsen.<sup>106</sup> Hinzu kam, dass der Staat insbesondere die Rüstungsindustrie großzügig mit Investitionskrediten und Subventionen unterstützte. Ebenso gewährte er bei einem Engagement in den besetzten Gebieten Steuernachlässe.<sup>107</sup> Mark Spoerer spricht deswegen davon, »dass die Vorsteuergewinne der Unternehmen zumindest bis 1942/43 viel stärker anstiegen, als durch höhere Körperschaftsteuersätze und Kriegsgewinnsteuern abgeschöpft werden konnte«. <sup>108</sup> Hierfür spricht auch, dass der Investmentboom in der deutschen Industrie erst 1943 seinen Höhepunkt erreichte.<sup>109</sup>

Im Einzelfall konnte es auch zu beträchtlichen Steuernachlässen kommen. Herausragend ist hier das Beispiel des Krupp-Konzerns, dessen Leitung über einen guten Draht zu Hitler verfügte. Da der Firmenpatriarch Gustav Krupp inzwischen über 70 Jahre alt und nicht bei bester Gesundheit war, befürchtete die Familie, bei dessen Tod erhebliche Erbschaftssteuern zahlen zu müssen. Das Konzern- und Privatvermögen, das 1933 noch 260 Millionen RM betragen hatte, war inzwischen auf

103 Aly, *Hitlers Volksstaat*, S. 78 f.

104 Eichholtz, *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945*, Bd. 2, S. 568.

105 Ebd., S. 513–531; Adam Tooze, *The Wages of Destruction. The Making and Breaking of the Nazi Economy*, London 2006, S. 566.

106 Eichholtz, *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945*, Bd. 2, S. 569.

107 Ebd., S. 521–529.

108 Mark Spoerer, Rezension zu: Götz Aly, *Hitlers Volksstaat*, in: *H-Soz-Kult*, 26.5.2005, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-7448>> [12.8.2021]. Vgl. auch Mark Spoerer, *Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom. Die Eigenkapitalrendite der deutschen Industrieaktiengesellschaften 1925–1941*, Stuttgart 1996, insb. S. 89–92 und 118–121 sowie den Anhang.

109 Tooze, *The Wages of Destruction*, S. 442.

etwa eine Milliarde RM angewachsen. Bei einem Erbschaftssteuerfall ohne Abzüge wären damit etwa 400 Millionen RM Steuern fällig gewesen. Das Reichsfinanzministerium errechnete, dass selbst bei einer Umwandlung in eine Einzelfirma und der Nutzung aller Steuerlücken mindestens 120 Millionen RM fällig werden würden. Hitler unterzeichnete im November 1943 mit der sogenannten Lex Krupp ein eigenes Reichsgesetz, damit der Krupp-Konzern, der sich »in ihrer Art einzige Verdienste um die Wehrkraft des deutschen Volkes« erworben hatte, von der Steuer verschont blieb.<sup>110</sup> Krupp wurde zugestanden, »ein Familienunternehmen mit besonders geregelter Nachfolge zu errichten.«<sup>111</sup> Der Reichsminister der Finanzen wurde ermächtigt, in Absprache mit dem Chef der Reichskanzlei die Abgaben im Fall eines Übergangs der Inhaberschaft eigenständig zu regeln.<sup>112</sup>

Tabelle 5: Die Entwicklung des Einkommensteuertarifs in Prozent des steuerpflichtigen Einkommens 1925–1942

Einkommen	1925	1934	1939	1942
1.000	10,0	6,5	6,5	5,5
5.000	10,0	16,6	17,6	24,9
10.000	10,5	19,8	22,3	33,0
20.000	13,5	26,9	30,2	44,0
40.000	20,8	39,9	44,9	59,8
60.000	25,0	46,6	52,4	64,9
100.000	30,0	50,0	55,0	65,4
500.000	38,0	50,0	55,0	65,9
3.000.000	39,7	50,0	55,0	66,0
Höchstsatz	40,0	50,0	55,0	66,0

Quelle: Dietmar Petzina/Werner Abelshäuser/Anselm Faust, Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914–1945, Stuttgart 1977, S. 153.

Auch die Einkommensteuersätze nahmen bei den oberen Einkommensgruppen im Kriegsverlauf stärker zu als in den unteren Einkommensgruppen, im untersten Bereich ist sogar ein geringfügiger Rückgang der Steuerbelastung zu konstatieren.

Aly betont, dass auch deswegen die Deutschen im Krieg über mehr Geld als in den letzten Friedensjahren verfügt hätten.<sup>113</sup> Seine Darstellung legt nahe, dass es dem Gros der Bevölkerung auch im Krieg mindestens so gut gegangen sei wie zu Kriegsbeginn. Doch die entscheidende Frage ist natürlich, ob man sich von dem ver-

110 Erlass des Führers über das Familienunternehmen der Firma Fried. Krupp vom 12.11.1943, in: RGBl. 1943 I, S. 655.

111 Ebd.

112 Eichholtz, Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939–1945, Bd. 2, S. 528 f.; Harold James, Krupp: Deutsche Legende und globales Unternehmen, München 2011, S. 214–216.

113 Aly, Hitlers Volksstaat, S. 327.

fügbaren Geld auch etwas kaufen konnte und wenn ja, zu welchem Preis.<sup>114</sup> Der Konsum war seit Kriegsbeginn deutlich rückläufig und fiel bis 1944 um fast ein Drittel gegenüber 1938.<sup>115</sup> Im Vergleich zum Ersten Weltkrieg ging es der deutschen Bevölkerung zweifelsohne gut und kein ›Volksgenosse‹ musste im Reich bis kurz vor Kriegsende Hunger leiden. Aber trotz umfassender Aneignungen von Waren in den besetzten Gebieten sank der Lebensstandard im Reich. Richard Overy sprach für die Kriegsphase von einem Versuch des Regimes, die Konsummöglichkeiten eines möglichst großen Teils der Bevölkerung auf ein Niveau knapp oberhalb des Existenzminimums zu beschränken.<sup>116</sup>

Weckt schon dieser Befund erhebliche Zweifel an Alys Betonung der umverteilungspolitischen Erfolge des NS-Regimes, so muss letztlich vor allem der internationale Vergleich über die Validität von Alys Schlussfolgerungen entscheiden. Handelte es sich bei den konstatierten Entwicklungen um Spezifika, die sich aus der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsideologie erklären lassen, oder kam es in anderen kriegführenden Nationen mit gänzlich anderer ideologischer Ausrichtung zu ähnlichen Maßnahmen? Wie stand es um die Umverteilungswirkungen deutscher Steuerpolitik im internationalen Vergleich?

### VIII. Der Vergleich: Keine besonders ausgeprägte Reichenbesteuerung im nationalsozialistischen Deutschland

Im Jahr 1940 führte das Statistische Reichsamt einen Vergleich der Steuerbelastung von Arbeitseinkommen in sieben europäischen Ländern durch. Neben Deutschland untersuchte man die Verhältnisse in Großbritannien, Frankreich, Belgien, Dänemark, Norwegen und den Niederlanden. Die Recherchen ergaben, dass ein verheirateter Arbeiter oder Angestellter mit einem vergleichsweise hohen Jahresgehalt von 3.000 RM und zwei Kindern im Deutschen Reich die höchste Einkommensteuer zu entrichten hatte. Auch für die niedrigste Einkommensgruppe von bis zu 1.000 RM lag der Steuersatz in Deutschland am höchsten. Bei den Steuern auf dazwischenliegende niedrige Einkommen von 1.500 bis 2.500 RM rangierte Deutschland zwar nicht an der Spitze, aber immer noch vor den meisten anderen Staaten. Bei den mittleren Einkommen verfügten Dänemark und Norwegen über die höchste Belastung, gefolgt von Deutschland. Bei den Spitzeneinkommen war die Belastung 1940 in Deutschland am höchsten.<sup>117</sup> Von einer besonderen Steuermilde gegenüber den Massen kann für das Deutsche Reich zumindest für 1940 nicht die Rede sein. Ganz im Gegenteil war die Belastung für Arbeitnehmer im europäischen Vergleich hoch, was gleichzeitig aber auch für die Spitzenverdiener galt.

Dies änderte sich im Kriegsverlauf deutlich. Nachdem Großbritannien und die USA ihre Steuern nach Kriegsbeginn anzuheben begonnen hatten, war dort schon 1941 die Belastung der absoluten Spitzenverdiener weitaus stärker als in Deutschland, während die Belastung der Geringverdiener hier nach wie vor höher lag.

114 So auch *Tooze*, *The Wages of Destruction*, S. 647.

115 *Richard Overy*, *War and Economy in the Third Reich*, Oxford 1995, S. 278.

116 Ebd., S. 281.

117 *Banken*, *Hitlers Steuerstaat*, S. 392 f.

Tabelle 6: Die Einkommensbelastung Lediger in Deutschland, Großbritannien und den USA in Prozent des veranlagten Einkommens in Reichsmark 1941

Einkommensgruppe	DEU	GB	USA
<b>1.000</b>	5 %	–	–
<b>2.000</b>	11 %	11 %	–
<b>4.000</b>	22 %	21 %	2 %
<b>10.000</b>	32 %	36 %	7 %
<b>25.000</b>	48 %	42 %	12 %
<b>50.000</b>	63 %	52 %	19 %
<b>100.000</b>	64 %	63 %	30 %
<b>500.000</b>	65 %	88 %	58 %
<b>1.000.000</b>	65 %	93 %	64 %
<b>10.000.000</b>	65 %	97 %	77 %

Dieser Trend sollte sich noch weiter verstärken. Während der Spitzensatz der Einkommensteuer in Deutschland 1938 noch über dem Durchschnittssatz von 47,9% der elf später am Krieg beteiligten Länder mit Massenmobilisierung gelegen hatte, lag er 1944 satte zehn Prozentpunkte unter diesem Durchschnittssatz, der auf 75 % geklettert war.<sup>118</sup> In Großbritannien, den USA und Kanada stiegen die Spitzensätze im Kriegsverlauf auf über 90 %. Selbst im nicht militärisch am Krieg beteiligten Schweden lag der Spitzensatz höher als in Deutschland. In den USA erreichte der effektiv gezahlte Steuersatz bei einem Einkommen von über einer halben Million Dollar die zuvor und seither nie mehr erreichte Marke von fast 90 %. Der Anteil der Einkommensteuer an den Einnahmen des Zentralstaats stieg von 16 % auf über 50 % an.<sup>119</sup> Großbritannien führte eine Kriegsprofitsteuer von 100 % ein, von der nur 20 % nach Kriegsende an die Firmen zurückgezahlt werden sollten. Die Einkommen-, Kriegsprofit- und Erbschaftssteuer machten im Vereinigten Königreich bei Kriegsende über 60 % der Einnahmen eines dadurch insgesamt überaus progressiven Steuersystems aus.<sup>120</sup>

Die stärkere Besteuerung der Wohlhabenden war also keine womöglich der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsideologie geschuldete deutsche Besonderheit, sondern entsprach dem steuerpolitischen Trend, der in den meisten maßgeblich am Krieg beteiligten Nationen herrschte. Deutschland etablierte früher als andere Länder ein stark progressives Steuersystem, weil es seine Ressourcen früher und umfassender für den Krieg zu mobilisieren begann. Im Krieg zogen andere Länder dann aber nach und vom deutschen System ging keine im internationalen

118 *Scheve/Stasavage, Taxing the Rich*, S. 84.

119 *W. Elliot Brownlee, Federal Taxation in America. A History*, Cambridge 2016 (zuerst 1996), S. 147.

120 *Martin Daunton, Just Taxes. The Politics of Taxation in Britain, 1914–1979*, Cambridge 2002, S. 176–195.

Vergleich besonders auffällige Umverteilungswirkung mehr aus. Vieles spricht dafür, dass sowohl das britische als auch das amerikanische Steuersystem die Wohlhabenden bei Kriegsende stärker belasteten.<sup>121</sup>

Tabelle 7: Erbschaftssteuerspitzensatz für ein alleine erbendes Kind 1944

Deutschland	Frankreich	Japan	Niederlande	Schweden	Großbritannien	USA
15 %	30 %	60 %	9,5 %	20 %	65 %	77 %

Quelle: Arnd Plagge/Kenneth Scheve/David Stasavage, Comparative Inheritance Taxation Database, 2010, URL: <<http://hdl.handle.net/10079/mkkwhm7>> [7.10.2021]. ISPS Data Archive.

Noch eindeutiger als für die Einkommensteuer ist der Befund für die Erbschaftsteuer. Hätte man die Wohlhabenden besonders stark belasten wollen, wäre gerade diese Steuer ein geeignetes Instrument gewesen. Doch die nationalsozialistische Regierung nahm an dem Spitzensatz, der den nächsten Verwandten im Erbfall abverlangt werden konnte, während ihrer gesamten Herrschaftszeit keinerlei Änderung vor. In vielen anderen Ländern stiegen die Sätze dagegen erheblich an. Auch hier nahmen die USA und Großbritannien eine Vorreiterrolle ein, doch auch eine so konservative Gesellschaft wie Japan verlangte Erben viel mehr ab, als es Deutschland tat.

Der Nationalsozialismus behielt zwar das in der Weimarer Republik aufgebaute progressive Steuersystem bei und erhöhte die Steuersätze sogar noch weiter, aber er tat dies nicht aufgrund von Umverteilungszielen, sondern um seine Eroberungskriege zu finanzieren. Er belastete dabei alle Schichten stärker als vorher. Doch während die Arbeiterschaft aufgrund des Lohnstopps nur geringfügig steigende Einkommen erzielen konnte, explodierten die Unternehmensgewinne. Darum nahm die Ungleichheit trotz der steigenden Steuerprogression deutlich zu und die Top-1 % konnten ihren Einkommensanteil erheblich ausbauen. Weil die Nationalsozialisten weder den Einkommensteuer- noch den Erbschaftssteuerspitzensatz deutlich erhöhten, blieb die Besteuerung der Reichen hinter jener in den USA und Großbritannien zurück.

## IX. Steuerpolitik nach 1945 in Ost und West

Die Spitzensteuersätze der Einkommen- und oft auch der Erbschaftsteuer waren in vielen der kriegführenden Nationen im Zweiten Weltkrieg deutlich angestiegen und hatten das im Ersten Weltkrieg erreichte Niveau noch einmal deutlich übertroffen. Zwar gab es in den USA oder Großbritannien umfassende Versuche der Unternehmerschaft, die Steuerbelastung abzubauen, doch im Vergleich zur Zwischenkriegszeit kam es in den beiden führenden demokratischen Nationen nicht zur Absenkung der Spitzensteuersätze, sondern eher zu Ausnahmeregelungen, die eine

<sup>121</sup> Zu diesem Urteil kam schon kurz nach Kriegsende Horst Jecht, Probleme der Einkommensteuerreform, Göttingen 1948, S. 36 f.



Reduktion der Steuerbelastung ermöglichten. Bis Ende der 1970er-Jahre blieb es in den USA und Großbritannien bei den hohen Spitzensteuersätzen. Dies trug dazu bei, dass andere demokratische Staaten nach Kriegsende ihr Steuersystem auch progressiver gestalteten. Der durchschnittliche Einkommensteuerspitzenatz in den OECD-Ländern lag 1975 bei 68 %.<sup>122</sup>

In der Sowjetunion wurde auch nach Kriegsende am wesentlich auf der Umsatzsteuer bestehenden Steuersystem festgehalten. Durch die sowjetische Machtposition in Osteuropa kam es auch dort zum Wandel hin zur Zentralverwaltungswirtschaft, die von einem Umbau des Steuersystems hin zur Konzentration auf die Umsatzsteuer begleitet war. Ideologisch war diese Art der Besteuerung allerdings schwer zu vermitteln. In der Sowjetunion wie in der DDR gab es in den 1950er-Jahren, als man hoffte, durch hohe Wachstumsraten an den Westen aufzuschließen, daher immer wieder Versprechen, die Steuern bald abzuschaffen. Nikita Sergejewitsch Chruschtschow verkündete dies 1959 sogar spektakulär bei seinem USA-Besuch vor laufenden Fernsehkameras.<sup>123</sup> Doch dazu kam es nie. Was aber vom Kriegsende bis 1990 sowohl in der DDR wie der Sowjetunion der Fall war, ist, dass die Steuern erheblich an Bedeutung verloren. Nicht Steuern, sondern Sozialisierung war der zentrale Umverteilungsmechanismus unter sozialistischer Gouvernamentalität. Durch die Verstaatlichung vormaligen Privateigentums nahmen die Gewinne der staatseigenen Betriebe bald den zentralen Platz bei den Staatseinnahmen ein. Während die Steuern 1950 noch 30 % der Einnahmen der DDR ausmachten, sank dieser Anteil schon fünf Jahre später auf 20 % herab und 1989 lag er deutlich unter 10 %. Durch die Dominanz der Umsatzsteuer blieb das sowjetische wie das DDR-Steuersystem aber bis zum Ende in der Tendenz regressiv.<sup>124</sup>

Wieso war aber nun das Steuersystem der DDR regressiver als jenes der Bundesrepublik? Dies hatte vor allem den Grund, dass der Bedarf nach vertikaler Umverteilung in der DDR geringer war als in der Bundesrepublik oder den USA. Die DDR hatte mit einem Gini-Koeffizienten, dem heute am meisten genutzten Ungleichheits-Index, von unter 0,2 im Hinblick auf Ungleichheit bei den verfügbaren Einkommen einen der niedrigsten jemals gemessenen Werte. Ähnliche Werte wiesen Ungarn und die Tschechoslowakei auf, während die Sowjetunion durch eine stärkere Lohn-differenzierung schon 1984 auf den Wert von 0,24 kam, der nach der Einführung weiterer Lohnreformen unter Michail Gorbatschow bereits 1986 auf 0,28 stieg. Die Bundesrepublik lag 1989 bei 0,26 und damit auch nur leicht über den skandinavi-

122 *Marc Buggeln*, Steuern nach dem Boom. Die Öffentlichen Finanzen in den westlichen Industrienationen und ihre gesellschaftliche Verteilungswirkung, in: AFS 52, 2012, S. 47–90, hier: S. 86

123 *Kristy Ironside*, Workers' »Long-Held Dream«. The Abolition of Income Taxes in the Soviet Union, 1959–1962 (Vortragsmanuskript von der Tagung »Global Histories of Taxation« in Basel 2016). Vgl. auch *dies.*, A Full-Value Ruble. The Promise of Prosperity in the Postwar Soviet Union, Cambridge 2021.

124 *Hannsjörg F. Buck*, Steuerpolitik im Ost-West-Systemvergleich. Umsatz- und Verbrauchssteuern als Instrumente zur Einnahmebeschaffung und zur Wirtschaftslenkung in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft und in den RGW-Staaten, Berlin 1982; *Sandra Duda*, Das Steuerrecht im Staatshaushaltssystem der DDR, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2010.

schen Ländern, die die niedrigsten Werte unter den OECD-Ländern aufwiesen.<sup>125</sup> Unterschiede zwischen Ost und West bei der Egalität der Einkommensverteilung gemäß dem Gini-Koeffizienten gab es dementsprechend, doch diese konnten durch eine stärkere Lohndifferenzierung wie in der Sowjetunion auch schnell schwinden. Größere Unterschiede zeigen sich dagegen beim Anteil, den die Reichsten der jeweiligen Gesellschaft (oberstes Perzentil) für sich beanspruchen konnten. Dieser Anteil lag in der Sowjetunion vom Ende des Zweiten Weltkriegs bei 5 %, während er in Westeuropa durchschnittlich bei 7–10 % und in den USA bei 10–15 % lag.<sup>126</sup> In der Bundesrepublik verdienten etwa 5 % der Bevölkerung das Doppelte des Durchschnittseinkommens, in der DDR dagegen nur 1 %.<sup>127</sup>

Weit größer war die Differenz bei der Vermögensungleichheit, wo die DDR erneut sehr niedrige Werte aufwies, während diese in der Bundesrepublik auch im Vergleich der OECD-Nationen relativ hoch lagen.<sup>128</sup> Das durchschnittliche Vermögen der DDR-Bürger betrug nur etwa ein Drittel des durchschnittlichen Bundesbürgers bei der Wiedervereinigung.<sup>129</sup> Dies hatte auch mit den geringen Summen an der Spitze der DDR-Vermögen zu tun. Während es zur Wende nur etwa 100 Ostmark-Millionäre gab, existierte in der Bundesrepublik eine fast gleich hohe Zahl an Milliardären.<sup>130</sup>

## X. Chile: Vom Sozialismus über den neoliberalen Autoritarismus zur Demokratie

Am Beispiel Chile soll gezeigt werden, wie der vergleichsweise schnelle Wechsel vom Sozialismus über die Militärdiktatur hin zur Demokratie jeweils das Steuer- und Eigentumssystem verändert hat. Lateinamerika war im Vergleich zu Europa und Nordamerika in der Steuerpolitik ein Nachzügler. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten die großen südamerikanischen Staaten von Zöllen sowie Steuern auf

125 Klaus-Dietrich Bedau/Volker Meinhardt/Jochen Schmidt u. a., Untersuchungen zur Einkommensverteilung und -umverteilung in der DDR 1988 nach Haushaltsgruppen und Einkommensklassen auf der methodischen Grundlage der Verteilungsrechnung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, Berlin 1993; André Steiner, Die personelle Einkommensverteilung in den staatssozialistischen Ländern zwischen Anspruch und Wirklichkeit, in: VSWG 91, 2004, S. 484–489; Anthony B. Atkinson/John Micklewright, Economic Transformation in Eastern Europe and the Distribution of Income, Cambridge 1992; John S. Flemming/John Micklewright, Income Distribution, Economic Systems and Transition, in: Anthony B. Atkinson/François Bourguignon (Hrsg.), Handbook of Income Distribution, Bd. 1, Amsterdam 2000, S. 848–878.

126 Thomas Piketty, Kapital und Ideologie, München 2020 (zuerst frz. 2019), S. 734.

127 Richard Hauser/Joachim Frick/Klaus Mueller u. a., Inequality in Income: A Comparison of East and West Germans before Reunification and during Transition, in: Journal of European Social Policy 4, 1994, S. 277–295, hier: S. 283.

128 Richard Hauser/Holger Stein, Die Vermögensverteilung im vereinigten Deutschland, Frankfurt am Main/New York 2001.

129 Thilo N. H. Albers/Charlotte Bartels/Moritz Schularick, The Distribution of Wealth in Germany 1895–2018, Bonn 2020, S. 26 f.

130 Jens Giesecke, Gab es Reichtum in der DDR? Zu Strukturen, Selbstdarstellungen und kollektiven Wahrnehmungen im Staatssozialismus, in: Eva Maria Gajek/Anne Kurr/Lu Seegers (Hrsg.), Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert, Göttingen 2019, S. 329–347.

den Außenhandel. Erst die Außenhandelskrisen durch die beiden Weltkriege und die Weltwirtschaftskrise führten zum Aufbau eines internen Steuersystems, das etwas unabhängiger von den Schwankungen von Exportpreisen war. So führte Chile eine Einkommensteuer und eine Umsatzsteuer ein.<sup>131</sup> Durch die Einkommensteuer und die starke Besteuerung der Kupferunternehmen hatte das chilenische Steuersystem seit den 1960er-Jahren zwar progressive Elemente, doch wurden diese durch eine große Zahl an Ausnahmeregelungen konterkariert. Zudem blieb die Abhängigkeit vom Kupferexport erhalten, welcher noch Anfang der 1970er-Jahre für etwa 40 % der Steuereinnahmen verantwortlich war.<sup>132</sup>

Als 1970 mit Salvador Allende das erste Mal in Südamerika ein Sozialist zum Präsidenten gewählt wurde, verkündete er als Ziel seiner Politik einen chilenischen und demokratischen Weg zum Sozialismus. Er entschied sich dabei für das Mittel der Enteignung und nicht für eine Umverteilung durch Steuerpolitik.<sup>133</sup> Er verstaatlichte die Kupferindustrie, Kohleminen, Textil- und Stahlfabriken sowie die Banken. Die Regierung enteignete zudem die 3.500 größten Grundbesitzer, die fortan nur noch 80 Hektar Land besitzen durften. Dies gelang anfangs, ohne dass es zu massiveren Ausbrüchen von Gewalt kam. Doch die wirtschaftliche Elite setzte diesem Programm vom Beginn an massiven ökonomischen Widerstand entgegen. Dies trug neben der staatlichen Ausgabenausweitung zu einer stark ansteigenden Inflation, einem Außenhandelsdefizit und einem großen Haushaltsdefizit bei. Insbesondere die Inflation fraß die Zugewinne durch Mindestlohnerhöhungen mehr als auf und verschlechterte die Situation auch für viele Mittel- und Unterschichtsangehörige.<sup>134</sup> Trotzdem blieb die Unterstützung für die Regierung in breiteren Gesellschaftsschichten bestehen.<sup>135</sup>

Dies führte dazu, dass die chilenische Wirtschaftselite in Kooperation mit dem Militär von der ökonomischen zur militärischen Bekämpfung der Regierung überging, was mit Unterstützung der CIA schließlich im September 1973 zum Militär-

131 Hillel David Soifer, *State Building in Latin America*, Cambridge/New York etc. 2015, S. 186–192; Carmenza Gallo, *Tax Bargaining and Nitrate Exports: Chile 1880–1930*, in: Deborah Brautigam/Odd-Helge Fjeldstad/Mick Moore (Hrsg.), *Taxation and State-Building in Developing Countries. Capacity and Consent*, Cambridge 2008, S. 160–182; Gabriel Palma, *Trying to Tax and Spend Oneself Out of the ›Dutch Disease‹: The Chilean Economy from the War of the Pacific to the Great Depression*, in: Enrique Cárdenas/José Ocampo/Rosemary Thorp (Hrsg.), *An Economic History of Twentieth-Century Latin America*, London 2000, S. 234–256.

132 Karin Fischer, *Eine Klasse für sich. Besitz, Herrschaft und ungleiche Entwicklung in Chile 1830–2010*, Baden-Baden 2011, S. 62–93.

133 Patricio Silva, *The Chilean Developmental State: Political Balance, Economic Accommodation, and Technocratic Insulation, 1924–1973*, in: Miguel A. Centeno/Augustin E. Ferraro (Hrsg.), *State and Nation Making in Latin America and Spain. The Rise and Fall of the Developmental State*, Cambridge/New York etc. 2019, S. 284–314.

134 Joaquín Fernando, *La revolución inconclusa. La izquierda chilena y el gobierno de la Unidad Popular*, Santiago 2013; Patricio Meller, *The Unidad Popular and the Pinochet Dictatorship. A Political Economy Analysis*, Basingstoke 2000, S. 1–60; Cristobal Kay, *Agrarian Reform and the Transition to Socialism in Chile, 1970–1973*, in: *The Journal of Peasant Studies* 2, 1975, S. 418–445; Sandro Sideri (Hrsg.), *Chile 1970–1973. Economic Development and Its International Setting*, Dordrecht 1979.

135 Marian E. Schlotterbeck, *Beyond the Vanguard. Everyday Revolutionaries in Allende's Chile*, Oakland 2018.

putsch führte. Augusto Pinochet und die Führung der Junta waren sich nach der gewaltvollen Machtübernahme über den wirtschaftspolitischen Kurs unklar. Ein Teil der Junta favorisierte die Beibehaltung von Staatseigentum und keynesianischer Wirtschaftspolitik.<sup>136</sup> Erst als das Regime 1974 durch den Anstieg der Ölpreise und den gleichzeitigen Fall des Kupferpreises in Schwierigkeiten geriet, entschied sich Pinochet für einen neoliberalen Kurs, der von den Chicagoer Ökonomen um Milton Friedman und der »Mont Pèlerin Society« unterstützt wurde.<sup>137</sup> Dieser Kurs wurde in der Unternehmerschaft vor allem von der Finanzwelt und den international agierenden Großkonzernen unterstützt.<sup>138</sup> Pinochet war damit der erste Vertreter eines neoliberalen Autoritarismus, einer Diktatur, die umfassend auf die Freisetzung von Marktkräften setzte. Er und seine neoliberalen Berater aus Chicago sahen die Eindämmung der Staatsverschuldung und der Inflation als zentral an. Dafür sollten die Sozialausgaben deutlich gekürzt werden. Aber auch mit den Kürzungen ließ sich die im Prinzip erwünschte Senkung der Steuererträge nicht gewährleisten, wenn die Staatsverschuldung zurückgefahren werden sollte. Stattdessen musste man die Steuererträge erhöhen. Zentral war dabei, dass die Steuerlast umverteilt wurde. 1975 führte Pinochet die Mehrwertsteuer ein und sie avancierte bald zur zentralen Steuer in Chile. Demgegenüber senkte man die Sätze bei der Einkommen- und Exportsteuer, wobei der Spitzensteuersatz der Einkommensteuer von 60 auf 50 % gesenkt wurde.<sup>139</sup> Die Mehrwertsteuer und andere Verbrauchssteuern machten bald über 60 % der chilenischen Staatseinnahmen aus, während der Anteil der direkten Steuern unter 20 % fiel. Die ökonomische Elite wurde dementsprechend entlastet, während das Gros der Bevölkerung fortan deutlich mehr Steuern zahlen musste, um den Haushaltsausgleich zu finanzieren. Gleichzeitig war Pinochets Chile aber kein Minimal-Steuerstaat, sondern verfügte in Südamerika 1980 über die höchste Steuerquote, die zum Beispiel in etwa doppelt so hoch lag wie in Brasilien und Argentinien oder im franquistischen Spanien der frühen 1970er-Jahre.<sup>140</sup> Dies lag allerdings auch an den hohen Steuereinnahmen durch den Export von Rohstoffen. Zieht man diese ab und inkludiert stattdessen Sozialabgaben, so lagen die Staatseinnahmen als Anteil des BIP 1990 in Brasilien fast doppelt so hoch wie in

136 *Eduardo Silva*, *The State and Capital in Chile. Business Elites, Technocrats, and Market Economics*, London 1996, Kapitel 4.

137 *Juan Gabriel Valdés*, *Pinochet's Economists. The Chicago School in Chile*, Cambridge/New York etc. 1995; *Bernhard Walpen/Dieter Plehwe*, »Wahrheitsgetreue Berichte über Chile« – Die Mont Pèlerin Society und die Diktatur Pinochet, in: 1999. *Zeitschrift für die Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 16, 1999, S. 42–70. Zur Bedeutung der chilenischen Wirtschaftspolitik für die neoliberale Bewegung vgl. *Wendy Brown*, *Undoing the Demos. Neoliberalism's Stealth Revolution*, Princeton 2015, Kapitel 5.

138 *Peter Imbusch*, *Unternehmer und Politik in Chile. Eine Studie zum politischen Verhalten der Unternehmer und ihrer Verbände*, Frankfurt am Main 1995, S. 274–326 und 449.

139 *Hernán Cheyre*, *Analysis of Tax Reforms Introduced during the 1974–1983 Decade*, in: *Estudios Públicos* 21, 1986, S. 1–46; *Jorge Atria/Ignacio Flores/Claudia Sanhueza* u. a., *Top Incomes in Chile. A Historical Perspective of Income Inequality (1964–2017)*, Paris 2018, S. 26.

140 *Kenneth L. Sokoloff/Eric M. Zolt*, *Inequality and the Evolution of Institutions of Taxation. Evidence from the Economic History of the Americas*, in: *Sebastian Edwards/Gerardo Esquivel/Graciela Márquez* (Hrsg.), *The Decline of Latin Americas Economies. Growth, Institutions, and Crises*, Chicago 2007, S. 83–136, hier: S. 123.

Chile.<sup>141</sup> Im Hinblick auf die Einkommensverteilung war Chile unter Pinochet eindeutig ein Staat der Wirtschaftselite. Der Einkommensanteil der Top-1 % am Gesamteinkommen stieg von 12 % (1974) auf 20 % (1981)<sup>142</sup>; ein Anstieg, wie er in so einer kurzen Zeitspanne nur selten zu beobachten war.

Doch die ökonomischen Erfolge dieser Politik blieben überschaubar. Das Wirtschaftswachstum blieb in den 1980er-Jahren moderat und krisenanfällig.<sup>143</sup> Zudem verschärfte die seit 1980 eingeleitete Privatisierung der sozialen Sicherungssysteme den Widerstand gegen das Regime.<sup>144</sup> Die Wirtschaftskrise 1981–1983 führte zur Verdrängung der »Chicago Boys« und der Finanzwelt von der Leitung der Wirtschaftsgeschicke, die nun weitgehend von den führenden Vertretern des Unternehmensverbands übernommen wurde. Deren Politik verschärfte die bereits hohe soziale Ungleichheit weiter, unter anderem durch die nun umfassend durchgeführte Privatisierung vieler Staatskonzerne.<sup>145</sup> Nachdem Pinochet 1989 aus dem Amt gewählt wurde, hoffte die danach an die Macht kommende Mitte-links-Regierung, mit dem Steuergesetz von 1990 den langen Weg zu einem Steuersystem zu beschreiten, das langfristig zumindest proportional sein sollte. Der Weg dorthin erwies sich aber als äußerst steinig, auch weil die von Pinochet verabschiedete Verfassung zahlreiche Reformhindernisse enthielt. Auch aufgrund massiver Einwände der Wirtschaftsverbände entschied sich die Regierung, die Erhöhung der Einkommensteuer moderater als geplant zu gestalten und die verlorenen Einnahmen durch eine Anhebung der Mehrwertsteuer hereinzuholen. Durch diese Maßnahme wurde das Steuersystem praktisch kaum in Richtung Proportionalität verändert.<sup>146</sup> Der Gerechtigkeitsaspekt der Reform lag so ausschließlich auf der Ausgabenseite: ein Großteil der Steuermehreinnahmen floss in Sozialausgaben, die an die ärmsten 40 % der Haushalte gingen. Um die Wirtschaftselite nicht gegen sich aufzubringen, das Wirtschaftswachstum nicht zu gefährden und keinen erneuten Putsch zu riskieren, verzichteten die demokratischen Regierungen nach der Transformation auf eine grundlegende Änderung des regressiven Steuersystems.<sup>147</sup> Noch 1996 zahlten die ärmsten 50 % Gesamtsteuersätze zwischen 14,4 und 16 % und die Top-10 % von

141 *Vito Tanzi*, Introduction: Tax Systems and Tax Reforms in Latin America, in: *Luigi Bernardi/Alberto Barreix/Anna Marenzi* u. a. (Hrsg.), *Tax Systems and Tax Reforms in Latin America*, London 2008, S. 1–16, hier: S. 13.

142 *Atria/Flores/Sanhueza* u. a., *Top Incomes in Chile*, S. 13. Insgesamt war der Anteil der Top-Einkommen am Gesamteinkommen in der Pinochet-Zeit am höchsten über den Zeitraum 1957 bis 2007, vgl. *Claudia Sanhueza/Ricardo Mayer*, *Top Incomes in Chile Using 50 Years of Household Surveys: 1957–2007*, in: *Estudios de Economía* 38, 2011, S. 169–193, hier: S. 178.

143 *Silva*, *The State and Capital in Chile*, Kapitel 6.

144 *Silvia Borzutzky*, *From Chicago to Santiago. Neoliberalism and Social Security Privatization in Chile*, in: *Governance* 18, 2005, S. 655–674.

145 *Imbusch*, *Unternehmer und Politik in Chile*, S. 350–377 und 450 f.

146 *Delia M. Boylan*, *Taxation and Transition. The Politics of the 1990 Chilean Tax Reform*, in: *Latin American Research Review* 31, 1996, S. 7–31; *Omar Sanchez*, *Mobilizing Resources in Latin America. The Political Economy of Tax Reform in Chile and Argentina*, New York 2011, S. 17–54; *Matteo Cominetta*, *Chile*, in: *Bernardi/Barreix/Marenzi* u. a., *Tax Systems and Tax Reforms in Latin America*, S. 183–204, hier: S. 187–189.

147 *Imbusch*, *Unternehmer und Politik in Chile*, S. 410–418; *Tasha Fairfield*, *Business Power and Tax Reform. Taxing Income and Profits in Chile and Argentina*, in: *Latin American Politics and Society* 52, 2010, S. 37–71, hier: S. 49–55.

11,8 %. Dies lag vor allem daran, dass die Steuereinnahmen zu 70 % aus indirekten Steuern stammten.<sup>148</sup> Das Steuersystem war also auch viele Jahre nach der Transformation noch regressiv. Weniger die Steuern als die Sozialausgaben sorgten dafür, dass der Anteil der Top-1 % an den Gesamteinkommen bis 1995 auf 18 % und bis 2005 auf 16 % herunterging.<sup>149</sup> Karin Fischer hat deswegen das seit 1988 entstehende politisch-ökonomische System Chiles als »Neoliberalismus mit menschlichem Antlitz« bezeichnet, wobei sie aber erhebliche Zweifel an der Reichweite des »menschlichen Antlitzes« formuliert.<sup>150</sup> Auch in der Folge konnte keine stärker umverteilende Steuerreform durchgesetzt werden, stattdessen reduzierten die chilenischen Regierungen den Einkommensteuerspitzensatz in vier Schritten von 1993 bis 2003 von 50 auf 40 %.<sup>151</sup> Das Beispiel Chile zeigt, dass nachdem infolge der Steuer-senkungspolitik von Margaret Thatcher und Ronald Reagan eine große Zahl der OECD-Länder in den 1980er-Jahren auf eine solche Politik umgeschwenkt war, die Möglichkeiten für andere Länder, eine gerechtere Steuerpolitik zu implementieren, deutlich abgenommen hatten. Größere Erfolge in umverteilungspolitischer Sicht gelangten Chiles Reformern so nicht. Ein Teil der unter der Diktatur durchgesetzten neoliberalen Wirtschaftspolitik erwies sich gegenüber oft von demokratischen Mehrheiten gewünschten Reformen als äußerst resilient.<sup>152</sup> Trotzdem gelten die Reformen zum Teil als erfolgreich, weil sie ohne größere Konflikte eine stabile Staatsfinanzierung erreichten und so dazu beitrugen, dass der allgemeine Wohlstand in Chile durch ein vergleichsweise großes Wirtschaftswachstum weit stärker wuchs als unter der Pinochet-Diktatur.<sup>153</sup>

## XI. Die Überwindung der Franco-Diktatur: Die Bedeutung von Zeit und äußerer Unterstützung

In der Folge will ich den Wandel von Diktatur zur Demokratie in Chile mit jenem in Spanien nach dem Franco-Regime vergleichen, auch weil die Ausgangsbedingungen in vielerlei Hinsicht ähnlich waren. Die spanische Militärdiktatur Francos hatte nach ihrem Sieg zuerst einen Autarkie-Kurs gefahren, der die Wirtschaftspolitik ganz den militärischen Bedürfnissen unterstellte.<sup>154</sup> Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfolgte eine vorsichtige Öffnung Spaniens in Richtung Weltwirtschaft, vor allem angetrieben durch die Unterstützung der USA. Doch die Wirtschaftspolitik wurde bis in die 1950er-Jahren weiterhin stark von den Militärs beeinflusst und

148 *Eduardo Engel/Alexander Galetovic/Claudio Raddatz*, Taxes and Income Distribution in Chile. Some Unpleasant Redistributive Arithmetic, in: *Journal of Development Economics* 59, 1999, S. 155–192.

149 *Atria/Flores/Sanhueza* u. a., Top Incomes in Chile, S. 13.

150 *Fischer*, Eine Klasse für sich, S. 138–151.

151 *Atria/Flores/Sanhueza* u. a., Top Incomes in Chile, S. 26; *Sanchez*, Mobilizing Resources in Latin America, S. 55–88.

152 *Aldo Madariaga*, Neoliberal Resilience. Lessons in Democracy and Development from Latin America and Eastern Europe, Princeton/Oxford 2020.

153 *Sanchez*, Mobilizing Resources, S. 163–190.

154 *Albert Carreras/Xavier Tafunell*, Between Empire and Globalization. An Economic History of Modern Spain, Cham 2021, S. 135–154.

war stark bürokratisiert. Erst Ende der 1950er-Jahre sah Franco sich zu umfassenderen Wirtschaftsreformen veranlasst, um Wachstumsprozesse anzukurbeln und den Bankrott des Landes aufgrund hoher Verschuldung zu verhindern.<sup>155</sup> Teil der Pläne war auch eine 1959 beschlossene Steuerreform, die aber erst fünf Jahre später in Kraft trat. Die Reformen und die stärkere Öffnung zu Europa setzten einen ökonomischen Wachstumsprozess in Gang und bauten das Regime in eine »südeuropäische Entwicklungsdiktatur«<sup>156</sup> um. Während das spanische BIP pro Kopf vor Beginn des Bürgerkriegs 75 % des (west-)europäischen Durchschnitts (EU15) betragen hatte, war es bis 1957 auf 50 % abgesunken und erreichte zum Ende der Franco-Periode wieder die 75 %.<sup>157</sup>

Im Hinblick auf das Steuersystem wirkt die Franco-Regierung wie eine Diktatur zugunsten der wirtschaftlichen Oberschicht. Dieses war wenig ausgebaut und erbrachte vergleichsweise geringe Erträge. Die Hauptlast der Steuern trug die einfache Bevölkerung. Bis zu Francos Tod erbrachten regressive indirekte Steuern zwischen 40 und 50 % der Staatseinkommen, während direkte Steuern nur 20 % ausmachten.<sup>158</sup> Es ergibt sich also bei der Zusammensetzung der Staatseinnahmen ein relativ ähnliches Bild wie in Chile unter Pinochet. Der restliche Anteil der Einnahmen wurde vor allem durch Sozialbeiträge aufgebracht, die im Umfang deutlich zunahm, nachdem 1963 ein Sozialversicherungssystem eingeführt worden war. Erst dessen Ausbau setzte ganz zum Ende der Franco-Zeit Mitte der 1970er-Jahre einen langsamen Anstieg des Anteils der Staatsausgaben in Gang, der bis dahin fast 100 Jahre relativ stabil bei etwa 10 % des BIP gelegen hatte. Auch von einem kreditfinanzierten Ausbau der Infrastruktur hielt die Militärdiktatur nicht viel, die Staatsverschuldung lag bei Francos Tod bei sehr niedrigen 10 %.<sup>159</sup> Bisher liegen zur Einkommensverteilung und zur sozialen Ungleichheit in der Franco-Zeit nur wenige Daten vor. Die Werte für den Gini-Koeffizienten zeigen für die Franco-Zeit ein Absinken von einem sehr hohen Wert von über 0,5 Anfang der 1950er-Jahre, der der höchste in der Geschichte Spaniens seit 1850 war, auf einen Wert von 0,35, der dann bis zum Ende der Franco-Zeit relativ stabil blieb. Dieser Wert entsprach dann dem Durchschnitt der Prä-Franco-Zeit.<sup>160</sup> Er lag aber im europäischen Vergleich über dem Durchschnitt. Werte für den Einkommensanteil der oberen 1 oder 10 % liegen bisher nicht vor, sondern nur für die absolute Einkommenselite (Top-0,01%), deren Einkommensanteil von einem hohen Anteil von 1,5 % (1936) auf 0,5 % (1961) fiel und dann relativ konstant bis 1975 blieb. Dabei entsprach die Verringerung des Einkommensanteils der Top-0,01 % jenem, der zur selben Zeit in Frankreich und

155 *Anna Catherina Hofmann*, *Francos Moderne. Technokratie und Diktatur in Spanien 1956–1973*, Göttingen 2019; *Walter L. Bernecker*, *Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg*, München 2018 (zuerst 1984), S. 112–126; *Javier Tusell*, *Spain. From Dictatorship to Democracy 1939 to the Present*, Malden 2007, S. 147–159.

156 *Hofmann*, *Francos Moderne*, S. 17.

157 *Carreras/Tafunell*, *Between Empire and Globalization*, S. 16.

158 *Sara Torregrosa Hetland*, *Tax System and Redistribution. The Spanish Fiscal Transition (1960–1990)*, Diss., Barcelona 2015, S. 47 und 158.

159 *Carreras/Tafunell*, *Between Empire and Globalization*, S. 287–290.

160 *Leandro Prados de la Escosura*, *Inequality, Poverty and the Kuznets Curve in Spain, 1850–2000*, in: *European Review of Economic History* 12, 2008, S. 287–324.

den USA stattfand.<sup>161</sup> Da es sich bei den 0,01 % aber um eine sehr kleine Gruppe handelt, können hier Veränderungen bei wenigen Personen viel Einfluss haben und für den generellen Trend in der Einkommensverteilung der Franco-Zeit bräuchte es weitere Daten.

Nach Francos Tod im Jahr 1975 erreichten die entstandenen demokratischen Parteien in Kooperation mit dem Unternehmerverband und den Gewerkschaften 1977 im Moncloa-Pakt weitgehende Übereinstimmung in einigen Grundfragen der Wirtschafts- und Steuerpolitik. Auf der steuerpolitischen Seite beinhaltete der Pakt die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, die von einer Erbschafts- und einer Vermögenssteuer flankiert werden sollte. Ziel war es, zu einer etwa gleichen Höhe von direkten und indirekten Steuern zu kommen. Der zentrale Träger der Steuerreformen war der Ökonom und stellvertretende Ministerpräsident Enrique Fuentes Quintana, der schon unter Franco versucht hatte, die ökonomische Modernisierung voranzutreiben. Doch seine weiterreichenden steuerpolitischen Umverteilungsvorstellungen scheiterten am konservativen Widerstand, weswegen er schließlich zurücktrat. Er vertrat danach ganz im Sinne Charles Tillys öffentlich die Position, dass nur eine umfassende Demokratisierung auch eine umfassende Steuerreform ermöglichen würde.<sup>162</sup> Nach Quintanas Rücktritt setzten das Unternehmerlager und das konservative Parteienspektrum um Ministerpräsident Adolfo Suárez als Gegengewicht zum bereits in seiner Reichweite reduzierten progressiven Steuerreformprogramm durch, dass es zu Ausgabenkürzungen im Staatshaushalt, zur staatlichen Übernahme der Hälfte der von der Unternehmensseite bezahlten Sozialbeiträge und einer Ausrichtung der Nationalbank auf die Inflationsbekämpfung kommen sollte.<sup>163</sup>

Tabelle 8: Durchschnittlicher Effektivsteuersatz bei den direkten Steuern

	1970	1982	1990
<b>Top-1 %</b>	8,5	18,4	31,4
<b>Top-5 %</b>	6,6	13,8	22,5
<b>5. Dezil</b>	3,6	8,1	13,5

Quelle: *Torregrosa Hetland*, Tax System and Redistribution, S. 57–59.

161 *Facundo Alvaredo/Emmanuel Saez*, Income and Wealth Concentration in Spain in a Historical and Fiscal Perspective, in: *Atkinson/Piketty* (Hrsg.), Top Incomes over the Twentieth Century, S. 482–559, hier: S. 495.

162 *Lars Döpking*, Neoliberalization of the Spanish Tax State. Fiscal Shortcomings of a Popular Narrative, in: *Agustín Ferraro/Miguel A. Centeno* (Hrsg.), State and Nation Making in Latin America and Spain. The Neoliberal State and Beyond, Cambridge/New York etc. 2022 (im Erscheinen).

163 *Francisco Comín*, Reaching a Political Consensus for Tax Reform in Spain. The Moncloa Pacts, Joining the European Union and the Rest of the Journey, in: *Jorge Martínez-Vázquez/José Félix Sanz-Sanz* (Hrsg.), Fiscal Reform in Spain. Accomplishments and Challenges, Cheltenham 2007, S. 8–57; *Laura Desfor Edles*, Symbol and Ritual in the New Spain. The Transition to Democracy after Franco, Cambridge/New York etc. 1998, S. 81–100; *Bernecker*, Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg, S. 220–225.



In der Steuerpolitik näherte man sich durch diese Reformen den europäischen Nachbarn an und ließ das regressive Franco-System hinter sich. Der gezahlte effektive Satz an direkten Steuern für die Top-1 % vervierfachte sich von 1970 bis 1990.

Doch auch für die Unter- und Mittelschicht stiegen die Einkommensteuersätze in ähnlichem Tempo und die Sozialbeiträge wie die Umsatzsteuern blieben durch die Einführung der Mehrwertsteuer 1986 von enormer Bedeutung in Spanien. Zwar war der Anteil der direkten Steuern an den Steuereinnahmen auf 35 % gestiegen, doch die Sozialbeiträge machten 35 % aus und der Anteil der indirekten Steuern war auf knapp unter 30 % gefallen.<sup>164</sup>

Hinzu kam ein zweites Problem, das sich in ähnlicher Weise auch in Griechenland und Portugal stellte, wo ebenfalls nach Überwindung der Diktaturen progressive Einkommensteuern mit einem vergleichsweise hohen Spitzensatz etabliert wurden: Es gelang nur sehr bedingt, die daraufhin ansteigende Steuerhinterziehung einzudämmen.<sup>165</sup> In Spanien erreichte der Spitzensteuersatz der Einkommensteuer 1982 mit dem Dienstantritt des ersten sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, Felipe González, mit 68,5 % den Höchststand. Doch angesichts der Steuerflucht und der durch Thatcher und Reagan ausgelösten Tendenz zur Spitzensteuersatzsenkung ließ sich dieser nicht lange halten und González senkte den Satz 1988 auf 56 %, ohne dass aber deswegen von einer Neoliberalisierung der spanischen Sozialdemokratie gesprochen werden sollte.<sup>166</sup> So blieb das Steuersystem in Spanien nach den bisher besten Berechnungen auch 1990 noch regressiv.

Tabelle 9: Durchschnittlicher Effektivsteuersatz bei direkten und indirekten Steuern und Sozialbeiträgen (in Klammern: ohne Sozialbeiträge)

	1970	1982	1990
<b>Top-1 %</b>	16,4 (13,9)	32,3 (22,9)	44,4 (34,9)
<b>Top-5 %</b>	19,1 (14,3)	34,3 (19,9)	45,9 (30,7)
<b>5. Dezil</b>	26,1 (14,3)	35,6 (17,5)	49,2 (30,2)
<b>2. Dezil</b>	28,3 (16,8)	43,6 (25,2)	70,7 (54,2)

Quelle: *Torregrossa Hetland, Tax System and Redistribution*, S. 57–59.

Dass die Verteilung der Realeinkommen 1990 ausgeglichener war als die der Markteinkommen, lag so vor allem am durch die Steuern finanzierten sozialen Transfer-

164 *Torregrossa Hetland, Tax System and Redistribution*, S. 47 und 158.

165 *Dies., Bypassing Progressive Taxation. Fraud and Base Erosion in the Spanish Income Tax (1970–2001)*, Barcelona 2015.

166 Ähnlich: *Döpking, Neoliberalization. Eine stärkere Neoliberalisierung der spanischen Sozialdemokratie*, allerdings mit ordoliberalen und keynesianischen Untertönen, sieht hingegen *Cornel Ban, Ruling Ideas. How Global Neoliberalism Goes Local*, Oxford 2016, Kapitel 2.

system.<sup>167</sup> Eine deutliche Verringerung der Einkommensungleichheit fand aber nicht statt und der Gini-Koeffizient blieb von der späten Franco-Zeit bis zur Jahrtausendwende relativ konstant im Bereich zwischen 0,3 und 0,35.<sup>168</sup> Die Demokratie brachte so nur bedingt Umverteilung, sondern vor allem ein weiteres Wachstum der Einkommen und eine Verringerung von absoluter Armut.

Im Vergleich zu Chile war die Transformation aber vergleichsweise erfolgreich. Der Anteil der direkten Steuern und auch der Einkommensteuerspitzensatz stiegen deutlicher, was auch daran lag, dass in Spanien die Reformen begannen, als die neoliberale Transformation der Steuerpolitik noch ganz am Anfang stand. Die von Thatcher und Reagan begonnene Politik zog erst Mitte der 1980er-Jahre zunehmend internationale Kreise und hatte damit viel stärkeres Gewicht, als Chile zur Demokratie wurde.

Letztlich war der Aufbau von Staatskapazität in Spanien durchaus erfolgreich: Während es 1975 bei der Steuerquote mehr als zehn Prozentpunkte hinter der Bundesrepublik lag, befand sich Spanien um 2000 auf dem gleichen Niveau.<sup>169</sup> Allerdings hatte die Umsatzsteuer eine größere Bedeutung als in Deutschland, während die Steuern auf Einkommen und Profite eine geringere Rolle spielten. Dementsprechend wurde der Aufbau von Staatskapazitäten stärker durch die Unter- und Mittelschicht finanziert als in Deutschland. Ein wichtiger Unterschied zwischen Spanien und Chile bestand zudem darin, dass die EU in Spanien den Aufbau des Steuer- und Sozialstaats unterstützte und die umgebenden Länder progressivere und umfassendere Steuersysteme besaßen. All das war in Chile nicht der Fall.<sup>170</sup> Eine alleinige Erklärung der Steuersysteme aus den sozialen Kräfteverhältnissen im Land greift deswegen zu kurz.

## **XII. Die osteuropäischen Steuerreformen nach 1989: Demokratischer Steuerstaat oder diktatorischer Enteignungsstaat?**

Als in Osteuropa der Kommunismus zusammenbrach, sahen die Staatseinnahmen- und Steuersysteme überall recht ähnlich aus wie in der Sowjetunion und der DDR. Der Großteil der Staatseinnahmen wurde durch die Staatskonzerne aufgebracht, die Umsatzsteuer dominierte. Nach 1990 wandelten sich die Steuersysteme schnell und in unterschiedliche Richtungen. In der DDR wurde das bundesrepublikanische System übernommen. Zwei andere Entwicklungen seien hier an den Beispielen Russland und Polen aufgezeigt. Auf den ersten Blick sah die Entwicklung in beiden Ländern gar nicht so unterschiedlich aus, weil in beiden Ländern bis 1995 die pro-

167 Ebd., S. 62. Zur Entwicklung der sozialen Ungleichheit in Spanien vgl. *Fernando Alvarado/Miguel Artola Blanco/Clara Martínez-Toledano*, Long-Run Income Inequality in Spain, 1932–2015. Evidence from Distributional National Accounts, Paris 2019, URL: <[http://www.ecineq.org/ecineq\\_paris19/papers\\_EcineqPSE/paper\\_458.pdf](http://www.ecineq.org/ecineq_paris19/papers_EcineqPSE/paper_458.pdf)> [27.5.2021].

168 *Prados de la Escosura*, Inequality, Poverty and the Kuznets Curve in Spain.

169 OECD (Hrsg.), Revenue Statistics 1965–2008, Paris 2009, S. 19. Im Vergleich Spaniens zur EU14 und zu den OECD-Ländern von 1965–2010: *Torregrosa Hetland*, Tax System and Redistribution, S. 49.

170 *Pilar Ortuño Anaya*, European Socialists and Spain. The Transition to Democracy, 1959–1977, Houndmills 2002.

gressive Einkommensteuer, die Körperschaftssteuer und die Mehrwertsteuer neu eingeführt wurden – Steuern, die in den meisten Ländern Westeuropas die zentralen Steuerquellen bildeten. In ähnlicher Form vorhanden war in beiden Staaten nach 1990 die Dominanz neoliberalen Denkens, das die Hauptursache für den Niedergang der sozialistischen Wirtschaft auf die staatliche Erstickung der natürlichen wirtschaftlichen Neigungen der Gesellschaft zurückführte und dementsprechend den staatlichen Einfluss in der Wirtschaftssphäre begrenzen wollte. Doch ein genauerer Blick auf die Steuersysteme in Polen und Russland zeigt, dass es zu erheblichen Unterschieden kam.

Russland ging den Weg vieler rohstoffreicher Länder und besteuerte vor allem die Rohstoffindustrie und die Ein- und Ausfuhr von Waren. Der Großteil der Staatseinnahmen der 1990er-Jahre beruhte auf der Besteuerung der Öl- und Gaskonzerne. Diese machte zeitweise 60 % der Staatseinnahmen aus.<sup>171</sup> Dadurch geriet der Staat aber auch in die zunehmende Abhängigkeit der 20 bedeutendsten Unternehmen dieses Bereichs. Unter Präsident Boris Jelzin führte dies dazu, dass die Steuern immer stärker zwischen Unternehmen und Finanzministerium ausgehandelt und erhebliche Steuervergünstigungen gewährt wurden.<sup>172</sup> Nach Schätzungen zahlten dabei etwa ein Drittel der Unternehmen überhaupt keine Steuern.<sup>173</sup> Dieser Mangel an Steuerdurchsetzung trug dazu bei, dass es zu keiner umfassenden Demokratisierung kommen konnte.

Die zweite zentrale Frage im Hinblick auf die Steuerverteilung der 1990er-Jahre war das Verhältnis von Zentralstaat und den untergeordneten Gebietseinheiten. Unter Jelzin kam es hier zur stetigen Machterweiterung der Provinzgouverneure. Sie begannen, eigene Steuern zu erheben und einen immer größeren Teil der Gemeinschaftssteuern für sich zu beanspruchen.<sup>174</sup> Beide Entwicklungen führten dazu, dass sich die Einnahmen des Zentralstaats immer weiter von den expandierenden Ausgaben entfernten, wodurch es schließlich 1998 zur Staatsfinanzkrise kam, in der Russland den Rubel abwertete, die internen Schulden entwertete und ein Moratorium für auswärtige Schulden verkündete.<sup>175</sup>

Wladimir Putin setzte ab 1999 eine Rezentralisierung der Steuereinnahmen und eine Streichung der meisten Vergünstigungen für die Rohstoffindustrie durch. Er ging von Jelzins Politik des Elitenkompromisses ab und zeigte stattdessen die Möglichkeiten des nach wie vor bestehenden staatlichen Zwangsapparats auf. Mit der Verhaftung und schließlich Enteignung von Yukos-Besitzer Michail Borissowitsch Chodorkowski demonstrierte Putin den Öl- und Gas-Oligarchen seine Möglichkei-

171 *Michael Alexeev/Robert F. Conrad*, The Russian Tax System, in: *Michael Alexeev/Shlomo Weber* (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Russian Economy*, Oxford/New York etc. 2013, S. 246–264, hier: S. 246 und 253.

172 *Hilary Appel*, *Tax Politics in Eastern Europe. Globalization, Regional Integration, and the Democratic Compromise*, Ann Arbor 2011, S. 120 f.

173 *Clemens Grafe/Kaspar Richter*, Taxation and Public Expenditure, in: *Brigitte Granville/Peter Oppenheimer* (Hrsg.), *Russia's Post-Communist Economy*, Oxford 2001, S. 131–172, hier: S. 145.

174 *Jorge Martinez-Vazquez/Jameson Boex*, Fiscal Decentralization in the Russian Federation during the Transition, Atlanta 1999; *Daniel Treisman*, Russia's Tax Crisis. Explaining Falling Revenues in a Transitional Economy, in: *Economics and Politics* 11, 1999, S. 145–169, hier: S. 162–165; *Gerald M. Easter*, Capital, Coercion, and Postcommunist States, Ithaca 2012, S. 59 f.

175 *Easter*, Capital, Coercion, and Postcommunist States, S. 138–142.

ten.<sup>176</sup> Auch weiterhin verhandelten Putin und das Finanzministerium mit den großen Unternehmen über ihre Steuerzahlungen, aber die Gewichte hatten sich deutlich zugunsten des Zentralstaats verschoben.<sup>177</sup> Auch die Möglichkeiten der Provinz-Gouverneure zur eigenen Steuerpolitik wurden deutlich beschnitten.

Der von Putin eingesetzte Finanzminister Alexei Kudrin bereitete parallel eine Steuerreform vor, die von 2000 bis 2005 durchgeführt wurde und als »Russische Steuerrevolution« gilt. Kudrin war ein Liberaler und forderte in Anlehnung an Adam Smith, dass das Steuersystem so einfach und fair wie möglich sein sollte. Ein Element der Reform war die Reduzierung der Anzahl von Steuern, die durch die lokalen Freiheiten entstanden waren. Kudrin senkte deren Zahl von über 200 auf 19. Zudem wurden viele Ausnahmeregelungen und Umgehungsmöglichkeiten abgeschafft. Das zweite Element der Reform war die Absenkung der Steuersätze. 2001 wurde die Einkommensteuer zu einer Flat Tax mit einem Satz von 13 % umgewandelt.<sup>178</sup> Das dritte Element war die Stärkung der russischen Steuerbehörden und die Erweiterung der Möglichkeiten der russischen Steuerpolizei zum Durchgriff. Dabei wurden auch die regional entstandenen Steuerschlupflöcher und Steueroasen geschlossen.<sup>179</sup> Durch diese Reformen stiegen die Einnahmen des Zentralstaats wieder deutlich an.

Dadurch blieb der Großteil der Bevölkerung bestenfalls leicht und vor allem durch die weniger offensichtliche Mehrwertsteuer sowie einen Teil der Importsteuern belastet. Die Erträge der persönlichen Einkommensteuer spielten demgegenüber eine sehr geringe Rolle für die Staatseinnahmen. Die Steuerpolitik wurde dadurch depolitisiert.<sup>180</sup> Am Ende des Reformprozesses 2005 erbrachten die Rohstoffbesteuerung und die Mehrwertsteuer jeweils 30 % der Staatseinnahmen, während die Einkommensteuer weniger als 5 % eintrug. Russland bestätigt damit das aus Lateinamerika oder den Golfstaaten bekannte Bild: Wo die Staatseinnahmen vor allem auf der Rohstoffextraktion beruhen, ist die Tendenz zu autoritären Staatsformen größer und die zur Beteiligung größerer Bevölkerungsschichten am politischen Prozess geringer. Die Privatisierung des vormaligen Staatseigentums an einige wenige und die geringe Steuerbelastung führten dazu, dass sich die gesellschaftliche Ungleichheit in Russland dramatisch verschärfte. Der Einkommensan-

176 *Dmitry Golobov*, The Yukos Tax Case or Ramsay Adventures in Russia, in: FSU Business Review 7, 2008, S. 166–254; *Richard Sakwa*, Putin and the Oligarch. The Khodorkovsky-Yukos Affair, London 2014.

177 *Stephen Fortescue*, Business-State Negotiations and the Reform of Tax Procedures in Post-Yukos Russia, in: Law in Context 24, 2006, S. 36–59.

178 *Anna Ivanova/Michael Keen/Alexander Klemm*, The Russian »Flat Tax« Reform, in: Economic Policy 20, 2005, S. 397–444. Die Einführung von Flat-Tax-Systemen in Osteuropa begannen die baltischen Staaten um die Jahrtausendwende; Russland folgte ihnen auf dem Fuß. Viele andere osteuropäische Länder folgten dem Beispiel, um ausländische Investoren anzuziehen, vgl. *Philipp Ther*, Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa, Berlin 2014, S. 125–131. Für Russland gilt die Flat-Tax-Durchsetzung als Beispiel für eine Anbahnung der Kooperation von Staat und Öl-Industrie und ein Zurückschrauben des staatlichen Drohpotenzials gegenüber den Öl-Magnaten, vgl. *Pauline Jones Luong/Erika Weinthal*, Contra Coercion. Russian Tax Reform, Exogenous Shocks and Negotiated Institutional Change, in: American Political Science Review 98, 2004, S. 139–152.

179 *Appel*, Tax Politics in Eastern Europe, S. 131.

180 Ebd., S. 131.

teil des Top-Perzentils verfünffachte sich. Er stieg von 5 % (1985) auf 25 % (2000) und schließlich 27 % (2007). Der Anteil der Top-10 % verdoppelte sich dabei innerhalb von zehn Jahren von 25 % (1990) auf 45–50 % (2000).<sup>181</sup>

In Polen bestand dagegen nicht die Möglichkeit, die Staatseinnahmen durch Rohstoffgewinnung zu sichern. Stattdessen entschieden sich die polnischen Regierungen dafür, die Besteuerung der privaten Haushalte in den Mittelpunkt zu stellen. Der erste Premierminister nach dem Fall des Kommunismus in Polen, Tadeusz Mazowiecki, ernannte Leszek Balcerowicz zum Finanzminister. Dieser war der Hauptverantwortliche und Kopf hinter dem als »Schocktherapie« bekannten Programm, die Planwirtschaft möglichst rasch zur Marktwirtschaft umzugestalten.<sup>182</sup> Eine seiner ersten Maßnahmen auf dem Steueregebiet verfolgte genau dieses Ziel. Er brachte eine Über-Lohnsteuer (*Popiwiek*) auf den Weg, die bei Staatsunternehmen bei Zahlung von Löhnen, die 3 % über dem gesetzlich festgelegten Lohn lagen, zu hohen Strafsteuern führte. Ziel war es, Lohnsteigerungen im öffentlichen Sektor strikt zu beschränken, um Anreize zu schaffen, in die Privatwirtschaft zu gehen. Gegen diese Steuer und ihre offensichtliche Benachteiligung protestierten Arbeiter und Angestellte im öffentlichen Sektor immer wieder, sodass die Steuer 1994 schließlich außer Kraft gesetzt wurde.<sup>183</sup>

Die langfristig weit wichtigere Reform war die Einführung einer progressiven Einkommensteuer zum Jahr 1992. Balcerowicz und die Beamten im Finanzministerium befürchteten bei der erstmaligen Einführung dieser Steuer in Polen weit massivere Proteste als bei der Überlohnsteuer und imaginierten die »Poll Tax Riots«, die Margaret Thatcher ihr Amt gekostet hatten. Doch die Proteste blieben aus, weil die meisten Polinnen und Polen die Einkommensteuer im Gegensatz zur Überlohnsteuer als fair empfanden.<sup>184</sup> In den 1990er-Jahren entwickelte Polen ein Steuersystem, das jeweils etwa zur Hälfte auf direkten und indirekten Steuern aufbaute.<sup>185</sup> Allerdings entwickelten die Steuersenkungen in anderen osteuropäischen Ländern bald auch Einfluss auf Polen. So wurde etwa der Körperschaftssteuerspitzenatz von 34 % (1999) auf 22 % (2004) gesenkt, während eine von Balcerowicz vorgesehene Absenkung des Einkommensteuerspitzenatzes von 40 % auf 28 % am Veto des Präsidents Aleksander Kwaśniewski scheiterte.<sup>186</sup>

Das unterschiedliche Steuerrechtsverständnis im Vergleich zu Russland offenbart der Fall Roman Kluska. Kluska war nach 1989 zum reichsten Geschäftsmann

181 *Piketty*, Kapital und Ideologie, S. 733 f. und 749.

182 *Frank Bönker*, The Political Economy of Fiscal Reform in Central-Eastern Europe. Hungary, Poland and the Czech Republic from 1989 to EU Accession, Cheltenham 2006, S. 58–63; *Easter*, Capital, Coercion, and Postcommunist States, S. 53 f.; *Ther*, Die neue Ordnung auf dem Kontinent, S. 89 f. Zu Biografie und Handeln von Balcerowicz anlässlich der Verleihung der Hayek-Medaille vgl. *Stefan Kooths*, Leszek Balcerowicz – Vordenker und Pionier der Transformationsökonomik, in: *ORDO* 69, 2019, S. 385–391.

183 *Marc P. Berenson*, Taxes and Trust. From Coercion to Compliance in Poland, Russia and Ukraine, Cambridge/New York etc. 2018, S. 100; *Easter*, Capital, Coercion, and Postcommunist States, S. 54–57.

184 Ebd., S. 64 f.

185 Ebd., S. 128. Polen hatte damit unter den osteuropäischen Staaten 1995 den höchsten Anteil an direkten Steuern, vgl. *Appel*, Tax Politics in Eastern Europe, S. 44.

186 Ebd., S. 65.

Polens aufgestiegen. Sein Unternehmen »Optimus« hatte einen Anteil von etwa einem Drittel am Markt für Personalcomputer in Polen. Kluska war ein lautstarker Anhänger der katholischen Kirche und mit dieser ein entschiedener Kritiker der sozialdemokratischen polnischen Regierung Anfang der 2000er-Jahre. Bei einem Millionendeal mit dem polnischen Erziehungsministerium führte Kluska die ans Ministerium verkauften Computer in die Slowakei aus und importierte sie von dort. Dadurch gelang es ihm, Steuern in Höhe von 17 Millionen Zloty zu sparen. Dem Finanzministerium gelang es, die Staatsanwaltschaft von der Strafbarkeit des Vorgangs zu überzeugen. Die Unternehmen Kluskas wurden durchsucht, mehrere Mitarbeiter verhaftet. Kluska selbst kam erst nach Hinterlegung einer Kaution von 8 Millionen Zloty frei. Doch vor Gericht hatte die Anklage keinen Bestand. Kluskas Vorgehen war nach dem Gesetz legal, er wurde freigesprochen und der stellvertretende Finanzminister musste in der Folge zurücktreten.<sup>187</sup> Polen entschied sich also für ein System mit vergleichsweise hohen Steuern und weitgehendem Eigentumschutz, während Russland Niedrigsteuern mit niedrigem Eigentumsschutz kombinierte.<sup>188</sup> Während in Polen Steuererklärungen ausgefüllt werden und die Bürgerinnen und Bürger dabei kaum mit dem staatlichen Gewaltapparat in Berührung kommen, ist die russische Steuerpolizei für ihr paramilitärisches Auftreten bekannt und nicht selten ist es die Steuerpolizei, die Oppositionelle ins Gefängnis bringt.<sup>189</sup> Der von Polen gewählte Weg war wie der einiger anderer osteuropäischer Staaten auch dadurch mitbestimmt, dass man sich an die westeuropäischen Steuersysteme anpasste, um den möglichen Beitritt zur EU zu beschleunigen; eine Perspektive, die in Russland keine Rolle spielte.<sup>190</sup>

Die Kombination aus neoliberalen Reformen und einem zumindest grob am westeuropäischen Modell orientierten Steuerstaat führte zum Anstieg der Ungleichheit in Polen. Dies war von den neoliberalen Reformern um Balcerowicz auch gewünscht, um aus ihrer Sicht anders als der kommunistische Staat Anreize zu wirtschaftlicher Expansion zu schaffen. Er war zwar deutlich moderater als in Russland, aber dennoch erheblich.

Tabelle 10: Gini-Koeffizient in Polen und Russland 1987–2006

	1987	1997–1999	2000–2003	2004–2006
<b>Polen</b>	0,26	0,32	0,35	0,34
<b>Russland</b>	0,26	0,49	0,46	0,40

Quelle: *Appel*, Tax Politics in Eastern Europe, S. 40.

187 *Easter*, Capital, Coercion, and Postcommunist States, S. 153–160.

188 *Ders.*, Politics of Revenue Extraction in Post-Communist States. Poland and Russia Compared, in: *Politics & Society* 30, 2002, S. 599–627; *Scott Gehlbach*, Representation through Taxation Revenue, Politics, and Development in Postcommunist States, Cambridge 2009, S. 156.

189 Sehr plastisch bei *Berenson*, Taxes and Trust, S. 1 f.

190 *Appel*, Tax Politics in Eastern Europe, S. 154.

Dies drückte sich auch in den wachsenden Einkommensanteilen der Top-1 % und Top-10 % aus. Bei den Top-1 % kam es innerhalb von fünf Jahren zu einer Verdoppelung und innerhalb von 15 Jahren fast zu einer Verdreifachung des Anteils, womit selbst der rapide Konzentrationsprozess im nationalsozialistischen Deutschland oder in Pinochets Chile noch übertroffen wurde.

Tabelle 11: Einkommensanteile der Top-1 % und Top-10 % in Polen 1989–2004

	1989	1994	1999	2004
<b>Top-1 %</b>	4,4 %	10,0 %	10,1 %	11,8 %
<b>Top-10 %</b>	22,6 %	29,6 %	31,0 %	34,0 %

Quelle: Paweł Bukowski/Filip Novokmet, *Between Communism and Capitalism. Long-Term Inequality in Poland, 1892–2015*, Paris 2019 (WID.world WP 2019/08), S. 77.

Die Top-10 % in Polen hatten damit 2004 bereits den höchsten Anteil in den EU-Ländern erreicht. Dieser Anteil stieg bis 2015 weiter auf 40 %, womit Polen fünf Prozentpunkte vor der hier an zweiter Stelle rangierenden Bundesrepublik lag.<sup>191</sup>

### XIII. Ein kurzer Ausblick: Eliten-Besteuerung in China nach der Transformation

Die Bedeutung der Frage von Steuerpolitik, sozialer Ungleichheit und politischem System wird noch einmal besonders deutlich, wenn wir nach China schauen. Generell hat China ein Steuersystem, das ähnlich wie in den osteuropäischen Staaten im Kommunismus und in Russland heute nur in geringem Maß auf Gesetzen beruht. Die Zahl und die Länge der Steuergesetze sind vergleichsweise überschaubar. Gerichte und Anwälte spielen eine relativ geringe Rolle. Stattdessen gibt es eine klare Dominanz der Administration. Die chinesische Steuerbehörde gilt als fast allmächtig und handelt die Steuerhöhe im Regelfall mit den Steuerschuldnern aus.<sup>192</sup>

Wie in den Ostblockstaaten war Chinas Steuersystem unter Herrschaft der kommunistischen Partei auch durch Umsatz- und Verbrauchssteuern gekennzeichnet. In Zeiten dominanten Staatsbesitzes stellte dies ein geringes Problem dar, doch mit der zunehmenden Übernahme marktwirtschaftlicher Elemente veränderte sich das Bild. China kennt nun eine wachsende Zahl von Multimilliardären, die im scharfen Kontrast zur ländlichen Armut stehen. Der Anteil der Top-10 % am Gesamteinkommen stieg von 27 % (1980) auf über 40 % heute.<sup>193</sup> Das chinesische Steuersystem schränkt diesen Reichtum aber nicht ein, sondern verstärkt die Ungleichheit weiter. In den letzten Jahren hat China zwar angefangen, stärker auf direkte Steuern zu setzen, aber es tut dies aufgrund der Angst vor Wirtschaftseinbrüchen und Steuer-

191 *Thomas Blanchet/Lucas Chancel/Amory Gethin, How Unequal Is Europe? Evidence from Distributional National Accounts, 1980–2017*, Paris 2019, S. 33.

192 *Wei Cui, What Is the ›Law‹ in Chinese Tax Administration?*, in: *Asia Pacific Law Review* 19, 2011, S. 73–92.

193 *Piketty, Kapital und Ideologie*, S. 774.

hinterziehung in sehr kleinen Schritten.<sup>194</sup> Beim jetzt eingeschlagenen Tempo dürfte es noch 20 Jahre dauern, bis China auch nur ein proportionales Steuersystem hat. Da China so ein gesetzlich verankerter Ausgleichsmechanismus fehlt, geht der Weg zur öffentlichen Demonstration von Gerechtigkeit dann auch oft über die exemplarische Bestrafung und Enteignung einzelner Reicher.

In China ist dies aufgrund der Größendimensionen von besonderer Bedeutung, denn das Problem ist nicht nur, dass die Ungleichheit in China rapide ansteigt, sondern dass dies auch globale Folgen hat. Es führt dazu, dass große Teile der chinesischen Bevölkerung vorerst wenig konsumieren können, auch wenn der Lebensstandard in den letzten Jahren erheblich gestiegen ist und Geld nach wie vor stark im Export zu verdienen ist. Das heißt, dass die chinesischen Eliten ihr Geld lange Zeit vor allem dort investierten und damit zu den gigantischen Exportüberschüssen beitrugen, die globale Ungleichheiten schufen. Die Frage ist, ob eine kommunistische Einparteiherrschaft, die in den letzten Jahrzehnten die kapitalistische Expansion vorangetrieben hat, in der Lage ist, ein progressiveres Steuersystem zu schaffen.

## Fazit

Die Behauptung von Acemoglu und Robinson, dass sich bei einer ökonomischen Analyse von Diktaturen zeigt, dass im Vergleich zu Demokratien eine kleine Elite ökonomisch überproportional profitiert und dabei kein Unterschied zwischen Militärdiktaturen und kommunistischen Staaten gemacht werden muss, kann nicht überzeugen. Während in faschistischen Regimen und Militärdiktaturen die Top-1 % einen größeren Anteil der Gesamteinkommen für sich beanspruchen können als in vielen Demokratien, so ist dies in den kommunistischen Staaten nicht der Fall. Das Gleiche galt für die politische Elite: Während Pinochet und Franco Multimillionäre waren, lässt sich Gleiches weder von Erich Honecker noch von Leonid Breschnew sagen. Im kommunistischen Osteuropa gab es keine politischen Familienclans, die ihr Millionenerbe immer weiterreichten. Die kommunistische Ideologie beschränkte die persönliche Bereicherung von Parteifunktionären auf ein im Vergleich überschaubares Maß. Ideologien und Weltanschauungen hatten erhebliche Bedeutung für die sozialen Verhältnisse und dementsprechend verliefen auch die Proteste gegen beide Regimetypen unterschiedlich: Während die Forderungen nach sozialer Gleichheit und progressiven Steuern einen großen Raum bei den Protesten gegen die Militärdiktaturen einnahmen, spielten diese 1989 in Osteuropa praktisch keine Rolle. Hier ging es vor allem um politische Freiheit, Reisefreiheit und eine bessere Wirtschaftspolitik. Dadurch war der Transformationsprozess grundverschieden. Während in Chile versucht wurde, die schlimmsten Auswirkungen des Neoliberalis-

194 Xu Jing/Yue Ximing, Redistributive Impacts of the Personal Income Tax in Urban China, in: Shi Li/Hiroshi Sato/Terry Sicular (Hrsg.), *Rising Inequality in China. Challenges to a Harmonious Society*, Cambridge/New York etc. 2013, S. 362–383, hier: S. 364. Von 2002 bis 2017 stieg der Anteil der Einkommensteuer an den Steuereinnahmen nur von knapp unter 7 auf knapp über 8 %, vgl. Jingyi Wang/Wilson Chow, Individual Income Taxation Reform in China: What Is the Real Change?, in: *Journal of Comparative Law* 14, 2019, S. 331–349, hier: S. 335.



mus durch Sozialreformen zu bekämpfen, wählte beispielsweise die Regierung in Polen eine neoliberale Schockstrategie, um die Wirtschaft möglichst schnell von einer Plan- in eine Marktwirtschaft zu transferieren, wobei sie dabei von der EU unterstützt wurde. Vermag schon die politische Totalitarismus-Theorie kaum zu überzeugen, so macht eine ökonomische Totalitarismus-Theorie keinen Sinn, weil hier die Regimeunterschiede am umfangreichsten waren.

Vor allem in der Steuerpolitik bestanden aber Ähnlichkeiten: Beide Regimetypen beruhten im Hinblick auf die Staatseinnahmen auf indirekten Steuern, während die direkten Steuern nur einen geringen Teil der Einnahmen ausmachten. Diktaturen hatten so in der Tendenz regressive Steuersysteme, während die meisten demokratischen Staaten progressive Steuersysteme hatten und haben. Auch ist die Steuerquote in Demokratien im Regelfall deutlich höher als in Diktaturen; das nationalsozialistische Regime in der Vorkriegszeit und Chile unter Pinochet bildeten mit ihren zu dem Zeitpunkt vergleichsweise hohen Steuerquoten eher die Ausnahme.

Die Demokratie beruht auf der politischen Gleichheit der Bürgerinnen und Bürger. Gleichzeitig erzeugen jedoch marktwirtschaftliche Mechanismen permanent Ungleichheit. Steuern sind deshalb wichtige Mittel, um eine Balance zwischen diesen widerstrebenden Tendenzen von Demokratie und Kapitalismus zu finden. Die Analyse von Steuersystemen kann deswegen gut dazu beitragen, etwas über Gelingen und Mislingen einer möglichen Systemtransformation hin zur Demokratie auszusagen, etwa in Osteuropa nach 1990, oder auch etwas zu Gefährdungen und Problemen der Demokratie, wie aktuell in den USA. Wenn die Elite im politischen Prozess durchsetzen kann, keine höheren Steuersätze zu zahlen als die Unter- und Mittelschicht, oder wenn sie in umfassender Weise Steuern hinterzieht, dann bringt die steigende ökonomische Ungleichheit die Demokratie in Gefahr, weil politische Gleichheit bei stark auseinanderklaffender ökonomischer Ungleichheit nur bedingt gewährleistet werden kann.



MICHAEL A. STREBEL / BAPTISTE ANTONIAZZA / ANDRÉ MACH

## Getting Rid of Their Ties

The Long-Term Evolution of Elite Networks and Profiles in the Three Largest Swiss Cities, 1890–2020<sup>1</sup>

In the last decade, there has been a resurgence of interest in elites, in part due to the »recent dramatic role played by elites in increasing inequality«.<sup>2</sup> Cities and city-regions are hotspots in this development. They are the focal points of elite (re)production and they are the geographical settings within which inequalities manifest themselves most visibly. More generally, city-regions are the main centres of economic, political, scientific, and cultural activity in post-industrial societies.<sup>3</sup>

So far, the analysis of elite networks and profiles has mainly focused on the national level. The urban dimension has received comparatively less attention – at least in recent decades.<sup>4</sup> Moreover, studies of elite networks and profiles have often focused on short periods or on single moments in time.<sup>5</sup> Yet long-term perspectives focusing on the local level are important for our understanding of inequality and access to privileged positions. Especially in decentralized countries, the local level serves as an important entry point for careers in different spheres and for access to elite positions at higher levels. Moreover, a long-term perspective makes it possible to assess whether promises of a more democratic access to elite positions have been realized.

- 
- 1 Research for this paper was conducted as part of a research project on »Local Elites and Transnational Connections«, supported by the Swiss National Science Foundation (Grant Number: CRSII5\_183534, URL: <<https://wp.unil.ch/sinergia-elites>> [29.9.2021]). All members of the research group have made invaluable contributions in the data collection process. Previous versions of this paper were presented at the workshop »Elites and the Critique of Elites«, organized by the Archiv für Sozialgeschichte. The authors would like to thank the participants of this workshop as well as Christoph H. Ellersgaard, Anton G. Larsen, and Thierry Rossier for helpful comments and suggestions.
  - 2 *Shamus Khan*, *The Sociology of Elites*, in: *Annual Review of Sociology* 38, 2012, pp. 361–377, here: p. 362.
  - 3 *Bas Van Heur/David Bassens*, *An Urban Studies Approach to Elites: Nurturing Conceptual Rigor and Methodological Pluralism*, in: *Urban Geography* 40, 2019, pp. 591–603, here: p. 592.
  - 4 Notable exceptions on the study of urban elites were produced in the US in the 1950s and 1960s and triggered the »community power« debate, see *Floyd Hunter*, *Community Power Structure: A Study of Decision Makers*, Chapel Hill 1953; *Robert Dahl*, *Who Governs? Democracy and Power in an American City*, New Haven 1961. These studies, however, are primarily interested in policy networks and in identifying those making or influencing political decisions and less in the background of urban elites from a sociological perspective.
  - 5 *Johs Hjellbrekke/Brigitte Le Roux/Olav Korsnes* et al., *The Norwegian Field of Power Anno 2000*, in: *European Societies* 9, 2007, pp. 245–273; *Felix Bühlmann/Thomas David/André Mach*, *The Swiss Business Elite (1980–2020): How the Changing Composition of the Elite Explains the Decline of the Swiss Company Network*, in: *Economy and Society* 41, 2012, pp. 199–226; *Jacob Lundin/Christoph Ellersgaard/Anton Larsen*, *The Established and the Delegated: The Division of Labour of Domination among Effective Agents on the Field of Power in Denmark*, in: *Sociology* 55, 2021, pp. 110–128.

In this paper, we aim to fill these gaps in research by studying local elite networks in Switzerland's three largest city-regions between 1890 and 2020. We ask how local elite networks evolved in a long-term perspective from the end of the 19th century to the present day and we assess how the profiles of the most connected individuals in these networks have changed.

As a case study, Switzerland presents a number of distinctive features. It is a highly decentralized country where the different regions were quite loosely connected until the end of the Ancien Régime. Moreover, democratization and the introduction of mass suffrage – at least for the male population – took place early on. Switzerland was the only European country where the 1848 revolutions directly led to the establishment of a democratic regime.

The national elite in the new federal state was composed of both old elites from patrician families that were already powerful at the local level and new elites that rose to positions of power only after the turn of the 18th century.<sup>6</sup> Yet, a typical trait of the Swiss elite is that they accumulated positions of power in different spheres, particularly in the economic and the political, but also in the societal or cultural spheres. There was less differentiation and specialization across different spheres than in other countries, partly due to the »militia« principle, applied in politics as well as in the army, and according to which such public tasks were performed by elites alongside their respective professions. In the 20th century, this led to the emergence of a small »power elite«, highly homogeneous and cohesive – male lawyers belonging to the political right and having achieved officer ranks in the Swiss military – that held the most important positions in the Swiss system in the middle of the 20th century.<sup>7</sup> These dense and closed elite networks reached their strongest cohesion in the 1970s and 1980s, when they gradually started to decline as a result of internationalization and globalization processes in the business sector.<sup>8</sup>

It is an open question whether we find a similarly homogeneous and cohesive core elite in the three city-regions under scrutiny here and whether the cohesiveness of elite networks in Swiss cities follows similar trajectories as it does at the national level. One would expect local elites to have been more cohesive and integrated at the beginning of the period under scrutiny. The federal state was still in a process of integration at the end of the 19th century, whereas power relations at the

---

6 *Mario König*, *Bürger, Bauern, Angestellte, alte und neue Eliten in der sozialen Schichtung*, in: *traverse* 18, 2011, pp. 104–136. The ascendance of new elites to powerful positions in the federal state was facilitated by the fact that some of the newly created cantons used to be subject territories of old cantons in the Ancien Régime. In these formerly subject territories, no old elite existed as it did in the old cantons. The representatives of the new cantons at the national level thus constituted a new elite that was competing and integrating with the old one (*ibid.* p. 123).

7 *C. Wright Mills*, *The Power Elite*, New York 1956; *Hanspeter Kriesi*, *Entscheidungsstrukturen und Entscheidungsprozesse in der Schweizer Politik*, Frankfurt am Main 1980; *André Mach/Thomas David/Stéphanie Ginalska* et al., *Les élites économiques suisses au XX<sup>e</sup> siècle*, Neuchâtel 2016.

8 See *William Carroll/Meindert Fennema*, *Is There a Transnational Business Community?*, in: *International Sociology* 17, 2002, pp. 393–419; *Gerhard Schnyder/Martin Lüpold/André Mach* et al., *The Rise and Decline of the Swiss Company Network during the 20th Century*, in: *Travaux de Science Politique* 22, 2005, and *Thomas David/André Mach/Martin Lüpold* et al., *De la »Forteresse des Alpes« à la valeur actionnariale. Histoire de la gouvernance d'entreprise en Suisse (1880–2010)*, Zurich 2015.

local level were long established, especially so in the three city-regions that we analyse here, which have been important centres of power for centuries. Accordingly, we would expect local networks to have become continuously less integrated during the 20th century. At the beginning of the 20th century, a decline of local networks might result from a shift of elites' attention to the national level and by its end, local networks might be subject to the same processes of internationalization and globalization as the national elite network.

Our analysis will proceed in several steps. After a description of our data, a more detailed discussion of the city-regions of Basel, Geneva, and Zurich, and a brief discussion of the methods employed (section I), we present an account of the evolution of local elite networks over time and we provide a short collective biography of the core of the local elite with a focus on key socio-demographic characteristics as well as their national and local origin (section II). We conclude by proposing three phases of local elite evolution in Swiss city-regions (section III).

## I. Analysing Elites in Three Swiss City-regions, 1890–2020

This study is based on the elites of Basel, Geneva and Zurich. Adopting a local perspective is especially relevant as Switzerland is characterized by a weak federal state and remains by far the most decentralized political system in Western Europe in terms of taxation, regional infrastructure, or higher education. Swiss political and administrative structures endow local and regional authorities with significant leverage. Furthermore, economic development has revolved around regional specializations such as textiles in Eastern Switzerland, financial sector and machine-making in Zurich, private banking – and more recently the luxury watch industry – in Geneva, or the chemical and pharmaceutical industry in Basel. This polycentric configuration underscores the existence of connected (but distinct) local elites and systems of governance that contributed to the consolidation of successful »economic centres«. The three city-regions are the most populated regions of the country, rank among the most prosperous, and are characterized by their high degree of internationalization in terms of foreign-born population, economic activities, and cultural diversity.

Several authors have shown that until the end of the 19th century local patrician families played a crucial role in urban economic, political, cultural, and scientific development.<sup>9</sup> The *Daig* in Basel, the private bankers' families of Geneva, and the industrial dynasties of Zurich were highly influential. Indeed, even after the formal democratisation of access to communal and cantonal authorities in the course of the 19th century, old patrician families as well as the new rising bourgeoisie continued to monopolise local positions of power, particularly in the political and economic spheres.

9 *Albert Tanner*, *Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*. Zurich 1995; *Philipp Sarasin*, *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft*. Basel 1846–1914, Göttingen 1997; *Olivier Perroux*, *Tradition, vocation et progrès. Les élites bourgeoises de Genève (1814–1914)*, Geneva 2006; *Alexis Schwarzenbach*, *Maman, tu dois lire mon livre*. Annemarie Schwarzenbach, sa mère et sa grand-mère, Geneva 2007.

The importance of local patrician families has evolved over time and can be traced historically. In the 17th and 18th centuries, wealthy merchants formed an increasingly exclusive patriciate that governed the cities.<sup>10</sup> With the end of the Ancien Régime at the turn of the 18th century, and certainly after the restoration period in 1830, these patrician families lost their formal prerogatives in the political control of the cities and their surrounding areas. An important question – in the light of more democratic access to elite positions – thus concerns the longevity of these patrician families in positions of power. Studies of the Dutch elite in the 20th century have shown that – despite having lost their formal prerogatives in the state in the 19th century – descendants of noble families continue to occupy important positions in the Dutch elite.<sup>11</sup> Can we still find a significant number of descendants of these patrician families in local positions of power in the three city-regions – even two centuries after they have lost their formal privileges?

It is important to point out that new elites also emerged during the 20th century. In the political sphere, the left occasionally managed to come to power and overthrow the majority at the cantonal or communal level in Basel, Geneva, and Zurich in the first half of the 20th century. The second half was marked by women's accession to certain positions of power. They obtained the right to vote and stand for election in 1960 in Geneva, in 1966 in Basel, and in 1970 in Zurich. However, in the economic sphere they remain comparatively marginal to the present day.<sup>12</sup>

An important difference between the three city-regions is that Zurich can be considered a »territorial state«, whereas the other two are »city states«. In the 19th century, the city elite was challenged by countryside elites in Zurich. This conflict resulted in the introduction of a new constitution in 1869, which included direct-democratic procedures. The dominance of the liberal-conservative city-elite gave way to greater participation by the »democrats« – the countryside opposition – in politics at the cantonal level. Moreover, Zurich's cantonal territory includes a second important economic centre with its own patriciate, the city of Winterthur, which is also the sixth largest city in the country. In Basel and Geneva, patrician families did not have to compete with a countryside elite and were able to retain their power throughout the 19th century.<sup>13</sup> In sum, the three city-regions represent the most important economic hubs of the decentralized Swiss system – each with its specific economic sectors and territorial and political organization.

10 Daniel Schläppi, Patriziat, in: Historisches Lexikon der Schweiz, URL: < <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016374/2010-09-27/> > [29.9.2021].

11 Jaap Dronkers, Has the Dutch Nobility Retained Its Social Status Relevance during the 20th Century?, in: European Sociological Review 19, 2003, pp. 81–96; Huibert Schijff/Jaap Dronkers/Jennifer Van den Broeke-George, Recruitment of Members of Dutch Noble and High-Bourgeois Families to Elite Positions in the 20th Century, in: Social Science Information 43, 2004, pp. 435–475.

12 Stéphanie Ginalski, Who Runs the Firm? A Long-Term Analysis of Gender Inequality on Swiss Corporate Boards, in: Enterprise & Society 22, 2021, pp. 183–211.

13 Sarasin, Stadt der Bürger, p. 11.

## Data

To document the long-term evolution of city-regional networks among elites of different social spheres, we have compiled a systematic database of local elites from 1890 to 2020. Based on positional criteria, the database includes all individuals holding leading positions in the major academic, cultural, economic, and political institutions of the three city-regions. For these local institutions, we gathered information for seven benchmark years: 1890, 1910, 1937, 1957, 1980, 2000, and 2020. To build this database on local elites, we could partly rely on a database on Swiss *national* elites in the context of the Swiss Elite Observatory.<sup>14</sup>

For the economic sphere, we considered the regional chambers of commerce, as well as the most important companies of the leading economic sectors. This involved all the major banks (large universal banks, private banks, and publicly-owned banks) and insurance companies for the financial sector; for Basel, all the major textile (until 1937) and chemical-pharmaceutical companies; for Geneva, the major watch-making as well as a few other industrial companies; and for Zurich, all the major companies in the machine industry. The total number of companies varies from 49 in 1890 to 35 in 2020. The smaller sample for the recent period is due to the strong concentration process in all economic sectors, involving mergers and acquisitions as well as bankruptcies. For all these companies, we included the CEO/managing director and all the members of the boards of directors (BoDs) in the database.

Table 1: Sample size by city-region and benchmark year

	1890	1910	1937	1957	1980	2000	2020	Total
Basel	296 (381)	372 (432)	387 (455)	398 (473)	348 (440)	347 (411)	326 (348)	2,474 (2,810)
Geneva	272 (353)	307 (370)	343 (407)	422 (493)	410 (483)	464 (515)	471 (487)	2,689 (2,942)
Zurich	536 (643)	574 (701)	576 (695)	606 (744)	601 (729)	594 (668)	621 (630)	4,108 (4,636)
Total	1,098 (1,357)	1,245 (1,483)	1,291 (1,521)	1,403 (1,647)	1,321 (1,538)	1,378 (1,536)	1,407 (1,442)	9,134 (10,058)

*Note.* N individuals and N positions (in parentheses). The column total for the individuals can be smaller than the addition of the different lines since some individuals can occupy positions in different city-regions in the same benchmark year.

For the political sphere, we included all members of the cantonal (regional) and local (communal) parliaments and governments of Geneva and Zurich. In Basel, where the city's territory fully coincides with the canton, only the members of the cantonal parliament and government were included. For the academic sphere, all full and associate professors have been included in the database up to the benchmark year of 1957 and a selection of professors (based on institutional and scientific crite-

<sup>14</sup> OBELIS, see URL: <<https://www.unil.ch/obelis/fr/home.html>> [10.9.2021].

ria) for the benchmark years 1980, 2000, and 2020. Finally, we also included all the committee members of the three cities' art societies (see Table 1 for the sample size).<sup>15</sup>

### **Method: Network Analysis and Prosopography**

We proceed in two steps to answer our research questions of how local elite networks and the core elite's profiles have evolved since the end of the 19th century. First, we conduct network analyses for each benchmark year and each city-region separately. The organizations in which individuals can hold positions act as nodes and individuals holding positions in two organizations at the same time represent the ties between organizations. We focus on the organizational network, since we are interested in identifying those individuals who act as »linkers« between different organizations rather than in ties between persons from the same organization.<sup>16</sup>

First, we examine the general properties of the organizational network, its evolution over time, and similarities and differences across city-regions. This will allow us to answer our question about the evolution of local elite networks and to compare their development to our knowledge about their evolution at the national level. Moreover, we take a closer look at the organizations that occupy central positions in the networks – assuming that more central positions indicate more influence – and at the links between specific types of organizations.<sup>17</sup> This focus will allow us to better understand changes in the network structure over time and across city-regions.

In a second step, we focus on those individuals who establish the links between the different organizations. In a recent article on the Danish national elite, Lunding et al. analyse the »effective agents in the field of power«, whom they define as »the agents that, via their multi-positionality, bind together various fields and act as brokers in the ongoing negotiation of the relative strength of different forms of power.«<sup>18</sup> We follow this approach in drawing up a prosopography of those individuals that a) hold positions in two of the four spheres (academic, cultural, economic, political) in the same benchmark year or b) simultaneously hold three or more positions in the economic sphere. The first criterion reflects Lunding et al.'s statement that the most influential individuals are those who establish links across spheres. The second criterion captures the corporate elite whose members sit on the boards of different firms. This corporate elite is important for our network given that a significant number of organizations in our sample belong to the economic sphere. For the individuals that fulfil these criteria, we examine their socio-demo-

15 For more details on the composition of the sample, see Table A.1 in the online appendix, available at URL: < <https://web.archive.org/web/20210928121324/https://wp.unil.ch/sinergia-elites/files/2021/09/OnlineAppendix.pdf>> [29.9.2021].

16 See *Franziska Keller*, *Analyses of Elite Networks*, in: *Heinrich Best/John Higley* (eds.), *The Palgrave Handbook of Political Elites*, London 2018, pp. 135–152, here: p. 141.

17 *Ibid.*, p. 144.

18 *Lunding/Hellersgaard/Larsen*, *The Established and the Delegated*, p. 115.



graphic profile (age, gender, education), their geographical origin (nationality and family background), and their political affiliation.

## II. The Dissolution of Local Elite Networks and the Exclusiveness of the Local Core Elite

The presentation of our findings regarding local elite networks proceeds in two steps. First, we focus on the network level and examine certain network characteristics. In a second step, we highlight some core commonalities and differences at the organizational level across the three city-regions.

### *From cohesive networks to disconnected elites*

Figure 1 below presents the evolution of two indicators for a network's connectivity.<sup>19</sup> The first (Figure 1a) is a weighted measure of network density. It shows the number of links between organizations divided by the number of persons in the network, which yields the average number of inter-organizational links per person. First, we can see a decline of the network's connectivity over time in all three city-regions. This suggests that the local and regional levels became continuously less relevant as a sphere of activity for elites. Apart from this general trend, we can also see important differences between the three city-regions, particularly between Basel and Geneva on the one hand and Zurich on the other. In Basel and Geneva, we see a sharp decline in the network's connectivity from 1890 to 1910. While in 1890, the average person in the network created 0.7 inter-organizational links, this value drops to 0.3 in 1910. This decline is followed by a period of relative stability and moderate decline in the number of links per person until 1980 and a renewed acceleration of the decline from 2000 onwards. By contrast, the number of links per person remained constant in the city-region of Zurich from 1890 to 1957 and only then followed Basel and Geneva's pattern of steady and accelerated decline.

The general picture of a steady decline of the connectivity between local organizations is further substantiated by Figure 1b, which shows the percentage of persons holding more than one position in the same year. While 15–20% of the elites in the network held at least two positions in 1890 in all three city-regions, this only applies to 2–4% of elites in 2020. In Figure 1b, we see fewer contrasts across the three city-regions – apart from the stark drop in Basel and Geneva between 1890 and 1910 which is not present in Zurich. Afterwards, we see relative stability in all three city-regions until 2000, followed by a strong decline since the new millennium.

---

<sup>19</sup> Graphical representations of the networks for each benchmark year and city-region combination can be found in Figure A.1 in the online appendix.

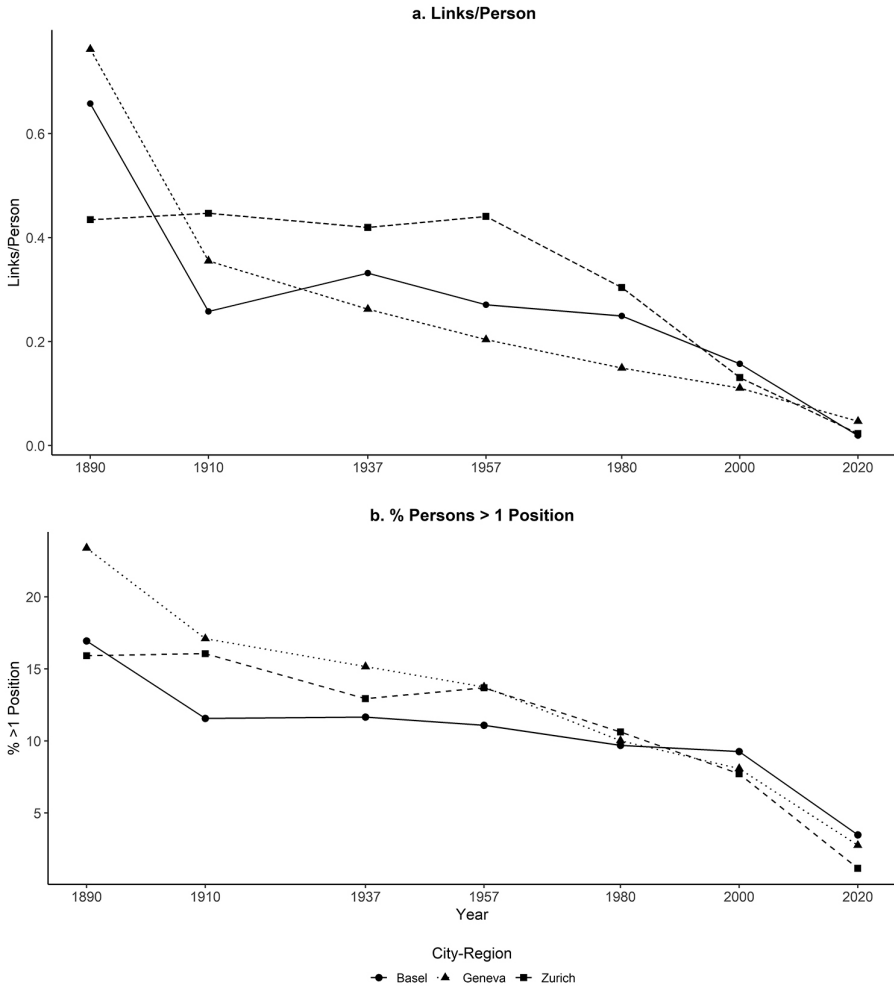


Figure 1: Evolution of Network Properties

A possible explanation for this steady decline of local networks over the last 130 years may be found in the changes in the structure of the national and the international economy, since the majority of organizations in our networks are companies and their BoDs. The Swiss economy was still rather fragmented and regionalized at the end of the 19th century. The emergence of a cohesive national business elite only began at the beginning of the 20th century, when the Swiss economy began to integrate at the national level.<sup>20</sup> Strong ties between the financial and the industrial sector developed, and a small and closed business elite dominated the economic sector between 1937 and 1980. In the wake of (renewed) globalization and interna-

<sup>20</sup> For more details, see *Schnyder/David/Mach et al., Swiss Company Network*.

tionalization of business after the 1980s, this »model of elite coordination« disappeared and a more international and less nationally cohesive business elite emerged, particularly in the financial sector.<sup>21</sup>

For the local elite networks in the three cities examined here, this means that their decline in the beginning of the 20th century might be attributed to a shift in the scope of companies' activities from the local to the national level – a development which Stettler documents for the chemical industry in Basel.<sup>22</sup> It is important to note some differences in this process, however. In the city-region of Zurich, the network of companies was less integrated in 1890, but its decline only begins after 1957 and intensifies only after 1980. This comparatively long period of high network integration (1910–1980) can be attributed to Zurich being Switzerland's biggest economic and financial centre. A great deal of its firm network is thus not (only) local or regional but national.

By contrast, the continued and intensified dissolution of local elite networks at the end of the 20th century might be explained by internationalization and globalization dynamics affecting the large companies in all three city-regions. Carroll and Fennema argue that these dynamics can be attributed to a dwindling interest on the part of firms in having a voice in the local or the national political sphere because their scope of activity has internationalized and their ability to exit local and national markets and relocate hence grew substantially.<sup>23</sup>

At the organization level, we also find similar patterns across the three city-regions over time. When we look at the ten most central organizations in each city-region/benchmark year network, i. e. those organizations with the highest number of links per member, we find that organizations from the economic sphere clearly dominate the network – in all city-regions and across the whole period.<sup>24</sup> This is not surprising insofar as most of the organizations included in our sample belong to the economic sphere. Universities, political institutions, and cultural organizations only number three or four organizations in each cohort, depending on the city-region. Universities, in particular, are comparatively marginal in the overall network and never appear among the ten most central institutions in any city-region at any time despite their significant number of members and hence opportunities for establishing links. Moreover, political institutions predominantly create links among themselves (through the practice of holding office at both the communal and cantonal levels, as in the case of Geneva and Zurich) and less so with other sectors. A notable exception are the relatively strong ties between cantonal parliaments and

21 *Eric Davoine/Stéphanie Ginalski/André Mach et al.*, Impacts of Globalization Processes on the Swiss National Business Elite Community: A Diachronic Analysis of Swiss Large Corporations (1980–2010), in: *Research in the Sociology of Organizations* 43, 2015, pp. 131–163.

22 *Niklaus Stettler*, Chemische Industrie und politische Elite in Basel, 1900–1923, in: *Swiss Journal of Sociology* 19, 1993, pp. 135–151, here: p. 141.

23 *Carroll/Fennema*, Transnational Business Community. Yet it is important to note that, while the boards of directors of large companies like Novartis and UBS are not connected to local institutions, the top managers of UBS Switzerland or Novartis Switzerland often are present, for example, in local chambers of commerce. These persons are not included in our sample since they do not sit on the board of the mother company.

24 See Tables A.2–A.4 in the online appendix.

publicly-owned banks (*Kantonalbanken*, equivalent to the German *Landesbanken*) in all three city-regions from the beginning of the period until the year 2000.<sup>25</sup>

Turning back to the economic sector, the strong presence of private banks in 1890 in the city-regions of Basel and Geneva is noteworthy.<sup>26</sup> Yet, in the early 20th century, the importance of private banks as actors in the city-regional networks diminishes in favour of public and large universal banks, which establish strong ties with industrial companies and act as the latter's creditors (see Textbox). Finally, the role of the local chambers of commerce in the organizations' network deserves some attention. Business associations are among the ten most central actors in all benchmark years and city-regions (except Zurich in 1957). Moreover, they are important »brokers« that connect different parts of the local network.<sup>27</sup> The chambers of commerce thus seem to act as a meeting place where members of different parts of the network, mostly from the economic and political spheres, get together.

In sum, the network analysis shows a presence of very dense *regional* networks at the beginning of the period, an initial decline between 1890 and 1910, and a period of relative stability until 1980. Beginning with the new millennium, we find a very clear disintegration of the network. This trend can mostly be attributed to a disintegration of the local or regional business network. In all three city-regions, the network is dominated by economic organizations, with political institutions in second place. Universities – as important incubators of talent and as suppliers of highly skilled personnel for the regional economy – occupy a comparatively marginal position in the network.

---

25 BKB in Basel, CEG, and Banque de Genève (1890–1910, went bankrupt in 1931) and, since 2000, BCGE in Geneva, ZKB in Zurich.

26 Private banks in Basel: Bank Sarasin, Banque von Speyr, Ehinger; in Geneva: Hentsch & Cie., Pictet & Cie., Lombard-Odier; in Zurich: Bank Leu.

27 This is indicated by their high betweenness centrality (see Tables A.2–A.4 in the online appendix). The higher this value, the more an organization connects otherwise detached parts of the network.

### Three banking systems and their impact on local networks

The structure of local financial centres, and particularly the positions of private banks, exhibit some important spatial and temporal differences. The first two benchmark years (1890 and to a lesser extent 1910) are characterized by the central position of private banks in the network for Basel and Geneva. These old institutions, most of them founded before 1800, were controlled and directed by old wealthy patrician families. This situation was very similar in Basel (Bank Ehinger, Von Speyr, and Sarasin) and Geneva (Hentsch, Lombard-Odier, and Pictet) until the beginning of the 20th century. Other banks (SBS, Bank in Basel, C&W Bank, Depositenbank for Basel and Union financière de Genève, UFC, Banque du commerce, Banque de prêts et dépôts for Geneva) were largely the emanation of these private banks. The situation profoundly changed during the first half of the 20th century. While in 1890 the banking structure was characterized by its fragmentation and specialization in different specific bank activities, explaining the large number of banks, a process of concentration subsequently took place, with smaller banks being absorbed by bigger ones or disappearing due to bankruptcy.

One important difference distinguishes Basel and Geneva: whereas the private banks of Basel created two larger institutions (SBS in 1872 and Basler Handelsbank, BHB in 1862, dealing with bigger operations like credits to industrial companies) that progressively took over some of the private units, in Geneva, the most important private banks (the *quatuor*: Hentsch, Pictet, Lombard-Odier, and Mirabaud) never delegated too much power to larger financial institutions (for a rich and detailed analysis, see Mazbouri).<sup>28</sup> The SBS, which absorbed different smaller banks (such as Bank in Basel in 1907, Bank von Speyr in 1912, Depositenbank BS in 1897, and the Zürcher Bankverein in 1895), has become a large universal bank, engaging in banking activities of all kinds, and a central actor between 1937 and the 1980s in the city-regional network and at the national level, before it merged with UBS in 1998. Such an evolution never took place in Geneva, where no large universal banks emerged. Instead, Genevan private banks concentrated their activities exclusively on private wealth management. According to Mazbouri, this diverging evolution can be explained by two factors:

- 1) the lack of local industrial demand in Geneva, contrasting with the rise of the chemical and pharmaceutical industry in Basel, and
- 2) the importance of revenues generated by private wealth management in Geneva, mainly due to their French clients.<sup>29</sup> After the concentration process in the banking sector in the early 20th century, Basel started to look much more like Zurich.

In the absence of strong private banks, the situation in Zurich was very different at the end of the 19th century. Credit Suisse, founded in 1856 as a large universal bank, and Bank in Winterthur (founded in 1862, UBS from 1912 onwards), both founded mainly by industrialists, and not private bankers, had already become dominant financial actors by the end of the 19th century. These differences can explain the lack of formal connections between the financial and the industrial sector in Geneva that we can observe in the organizational networks. Here, ties between banks and industrial companies are largely absent, with a few exceptions, whereas the large universal banks in Basel and Zurich developed important connections with industrial companies for most of the 20th century.

<sup>28</sup> Malik Mazbouri, *L'émergence de la place financière suisse, 1890–1913*, Lausanne 2005; *id.*, *La banque privée comme métaphore: «vieux banque» et «nouvelle banque» en Suisse 1800–1930*, in: *Revue suisse d'histoire* 70, 2020, pp. 93–115 and pp. 286–306.

<sup>29</sup> Mazbouri, *La banque privée comme métaphore*, p. 293.

### *A homogeneous and exclusive core elite*

We now turn to the individuals who establish links between organizations from two different social spheres or who occupy very prominent positions in the economic sphere. For the whole period, 405 individuals fulfil these conditions. Table 2 gives an overview of the connections across spheres established by the linkers in our network.

Not surprisingly, the most frequent combination is between the economic and the political sphere – accounting for 40 % to 65 % of the linkers depending on the benchmark year. The second most frequent category are linkers that occupy three or more positions in the economic sphere in the same year, varying from 11 to 35 %. Mirroring the marginal role of universities in the organizations' network, we find a very weak presence of university professors among the core elite. In 1890, 15 % of the linkers holding political office are professors, but this share diminishes sharply at the beginning of the 20th century. This initial strength of academic-political links can be attributed to the city-regions of Basel and Geneva, where several professors were also elected MPs at the cantonal or the local level.<sup>30</sup> Yet, the underrepresentation of the academic sphere among the core elite of the network is evident for the later benchmark years. In the overall sample, academic positions make up for 21 % of all positions, but professors only account for 12 % of the linkers sample (adding up the three columns that include the academic sphere in Table 2).<sup>31</sup> The opposite is the case for the cultural sphere. In the overall sample, positions in the cultural sphere account for a mere 3 % of the sample, whereas 13 % of the linkers hold a mandate in the cultural sphere. In contrast to academic elites, cultural elites are thus over-represented among the linkers.<sup>32</sup> The weak presence of professors among the core elite might partly be explained by the fact that professorships are full-time positions that leave less space for additional involvements than board memberships or acting as lay politicians at the local and the regional level.

What is the socio-demographic profile of these – predominantly economic and political – elites? Not surprisingly, the typical linker in our sample is male and well into the second half of his professional career.<sup>33</sup> Previous studies have shown that women are still a very marginal group in Swiss boardrooms and that Switzerland lags far behind when it comes to women rising to top positions.<sup>34</sup> It is nonetheless striking that only 9 (!) out of 405 linkers are women – especially given that the local elite can serve as an entry point for higher-level elite networks in a decentralized system such as Switzerland. Until 1980, not a single woman has been part of the group of linkers – which is likely related to the very late introduction of women's

30 See also *Stettler*, *Chemische Industrie*, p. 139.

31 The numbers for the overall sample are provided in Table A.1 in the online appendix.

32 As a caveat for this (and all further analysis), we emphasize that the data for 2020 cannot be analyzed with prosopographical methods, since only 5 persons satisfy our selection criteria. This reflects the virtual inexistence of ties between organizations in the three city-regions today.

33 A separate analysis by city-region did not yield any meaningful deviations from the overall sample. For the sake of simplicity, we thus report only aggregated numbers for all three city-regions.

34 *Ginalski*, *Who Runs the Firm?*.

suffrage in federal politics in 1971 and to legal restrictions regarding women's work.<sup>35</sup>

With respect to education, the percentage of university educated linkers increases over time – but stays rather stable between 1937 and 1980 at around 65%.<sup>36</sup> In contrast to the general population, where the expansion of tertiary education is a phenomenon of the 1960s, we witness a sharp increase from 1890 to 1937 among the linkers. This is an indication that the average linker grew up in a rather well-off family with sufficient financial resources to pursue higher education.<sup>37</sup> At the same time, the offspring of wealthy industrial families often did not go to university at the end of the 19th century. Rather, they made a commercial apprenticeship in the company of their father's friends, then worked abroad for some years to gain experience which they could then use when they ascend to the directorate of their family's company.<sup>38</sup>

Table 2: Linkers: combination of spheres

Year	3 spheres	Acad, Cult	Acad, Econ	Acad, Poli	Cult, Econ	Cult, Poli	Econ	Econ, Poli	Total
1890	2 (2.0)	3 (3.1)	1 (1.0)	15 (15.3)	3 (3.1)	2 (2.0)	18 (18.4)	54 (55.1)	98 (100.0)
1910	1 (1.3)	1 (1.3)	0 (0.0)	5 (6.6)	3 (3.9)	3 (3.9)	13 (17.1)	50 (65.8)	76 (100.0)
1937	0 (0.0)	0 (0.0)	1 (1.7)	1 (1.7)	4 (6.8)	4 (6.8)	18 (30.5)	31 (52.5)	59 (100.0)
1957	0 (0.0)	0 (0.0)	6 (8.2)	6 (8.2)	5 (6.8)	5 (6.8)	23 (31.5)	28 (38.4)	73 (100.0)
1980	0 (0.0)	0 (0.0)	5 (8.6)	2 (3.4)	5 (8.6)	4 (6.9)	20 (34.5)	22 (37.9)	58 (100.0)
2000	0 (0.0)	0 (0.0)	1 (2.8)	0 (0.0)	5 (13.9)	4 (11.1)	4 (11.1)	22 (61.1)	36 (100.0)
2020	0 (0.0)	0 (0.0)	0 (0.0)	0 (0.0)	2 (40.0)	0 (0.0)	0 (0.0)	3 (60.0)	5 (100.0)
Total	3 (0.7)	4 (1.0)	14 (3.5)	29 (7.2)	27 (6.7)	22 (5.4)	96 (23.7)	210 (51.9)	405 (100.0)

Note. Percentages in parentheses; Acad=Academic, Cult=Culture, Econ=Economic, Poli=Politics.

35 Until 1976, Swiss women needed the written permission of their husbands if they wanted to take up paid work.

36 A caveat when interpreting these numbers is the considerable amount of missing information for some years – especially for 1890.

37 Unfortunately, we so far have only incomplete data on the incomes and wealth of the elites in our database.

38 *Eric Davoine/Florence Ott*, La formation au métier d'entrepreneur au 19e siècle dans les familles industrielles de Mulhouse, in: *Management & Conjoncture Sociale*, 2000, no. 584, pp. 40–47.

Apart from the socio-demographic profile, we want to shed light on the geographical origins of the linkers in our sample. A first way to do so is an individual's nationality. Almost all core elite members are Swiss citizens; only 6 out of 405 linkers are not.<sup>39</sup> The evolution of the share of foreigners in the overall sample of academic and economic elites takes a decidedly different path. Here, the share of foreigners reaches a first peak in 1910 with an average of 30 % percent non-Swiss professors and 12 % non-Swiss board members. From 1937 to 1980, the share of foreigners drops substantively in the economic sector ( - 5 %). This is a development that is linked to the practice of limiting the stock acquisitions by foreign shareholders and the active exclusion of foreigners from Swiss firms' BoD. Among university professors, a reduction of foreigners is also evident in this period, albeit not as pronounced as in the economic sector. From 1980 onwards, the share of foreigners has increased substantially again, both in the economic and in the academic sphere. The quasi-absence of foreigners among the linkers shows that they remain weakly involved in local networks.

Can this exclusion of »outsiders« be traced further? To be more precise, does exclusion occur based on national citizenship or is there also a more local component to it? To assess this question, we examine a person's family origin. We divide the linkers into two groups. Those who belong to a family that held citizenship rights by patrilineal descent in one of the three cities<sup>40</sup> before the year 1800 and those whose families obtained a city's citizenship after 1800 or not at all. The year 1800 serves as the cut-off point because it marks the end of the Ancien Régime and the beginning of the Napoleonic Helvetic republic. During the Ancien Régime, there was a clear divide between those with full citizenship rights in the three cities and those with reduced or no citizenship rights. Only those with full citizenship rights could participate in city politics. In his book on the high bourgeoisie of Basel at the turn of the century, Sarasin uses the criterion of holding citizenship rights before 1800 to distinguish old, well-established families from »newcomers«.<sup>41</sup> He finds that these old patrician families still dominated Basel's upper class at the end of the 19th century. We follow his approach here and combine information on a person's place of origin, i.e. the place where s/he was historically granted social and political rights, with data from the register of Swiss surnames. The latter gives information on whether a certain family name has been registered as having citizenship rights in a certain municipality and if so, since when.<sup>42</sup>

39 To a certain extent, this can be explained by the fact that only Swiss nationals can hold political office. The canton of Geneva introduced the active voting rights for non-Swiss at the local level in 2005. However, foreign nationals can still not stand for public office, which prevents them from access to political elite positions. Foreign nationals are thus excluded from holding positions in the political sphere, which reduces their chances of establishing ties between organizations from different spheres.

40 Or in the city of Winterthur, the second-largest city in the city-region of Zurich.

41 Sarasin, *Stadt der Bürger*, p. 103.

42 The register of Swiss surnames can be found at the Historisches Lexikon der Schweiz, URL: <<https://hls-dhs-dss.ch/famn/?lg=e>> [10.9.2021]. It must be noted that for certain city-region/benchmark year combinations a great deal of information is missing (up to 80 % for the city-region of Zurich in 2000). However, it is likely that persons with missing information belong to the group of those who do not have citizenship rights before 1800, since the families that do are not



Figure 2 presents the percentage of descendants from patrician families across the three city-regions over time. We can see that in 1890, both in the city-region of Basel and Geneva, roughly 70% of the linkers are descendants of patrician families and that in 1910 they still account for more than 50% of the linkers. Their presence shrinks drastically between 1910 and 1937 but then remains constant (Basel) or fluctuates (Geneva). In both city-regions, individuals from families with a long local tradition still made up significant proportions until recently. This continued presence of patrician families among the linkers in Basel and Geneva can be explained by their long-lasting presence in two important economic sectors: private banks in Geneva and the chemical-pharmaceutical industry in Basel, where patrician families remained important actors in the BoDs throughout the 20th century.

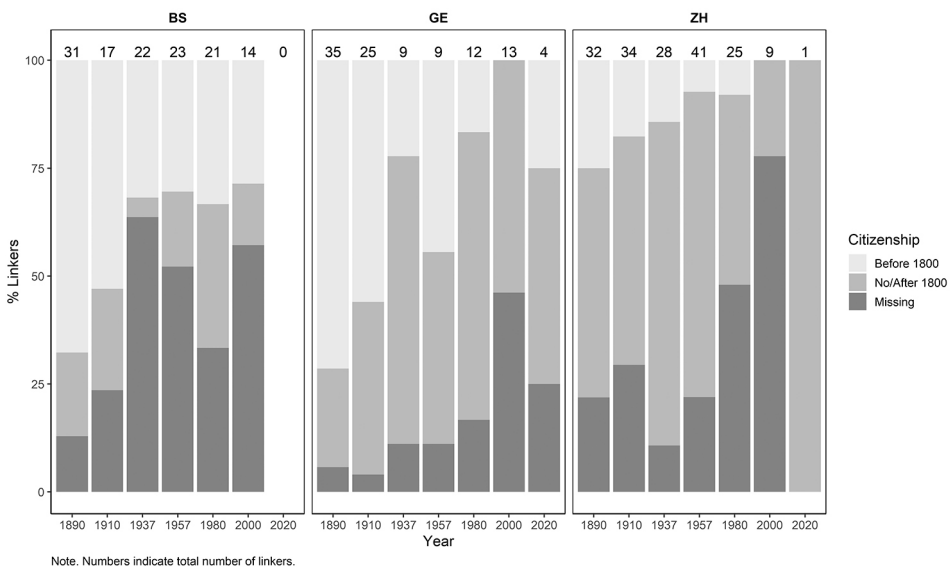


Figure 2: Local citizenship rights (before/after 1800)

What is clear is that the descendants of patrician families continue to be part of the core elite of these two city-regions – even two centuries after they formally lost their prerogatives in the city-states. This is in line with findings of Dronkers and Schijf et al., who show that descendants from noble families continued to play an important role among the Dutch elite throughout the 20th century. They argue that this group thrives to a significant degree on its »symbolic capital«, i.e. the reputati-

---

abundant and their names are rather well-known. The percentage of those who do have patrician family origins should thus be correct.

on that is attached to family name and origin, and hence are less dependent on personal qualities and achievements.<sup>43</sup>

For the city-region of Zurich, a different picture emerges. Here, patrician families »only« make up 25 % of the core elite in 1890, a number which gradually declines until patrician families are not involved in the core elite anymore by 2000. Zurich's core elite thus seems to have been more open to newcomers than those of Basel and Geneva. Or rather, the long-established families of Zurich faced higher pressure to share their power. This is also Sarasin's interpretation.<sup>44</sup> He argues that the patrician families in Basel were able to keep their grip on the city throughout the 19th century because they did not face competition from countryside elites in cantonal politics. This was the case in Zurich, where a conflict between the city and the countryside elite dominated the second half of the 19th century (which also transformed the political space of the canton; see below). Since the canton of Basel was divided into a city part and a country part in 1830, the patrician families were able to maintain their dominance in the city. This explanation can be extended to Geneva, which is also a city-state. There, too, the old elite did not face the same pressure to »open the city gates« as in Zurich.

The presence or absence of patrician families from the core elite also seems to coincide with the density of the local networks discussed above. In the city-regions of Basel and Geneva, the number of links per person is higher than in Zurich in 1890 but lower thereafter until 1980 (see Figure 1). One explanation for this might be that the long-established families in Basel and Geneva were still very successful at co-optation in 1890 and 1910 but were unable to fend off their competitors afterwards, leaving ties across organizations in decline. In Zurich, by contrast, this process already took place in the middle of the 19th century and competitors have been successfully integrated into the core.

Such an interpretation can be further consolidated by looking at the political power distribution. Figure 3 shows the percentage of linkers from three major party families holding political office in the three city-regions. Liberal-conservative parties comprise the members of the old patrician elite. They were critical of the nation-state's integration and advocate strong decentralization. The centre-right party family includes the parties in favour of the federal state and comprises the new bourgeois elite which emerged during the 19th century. Finally, the social democratic party family includes all parties that are associated with the workers' movement on the left.

---

43 *Dronkers*, Dutch Nobility; *Schijff/Dronkers/Van den Broeke-George*, High-Bourgeois Families. For a discussion of the notion of symbolic capital, see also *Michel Pinçon/Monique Pinçon-Charlot*, *Sociologie de la bourgeoisie*, Paris 2003, pp. 22–26.

44 *Sarasin*, *Stadt der Bürger*, p. 11.

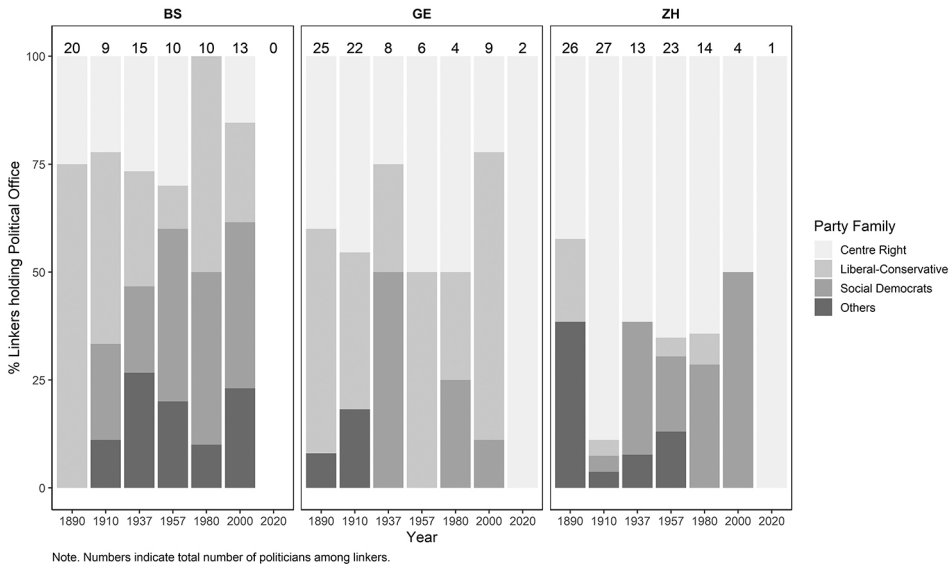


Figure 3: Partisanship of political office-holders

We can see that the liberal-conservatives were clearly the strongest party both in Basel and Geneva in 1890, whereas they were more marginal in Zurich.<sup>45</sup> Here, the centre-right dominated the political scene in 1890.<sup>46</sup> In all three city-regions, we can observe the rise of left linkers from 1910 to 1937 – a period in which the local parliaments of all three cities were in the hands of the socialists. In the 20th century, the centre-right dominates the core elite in Zurich, whereas liberal-conservatives maintain an important role in Basel and Geneva. Towards the end of the century, social democrats gain renewed access to the shrinking elite core of the three city-regions. Again, this is linked to a general increase of their political strength in these cities since the 1980s.

In sum, the profiles of the core elite of Basel, Geneva, and Zurich remained remarkably stable throughout the last 130 years. In all three city-regions, the typical linker is over 50 years old, male, university-educated, and a Swiss national. Moreover, in the city-regions of Basel and Geneva, he is also likely to belong to a patrician family that already was in power during the Ancien Régime – even if the dominance and overrepresentation of old patrician families progressively declined du-

<sup>45</sup> In Basel and Geneva, the liberal-conservative parties remained important and independent from the centre-right parties throughout the 20th century and only merged with the Liberal Democratic Party (centre-right) at the beginning of the 21st century, while in Zurich the liberal-conservative faction joined the Liberal Democratic Party early on.

<sup>46</sup> Again, an important caveat concerns missing information for Zurich in 1890. For this benchmark year, we do not know the political affiliation of 40 % of political office-holders (10 out of 26 individuals). Moreover, the results for the year 2020 again are not very meaningful since they only concern 2 individuals (Geneva) or 1 individual (Zurich).

ring the 20th century. That long-established families still play an important role in the city-regions of Basel and Geneva is also indicated by the strong position of »their« parties, the liberal-conservatives, in the political realm. The only clear transformation and opening of the elite core that we were able to observe is the inclusion of socialists.

### III. Conclusion: Three phases of local elite evolution

The starting point of this article was the observation that comparative and long-term studies of urban elites and elite networks are rare. Our analysis of local elites in the city-regions of Basel, Geneva, and Zurich reveals a continual disintegration of formal ties between occupants of positions of power from 1890 to 2020. At the same time, the profile of core elite members has remained remarkably stable throughout the last 130 years.

We can distinguish three different periods in the evolution of elite networks and profiles. First, for the period from 1890 to 1910 our analysis clearly shows the existence of a dense regional network, connecting the major local organizations of the economic, political, academic as well as cultural spheres in the three city-regions. This period is marked by the central and hegemonic position of descendants of old patrician families, who largely monopolize and cumulate power in various social spheres. This is particularly true for Basel and Geneva, where private banks play a key part, but less so for Zurich. These results confirm previous studies by Swiss historians, such as Tanner, Sarasin for Basel, and Perroux for Geneva.<sup>47</sup> At the same time, this period is also characterized by a first wave of the »internationalization« of members of the local elite in the academic and the economic sphere.

Second, after an initial decline in the density of the networks for Basel and Geneva between 1890 and 1910, the networks remain relatively stable until 1980, particularly in Zurich. During this period, the core elite is very homogenous in terms of age, gender, and nationality. At the same time, we can observe a decline of descendants from old patrician families and the inclusion of socialists among the core elite. These findings have mixed implications for questions of inequality and elite renewal. On the one hand, the clear decline of old patrician families and the accession of some socialists to the core elite shows that there is a certain elite renewal. On the other hand, women and immigrants remain excluded. Such a systematic exclusion of certain groups is problematic, since the local level can serve as an important entry point to elite networks at higher levels – particularly in decentralized systems such as Switzerland.

Third, and finally, since 1980, we can observe an accelerated reduction of the formal ties between urban elites. This development mirrors the evolution of the national company network since the 1990s.<sup>48</sup> Large local companies have progressively grown during the 20th century, and their scale of operations has moved far beyond

47 Tanner, *Arbeitsame Patrioten*; Sarasin, *Stadt der Bürger*; Perroux, *Elites bourgeoises de Genève*.

48 Davoine/Ginalski/Mach et al., *Globalization Processes*; David/Mach/Lüpold et al., *Forteresse des Alpes*.

the regional level – first to the national and then to the international level. While these multinational companies remained largely controlled by Swiss corporate elites until the 1980s, this has changed since the 1990s, when their top managers and BoDs have become increasingly international with fewer connections to their local environment. Starting with a clear localization of their activities in the three city-regions during the 19th century, it seems that the top levels of these large multinational companies no longer need to entertain formal ties with other local organizations – or at any rate accord no priority to doing so. The changing importance multinational companies attribute to the place where they are based needs further investigation.

Before concluding, we briefly highlight some limitations of our positional approach to elite identification and of the quantitative analysis. First, and most importantly, merely focusing on elite positions and multipositionality does not reveal the concrete actions and informal interactions of these individuals. We can assume that members of the same organization or governing body – such as the BoD of an enterprise – regularly interact, share common interests, and try to advance these shared interests. Yet it is beyond the scope of this paper to assess the validity of this assumption, as this would require a more qualitative and in-depth assessment of the behaviour of a much smaller group of persons.

A second caveat concerns the nature of the positions included in our analysis. Several represent full time occupations, such as being a university professor, a member of government, or an executive director of a company. As a result, holding two positions at the same time might be rather challenging for some individuals due to time constraints. Consequently, we probably somewhat underestimate the cohesiveness of local elites across different social spheres by our focus on formal positions of power. Moreover, this underestimation of elite cohesiveness might increase over time, due to the professionalization of certain positions and the additional time constraints associated with this development. A university professor in 1890 probably had more time to spare for other activities than a university professor in 2020. Still, most positions in our sample are not full-time positions, e. g. sitting on the board of a company, a cultural association, or a regional chamber of commerce, or being a local or regional lay or militia politician.

Finally, one might argue that the changing social prestige associated with a position over a certain period limits diachronic comparison. We can expect that social prestige forms part of the motivation to obtain and hold a certain position. Generally, local positions of power probably carried a higher prestige in 1890 than in 2020 and hence persons with a high social status would have been keener to occupy these positions in 1890 than in 2020. This in turn would lead to a higher cohesiveness of the network in 1890. Yet, this is not a methodological problem but an additional possible interpretation of our results: the positions we are looking at, as well as the formal functions they fulfil in society, remain the same throughout the period. Therefore, changes in social prestige of local elite positions might be another explanation for why we see a disintegration of local elite networks.

Notwithstanding these limitations, we can clearly observe a growing gap and disconnection between the central activities of elites of different social spheres, especially between the business world on one side and regional political life on the other

in the last 130 years. This sectionalization and detachment may have important consequences for regional power structures. On the one hand, it may be easier for newcomers to enter the stage and make their voice heard in local politics. On the other hand, this detachment may make it more difficult to engage in transsectoral collective action and tackle regional challenges effectively.

ALEXANDER MAYER

## Sozialer Aufstieg in der »Leistungsgesellschaft«

Eine praxistheoretische Perspektive auf die Geschichte meritokratischer Deutungsmuster sozialer Ungleichheit

Soziale Ungleichheiten können, so eine gängige Annahme soziologischer Gegenwartsdiagnosen, in der Moderne kaum mehr anders als durch den Verweis auf individuelle Leistungen legitimiert werden. Sighard Neckel und Kai Dröge zum Beispiel sehen das Leistungsprinzip (neben den Menschenrechten und der Anerkennung von Bedürftigkeit) als eine »Fundamentalnorm« im Selbstverständnis moderner Gesellschaften.<sup>1</sup> Uwe Schimank argumentiert, dass in der Moderne, nachdem alle »traditionellen Erklärungen sozialer Ungleichheiten als Legitimationsfiguren« weggefallen seien, lediglich der Rekurs auf unterschiedliche Leistungen als Begründung übrig bleibe.<sup>2</sup> Tatsächlich bestimmen meritokratische Argumente auch die Legitimationsstrategien und das Selbstverständnis gegenwärtiger Eliten.<sup>3</sup> In der Bundesrepublik ist dies verstärkt seit den 1980er-Jahren zu beobachten, als Liberale und Konservative begannen, auf eine Rehabilitierung des Eliten-Begriffs und die Förderung von Eliten durch das Bildungssystem hinzuwirken. Stets verwiesen sie darauf, dass es sich in einer demokratischen Gesellschaft nur um eine sozial offene »Leistungselite« handeln könne.<sup>4</sup>

Zugleich werten die einschlägigen soziologischen Arbeiten den Glauben an die Leistungsgesellschaft als »Mythos«, »Illusion« oder »Ideologie«. Denn meritokratische Deutungen sozialer Ungleichheit blenden fortbestehende Chancenungleichheiten aus, ignorieren die je nach sozialer Herkunft unterschiedlichen Ressourcen und gründen auf einem unterkomplexen Verständnis von Talent, das vernachlässige, wie sehr individuelle Leistungsfähigkeit ihrerseits sozial bedingt sei.<sup>5</sup> Hinzu kommt, dass der Glaube, Statusunterschiede seien meritokratisch begründet, zu einer He-

1 Sighard Neckel/Kai Dröge, Die Verdienste und ihr Preis. Leistung in der Marktgesellschaft, in: Axel Honneth (Hrsg.), Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 93–116.

2 Uwe Schimank, Leistung und Meritokratie in der Moderne, in: Sabine Reh/Norbert Ricken (Hrsg.), Leistung als Paradigma. Zur Entstehung und Transformation eines pädagogischen Konzepts, Wiesbaden 2018, S. 19–42. Es fragt sich allerdings, wie diese Annahme mit der Persistenz ideologischer Deutungen der Geschlechterverhältnisse zu vereinbaren ist.

3 Vgl. zum Beispiel Michael Hartmann, Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 15–20.

4 Vgl. Morten Reitmayer, Comeback der Elite. Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs, in: Meik Woyke (Hrsg.), Wandel des Politischen. Die Bundesrepublik Deutschland während der 1980er Jahre, Bonn 2013, S. 433–458.

5 Vgl. Jo Littler, Against Meritocracy. Culture, Power and Myths of Mobility, Abingdon/New York 2017; Stephen J. McNamee/Robert K. Miller, The Meritocracy Myth, Lanham 2014 (zuerst 2004); Hartmann, Der Mythos von den Leistungseliten; Cornelius Moriz, Ist jeder seines Glückes Schmied? Über den Mythos der modernen Leistungsgesellschaft, in: Leviathan 46, 2018, S. 109–134.

rabwürdigung der »Verlierer« führt und dadurch – wie Michael J. Sandel argumentiert – populistische Gegenbewegungen provoziert.<sup>6</sup>

Tatsächlich zeigen sozialwissenschaftliche Umfragen, dass in den westlichen Industrieländern jeweils eine deutliche Mehrheit der Menschen das Leistungsprinzip als Legitimationsgrundlage für soziale Ungleichheiten akzeptiert und individueller Leistung eine entscheidende Rolle für persönlichen Erfolg zuspricht.<sup>7</sup> Es erscheint plausibel, anzunehmen, dass derartige Überzeugungen wichtig für die langfristige Stabilität von Ungleichheitsregimen sind, zumal ein Zusammenhang zwischen individuellem Glauben an Leistungsgerechtigkeit und der Einstellung gegenüber Umverteilungsmaßnahmen länderübergreifend nachzuweisen ist.<sup>8</sup> Zudem untermauern meritokratische Deutungsmuster soziale Ungleichheiten nicht nur dadurch, dass sie auf rhetorischer Ebene als Legitimationsressource dienen, sondern auch, indem sie die sozial Benachteiligten auf individuelle Anstrengungen statt auf kollektives politisches Handeln (oder delinquentes Verhalten) verweisen. Derartige Effekte werden in der soziologischen Forschung vor allem unter der Perspektive der Subjektivierung analysiert und mit der Ausweitung von Markt- und Wettbewerbsmechanismen in Zusammenhang gebracht.<sup>9</sup>

Was die historische Einordnung angeht, begreifen die einschlägigen soziologischen Arbeiten die Dominanz meritokratischer Deutungsmuster auf abstrakter Ebene als Spezifikum »moderner« Gesellschaften, oder aber sie verorten die Ausbreitung solcher Ideologien und entsprechender Subjektivierungsmechanismen in der jüngeren Zeitgeschichte, nämlich als Folge neoliberaler Politik. Beides ist aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive unbefriedigend. Der Fokus auf den Neoliberalismus vernachlässigt, dass sich meritokratische Deutungsmuster bis in die Aufklärung zurückverfolgen lassen und in der Französischen und der Amerikanischen Revolution zuerst politisch wirksam wurden.<sup>10</sup> Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts bediente sich meritokratischer Legitimationsmuster, um das Projekt und die Realität der bürgerlichen Gesellschaft zu rechtfertigen, und verwies die Benachteiligten auf individuelle oder zivilgesellschaftlich unterstützte »Selbsthilfe«.<sup>11</sup> Modernisierungstheoretische Ansätze wiederum bieten keine hinreichende Erklärung

6 Vgl. *Michael J. Sandel*, *The Tyranny of Merit. What's Become of the Common Good?*, London 2020.

7 Vgl. zum Beispiel basierend auf Daten des International Social Survey Programme: *Jonathan J. B. Mijts*, *Visualizing Belief in Meritocracy, 1930–2010*, in: *Socius* 4, 2018, S. 1–2. Für Deutschland vgl. die Ergebnisse der ALLBUS-Erhebungen, URL: <<https://www.gesis.org/allbus/allbus>> [26.8.2021].

8 Vgl. *Efraín García-Sánchez/Danny Osborne/Guillermo B. Willis* u. a., *Attitudes towards Redistribution and the Interplay between Perceptions and Beliefs about Inequality*, in: *The British Journal of Social Psychology* 59, 2020, S. 111–136.

9 Vgl. zum Beispiel *Ulrich Bröckling*, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main 2007.

10 Vgl. zuletzt *Thomas Piketty*, *Kapital und Ideologie*, München 2020 (zuerst frz. 2019).

11 Vgl. *Pierre Rosanvallon*, *Die Gesellschaft der Gleichen*, Berlin 2017 (zuerst frz. 2011); *Dieter Langewiesche*, *Sozialer Liberalismus in Deutschland. Herkunft und Entwicklung im 19. Jahrhundert*, in: *Detlef Lehnert* (Hrsg.), *Sozialliberalismus in Europa. Herkunft und Entwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Wien 2012, S. 35–50; *Rita Aldenhoff-Hübinger*, *Das Selbsthilfemodell als liberale Antwort auf die soziale Frage im 19. Jahrhundert: Schulze-Delitzsch und die Genossenschaft*, in: *Karl Holl/Günter Trautmann/Hans Vorländer* (Hrsg.), *Sozialer Liberalismus*, Göttingen 1986, S. 57–69.



für die oft konfliktreiche Durchsetzung meritokratischer Prinzipien und übergehen zudem die Vielgestaltigkeit von meritokratischen Konzepten. Auf Letzteres macht die neuere kulturgeschichtliche Forschung aufmerksam, die zeigt, dass die Vorstellungen von individuellen Leistungen, Verdiensten, Talenten und Begabungen ebenso wie die Versuche ihrer Bestimmung und Messung eine komplexe Geschichte durchlaufen haben.<sup>12</sup>

Weitgehend ungeklärt ist allerdings, wie sich die Überzeugung, in einer meritokratischen Gesellschaft zu leben, sozial ausbreiten konnte, und inwieweit sie das Handeln und das Selbstverständnis von Angehörigen breiterer sozialer Gruppen beeinflusste. Im Folgenden soll eine neue Perspektive auf diese Frage entfaltet werden. Die zentrale These lautet: Um die Verbreitung des Meritokratieglaubens zu verstehen, ist es zielführend, einen kulturgeschichtlichen Blick einzunehmen und nach der Einbettung meritokratischer Deutungsmuster in soziale Praktiken zu fragen. Von besonderem Interesse sind dabei Praktiken des sozialen Aufstiegs in den unteren sozialen Schichten. Diese Perspektive soll zunächst theoretisch begründet werden, um darauf aufbauend einen geeigneten Begriff sozialer Praktiken zu entwickeln. Anschließend wird anhand von Beispielen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert das heuristische Potenzial des vorgestellten Ansatzes demonstriert. Als Quellengrundlage dienen 80 autobiografische Aufzeichnungen von Männern und Frauen aus den Unterschichten und der unteren Mittelschicht, die größtenteils zwischen 1850 und 1920 geboren wurden. Abschließend sollen die Befunde auf die Frage nach der meritokratischen Legitimation sozialer Ungleichheit zurückbezogen werden.

## I. Ein kulturhistorischer Ansatz

Soziale Ungleichheiten lassen sich nur dann durch meritokratische Argumente rechtfertigen, wenn sie plausibel als Ergebnis unterschiedlicher individueller Anstrengungen und Fähigkeiten verstanden werden können. Diese Interpretation gesellschaftlicher Verhältnisse muss auch und gerade die sozial Benachteiligten überzeugen, denen daraus kein unmittelbarer Vorteil erwächst. Für diese Menschen beinhalten meritokratische Gesellschaftsdeutungen aber zugleich das Versprechen, dass sozialer Aufstieg durch eigene Anstrengung zumindest prinzipiell möglich sei. Es ist also anzunehmen, dass meritokratische Ideologien umso überzeugender sind, je plausibler dieses Aufstiegsversprechen erscheint.

Allerdings zeigen sich weder in diachroner Betrachtung noch im synchronen Vergleich zwischen Gesellschaften unmittelbare Zusammenhänge zwischen sozialer Mobilität und dem Glauben an einen Aufstieg durch Leistung. So ist in der Mehrheit der OECD-Länder seit den 1980er- beziehungsweise seit den 1990er-Jahren ein markanter Anstieg im Glauben an die Realität der Leistungsgesellschaft zu ver-

<sup>12</sup> Vgl. vor allem *Nina Verheyen*, *Die Erfindung der Leistung*, München 2018; *Joseph F. Kett*, *Merit. The History of a Founding Ideal from the American Revolution to the Twenty-First Century*, Ithaca 2013; *John Carson*, *The Measure of Merit. Talents, Intelligence, and Inequality in the French and American Republics, 1750–1940*, Princeton 2006.

zeichnen, ohne dass dies durch höhere Aufstiegschancen zu begründen wäre.<sup>13</sup> In den USA wiederum sind meritokratische Deutungen besonders weit verbreitet, obwohl die Chancen auf soziale Mobilität nicht höher sind als in vergleichbaren Ländern. Allenfalls ließe sich der Glaube an den »American Dream« historisch erklären durch das vergleichsweise hohe Maß an sozialer Mobilität im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, zu dem die westeuropäischen Gesellschaften allerdings um die Mitte des letzten Jahrhunderts aufgeholt haben.<sup>14</sup> Diese Befunde zeigen jedenfalls, dass man die Verbreitung des Meritokratiegläubens nicht als unmittelbaren Effekt tatsächlich vorhandener sozialer Mobilität betrachten kann. Es handelt sich offenbar um ein Phänomen, das einer gewissen kulturellen Eigenlogik folgt, wenngleich es abwegig wäre, meritokratische Überzeugungen als völlig unabhängig von Prozessen sozialer Mobilität zu betrachten. Es wird im Folgenden daher darum gehen, unter Rückgriff auf kulturtheoretische Ansätze einen möglichen Zusammenhang zu konzeptualisieren und damit ein Erklärungsmuster für die Ausbreitung meritokratischer Deutungsmuster zu entwerfen.

Für eine kulturhistorische Perspektive sprechen auch forschungsstrategische Gesichtspunkte. Ein Forschungsansatz, der meritokratische Ideologien in erster Linie als Überzeugungen und Einstellungen erfassen will, stößt in der historischen Dimension schnell an Grenzen. Entsprechende demoskopische beziehungsweise sozialwissenschaftliche Daten reichen schlicht nicht weit genug zurück, um der Ausbreitung meritokratischer Deutungsmuster in den unteren sozialen Schichten nachzugehen. In der Bundesrepublik erfasste das Institut für Demoskopie Allensbach seit den 1950er-Jahren die Zustimmung zu den zwei entgegengesetzten Aussagen »Jeder ist seines Glückes Schmied, wer sich heute wirklich anstrengt, der kann es auch zu etwas bringen« und »Tatsächlich ist es so, dass die einen oben sind und die anderen sind unten und kommen bei den heutigen Verhältnissen auch nicht hoch, so sehr sie sich auch anstrengen«. Der Anteil der Befragten, die eher der ersten Option zustimmten, lag bereits 1955 bei 52 %, der Anteil derer, die eher der zweiten Aussage neigten, bei 35 %.<sup>15</sup> Auch soziologische Studien aus den 1950er- und 1960er-Jahren liefern Hinweise darauf, dass in dieser Zeit bei manchen Industriearbeitern eine Orientierung an sozialem Aufstieg anzutreffen war.<sup>16</sup> Um die Ursachen für die Ausbreitung meritokratischer Deutungsmuster in den unteren sozialen Schichten zu erforschen, ist es daher nötig, in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts und – wie im Folgenden deutlich werden wird – in das 19. Jahrhundert zurückzublicken, was zugleich eine andere Quellenbasis bedingt.

Ein weiterer Grund spricht dafür, die Geschichte meritokratischer Deutungsmuster aus einer anderen Perspektive als der sozialwissenschaftlichen Survey-Forschung in den Blick zu nehmen. Die Zustimmung zu meritokratischen Deutungen

13 Vgl. *Mijs*, *Visualizing Belief in Meritocracy*; OECD (Hrsg.), *A Broken Social Elevator? How to Promote Social Mobility*, Paris 2018.

14 Vgl. *Jason Long/Joseph Ferrie*, *Intergenerational Occupational Mobility in Great Britain and the United States since 1850*, in: *The American Economic Review* 103, 2013, S. 1109–1137.

15 Vgl. *Elisabeth Noelle-Neumann/Erich Peter Neumann* (Hrsg.), *Jahrbuch der öffentlichen Meinung*. 1957, Allensbach 1957, S. 125.

16 Vgl. *Heinrich Popitz/Hans Paul Bahrdt/Ernst August Jüres* u. a., *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters*. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957, S. 25.

sozialer Ungleichheit schwankt stark, je nachdem wie die Fragen beziehungsweise Aussagen formuliert sind. Wird nach den Ursachen für persönliches Vorankommen gefragt, dann sind zum Beispiel in einer aktuellen US-amerikanischen Umfrage deutlich mehr Menschen bereit, meritokratische Aussagen zu treffen, als wenn es um die Erklärung von Armut und Reichtum geht.<sup>17</sup> Dies schränkt einerseits die Möglichkeit des Vergleichs verschiedener Umfragen ein, zum anderen deutet sich damit ein noch grundlegenderes Problem an: Es stellt sich die Frage, wie relevant solche Bekenntnisse im Kontext von Umfragen oder schriftlichen Äußerungen eigentlich für die Alltagspraxis sind. Inwieweit darf man daraus auf entsprechendes Verhalten schließen? In welchen Verhaltensweisen schlagen sich meritokratische Überzeugungen nieder? Aus sozialwissenschaftlichen und sozialpsychologischen Studien ist bekannt, dass Menschen Gerechtigkeitsprinzipien oft situativ anwenden und je nach Kontext unterschiedliche Bewertungsmaßstäbe heranziehen.<sup>18</sup> Die Frage nach der Handlungsrelevanz stellt sich vor allem dann, wenn man die systemstabilisierende Funktion meritokratischer Deutungsmuster nicht allein auf rhetorischer Ebene verortet, sondern auch die subjektivierende Wirkung in den Blick bekommen will.

Diesen Problemen lässt sich begegnen, indem man nicht in erster Linie Überzeugungen und Einstellungen, sondern Handlungen beziehungsweise Praktiken in den Blick nimmt. Dafür spricht auch die Überlegung, dass meritokratische Deutungsmuster vor allem dadurch an Überzeugungskraft gewinnen, dass sie die soziale Praxis aus Sicht der Teilnehmenden plausibel deuten. Dazu müssen sie selbst in soziale Praktiken eingebettet sein oder doch zumindest an einzelne Aspekte solcher Praktiken komplexitätsreduzierend anschließen können. Begründen lässt sich diese Annahme im Kontext der praxistheoretischen Ansätze von Theodore Schatzki und Andreas Reckwitz.

Schatzki und Reckwitz gehen von der Grundannahme aus, dass sinnhaftes Handeln nur im Rahmen von sozialen Praktiken möglich ist. Unter einer sozialen Praktik versteht Schatzki »a temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings«. Hergestellt wird ein solcher Nexus in erster Linie durch »understandings«, das heißt durch ein intersubjektiv geteiltes Verständnis dessen, was in bestimmten Kontexten eine sinnvolle Handlung darstellt. Dabei handelt es sich nicht primär um deklaratives Wissen, sondern um ein Know-how, um die Fähigkeit, kontextbezogen adäquate Handlungen auszuführen, solche Handlungen aufseiten anderer Akteure zu identifizieren und auf sie angemessen zu reagieren. Erst vor dem Hintergrund dieses geteilten praktischen Wissens ist sinnvolles Handeln möglich. Außerdem werden Praktiken durch explizite Regeln und »teleoaffective structures« zusammengehalten. Unter Letzterem versteht Schatzki Ziele, Motive und Emotionen, die selbst nur im Rahmen von Praktiken zugeschrieben werden können, zugleich aber mitbestimmen, welche Handlungen ein Akteur in einer gegebene-

17 Vgl. *Sandel*, *The Tyranny of Merit*, S. 74.

18 Vgl. zum Beispiel *Wolfgang Menz*, *Das befremdliche Überleben der Leistungsgerechtigkeit. Zur Beharrlichkeit eines vielfach totgesagten normativen Prinzips*, in: *Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr/Klaus Dörre* u. a. (Hrsg.), *Leistung und Gerechtigkeit. Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus*, Weinheim/Basel 2017, S. 191–219.

nen Situation sinnvollerweise ausführen kann.<sup>19</sup> Schatzki und Reckwitz sind sich darin einig, dass auch sprachliche Äußerungen nur im Zusammenhang von sozialen Praktiken Sinn haben. Reckwitz folgert daraus, dass »Diskurse« als eine besondere Form von Praktiken zu konzeptualisieren sind. Um den Gegensatz von praxistheoretischen und diskursanalytischen Ansätzen zu überwinden, führt er den Begriff der »Praxis-/Diskursformationen« ein, der deutlich machen soll, dass man es bei Diskursen und Praktiken mit »zwei aneinander gekoppelte[n] Aggregatzustände[n] der materialen Existenz von kulturellen Wissensordnungen« zu tun habe.<sup>20</sup> Handlungswissen und deklaratives Wissen seien gleichermaßen durch kulturelle Codes strukturiert. In praktischen Handlungsvollzügen bleiben diese Unterscheidungen zwar in der Regel implizit, doch können sie grundsätzlich – zumindest ausschnittsweise – explizit gemacht werden.<sup>21</sup>

Insbesondere mit Blick auf industrielle Arbeitswelten ist ein solcher Begriff sozialer Praktiken für die historische Forschung nutzbar gemacht worden. So hat Thomas Welskopp gezeigt, dass es nötig ist, konkrete Arbeitsvollzüge zu analysieren, um erklären zu können, wie berufsbezogene Identitäten und daran anschließende Vorstellungen von Solidarität entstehen und handlungsleitende Wirkung entfalten.<sup>22</sup> Auch die Frage nach der Ausbreitung des Meritokratiegläubens sollte daher in die Frage nach der Entstehung und Verbreitung von entsprechenden sozialen Praktiken übersetzt werden. Wenn Begriffe wie »Leistung«, »Verdienst« und »Begabung« ebenso wie die Rede von sozialem Aufstieg nur im Zusammenhang von sozialen Praktiken und intersubjektiv geteiltem und in körperlichen Routinen eingelassenem Handlungswissen Sinn haben, dann gilt es zu erforschen, wie solche Praktiken entstanden, wie sie sich ausbreiteten und wer an ihnen partizipierte.<sup>23</sup>

Ein solcher praxistheoretischer Ansatz erlaubt es zudem, nach den kulturellen wie materiellen Voraussetzungen bestimmter Praktiken zu fragen und so zumindest indirekt zu klären, inwiefern meritokratische Deutungsmuster in bestimmten historischen Perioden überhaupt verbreitet sein und als Legitimationsbasis dienen konnten. Dazu ist ein Begriff sozialer Praktiken nötig, der es erlaubt, differenziert die Voraussetzungen von Praktiken zu benennen und damit die Rahmenbedingungen anzugeben, unter denen bestimmte Praktiken entstehen und sozial diffundieren können.

19 Theodore R. Schatzki, *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*, Cambridge/New York etc. 1996, S. 89.

20 Andreas Reckwitz, *Praktiken und Diskurse. Zur Logik von Praxis-/Diskursformationen*, in: ders. (Hrsg.), *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*, Bielefeld 2016, S. 49–66.

21 Vgl. ebd., S. 63.

22 Vgl. Thomas Welskopp, *Produktion als soziale Praxis. Praxeologische Perspektiven auf die Geschichte betrieblicher Arbeitsbeziehungen*, in: Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag u. a. (Hrsg.), *Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts*, Bonn 2015, S. 29–52. Zur theoretischen Grundlegung vgl. ders., *Unternehmen Praxisgeschichte. Historische Perspektiven auf Kapitalismus, Arbeit und Klassengesellschaft*, Tübingen 2014.

23 So verweist Nina Verheyen auf die Bedeutung von Wettbewerben und Prüfungen für die Entstehung des modernen Leistungsbegriffs, vgl. Nina Verheyen, *Die soziale Konstruktion individueller Leistung. Forschungsperspektiven zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaften*, in: *Neue Politische Literatur* 59, 2014, S. 63–87.

Zu diesem Zweck ist es nützlich – wie Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson vorschlagen –, Praktiken als Ensembles verschiedener Elemente zu begreifen, die im Vollzug einer Praktik von den Teilnehmenden zusammengebracht werden müssen.<sup>24</sup> Diese Elemente können in verschiedene Kategorien eingeteilt werden: Einerseits setzen Praktiken aufseiten der Teilnehmenden bestimmte Dispositionen voraus. Hier lassen sich »ein know how-Wissen, ein interpretatives Wissen sowie ein[] Komplex routinierter Motivationen und Affekte« unterscheiden.<sup>25</sup> Andererseits ist der Vollzug von Praktiken an materielle »Infrastrukturen« gebunden, das heißt an die Verfügbarkeit von bestimmten Dingen und deren räumliches Arrangement.<sup>26</sup> Alle diese Elemente werden ihrerseits durch Praktiken erzeugt. Teilweise bringen Praktiken ihre eigenen Elemente hervor, zum Beispiel durch Learning by Doing, teilweise sind dafür andere Praktiken nötig.<sup>27</sup>

Um die Diffusion einer Praktik zu erklären, muss daher zuerst gezeigt werden, inwieweit die vorausgesetzten Subjektdispositionen und Infrastrukturen zur Verfügung stehen. Daran anschließend ist zu rekonstruieren, wie potenzielle Teilnehmende zuerst in Kontakt mit dieser Praktik kommen und in sie eingeführt werden. Dies geschieht meist über bestehende soziale Netzwerke, die ihrerseits durch Praktiken hervorgebracht werden.<sup>28</sup> Darüber hinaus ist aber auch zu berücksichtigen, dass sich Praktiken wechselseitig behindern können. Dies kann dadurch geschehen, dass eine Praktik aufseiten ihrer Teilnehmenden Dispositionen hervorbringt, die für eine andere Praktik dysfunktional sind oder die Menschen davon abhält, daran überhaupt teilzunehmen. Praktiken können außerdem miteinander um materielle Ressourcen und um die Zeit der potenziell Teilnehmenden konkurrieren. Jede Praktik folgt ihren eigenen Rhythmen, gibt bestimmte Handlungssequenzen vor und beansprucht mehr oder weniger die Aufmerksamkeit ihrer Teilnehmenden für gewisse Zeitabschnitte.<sup>29</sup> Um die Diffusion und Persistenz von Praktiken zu erklären, müssen also mindestens diese vier Aspekte beachtet werden: Subjektdispositionen, Infrastrukturen, soziale Vermittlung und Temporalität. Die Entstehung und der Wandel von Praktiken wiederum sind in dem vorgeschlagenen begrifflichen Rahmen als Neukonfiguration oder Rekonfiguration von Elementen zu verstehen. Eine neue Praktik kann zum Beispiel dadurch entstehen, dass Menschen erworbene Kompetenzen in ungewohnten Kontexten wiederholt anwenden. Dabei ist davon auszugehen, dass die Elemente, die auf neue Weise kombiniert werden, ihrerseits nicht unverändert bleiben.

24 Vgl. *Elizabeth Shove/Mika Pantzar/Matt Watson*, *The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How It Changes*, Los Angeles 2012, S. 7 und 21.

25 *Andreas Reckwitz*, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006, S. 41.

26 *Robert Schmidt*, *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Berlin 2012, S. 62; vgl. auch *Shove/Pantzar/Watson*, *The Dynamics of Social Practice*, S. 23.

27 Vgl. ebd., S. 44–57.

28 Vgl. ebd., S. 67 f.

29 Vgl. ebd., S. 81–96 und 119–137.

## II. Praktiken des sozialen Aufstiegs im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

Der heuristische Nutzen des bisher entwickelten Begriffs sozialer Praktiken für eine Geschichte meritokratischer Deutungsmuster soll im Folgenden anhand von Beispielen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert demonstriert werden. In der Zeit zwischen den 1860er- und den 1920er-Jahren veränderte sich eine Reihe von relevanten Rahmenbedingungen für Praktiken des sozialen Aufstiegs. Der durch die Industrialisierung vorangetriebene wirtschaftliche Strukturwandel ließ ältere Wege des sozialen Aufstiegs aus den Unterschichten wie die handwerkliche und kleingewerbliche Selbstständigkeit mitunter prekär werden.<sup>30</sup> In der Industrie konnte die Lehre allerdings ihre Bedeutung für Aufstiege innerhalb der intern stratifizierten Arbeiterschaft behaupten. Es bildeten sich überdies Karrierewege im Betrieb heraus, die in selteneren Fällen bis in Angestelltenpositionen führen konnten.<sup>31</sup> Die wachsende Angestelltenschaft in Großbetrieben und im Dienstleistungsbereich, wie auch der expandierende öffentliche Sektor boten erreichbare, durch den Angestellten- oder Beamtenstatus und die »saubere« Arbeitsumgebung aber zugleich sozial herausgehobene Stellungen.<sup>32</sup> Insbesondere für Frauen aus den Unterschichten boten sich hier neue Beschäftigungsmöglichkeiten, die eine gewisse ökonomische Selbstständigkeit ermöglichten und vor allem eine attraktive Alternative zur Arbeit als Dienstmädchen oder in der Landwirtschaft darstellten, auch wenn die Aufstiegschancen bis in die Zwischenkriegszeit begrenzt blieben.<sup>33</sup> Der Wandel der Berufsstruktur führte zusammen mit der Expansion und Ausdifferenzierung des Bildungswesens dazu, dass formale Bildungsqualifikationen an Bedeutung gewannen. Mit der organisierten Arbeitsvermittlung, der Zunahme von Stellenausschreibungen und einer Flut an Ratgeberliteratur standen nun auch neue Informationsmedien über berufliche Chancen jenseits persönlicher Kontakte zur Verfügung.<sup>34</sup> Die Auseinandersetzung um eine soziale Öffnung des höheren Bildungswesens, in der sich Linksliberale und Sozialdemokraten hinter dem Motto »Freie Bahn dem Tüchtigen« versammelten, führte außerdem dazu, dass meritokratische Deutungsmuster in der politischen Öffentlichkeit des späten Kaiserreichs und der Weimarer Republik an Präsenz gewannen.<sup>35</sup>

30 Vgl. *Friedrich Lenger*, Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800, Frankfurt am Main 1988.

31 Vgl. *Jürgen Kocka*, Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse, Bonn 2015, S. 237–240.

32 Vgl. *Günther Schulz/Lothar Gall*, Die Angestellten seit dem 19. Jahrhundert, München 2000; *Jürgen Kocka*, Die Angestellten in der deutschen Geschichte, Göttingen 1981.

33 Vgl. *Helen Boak*, Women in the Weimar Republic, Manchester/New York 2013, S. 134–172.

34 Vgl. *Hans-Walter Schmuhl*, Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland 1871–2002. Zwischen Fürsorge, Hoheit und Markt, Nürnberg 2003; *Stephanie Kleiner/Robert Suter*, Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900–1940). Eine Einleitung, in: *Stephanie Kleiner/Robert Suter* (Hrsg.), Guter Rat. Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur 1900–1940, Berlin 2015, S. 9–40; *Rudolf Helmstetter*, Wille und Wege zum »Erfolg«. Zu den Anfängen der Erfolg-Propaganda in Deutschland, in: ebd., S. 61–92.

35 Vgl. *Alexander Mayer*, »Freie Bahn dem Tüchtigen« und »Aufstieg durch Bildung«. Soziale Mobilität als politisches Problem vom Vormärz bis zur Weimarer Republik, in: *HZ*, Bd. 312, 2021, S. 649–686.

Im Folgenden sollen zwei der genannten Aufstiegsmuster gegenübergestellt und auf ihre spezifische Struktur sowie auf ihre historischen Voraussetzungen hin analysiert werden: zum einen der im 19. Jahrhundert für breite Bevölkerungsgruppen relevante Weg in die handwerkliche Selbstständigkeit, zum anderen der »Aufstieg durch Bildung«, der in dieser Zeit bereits in Ansätzen vorzufinden ist, aber erst seit dem Ende des Jahrhunderts an Bedeutung gewann, bevor er im Laufe des 20. Jahrhunderts paradigmatisch für sozialen Aufstieg überhaupt wurde.

Als Quellengrundlage dient ein Korpus von 80 autobiografischen Schriften von Personen aus unterbürgerlichen Schichten, die überwiegend zwischen 1850 und 1920 geboren wurden.<sup>36</sup> Neben zeitgenössisch unter anderem von Paul Göhre und Adolf Levenstein veröffentlichten »Arbeitermemoiren« und den Autobiografien sozialdemokratischer Politikerinnen und Politiker<sup>37</sup> wird auch eine Reihe von 27 knappen Lebensbeschreibungen von Arbeiterinnen und Arbeitern sowie Handwerkern und Handwerkerinnen herangezogen, die bereits in den Jahren 1893 bis 1895 in der Zeitschrift »Ethische Kultur« erschienen, bisher von der Forschung aber nicht beachtet wurden. Diese Texte gingen aus einem Schreibauftrag hervor, den die Herausgeber der Zeitschrift an Arbeiterbildungsvereine verschickten. Der größte Teil der überlieferten autobiografischen Schriften aus unterbürgerlichen Schichten wurde allerdings für ein engeres privates Umfeld geschrieben und zeitgenössisch nicht veröffentlicht. Für diesen Beitrag wurden Texte aus den Beständen des Deutschen Tagebucharchivs (DTA) und der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien ausgewertet.<sup>38</sup> Neben den hier herangezogenen autobiografischen Schriften bieten sich insbesondere Tagebücher für eine praxistheoretische Analyse an, wie Peter-Paul Bänzigers Studie zu Subjektkulturen im Übergang zur modernen Arbeits- und Konsumgesellschaft zeigt.<sup>39</sup> Für die Generationen, die nach der Jahrhundertwende geboren wurden, stehen zudem lebensgeschichtliche Interviews aus soziologischen und geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojekten zur Verfügung.

Nur eine Minderheit der Autorinnen und Autoren der hier analysierten Ego-Dokumente erlebte einen nennenswerten sozialen Aufstieg. Dennoch liefern diese Quellen Aufschluss über die Entstehungsbedingungen von Aufstiegsorientierungen. Ein dominierendes Erzählprinzip dieser Texte besteht nämlich darin, Erwartungen, Ambitionen und Hoffnungen – sowohl die eigenen als auch die der Familie – mit

36 Zur Schreibpraxis dieser sozialen Gruppen vgl. *Klaus Bergmann*, *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der »kleinen Leute« und Außenseiter*, Wiesbaden 1991; *Martyn Lyons*, *The Writing Culture of Ordinary People in Europe, c. 1860–1920*, Cambridge 2012.

37 Vgl. die Bibliografien in *Wolfgang Emmerich*, *Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*, Reinbek 1975; *Anja Dörfer*, *Autobiographische Schriften deutscher Handwerker im 19. Jahrhundert*, Halle 1999; *Mary Jo Maynes*, *Taking the Hard Road. Life Course in French and German Workers' Autobiographies in the Era of Industrialization*, Chapel Hill 1995.

38 Zahlreiche Quellen der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen sind in den Bänden der Reihe »Damit es nicht verlorengelht...« ediert worden. Eine umfangreiche Sammlung unpublizierter Autobiografien findet sich außerdem im Walter-Kempowski-Archiv an der Akademie der Künste in Berlin.

39 Vgl. *Peter-Paul Bänziger*, *Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft, 1840–1940*, Göttingen 2020.

dem tatsächlichen Lebensverlauf zu kontrastieren. Der Vergleich einer größeren Zahl von Lebensbeschreibungen erlaubt es zudem, Faktoren zu identifizieren, die einer Ausprägung bestimmter Erwartungen entgegenstanden oder sie begünstigten. Dies soll im Folgenden anhand des oben entwickelten analytischen Schemas gezeigt werden.

### **Subjektdispositionen**

Zunächst ist zu fragen, mit welchen Konzepten des sozialen Aufstiegs die Praktiken verbunden waren, die auf einen Bildungsberuf oder auf die handwerkliche Selbstständigkeit abzielten. An welche Deutungsmuster sozialer Ungleichheit und an welche habitualisierten Unterscheidungen, Präferenzen und Motive konnten sie anschließen? Die handwerkliche Lehre versprach (zumindest in Handwerken mit fortbestehenden kleinbetrieblichen Strukturen) die Chance zum Aufstieg in die kleingewerbliche Selbstständigkeit. Auch wenn die ständischen Formen einer besonderen Ehrbarkeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verblassten, blieb diese Position mit Respektabilität verbunden, die sich in besserer Kleidung und tendenziell »nach unten« abgegrenzten Verkehrskreisen ausdrückte.<sup>40</sup> Attraktiv war für Unterschichtfamilien, die ihre Kinder in eine Lehre zu bringen suchten, vor allem die wahrgenommene Sicherheit des Handwerks.<sup>41</sup> Diese habitualisierte Präferenz für eine berechenbare und kontrollierbare Existenz wird vor allem angesichts der verbreiteten Prekarität und Instabilität der Arbeitsverhältnisse in den Unterschichten verständlich. Eine weitere zentrale Unterscheidung, die das Handwerk als Weg zu sozialem Aufstieg erscheinen ließ, war die nach »Reinlichkeit«. Das Handwerk wurde der schmutzigen und gesundheitsschädlichen Fabrikarbeit gegenübergestellt. Dies spiegelte sich auch in der Präferenz für eine Arbeit »in der Stube« wider.<sup>42</sup> Ebenso scheint sich das unterschiedliche Ansehen der verschiedenen Handwerke vor allem durch diese Kategorie, angewandt auf die jeweiligen Arbeitsplätze, Arbeitsverfahren und Materialien, zu erklären.<sup>43</sup>

Während folglich Praktiken, die auf eine handwerkliche Selbstständigkeit abzielten, an verbreitete Dispositionen in den Unterschichten anschließen konnten, war dies für Bildungsaufstiege nicht gleichermaßen der Fall. Solche Lebensverläufe unterblieben nicht allein wegen fehlender materieller Voraussetzungen und institutionellen Hindernissen, sondern teilweise auch aufgrund gegenläufiger Einstellungen und Deutungsmuster. Dass Schulen und Universitäten einen sozialen Aufstieg vermitteln könnten, war als Deutungsmuster in den unteren sozialen Schichten

40 Vgl. zum Beispiel *Carl Moszeik*, Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt, Berlin 1909, S. 2; *Karl Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, Kirchach-Villingen 1921 (zuerst 1911), S. 178.

41 Vgl. zum Beispiel *o. V.*, Lebensbilder. XVI. Von einem Schuhmacher, in: *Ethische Kultur* 2, 1894, S. 348–349; *Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 2 f.

42 *Bruno H. Bürgel*, Vom Arbeiter zum Astronomen. Der Aufstieg eines Lebenskämpfers, Berlin 1952, S. 26; *Moszeik*, Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau, S. 54.

43 Vgl. *Heinrich Hansjakob*, Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen, Freiburg im Breisgau 1960; *Lena Christ*, Erinnerungen einer Überflüssigen, München 1984 (zuerst 1912), S. 175; *Moszeik*, Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau, S. 54.



auch schon vor der Expansion des Bildungswesens gegen Ende des 19. Jahrhunderts anzutreffen. So reflektiert etwa der 1801 geborene Böttcher Carl Scholl in seinen Erinnerungen: »Nun ging meine Schulzeit [...] an. Ich war ein fleißiger Junge, ach, wenn sie nicht so oft unterbrochen wäre, hätte ich doch vielleicht eine andere Stellung in der Welt einnehmen können, aber es sollte nicht sein.«<sup>44</sup> Der 1864 in ärmlichen Verhältnissen in Nordböhmen geborene Wenzel Holek erinnert sich, sein Vater, ein Arbeiter, habe mit ihm, obwohl er selbst nur schlecht lesen und kaum schreiben konnte, bereits vor Schuleintritt das Lesen geübt und dabei oft beklagt, »daß er bessere Stellen hätte bekleiden können, wenn er nur im Lesen und Schreiben besser beschlagen gewesen wäre«.<sup>45</sup>

Formale Bildung erscheint hier als Ausweg aus einer Lage mit eng begrenzten Möglichkeiten. Genauso sind aber entgegengesetzte Deutungsmuster anzutreffen. Wo die Quellen den Zusammenhang von Bildung und sozialer Ungleichheit thematisieren, kommen häufig dichotome Kategorisierungen zum Tragen: Dem Herkunftsmilieu werden die »Studierten«, die Gebildeten, die Reichen, die »Herren« gegenübergestellt, die mit negativen Affekten besetzt sind. Der Geistliche und Schriftsteller Heinrich Hansjakob, der 1837 in Haslach im Schwarzwald geboren wurde, erinnert sich an einen Bäckermeister, »der seine Buben nicht einmal in die Schule schicken [wollte], weil er keine »Herren«, die er nicht leiden konnte, aus ihnen machen wollte und weil er glaubte, wer lesen und schreiben könne, sei schon ein halber Herr und taugte nichts mehr zur gewerblichen Arbeit«.<sup>46</sup> Peter Koppenhöfer, der dieses Phänomen für Baden im 19. Jahrhundert untersucht hat, führt diese Abgrenzung darauf zurück, dass der ländlichen Bevölkerung Gebildete vor allem in Autoritätspositionen wie etwa in Person des Beamten begegneten, die einerseits das eigene Leben erschwerten, andererseits eine Arbeit verrichteten, deren Inhalt und Sinn kaum verständlich waren, und die sie daher in den Verdacht setzten, gar nicht wirklich zu arbeiten.<sup>47</sup> Dass Bildung sozialen Aufstieg vermitteln konnte, war als Deutungsmuster also präsent, zugleich war dieser Statuswechsel allerdings oftmals negativ besetzt und wurde daher abgelehnt. Scholls alleinerziehende Mutter lehnte die Aussicht rundweg ab, ihr Sohn könnte mit finanzieller Unterstützung eines Gönners eine höhere Schule besuchen. Er lässt sie in seinen Erinnerungen entgegenen: »I, du möchtest wohl Student werden! Das fehlte mir noch! Ich habe mich für euch [die Geschwister] gequält, um aus euch tüchtige Handwerker zu erziehen.«

Diese habitualisierte Wertung lässt sich als eine Reaktion erklären, die angesichts der erfahrenen Herabwürdigung durch das Verhalten der oberen Klassen den eigenen Selbstwert behaupten sollte. Sie drückte sich wiederum in der eingeübten Un-

44 Vgl. *Carl Scholl*, Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, hrsg. v. *Marie Rehse-ner/Johanne Rehse-ner*, Stuttgart/Gotha 1922, S. 15. Verfasst wurden diese Erinnerungen laut den Herausgeberinnen bis 1881.

45 *Wenzel Holek*, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, hrsg. v. *Paul Göhre*, Jena 1909, S. 7.

46 *Hansjakob*, Aus meiner Jugendzeit, S. 32 f.; vgl. auch *Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 4 f.

47 Vgl. *Peter Koppenhöfer*, Bildung und Auslese. Untersuchungen zur sozialen Herkunft der höheren Schüler Badens 1834/36–1890, Weinheim/Basel 1980, S. 159–189; Analogien lassen sich auch noch im 20. Jahrhundert in der Einstellung mancher Arbeiter gegenüber den Angestellten in ihrem Betrieb finden, vgl. *Popitz/Bahrtdt/Jüres* u. a., Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, S. 113–115.

terscheidung zwischen Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit auf der einen Seite und Faulheit und Unbrauchbarkeit auf der anderen Seite aus. Der junge Carl Scholl muss sich nach jener Episode zu Hause und unter seinen Mitschülern den »Spottnamen ›Student‹« gefallen lassen: »War etwas nicht recht gethan, so war es immer der Student, der es gethan hatte.«<sup>48</sup> Auch die 1919 im ländlichen Oberösterreich geborene Theresia Egger schreibt über die Einstellung ihrer Zieheltern zur Schulbildung: »Da hieß es immer wieder: ›Du kannst ruhig sitzenbleiben. Im Leben ist nur der wichtig, der zur Arbeit tüchtig wird.‹«<sup>49</sup> Bis ins frühe 20. Jahrhundert ist in den Unterschichten und im alten Mittelstand das Deutungsmuster anzutreffen, die Schule vermittele kein Wissen, das für das berufliche Vorankommen der Kinder nützlich sei.<sup>50</sup> Die kulturelle Distanz zu den »Gebildeten« drückte sich zum Teil auch in der Abwertung von Schulbildung und den damit verbundenen Verhaltensweisen aus. Seine Adoptivmutter, so der 1875 geborene populärwissenschaftliche Schriftsteller Bruno Hans Bürgel, habe auf seinen und des Adoptivvaters Leseeifer mit Unverständnis reagiert. Man könne »über all die Bücher mit den verrückten Zahlen seinen Verstand verlieren.«<sup>51</sup> Auch Wenzel Holek legt in seinen Erinnerungen seiner Mutter folgenden Satz in den Mund: »Wer viel lernt und studiert, der wird verrückt, kommt ins Narrenhaus.«<sup>52</sup> Auf seine Versuche, zu Hause zu lernen und den durch Arbeit versäumten Schulstoff nachzuholen, habe sie mit wütender Ablehnung reagiert.

Divergierende habituelle Dispositionen schürten also Konflikte, die sowohl zwischen den Elternteilen als auch zwischen Eltern und Kindern aufbrachen. Hinzu kam, dass auch die Präferenz für Sicherheit auf eine handwerkliche Lehre für die Kinder hinauslief, ganz im Gegensatz zu einer Bildungskarriere, die mit allzu vielen Unbekannten und Unwägbarkeiten verbunden war.<sup>53</sup> Damit sich die Praktik des Bildungsaufstiegs ausbreiten konnte, mussten daher nicht nur finanzielle Hürden abgebaut werden, sondern auch die kulturelle Kluft zwischen »Studierten« und der übrigen Bevölkerung verkleinert werden. Dies geschah vermutlich in dem Maße, in dem das allgemeine Bildungsniveau anstieg und auch die Angehörigen der unteren Schichten in ihrem Berufsleben Tätigkeiten kennenlernten, die gewisse Bildungsqualifikationen erforderten. Auch dass ein gutes Volksschulzeugnis zur Voraussetzung für eine Lehrstelle wurde, wie es für die Zeit ab den späten 1920er-Jahren berichtet wird, dürfte zu einem Bedeutungsgewinn von Schulbildung in den Augen breiter sozialer Schichten beigetragen haben.<sup>54</sup>

48 Vgl. Scholl, Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, S. 30 f.

49 Therese Weber (Hrsg.), Mägdle. Lebenserinnerungen an die Dienstbotenzeit bei Bauern, Wien 1987 (zuerst 1985), S. 158.

50 Vgl. zum Beispiel DTA, SIG 2592-1, S. 2; Max Brockelmann in Adolf Levenstein (Hrsg.), Proletariats Jugendjahre, Berlin 1910, S. 75.

51 Bürgel, Vom Arbeiter zum Astronomen, S. 42.

52 Holek, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, S. 33; vgl. auch Julius Bruhns, »Es klingt im Sturm ein altes Lied! –«. Aus der Jugendzeit der Sozialdemokratie, Stuttgart/Berlin 1921, S. 11.

53 Vgl. zum Beispiel Ernst, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 2 f.

54 Vgl. zum Beispiel Peter Gutschner (Hrsg.), »Ja, was wissen denn die Großen ...«. Arbeiterkindheit in Stadt und Land, Wien 1998, S. 158.

Welche individuellen Verhaltensweisen waren nun aber nötig, um an diesen Praktiken des sozialen Aufstiegs partizipieren zu können, und wie wurden die entsprechenden Kompetenzen angeeignet? Der Aufstieg in die handwerkliche Selbstständigkeit setzte im Verständnis der Teilnehmenden neben den entsprechenden fachlichen Qualitäten, die durch Einweisung und Learning by Doing erworben wurden, vor allem Fleiß und Sparsamkeit voraus. Letzteres war gerade für diejenigen entscheidend, die nicht auf die Übernahme des elterlichen Betriebes rechnen konnten, für die also das Handwerk einen Aufstieg vermitteln sollte. Der Bäckergehilfe und spätere Priester Karl Ernst (geb. 1859) hebt in seinen Erinnerungen das Beispiel eines Meisters hervor, »der durch Strebsamkeit, Fleiß und weise Sparsamkeit es zu etwas gebracht hatte«. <sup>55</sup> An anderer Stelle reflektiert er, am wichtigsten für die »Selbständigmachung« sei das Sparen. Man solle den angehenden Handwerkern vermitteln, »wie selbsterspartes Geld Vertrauen weckt, Kredit bringt und dazu verhilft[,] ein eigenes Geschäft zu pachten oder zu kaufen«. <sup>56</sup> Auffällig ist, dass in den Erinnerungen aufstiegsorientierter Personen Löhne, Ausgaben und ersparte Geldbeträge stets exakt beziffert werden, was darauf schließen lässt, dass diese Menschen über ihre finanziellen Verhältnisse Buch geführt hatten oder es zumindest gewohnt waren, darauf einen kalkulierenden Blick zu richten. Fleiß und Sparsamkeit sind dabei mit starken Wertungen besetzt, die sich auch in sozialen Abgrenzungen und Abwertungen niederschlagen. Dies zeigt auch, dass es sich um eine Disposition handelte, die in vielen Alltagssituationen immer wieder aktiviert werden musste, um mit allgegenwärtigen Praktiken des Vergnügens und den damit verbundenen Erwartungen anderer zu brechen. <sup>57</sup> Zu betonen ist allerdings auch, dass das Sparen in den Unterschichten im 19. Jahrhundert durchaus verbreitet war, wenn auch meist nur zur Vorsorge für Lebensrisiken, für anstehende Anschaffungen und für die Gründung eines eigenen Hausstands. <sup>58</sup> Fleiß und Sparsamkeit spielten in den Erziehungspraktiken mancher Familien aus den unteren Schichten eine wichtige Rolle. <sup>59</sup> Der Aufstieg in die handwerkliche Selbstständigkeit knüpfte folglich an Dispositionen an, die bereits im Elternhaus eingeübt wurden.

Anders stand es, wie bereits gezeigt, um manche Dispositionen, die für eine Bildungskarriere nötig waren. Allerdings schufen die Praktiken des Schulunterrichts diese Dispositionen zum Teil selbst. In den Volksschulen war es üblich, dass die Sitzordnung der Schülerinnen und Schüler deren Leistungen im jeweiligen Fach wider-

---

55 Ebd., S. 9.

56 Ebd., S. 328.

57 Vgl. ebd., S. 285; *Bürgel*, Vom Arbeiter zum Astronomen, S. 30–34; *Marie Sans Gène*, Jugenderinnerungen eines armen Dienstmädchens, Bremen 1974 (zuerst 1906), S. 119 f; DTA, SIG 2644-1, S. 6.

58 Vgl. *Josef Wysocki*, Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der deutschen Sparkassen im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1980.

59 Vgl. zum Beispiel *Eugen Bleuler*, Duldern. Aus der Lebensbeschreibung einer Armen, München 1910, S. 17 und 28; *Sans Gène*, Jugenderinnerungen eines armen Dienstmädchens, S. 21; *Holek*, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, S. 195; *Moszeik*, Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau, S. 34.

spiegelte und dass diese Rangfolge in ständigem Fluss war.<sup>60</sup> Auf diese Weise übten die Kinder ein praktisches Verständnis von Meritokratie ein, das fortwährenden Vergleich und Wettbewerb in schulischen Leistungen mit symbolischen Belohnungen und einer hierarchischen Ordnung verband. Diese Praktik scheint – freilich neben Frustration und Missgunst – zumindest bei den begabteren Schülerinnen und Schülern, zu denen die Autobiografinnen und -grafen meist zählten, Ehrgeiz und Stolz erzeugt zu haben. Dass die Mehrzahl der autobiografischen Quellen, egal wie knapp sie gehalten sind, diese schulische Rangfolge erwähnt, unterstreicht deren Bedeutung für die Sozialisation. Ebenso konnte die besondere Aufmerksamkeit von Lehrern als Auszeichnung für besondere schulische Leistungen verstanden werden.<sup>61</sup> Die beschriebenen Konflikte innerhalb der Familien erklären sich zum Teil eben daraus, dass die Schulen den Kindern, die entsprechende Fähigkeiten mitbrachten, Dispositionen einprägten, die über das Herkunftsmilieu hinauswiesen. Selbst Autobiografinnen und -grafen aus den ärmlichsten Verhältnissen, die nur dürftige Volks- oder Armenschulen besucht hatten, berichten von unerfüllten Wünschen nach Bildungsberufen wie dem des Lehrers.<sup>62</sup> Eine nicht zu unterschätzende Rolle dürften dabei die Ermutigungen durch Lehrer gespielt haben, die sich nicht selten selbst als Bildungsaufsteiger begriffen.<sup>63</sup> Die Kompetenzen, die sich in schulischen Erfolgen, den entsprechenden Affekten und Motivationen und schließlich in seltenen Fällen in Bildungsaufstiegen niederschlugen, wurden in manchen Fällen aber auch durch Praktiken in den Familien gestützt und entwickelt, nämlich einerseits durch das Bibellesen in protestantischen Milieus, andererseits durch das Vorlesen von Büchern oder Zeitungen bei der Heimarbeit, Letzteres insbesondere befördert durch die Arbeiterbewegung.<sup>64</sup> Es ist anzunehmen, dass solche Alltagspraktiken ein wichtiges Fundament für die Ausbreitung von Praktiken des Bildungsaufstiegs legten.

### **Soziale Vermittlung und Netzwerke**

Für die Frage nach der Verbreitung von Aufstiegspraktiken ist entscheidend, wie neue Teilnehmende in diese Praktiken eingeführt wurden. Zu analysieren ist außerdem, inwiefern diese Aufstiegspraktiken zu ihrer gelingenden Ausführung Netz-

60 Vgl. zum Beispiel *Karl Fischer*, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, hrsg. v. *Paul Göhre*, Leipzig 1903, S. 43 und 90; *Otto Richter*, Lebensfreuden eines Arbeiterkindes. Jugenderinnerungen, Dresden 1919, S. 58; *Wilhelm Bock*, Im Dienste der Freiheit. Freud und Leid aus sechs Jahrzehnten Kampf und Aufstieg, Gotha 2018 (zuerst 1927), S. 23.

61 Vgl. zum Beispiel *Bruhns*, »Es klingt im Sturm ein altes Lied! –«, S. 18 f.

62 Vgl. zum Beispiel *o. V.*, Lebensbilder. III. Von einem Holzbildhauer, in: *Ethische Kultur* 1, 1893, S. 331–332; *o. V.*, Lebensbilder. XVI; *Felix Renker*, Lebensbilder. XI. Von einem Buchbinder (Felix Renker in Leipzig-Connewitz), in: *Ethische Kultur* 2, 1894, S. 229–231.

63 Zum Selbstverständnis von Volksschullehrern vgl. *Hildegard Stratmann*, Lehrer werden. Berufliche Sozialisation in der Volksschullehrer-Ausbildung in Westfalen (1870–1914), Münster 2006.

64 Vgl. zum Beispiel *Richter*, Lebensfreuden eines Arbeiterkindes, S. 12; *Scholl*, Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, S. 20; *Fischer*, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, S. 31; *Bürgel*, Vom Arbeiter zum Astronomen, S. 15; *Bock*, Im Dienste der Freiheit, S. 23.

werke und das Zusammenspiel von Menschen in unterschiedlichen Rollen erforderten. Für Jugendliche, die nicht im elterlichen Betrieb eine Lehre antraten, erfolgte der Eintritt in das Handwerk üblicherweise dadurch, dass die Eltern bei einem Meister oder einer Meisterin um die Aufnahme als Lehrling baten und dabei die Modalitäten aushandelten. Dies stellte für weite soziale Kreise kein großes Hindernis dar, da die Angehörigen des kleingewerblichen Mittelstands und Familien aus unteren Schichten durch verschiedenste Alltagspraktiken miteinander vernetzt waren, sodass einerseits das nötige Wissen über die Praktiken des Handwerks weit verbreitet gewesen sein dürfte, andererseits Informationen über offene Stellen zirkulieren konnten. Bekannte und Verwandte spielten hierbei oft eine Rolle als Vermittler.<sup>65</sup> Allerdings ist davon auszugehen, dass die Eltern den Eindruck der Respektabilität vermitteln mussten, gewissermaßen als Garantie für die Anstellbarkeit ihrer Kinder, und dass Unterschichtfamilien sich daher wohl kaum eine Lehre bei den angesehensten Meistern sichern konnten. Gerade wenn sie kein Lehrgeld zahlen konnten oder wollten, gerieten sie vermutlich eher an die Betriebe, die ihre Lehrlinge vor allem als billige Arbeitskräfte nutzten – mit entsprechenden Folgen für deren Qualifikation.<sup>66</sup>

Was die Aufnahme von Bildungskarrieren angeht, spielten vor allem Volksschullehrer und Pfarrer als Vermittler zwischen Herkunftsmilieu und Bildungswesen eine entscheidende Rolle. Sie zeigten begabten Kindern und ihren Eltern oft überhaupt erst die vorhandenen Möglichkeiten auf und konnten bei den notwendigen Schritten wie etwa dem Gesuch um eine Freistelle oder ein Stipendium behilflich sein. Außerdem erteilten sie teils gegen Geld, teils uneigennützig Privatstunden und vermittelten den Schülerinnen und Schülern die nötigen Kompetenzen für den Übertritt auf eine höhere Schule.<sup>67</sup> Karl Ernst berichtet zum Beispiel, er habe zusammen mit »andern besseren Schülern besondere Stunden von einem Lehrer erhalten, welcher so Anregung zu weiterem Streben bieten wollte«.<sup>68</sup> Nicht wenigen Lehrern und Pfarrern dürfte der eigene Lebensweg diese Rolle nahegelegt haben, handelte es sich doch um die Berufe, die im 19. Jahrhundert am ehesten für Bildungsaufsteiger zugänglich waren. Auch andere Bekannte konnten diese Vermittlungsfunktion übernehmen. So lag es nach Moritz Bromme vor allem an einem gebildeten jungen Mann, der als Kostgänger bei seinen Eltern lebte, dass diese ihn trotz der Schulgebühren eine Bürgerschule besuchen ließen.<sup>69</sup> Der spätere Archivar und Historiker Otto Richter, dessen Bildungslaufbahn zunächst an den für die Familie unerschwinglichen Kosten scheiterte, berichtet von einer hilfreichen Zufallsbekanntschaft mit einem Gymnasiallehrer, dem seinerseits nur durch autodidaktische Fortbildung und die Hilfe eines Studenten ein Bildungsaufstieg geglückt war.<sup>70</sup>

65 Vgl. zum Beispiel *Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 1–3 und 6.

66 Vgl. o. V., Lebensbilder. III; DTA, SIG 3677-1, S. 2 f.

67 Vgl. zum Beispiel DTA, SIG 3112-2, S. 41.

68 *Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 2. Vgl. auch o. V., Lebensbilder XXIII. Von einem Fabrikarbeiter, in: Ethische Kultur 3, 1895, S. 132–133; *Bock*, Im Dienste der Freiheit, S. 22; *Holek*, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, S. 50.

69 Vgl. *Moritz William Theodor Bromme*, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, Frankfurt am Main 1971 (zuerst 1905), S. 50.

70 Vgl. *Richter*, Lebensfreuden eines Arbeiterkindes, S. 118.

Sowohl der Aufstieg in die handwerkliche Selbstständigkeit als auch der Bildungsaufstieg waren im 19. und frühen 20. Jahrhundert kaum anders denn als Familienprojekte zu bewerkstelligen. Über die Vermittlung der entsprechenden Dispositionen hinaus mussten die Familien auf einen Zuverdienst durch die Kinder verzichten, was einen Bruch mit den allgemein verbreiteten Praktiken der Familienökonomie bedeutete. Gerade die kostspieligen und langwierigen Bildungskarrieren erforderten Sparsamkeit und den Verzicht auf manche Freizeitaktivitäten in den Herkunftsfamilien. Wie Heidi Rosenbaum gezeigt hat, suchten manche aufstiegsorientierte Arbeiterfamilien daher bereits in der Zeit des Kaiserreichs ihre Kinderzahl zu begrenzen, um diese Bildungsinvestitionen stemmen zu können.<sup>71</sup>

### **Temporalitäten**

Nicht zuletzt die spezifische Zeitstruktur von Bildungskarrieren beschränkte die Ausbreitung dieses Aufstiegsmodells im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Diese stand nämlich in Konflikt mit weitverbreiteten Praktiken, die sowohl im ländlich-agrarischen Milieu als auch in Arbeiterfamilien die Einführung der Kinder in die Erwerbsarbeit prägten. In beiden Kontexten erfolgte der Eintritt in den Beruf in der Regel nicht erst mit dem Ende der Schulpflicht, sondern die Kinder wurden bereits Jahre zuvor an die künftige Erwerbsarbeit herangeführt, indem sie Hilfsarbeiten für die Eltern erledigten oder Gelegenheitsarbeiten übernahmen, nicht selten im selben Betrieb wie ihre Väter und Mütter. Der Übergang verlief graduell, wobei besonders in der Landwirtschaft in dieser Zeit bereits Kompetenzen für die spätere Tätigkeit erworben wurden. Hinzu kamen Arbeiten wie das Sammeln von Brennholz und die Beaufsichtigung von Geschwistern. Auch wenn die Schulpflicht zunehmend strikter durchgesetzt wurde, behinderten solche Praktiken doch immer noch das Lernen jenseits des obligatorischen Schulbesuchs, bisweilen aber auch den Schulunterricht, wenn die Kinder schlicht zu ermüdet waren, um folgen zu können.<sup>72</sup> Zudem entstanden auf diese Weise Pfadabhängigkeiten, die nur schwer zu durchbrechen waren. Ein solcher Bruch war nicht ohne die entsprechenden Dispositionen aufseiten der Eltern und materiellen Verzicht der Familie möglich.

Hinzu kam, dass Bildungsaufstiege es nötig machten, über lange Dauer kontinuierlich hohe zeitliche und materielle Ressourcen einzusetzen. Dies verschärfte sich noch bei universitären Bildungswegen, wo die zyklisch wiederkehrende »Überfüllung« akademischer Berufe zu Wartezeiten vor dem Eintritt in die Erwerbstätigkeit führte.<sup>73</sup> Diese Zeitstruktur machte Bildungsbiografien äußerst anfällig für Zwischenfälle und Schicksalsschläge wie Arbeitslosigkeit und Invalidität oder für Pflegebedürftigkeit und Tod von Familienangehörigen, auf die – mangels anderweitiger

71 Vgl. Heidi Rosenbaum, *Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*, Frankfurt am Main 1992, S. 269–272.

72 Vgl. zum Beispiel Heinrich Krahn in *Levenstein*, *Proletariers Jugendjahre*, S. 84; DTA, SIG 3418-1, S. 10; o. V., *Lebensbilder. I. Von einem Schriftsetzer*, in: *Ethische Kultur* 1, 1893, S. 264–265.

73 Vgl. Hartmut Titzte, *Der Akademikerzyklus. Historische Untersuchungen über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren*, Göttingen 1990.

Absicherung – in der Regel mit Praktiken reagiert wurde, die den Einsatz der Arbeitskraft von Familienmitgliedern erforderten und so zum Abbruch der Bildungskarrieren führen konnten, die wegen ihrer institutionalisierten Zeitstruktur nicht einfach wieder aufzunehmen waren.<sup>74</sup> Das Wissen um diese Zeithorizonte, die mit den vielfältigen Unsicherheiten des Lebens in den Unterschichten in Konflikt standen, trug aller Wahrscheinlichkeit nach dazu bei, dass die habitualisierte Präferenz für Sicherheit aufseiten der Eltern solche Spekulationen auf die Zukunft von vornherein ausschloss.

Das Handwerk bot zwar einen institutionalisierten Rahmen für die Progression über Lehre und Gesellenzeit auf, doch blieb der Aufstieg zu einem eigenen Betrieb schwer berechenbar, da er – für diejenigen, die kein Erbe antraten – von günstigen Umständen abhing: die Möglichkeit zur Einheirat in eine Handwerkerfamilie oder Angebote zur Übernahme oder Pacht eines Betriebes. Um solche Opportunitäten nutzen zu können – »seine Stunde« nicht zu verpassen<sup>75</sup> –, war es nötig, zu sparen, die eigenen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und das eigene Ansehen zu pflegen. Entsprechende Verhaltensweisen mussten ständig aktiviert werden, ohne dass der angestrebte Erfolg letztlich sicher war.

### **Materielle Infrastrukturen**

Damit soziale Praktiken ausgeübt werden können, ist fast immer mehr als die Anwesenheit der teilnehmenden Personen nötig. Praktiken sind in vielfältiger Weise auf materielle Gegebenheiten angewiesen. Nötig sind, im Fall der beiden Beispiele, offensichtlich handwerkliche Betriebe und Schulen, verstanden als materielle Infrastrukturen. In dieser Hinsicht zeigt sich der Aufstieg in die handwerkliche Selbstständigkeit als deutlich weniger voraussetzungsreich. Denn solange höhere Schulen für weite Teile der Bevölkerung nicht im täglichen Verkehr erreichbar waren, bedeutete die Entscheidung für eine Bildungskarriere zugleich, dass die Kinder in einer Stadt untergebracht und gepflegt werden mussten. Selbst wo dies über Verwandte organisiert werden konnte, entstanden dadurch zusätzliche Kosten.<sup>76</sup> Zwar waren auch Handwerksbetriebe, je nach Branche, lokal oder regional konzentriert. Solange aber die Lehrlinge im Meisterhaushalt unterkamen, war dies weit weniger problematisch. Das Lehrgeld konnte jedoch ein Hindernis darstellen: Laut manchen Autobiografen war eine handwerkliche Lehre für ihre Familien finanziell nicht zu stemmen.<sup>77</sup> In anderen Fällen konnte das Lehrgeld durch eine längere Lehrzeit kompensiert werden.<sup>78</sup> Zum Teil waren auch ein Kostgeld oder ein Lehrlingslohn, die von manchen Betrieben bezahlt wurden, ein Grund dafür, dass Familien ihre Kinder in ein bestimmtes Handwerk schickten. Es ist anzunehmen, dass diese Lehr-

74 Vgl. *Bromme*, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters; *Holek*, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, S. 22 und 32.

75 *Ernst*, Aus dem Leben eines Handwerksburschen, S. 19.

76 Vgl. *Hansjakob*, Aus meiner Jugendzeit, S. 267 f.

77 Vgl. zum Beispiel o. V., Lebensbilder. XIV. Von einem Bergmann, in: *Ethische Kultur* 2, 1894, S. 284–285.

78 Vgl. *Bock*, Im Dienste der Freiheit, S. 23; *Bruhns*, »Es klingt im Sturm ein altes Lied! –«, S. 21.

linge tendenziell nicht in die einträglichsten und zukunftssichersten Handwerkszweige gerieten und auch nicht die beste Lehre erhielten.<sup>79</sup>

Lokale Gegebenheiten und insbesondere die regionale Wirtschaftsstruktur spielten auch insofern eine Rolle, als sie Praktiken des Berufseinstiegs und der Arbeitssuche prägten, die bestimmte Formen und Wege des sozialen Aufstiegs von vornherein unwahrscheinlich machten. Ob in den Familien überhaupt ein Entscheidungsprozess über den künftigen Beruf der Kinder stattfand, hing nicht zuletzt davon ab, welche Möglichkeiten sich vor Ort boten und vertraut waren. So wird in den Erinnerungen der Kinder von Mägden, Knechten und Häuslern in agrarisch und kleinbäuerlich geprägten Regionen bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein der Übergang in den Gesindedienst als Selbstverständlichkeit beschrieben, die keiner Erklärung durch Rekurs auf Motive und Überlegungen bedurfte.<sup>80</sup> Es handelte sich schlicht um die einzige bekannte Praktik, die im lokalen Kontext für die Unterbringung und Verpflegung der Heranwachsenden sorgte. Sich selbst Berufswünsche zuzuschreiben und Ziele wie Chancen abzuwägen und zu diskutieren, wurde im Kontext von sozialen Praktiken erlernt, die sich wiederum nur auf Basis bestimmter materieller Infrastrukturen ausbreiten konnten. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung neuer Informationsmedien deutlich, die das Wissen um Möglichkeiten zu einem gewissen Grad von persönlichen Netzwerken und lokalen Kontexten entkoppelten. Dies zeigt sich am Beispiel Moritz Brommes, dem die Bürgerschule und der Umgang mit Klassenkameraden aus besser situierten Familien eine Bildungsneigung vermittelt hatten, dessen weitere Bildungskarriere aber an den finanziellen Möglichkeiten der Eltern scheiterte. Über Zeitungen – die Zeitungslektüre war ihm durch das sozialdemokratische Engagement des Vaters vertraut – erfuhr der in der Kleinstadt Schmölln wohnende Bromme um 1890 von offenen Lehrstellen bei Buchhändlern in Leipzig, was ihm die Perspektive gab, seiner Leidenschaft für Bücher auf diesem Weg nachzugehen.<sup>81</sup>

Auch die Wohnverhältnisse konnten die Ausbreitung von aufstiegsorientierten Praktiken befördern oder behindern. So hat Jonathan Rose für die englische *working class* gezeigt, dass der beengte Wohnraum, in dem zugleich gearbeitet, gekocht und gespielt wurde, nicht nur die Konzentration auf schulische Aufgaben erschwerte. Vielmehr wurde unter diesen Umständen der Versuch, still zu lesen und zu lernen, häufig als Störung des Familienlebens empfunden und misstrauisch beäugt – selbst in Familien, in denen gegenseitiges Vorlesen durchaus üblich war.<sup>82</sup> Gerade die fehlenden Rückzugsräume spitzten habituell begründete Konflikte über den Stellenwert der Schulbildung zu. Wenzel Holek schreibt über seine Mutter, wenn er versucht habe, sich zu Hause für die Schule vorzubereiten, »hinderte und wehrte sie mich, meine Schulsachen auf den Tisch zu legen und Aufgaben zu machen. [...]

79 Vgl. Renker, Lebensbilder; o. V., Lebensbilder. III; o. V., Lebensbilder. X. Von einer Feilenhauerin, Gattin des obigen, in: Ethische Kultur 2, 1894, S. 205–206.

80 Vgl. die Ego-Dokumente in Weber, Mägde; dies. (Hrsg.), Häuslerkindheit. Autobiographische Erzählungen, Wien 1984; Norbert Ortmayr (Hrsg.), Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen, Wien 1992.

81 Vgl. Bromme, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, S. 88.

82 Vgl. Jonathan Rose, The Intellectual Life of the British Working Classes, New Haven 2001, S. 86–89.



Brauchte ich manchmal ein bißchen mehr Platz und legte meine Schulsachen auseinander, da schrie und drohte sie mir, die Partessen (so nannte sie die Schulbücher) vom Tische zu werfen.«<sup>83</sup> Insbesondere dort, wo das Haus oder die Wohnung zugleich Arbeitsort war, mussten die Praktiken des schulischen Lernens prekär bleiben. So erinnert sich etwa die 1915 in Oberösterreich als Tochter von Kleinbauern geborene Elisabeth Nagl: »Daheim gab es kaum Zeit und Gelegenheit zum Lernen. Oft ging ich von der Schule heim, mit dem Buch in der Hand, um mir ein aufgetragenes Gedicht oder ein Stück im Katechismus einzustudieren.«<sup>84</sup> Umgekehrt sollte die Bedeutung sozial durchmischter Wohnbezirke für die Entstehung von Aufstiegs-motivationen und die Verbreitung von Wissen über Praktiken, die bestimmte soziale Positionen vermittelten, nicht unterschätzt werden.

## Fazit

Ziel dieses Beitrags war es, eine Forschungsperspektive zu entfalten, die es erlaubt, zu erklären, wie meritokratische Deutungsmuster sozialer Ungleichheit sich ausbreiten, Überzeugungskraft gewinnen und letztlich als Basis für Legitimationsstrategien dienen konnten. Dazu, so die These, müssen vor allem Praktiken in den Blick genommen werden, die aus zeitgenössischer Perspektive zu sozialem Aufstieg verhelfen sollten, da Diskurse und Deutungsmuster nicht losgelöst von Praktiken betrachtet werden können. Um die Ausbreitung solcher Aufstiegspraktiken, mit denen meritokratische Deutungsmuster potenziell in breiteren sozialen Gruppen Fuß fassen, zu erklären, gilt es vor allem, vier Analyseebenen zu berücksichtigen: erstens die Dispositionen, das heißt die Kompetenzen und habitualisierten Motive, die es möglich und wahrscheinlich machen, dass Menschen an einer Praktik teilnehmen; zweitens die sozialen Netzwerke, über die sich solche Praktiken ausbreiten; drittens die Zeitstrukturen, die mit darüber entscheiden, ob sich solche Aufstiegspraktiken in den Lebensvollzügen bestimmter sozialer Gruppen einpassen können; und viertens die notwendigen materiellen Infrastrukturen.

Es zeigte sich, dass die Grundlagen für Praktiken, die eine kleingewerbliche Selbstständigkeit vermitteln sollten, im späten 19. Jahrhundert weit verbreitet waren. Sie konnten an Dispositionen anschließen, die sich auch in den Unterschichten ausbildeten, insbesondere eine habitualisierte Wertschätzung von Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Sicherheit und »sauberen«, »gesunden« Arbeitsbedingungen. Das Lehrgeld und Verdienstauffälle für die Familie konnten, vor allem in Kombination mit angebotsarmen lokalen Wirtschaftsstrukturen, durchaus eine Hürde darstellen. Da sich die kleingewerbliche untere Mittelschicht kulturell und sozial nicht so scharf von den Unterschichten abhob wie die »gebildeten Stände«, war das Handwerk als Weg zu sozialem Aufstieg doch weithin im Bewusstsein verankert, selbst wenn diese Möglichkeit aus materiellen Gründen nicht realisiert werden konnte.

83 *Holek*, Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters, S. 33; ähnlich Max Brockelmann in *Levenstein*, Proletariers Jugendjahre, S. 45.

84 *Weber*, Häuslerkindheit, S. 81; vgl. auch *dies.*, Mägde, S. 179 f.

Anders stand es um Bildungsaufstiege, die seit der Wende zum 20. Jahrhundert ins Zentrum der Debatten über soziale Mobilität rückten. Zwar ist in den Unterschichten des 19. Jahrhunderts durchaus das Deutungsmuster anzutreffen, schulische Bildung vermittele Berufs- und Aufstiegschancen, und auch die schulische Sozialisation sowie Interventionen von Intermediären wie Volksschullehrern und Pfarrern vermittelten meritokratische Dispositionen. Die Ausbreitung entsprechender Aufstiegspraktiken blieb allerdings aus mehreren Gründen begrenzt. Neben strukturellen und finanziellen Hindernissen im Schulsystem wirkten dem auch verbreitete Praktiken des Berufseinstiegs und eine habituelle Abneigung aufseiten der Eltern entgegen.

Was bedeutet dies nun für die Frage nach der Verbreitung meritokratischer Deutungsmuster sozialer Ungleichheit und ihre legitimatorische Funktion? Aller Wahrscheinlichkeit nach trifft der gelernte Schuhmacher und spätere sozialdemokratische Politiker Wilhelm Bock die Einstellungen zumindest eines kleineren Teils der Unterschichten, wenn er in seinen Erinnerungen resümiert:

»Der Liberalismus phantasierte, daß nun [nach Durchsetzung von Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, A. M.] ein jeder Mensch sein Geschäft betreiben könne, wo und wie er wolle. Wie oft mußten wir hören, daß jeder seines Glückes Schmied sei, daß jeder ein wohlhabender Mensch werden könne. Lange, lange Jahre dauerte es, bis der Proletarier den Glauben an diese Phantastereien verlor, die ein Hemmnis waren für den Siegeszug des Sozialismus [...].«<sup>85</sup>

Das liberale Aufstiegsversprechen, das Fleiß, Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Mäßigung als Voraussetzungen für ein wirtschaftliches Auskommen darstellte und das gegen Rufe nach staatlichen Eingriffen und gegen die gefürchtete soziale Revolution gerichtet war, konnte an Praktiken der unteren sozialen Schichten anknüpfen.<sup>86</sup> Die Ego-Dokumente legen sogar nahe, dass es sich bei diesen in Legitimationsdiskursen beschworenen Tugenden nicht, wie oft angenommen, um genuin bürgerliche Werte handelte, sondern um solche, die auch in der Kultur unterbürgerlicher Schichten verankert waren. Die am weitesten verbreiteten Aufstiegspraktiken im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert drehten sich jedoch nur um soziale Mobilität über kurze und mittlere Distanz, um einen Weg in die untere Mittelschicht, ein sicheres Auskommen, erträgliche Arbeitsbedingungen und Ansehen im eigenen Milieu. Das Bemühen um einen Aufstieg in kleingewerbliche Selbstständigkeit konnte durchaus mit dichotomen Gesellschaftsbildern einhergehen, die das vertraute Milieu, innerhalb dessen soziale Mobilität als realistisch gesehen wurde, scharf von den »Reichen«, den »Gebildeten« abgrenzte. Als Basis für die Legitimation von Elitepositionen waren diese Praktiken daher kaum geeignet. Dass das Schulwesen selbst meritokratische Deutungsmuster vermittelte und einübte, dürfte angesichts der fortbestehenden Hürden und der oftmals abgebrochenen Bildungskarrieren eher zu einer Delegitimierung sozialer Ungleichheit beigetragen haben. Dies zeigt sich daran, dass sich die Sozialdemokratie die zuerst von manchen Liberalen formulier-

85 Bock, *Im Dienste der Freiheit*, S. 34.

86 Vgl. als bekannte Beispiele: *Friedrich Harkort*, Brief an die Arbeiter, Berlin 1849 (»Bienenkorb-Brief«); *Herman Schulze-Delitzsch*, Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus. Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiterverein, Leipzig 1863.

te Kritik des Bildungssystems aneignete, diese als Kritik am »Bildungsprivileg« der besitzenden Klassen zuspitzte und sich auf kommunaler Ebene bereits im späten 19. Jahrhundert für mehr soziale Durchlässigkeit einsetzte. Deutungsmuster, die soziale Ungleichheit mit individuellem Verdienst verknüpften, konnten daher in dieser Zeit nur begrenzt zur Legitimierung, sehr wohl aber zur Kritik der bestehenden Verhältnisse genutzt werden.



HABBO KNOCH / ENNO SCHWANKE / KERSTIN THIELER

**»Gesamtpersönlichkeit« statt »Elite«**Die Studienstiftung des deutschen Volkes und die Begabtenförderung im 20. Jahrhundert<sup>1</sup>

Wie nicht zuletzt die Kritik an der »Exzellenzinitiative« für das deutsche Universitätssystem seit Mitte der 2000er-Jahre gezeigt hat, stehen konzertierte Maßnahmen, die auf eine Förderung von Hochbegabungen und Spitzenleistungen im Bereich von Wissenschaft und Bildung abzielen, in Deutschland unter einem besonderen Legitimationsbedarf.<sup>2</sup> Von »Elite« wird dabei kaum gern gesprochen, und sie fördern zu wollen, ist in der Regel kein explizit genanntes Ziel. Mit dem Begriff werden vielfach Abgeschlossenheit, Intransparenz, Selbstrekrutierung und abgehobene, »elitäre« Verhaltensweisen assoziiert. Diese Vorbehalte spiegeln zum einen die vor allem seit den 1960er-Jahren unternommenen Bestrebungen wider, das Bildungswesen zu demokratisieren. Sie speisen sich aber auch aus den negativen Erfahrungen mit autoritären und totalitären Formen des Elitedenkens im 20. Jahrhundert, was nach 1945 zunächst zur fast gänzlichen Vermeidung des Begriffs »Elite« in der Bundesrepublik beigetragen hat.<sup>3</sup> Die Skepsis reicht jedoch bis in das 19. Jahrhundert zurück: Die Herausbildung der modernen, hochgradig stratifizierten Leistungsgesellschaft ging in Deutschland – auch als Abgrenzung zu Frankreich oder Großbritannien – mit einer Semantik einher, die von Begriffen wie Bürgerlichkeit, Bildung oder Begabung getragen wurde.

Auch in der im Folgenden untersuchten Studienstiftung des deutschen Volkes wird nicht programmatisch von einem Beitrag zur Elitenbildung als Zielsetzung gesprochen, sondern die Persönlichkeitsbildung in den Vordergrund gerückt. Allerdings ist ein Verzicht auf den Elite-Begriff kein Ausweis dafür, dass die akademische Begabtenförderung nicht dennoch zur Herausbildung und Prägung von Eliten beigetragen hat, wie sie historisch und soziologisch begriffen und analysiert werden können. Ungeachtet ihrer Bewertung und den mit ihr verbundenen Absichten findet Elitenbildung nicht nur dann statt, wenn von ihr gesprochen wird. Deshalb ist nach dem bislang in der Forschung zu wenig beleuchteten Zusammenhang zwischen Idee, Praxis und Wirkungen der schulischen, akademischen und beruflichen Begabtenförderung, wie sie sich seit dem frühen 20. Jahrhundert immer mehr etabliert hat, und der Herausbildung moderner Funktionseleiten zu fragen. Im Folgen-

1 Der vorliegende Artikel ist im Zusammenhang des aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung über die Studienstiftung geförderten, unabhängigen Forschungsprojekts »Kontinuität und Diskontinuität in der Entwicklung der Studienstiftung angesichts der Systembrüche 1933 und 1945« entstanden. Wir danken den Peer-Reviewern und der Redaktion des »Archivs für Sozialgeschichte« sowie den Projektbegleitenden in der Studienstiftung für zahlreiche weiterführende Hinweise zu diesem Beitrag sowie den Angehörigen des Wissenschaftlichen Beirats des Projekts und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern mehrerer Diskussionsrunden im Rahmen der Studienstiftung für konstruktive Diskussionen des Gesamtprojekts.

2 Vgl. exemplarisch *Richard Münch*, Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, Frankfurt am Main 2007.

3 Vgl. *Morten Reitmayer*, Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik, München 2009.

den geschieht dies vor allem anhand von Leitkonzepten und Auswahlkriterien der Studienstiftung des deutschen Volkes, wie sie im Zuge ihrer zweifachen Gründungsgeschichte 1924 und 1948 formuliert worden sind.

Der Beitrag orientiert sich an der seit den 1960er-Jahren formulierten soziologischen Lesart der Elitenbildung in Deutschland im 20. Jahrhundert als einer Transformation von einer ständisch und männlich geprägten, sozial weitgehend geschlossenen Führungsschicht, die im Wesentlichen auf dem Habitus und Charisma einer herkunftsbedingten Zugehörigkeit zu Adel oder Bürgertum beruhte, zu einer demokratischen Funktionselite.<sup>4</sup> Im Unterschied zum Konzept der Machtelite, das eine oligarchische Herrschaft der Wenigen über die Gesellschaft unabhängig von deren politischer Organisationsform postuliert und kritisch in den 1950er-Jahren vor allem von C. Wright Mills entwickelt worden ist<sup>5</sup>, haben Angehörige der Funktionseelite nach der Definition von Hans-Peter Dreitzel »kraft ihrer Positions-Rolle die Macht oder den Einfluss [...], über ihre Gruppenbelange hinaus zur Erhaltung oder Veränderung der Sozialstruktur und der sie tragenden Normen unmittelbar beizutragen« oder können »auf Grund ihres Prestiges eine Vorbildrolle« spielen, »die über ihre Gruppe hinaus das Verhalten anderer normativ mitbestimmt.«<sup>6</sup> Dies wiederum ist nicht an Herrschaft im engeren Sinne der Machtelite, sondern an Qualitäten gebunden, die häufig unter dem Rubrum der »Persönlichkeit« gebündelt werden und nicht in fachspezifischen Leistungsmerkmalen aufgehen.

Dieses Modell der Funktionseelite weist drei wesentliche Merkmale auf: Erstens spiegelt ihre historische Entstehung im 20. Jahrhundert einen Prozess der Differenzierung von Funktionen und Strukturen in der modernen hochindustriellen Gesellschaft wider, die mit zunehmenden Führungsaufgaben in heterogenen Handlungsfeldern einhergehen. Zweitens impliziert der damit verbundene Personal- und Kompetenzbedarf eine grundsätzliche soziale Offenheit für die Übernahme solcher Funktionen und damit verbundene Aufstiegswege, sodass Funktionseeliten hinsichtlich der Herkunft ihrer Mitglieder die vorherigen Grenzen der ständisch geprägten, aber auch der bürgerlichen Ordnung sprengen. Drittens haben Leistung und eine darauf bezogene Rekrutierung, Auswahl und Bewährung grundsätzlich zunehmend an Bedeutung gewonnen, konkurrieren dabei aber mit Bedingungen wie sozialer und ethnischer Herkunft, Vernetzungskapital oder habituellen Erkennungsmerkmalen.<sup>7</sup> Da sich dieser multifaktorielle Charakter besser mit dem Konzept der Funktionseelite abbilden lässt, entspricht er der sozialen Realität eher als der Begriff der Leistungseelite.

4 Zeitgenössisch maßgeblich dafür vor allem *Otto Stammer*, Das Elitenproblem in der Demokratie, in: *Schmollers Jahrbuch* 71, 1951, S. 1–28; *Wolfgang Schluchter*, Der Elitebegriff als soziologische Kategorie, in: *KZfSS* 15, 1963, S. 233–256; *Ralf Dahrendorf*, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965; *Wolfgang Zapf*, Wandlungen der demokratischen Elite. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919–1961, München 1965.

5 Vgl. *Charles Wright Mills*, *The Power Elite*, New York 1956.

6 *Hans-Peter Dreitzel*, Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse, Stuttgart 1962, S. 93. Vgl. *Morten Reitmayer*, Eliten, Machteliten, Funktionseeliten, Elitenwechsel, Version 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.1.2010, URL: < <https://docupedia.de/zg/Eliten> > [15.9.2021].

7 Neben *Reitmayer*, *Eliten, Machteliten, Funktionseeliten, Elitenwechsel*, vgl. *ders.*, *Elite*; *Michael Hartmann*, *Elitesozilogie. Eine Einführung*, Frankfurt am Main/New York 2004.

Kritiker des Konzepts der Funktionselite verweisen zum einen auf theoretische wie empirische Defizite, um den tatsächlichen Zusammenhang der verschiedenen Faktoren im Zuge der Entstehung oder gezielten Förderung von Funktionseliten besser zu verstehen. Die Elitenforschung sieht sich dabei dem Dilemma ausgesetzt, einerseits mit einem fruchtbaren Begriff zu arbeiten, der zugleich vielfältig pejorativ besetzt ist, andererseits mit den Funktionseliten einen Gegenstand zu untersuchen, der durch eine gewisse Unschärfe seiner sozialen Reichweite und von Zugehörigkeiten und Abgrenzungen gekennzeichnet ist. Zum anderen wird auf eine bis in die Gegenwart fortbestehende mangelnde Durchlässigkeit der sozialen Führungsgruppen verwiesen. Der Soziologe Michael Hartmann betont eine nach wie vor hohe Selbstrekrutierung aus den sozialen Oberschichten besonders im Bereich der Wirtschaft, die dem Kriterium der sozialen Offenheit widerspricht. Zugleich hat er in der Wissenschaft wie auch in der Politik und der öffentlichen Verwaltung eine vergleichsweise größere, sektoral unterschiedlich begründbare Aufstiegs offenheit festgestellt.<sup>8</sup>

In diesem öffentlichen Spannungsfeld bewegt sich auch die akademische, vorrangig aus staatlichen Mitteln finanzierte Begabtenförderung.<sup>9</sup> Während sich in Frankreich oder Großbritannien ein System aus hochgradig rekrutierungsbedingenden Eliteinstitutionen im Bildungswesen entwickelt hat, fand im Unterschied dazu in Deutschland gerade die Begabtenförderung seit der Weimarer Republik neben dem Instrument der Promotion als wegweisendem Bildungspatent eine besondere Ausprägung. Anknüpfend an die 1920er-Jahre etablierte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs innerhalb eines Jahrzehnts ein im internationalen Vergleich einmaliges System aus Begabtenförderungswerken. Zunächst wurden 1948 die Studienstiftung des deutschen Volkes und die Friedrich-Ebert-Stiftung, die allerdings erst seit 1954 in ihrer heutigen Form besteht, erneut gegründet. Beide waren bereits 1925 entstanden und im Nationalsozialismus eingegliedert beziehungsweise aufgelöst worden.<sup>10</sup> Ebenfalls 1948 wurde das Evangelische Studienwerk Villigst e. V. ins Leben gerufen. Mitte der 1950er-Jahre folgten weitere parteinahe und konfessionsgebundene Stiftungen – die 1964 in Konrad-Adenauer-Stiftung umbenannte »Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsförderung« (1955), das Bischöfliche Cusanuswerk und die Friedrich-Naumann-Stiftung (beide 1956).

Die in den folgenden Jahrzehnten analog zu den steigenden Studierendenzahlen quantitativ ausgebauten staatliche Begabtenförderung, die mit der Gründung weiterer Fördereinrichtungen einherging, ermöglicht die Zuwendung von Steuermitteln an Studierende und Promovierende über rechtlich selbstständige Vereine. Sie stellt

8 Michael Hartmann, *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*, Frankfurt am Main/New York 2002. Vgl. aber auch *Morten Reitmayer*, *Comeback der Elite. Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs*, in: Afs 52, 2012, S. 433–458.

9 Für 2019 weist die Studienstiftung Einnahmen von öffentlichen Geldgebern in Höhe von 116,1 Millionen Euro (95,7 %) sowie von Stiftungen und aus privater Hand in Höhe von 5,2 Millionen Euro (4,3 %) aus. Vgl. Studienstiftung des deutschen Volkes (Hrsg.), *Jahresbericht 2019*, Bonn 2020, S. 275f.

10 Bezüglich der Studienstiftung wird hier zwischen der »Weimarer« und der »Bonner« Studienstiftung unterschieden, um mit dieser Bezeichnung auf die Rolle von Kontinuitäten und Diskontinuitäten aufmerksam zu machen.

eine Verbindung aus einer überparteilichen und politisch wie religiös unabhängigen Fördereinrichtung – der Studienstiftung – und parteigebundenen sowie konfessionsnahen Stiftungen dar. Überraschenderweise ist die Funktion der Begabtenförderung als Scharnier für den Prozess der Herausbildung und Differenzierung von Funktionseliten – auch angesichts der starken Resonanz, die etwa Pierre Bourdieus Analysen des Zusammenhangs von sozialer Ungleichheit und dem französischen Bildungssystem erfahren haben – von der historischen Forschung oder den empirischen Sozialwissenschaften bislang kaum thematisiert worden. Erst in jüngerer Zeit findet der Kontext dieser Förderung mit den Begabungsdebatten, die seit dem Ersten Weltkrieg in Deutschland geführt wurden, eine gewisse Aufmerksamkeit.<sup>11</sup> Zum Förderwesen selbst liegen hingegen bislang kaum systematische Untersuchungen vor.<sup>12</sup> Ebenso ist über die historischen Effekte der akademischen Begabtenförderung, die seit ihren Anfängen etwa 1 bis 2 % der jeweils Studierenden erreicht hat, nur wenig bekannt.<sup>13</sup>

Für die akademische Begabtenförderung ist jedoch insbesondere aufgrund ihrer Unterstützungsleistungen, ihres angestrebten Beitrags zur Persönlichkeitsbildung, des Reputationsgewinns für die Geförderten und des zusätzlichen sozialen Kapitals der Netzwerkbildung ein wesentlicher Anteil bei der Herausbildung von Funktionseliten anzunehmen. Im Rahmen dieses Beitrags kann gleichwohl aufgrund des Forschungsstands der konkrete soziale Zusammenhang von Begabtenförderung und Elitenbildung für die Studienstiftung oder darüber hinaus der Aspekt von »Bildungskarrieren« nicht auf einer empirischen Basis analysiert werden. Für die hier untersuchte Phase bis 1970 muss insofern die Frage offenbleiben, inwieweit die Begabtenförderung konkret mit Gewinnen oder Verlusten an sozialer Durchlässigkeit verbunden war und die von Dreitzel benannten Kriterien der normativen Mitbestimmung, der sektoralen Elitenbildung und der Orientierung an Leistung und Persönlichkeit erfüllt wurden. Auch die Untersuchung der konkreten Umsetzungen von Auswahlkriterien, die programmatisch der Arbeit der Studienstiftung in den 1920er-Jahren und in der Nachkriegszeit zugrunde lagen, anhand von Auswahlverfahren muss einer gesonderten Untersuchung vorbehalten bleiben.

Die akademische Begabtenförderung ist jedoch insbesondere durch ihre Unterstützungsleistungen, den angestrebten Beitrag zur Persönlichkeitsbildung, den Reputationsgewinn und die Netzwerkbildung nicht nur fraglos ein wesentlicher Faktor der Elitenbildung, sondern auch ein ergiebiges Prisma zeitgenössischer Debatten über Gesellschaftsmodelle im Horizont der Transformation politischer Ordnungen vom späten Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. Im folgenden Beitrag wird deshalb anhand der beiden Gründungsgeschichten der Studienstiftung des deutschen Volkes und ihrer zwischenzeitlichen Überführung in die nationalsozialis-

11 Vgl. *Constantin Goschler/Till Kössler* (Hrsg.), *Vererbung oder Umwelt? Ungleichheit zwischen Natur und Gesellschaft seit 1945*, Göttingen 2016.

12 Vgl. aber *Arne Böker*, *Über die Rechtfertigung von Begabtenförderung. Eine Diskursanalyse am Beispiel der Studienstiftung des deutschen Volkes*, Wiesbaden 2021.

13 2018 erhielten in der Bundesrepublik 57.300 Studierende und damit 2 % aller Immatrikulierten eine akademische Begabtenförderung. Während etwa die Hälfte davon auf das 2011 eingeführte und seitdem stark ausgebaut »Deutschlandstipendium« entfiel, verteilten sich die übrigen Geförderten auf insgesamt 13 organisatorisch eigenständige Begabtenförderungswerke.



tische Reichsförderung des Reichsstudentenwerks vor allem nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten von Leitkonzepten der akademischen Begabtenförderung gefragt. Dabei weisen die 1920er-Jahre und die Nachkriegszeit bis in die 1960er-Jahre eine grundlegende Gemeinsamkeit auf: Ein innovatives, mehrstufig organisiertes Auswahlverfahren wurde mit relativ vagen Eignungskriterien verbunden, die aber als Voraussetzung für das erwartete Leistungspotenzial wesentliche Merkmale des bildungsbürgerlichen Habitus anlegten. Da die Geförderten immer stärker aus den neuen Mittelschichten stammten, sollte dies zu deren normativen Einschließung in die sozialen Eliten beitragen, deren Homogenität sich aufgrund des stetig wachsenden Bedarfs an funktional differenziertem Führungspersonal bereits seit der Jahrhundertwende auflöste.<sup>14</sup>

### I. »Wertvolle, mittellose Studierende«: Die Weimarer Studienstiftung als Motor der Begabtenförderung (1925–1930)

Die Idee einer meritokratischen, leistungsgebundenen Funktionselite fand in Deutschland – anders als etwa in den Vereinigten Staaten – lange Zeit nur wenige Befürworter.<sup>15</sup> Doch das Konzept der »Leistung«<sup>16</sup>, ein Denken in Kategorien nationaler Produktivität und damit verbundene Ansätze einer bestmöglichen Ausschöpfung gesellschaftlicher Ressourcen trugen seit der Jahrhundertwende und forciert durch den Ersten Weltkrieg auch in Deutschland zur Initiierung von Begabungsforschung und Modellschulen bei.<sup>17</sup> Zeitgleich erschienen um 1900 die ersten grundlegenden Werke sowohl der frühen Elitensoziologie als auch der Begabungsforschung, was auf einen engen Zusammenhang der beiden Forschungsbereiche und Diskussionskontexte verweist.<sup>18</sup> Mit den zur selben Zeit aufkommenden Intelligenztests war zudem die Erwartung verbunden, das Leistungspotenzial jedes Menschen

14 Der in diesem Beitrag nur angedeutete Zusammenhang von Gender beziehungsweise Diversität, »Begabung« und Elite bedarf gerade mit Blick auf die Transformationen der Förderpolitik einer gesonderten Behandlung. Grundsätzlich spiegelten für den hier untersuchten Zeitraum die für die Auswahl der Geförderten Verantwortlichen die herrschenden, männlich dominierten Geschlechterverhältnisse an den Universitäten wider, und auch in der Auswahlpraxis der Studienstiftung selbst lässt sich weder konzeptionell noch praktisch eine gesonderte Form der Förderung von Studentinnen oder ein explizites Bewusstsein für einen entsprechenden Bedarf erkennen.

15 Vgl. *Reitmayer*, *Elite*.

16 Vgl. *Nina Verheyen*, *Die Erfindung der Leistung*, München 2018.

17 Vgl. *Till Kössler*, *Leistung, Begabung und Nation nach 1900*, in: *Sabine Reh/Norbert Ricken* (Hrsg.), *Leistung als Paradigma. Zur Entstehung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*, Wiesbaden 2018, S. 193–210. Eine weitere Perspektive öffnet sich mit »Begabungsdeutungen« im Kontext der antikapitalistischen Systemkritik der DDR. Vgl. *Susanne Schregel*, Ein »gefährliches Instrument in den Händen der herrschenden Klasse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung«. Intelligenz(test)kritik und Begabungsdeutungen in der frühen DDR, in: *Stefanie Coché/Hedwig Richter* (Hrsg.), *Legitimierung staatlicher Herrschaft in Demokratien und Diktaturen. Festschrift für Ralph Jessen*, Bonn 2020, S. 187–208.

18 Als grundlegend für die Elitenforschung gelten die einschlägigen Werke von Gaetano Mosca (1896), Robert Michels (1911) und Vilfredo Pareto (1916). Vgl. *Hartmann*, *Elitensoziologie*, S. 19–36. Zur zeitgenössischen Begabungsdiskussion vgl. *Kössler*, *Leistung, Begabung und Nation nach 1900*; *Peter Drewek*, *Begabungstheorie, Begabungsforschung und Bildungssystem in*

vermessen zu können.<sup>19</sup> Dieser anschwellende Diskurs über Begabung und Leistung sowie über die Nutzung und Optimierung wissenschaftlicher Ressourcen war ein Indiz dafür, dass sich vor allem aufgrund wachsender Anforderungen der sich funktional ausdifferenzierenden industriellen Gesellschaft der ständisch-elitäre Anspruch weder der Aristokratie noch des Bildungsbürgertums aufrechterhalten ließ, die führenden Ränge in Staat und Gesellschaft endogen zu besetzen.<sup>20</sup> Zugleich standen einer sozialen Öffnung von Bildungskanälen, aber auch von akademischen Berufswegen für Frauen beträchtliche Beharrungskräfte entgegen.

Noch bevor die Kriegsniederlage und damit verbundene Einschränkungen sichtbar wurden, forderten namhafte Reformpädagogen wie Peter Petersen eine gezielte nationale und staatliche »Förderung der Tüchtigsten auf allen Gebieten und in allen Berufen.«<sup>21</sup> Mit den »Tüchtigsten« kam in diesen Jahren ein Begriff auf, der aus der Kritik am ständischen Bildungssystem des Kaiserreichs heraus auch für Angehörige unterbürgerlicher Schichten Wege in die neuen Funktionseliten öffnen sollte. Diese wurden allerdings zum einen infolge grundlegender Vorbehalte gegenüber deren vermeintlichem Bildungspotenzial, wie sie auch Frauen entgegengebracht wurden, wiederum erschwert. Das Studium selbst blieb auf lange Sicht ein entscheidender, aber nach sozialen und habituellen Kriterien begrenzter Zugangskorridor zur gesellschaftlichen Führungsschicht. Zum anderen stand die Weimarer Republik vor allem gegen Ende im Zeichen von Krisendebatten über eine akademische Überfüllung, die Schließungstendenzen »nach unten« und gezieltere Selektionsstrategien beförderte: Neben dem »Aufstieg der Begabten« wurde der »Abstieg der Unbegabten« zum bildungspolitischen Ziel erklärt.<sup>22</sup>

Was in dieser Phase unter »Begabung« verstanden wurde, orientierte sich noch vor allem am Geniegedanken und dem Charisma-Ideal des 19. Jahrhunderts. Sie zu einem neuen Leitkonzept zu machen, gründete in der Annahme, nur so angesichts der vermeintlich nivellierenden Tendenzen des demokratischen Bildungssystems überhaupt noch geeignete Leistungsträger ausfindig machen zu können. Dies ging damit einher, erstmals systematische Sichtungs- und Auswahlverfahren im schulischen Bereich zu entwickeln. Gleichzeitig wurde zur Bildungsfrage in der Weimarer Republik ein breites Spektrum an Positionen vertreten, die zwischen der faktischen Fortführung von Erziehungsmethoden aus dem Kaiserreich bis zum in sich selbst heterogenen Spektrum der Reformpädagogik reichten. So unterschiedliche Ziele wie Disziplinierung und Leistungsmobilisierung, soziale Öffnung und Persönlichkeitsbildung kamen in unterschiedlichen Gewichtungen zum Tragen. Erste

---

Deutschland 1890–1918, in: *Karl-Ernst Jeismann* (Hrsg.), *Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Mobilisierung und Disziplinierung*, Stuttgart 1989, S. 387–412.

19 Vgl. *Anson Rabinbach*, *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, Wien 2001.

20 Mit Hartmut Tietze geht der Übergang vom Konzept einer »natürlichen Auslese« im Sinne einer ständischen Selbstrekutierung zur »Bildungsselektion« als ständeübergreifende Öffnung von Zugangschancen auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Vgl. *Hartmut Tietze*, *Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion 1780–1980. Argumentationsmuster und Bilanz einer zweihundertjährigen Diskussion*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 42, 1996, S. 389–406.

21 *Peter Petersen*, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), *Der Aufstieg der Begabten. Vorfragen*, Leipzig/Berlin 1916, S. 1–8, hier: S. 6.

22 Vgl. *Tietze*, *Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion 1780–1980*, S. 394f.

Überlegungen zu einem nationalen Stipendienwerk für Studenten, wie sie der Pädagoge Eduard Spranger 1917 in die Debatte einbrachte, standen deshalb von Beginn an im Zeichen einer kaum auflösbaren Spannung zwischen einem aristokratisch geprägten Standesbewusstsein, das Begriffe wie »Begabung«, »Leistung« oder »Elite« eigentlich ablehnte, dem Streben nach bürgerlicher Exklusivität, das neben »Leistung« auf »Bildung« und einen bestimmten Wertekanon setzte, und einem sozialreformerischen Inklusionsanspruch.<sup>23</sup> Zugleich deklarierte Spranger wie viele nach ihm eine »planmäßige« Begabtenförderung zur staatlichen Aufgabe, um die »hervorragenden Einzelleistungen dem Ganzen der Nation« zugutekommen lassen zu können.<sup>24</sup>

Neben Spranger waren es aber auch prominente Vertreter aus Wirtschaft und Politik wie Carl Duisberg, Walther Rathenau oder Carl Heinrich Becker, die in der Begabungsförderung ein unverzichtbares Potenzial für eine nachhaltige Sicherstellung hoher akademischer Ausbildung und Führung sahen.<sup>25</sup> Auch konfessionelle Vertreter wie der katholische Publizist und Sozialpolitiker Carl Sonnenschein dachten über eine nationale Begabtenförderung nach. Sonnenschein orientierte sich dabei zwar an der katholischen Soziallehre, konstruierte aber einen engen Zusammenhang von »Begabung« und »Rasse« mit dem Ziel einer »Erziehung zur Volksgenossenschaft«.<sup>26</sup> Viele Befürworter einer solchen gezielten Elitenbildung gehörten zu den Initiatoren der Studienstiftung und blieben ihr später eng verbunden. Sie mussten sich aber gegen den mit der Idee einer »Auslese der Begabten« verbundenen »schlechten Klang« behaupten, lediglich eine »große Steigerung intellektueller Kräfte« anzustreben.

Auch um den Vorwurf einer mechanischen, rein kognitiven Zurichtung der zukünftigen gesellschaftlichen Führungsgruppen abzuwehren, hoben die Initiatoren der Studienstiftung 1924 auf eine »umfassende, möglichst tiefgehende Steigerung und Entwicklung des Wertes des Einzelnen« im Rahmen der Begabtenförderung ab, die sich der Semantik eines humanistischen Bildungsideals bediente.<sup>27</sup> Neben dieser Orientierung an einem bildungsbürgerlichen Persönlichkeitsmodell gewann zur selben Zeit das Konzept der Begabung im Zuge seiner ersten Verwissenschaftlichung an Kontur. Denn zum einen wurde es im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs vermehrt mit erbbiologischen und eugenischen Prämissen, zum anderen mit der Forderung einer für die Nation wirksamen Leistungsfähigkeit verknüpft.<sup>28</sup> Dabei waren nicht nur Begabung und Vererbung, sondern auch »Intelligenz und Rasse« eng miteinander verknüpft, wenngleich neben dezidiert

23 Vgl. *Eduard Spranger*, *Begabung und Studium*, Leipzig/Berlin 1917.

24 Ebd., S. 90.

25 Vgl. *Walther Rathenau*, *Die neue Wirtschaft*, Berlin 1918; *Carl Heinrich Becker*, *Gedanken zur Hochschulreform*, Leipzig 1919; *ders.*, *Ansprache des Herrn Ministers Becker in Wannsee*, 15.6.1927, GStA, VI HA, NL Heinrich Becker, Nr. 1497.

26 Vgl. *Reinhold Schairer*, *Aus der Rede Dr. Sonnenscheins auf dem ersten Deutschen Studententag in Würzburg*, Juli 1919, in: *Studentenwerk. Zeitschrift der studentischen Selbsthilfearbeit* 3, 1929, S. 109–111. Vgl. *Stephan Fuchs*, »Vom Segen des Krieges«. *Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus*, Stuttgart 2004.

27 *Duisberg/Schairer*, *Drei Jahre Wirtschaftshilfe*, S. 55.

28 Beispielfhaft *Otmar Freiherr von Vershuer*, *Intellektuelle Entwicklung und Vererbung*, in: *Günther Just* (Hrsg.), *Vererbung und Erziehung*, Berlin 1930, S. 176–207. Vgl. *Stefan Kühl*, *Die Inter-*

rassistischen Konzepten durchaus holistische oder umweltbezogene Ansätze bei prominenten Psychologen und Pädagogen wie William Stern oder Adolf Busemann vertreten waren, die einem reinen biologischen Determinismus widersprachen.<sup>29</sup> Soweit es sich derzeit sagen lässt, griffen die Protagonisten der Weimarer Studienstiftung zwar nicht explizit auf dezidiert eugenische oder rassistische Argumentationsmuster zurück, allerdings lag der Förderidee zumindest eine kollektivistische, organische Denkweise zugrunde, die Volk, Leistung und Individuum eng miteinander in einem produktiven und nationalen Zusammenhang verknüpfte.<sup>30</sup>

Der Beginn einer gezielten schulischen und akademischen Begabtenförderung in Deutschland, die Mitte der 1920er-Jahre vor allem im Schulwesen und der begleitenden Erziehungswissenschaft eine erste Hochphase erlebte<sup>31</sup>, bewegte sich somit in einem Feld mehrerer Entwicklungslinien aus sozialemantipatorischen Reformmaßnahmen, dem Streben nach nationaler Ressourcenmobilisierung und dem Aufstieg von Begabungskonzepten, die sich vom Ideal einer bürgerlichen Selbstreproduktion bis zum aufstrebenden eugenischen Optimierungsdenken erstreckten. Selbst wenn manche Bildungswissenschaftler wie der Psychologe Ernst Meumann soziale Bedingungen und Umwelteinflüsse im Blick hatten<sup>32</sup>, wurde »Begabung« bis weit in die 1960er-Jahre – vor, in und nach der NS-Zeit maßgeblich durch den Pädagogen und Bildungspolitiker Wilhelm Hartnacke<sup>33</sup> – vor allem als eine anlagebedingte und vererbte Eigenschaft verstanden. Sie wurde zudem mit bestimmten sozial codierten Eigenschaften und moralischen Erwartungen als Habitus verbunden, für die aber eine entsprechende genetische Anlage, familiäre Erblinie oder zumindest kulturelle und soziale Herkunft als Voraussetzung galt.

---

nationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert, 2., aktual. Aufl., Frankfurt am Main/New York 2014.

29 Vgl. *Alexa Geisthövel*, Intelligenz und Rasse. Franz Boas' psychologischer Antirassismus zwischen Amerika und Deutschland, 1920–1942, Bielefeld 2013, S. 129–157.

30 Eine umfassende Bewertung des Verhältnisses der Begabungskonzepte und Auswahlkriterien in der Studienstiftung zu den völkisch, eugenisch und rassistisch geprägten Ansätzen der Bildungsdebatten in den 1920er-Jahren sowie etwaiger Kontinuitäten über 1933 hinaus und in der frühen Bundesrepublik muss einem späteren Zeitpunkt des laufenden Projekts zur Geschichte der Studienstiftung vorbehalten bleiben.

31 Ebd., S. 131 ff.

32 Vgl. *Ernst Meumann*, Intelligenz und Wille, Leipzig 1908; *ders.*, Die soziale Bedeutung der Intelligenzprüfung, in: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik* 14, 1913, S. 433–440. Vgl. *Heinz-Werner Wollersheim*, Traditionslinien der Begabungsdiskussion im zwanzigsten Jahrhundert. Hintergründe und Anmerkungen aus bildungshistorischer Sicht, in: *Armin Hackl/Carina Imhof/Olaf Steenbuck* u. a. (Hrsg.), *Begabung und Traditionen*, Frankfurt am Main 2014, S. 30–38.

33 Vgl. *Wilhelm Hartnacke*, Das Problem der Auslese der Tüchtigen, Leipzig 1916; *ders.*, Naturgrenzen geistiger Bildung. Inflation der Bildung – Schwindendes Führertum – Herrschaft der Urteilslosen, Leipzig 1930; *ders.*, Die Selbstausrottung der begabten Stämme; in: *Volk und Rasse* 13, 1938, S. 337–351; *ders.*, Geistige Begabung, Aufstieg und Sozialgefüge. Gegen eine Verstümmelung der höheren Schule, Wolfenbüttel 1950. Vgl. *Heinz-Werner Wollersheim*, Erbbiologische Untiefen der Begabungsdiskussion. Das Beispiel des Dresdner Stadtschulrates Wilhelm Hartnacke zwischen 1919 und 1935, in: *Dresdner Hefte*, 2009, Nr. 97, S. 44–53; *Till Kössler*, Auf der Suche nach einem Ende der Dummheit. Begabung und Intelligenz in den deutschen Bildungsdebatten seit 1900, in: *ders./Goschler*, *Vererbung oder Umwelt?*, S. 103–133.

Doch trotz der frühzeitig postulierten »Auslese der Begabten« war der Anlass zur Gründung der »Studienstiftung des Deutschen Volkes« am 29. Januar 1925 als eigenständige Abteilung der »Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft« weitaus konkreter: Sie stand in einem engen Zusammenhang mit der materiellen Notlage nach der Inflation, die den Zugang vieler Kinder aus bürgerlichen und Mittelstandsfamilien zum Studium beeinträchtigt hatte. Die Wirtschaftshilfe selbst war bereits 1921 als Dachverband der nach dem Ersten Weltkrieg an einigen Hochschulstandorten entstandenen selbstverantworteten Studentenhilfen (»Wirtschaftskörper«) gegründet worden. Als Vorläuferin des heutigen Studentenwerks erhielt sie seit 1924 staatliche Zuwendungen über einen eigenen Titel im Reichshaushalt.<sup>34</sup> War die Wirtschaftshilfe durch Mensen, Wohnungs- und Stellenvermittlung oder gesundheitsfürsorgereiche Maßnahmen für alle Studierenden zuständig, sollten über die Studienstiftung gemäß ihrer Gründungsdenkschrift vom August 1924 »wertvolle, mittellose Studierende«, also als besonders begabt geltende Studierende ohne ausreichende materielle Grundlage, eine zusätzliche Förderung erfahren.<sup>35</sup> Im Kreis der Initiatoren waren Reformpädagogen, Wirtschaftsvertreter und Bildungspolitiker vertreten, die mit dem kurzfristigen, krisenbedingten Ziel der Nothilfe ein längerfristiges verbanden. Sie hofften, dass »vornehmlich dem deutschen Volke für die bevorstehenden schweren Jahrzehnte neue und wertvolle, helfende und aufbauende Kräfte zugeführt werden« könnten.<sup>36</sup> Darin dürften auch national umcodierte Erwartungen des traditionellen Mäzenatenwesens eine Rolle gespielt haben<sup>37</sup>, wengleich die Fördermittel nun überwiegend aus dem Staatshaushalt stammten.<sup>38</sup>

Bereits der gewählte Name wurde von den Initiatoren sinnstiftend und identitätsbildend angelegt, da die Förderung zugleich als »Auszeichnung« und als »Antrieb« verstanden werden sollte.<sup>39</sup> Die materiellen Zuwendungen waren an manifeste Erwartungen an die weitere Ausbildung der Geförderten im Sinne einer eigen-

34 Vgl. zeitgenössisch *Hanns Streit*, Das Deutsche Studentenwerk. Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft 1921–1931, Dresden 1931, sowie *Hans Schlömer*, Die Ära der Gleichschaltung, in: Deutsches Studentenwerk (Hrsg.), 1921–1961. Festschrift zum vierzigjährigen Bestehen, Bonn 1961, S. 63–79; *Christian Schölzl*, Das Reichsstudentenwerk. Sozialbetreuung von Studierenden im Nationalsozialismus. Eine historische Studie, Berlin 2021.

35 Denkschrift über die Förderung wertvoller, mittelloser Studenten, 7.8.1924, BArch Berlin, R 149/41.

36 Die Studienstiftung des deutschen Volkes, o.D., BArch Berlin, R 149/41, S. 4.

37 Vgl. *Manuel Frey*, Macht und Moral des Schenkens. Staat und bürgerliche Mäzene vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin 1999; *Michael Werner*, Stiftungsstadt und Bürgerum. Hamburgs Stiftungskultur vom Kaiserreich bis in den Nationalsozialismus, München 2011; *Malcolm Richardson/Jürgen Reulecke/Frank Trommler* (Hrsg.), Weimars transatlantischer Mäzen. Die Lincoln-Stiftung 1927 bis 1934. Ein Versuch demokratischer Elitenförderung in der Weimarer Republik, Essen 2008.

38 Gemäß den Haushaltsplänen der Wirtschaftshilfe beziehungsweise des Deutschen Studentenwerks machten 1928/29 private Zuwendungen von 36.000 RM nur 4,2 % des Haushalts der Studienstiftung aus. Im Jahr darauf waren es bei 55.000 RM zwar 6,5 %, aber ab 1930 werden bei deutlich zurückgehenden Gesamteinnahmen von 874.000 RM (1928/29) auf 710.000 RM (1932/33) keine privaten Zuwendungen mehr ausgewiesen (GStA, I HA Rep. 76, VA 1 XI, Nr. 78, Bd. 2 und Bd. 3).

39 Denkschrift über die Förderung wertvoller, mittelloser Studierender, 7.8.1924, BArch Berlin, R 149/41.

ständig wahrzunehmenden, nationalen Mitverantwortung gebunden. Auf Vollstipendien wurde verzichtet, um die Geförderten zur studentischen Werkarbeit anzuhalten. Im Aufnahmeschreiben wurde die Förderung zudem als »Ehrendarleh« bezeichnet und mit der zukünftigen Selbstverpflichtung verknüpft, sich »später im Leben, wo auch immer Ihre Stelle sein mag«, für die Arbeit der Studienstiftung einzusetzen. Sich »den Weg zu ihr erkämpft« zu haben, sollte von den Geförderten als Ansporn verstanden werden, eine »Gemeinschaft von Menschen [...] in dem starken Gefühl der Verantwortung dem Volke gegenüber« entstehen zu lassen.<sup>40</sup> Ausgehend von einer langjährigen Identifikation mit der Studienstiftung sollten die Geförderten ihre Wirkmacht als Elite im Werden entfalten. Bereits in den ersten Jahren traten dazu neben die finanzielle Förderung eigenständige, auch auf eine Gemeinschaftsbildung der Geförderten zielende Bildungsangebote. Allerdings gelang es der Studienstiftung in der ersten Phase ihres Bestehens offenbar nicht, eine nachhaltige Bindung zu ihren Altmitgliedern herzustellen.<sup>41</sup>

Zwar firmierte die Studienstiftung offiziell als »Fürsorge-Einrichtung«, sie stellte jedoch eine selektive und »planmäßige Begabtenförderung« zum »Nutzen des Volksganzen«<sup>42</sup> und den »menschlich erzieherische[n] Charakter«<sup>43</sup> ins Zentrum ihres Selbstverständnisses. Die mit ihrer Gründung verbundenen reformpädagogischen Bildungsziele, nationalökonomischen Ressourcenplanungen und meritokratischen Elitekriterien, die auf die »begabtesten und wertvollsten Kinder« des »verarmten deutschen Mittelstandes und der dem Einkommen nach unter ihm liegenden Schichten« abzielten<sup>44</sup>, trafen an den Universitäten auf die dort noch weit verbreiteten Beharrungstendenzen des bildungsbürgerlichen Elitedenkens. Zugleich grenzte sie sich deutlich von anderen Formen der Förderung und von mäßensatischen Stipendiengabern ab, die entweder auf eine bedarfsorientierte Finanzierung verzichteten oder aufgrund einer fehlenden Hochschulbindung der Stipendiengaber keine tragfähigen charakterlichen und akademischen Urteilsbildungen über die Bewerber zugrunde legen konnten.<sup>45</sup>

Die Studienstiftung fungierte als Innovationsmotor einer strukturierten Begabtenförderung, indem sie den Ansatz einer individuellen Begabung in ein mehrstufiges Gutachterverfahren integrierte und ein hochgradig bürokratisiertes, arbeitstei-

40 Studienstiftung an Arnold Leetz, 10.3.1928, BArch Berlin, NS 38/2955.

41 Vgl. Studienstiftung an Ehemalige, 21.8.1930, BArch Berlin, NS 38/2804. Inwiefern die Förderung durch die Studienstiftung bereits in der Weimarer Republik als Zugehörigkeitscode und Türöffner fungierte, bedarf weiterer Forschungen.

42 Vgl. Das Deutsche Studentenwerk, Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft 1928–1931, Berlin/Leipzig 1931, S. 35.

43 Robert Ulich/Erich Wohlfahrt, Zur Bildungssoziologie des akademischen Nachwuchses in Deutschland. Zusammenhänge zwischen Herkunft, Schulvorbildung und Studium. Nachgewiesen an den Mitgliedern der Studienstiftung des deutschen Volkes 1925–1933, o.O. 1933, S. 24. Vgl. Rolf-Ulrich Kunze, 75 Jahre Studienstiftung des deutschen Volkes. Zeit- und wissenschaftsgeschichtliche Perspektiven zu einem deutschen Sonderweg der ›Hochbegabten‹-Förderung, Bonn 2000, S. 26f.

44 Die Studienstiftung des deutschen Volkes, o.D., BArch Berlin, R 149/41.

45 Vgl. Böker, Über die Rechtfertigung von Begabtenförderung, S. 127.

liges Ausleseverfahren entwickelte.<sup>46</sup> Dazu griff sie auf eine Vielzahl von zum allergrößten Teil männlichen Experten – die Studienstiftung nannte sie gleichsam selbstreflexiv zum eigenen Leitbegriff ihres Verfahrens »Persönlichkeiten« – zurück, die als regionale Vorprüfer oder Vertrauensdozenten dem Zentralen Ausschuss als finalem Entscheidungsorgan zuarbeiteten. Er bestand aus Vertretern von Staat, Wirtschaft, Verbänden, der Wirtschaftshilfe und der Deutschen Studentenschaft. Die Berufung seiner Mitglieder war allerdings kaum formalisiert, sondern ergab sich aus der Selbstrekrutierung akademischer Netzwerke. Die Berufenen galten qua Amt als grundlegend geeignet für die Bewertung und Auslese von Begabung. Lediglich die Vertrauensdozenten mussten von den Wirtschaftskörpern und Rektoraten der einzelnen Universitäten ernannt und bestätigt werden.

Das Auswahlverfahren änderte sich bis 1934 kaum.<sup>47</sup> Höhere Schulen forderten bei der Dresdner Geschäftsführung Bewerbungsunterlagen an, die nach Eingang bei der Stiftung zur Sichtung an einen der zuständigen regionalen Vorprüfer gingen.<sup>48</sup> Deren auf der Grundlage einer standardisierten Notenskala erstellte Gutachten konnten durch die Hinzuziehung von Vertrauenspersonen ergänzt werden und wurden dann wieder an die Geschäftsstelle geschickt. Ein Mitglied des Zentralen Ausschusses erstellte als Koreferent ein weiteres Gutachten und präsentierte den jeweiligen Bewerber in der Auswahl Sitzung des Zentralen Ausschusses. Bei zwei positiven Gutachten und nach erfolgreicher Prüfung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch die lokalen Wirtschaftskörper erfolgte die Aufnahme in die Studienstiftung. Wichen die Gutachten voneinander ab, erörterte und beschied der Ausschuss den Fall. Bei einem positiven Bescheid wurden die Bewerber für zunächst zwei Semester als »Vorsemester« aufgenommen. Dieses Verfahren sollte im Sinne eines bildungsbürgerlichen Ethos zu besonderen Leistungen motivieren und den Charakter des Stipendiums als Privileg unterstreichen. Das Ineinandergreifen dieses Anspruchs mit einer formalisierenden Disziplinierung zeigte sich auch in der Verpflichtung der Geförderten, neben ihren Semesterberichten Haushaltspläne vorzulegen, anhand derer ihr tatsächlicher Unterstützungsbedarf berechnet wurde.<sup>49</sup> Sie flossen neben Gutachten der lokalen Vertrauensdozenten sowie des Leiters des Wirtschaftskörpers und den Studienzeugnissen in die Entscheidung des Zentralen Ausschusses über die endgültige Aufnahme in die Studienstiftung ein.

Während der Auswahlprozess stark formalisiert war, blieben die zugrunde gelegten Fördervoraussetzungen selbst recht allgemein gehalten. In Beiträgen in der studentischen und wissenschaftlichen Presse richtete sich die Studienstiftung an »menschlich und wissenschaftlich bewährte und als für die akademische Ausübung besonders befähigte Abiturienten«. Ausschlaggebend für die Auswahl sollten so-

46 Vgl. ebd., S. 141 ff.

47 Vgl. *Rolf-Ulrich Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925. Zur Geschichte der Hochbegabtenförderung in Deutschland, Berlin 2001, S. 119–127.

48 Entgegen den Regularien der Studienstiftung von 1948 war auch der Selbstvorschlag möglich. Zudem konnten alle Vertrauensdozenten und Universitätsprofessoren Vorschläge für eine Aufnahme unterbreiten. Sie konnten sie über den lokalen Vertrauensausschuss, die vorschlagsberechtigten lokalen Wirtschaftskörper, die Wirtschaftshilfe in Dresden oder aber direkt bei der Studienstiftung eingeben.

49 Exemplarisch: Aufnahme-Merkblatt in die Studienstiftung, 14.3.1931, BArch Berlin, R 149/41.

wohl die »wissenschaftliche Tüchtigkeit« als auch der »menschliche Wert der Einzelpersönlichkeit« sein.<sup>50</sup> Förderungswürdig waren diejenigen, die versprachen, »nicht nur reine Wissenschaftler, sondern auch tüchtige Menschen und wirkliche Akademiker zu werden«.<sup>51</sup> Gemäß dem Reformpädagogen Wolfgang Paeckelmann, einem der Mitgründer der Studienstiftung und ihr Leiter von 1926 bis 1928, sollten »Wille und Gemütseigenschaften«, »Hemmungen und Förderung«, »besondere Veranlagungen, vor allem auch schöpferischer Art«, und eine Neigung »zur Spezialisierung« oder ob sich der Bewerber »ausbreiten möchte in seinen Interessen« überprüft werden.<sup>52</sup> Insgesamt zielte man auf einen hohen Grad an Individualität, was dem bürgerlich-humanistischen Bildungsideal entsprach.<sup>53</sup> Die Beurteilung und damit Auslegung der Kriterien blieb in hohem Maße den Einschätzungen der Gutachtenden und Entscheidenden vorbehalten. Auf Verfahren, die Begabung, Intelligenz oder Leistung vermessen sollten und sich in den 1920er-Jahren nicht zuletzt durch den transatlantischen Transfer auch in Deutschland als »Psychotechnik« vor allem in der industriellen Arbeitswelt ausbreiteten, wurde bewusst verzichtet.<sup>54</sup>

Stattdessen integrierte die Studienstiftung die Faktoren Begabung, Befähigung oder Eignung in die Idee des Gesamtbildes einer mehrdimensionalen Persönlichkeit. Nach einer uneinheitlichen ersten Aufnahmephase, die insgesamt recht großzügig ausgefallen war, sahen sich die Vertreter der Studienstiftung veranlasst, ihre Kriterien zu präzisieren und die Förderbedingungen damit zu verschärfen. Im Oktober 1925 hieß es, für die Bewertung seien »in erster Linie nicht einzelne Leistungen, sondern die Gesamtpersönlichkeit maßgebend. Es sollen Menschen unterstützt werden, deren Hochschulstudium [...] für die Volksgesamtheit wertvoll erscheint.« Mit dem Begriff der »Gesamtpersönlichkeit« war eine Klammer gefunden worden, an die 1948 nahtlos angeknüpft werden konnte. Sie sollte nach vier Kriterien beurteilt werden: »wissenschaftliche Begabung und Tüchtigkeit, menschliche Bewährung sowie charakterliche Eignung, bei entsprechender wirtschaftlicher Bedürftigkeit«.<sup>55</sup> Letztere spielte vor allem in den ersten Auswahlrunden eine zentrale Rolle bei der Aufnahme.<sup>56</sup> Die Gutachten offenbarten gerade für die bildungsbürgerlichen Schichten ein deutlich gesunkenes Realeinkommen, die Entwertung von Be-

50 Die Studienstiftung des deutschen Volkes, o.D., BArch Berlin, R 149/41.

51 Hannoversche Hochschulblätter. Nachrichtenblatt der Studentenschaft der TH Hannover 2, 1925/1926, Nr. 4, o.S., zit. nach: *Kunze*, 75 Jahre Studienstiftung des deutschen Volkes, S. 24.

52 Zit. nach: ebd., S. 51.

53 Vgl. *Jürgen Kocka*, Bildungsbürgertum. Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?, in: *ders.* (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 4: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 9–20.

54 Vgl. *Geisthövel*, Intelligenz und Rasse, S. 135 ff.

55 Beschlussprotokoll der Sitzung des Zentralen Arbeitsausschusses der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 9–10.10.1925, in: BArch Berlin, R 149/41. Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 87; vgl. *Thomas Ludwig*, Studenten sind nicht mehr Kinder reicher Leute. Die soziale Struktur der Studienstiftung seit 1925, in: Jahresbericht der Studienstiftung 2009, S. 107.

56 Vgl. *Wolfgang Paeckelmann*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes, in: Studentenwerk 1, 1927, S. 79.



sitztümern und die Minderung des Privatvermögens durch die Inflation.<sup>57</sup> Bei einem Großteil der Bewerberinnen und Bewerber war zudem der Tod des Vaters vermerkt.<sup>58</sup>

Die starke Gewichtung materieller Aspekte der ersten Jahrgänge bedeutete vor allem für Kinder von höheren Beamten im Vergleich zu anderen Sozialgruppen einen erkennbaren Nachteil bei den Aufnahmechancen. Mehr als 40 % derjenigen Bewerber aus dieser Schicht, die zwar aus wissenschaftlichen Gründen für eine Förderung infrage kamen, wurden aufgrund ihrer mangelnden wirtschaftlichen Bedürftigkeit abgelehnt – der mit weitem Abstand größte Anteil von Ablehnungen aus diesem Grund. Dem entsprach, dass in den ersten Jahren des Bestehens der Studienstiftung Kinder aus Arbeiterfamilien einen vergleichsweise hohen Anteil unter den Geförderten ausmachten. Unter den bis 1930 aufgenommenen Studierenden waren sie mit insgesamt 15,4 % gegenüber lediglich 2 % in der Gesamtstudentenschaft deutlich überrepräsentiert, wenngleich das bei Weitem nicht dem Bevölkerungsanteil der Arbeiterschicht entsprach. Daneben fanden sich anteilig nur mehr Kinder von unteren Beamten in der Studienstiftung (6,3 %) als an den Universitäten insgesamt (1,8 %).<sup>59</sup> Gleichwohl ginge es zu weit, der Studienstiftung eine »dezidierte Erstakademikerförderung« als Ziel zuzuschreiben.<sup>60</sup> Auch mit Blick auf die Studienstiftlerinnen zeigt sich, dass die Studienstiftung kein außerordentliches Frauenförderungswerk war. Zwischen 1925 und 1933 waren unter den 2.225 Erstaufnahmen lediglich 323 Frauen, was einem Gesamtanteil von 14,5 % bei jährlichen Schwankungen zwischen 5,9 % (1925) und 19,7 % (1928) entsprach.<sup>61</sup> Das lag noch unter dem Anteil der Frauen an der Gesamtstudierendenschaft im Jahr 1932/1933 (18,5 %) – ein Missverhältnis, das sich ab 1930 noch verschärfen sollte.<sup>62</sup>

Obwohl die Studienstiftung zwecks Sicherung und Weiterentwicklung einer die Nation und Republik tragenden Führungsschicht gegründet wurde und dies mit der Erschließung von Bildungsressourcen verband sowie institutionell wie finanziell vom Weimarer Verfassungsstaat profitierte, wurde an keiner Stelle ein ausdrückliches Bekenntnis zu ihm als Grundlage oder Ziel der Förderung verlangt. Vielmehr sollte als »oberster Grundsatz aller Fürsorgearbeit« eine »völlige Neutralität in politischen und weltanschaulichen Fragen« gelten.<sup>63</sup> Gleichwohl positionierten sich Vertreter der Studienstiftung wiederholt skeptisch gegenüber einer neuen Bildungsordnung, die sie als Bedrohung der traditionellen, bildungsbürgerlich fundierten

57 Vgl. *Konrad H. Jarasch*, Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: *Kocka*, Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, S. 180–205.

58 Vgl. Studienstiftung des deutschen Volkes, Vorprüfung 1925, BArch Berlin, NS 38/2902 und NS 38/2903.

59 *Wilhelm Hoffmann*, Fünf Jahrgänge Studienstiftung. Eine Zwischenbilanz, BArch Berlin, R 149/41, S. 7.

60 *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 49.

61 *Ulich/Wohlfahrt*, Bildungssoziologie des akademischen Nachwuchses, Statistik Nr. 3 (Anhang).

62 Vgl. *Michael H. Kater*, Krisis des Frauenstudiums in der Weimarer Republik, in: VSWG 59, 1972, S. 207–255, hier: S. 208; *Claudia Huerkamp*, Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945, Göttingen 1996, S. 78. Beispielfhaft vgl. *Ute Planert* (Hrsg.), *Alberts Töchter. Kölner Frauen zwischen Stadt, Universität und Republik (1914–1933)*, St. Ingbert 2019.

63 Richtlinien für die Fürsorgearbeit der Wirtschaftskörper, o. D., BArch Berlin, R 149/41.

Akademikerkarriere durch eine rein berufs- und leistungsorientierte Ausbildung betrachteten. Unter Schlagworten wie »Hochschulüberfüllung«, »Examensgeist« und »Berufsnot« sowie angesichts der zunehmenden Wissenschaftsdifferenzierung übten sie offene Kritik an den neuen Verhältnissen. So warnte der Pädagoge Theodor Litt vor den Universitäten als Bildungsstätten der »Durchschnittlichen und Unterdurchschnittlichen«. <sup>64</sup> Auch sein Fachkollege Wolfgang Paeckelmann befand, wer »wahrhaft schaffen« wolle, müsse »erst in die Freiheit gesetzt sein, in die Freiheit nach Wahrheit«, aber sie fehle »bei allen Menschen [...] die nur das Examen vor sich sehen«. <sup>65</sup> Daran wurde der Grundkonflikt deutlich, in dem sich die Studienstiftung befand: Ihre Förderung sollte weder zu einer Demokratisierung des Bildungswesens noch zu einer Entpersönlichung des Begabungsverständnisses durch ein technisiertes Leistungsverständnis beitragen, sondern die Ideale des bürgerlich-akademischen Humanismus aufrechterhalten und sie in die neue »Volksgemeinschaft« der Weimarer Republik integrieren. <sup>66</sup> Statt jedoch »innerlich gefestigt, nun in ihre Mannesjahre hinein[zu]gehen [...] und zum Aufbau der deutschen Verhältnisse« beizutragen <sup>67</sup>, sah sich die Studienstiftung mit einer Vielzahl an Problemlagen konfrontiert, denen mit einem Beharren auf dem bürgerlichen Persönlichkeitsideal nicht hinreichend begegnet werden konnte, zumal dessen Geltungsanspruch bereits vor 1933 erodierte.

## II. »Nur gutes Mittelgut«: Die Studienstiftung am Ende der Weimarer Republik (1930–1933)

Im August 1930 thematisierte ein Rundschreiben an alle Geförderten die Auswirkungen der neuesten Sparbeschlüsse der Reichsregierung auf die Studienstiftung. Die Geschäftsstelle bat die Geförderten, »mehr als bisher alle zur Verfügung stehenden Mittel zur Finanzierung des Studiums heranzuziehen und vor allem die elterlichen Zuschüsse weitgehend zu erhöhen«. <sup>68</sup> Zudem wurden die Beihilfen gekürzt, Neubewerber rigider ausgewählt, mehr Vorsemerster ausgeschlossen und die Geförderten dazu angehalten, ihr Studium zeitnah abzuschließen. <sup>69</sup> Ab Juli 1931 erfolgte die Aufnahme nur noch einmal jährlich. <sup>70</sup> Die Erosion des Fördermodells zeigte sich

64 Theodor Litt, Zur Auslese der Begabten, in: Studentenwerk 4, 1930, S. 183.

65 Wolfgang Paeckelmann, Die Studienstiftung des deutschen Volkes, in: Studentenwerk 1, 1927, S. 80. Ähnlich: Sitzung des Zentralen Arbeitsausschusses der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 10.3.1927, BArch Berlin, NS 38/2958, S. 10.

66 Zur überparteilichen Verwendung des Begriffs »Volksgemeinschaft« in der Weimarer Republik vgl. Michael Wildt, Die Ambivalenz des Volkes. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 2019, S. 47–65.

67 Das Deutsche Studentenwerk, Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft 1928–1931, S. 68.

68 Rundschreiben Studienstiftung 144/155, 19.8.1930, BArch Berlin, NS 38/2804. Vgl. Anonymous, Das Deutsche Studentenwerk teilt mit, in: Studentenwerk 4, 1930, S. 108.

69 Ab April 1930 schieden Vorsemerster nach spätestens drei Semestern aus und mussten einen neuen Antrag zur Aufnahme stellen. Vgl. Studienstiftung an die Wirtschaftskörper, 26.4.1930, BArch Berlin, NS 38/2804; Wilhelm Hoffmann, Aus der Arbeit der Studienstiftung, in: Studentenwerk 4, 1930, S. 204; Kunze, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 181.

70 Vgl. Anonymous, Das Deutsche Studentenwerk teilt mit, in: Studentenwerk 5, 1931, S. 186.

spätestens bei der Auswahlsitzung im März 1932. Aus insgesamt 560 Bewerbungen wurden lediglich 21 als Vorsemester und sieben endgültig in die Förderung aufgenommen.<sup>71</sup>

Während anlässlich des fünfjährigen Bestehens der Studienstiftung ihr amtierender Leiter Wilhelm Hoffmann noch feierlich verkündet hatte, sie habe die »Bedeutung der Frage des Aufstiegs erkannt«<sup>72</sup>, sollten die Auswirkungen der Sparzwänge in den Folgejahren zeigen, dass es eben jene Arbeiterkinder waren, denen der Zugang zur Studienstiftung zunehmend erschwert wurde. Lag die schichtbezogene Aufnahmequote für Arbeiterkinder in den ersten Jahren mit 31 % unter allen Schichten am höchsten, setzte 1930 ein rückläufiger Trend ein.<sup>73</sup> Vorbehalte gegenüber der sozialen Öffnung der Förderung wurden nun innerhalb der Studienstiftung deutlicher artikuliert. Bereits Ende 1929 forderte der Marburger Vertrauensdozent, Hans Freiherr von Soden, in einem Brief an Hoffmann die Einführung einer standardisierten Leistungsmessung der Stipendiaten, da die »durchaus überwiegende Mehrheit unserer Mitglieder nur gutes, nicht ganz selten auch schwächeres Mittelgut« sei und man »nicht so wenige Versager« aufgenommen habe.<sup>74</sup> Von Soden zielte – mit deutlichen Anklängen an das anlagebedingte Begabungsdenken und die eugenische Semantik dieser Jahre – vor allem auf die Stipendiaten aus Arbeiterfamilien ab, auch wenn er in der »Förderung wirklich tüchtigen Mittelgutes« durchaus ein »Stück soziale Gerechtigkeit« sah.<sup>75</sup> Auch auf den Sitzungen des Zentralen Ausschusses zeigte sich, dass die Vertrauensdozenten in ihrer Doppelfunktion als Gutachter und Universitätsprofessoren restaurativere Ansprüche verfolgten als die Dresdener Direktion.<sup>76</sup>

Von Sodens Forderung wurde kurz darauf mit der Einführung der »Aufstiegsförderung« durch das Deutsche Studentenwerk weitgehend obsolet. Sie sollte all jenen jungen Menschen den Weg zur Hochschulbildung ebnen, »die aus Familienschichten und Kreisen stammen, denen in der Regel generell der Weg der Hochschulbildung verschlossen ist.«<sup>77</sup> Eine Überschneidung mit dem Einzugsfeld der Studienstiftung wurde dabei vermieden: Die Aufstiegsförderung richtete sich an Abiturienten und orientierte sich eher an praktischen Begabungen sowie an sozialen Funktionen. Einer späteren Aufnahme in die Studienstiftung sollte durch »gründ-

71 Vgl. Sitzung des kleinen Ausschusses am 16./17.3.1932, BArch Berlin, NS 38/2963.

72 *Wilhelm Hoffmann*, Fünf Jahrgänge Studienstiftung. Eine Zwischenbilanz, Sonderdruck aus Heft 4, Juni 1929, Studentenwerk, BArch Berlin, R 149/41.

73 Vgl. *Anonymous*, »Das akademische Unterstützungswesen der Vergangenheit in seiner Zersplitterung und Eigentümelei ist zu Ende...«. Ausleseerfahrungen der Studienstiftung, o. D. [1933], ebd.; *Ulich/Wohlfahrt*, Bildungssoziologie des akademischen Nachwuchses, S. 68.

74 Schreiben von Soden an Hoffmann, 12.8.1929, BArch Berlin, NS 38/2843.

75 Ebd.

76 *Rudolf Lennert*, Erfahrung mit Arbeitsstudenten und Arbeiterkindern in der Studienstiftung des Deutschen Volkes, interner Bericht Oktober 1931, BArch Berlin, NS 38/2841; *Eduard Spranger*, Probleme der Begabtenförderung, in: Studentenwerk 4, 1930, S. 175. Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 134ff.

77 Rundschreiben des Deutschen Studentenwerks 25/30, 30.10.1930, zit. nach: *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 187.

lich vorgeprüfte Studierende« vorgearbeitet werden.<sup>78</sup> Faktisch konnte die Studienstiftung das Auslesekriterium der »sozialen Bedürftigkeit« von nun an ganz auf den verarmten Mittelstand anwenden, wodurch für Kinder aus Arbeiterfamilien der Zugang und die Aufnahme in die Studienstiftung weitaus restriktiver wurden.

Gerade am Ende der Weimarer Republik offenbarte sich zudem eine fatale Beliebigkeit des vermeintlich unpolitischen und überparteilichen Selbstverständnisses der Studienstiftung, was zumeist einherging mit der Angst vor der Auflösung des bildungsbürgerlichen Selbstverständnisses.<sup>79</sup> In den seit 1928 anhaltenden Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Studentenwerk und der völkischen Deutschen Studentenschaft mutierte das Postulat der politischen Neutralität zu einem regelrechten Desinteresse der Studienstiftung an ihrer (hochschul-)politischen Umgebung. Auch unter den Geförderten lässt sich nach bisheriger Kenntnis keine besondere Bindung an die Republik erkennen.<sup>80</sup> Etliche waren hingegen schon früh in nationalsozialistischen Verbänden organisiert. Die politische Anfälligkeit der Studienstiftung wird durch eine Personalie illustriert: Mit Hanns Streit, Mitglied der NSDAP seit 1931 und langjähriger Vertreter der Studienstiftung, ging aus ihren Reihen einer jener Protagonisten hervor, die die Weimarer Studienstiftung als Instrument einer politisierten Elitenbildung dem nationalsozialistischen Machtapparat eingliederten.<sup>81</sup>

Die im Frühjahr 1933 einsetzenden Prozesse zur Umstrukturierung und ›Gleichschaltung‹ verliefen im Fall der Studienstiftung weitgehend komplikationslos. Ein wesentlicher Grund liegt sicherlich darin, dass die Studienstiftung trotz ihres Vereinscharakters bereits in der Weimarer Republik eine »Auslese- und Stipendieneinrichtung ausgesprochen staatlichen Charakters«<sup>82</sup> und über das Reichsministerium des Innern ein direkter Zugriff gegeben war. Anfang April 1933 diffamierte Gerhard Krüger, der als Vorsitzender der Deutschen Studentenschaft die Studienstiftung zuvor wiederholt attackiert hatte<sup>83</sup>, das Förderwerk gegenüber dem neuen Reichsinnenminister von der NSDAP, Wilhelm Frick: Die Hälfte ihrer Mitglieder seien »Marxisten oder Juden«<sup>84</sup>, woraufhin dieser die staatliche Unterstützung von Studierenden, »die sich kommunistisch betätigen und damit außerhalb der Volksge-

78 Ebd.

79 Vgl. *Rüdiger Graf*, Die Zukunft der Weimarer Republik. Krisen und Zukunftsaneignungen in Deutschland 1918–1933, München 2008, S. 56.

80 Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 108–111.

81 Hanns Streit (1896–1983), seit 1920 Studium der Staatswissenschaft, ab 1925 Leiter des Studentenwerks Berlin, 1931 Promotion an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Ab 1931 Mitgliedenschaft NSDAP. Von 1933 bis 1944 offiziell Leiter des Reichsstudentenwerks, zudem unter anderem von 1940 bis 1945 Kurator der Reichsuniversität Posen, seit 1941 Gaudozentenbundführer des Warthelands und ab April 1944 SS-Standartenführer. Vgl. *Michael Grüttner*, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, Heidelberg 2004, S. 171 f.

82 *Hermann Brüggelmann*, Gedanken über die Zukunft der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 22.5.1933, BArch Berlin, R 149/41, S. 18.

83 Zu Krügers Auseinandersetzungen mit Vertretern des Deutschen Studentenwerks und der Studienstiftung vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 201 f.; *Schölzl*, Das Reichsstudentenwerk, S. 15–17. Zu Gerhard Krüger vgl. *Michael Grüttner*, Studenten im Dritten Reich, Paderborn/München etc. 1995, S. 509.

84 Gerhard Krüger an Wilhelm Frick, 4.4.1933, BArch Berlin, NS 38/2773.

meinschaft stehen«, suspendierte und »insbesondere« ihre Neuaufnahme in die Studienstiftung ausschloss.<sup>85</sup>

Im Juni 1933 verfügte der neue kommissarische Vorstand des Deutschen Studentenwerks unter Leitung des Dresdner Ingenieurwissenschaftlers Enno Heidebroek, Vergünstigungen nur noch an Mitglieder der Deutschen Studentenschaft zu vergeben.<sup>86</sup> Zugleich wurden neue Kriterien für die Förderung und Auswahl verabschiedet. Zentral war nun die »arische Abstammung« gefolgt von menschlichen und charakterlichen Eigenschaften, wobei insbesondere die Bewährung in der nationalsozialistischen Agitation eine besondere Berücksichtigung finden sollte. Der Dienst in Kameradschaftshäusern und Wehrsportübungen wurde für die Aufnahme von Vorsestern verpflichtend.<sup>87</sup> Auf dieser Basis beschloss eine eigens dafür eingesetzte Kommission, 42 Mitglieder und Vorsester zu suspendieren.<sup>88</sup> Auf den Folgesitzungen wurden noch einmal 44 im August und 24 weitere Mitglieder und Vorsester im September ausgeschlossen.<sup>89</sup> Im Oktober 1933 betrachtete man den Ausschluss nichtarischer und politisch missliebiger Studienstiftler und Studienstiftlerinnen bis auf Einzelfälle als abgeschlossen.

Diese Phase erhielt durch das rigide Vorgehen nationalsozialistischer Studentenchaftsvertreter eine eigene Dynamik, indem es zu weiteren willkürlichen Ausschlüssen kam.<sup>90</sup> Die Studienstiftung sollte nun den »Auslesewillen des nationalsozialistischen Staates« unter »besonders strenge[n] Maßstäbe[n]« verkörpern.<sup>91</sup> Dabei geht aus den Sitzungsprotokollen der verschiedenen Kommissionen und Ausschüsse, die sich ab Juli 1933 mit der Zukunft der Studienstiftung beschäftigten, deutlich hervor, dass zunächst ein hohes Interesse daran bestand, den organisatorischen Aufbau und die Auswahlmethoden aufrechtzuerhalten.<sup>92</sup> Man versprach sich aber von einer Umgestaltung der personellen Zusammensetzung, sie als Instrument zur Rekrutierung zukünftiger Führungskader nutzen zu können: »Aus einer politisch neutralen Einrichtung zur Förderung wissenschaftlich befähigter und menschlich hervorragender Persönlichkeiten muß ein brauchbares Hilfsmittel des neuen nationalsozialistischen Staates werden.« Gefördert werden sollte nunmehr ausschließ-

85 Wilhelm Frick an Deutsches Studentenwerk, 4.4.1933, ebd.

86 Rundschreiben Deutsches Studentenwerk an die Wirtschaftskörper 178/33, 22.6.1933, ebd.

87 Rundschreiben Deutsches Studentenwerk an die Wirtschaftskörper 179/33, 22.6.1933, ebd. Die Geschäftsführung der Studienstiftung schlug ihren Mitgliedern bereits im Mai 1933 Wehrsport, verpflichtende Werkarbeit und Tätigkeit in studentischer Selbstverwaltung eigeninitiativ vor. Vgl. Rundschreiben Deutsches Studentenwerk an die Wirtschaftskörper 167/33, 2.5.1933, ebd.

88 Vgl. *Anonymous*, »Das akademische Unterstützungswesen der Vergangenheit in seiner Zersplitterung und Eigentümelei ist zu Ende...«. Ausleseerfahrungen der Studienstiftung, o. D. [1933], BArch Berlin, R 149/41.

89 *Anonymous*, Studienstiftung des Deutschen Volkes, in: Der deutsche Student. Zeitschrift der deutschen Studentenschaft, 1933, H. 9, S. 56. Zu den weiteren Ausschlüssen vgl. *Anonymous*, Studienstiftung des Deutschen Volkes, in: Der deutsche Student, 1933, H. 10, S. 54.

90 Vgl. *Heinz Haerten*, Die Studienstiftung des Deutschen Volkes 1925 bis 1970, Bonn [1973], S. 134. Vgl. Beschwerdeeinreichungen beim späteren Leiter des Reichsstudentenwerks Hanns Streit, BArch Berlin, NS 38/2778. Zur Relegation von Studienstiftlern vgl. *Thomas Ludwig*, Die Ausschlüsse aus der Studienstiftung 1933. Recherchen in eigener Sache, in: Studienstiftung des deutschen Volkes e. V. (Hrsg.), Jahresbericht 2000, Bonn 2001, S. 119–136.

91 *Anonymous*, Auswahlstiftung der Studienstiftung, in: Der Deutsche Student, 1933, H. 11, S. 60.

92 Vgl. Rundschreiben an die örtlichen Studentenwerke 185/33, 10.7.1933, BArch Berlin, R 149/41.

lich ein Nachwuchs, der zur »Erneuerung der Nation und der Wissenschaft« beitragen sowie »dem neuen Staate« dienen könne und wolle.<sup>93</sup>

Die propagandistische Floskel des »blassen Intellektuellen, der so überheblich und rasch sein Urteil fällt«<sup>94</sup>, diente dabei als leicht zu mobilisierende Ressource, um einen Antagonismus zwischen der bisherigen und einer angestrebten neuen Begabtenförderung zu veranschaulichen. Allerdings eröffnete die von Beginn an formulierte nationale Rahmung der Förderung eine beträchtliche Anpassungsfähigkeit an die neuen politischen Bedingungen. In einem kritischen Rückblick auf die Praxis der Weimarer Republik ging der frühere Leiter der Studienstiftung, Wilhelm Hoffmann, Ende 1933 sogar über die neuen nationalsozialistischen Ansprüche an die akademische Begabtenförderung hinaus: »Was aber unserem Volk fehlt, ist eine Gruppe von Menschen, die nach einheitlichem Plan auf die sorgfältigste und intensivste Weise ausgebildet sind, die ein wesentliches Stück deutscher Kultur in sich verkörpern, um es nachfolgenden Geschlechtern weitergeben zu können [...].« Eine Förderung sei nur sinnvoll, »wenn aus ihr eine Elite, und zwar diesmal eine wirkliche Elite« erwachse.<sup>95</sup> Der Nationalsozialismus bot die Option, den Apparat der Studienstiftung in den Dienst einer solchen zentralisierten und auf weltanschauliche Ziele ausgerichteten Elitenbildung zu stellen.

Das mit der Studienstiftung verbundene Modell einer Begabtenförderung wurde also keineswegs für obsolet erklärt, wohl aber in seinen Kriterien und Zielen sowie organisatorisch eindeutig dem ideologisierten Führerdenken unterstellt, wie es sich zur selben Zeit auch in den Universitäten etablierte.<sup>96</sup> In der Diskussion über die Zukunft der Studienstiftung ergriffen manche nun die Gelegenheit, gerade die Förderung von Arbeiterkindern infrage zu stellen. »Aufstieg« wurde als sozial-liberalistisches Schlagwort diskreditiert, »wenn damit nur gemeint ist, dass jedem intelligenten Jungen, der aus einem sozial niederen Stand dem Akademikertum zustrebt, ohne eingehende Prüfung ein Weg geebnet wird, der häufig mit der Entwurzelung beginnt und in einer Kette von unfruchtbaren Krisen versackt.«<sup>97</sup> Das bislang stark gewichtete Kriterium der sozialen Bedürftigkeit wurde durch eine politisierte Treue zum »Volk« ersetzt: »Nur wer lebendigen und tätigen Anteil an den Schicksalen und Aufgaben des eigenen Volkes nimmt«, forderte der neue Leiter Hanns Streit im August 1933, könne »zu den Besten gerechnet werden und öffentliche Förderung er-

93 *Georg Dahm*, Der neue Weg der Studienstiftung, in: Umschau in der Arbeit der studentischen Selbsthilfe-Arbeit, 9.10.1933, BArch Berlin, NS 38/2778.

94 »Das Studentenwerk als Selbsthilfe«. Radiovortrag im Deutschlandsender von Hans Erich Schrade vom 28.12.1933, BArch Berlin, NS 38/2806.

95 *Wilhelm Hoffmann*, Die Studienstiftung des Deutschen Volkes. Entwicklung und Neugestaltung, in: Die Erziehung, Monatsschrift für den Zusammenhang von Kultur und Erziehung in Wissenschaft und Leben 9, 1933/34, S. 52–62, hier: S. 57 und 59.

96 Vgl. *Michael Grüttner*, Die deutschen Universitäten im Dritten Reich, in: *Michael Custodis* (Hrsg.), *Herman-Walther Frey: Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und die Folgen*, Münster 2014, S. 13–28; *Noyan Dinckal/Christof Dipper/Detlev Mares* (Hrsg.), *Selbstmobilisierung der Wissenschaft. Technische Hochschulen im »Dritten Reich«*, Darmstadt 2010; *Habbo Knoch*, Wissenschaft und Führerprinzip. Das Jubiläum der Georgia Augusta von 1937, in: *Gerd Lüer/Horst Kern* (Hrsg.), *Tradition – Autonomie – Innovation. Göttinger Debatten zur universitären Standortbestimmung*, Göttingen 2013, S. 145–170.

97 *Brüggelmann*, Gedanken über die Zukunft der Studienstiftung des Deutschen Volkes, S. 4.

warten«. <sup>98</sup> Nicht mehr die freiwillige Werkarbeit zur Finanzierung des eigenen Studiums, sondern »Charakter, politischer Einsatz und Wehrwille müssen die entscheidenden Merkmale der Mitglieder der Studienstiftung sein«. <sup>99</sup> An die Stelle der Neutralitätsforderung sollte ein bedingungsloses politisches Bekenntnis treten.

### III. »Als überholt anzusehen«: Die Neuordnung der Studienstiftung als »Reichsförderung« (1934–1945)

Mit der Institutionalisierung des Reichsstudentenwerks im November 1934 als Anstalt des öffentlichen Rechts unter der Leitung des vormaligen Mitarbeiters der Studienstiftung, Hanns Streit, kam es zu einschneidenden Veränderungen im gesamten studentischen Unterstützungssystem. <sup>100</sup> Im Zuge der Zentralisierung der Sozialfürsorge wurde das vormalig föderale und pluralistische System der einzelnen Studentenwerke bis Ende 1934 aufgelöst, obwohl der Sinn dieser Maßnahme selbst von wesentlichen Fürsprechern der nationalsozialistischen Bewegung angezweifelt wurde. <sup>101</sup> Zwar hielt man nach wie vor daran fest, dass soziale Herkunft und wirtschaftliche Voraussetzungen kein Hinderungsgrund für eine Förderung waren, betonte aber zugleich, ausschließlich »volksdeutsche Begabung« fördern zu wollen. Als Ziel wurde »die Auslese der Tüchtigsten im Sinne nationalsozialistischer Forderungen« ausgegeben. <sup>102</sup>

Indem die Studienstiftung im Zuge der Zentralisierungsmaßnahmen im November 1934 in das Reichsstudentenwerk eingegliedert wurde, verlor sie ihre Eigenständigkeit. Zum neuen Leiter wurde der Zahnmediziner Gerhard Adam ernannt, der zuvor nationalsozialistischer Verbindungsmann der Deutschen Studentenschaft beim Deutschen Studentenwerk war. Adam oblag fortan die Verantwortung einer »einheitliche[n] Auslesepolitik aller Förderungszweige«. <sup>103</sup> Für ihn bestand die Begabtenförderung in der »Auslese nach dem rassischen Erbwert, nach dem Leistungswert und nach seiner charakterlichen Substanz« – im »schroffen Gegensatz zu der Welt von Gestern, die nach Besitz und Bildung auf der einen Seite und nach der

98 *Hanns Streit*, Die Grundsätze für die Arbeit der Studentenwerke im nationalsozialistischen Staate, 10.8.1933, BArch Berlin, NS 38/2773.

99 Ebd.

100 Streit erhielt den Posten aufgrund seiner Erfahrungen mit der Studienstiftung und seiner frühen Mitgliedschaft in der NSDAP ab 1931. Vgl. Bericht über Streit, 9.10.1933, BArch Berlin, NS 38/2784.

101 Insbesondere der amtierende Vorsitzende des Deutschen Studentenwerks, Enno Heidebroeck, versuchte durch verschiedene Eingaben an übergeordnete Stellen, die Gefahr einer zu starken Zentralisierung zu verdeutlichen. Vgl. Heidebroeck an Wilhelm Frick, 3.2.1934, BArch Berlin, NS 38/2771; Heidebroeck an Herwart Fischer, 24.2.1934, BArch Berlin, R 8008/1060.

102 *Anonymous*, Das Reichsstudentenwerk teilt mit, in: *Der deutsche Student*, 1934, H. 12, S. 716. Zur Elitenpolitik des Nationalsozialismus vgl. exemplarisch *Hagen Stöckmann*, *Ambition und Enttäuschung. Grenzen »totalitärer« Elitenerziehung im Nationalsozialismus und in der frühen DDR*, in: *Totalitarismus und Demokratie* 12, 2015, S. 289–317.

103 Vgl. ebd. Brüggelmann gab seinen Posten als Leiter der Studienstiftung im Sommer 1934 aus gesundheitlichen Gründen auf. Das Amt wurde kommissarisch von Rudolf Thomas, Mitarbeiter der Geschäftsführung des Deutschen Studentenwerks, bis zur Übertragung an Adam geleitet. Vgl. *Kunze*, *Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925*, S. 244.

Klassenzugehörigkeit auf der anderen Seite fragte«. <sup>104</sup> Spätestens jetzt war die Studienstiftung zum Reservoir für die Gewinnung einer zukünftigen nationalsozialistischen Funktionseλίte geworden: »Unsere Aufgabe ist es nicht, aus den ewiggestrigen Wissenschaftlern Nationalsozialisten zu machen, sondern aus Nationalsozialisten Wissenschaftler.« <sup>105</sup>

Erst mit der vollständigen Aufnahme der Tätigkeit des Reichsstudentenwerks und dem Umzug nach Berlin wurde die Studienstiftung zu Beginn des Jahres 1935 formell aufgelöst und in »Reichsförderung« umbenannt. Unter diesem Begriff hatte das Deutsche Studentenwerk bereits im Mai 1933 die verschiedenen studentischen Instrumente – Kameradschaftsförderung, Studienförderung, Darlehenskasse und Studienstiftung – bündeln wollen, aber er wurde dann Letzterer vorbehalten. <sup>106</sup> Man hielt also – wenn auch unter anderem Namen – an der herausgehobenen Bedeutung einer akademischen Elitenförderung grundsätzlich fest, unterstellte sie aber dezidiert anderen ideologischen Prämissen. Den »über 1000 Akademikern«, die von der »in ihren Methoden als überholt anzusehenden« Studienstiftung gefördert worden seien, stellte Streit eine nunmehr tatsächlich zu erfolgende »gründliche Auslese« gegenüber. <sup>107</sup> Bereits zwei Jahre zuvor hatte die Kommission empfohlen, den »Mitgliederbestand der Studienstiftung völlig zu erneuern«. <sup>108</sup>

In den Merkblättern der Reichsförderung wurde diese als »Spitzenförderung« bezeichnet, in die »nur die gesündesten, bewährtesten jungen Studenten aufgenommen« würden. <sup>109</sup> Würden zwar Exklusivität und Prestige der Förderung wie bei der Studienstiftung betont, war nun von »Begabung« nicht mehr die Rede. Stattdessen wurden die Anforderungen für eine Aufnahme unverkennbar ideologisiert und politisiert. Neben körperlicher und geistiger Gesundheit sowie – weiterhin auch – wirtschaftlicher Bedürftigkeit wurden »charaktervolle Lebensführung und nationalsozialistische Gesinnung ebenso vorausgesetzt wie vorzügliche Eignung zu wissenschaftlicher Ausbildung und akademischem Beruf«. Zudem war die Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Gliederungen obligatorisch, ebenso die erfolgreiche Teilnahme am Arbeitsdiensthalbjahr. Bewerbungen von Abiturienten waren nur noch über die Leiter der Schulen oder Abteilungsführer im Arbeitsdienst möglich, Studenten durften nur noch von einem Dozenten oder Dienststellen des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes vorgeschlagen werden. Die Aufgabe

104 *Gerhard Adam*, Völkische Hochschulauslese und Förderung, in: *Der deutsche Student*, 1936, H. 3, S. 115.

105 *Ders.*, Auslese und Förderung, in: *Der deutsche Student*, 1935, H. 2, S. 87.

106 Vgl. DS-Merkblatt zum Aufbau der Förderung 8/1933, BArch Berlin, NS 38/2773.

107 *Hanns Streit*, Das Reichsstudentenwerk, in: *Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung*. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder, nichtamtlicher Teil 1 (1935), S. 167–169, hier: S. 168. Die einzelnen Änderungen am Gesetz sind hier dokumentiert.

108 *Georg Dahm*, Der neue Weg der Studienstiftung, in: *Umschau in der Arbeit der studentischen Selbsthilfe-Arbeit*, 9.10.1933, BArch Berlin, NS 38/2778. Inwiefern personelle Förderkontinuitäten zwischen Studienstiftung und Reichsförderung bestanden, ist Gegenstand eines Forschungsprojekts.

109 Merkblatt für die Reichsförderung 1935, BArch Berlin, NS 38/2841.



der Vertrauensdozenten wurde durch »Ausleselager« unter Beteiligung von Führern verschiedener nationalsozialistischer Gliederungen übernommen.<sup>110</sup>

Die Reichsförderung zeichnete sich demnach vor allem durch den Versuch einer politischen Vorfeldkontrolle ihrer potenziellen Mitglieder aus. Dazu gehörten auch erbbiologische Überprüfungen, für die bereits im Frühjahr 1935 Sachverständige abgeordnet wurden.<sup>111</sup> Im Oktober folgte die Einführung von Ahnentafeln für alle Bewerber und das Vorschlagsrecht des Rasse- und Siedlungsamts.<sup>112</sup> Eine »sozialistische Auslese«, wie sie die Reichsförderung 1935 proklamierte, fand jedoch nicht statt. Zwar betonte man den hohen Anteil von Bewerbungen aus Bauern-, Arbeiter- und unteren Beamtenfamilien, der bei gut 40 % liege<sup>113</sup>, doch letztlich sollte sich der in der Studienstiftung bereits 1930 einsetzende Trend fortsetzen, Kinder aus nicht-privilegierten Schichten nicht mehr gezielt aufzunehmen – eine bemerkenswerte Kontinuität zur Entwicklung seit den frühen 1930er-Jahren. Hingegen forcierte die Reichsförderung einen zunehmenden NS-Organisierungsgrad der Geförderten. Im März 1936 genehmigte das Reichsstudentenwerk offiziell auch die Vorauslese durch die verschiedenen NS-Gliederungen.<sup>114</sup> 1938 gehörten von 405 Geförderten alle dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund an, 391 darüber hinaus noch mindestens einer weiteren Parteiformation. Gut 80 % waren Funktionäre des NS-Studentenbunds oder anderer Parteigliederungen.<sup>115</sup> Individuelle Leistung oder Begabung war kein konstitutives Merkmal der Auswahl mehr, sondern ausschließlich eine nach rassistischen und erbbiologischen Kriterien bestimmte Wertigkeit sowie der Grad an weltanschaulicher Festigung.<sup>116</sup> Kein anderer Förderzweig des Reichsstudentenwerks wies eine solch dichte NS-Mitgliedschaft wie die Reichsförderung auf.<sup>117</sup>

Mit Kriegsbeginn kam die weitere Ausgestaltung der nationalsozialistischen Studentenfürsorge zum Erliegen. 1939 endeten auch die Eintragungen in die zentralen Registraturen der ehemaligen Studienstiftung, die von der Reichsförderung übernommen worden waren. In den Fokus der Reichsförderung rückte nun die Förderung »volksdeutscher« Bewerber aus den besetzten und angeschlossenen Gebieten, wie sich an der Aufnahme von Studenten aus Wien, Prag oder Posen ablesen lässt. Trotz der kriegsbedingten Verwaisungen an den Universitäten durch die Einführung von Trisemestern sowie der Einberufung von wehrfähigen Studenten und Hochschulangehörigen blieb die Reichsförderung bis zum Ende des NS-Regimes tätig. Noch im April 1945 gratulierte sie Ruth Kreiser zum Abschluss ihres Studiums: »Sie gehören nunmehr der Reichsförderung als Altmitglied an. Wir bitten Sie, die Reichsförderung auch weiterhin durch laufende Berichte über ihre berufliche Ent-

110 Vgl. ebd.

111 Das Reichsstudentenwerk teilt mit, in: *Der deutsche Student*, 1935, H. 2, S. 148. Später übernahm das Amt für Volksgesundheit die erbbiologischen Untersuchungen.

112 Vgl. *Kunze*, *Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925*, S. 252.

113 *Anonymous*, *Sozialistische Auslese in der Reichsförderung*, in: *Der deutsche Student*, 1935, H. 9, S. 573.

114 Vgl. *Kunze*, *Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925*, S. 255.

115 Vgl. *Grüttner*, *Studenten im Dritten Reich*, S. 147.

116 *Morten Reitmayer*, »Elite« im 20. Jahrhundert, in: *APuZ*, 2014, H. 15, S. 9–15, hier: S. 12.

117 Vgl. *Grüttner*, *Studenten im Dritten Reich*, S. 147; *Kunze*, *Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925*, S. 251.

wicklung [...] zu unterrichten.«<sup>118</sup> Wie die im April 1945 ausgestellte Schuldurkunde für die Rückzahlung eines Darlehens in Höhe von 800 RM hatte dies für Kreiser keine Bewandnis mehr: Wenige Wochen später stellte mit dem Zusammenbruch des ›Dritten Reiches‹ auch die Reichsförderung ihre Arbeit ein. Sie hatte die Organisationsform der Begabtenförderung übernommen, die eugenischen Teilaspekte der Begabtendebatten der 1920er-Jahre selektiv im Sinne der eigenen Weltanschauung radikalisiert und das individualistische Verständnis der Studienstiftung für die Eliteneignung in höchstem Maße politisiert, ohne jedoch die propagandistische Bedeutung der weltanschaulichen Schulungseinrichtungen zu erlangen.

#### IV. »Freie Bürger einer Republik«: Die Gründung der Bonner Studienstiftung (1945–1948)

Nach Kriegsende stellte sich die Frage der Begabtenförderung über die politischen und organisatorischen Umbrüche hinweg erneut. Denn bereits im Winter 1945 erhielten die ersten Universitäten von den Besatzungsmächten die Erlaubnis zur Wiederaufnahme ihres Lehrbetriebs. Neben den allgemeinen Herausforderungen standen für den wissenschaftlichen Nachwuchs drei Aspekte im Vordergrund: Erstens nahmen nun gleich mehrere Abiturjahrgänge ein Studium auf, teils aus Bildungshunger, teils aus Mangel an Alternativen in der Trümmersgesellschaft. Nur wenige Studierende konnten jedoch auf eine ausreichende finanzielle Unterstützung ihrer Eltern zurückgreifen.<sup>119</sup> Zweitens wurde die Öffnung der Universitäten für Studentinnen während der Kriegsjahre wieder stark zugunsten des Studiums als männlich geprägter Domäne beschnitten. Drittens wurde in Verbindung mit einer Kritik an der bürgerlichen Elite und ihrer Rolle im Nationalsozialismus die soziale Exklusivität der deutschen Universitäten infrage gestellt: »Wir können nach diesem Versagen vom deutschen Bürgertum«, so Walter Dirks, »nicht ohne weiteres erwarten, daß es entschieden und zuverlässig den richtigen politischen Weg finden und gehen wird.«<sup>120</sup> Forderungen des Alliierten Kontrollrats nach einer sozialen Öffnung der Universitäten<sup>121</sup> oder entsprechende Reformvorschläge von Gutachterkommissionen<sup>122</sup> trafen jedoch auf starke Beharrungskräfte.<sup>123</sup>

Immerhin forderte der Marburger Romanist Werner Krauss, ein 1943 als Mitglied der »Roten Kapelle« zum Tode verurteilter Marxist, im April 1946 dem »Bil-

118 Schreiben Reichsförderung an Ruth Kreiser, 10.4.1945, BArch Berlin, R 149/261.

119 Vgl. *Waldemar Krönig/Klaus-Dieter Müller*, Nachkriegs-Semester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990.

120 *Walter Dirks*, Wer soll studieren dürfen?, in: *Frankfurter Hefte* 2, 1947, S. 435–437, hier: S. 436.

121 Vgl. *Basic Principles for Democratization in Germany*, Control Council Directive No. 54, 25.6.1947, in: Department of State (Hrsg.), *Germany 1947–1949. The Story in Documents*, Washington 1950, S. 550.

122 Vgl. *David Phillips*, Zur Universitätsreform in der britischen Zone 1945–1948, Köln/Wien 1983; *ders.*, Pragmatismus und Idealismus. Das »Blaue Gutachten« und die britische Hochschulpolitik in Deutschland 1948, Köln/Weimar etc. 1995.

123 Vgl. *Barbara Wolbring*, Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945–1949), Göttingen 2014, S. 151–174.

dungsmonopol einer bevorrechteten Klasse« ein »Begabungsmonopol« entgegenzusetzen.<sup>124</sup> Als Konsequenz aus dem fatalen »Bildungsniedergang der deutschen Mittelstandsschichten« müssten alle Begabten zu »Bildungssträgern« werden.

Allerdings verließ Krauss Marburg bereits 1947, nachdem er einen Ruf nach Leipzig erhalten hatte.<sup>125</sup> Aber auch der Philosoph Karl Jaspers plädierte für die Förderung einer »Aristokratie des Geistes«. Die »Besten aus der gesamten Bevölkerung« seien nur durch eine »rechte Auslese [...] in frühester Jugend« zu identifizieren. Es werde eine »Einrichtung großen Stils« gebraucht, die in großer Zahl Stipendien für den Schul- und Universitätsbesuch gewähren könne. »Diese Auswahl der Besten soll durch Menschen geschehen, die wissen, daß sie immer nur in Annäherungen ihre Aufgaben erfüllen können. Sie werden innerlich angstvoll und demütig die Verantwortung von Lebensschicksalen spüren und dann bei größter Besonnenheit das relativ Beste erreichen.«<sup>126</sup>

In diese Debatte schalteten sich auch mehrere ehemalige Protagonisten der Weimarer Studienstiftung und Bildungspolitik der ersten deutschen Demokratie ein. Die oben bereits genannten Wilhelm Hoffmann, Theodor Litt und Wolfgang Paetzelmann sollten in den Anfangsjahren der Bonner Studienstiftung erneut wichtige Aufgaben übernehmen. Es waren aber vor allem der Sozialdemokrat Adolf Grimme und die Christdemokratin Christine Teusch, die personelle und finanzielle Allianzen zur erneuten Gründung der Studienstiftung schmiedeten.<sup>127</sup> Im Fokus ihrer publizistischen Aufmerksamkeit stand der »akademische Nachwuchs«.<sup>128</sup> Grimme hatte sich bereits im preußischen Kultusministerium für eine soziale Öffnung der Universitäten für begabte Arbeiterkinder eingesetzt und die staatlichen Mittel für die Begabtenförderung erhöht.<sup>129</sup> Bereits im Dezember 1945 forderte er – mit unverkennbarem Anklang an die Gründungsidee der ersten Studienstiftung – dazu auf, Schüler und Studenten zu »freien Bürgern einer Republik« zu erziehen, die »Eigen-Initiative« mit der Verantwortung für die Gesellschaft zu verbinden wüssten.<sup>130</sup> Jeder Student stehe in der Schuld seines Volkes, weil er im Studium »zum Träger der Idee der Wahrheit« und zu einer »geistigen Persönlichkeit« reifen dürfe.<sup>131</sup> Der Rückgriff auf die Idee der Persönlichkeit als ganzheitliches Bildungsideal bot sich als Kontinuitätsbrücke in die Jahre vor 1933 an und bettete die Studienstiftung in die zeitgenössische Renaissance des Humanismus und der Rhetorik vom christli-

124 Werner Krauß, Die Universität in der Entscheidung, Der Tagesspiegel, 14.4.1946, GStA, Material für Reden über Hochschulen und Jugend, VI. HA, Nl Grimme, A., Nr. 735.

125 Vgl. Ottmar Ette (Hrsg.), Werner Krauss. Wege – Werke – Wirkungen, Berlin 1999.

126 Karl Jaspers, Die Verantwortlichkeit der Universitäten, Die Neue Zeitung, 16.5.1947, GStA, Material für Reden über Hochschulen und Jugend, VI. HA, Nl Grimme, A., Nr. 735.

127 Vgl. Kai Burkhardt, Adolf Grimme (1889–1963). Eine Biografie, Köln/Weimar etc. 2007; Helmut Rönz, Christine Teusch, Kultusministerin (1888–1968), URL: <<http://rheinische-geschichte.lvr.de/Personlichkeiten/christine-teusch/DE-2086/lido/57c93bbadbb9c7.04518956>> [9.5.2021].

128 Vgl. Adolf Grimme, Das Problem des deutschen Nachwuchses an den deutschen Hochschulen, in: ders. (Hrsg.), Reden und Aufsätze aus dem ersten Jahr des Wiederaufbaus, Braunschweig 1946, S. 169–198.

129 Vgl. Wolbring, Trümmerfeld der bürgerlichen Welt, S. 132.

130 Adolf Grimme, Vom Sinn der Erziehung heute, in: Die Sammlung 1, 1945, H. 2, S. 65–80, hier: S. 76.

131 Ders., Was heißt Student-Sein heute? Die doppelte Verpflichtung des Studenten, in: Göttinger Universitäts-Zeitung 1, 1945, H. 2, S. 4–5, hier: S. 4.

chen Abendland ein<sup>132</sup>, ohne etwaige Kontinuitäten der Begabtenförderung und ihrer Grundlagen in die Zeit des Nationalsozialismus hinein näher betrachten zu müssen.

Die Frage, wer überhaupt nach Kriegsende wieder zu einem Studium zugelassen werden sollte, war aber nicht nur bei den Alliierten umstritten.<sup>133</sup> Im Kontext der Entnazifizierungsverfahren wurden auch im Bildungssektor emotional gefärbte Debatten um individuelle und kollektive Schuld geführt.<sup>134</sup> Allerdings übte man angesichts der vielfältigen Anpassungsleistungen an den Nationalsozialismus größtmögliche Nachsicht, sofern jemand nicht allzu offensichtlich die Spielregeln des akademischen Milieus verletzt hatte.<sup>135</sup> Auch bei den Planungen für eine neue Studienstiftung stellte sich die Frage, welche Rolle das Verhalten der künftig zu Fördernden in der NS-Zeit spielen sollte. Zwar waren einige Initiatoren der neuen Studienstiftung durch die nationalsozialistische Machtübernahme in ihren beruflichen Karrieren behindert und bis zur Inhaftierung drangsaliert worden, aber auch sie lehnten es ab, an den akademischen Nachwuchs härtere Maßstäbe anzulegen als an die Gesellschaft insgesamt. So riet der Tübinger Philosophieprofessor Wilhelm Weischedel, in der Weimarer Republik selbst Stipendiat der Studienstiftung und bis in die 1960er-Jahre für ihre Nachfolgeeinrichtung aktiv, den französischen Besatzungsbehörden, »der Jugend aus ihrer nationalsozialistischen Betätigung« keinen »generellen Vorwurf zu machen« und ihr die »Chance eines unbelasteten Neuanfangs« zu ermöglichen.<sup>136</sup>

Auch Grimme mahnte in einem Referat vor dem Zonenbeirat am 3. Mai 1946, den jungen Menschen nicht mit Misstrauen zu begegnen, damit es der neuen Demokratie nicht »wieder so geht wie dem Staat von Weimar«.<sup>137</sup> Gerade deshalb warb er für die Neugründung der Studienstiftung: Während man die Erwachsenen nur noch »dressieren« könne, seien »aus der Masse« diejenigen in die »leitenden Stellen hineinzubringen«, die vom Charakter und Geist für den Aufbau der neuen Demokratie geeignet seien. Aus der »Gesamtheit unserer Jugend« zu schöpfen, sei von »volksgestaltender Bedeutung«, da aus ihr »die Frauen und die Männer hervorge-

132 Vgl. Axel Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999.

133 Vgl. *Wolbring*, Trümmerfeld der bürgerlichen Welt, S. 53–63; *David Phillips*, Die Wiedereröffnung der Universitäten in der britischen Zone. Nationalistische Gesinnung, Entnazifizierung und das Problem der Zulassung zum Studium, in: *Bildung und Erziehung* 36, 1983, H. 1, S. 35–53.

134 Zur politischen Überprüfung der Studenten bei der Zulassung in den Anfangsjahren vgl. ebd., S. 44.

135 Vgl. *Bernd Weisbrod*, Akademische Schuld und biographische Illusion. Zum universitären Neuanfang nach 1945, in: *Petra Terhoeven/Dirk Schumann* (Hrsg.), *Strategien der Selbstbehauptung. Vergangenheitspolitische Kommunikation an der Universität Göttingen*, Göttingen 2021, S. 38–54.

136 Wilhelm Weischedel an Monsieur Grumbach, President de la Commission des Affaires Étrangères de l'Assemblée Constituante, 14.2.1946, GSTa, Korrespondenz Weischedel, VI. HA, NI Grimme, A., Nr. 2792. Vgl. *Wilhelm Weischedel*, *Der Mut zur Verantwortung*, Stuttgart 1946.

137 Bericht über die Zusammensetzung des studentischen Nachwuchses an den deutschen Universitäten und Hochschulen, Referat des Herrn Staatssekretärs a.D. Grimme auf der 3. Sitzung des Zonenbeirats, 3.5.1946, BAK, Zonenbeirat der britischen Besatzungszone, Schul- und Erziehungswesen, Z 2/203, S. 2.

hen, die einmal die Schlüsselstellungen in Staat und Kultur bekleiden werden«. <sup>138</sup> Vor allem habe man keine Zeit mehr zu verlieren, denn es stelle sich vordringlich die Frage, wie man jene Schülerinnen und Schüler an die Universitäten bringe, »die dort wirklich hingehören«. Zwar schlug er die finanzielle Förderung materiell Minderbemittelter vor, forderte aber zugleich, die »Qualitäts-Standards« durch Abstoßung des »Ballasts« und »rigorose Anforderungen« zu erhöhen. <sup>139</sup> Wie zur Zeit der Weimarer Studienstiftung sollte eine Förderung nur als Darlehen gezahlt werden, mit »Gegenleistungen« für die Gesellschaft verbunden sein und in einem »gesundem Solidaritätsgefühl« münden. <sup>140</sup>

Grimme verknüpfte dies mit einem sehr weitgehenden Vorschlag: In Zukunft solle nur noch der »Qualitätsgesichtspunkt« über den Aufstieg einer Person entscheiden, um einen »radikalen Bruch« mit den Resten des »kapitalistischen Systems« in Gestalt eines sozial undurchlässigen Bildungssystems zu vollziehen. <sup>141</sup> Die zukünftigen Studenten »aus allen Schichten unseres Volkes« zu gewinnen, sei dabei nicht nur eine Frage der sozialen Gerechtigkeit, sondern ein »eminent politisches Problem«. <sup>142</sup> Grimme forderte nicht weniger als eine »völlige Umschichtung der akademischen Führerschaft unseres Volkes«. <sup>143</sup> Als »geschlossene Erziehungsgemeinschaft« sollten die jungen Menschen ein »Stoßtrupp der sozialen und demokratischen Gesinnung« in den Universitäten werden. <sup>144</sup> Grimmes Plädoyer für eine einheitlich staatskonforme Ausrichtung der Studierenden und sein militärischer Sprachgebrauch waren – wenn auch unter anderen Vorzeichen – einerseits nicht frei von den Formen der jüngst vergangenen politischen Überformung der akademischen Nachwuchsförderung. Andererseits ließen sie durch das klare Bekenntnis zur Demokratie aber eine Abwendung vom früheren Bekenntnis der Studienstiftung zu politischer Neutralität erkennen.

Es fiel jedoch offenbar nicht leicht, sich gerade im Bereich der akademischen Begabtenförderung von einem eugenisch geprägten Auswahldenken zu entfernen, das in den 1920er-Jahren entstanden war. Grimme hatte in seinem Referat für die Aufnahme einer systematischen Begabungsforschung plädiert und dabei auf den Soziologen Karl Valentin Müller verwiesen. Auf diesem Gebiet hatte sich Müller, in den Weimarer Jahren SPD-Mitglied, im Nationalsozialismus unter anderem als Rassehygieniker und Mitarbeiter der Reinhard-Heydrich-Stiftung profiliert, die in Prag völkisch-rassistische Forschungen betrieb. <sup>145</sup> Dennoch wurde er von Grimme vielfältig gefördert: An der Universität in Hannover konnte Müller 1946 ein Institut für Begabungsforschung gründen und leiten, das zwar drei Jahre später in das Institut für empirische Soziologie umbenannt wurde, aber noch unter seiner Verantwortung und in Grimmes Auftrag mehrere umfangreiche »begabungssoziologische Erhebun-

---

138 Ebd., S. 4f.

139 Ebd., S. 6f.

140 Ebd., S. 8.

141 Ebd., S. 11.

142 Ebd., S. 8.

143 Ebd., S. 9f.

144 Ebd., S. 14.

145 Vgl. *Michael Schwartz*, »Proletarier« und »Lumpen«. Sozialistische Ursprünge eugenischen Denkens, in: VfZ 42, 1994, S. 537–570, hier: S. 564ff.

gen« unter niedersächsischen Schülerinnen und Schülern durchführte, die ungebrochen in der Linie eines rassistischen Vererbungsdenkens standen.<sup>146</sup> Begabung firmierte nach 1945 vielfach zumindest als Schattenbegriff für politisch und moralisch diskreditierte Formen eines eugenischen Denkmodells, wenn nicht als Steigbügel für dessen Fortsetzung.

Müller argumentierte in diesem Zusammenhang – im völligen Einklang mit den anlageorientierten, eugenischen Begabungskonzepten der 1920er-Jahre – anhand der gleichwertigen Leistungsfähigkeit von Flüchtlingskindern, dass Umwelteinflüsse gegenüber Erbbedingungen keinen prägenden Einfluss auf die Begabung hätten. Zudem »siehe« der »Ausleseapparat [...] im wesentlichen sachgerecht«, indem er das »große Heer der deutlich Minderbegabten am sozialen Aufstieg« hindere und »faule Früchte über kurz oder lang wieder hinab« schüttele.<sup>147</sup> Müller stimmte der erbbiologisch grundierten These eines nationalen »Begabungsrückgangs« zu, den auch der Münchner Pädagogikprofessor Albert Huth bis weit in die 1950er-Jahre auf der Grundlage zahlreicher Schülerstudien behauptete.<sup>148</sup> Dem lag jedoch weder ein klar definierter Begriff von Begabung zugrunde, noch ließ sich der Rückgang verlässlich belegen. Die mit den Studien von Müller und Huth verbundene rassistische Anthropologie setzte sich zwar später nicht ungebrochen fort, aber sie beförderten einen in den 1960er- und 1970er-Jahren immer stärker artikulierten Anspruch, Begabung und Intelligenz vermessen zu können.

Im Anschluss an Grimmes Referat empfahl der Zonenbeirat am 25. Mai 1946 jedenfalls die Einrichtung einer Studienstiftung, »aus der begabte Studenten, Berufs- und Fachschüler in Form eines Darlehens zu unterstützen sind«. Den Hochschulen sei »aufzuerlegen«, begabten Studierenden abhängig vom »Fleisszeugnis« Gebührenerlasse zu gewähren.<sup>149</sup> Damit war der institutionelle Startschuss für die Neugründung der Studienstiftung erfolgt, deren Finanzierung sich allerdings zum Dauerthema entwickeln sollte. Im August 1947 traf sich in Stuttgart ein Kreis von zumeist ehemaligen Mitarbeitern und Amtsträgern der Studienstiftung, die nach einer wenig selbstkritischen und tiefgehenden Analyse der Weimarer Stiftungsarbeit viele Elemente ihrer institutionellen Praxis auch für die erneute Gründung empfahlen. Sie erfolgte am 6. März 1948 in Köln unter Vorsitz von Christine Teusch als eingetragener Verein. Gut einen Monat später wählte das Kuratorium in seiner ersten Sitzung am 19. April Grimme zum Stiftungspräsidenten.

146 Vgl. *Peter Drewek*, Die Begabungsuntersuchungen Albert Huths und Karl Valentin Müllers nach 1945. Zur wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung des konservativen Begabungsbegriffs in der Nachkriegszeit, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 35, 1989, S. 197–217. Für zeitgenössische Diskussionen des Begabungsbegriffs vgl. *Adolf Busemann*, Höhere Begabung. Vorgesandten zur Begabtenauslese, Ratingen 1949; *Aloys Wenzl*, Theorie der Begabung. Entwurf einer Intelligenzkunde, Heidelberg 1957; *Karl Mierke*, Begabung, Bildung und Bildsamkeit. Betrachtungen über das Bildungsschicksal des mittelmäßig begabten Schulkindes, Bern/Stuttgart 1963.

147 *Karl-Valentin Müller*, Die sozialen Standorte des Begabungsnachwuchses, in: Die Sammlung 5, 1950, S. 356–364, hier: S. 362. Vgl. *ders.*, Konstitutionstypus und Begabung, in: Zur menschlichen Vererbungs- und Konstitutionslehre 29, 1950, S. 621–647; *ders.*, Begabung und soziale Schichtung in der hochindustrialisierten Gesellschaft, Köln/Opladen 1956.

148 Vgl. *Drewek*, Die Begabungsuntersuchungen Albert Huths und Karl Valentin Müllers nach 1945.

149 BAK, Zonenbeirat der britischen Besatzungszone, Schul- und Erziehungswesen, Z 2/203.

Der bei dieser Gelegenheit beschlossene Appell begründete ein wirkmächtiges Narrativ für die weitere Geschichte der Studienstiftung. Die Weimarer Studienstiftung habe bis 1933 als das »wahre Instrument der Geistesfreiheit« jederzeit ihre »Selbstständigkeit und Unabhängigkeit« gegenüber allen staatlichen Instanzen, Parteien und weltanschaulichen Richtungen »gehütet und bewahrt«. <sup>150</sup> Stellt sich diese Abgrenzung vom politischen Tagesgeschäft der Weimarer Republik im Rückblick auch als Trugbild dar, entlastete sie jedoch die beteiligten Protagonisten und sollte nicht zuletzt die Einwerbung finanzieller und personeller Unterstützungen erleichtern. Angesichts »des Hungers, der Ruinen und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs« sollte der Appell die Relevanz unterstreichen, wieder jenen ein Studium zu finanzieren, die nichts anderes besäßen »als ihre Begabung und den zähen Willen, sie auszubilden«. Unter explizitem Rückgriff auf den Leitbegriff der Weimarer Auswahlkriterien wurde primär die »Gesamtpersönlichkeit« als förderungswürdig erklärt. <sup>151</sup> Begrifflich stellte man sich damit zwar in die Kontinuität eines Begabungsdenkens, das seine Prägung durch die humanistischen Bildungsvorstellungen des deutschen Bürgertums erfahren hatte. Aber es war eben auch im Zuge seiner Pädagogisierung, Verwissenschaftlichung und Ökonomisierung bereits vor 1933 durch anlageorientierte, erbbiologische und eugenische Ansätze erweitert worden, von denen man sich nach 1945 zunächst nicht explizit abgrenzte.

## V. »Gegen den Begabungstod«: Die Etablierung der Studienstiftung (1948–1957)

Gemeinsam waren den Initiatoren der Bonner Studienstiftung, von denen viele bereits an der Weimarer Studienstiftung wesentlich beteiligt waren, zwei eng miteinander verflochtene Anliegen: die Wiederbelebung des mit dem Weimarer Projekt verbundenen politischen und gesellschaftlichen Einflusses der Beteiligten sowie die Überzeugung, dass Begabtenförderung für die – nun zweite – deutsche Demokratie unerlässlich sei. Anstelle von Grimmes sozialdemokratisch gefärbter, sozial durchlässig angelegter Konzeption der Begabungsförderung, der eher die Friedrich-Ebert-Stiftung entsprechen sollte, setzte sich jedoch in der Studienstiftung ein Modell durch, das erstens die Neutralität gegenüber religiösen Bekenntnissen, sozialen Klassen und politischen Einstellungen ausdrücklich hervorhob, zweitens vom Kriterium der sozialen Bedürftigkeit als leitendem Förderungsgrund absah und drittens einer bürgerlich-konservativen Moral stark verhaftet war. <sup>152</sup> Allerdings bestand unter den Mitgliedern der neu besetzten Gremien vor der Auswahl der ersten Stipen-

150 Gründungsaufruf, 19.4.1948, BAK, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Studienstiftung des deutschen Volkes: Gründung und Satzungsänderung, B 138/1915.

151 Die »marxistische Begabungstheorie« der DDR wandte sich zunächst explizit gegen ein westdeutsches Klassenmodell des Begabungsdenkens, das bestimmte Schichten und erbbiologische Ansätze privilegierte. Sie betonte deutlich früher als in der Bundesrepublik die dynamische Bindung von Begabung an gesellschaftliche Bedingungen und die Vielfältigkeit der Leistungspotenziale eines Menschen, weshalb quantifizierende Testverfahren bis in die 1970er-Jahre abgelehnt wurden. Vgl. *Schregel*, Ein »gefährliches Instrument in den Händen der herrschenden Klasse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung«.

152 Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 271 f.

diatinnen und Stipendiaten keine einheitliche Auffassung über die Definition von Begabung, entsprechende Auswahlkriterien oder geeignete Verfahren.

In der ersten Sitzung des Kuratoriums im April 1948 diskutierten die Anwesenden – die große Mehrheit der Kultusminister der Länder, einige Hochschulrektoren, wenige Vertreter der Studierendenschaft, Vertreter der kommunalen Spitzenverbände, gewählte Mitglieder des Studienstiftungs-Vereins und geladene Gäste – die Anforderungen, die an die künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten gestellt und künftig im Auswahlprozess erkannt werden sollten. Vertreter der Weimarer Studienstiftung betonten, man habe damals schon »Gesamtpersönlichkeiten« ausgewählt und die Studienstiftung »nie zu einer karitativen Organisation werden lassen«. <sup>153</sup> Teusch plädierte dafür, mit der neuen Studienstiftung »nicht nur den Bedürftigen, sondern allen Hochbegabten« eine Förderung zu versprechen. <sup>154</sup> Dafür seien die Bewerberinnen und Bewerber auf »Intellekt, Phantasie, Klugheit, geistige Selbstständigkeit und Wahrhaftigkeit« zu prüfen, aber diejenigen auszuwählen, die »als Gereifte über dem Durchschnitt stehend eine Leistung vollbringen, die von Wert ist für die Gesamtheit des Volkes« und deren Nicht-Studium »ein Verlust für unser Volk wäre«. <sup>155</sup> Besonderen Wert legte sie auf die »innere Wahrhaftigkeit«, deren Mangel die Herrschaft des Nationalsozialismus ermöglicht habe.

Nicht nur Teuschs enger Rekurs auf den vielfältig besetzten Volksbegriff, der auch im Namen der Studienstiftung erhalten blieb, verweist auf Kontinuitäten zu einem Ensemble von Denkmustern der Jahre vor 1945. So unterschied sie zwischen dem »Charakter« und den »geistigen Qualitäten« von Bewerbern als »erkennbaren Anlagen«. Auch die Fähigkeit, eine »Führerpersönlichkeit« zu sein, galt ihr als eine »Veranlagung«, die sich aber nur in der »Gemeinschaft entfalten und zeigen« könne. Was darunter genau zu verstehen war, blieb recht unbestimmt. Um die entsprechenden Eigenschaften erkennen zu können, müssten die Gutachter über »Menschenkenntnis und Erfahrung« verfügen. Sie bräuchten eine »Leidenschaft des Spürsinn«, die »gleiche Leidenschaft zur Gerechtigkeit« und »die Liebe [...], die den jungen Menschen nicht als Objekt ansieht, sondern als einen Menschen in seiner Ganzheit, dem gedient werden soll, damit er einmal zum rechten Dienst berufen ist«. <sup>156</sup> Da dies, so argumentierte der Philosoph Wilhelm Weischedel, »psycho-technische Testverfahren« nicht leisten könnten, müssten für den Auswahl Ausschuss »Männer« gefunden werden, »die selbst den oben angestellten Anforderungen genügen«. <sup>157</sup> Die Auswahl der vom Vorstand bestimmten Prüfer – und einiger weniger Prüferinnen – erfolgte nach ihrer Fähigkeit zur Wiedererkennung bildungsbürgerlicher Karriereigenschaften. <sup>158</sup> Man knüpfte hiermit nahtlos an die

153 Studienstiftung des deutschen Volkes, Niederschrift über die 1. Sitzung des Kuratoriums, zugleich 2. Mitgliederversammlung, 19.4.1948, GStA, Protokolle der Vorstandssitzungen und der Sitzungen des Auswahlausschusses der Studienstiftung des Deutschen Volkes, VI. HA, NI Grimme, A., Nr. 634, S. 4.

154 Ebd., S. 7.

155 Ebd., S. 9.

156 Ebd., S. 10.

157 Ebd.

158 Vgl. Dr. Haerten, Studienstiftung des dt. Volkes, an Kultusminister Grimme, 2.8.1948, GStA, Schriftwechsel der Studienstiftung des Deutschen Volkes, Bd. 1, VI. HA, NI Grimme, A., Nr. 646.



Weimarer Studienstiftung an, in der das Gespür der involvierten Vorprüfer, Vertrauensdozenten und Ausschussmitglieder von grundlegender Bedeutung war.

Das Auswahlverfahren der Studienstiftung und seine Kriterien blieben bis in die 1960er-Jahre weitgehend unverändert. Die Entscheidungsprozesse unterlagen allerdings einer fortschreitenden Formalisierung, indem etwa die Gutachter um eine klare Endbewertung gebeten wurden. Dies war aufgrund einer steigenden Zahl an Bewerbungen, der zahlreichen involvierten Hochschullehrer und für die Auswahlausschüsse unabdingbar. Es oblag den Universitäten, Gymnasien und Funktionsträgern der Studienstiftung, Studierende zur Förderung zu identifizieren und vorzuschlagen. Die Geschäftsführung der Studienstiftung forderte diese zur Bewerbung auf und forderte Gutachten über sie ein. Daraufhin lud ein Mitglied des Auswahlausschusses unter Einbindung eines »Vorprüfers« zum Gespräch, um die »Gesamtpersönlichkeit« zu prüfen und wiederum ein Gutachten zu verfassen. Die Geschäftsführung fasste die Bewerbungen zusammen und unterzog sie einer ersten Sichtung. Damit entwickelte sich im Unterschied zur Weimarer Zeit der von 1948 bis 1970 amtierende Geschäftsführer Heinz Haerten zum eigentlichen Machtzentrum der Studienstiftung und ihrer Auswahlpraktiken.<sup>159</sup> Zur Förderung Ausgewählte mussten wie in der Weimarer Phase der Studienstiftung ab 1930 drei Probeseester bestehen, bevor sie die endgültige Aufnahme beantragen konnten.

Bis 1958 hatten die Mitglieder über 9.973 Vorschläge zu entscheiden, von denen 3.973 Studentinnen und Studenten zu den drei Probeseestern zugelassen wurden. Knapp 7 % der Anträge waren zurückgestellt und 53 % abgelehnt worden.<sup>160</sup> In den ersten beiden Jahrzehnten weitete die Studienstiftung ihre Betreuung von 51 (1948) auf 2.059 (1965) Geförderte aus.<sup>161</sup> Das entsprach mit leicht rückläufiger Tendenz etwa 1 % aller Studierenden. Dabei nahm die Förderung von Angehörigen aus nichtbürgerlichen Familien ab. Hatten Anfang der 1950er-Jahre noch gut zwei Drittel der Geförderten einen Nichtakademiker als Vater und stammten 8,1 % aus einem Arbeiterhaushalt, lagen die Anteile 1966 mit etwa 60 % und 6,7 % erkennbar niedriger.<sup>162</sup> Dieser Trend sollte sich fortsetzen: Eine 1970 erschienene Studie zur Sozialstruktur von Begabtenförderungswerken konstatierte für die Studienstiftung eine wachsende Unterrepräsentation von Kindern aus Arbeiterfamilien mit 5 % und einem Anteil von 53 % aus nichtakademischen Familien.<sup>163</sup>

159 Vgl. *Kunze*, 75 Jahre Studienstiftung des deutschen Volkes, S. 64.

160 Vgl. Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1.4.1958–31.3.1959, GStA, Tätigkeitsberichte der Studienstiftung des Deutschen Volkes, VI. HA, Nl Grimme, A., Nr. 772, S. 8.

161 Studienstiftung des deutschen Volkes, Tätigkeitsbericht 1.1.1964–31.12.1964, BAK, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Studienstiftung des deutschen Volkes (SDV), Vorstands- und Kuratoriumssitzungen, Bd. 1/1–2, B 138/10367, S. 8.

162 Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1.4.1951–31.3.1954, GStA, Tätigkeitsberichte der Studienstiftung des Deutschen Volkes, VI. HA, Nl Grimme, A., Nr. 772; Studienstiftung des deutschen Volkes, Tätigkeitsbericht 1.1.1965–31.12.1965, BAK, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Studienstiftung des deutschen Volkes (SDV), Vorstands- und Kuratoriumssitzungen, Bd. 1/3–4, B 138/10368.

163 Vgl. *Christian von Ferber/Friedrich Wilhelm Gebhardt/Willi Pöhler*, Begabtenförderung oder Elitebildung? Ergebnisse einer soziologischen Erhebung der Forschungsstelle des Sozialwissenschaftlichen Seminars der Technischen Universität Hannover über das Förderungsprogramm der Hochbegabtenförderungswerke, Göttingen 1970.

Hieraus wird aber auch ersichtlich, dass die Stipendien der Studienstiftung kein ausschließliches Instrument zur Förderung des Bildungsbürgertums waren, sondern vermehrt als Aufstiegskanal für die Kinder von Angestellten und Beamten fungierten. Die Werte für diese Gruppen lagen damit nicht weit von denjenigen in der Studierendenschaft insgesamt entfernt. Trotz des Rückgangs an geförderten Nachkommen von Nichtakademikern, der auch auf die wachsende Akademisierung der sozialen Führungsschichten verweist, bestätigte sich im Förderprofil der Studienstiftung insgesamt ein Trend, der bereits in den Weimarer Jahren erkennbar war: Sie war neben der Förderung bürgerlich endogener Karrierewege auch eine Aufstiegschleuse für Studierende aus nichtakademischen Mittelschichten, weil die Akademisierung selbst eine wesentliche Voraussetzung für die Zugehörigkeit zu den beruflich ausdifferenzierten Funktionseliten war.

## VI. »Kein Elitedenken«: Legitimationskonflikte und Verwissenschaftlichung (1958–1970)

Den Begriff »Elite« verwendeten Akteure der Studienstiftung in diesen Jahren zwar kaum, aber die Verantwortlichen waren sich durchaus bewusst, dass sie sich mit ihrer selektiven Auswahlpraxis nicht völlig konform zu dem gesellschaftspolitischen Ziel einer schichtenübergreifenden Akademisierung der Bevölkerung verhielten. Während die Studienstiftung in diesen Jahren nur selten öffentlichkeitswirksam auftrat, reagierte ausnahmsweise mit dem Bonner Juristen Kurt Ballerstedt ein Mitglied des Auswahlausschusses auf eine gewisse »kritische Aufmerksamkeit« für den »besonderen Charakter« der Studienstiftung.<sup>164</sup> Rechtfertigend beschrieb er ausführlich das Auswahlprinzip der »Gesamtpersönlichkeit«: Die Studienstiftung wolle diejenigen Menschen fördern, die eine »schöpferische Lebensleistung« versprechen. Darunter sei die »Kraft« zu verstehen, »Menschen zu bewegen, zu leiten und zu verbinden«.<sup>165</sup> Hinzu käme die Bereitschaft, »aus freien Stücken« der Gemeinschaft dienen zu wollen. Allerdings könne ein Bewerber auch bei »ehrlichster und ehrenhaftester politischer Gesinnung« kein Stipendiat werden, wenn die fachliche Hochbegabung im Sinne eines »wissenschaftlichen Denkens« nicht gegeben sei.<sup>166</sup> Auch »moralisch-menschliche Qualitäten« flossen in die Bewertung der Auswahl Ausschussmitglieder ein: die Bewährung in schwierigen Lebenslagen, das »Aufnahme- und Teilnahmevermögen«, die »Selbständigkeit und Spontaneität« des Urteils und die Stellungnahme zur »Religiosität«.<sup>167</sup> Ballerstedt gestand zu, dass die Auswahl letztlich auf etwas »Unsagbarem« gründe und ein »persönliches Wagnis« sei.

Die Befürchtung, die Studienstiftung wirke »auf die Bildung eines Elitebewußtseins hin«, hielt er gleichwohl für unbegründet. Ihr Wirken sei von der »Idee geleitet, daß Qualität Anerkennung verdient und auch einen gesellschaftlichen Geltungs-

164 Kurt Ballerstedt, Die Studienstiftung des deutschen Volkes. Aufgaben – Auswahlprinzip – Arbeitsweise, in: Deutsche Universitätszeitung 9, 1954, H. 2, S. 8–12, hier: S. 8.

165 Ebd., S. 9.

166 Ebd., S. 10.

167 Ebd.

anspruch erheben darf.<sup>168</sup> Dies heiße jedoch nicht, dass Akademiker automatisch Fhrungsposten übernehmen würden oder etwa aus einer bildungsbürgerlichen Herkunft Vorrechte gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen entstnden: »Nur wenn der Begriff der Elite ganz ohne politischen Akzent gebraucht wird, kann man ihn allenfalls auf den Kreis der Studienstiftler übertragen, besser vermeidet man ihn ganz.«<sup>169</sup> Die Förderung der »Gesamtpersönlichkeit« und die Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Führungsgruppen im Sinne von sozioökonomischen Eliten sollte bei der Betrachtung der Studienstiftung strikt getrennt werden. In diesem Sinne erfuhr die Studienstiftung auch von medialer Seite Unterstützung: Nicht zuletzt der Stifterverband der deutschen Wissenschaft mit seinen Geldgebern auch aus der Presselandschaft dürfte an der vornehmlich positiven Berichterstattung über den Kampf der »Menschenfischer« der Studienstiftung gegen den »Begabungstod« beteiligt gewesen sein.<sup>170</sup>

Hinsichtlich der Studienförderung aufgrund von sozialer Bedürftigkeit wurde die Studienstiftung durch das »Honnefer Modell« einer leistungsunabhängigen staatlichen Studienförderung legitimatorisch entlastet, das zum Wintersemester 1957/58 als Vorgänger der BAföG-Leistungen eingeführt wurde.<sup>171</sup> In den vorhergehenden Debatten hatte die Rektorenkonferenz zunächst lediglich für eine Ausweitung des Berechtigtenkreises der Förderung durch die Studienstiftung plädiert.<sup>172</sup> Studentische Vertreter und Funktionäre des Studentenwerks sahen jedoch das Festhalten an Begabung als Kriterium weder als sozial wünschenswert noch als praktikabel an. Beschlossen wurde schließlich ein dreistufiges Förderprogramm, das auf sozial bedürftige Studentenkreise abzielte, aus dem allerdings kein Rechtsanspruch hervorging. Statt »Begabung« wurde »Eignung« zum Entscheidungskriterium erhoben, das »gute Studienleistungen« umschreiben und zur Bewilligung von Hilfsleistungen führen sollte.<sup>173</sup>

Der Arbeitsausschuss des Kuratoriums der Studienstiftung konstatierte zufrieden, dass man in Zukunft nun »ausschließlich von Leistungsfähigkeit und Haltung« bestimmte Auswahlentscheidungen treffen könne. In finanzieller Hinsicht sollten die Stipendien zukünftig in Lebenshaltungskosten und Aufwendungen für die wissenschaftliche Arbeit unterteilt werden, wobei erstere, angelehnt an das Honnefer Modell, an das Einkommen der Eltern gekoppelt sein sollten. Ergänzt wurde dies durch ein zusätzliches System von Lernmittel- und Sonderbeihilfen. Auch die »geistige Förderung« sollte durch einen kleineren Betreuungsschlüssel für Vertrauensdo-

168 Ebd., S. 12.

169 Ebd. Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 298 ff.

170 Mzenatantum der Industrie erforderlich. Studienstiftung des deutschen Volkes tagte in Duisburg. Gegen den »Begabungstod«, in: Rheinische Post, 5.10.1955; Wie die Studienstiftung des deutschen Volkes ihre schweren und notwendigen Aufgaben löst. Vierhundert »Menschenfischer« suchen Begabte. Auslese von Persönlichkeiten unter den Studenten, in: Nürnberger Nachrichten, 17.12.1955.

171 Vgl. *Theresa M. Scanlon*, Student Aid in Western Germany 1945–1971. A Study with Particular Reference to the Honnef Scheme, Köln/Weimar etc. 1993.

172 Vgl. *Uwe Rohwedder*, Kalter Krieg und Hochschulreform. Der Verband Deutscher Studentenschaften in der frühen Bundesrepublik (1949–1969), Essen 2012, S. 115–119.

173 Vgl. ebd., S. 124 f.

zenten und Gemeinschaftsaktivitäten intensiviert werden.<sup>174</sup> Im Ergebnis konnte die Studienstiftung angesichts wachsender Stipendiatenzahlen und konkurrierender Fördereinrichtungen ihre Förderpolitik fortsetzen, ohne an ihren Verfahren grundlegende Anpassungen vornehmen zu müssen. Angesichts des zehnjährigen Jubiläums der Gründung der Bonner Studienstiftung zog Ludwig Raiser, ehemaliger Rektor der Göttinger Universität und in vielfältigen Positionen der Wissenschaftsorganisation aktiv, dann auch ein wohlwollendes Resümee: Es sei ein Verdienst der Studienstiftung, den »Auslesegedanken« ohne Rücksicht auf soziale Aspekte verfolgt zu haben. Für sie zähle nur die Begabung, auch wenn es schwierig sei, dafür »objektiv messbare Kriterien aufzustellen«.<sup>175</sup>

Anders als Raiser sah ein Protagonist der ersten Stunde sehr wohl Anlass zur Kritik an der Arbeitsweise der Studienstiftung. Vor allem der Auswahlprozess schien Wilhelm Weischedel, noch immer Vorstandsmitglied, nicht erst seit der Einführung des Honnefer Modells als zu aufwendig.<sup>176</sup> Geschäftsführer Haerten wollte Weischedels scharfer Kritik jedoch nicht zustimmen, die Studienstiftung verfüge über kein eigenes Profil mehr. Es gebe vielmehr »Beobachter«, die der Auffassung seien, erst jetzt beginne die Studienstiftung, ihren »Anspruch zu erfüllen« – ein Hinweis, dass es vielen eben doch um gesellschaftliche Elitenbildung ging. Zudem hoffte Haerten, dass es »in absehbarer Zeit« auch zu einer Entkopplung der Stipendienhöhe von »sozialen Gesichtspunkten« kommen werde. Er wollte die Studienstiftung durch zusätzliche Förderanreize noch exklusiver und im Vergleich zur Gesamtstudierenden-schaft noch elitärer gestalten. Ihm schwebte eine Entkopplung von gesellschaftlichen Entwicklungen und die Rückkehr zu kleineren Stipendiatenjahrgängen vor.<sup>177</sup> Eine solche Zielsetzung spiegelte die mediale Rezeption der Studienstiftung in diesen Jahren durchaus zustimmend wider: »Stipendium erst nach harter Auslese.« Gleichwohl folgte unmittelbar eine wichtige Einschränkung: »Kein Elitedenken.«<sup>178</sup>

Die Kriterien für die Identifikation von besonders Begabten erwiesen sich indes zunehmend als erklärungsbedürftig, dem sich 1964 auch ein Band des internen Schrifttums der Studienstiftung widmete. Gleich der erste Beitrag des Pädagogen Rudolf Lennert behandelte offen den »labilen Konsensus« in der Auswahlarbeit,

174 Das Verhältnis zwischen den Vertrauensdozenten und den Stipendiaten der Studienstiftung bedarf noch einer genaueren Betrachtung. Die Etablierung professorengebundener Geförderten-gruppen ähnelte nicht erst seit der Nachkriegszeit Modellen, »Kreise« begabter Studierender zu bilden und »Akademien« zu veranstalten. Sie spielten ihrerseits eine wesentliche Rolle in der Rekrutierung von (fachlichen), männlich dominierten akademischen Eliten. Exemplarisch: *Florian Meinel*, Die Heidelberger Secession. Ernst Forsthoff und die »Ebracher Ferienseminare«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 6, 2012, S. 89–108.

175 Manuskript »Der Dienst der Studienstiftung für die Hochschule«, BAK, Raiser, Ludwig, Rede zum zehnten Jahrestag der Neugründung der Studienstiftung, N 1287/13, S. 10.

176 Wilhelm Weischedel an Adolf Grimme, 18.4.1957, GStA, Korrespondenz Weischedel, Prof. Dr. Wilhelm – Philosoph, Mitglied des Vorstandes der Studienstiftung des Deutschen Volkes, VI. HA, Nl Grimme, A., Nr. 2792, S. 70.

177 Vgl. *Kunze*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes seit 1925, S. 300–306.

178 *Eberhard Nitschke*, Stipendium erst nach harter Auslese. Die Studienstiftung des deutschen Volkes betreut 2000 Begabte. Kein Elitedenken, in: *Süddeutsche Zeitung*, 22.2.1962.

der sich trotz mangelnder Definition immer wieder neu bilde.<sup>179</sup> Bei der Suche nach Begabten sei verstärkt darauf zu achten, welche Potenziale bereits vorhanden seien und wie es um die Möglichkeiten des Bewerbers stehe, »sich begaben zu lassen«.<sup>180</sup> Die einsetzende Thematisierung von gesellschaftlicher Teilhabe und des Hinterfragens traditioneller Eliten in den 1960er-Jahren zeichnete sich aber auch bei Lennert ab: Man müsse den »Begabungschancen der aufsteigenden Kinder« verstärkt Aufmerksamkeit zukommen lassen – aber, so schränkte er ein, nur dann, wenn diese den »Weg zur höchsten Begabungsstufe« schaffen könnten.<sup>181</sup>

In Lennerts Äußerungen lässt sich wie bei Raiser oder Haerten eine deutliche Akzentuierung des nach dem Krieg recht allgemein gefassten Ideals der »Gesamtpersönlichkeit« im Sinne eines Leistungsdenkens, einer ausgeprägten Selektivität der Geförderten und eines standardisierbaren Modells von Begabung erkennen. Zur selben Zeit veränderte sich die öffentliche und wissenschaftliche Begabungsdiskussion und fand auch Eingang in die Studienstiftung: Zum einen gewann der Ansatz an Einfluss, Auswahlprozesse objektivieren zu müssen und Begabung vermessen zu können. So mahnte der Jurist und Bildungspolitiker Hellmut Becker, der in den 1950er-Jahren im Auswahlausschuss und Kuratorium der Studienstiftung mitgewirkt hatte, 1959 auf dem Deutschen Soziologentag eine umfassende Untersuchung der »Auswahlmethoden, Auswahlfolge und Auswahlideologie« der Studienstiftung an.<sup>182</sup> Das stand durchaus im Widerspruch zu den bisher von den Protagonisten der Studienstiftung verfochtenen idealistischen Grundsätzen, die sich in der Figur der »Gesamtpersönlichkeit« bündelten und bei beiden Gründungen präferiert worden waren.

Zum anderen gewann – wie bereits zuvor in der DDR – ein dynamischer Begabungsbegriff an Einfluss, der nicht mehr unmittelbar die Vererbung von Anlagen und Eigenschaften, sondern Umweltbedingungen und damit beeinflussbare Faktoren für maßgeblich erklärte.<sup>183</sup> Auch prononcierte Vertreter dieses Ansatzes wie Heinrich Roth verstanden die Auswahl und Förderung von Begabten jedoch als Beitrag zum internationalen Konkurrenzkampf zwischen den Nationen, nicht zuletzt im Kontext des Kalten Kriegs. Das Ziel, die individuelle Leistungsfähigkeit als nationalen Mehrwert weiterzuentwickeln, schlug sich sowohl in der Initiierung neuer Wettbewerbe wie »Jugend musiziert« (seit 1963) oder »Jugend forscht« (seit 1965) als auch generell in der Verwissenschaftlichung der Bildungspolitik durch die in die 1950er-Jahre zurückreichende Gründung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (1963) und des Deutschen Bildungsrats (1965) nieder, der auf die Bildungs-

179 *Rudolf Lennert*, Zum Problem der Hochbegabung, in: Studienstiftung des deutschen Volkes (Hrsg.), Probleme der Auswahlarbeit, Bad Godesberg 1964, S. 7–13, hier: S. 7.

180 Ebd., S. 8.

181 Ebd., S. 10.

182 *Hellmut Becker*, Sozialforschung und Bildungspolitik, in: *Alexander Busch* (Hrsg.), Soziologie und moderne Gesellschaft. Verhandlungen des 14. Deutschen Soziologentages vom 20. bis 24. Mai 1959 in Berlin, Stuttgart 1959, S. 191–206.

183 Für diesen Paradigmenwechsel wegweisend: *Heinrich Roth* (Hrsg.), Begabung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuer Forschungen, Stuttgart 1969. Vgl. *Wilfried Rudloff*, Ungleiche Bildungschancen, Begabung und Auslese. Die Entdeckung der sozialen Ungleichheit in der bundesdeutschen Bildungspolitik und die Konjunktur des »dynamischen Bildungsbegriffs« (1950–1980), in: AFS 54, 2014, S. 193–244.

politik der Bundesrepublik nachhaltigen Einfluss nahm.<sup>184</sup> Neben einem eigenen Ausschuss für »Begabtenförderung« wiesen die Mitglieder des Bildungsrats in dieser Phase vielfältige und enge Verbindungen zur Studienstiftung auf, insbesondere in Gestalt des langjährigen Ulmer Oberbürgermeisters Theodor Pfizer, der unter anderem an der erneuten Gründung der Studienstiftung 1948 beteiligt und von 1960 bis 1981 Vorsitzender ihres Vorstands war.<sup>185</sup>

Die Studienstiftung musste sich in dieser Phase einer Neubetrachtung des Zusammenhangs von nationaler Bildungspolitik, Bildungswissenschaft und Begabungsförderung repositionieren: Mit dem gezielten Ausbau der Universitäten und Hochschulen, dem großen Aufwuchs der Studierendenzahlen, einem zunehmenden Anteil von Studentinnen sowie einem merklichen Zuwachs an Studierenden aus den unteren Bevölkerungsschichten erodierte das traditionell stratifizierte Bildungssystem, ohne jedoch bis heute seine historische Grundprägung verloren zu haben.<sup>186</sup> Im Zuge der nationalpolitisch und volkswirtschaftlich gewollten Bildungsexpansion, mit der einem nach Ansicht des Philosophen Georg Picht – auch er war der Studienstiftung eng verbunden – im internationalen Vergleich »beängstigenden Mangel an Akademikern und höher qualifizierten Nachwuchskräften« begegnet werden sollte<sup>187</sup>, gewann die Frage grundlegend an Bedeutung, wie die »Bildungsselektion« im Sinne der Herausbildung einer demokratisch-kapitalistischen Leistungs- und Funktionselite effektiver zu gestalten war.<sup>188</sup>

Dem nahm sich nicht von ungefähr, aber in einem gewissen Bruch mit ihrem früheren Selbstverständnis die Studienstiftung des deutschen Volkes frühzeitig an, indem sie unter anderem 1971 mit dem Institut für Test- und Begabungsforschung die erste dauerhaft und bis heute bestehende Einrichtung dieser Art in der Bundesrepublik gründete. Waren zu Beginn der Weimarer Studienstiftung solche Herangehensweisen noch abgelehnt worden, sollten nun wissenschaftlich validierte Verfahren die studentische Begabtenförderung auf eine neue Grundlage stellen, um einer-

184 Auch die DDR wandte sich trotz ihrer anfänglichen Kritik seit den 1960er-Jahren quantifizierenden Verfahren und einer qualitativ differenzierenden Begabungsförderung zu. Vgl. Schregel, Ein »gefährliches Instrument in den Händen der herrschenden Klasse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung«, S. 205 f.

185 Pfizer hatte in der NS-Zeit bei der Reichsbahn rasch Karriere gemacht. Seine Nähe zum Nationalsozialismus war nach 1945 Gegenstand gleich mehrerer Spruchkammerverfahren, nach denen er schließlich 1947 jedoch mangels Zeugenaussagen als unbelastet eingestuft wurde. Vgl. Andreas Lörcher, Pflichterfüllung statt Zivilcourage. Theodor Pfizer, in: Wolfgang Proske (Hrsg.), Täter, Helfer, Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus dem Raum Ulm/Neu-Ulm, Ulm 2013, S. 141–149.

186 Vgl. Alfons Kenkmann, Von der bundesdeutschen »Bildungsmisere« zur Bildungsreform in den 60er Jahren, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 401–423; Wilfried Rudloff, Bildungspolitik als Sozial- und Gesellschaftspolitik. Die Bundesrepublik in den 1960er und 1970er Jahren im internationalen Vergleich, in: AfS 47, 2007, S. 237–268; Ralph Jessen, Vom »Elfenbeinturm« zur »Massenuniversität«. Hochschulreformen in den 1960er und 1970er Jahren, in: Michaela Keim/Stefan Lewejohann (Hrsg.), Köln 68! Protest, Pop, Provokation, Mainz 2018, S. 94–99. Exemplarisch für die westliche beziehungsweise globale Dimension vgl. Jill Pellew/Miles Taylor (Hrsg.), Utopian Universities. A Global History of the New Campuses of the 1960s, London 2020.

187 Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe, Freiburg im Breisgau 1964, S. 22.

188 Vgl. Tietze, Von der natürlichen Auslese zur Bildungsselektion 1780–1980.

seits den Veränderungen des Bildungssystems besser als bisher Rechnung tragen zu können. Andererseits sollte die Idee einer elitebildenden Verknüpfung von besonderer Begabung, ausgeprägter Leistungsfähigkeit und gemeinwohlorientierter Persönlichkeit gegen die Prämissen einer von vielen Protagonisten der Studienstiftung als egalisierend wahrgenommenen Bildungspolitik verteidigt werden.<sup>189</sup>

## Schluss

Die zweifache Geschichte der Studienstiftung des deutschen Volkes in der Weimarer und der Bonner Republik erweist sich als ein treffliches Beispiel für Prozesse der Herausbildung einer modernen Funktionseleite in Deutschland, in denen aber der Begriff »Elite« weitgehend vermieden wurde. Ein wesentlicher Grund dafür lag in dem transformatorischen Charakter der postbürgerlichen Elitenbildung selbst: Sie stand zwar stark im Zeichen überlieferter Ideale des Bürgertums, die auch deren soziokulturellen Führungsanspruch untermauern sollten, musste aber andererseits – dem Bedarf an Funktionseleiten geschuldet – in wachsendem Maße Studierende aus nichtakademischen Haushalten berücksichtigen. Die »Gesamtpersönlichkeit« in den 1920er-Jahren zum Auswahlmaßstab zu erklären und daran nach 1945 wieder anzuknüpfen, sollte letztlich einen bürgerlich-akademischen Erziehungsanspruch in der Bestimmung von Begabung verankern, indem sie an ein Ensemble individueller und humanistischer Persönlichkeitsmerkmale gebunden wurde.

Dieses Grundkonzept war von erstaunlicher Stabilität und erwies sich lange Zeit vor allem als relativ widerständig gegenüber Rationalisierungsansätzen in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften, die von einer Messbarkeit von Begabung ausgingen. Der modernen, bürokratischen Organisation des Auswahlverfahrens der Studienstiftung entsprach vor 1933 wie nach 1945 keine Festlegung verbindlicher Parameter, sondern maßgeblich war die Fähigkeit der Verantwortlichen, die Persönlichkeitswerte von Studierenden erkennen zu können. Was als Begabung galt, war somit vor wie nach dem Nationalsozialismus eng mit bildungsbürgerlichen und akademischen Wertvorstellungen verbunden.

Auffällig ist dabei das Fehlen einer expliziten Abgrenzung von eugenischen oder rassistischen Ansätzen oder eine kritische Auseinandersetzung mit ihren Implikationen in beiden Existenzphasen der Studienstiftung, die hier untersucht worden sind. Auch findet sich keine explizite politische Verteidigung der persönlichkeitsorientierten Individualförderung als Beitrag zur Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft. In dieser mangelnden Abgrenzung liegt eine mögliche Erklärung

---

189 Der Übergang in die 1970er-Jahre markierte auch in personeller Hinsicht einen Wendepunkt: Mit dem ersten Geschäftsführer der Bonner Studienstiftung, Heinz Haerten, verließ der Hüter der nach 1948 eingeübten Verfahrensformen und Begabungsnormen 1970 die Institution. Seinem Abgang ließ er allerdings eine recht kritische Abrechnung folgen, die auf einen nicht unbedingt reibungslosen Übergang zu seinem Nachfolger und vorherigen Mitarbeiter Hartmut Rahn schließen lässt. Vgl. *Haerten*, Die Studienstiftung des deutschen Volkes 1925 bis 1970. Auch unter Rahn, der die Studienstiftung bis 1995 leitete, blieb die Frage nach dem Verhältnis von Elitenbildung und Begabtenförderung erhalten. Vgl. *Hartmut Rahn*, Elite bilden – oder Begabte fördern?, in: Studienstiftung des deutschen Volkes (Hrsg.), Jahresbericht 1984, Bonn 1985, S. 21–31.

rung, warum das Fördermodell der Studienstiftung nach 1933 recht nahtlos und ohne Protest in die Reichsförderung überführt und dort unter radikalisierten weltanschaulichen und politischen Prämissen fortgesetzt werden konnte. Doch bedürfen die Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen den beiden Studienstiftungen und dem Nationalsozialismus gerade hinsichtlich des Postulats einer politischen Neutralität der Institution und ihrer Verfahrensweisen, aber vor allem auf der Ebene der Umsetzung der hier skizzierten Auswahlkriterien noch genauerer Untersuchungen.

Festhalten lässt sich jedoch für den Zeitraum von den 1920er- bis in die späten 1960er-Jahre, dass beide Studienstiftungen und die Reichsförderung zur exogenen Erweiterung der traditionellen bürgerlichen Eliten beitrugen, indem sie das Rekrutierungsfeld der Geförderten über das engere soziale Feld der Oberschichten und das akademische Bürgertum hinaus öffneten. Zugleich wurde diese Öffnung aber in den beiden demokratischen Ordnungen über das Kriterium der »Gesamtpersönlichkeit« und damit verbundene normative Erwartungen habituell im Sinne historisch vom Bürgertum vertretener Bildungs- und Verhaltenserwartungen kanalisiert. Als Reaktion auf die ideologische Überformung der Begabtenförderung im Sinne einer politisierten Führungselite knüpfte die Bonner Studienstiftung zunächst vor allem an die selbstreproduzierenden Ideale des akademischen Bürgertums an, die schon die Weimarer Studienstiftung geprägt hatten. Gegenüber der sich seit den 1960er-Jahren massiv beschleunigenden funktionalen Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft und ihrer Führungsschichten wies dieses Modell aber zunehmend einen gewissen Anachronismus auf, dessen weitere Transformation im Spannungsverhältnis zu Schritten einer weiteren Objektivierung von Auswahlkriterien und der Bildungsexpansion seit den 1970er-Jahren zu untersuchen bleibt.



JAKOB FESENBECKH

## Eine neue Ordnung der Führungskräfte?

Über Legitimationsstrategien technischer Eliten im Umfeld des faschistischen »Parti populaire français« und unter dem Vichy-Regime, 1936–1942

»Die neue Ordnung wird die Ordnung der Führungskräfte sein. Ihr Sieg bedeutet den Sieg der Intelligenz und des Mutes über die Tyrannei der Masse und des Geldes.«<sup>1</sup> So lautete am 27. März 1937 der Titel eines Artikels in »Émancipation nationale«, der Parteizeitung des »Parti populaire français« (PPF), der von der historischen Forschung als bedeutendste faschistische Massenpartei der Geschichte Frankreichs eingestuft worden ist.<sup>2</sup> Der Verfasser ihres Wirtschaftsprogramms, der Bergbauingenieur Robert Loustau, erörterte hier die Gefahren, die für Techniker und Ingenieure – die industriellen Führungskräfte (»cadres«) – vom marxistischen Sozialismus einerseits und vom Finanzkapitalismus andererseits ausgingen. Im Kontext der sozialen Auseinandersetzungen und Massenmobilisierungen der Volksfrontzeit stellte Loustau die industrielle Führungskraft als Leitfigur jener neuen Ordnung dar, in der verantwortungsvolle Wirtschaftsführung und berufsständische Bindung aller Produzentengruppen das Chaos der liberalen Wirtschaftsordnung und damit den Klassenkampf überwinden sollten.

Diese Betonung der Rolle technischer Eliten als revolutionäre Kraft nahm in der Ideologie dieser Partei, die im Sommer 1936 als politische Gegenkraft zur Volksfront unter dem Einfluss von Akteuren des großen Bank- und Industriekapitals gegründet worden war<sup>3</sup>, eine entscheidende Rolle ein. Ihr Führungsstab bestand zu einem gewichtigen Teil aus Führungskräften der Privatwirtschaft, die zu Beginn der 1930er-Jahre verschiedenen Studiengruppen der »Technokraten« angehört hatten.<sup>4</sup> Der Zivilingenieur Robert Loustau selbst hatte als Absolvent der prestigeträch-

1 Robert Loustau, L'ordre nouveau sera l'ordre des cadres, in: L'Émancipation nationale, 27.3.1937, S. 3 (Übersetzung J. F.).

2 Jean-Paul Brunet, Un fascisme français. Le Parti populaire français de Doriot (1936–1939), in: Revue française de science politique 33, 1983, S. 255–280, hier: S. 279; Pierre Milza, Fascisme français. Passé et présent, Paris 1987, S. 159; Robert Soucy, French Fascism. The Second Wave, 1933–1939, New Haven 1995, S. 217. Von einer sukzessiven »Faschisierung« der Partei gehen aus: Philippe Burrin, La dérive fasciste. Doriot, Déat, Bergery, 1933–1945, Paris 1986, S. 305 f.; Lauren Kestel, La conversion en politique. Doriot, le PPF et la question du fascisme français, Paris 2012, S. 16.

3 Dieter Wolf, Die Doriot-Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Faschismus, Stuttgart 1967, S. 127 f.

4 Die Bezeichnung »technocrate« umfasste im Frankreich der Zwischenkriegszeit Manager der Privatwirtschaft, Wirtschaftsfachleute oder hohe Staatsbeamte – beispielsweise Ingenieure der staatlichen Korps oder Finanzinspektoren –, die im Namen technischer Effizienz als Kritiker des Parlamentarismus auftraten. Häufig verband sich mit dieser Kritik eine Ideologie des dritten Weges, des unparteiischen Dienstes am Allgemeinwohl und der nationalen Versöhnung. Vgl. Gérard Brun, Techniciens et Technocratie en France 1918–1945, Paris 1985; Olivier Dard, Du privé au public. Des technocrates en quête d'un État rationnel et à la conquête de l'État ré-

tigen »École Polytechnique« an der Arbeit von »X-Crise« teilgenommen.<sup>5</sup> Hier diskutierten seit 1931 die von Elitebewusstsein geprägten Absolventen dieser Ingenieurhochschule über die Ursachen der großen Wirtschaftskrise und das Modell einer planwirtschaftlich-korporatistischen Regulierung des Kapitalismus.<sup>6</sup> Pierre Pucheu, ein Manager der französischen Stahlindustrie – ebenfalls aus dem Umfeld von »X-Crise«<sup>7</sup> –, stellte ab 1934 zusammen mit Loustau und anderen jungen Wirtschaftsfachleuten den Expertenstab der »Volontaires nationaux«, der Jugendorganisation des großen Veteranenverbands der »Croix de Feu« von Oberst François de la Rocque. Sie entwickelten Pläne für eine wirtschaftliche Strukturreform und öffentliche Großprojekte, durch die die nationale Spaltung Frankreichs überwunden werden sollte. Da de la Rocque sich aufgrund seiner deflationären Wirtschaftsvorstellungen nicht zu diesem Programm eines Umbaus der Wirtschaft bekennen wollte<sup>8</sup>, sammelten sich diese jungen Männer im Kreis um »Travail et Nation«, in dem die Grundzüge des späteren PPF-Wirtschaftsprogramms entwickelt wurden.<sup>9</sup> Mit der Gründung des PPF, dessen Anführer Jacques Doriot der ehemals kommunistische Bürgermeister des Pariser Vororts Saint-Denis war, vereinten sich Renegaten verschiedener politischer Lager im Zeichen des Antikommunismus, des Antiparlamentarismus und eines sozialen Nationalismus.<sup>10</sup> Das zentrale Element der wirtschaftlichen Agenda bestand in der Schaffung von Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaftsbranchen, die den Preismechanismus, der in der Krise zu Überproduktion, Preisstürzen und Arbeitslosigkeit geführt habe, durch neue planmäßige Formen der Angebotsregulierung – qua Absprachen zwischen Produzenten und staatlicher Ko-

---

publicain, in: *Marc Olivier Baruch/Vincent Duclert* (Hrsg.), *Serviteurs de l'État. Une histoire politique de l'administration française, 1875–1945*, Paris 2000, S. 485–495.

- 5 *Jean-Louis Loubet del Bayle*, *Les non-conformistes des années 30. Une tentative de renouvellement de la pensée politique française*, Paris 2001 (zuerst 1969), S. 522.
- 6 Ab 1933 hieß die Gruppe »Centre polytechnicien des études économiques«. *Brun*, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*, S. 33–35; *Olivier Dard*, *Voyage à l'intérieur d'X-Crise*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 1995, Nr. 47, S. 132–146; *ders.*, *Jean Coutrot de l'ingénieur au prophète*, Paris 1999, S. 55–95; *ders.*, *Esprit de corps et technocrates. Des années trente à l'État français*, in: *Gilles J. Gugliemi/Claudine Haroche* (Hrsg.), *L'esprit de corps, démocratie et espace public*, Paris 2005, S. 71–90, hier: S. 76 ff.
- 7 *Pierre Pucheu*, *Ma vie*, Paris 1948, S. 185.
- 8 *Alber Kéchichian*, *Les Croix-de-feu à l'âge des fascismes. Travail, famille, patrie*, Paris 2014, S. 270 f.
- 9 *Brun*, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*, S. 54 f.; *Olivier Dard*, *Le rendez-vous manqué des relèves des années 30*, Paris 2002, S. 237–240; *ders.*, *Bertrand de Maud'huy, des relèves des années trente à l'aménagement du territoire*, in: *Jean-Paul Barrière/Régis Boulat/Alain Chatriot* u. a., *Les trames de l'histoire. Mélanges en l'honneur de Jean-Claude Daumas*, Besançon 2017, S. 555–564.
- 10 In den Führungsrängen des PPF fanden sich neben der ehemals kommunistischen Entourage Doriotics auch viele intellektuelle Vertreter des »esprit des années 1930«, wie beispielsweise der neosozialistische Journalist Paul Marion, der Romancier Pierre Drieu la Rochelle oder der Ökonom Bertrand de Jouvenel, der zu den Reformern des »Parti radical« gehört hatte. *Wolf*, *Die Doriot-Bewegung*, S. 117–120; *Burrin*, *La dérive fasciste*, S. 208–215; *Laurent Kestel*, *L'engagement de Bertrand de Jouvenel au PPF, 1936–1938: Intellectuel de parti et entrepreneur politique*, in: *French Historical Studies* 30, 2007, S. 106–125; vgl. *Jean Touchard*, *L'esprit des années trente*, in: *Tendances politiques dans la vie française depuis 1789*, Paris 1960, S. 89–120.

ordinierung – ergänzen sollten.<sup>11</sup> Ganz im technokratischen Jargon beschrieb Loustau in einem der Programme des PPF dies als den Übergang zu einer »économie consciente«, einer »bewussten Ökonomie«.<sup>12</sup> Tatsächlich war die Gruppe um Pucheu, der im Februar 1941 zunächst zum Wirtschaftsminister, ab Juli 1941 zum Innenminister des Darlan-Kabinetts ernannt wurde<sup>13</sup>, am Umbau der Wirtschaft unter dem Vichy-Regime beteiligt<sup>14</sup>, in dessen Rahmen massiv auf wirtschaftliche und industrielle Expertise gesetzt wurde.<sup>15</sup> Fachleute lösten die Parlamentarier als politisch bestimmende Akteure ab. In gewisser Weise entstand unter Vichy die »neue Ordnung der Führungskräfte«, die Loustau propagierte.

Verschiedene Historiker haben in Publikationen jüngerer Datums die Kontinuität von Reformzirkeln der 1930er-Jahre zu den Strukturreformen des Vichy-Regimes sowie zur zweiten Nachkriegszeit untersucht.<sup>16</sup> Doch wurde die personelle und ideologische Kontinuität der Technokraten des PPF zum Vichy-Regime nicht eigens erforscht.<sup>17</sup> Es fehlt bisher eine Forschungsperspektive, welche die durch die Technokraten des PPF geprägten politischen Semantiken als Strategien der Legitimation neuer Machtpositionen zwischen Staat und Privatwirtschaft analysiert. In diesem Beitrag sollen die symbolischen Repräsentationen untersucht werden, über deren Etablierung und Propagierung technisch-wirtschaftliche Eliten im Umfeld des PPF

11 Vers une économie nouvelle I, in: Travail et Nation, 1936, Nr. 16, S. 25–36; Vers une économie nouvelle III, in: Travail et Nation, 1936, Nr. 18, S. 30–31.

12 Robert Loustau, Un ordre social français, Saint-Denis 1938, S. 18.

13 Michèle Cointet-Labrousse, Vichy et le fascisme, Paris 1987, S. 164.

14 Richard F. Kuisel, Capitalism and the State in Modern France. Renovation and Economic Management in the Twentieth Century, Cambridge 1981, S. 132 f.; Michel Margairaz, L'État, les finances et l'économie. Histoire d'une conversion 1932–1952, Bd. 1, Paris 1991, S. 560–562.

15 François Denord/Paul-André Rosental, Comment lier l'économie et le social? Une analyse structurale des lieux d'expertise sous le régime de Vichy, in: Gouvernement et action publique 2, 2013, S. 183–219.

16 Antonin Cohen, Du corporatisme au keynésianisme. Continuités pratiques et ruptures symboliques dans le sillage de François Perroux, in: Revue française de science politique 56, 2006, S. 555–592; Antonin Cohen, De Vichy à la Communauté européenne, Paris 2012; Philip Nord, Le New Deal français, Paris 2016.

17 Die klassische Forschung zum PPF hat diese Kontinuität deshalb nicht untersucht, weil die Männer um Pucheu den PPF im Herbst/Winter 1938 verließen. Jacques Doriot und seine treuen Anhänger gehörten in der Besatzungszeit zum in Paris ansässigen pro-nationalsozialistischen »Kollaborationismus«, der die Vichy-Regierung ob ihrer ideologischen Halbherzigkeit kritisierte. Vgl. Wolf, Die Doriot-Bewegung; Jean-Paul Brunet, Jacques Doriot. Du communisme au fascisme, Paris 1986; Burrin, La dérive fasciste; ders., La France à l'heure allemande. 1940–1944, Paris 1995. Die Technokraten als Teil der »Staatskollaboration« werden in der Geschichtswissenschaft zumeist als ein vom Faschismus getrenntes Phänomen behandelt. Vgl. Robert Paxton, La collaboration d'État, in: Jean-Pierre Azéma/François Bédarida (Hrsg.), La France des années noires, Paris 1993. Eine Ausnahme stellt Michèle Cointet-Labrousse dar, die die Technokraten um Pucheu als ein faschistisches Element des Vichy-Regimes deutet. Vgl. Cointet-Labrousse, Vichy et le fascisme, S. 160–165. Im Bereich der Wirtschaftsgeschichte hat Henry Rousso auf diese programmatischen und personellen Kontinuitäten zwischen PPF-Technokraten und den Strukturreformen von Vichy hingewiesen. Vgl. Henry Rousso, Les paradoxes de Vichy et de l'Occupation. Contraintes, archaïsmes et modernités, in: Patrick Fridenson/André Straus (Hrsg.), Le capitalisme français XIX<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècle. Blocages et dynamismes d'une croissance, Paris 1987, S. 73.

den Umbau der Wirtschaft unter dem Vichy-Regime und damit der eigenen Integration als Fachleute in dessen Machtapparat sprachlich den Boden bereiteten.

Forschungspraktisch ist diese Frage auch deshalb relevant, weil die Affinität zwischen den Gestaltungsansprüchen technisch-industrieller Eliten und dem politischen Autoritarismus im Frankreich der Zwischenkriegszeit eine gewisse Rekurrenz aufweist.<sup>18</sup> Sie tritt bereits während der 1920er-Jahre zutage, etwa beim anti-parlamentarischen Zirkel »Redressement français«, der 1925 von einem Magnaten der Elektroindustrie, dem Ingenieur Ernest Mercier, gegründet wurde und eine vom Fordismus inspirierte Renaissance der französischen Gesellschaft sowie einen starken Staat mit Koordinationsfunktionen propagierte.<sup>19</sup> Der französische Faschismus der »ersten Welle«<sup>20</sup> des ebenfalls 1925 gegründeten »Faisceau des Combattants« mobilisierte aufgrund eines ähnlich gelagerten Programms der Koordination der Produzentengruppen durch den Staat eine große und aktive Anhängerschaft unter Ingenieuren.<sup>21</sup>

Klaus-Jürgen Müller hat in einem Essay älteren Datums vorgeschlagen, das Aufkommen eines »modernistischen« neuen Nationalismus im Frankreich der Zwischenkriegszeit als Ausdruck der Krise im Sinne der von Stanley Hoffmann beschriebenen »blockierten Gesellschaft« zu begreifen.<sup>22</sup> So seien traditionelle gesellschaftliche Strukturen und der individualistisch-zentralistische französische Verwaltungsstaat mit den Anforderungen der expandierenden Industrie der zweiten Industriellen Revolution in Konflikt geraten. Die neuen hoch technisierten und kapitalintensiven Industrien seien zu ihrer Reproduktion in immer stärkerem Maß auf Formen staatlicher Koordinierung angewiesen gewesen, was zu einer Verflechtung staatlicher und administrativer Macht und zur Herausbildung eines »Organisierten Kapitalismus« geführt habe.<sup>23</sup> Für diesen fehlte in der Zwischenkriegszeit letztlich der notwendige administrative Rahmen. Organisatoren der französischen Kriegsindustrie wie die ehemaligen Minister Étienne Clémentel und Albert Thomas versuchten zwar, ähnlich wie Walther Rathenau und Wichard von Moellendorff zeitgleich in Deutschland, bestimmte im Zuge des industriellen Massenkriegs entstandene wirtschaftliche Koordinationsinstrumente wie etwa das System der Konsortien in den Frieden hinüberzuretten. Diese Versuche scheiterten jedoch am Widerstand maßgeblicher Vertreter der Unternehmerschaft, die auf eine schnelle

18 Diesen Zusammenhang beleuchtet auch Nimrod Amzalak in seiner breiter angelegten historischen Studie über »professional experts« und den politischen Autoritarismus in Frankreich 1918–1945. *Nimrod Amzalak, Fascists and Honourable Men. Contingency and Choice in French Politics, 1918–1945*, New York 2011.

19 *Richard F. Kuisel, Ernest Mercier. French Technocrat*, Berkeley/Los Angeles 1976; *ders.*, *Capitalism and the State in Modern France*, S. 88.

20 *Soucy, French Fascism*.

21 *Zeev Sternhell, Anatomie d'un mouvement fasciste en France. Le faisceau de Georges Valois*, in: *Revue française de science politique* 26, 1976, S. 5–40, hier: S. 33–35.

22 *Klaus-Jürgen Müller, French Fascism and Modernization*, in: *Journal of Contemporary History* 11, 1976, H. 4, S. 75–107, hier: S. 83; zum Begriff der »stalemate society« vgl. *Stanley Hoffmann, Paradoxes of the French Political Community*, in: *ders./Charles P. Kindleberger/Laurence Wylie u. a. (Hrsg.), In Search of France*, Cambridge 1963, S. 1–117, hier: S. 11.

23 *Müller, French Fascism and Modernization*, S. 89–92; zur deutschen Debatte über das Konzept des Organisierten Kapitalismus vgl. *Heinrich August Winkler (Hrsg.), Organisierte Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge*, Göttingen 1974.

Rückkehr zum »Laisser-faire« drängten.<sup>24</sup> Die Einflussnahme des »Redressement français« hatte im Angesicht der sich verschärfenden wirtschaftlichen und sozialen Krisen der ersten Nachkriegszeit die Institutionalisierung einer dauerhaften Kooperation und Koordination zwischen Staat und technisch-industrieller Elite zum Ziel, um wirtschaftliche Stabilität, Expansion und Massenwohlstand herbeizuführen.<sup>25</sup>

Jenen Prozess der Verschmelzung wirtschaftlicher und administrativer Macht, der Entstehung neuer Machtkonzentrationen von Wirtschaft und Politik im Zuge der zweiten Industriellen Revolution sowie die sukzessive Aushöhlung parlamentarischer Formen der Souveränität sah der amerikanische Soziologe James Burnham als Ausgangspunkt einer »Manager-Revolution«.<sup>26</sup> Burnhams langfristige Prognose, Faschismus und Bolschewismus seien nur Übergangsregime auf dem Weg zu einer staatlich gelenkten Managerwirtschaft, hat sich dabei freilich als falsch erwiesen. Verschiedene Historiker haben allerdings gezeigt, dass die Wirtschaftseliten Europas in der Zwischenkriegszeit – zur Stabilisierung der krisengeschüttelten Wirtschaften und zur Eindämmung sozialer Polarisierungen – ein Ende des »Laisser-faire« anstrebten und programmatisch auf eine dauerhafte Delegation staatlicher Regulationskompetenzen an organisierte Wirtschaftsgruppen sowie einen Einfluss auf strategische wirtschaftspolitische Entscheidungen hinarbeiteten.<sup>27</sup> Dies waren Ansprüche, die mit der Idee parlamentarischer Souveränität kollidierten.<sup>28</sup>

Das Kernstück der PPF-Programmatik bestand im Kontext der sozialen Krise von 1936 in der Definition einer wirtschaftlichen Form der Souveränität, die eine vermeintlich nicht mehr zeitgemäße parlamentarische ersetzen sollte. Die Technokraten der Partei etablierten und propagierten neue Legitimitätsressourcen von politischer Entscheidungsfindung. Mit Blick auf die Köpfe hinter dem Programm des PPF erscheint es daher sinnvoll, die durch diese Organisatoren der Wirtschaft etablierten politischen Semantiken als Legitimationsstrategien der hier beschriebenen neuen Formen politisch-administrativer Machtansprüche zu lesen, zumal diese unter Beteiligung derselben Akteure unter Vichy Wirklichkeit wurden.

Pierre Bourdieu's Soziologie liefert hierzu mit seiner Theorie symbolischer Machtverhältnisse sowie mit seiner Feldtheorie wertvolle Analysewerkzeuge. So schreibt er: »Die Kräfteverhältnisse sind untrennbar von Sinn und Kommunikati-

24 *Kuisel*, *Capitalism and the State in Modern France*, S. 51–58.

25 *Müller*, *French Fascism and Modernization*, S. 91.

26 *James Burnham*, *Das Regime der Manager*, Stuttgart 1948 (zuerst engl. 1941), S. 140–146.

27 Charles S. Maier nennt diese Agenda der Erneuerung des europäischen Bürgertums nach dem Ersten Weltkrieg »Korporatismus«. Auch die technokratisch anmutenden Ideen eines Walther Rathenau ordnet Maier in diesen ideologischen Trend ein. *Charles S. Maier*, *Recasting Bourgeois Europe. Stabilization in France, Germany, and Italy in the Decade after World War I*, Princeton 1995, S. 12–15. Philipp Müller spricht in seiner Studie von einer Agenda eines »koordinierten Kapitalismus«, die vor allem von Wirtschaftsverbandsvertretern, die er »Unterhändler« nennt, in Deutschland und Frankreich propagiert worden sei und sich in der Regulierung des Kapitalismus beider Länder nach 1945 niedergeschlagen habe. *Philipp Müller*, *Zeit der Unterhändler. Koordinierter Kapitalismus in Deutschland und Frankreich zwischen 1920 und 1950*, Hamburg 2019, S. 423–425.

28 *Ebd.*, S. 74–89; *Maier*, *Recasting Bourgeois Europe*, S. 9 f.

onsverhältnissen; der Beherrschte ist auch jemand, der erkennt und anerkennt.«<sup>29</sup> In sozialen Kämpfen führen verschiedene soziale Gruppen politische Semantiken ins Feld, durch die sie ihre Gestaltungsansprüche legitimieren oder, soweit es sich um herrschende Klassen handelt, ihre Herrschaft gegenüber den dominierten Gruppen symbolisch steigern. Politische Semantiken sind somit, folgt man Bourdieu, als Klassifizierungsschemata anzusehen, mit denen soziale Akteure in ihrem Interesse Wirklichkeitsdeutungen durchsetzen. Machtverhältnisse setzen Anerkennungsverhältnisse voraus, die erst etabliert werden müssen.<sup>30</sup> Das Gleiche gilt für die von Burnham beschriebenen neuen Zentren der Souveränität, die im Zuge der Herausbildung des Interventionsstaats erst mit der entsprechenden Legitimität, mit der entsprechenden »symbolischen Macht« ausgestattet werden mussten.

Die ältere französische Historiografie zum Phänomen der Technokratie wies die Tendenz auf, die Selbstbeschreibung der Technokraten als fachmännisch-meritokratische Führungsschicht gleichsam zu essenzialisieren.<sup>31</sup> Sie setzte damit implizit einen Begriff technischer Eliten voraus, der jenem der »Funktionselite«, wie er in der deutschen sozialwissenschaftlichen Debatte der 1960er-Jahre gebraucht wurde<sup>32</sup>, durchaus ähnelte. Die jüngere französische Forschung hingegen sieht, häufig im Anschluss an Pierre Bourdieus kritische Elitentheorie, das Für-sich-Beanspruchen eines »objektiven« und »neutralen« Wissens durch eine soziale Gruppe als symptomatisch für eine symbolische Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Sektionen der herrschenden sozialen Klassen an, die um die Durchsetzung von Kriterien »legitimer Herrschaft« ringen. So müssen bestimmte Wissensformen erst als legitime Kriterien von öffentlicher diskursiver Autorität oder von Verwaltungsmacht – mitunter gegen konkurrierende Formen und ihre Trägergruppen – durchgesetzt werden.<sup>33</sup> Ich schließe mich dieser Verwendung eines relationalen und kritischen Elitenbegriffs an.

29 *Pierre Bourdieu*, Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992, Berlin 2014, S. 291.

30 *Ders.*, Sur le pouvoir symbolique, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 32, 1977, S. 405–411; *ders.*, Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches, Wien 2005, S. 99.

31 So etwa in exemplarischer Weise bei *Brun*, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*.

32 Vgl. *Morten Reitmayer*, Eliten, Machteliten, Funktionseliten, Elitenwechsel, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.2.2010, URL: < [http://docupedia.de/zg/reitmayer\\_eliten\\_v1\\_de\\_2010](http://docupedia.de/zg/reitmayer_eliten_v1_de_2010) > [8.9.2021].

33 So zeigt etwa Bruno Belhoste in seiner Studie zur staatlichen Elite-Ingenieurshochschule »École Polytechnique« auf, wie die Anerkennung der Expertise und Macht der Polytechniker der technischen Verwaltungskorps im Laufe des 19. Jahrhundert erst durchgesetzt werden musste. *Bruno Belhoste*, *La formation d'une technocratie: L'École Polytechnique et ses élèves de la Révolution au Second Empire*, Paris 2003. Olivier Dard bezeichnet die Entwicklung und Propagierung eines Modells wirtschaftlicher Globalsteuerung durch Gruppen wie »X-Crise« im Zuge der Krise der 1930er-Jahre als »Rache des Ingenieurs« und der Absolventen der »École Polytechnique« gegenüber Intellektuellen literarischer Bildung sowie Hochschullehrern der juristischen Fakultäten, die bis dato den öffentlichen wirtschaftspolitischen Diskurs bestimmten. *Dard*, *Esprit de corps et technocrates*, S. 76–79, hier: S. 78. Der Konflikt zwischen parlamentarischen und technokratischen Formen von Legitimität ist beispielsweise Gegenstand der Studie von Antonin Cohen über die Gruppe der Modernisierer um Jean Monnet. Vgl. *Cohen*, *De Vichy à la Communauté européenne*, S. 410 f. Weitere historisch-sozialwissenschaftliche Arbeiten zu Technikern und Technokratie, die mit einem relationalen Elitenverständnis operieren, sind: Vgl. *Vincent Dubois/Delphine Dulong* (Hrsg.), *La question technocratique. De l'invention d'une figure aux*

Im Folgenden betrachte ich zunächst die Produktion von politischen Semantiken auf dem »politischen Feld« – dem relativ autonomen gesellschaftlichen Teilbereich des sozialen Felds, wo verschiedene soziale Akteure um die Durchsetzung legitimer »Sicht- und Teilungsprinzipien«<sup>34</sup> der sozialen Welt konkurrieren. Anschließend folgt die Analyse der Ausstattung der Technokraten mit symbolischer Macht durch den Staat, der für Bourdieu – als die »Zentralbank des symbolischen Kapitals«<sup>35</sup> – die Instanz ist, die die Bewertung von Ressourcen der Legitimität von Herrschaft, also bestimmter Formen »kulturellen Kapitals« – wie in unserem Fall etwa ein parlamentarischer Mandat oder technische Sachkompetenz – gewährleistet.

## I. Das Schöpfertum der Technik

Für den Ingenieur Loustau waren die drei zur Produktion unentbehrlichen Faktoren »Arbeit«, »Technik« und »Kapital« durch das im liberalen Kapitalismus unbegrenzte Profitstreben der Unternehmen gegeneinander in Frontstellung geraten, was zur Desorganisation der Produktion geführt habe. In einer neuen korporatistischen Ordnung sollte durch eine ständige Kooperation und Repräsentation dieser drei Faktoren auf betrieblicher und berufsständischer Ebene das Profitstreben in ein soziales Gemeininteresse der Produzenten eingebettet werden.<sup>36</sup>

Die Gliederung dieser betrieblichen und berufsständischen Repräsentationen und die Charakterisierung der Funktionen der verschiedenen Produzentengruppen sind im Hinblick auf Semantiken der Legitimation technisch-ökonomischer Intelligenz aufschlussreich. In den von Loustau verfassten Parteiprogrammen ist von den drei Produktionsfaktoren »travail, création, capital«<sup>37</sup> die Rede. Die »création«, also »Schöpfung« oder »Schöpfertum«, entsprach dem »Element der Technik und Leitung«<sup>38</sup> im Betrieb. Im Kontrast zu dieser Charakterisierung der »Techniker und Führungskräfte«<sup>39</sup> als schöpferisches Element der Produktion schrieb er dem Kapital eine gleichsam passive Funktion der Geberschaft zu: das »geldgebende Element, dessen Basis die Ersparnis« oder die »Schatzbildung« ist.<sup>40</sup> Die Rolle der Arbeit innerhalb der funktionellen Gliederung der Produktionsfaktoren beschränkte sich auf die Bestimmung »ausführende Arbeit«<sup>41</sup>, was in einer gewissen Spannung zum sozialpopulistischen Gestus der Partei stand, deren erklärtes Hauptziel es war, den Kommunismus aus der Arbeiterschaft zurückzudrängen. Ähnlich wie das Kapital also war die Rolle der Arbeit als gebend konzipiert, während die Technik sich als

---

transformations de l'action publique, Strasbourg 1999; *Odile Henry*, Les guérisseurs de l'économie: sociogenèse du métier de consultant, 1900–1944, Paris 2012.

34 *Pierre Bourdieu*, Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft, Konstanz 2001, S. 54 f.

35 *Ders.*, Über den Staat, S. 222.

36 *Robert Loustau*, Justice sociale. Économie humaine, Saint-Denis 1936; *ders.*, Notre doctrine devant le problème social, Saint-Denis 1938; *ders.*, Un ordre social français.

37 *Ders.*, Justice sociale, S. 14.

38 *Ders.*, Un ordre social français, S. 6.

39 »techniciens et cadres«, *ders.*, Notre doctrine devant le problème social, S. 17.

40 »l'élément financier dont la base est l'épargne«, vgl. *ders.*, Un ordre social français, S. 6.

41 »travail d'exécution«, ebd.

das übergeordnete, leitende und die anderen Produktionsfaktoren schöpferisch kombinierende Element darstellte.

Die Charakterisierung der technischen und leitenden Arbeit als »Schöpfertum« der Industrieproduktion brachte den sozialen Führungsanspruch einer neuen manageriellen Führungselite zum Ausdruck. Deren Herausbildung als soziale Gruppe war Resultat der strukturellen Entwicklungen der Wirtschaft im Zuge der zweiten Industriellen Revolution. Die begriffliche Entkoppelung von Innovation und Leitung einerseits – hier durch das Wort »création« herausgestellt – und Kapitaleigentum andererseits reflektierte diese Entwicklungen auf kategorialer Ebene. Die Entstehung und Entfaltung der technologisch aufwendigen und deshalb kapitalintensiven neuen Industrien um die Jahrhundertwende hatte dazu geführt, dass die hochkonzentrierte Großindustrie in Form der Aktiengesellschaft gegenüber dem traditionellen Familienunternehmen an Gewicht gewann. Durch die mit der Aktiengesellschaft verbundene Streuung des Eigentums wurde die soziale Figur des Familienunternehmers, der Eigentum und Leitung in einem verkörperte, sukzessive von einem neuen Unternehmertypus, dem »Manager«, verdrängt, der Gehaltsempfänger und seltener nur Großaktionär der Gesellschaft war, die er führte.<sup>42</sup> Die wachsende Arbeitsteilung in der Industrie und die Verwissenschaftlichung der Produktionsverfahren, die sich ab der Jahrhundertwende akzentuierte, führte zu einer Ausdifferenzierung der betrieblichen Leitungsfunktionen. Die Unternehmensleitungen stützten sich aufgrund des gesteigerten Bedarfs an wissenschaftlich-technischer Expertise auf Stäbe von Ingenieuren und technischen Arbeitskräften. Innerhalb der Unternehmerschaft bildete sich so im Zuge der zweiten Industriellen Revolution die Gruppe der Ingenieure – insbesondere rekrutiert aus den Absolventen der staatlich-militärischen »École Polytechnique«, aus deren Reihen auch die Angehörigen der staatlichen technischen Korps kamen, und aus der privaten »École Centrale« – als die bestimmende Gruppe heraus.<sup>43</sup> Der verstärkte Bedarf an technisch gut ausgebildeten und erfahrenen Arbeitskräften mit Leitungsaufgaben führte in der Zwischenkriegszeit zu einer gewissen sozialen Öffnung des »patronat«. Ingenieure aus den Mittelschichten konnten nun häufiger aus den nun unverzichtbaren technischen Unternehmensstäben zu Betriebsleitern aufsteigen. Auch die alteingesessene Industriebourgeoisie setzte zur Reproduktion ihrer Stellung verstärkt auf technische Diplome, Qualifikationen und Erfahrung im Industriemanagement.<sup>44</sup> Das sich auf dieser Grundlage herausbildende Selbstverständnis als »technicien« beinhaltete das Selbstbewusstsein, zu einer *Fach- und Leistungselite* zu gehören. Die Manager griffen auf neue Legitimitätsressourcen der Wirtschaftsführung zurück und waren

42 Laut Adolf A. Berle und Gardiner C. Means lag nun die ganze Initiative im Großunternehmen bei den »Managern«, die sie als »ökonomische Autokraten« charakterisierten. *Adolf A. Berle/Gardiner C. Means, The Modern Corporation and Private Property, New York 1934, S. 124 f.*

43 *Pierre Lanthier, Les dirigeants des grandes entreprises électriques en France 1911–1973, in: Maurice Lévy-Leboyer (Hrsg.), Le patronat de la seconde industrialisation, Paris 1979, S. 101–136, hier: S. 116 f.; Maurice Lévy-Leboyer, Le patronat français, 1912–1972, in: ebd., S. 137–188, hier: S. 155 ff.; André Grelon, Introduction. L'évolution de la profession d'ingénieur en France dans les années 1930, in: ders. (Hrsg.), Les ingénieurs de la crise. Titre et profession entre les deux guerres, Paris 1986, S. 7–32, hier: S. 9–12.*

44 *Lévy-Leboyer, Le patronat français, S. 165 f., 171–174 und 183.*



darauf bedacht, sich von dem Rentier- und Erbenkapitalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts symbolisch zu demarkieren.<sup>45</sup>

Die Berufsbiografie von Robert Loustau, dem Verfasser des PPF-Programms, steht in gewisser Weise paradigmatisch für die Entstehung dieses Typus' des Technikers als Industrieführer. Loustau war selbst Akteur der Rationalisierungsphase, die die französische Industrie in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre durchlief und auch traditionelle Sektoren wie die Kohleproduktion erfasste.<sup>46</sup> Er stammte aus einer Kaufmannsfamilie aus dem Raum Bordeaux<sup>47</sup>, absolvierte von 1921 bis 1923 die »École Polytechnique«, dann die Bergbauschule von Saint-Étienne.<sup>48</sup> Seine Karriere begann er in der Bergbaugesellschaft von Firminy, Roche-la-Molière. Ende der 1920er-Jahre wurde Loustau zum Leiter der dortigen »sections d'essais«, einem Büro zur Erprobung und Entwicklung neuer Methoden der Arbeitsorganisation unter Tage.<sup>49</sup> Dieses Versuchsbüro, eine Art ausgelagerter »Generalstab« der Unternehmensleitung, wie es in einem Geschäftsbericht dieser Bergbaugesellschaft von 1929 heißt<sup>50</sup>, ist typisch für die Ausdifferenzierung der Leitungsfunktionen in der Industrie, die der Entstehung des Selbstverständnisses als Techniker zugrunde lag. Loustau wurde mit der Einführung des »Strebbaus« unter Tage zu einem der Pioniere der Massenproduktion im Bergbau und machte sich im Laufe der 1930er-Jahre durch die Sanierung einer englischen Bergbaugesellschaft einen Namen.<sup>51</sup> Doch Loustau war nicht der einzige Techniker im Zentralkomitee der Partei. Auch der Werdegang von Yves Paringaux, Beauftragter der Partei für Gewerkschaftsfragen, war typisch für die oben beschriebene Tendenz der Herausbildung einer neuen industriellen Fachelite. Aus einer Lehrerfamilie in Nordfrankreich stammend<sup>52</sup>, gehörte er als Absolvent der Bergbauschule von Paris der Ausbildung nach ebenfalls

45 Ebd., S. 184.

46 Thomas Cayet/Nicolas Hatzfeld/Aimée Moutet, Rationaliser la production, in: Alain Chatriot/Jean-Claude Daumas (Hrsg.), Dictionnaire historique des patrons français, Paris 2010, S. 868–871, hier: S. 869.

47 So steht es in seiner Offiziersakte in den französischen Militärarchiven von Vincennes, vgl. Extrait du registre des Actes de naissance de l'an 1899, Service Historique de la Défense (Vincennes), Sous-série GR 8YE Officiers supérieurs et subalternes: armée de Terre, Gendarmerie et services communs, Dossier Loustau, GR 8 YE 117735.

48 Arrêté. Le Ministère des Travaux publics, 3.8.1923, Archives départementales de la Loire, École nationale supérieure des mines de Saint-Étienne, Scolarité, Concours d'entrée, 6ETP 427.

49 In einem Unternehmensbericht von 1929. Vgl. Compagnie des Mines de Roche-la-Molière et Firminy, S. 2, Archives départementales de la Loire, Histoire de la compagnie: notices historiques; copies de documents, 1 ETP 4.

50 In einem wahrscheinlich dem Aufsichtsrat vorgelegten Geschäftsbericht des Jahres 1929, vgl. Compagnie des Mines de Roche-la-Molière et Firminy-Historique 1929, S. 44. Archives départementales de la Loire, 1<sup>ère</sup> section, livre I: historique et description critique des services, situation fin 1929, 1 ETP 5.

51 Aimée Moutet, Les logiques de l'entreprise. La rationalisation dans l'industrie française de l'entre-deux-guerres, Paris 1997, S. 222. Von seiner Schaffenszeit in den »sections d'essais« zeugt ein Handbuch über Arbeitsorganisation in Kohleminen, das Loustau 1934 veröffentlicht hat. Robert Loustau, Méthode scientifique et amélioration dans les mines, Paris 1934; Pucheu, Ma vie, S. 72–74.

52 So verrät es seine Offiziersakte in den französischen Militärarchiven von Vincennes. Vgl. Extrait d'acte de naissance, Service Historique de la Défense (Vincennes), Sous-série GR 8YE Offi-

zum gehobenen Ingenieurssegment.<sup>53</sup> Er hatte in verschiedenen Kohlegruben als Ingenieur gearbeitet und es 1932 als »secrétaire général« zum Mitglied der Geschäftsführung der »Énergie électrique du Nord de la France« gebracht, einer kapitalstarken Aktiengesellschaft der Energieproduktion.<sup>54</sup> Mit Albert Beugras fand sich auch ein Ingenieur des Chemieunternehmens »Rhône Poulenc«, ebenfalls als Angehöriger eines recht jungen und dynamischen Industriezweigs, im Zentralkomitee der Partei, der übrigens während seiner Tätigkeit für den PPF von seinem Arbeitgeber weiterbezahlt wurde.<sup>55</sup> Aus äußerst bescheidenen Verhältnissen stammend, hatte Pierre Pucheu, der zwar nicht Ingenieur, sondern Absolvent des Literaturzweiges der »École normale supérieure« war<sup>56</sup>, einen Großteil seiner Karriere als Manager des französischen Stahlkartells »Comptoire sidérurgique de France« gemacht. Er war damit die meiste Zeit ein »hoher Industriebeamter«, wie er es selbst beschrieb.<sup>57</sup> Am Ende der 1930er-Jahre übernahm er allerdings im Auftrag der »Banque Worms« die Reorganisation der Schreibmaschinenfabrik »Japy«, um wie zu Beginn seiner Karriere wieder im direkten Kontakt mit Problemen der technischen Organisation des Industriebetriebs und im direkten Umgang mit den Arbeitern zu stehen. Dies schien mehr seinem Ethos entsprochen zu haben als die internationalen Verhandlungen des Stahlkartells, wie er in seiner Autobiografie verrät.<sup>58</sup> Auch bestand er darauf, nie ein Kapitalist, nie Anteilseigner der Unternehmen gewesen zu sein, die ihn beschäftigten<sup>59</sup>, sondern nur ein Angestellter – was bezeichnend ist für das Selbstverständnis als »technicien«.

Da in der Propaganda des PPF technischer Fortschritt mit sozialem Fortschritt in eins gesetzt wurde<sup>60</sup>, insofern die Senkung der Gestehungskosten den Massen den Konsum ermöglichen sollte, war der Techniker gleichsam das Symbol der Gestaltung dieses kommenden sozialen Friedens. Die beiden feindlichen Blöcke »Kapital« und »Arbeit« sollten durch ihr Wirken – durch Innovation und Organisation – zu dienenden Funktionen eines harmonisierten Produktionsprozesses werden. Die Bedeutung der Technik für die soziale Versöhnung der Klassen wurde allerdings nicht nur auf die Erhöhung des gesamtwirtschaftlichen Wirkungsgrads bezogen. Vielmehr sei, wie Loustau in einer Broschüre schrieb, die Arbeitsorganisationswissen-

---

ciers supérieurs et subalterns: armée de Terre, Gendarmerie et services communs, Dossier Paringaux GR 8 YE 95967.

53 Archives de l'École des mines de Paris, Dossier d'élève Paringaux 2255.

54 Seine Offiziersakte gibt für 1932 die Berufsbezeichnung »Secrétaire général de l'Énergie Électrique du Nord de la France« an. Vgl. Feuillet du personnel de M. Yves Marie Paringaux Lieutenant de réserve, Service Historique de la Défense (Vincennes), Sous-série GR 8YE Officiers supérieurs et subalterns: armée de Terre, Gendarmerie et services communs, Dossier Paringaux GR 8 YE 95967. Zur Geschichte des Unternehmens »Énergie Électrique du Nord de la France« vgl. die Doktorarbeit von *Hyang-Lan Choi*, *Énergie Électrique du Nord de la France (1907–1946): l'histoire d'une grande entreprise de production-transport-distribution de l'électricité*, Paris 2005.

55 *Brunet*, Jacques Doriot, S. 236.

56 Für Industrieführer war diese Laufbahn eher eine Ausnahme.

57 *Pucheu*, *Ma vie*, S. 182–185.

58 Ebd., S. 185 f.

59 Ebd., S. 188 f.

60 »Progrès social = progrès technique«, vgl. *L'Émancipation nationale*, 27.2.1937, S. 5.

schaft Schlüssel zur Beendigung der Klassenpolarisierung im Betrieb.<sup>61</sup> Der »psychologische Faktor« sei ausschlaggebend für eine Neubestimmung der sozialen Beziehungen, schrieb er im Jargon der französischen Arbeitswissenschaften.<sup>62</sup> In Anlehnung an zeitgenössische Theoretiker der Rationalisierung wie Hyacinthe Dubreuil wurde die Erneuerung der Arbeitsorganisation durch dezentralisierte Formen industrieller Arbeit sowie durch Verantwortungsdelegation an kleine Arbeitsgruppen vorgeschlagen.<sup>63</sup> Der Ingenieur als Organisator und Arbeitswissenschaftler wurde also auch als der Gestalter des Betriebsklimas und zugleich als Schlüsselfigur eines Programms der nationalen Versöhnung gepriesen.

## II. Die dritte Kraft

Der PPF entfaltete seit dem Gründungsparteitag im November 1936 eine rege Propaganda, die auf die politische Werbung bei den industriellen Zwischenschichten, den Ingenieuren, Technikern und Industriemeistern abzielte. Dabei knüpfte sie an Topoi der Propaganda der Bewegungen der »cadres«, der Führungskräfte, an, die sich im Zuge der großen Streiks von Mai und Juni 1936 formiert hatten. Für viele Gehaltsabhängige in Leitungsfunktionen der Industrie waren die Streiks und Fabrikbesetzungen, die auf die Konstituierung der Volksfrontregierung folgten, ein Schockerlebnis und eine tiefe Demütigung. Die Arbeiterschaft streifte in diesen Monaten die als äußerst brutal empfundene Disziplin der Krisenrationalisierung ab, die mit einer gesteigerten Arbeitsintensität bei stagnierenden Löhnen einherging.<sup>64</sup> Den feierlichen Charakter der Fabrikbesetzungen des Frühsommers von 1936 interpretiert Antoine Prost als Reaktion auf die seit den 1920er-Jahren sich vollziehende Taylorisierung der Industrieproduktion mit ihrer strengen zeit-räumlichen Kontrolle der Produktionsabläufe, die als Strategie der Kostenreduktion im Zuge der Weltwirtschaftskrise in vielen französischen Großbetrieben weiter vorangetrieben wurde.<sup>65</sup> Die symbolisch stark inszenierte Wiederaneignung von Arbeitsraum und -zeit im Betrieb durch die Arbeiter stellt somit einen direkten Angriff auf die Autorität der Planungsbüros, ihrer Ingenieure und Vorarbeiter dar.

Zudem bemühte sich die in Panik geratene Arbeitgeberschaft darum, möglichst schnell mit der »Confédération générale du travail« (CGT), der größten Industrieergewerkschaft, eine Einigung zu erzielen, um die Besetzungen zu beenden. Unter staatlichem Schiedsspruch wurden am 7. und 8. Juni 1936 die Verträge von Matignon ausgehandelt, in denen die 40-Stundenwoche, bezahlter Urlaub und Tarifverträge als arbeitsrechtlich bindend festgeschrieben wurden. Sie schrieben auch rechtlich

61 *Loustau*, Notre doctrine devant le problème social, S. 17.

62 *Robert Loustau*, Taylorisme, Stakhanovisme, Organisation à la française, in: La Liberté, 28.7.1937, S. 6.

63 *Loustau*, Justice sociale, S. 16 f.; *ders.*, Notre doctrine devant le problème social, S. 15 f. Zu Hyacinthe Dubreuil vgl. *Martin Fine*, Hyacinthe Dubreuil: le témoignage d'un ouvrier sur le syndicalisme, les relations industrielles et l'évolution technologique de 1921 à 1940, in: Le Mouvement social, 1979, Nr. 106, S. 45–63.

64 *Moutet*, Les logiques de l'entreprise, S. 373 f.

65 *Antoine Prost*, Les grèves de mai-juin 1936 revisitées, in: Le Mouvement social, 2002, Nr. 200, S. 33–54, hier: S. 32–41 und 49–53.

die Einführung von gewählten Interessenvertretungen der Arbeitnehmer im Betrieb fest (»délégués d'atelier«), die es als soziale Gegenmacht den technischen Leitungen schwer machten, die von ihnen festgelegten Arbeitskadenzen durchzusetzen.<sup>66</sup>

Die Ingenieursgewerkschaften wurden zudem bei den Verhandlungen von Maitignon übergangen. Im von der Volksfront wiederbelebten Wirtschaftsrat mit konsultativer Funktion waren zunächst neben den dort dominierenden Vertretern der Arbeiterschaft, der Unternehmer und des Staats nur in geringerem Umfang Repräsentationen der Ingenieure und Techniker vorgesehen. Eine Reaktion auf diesen Kontrollverlust in den Betrieben und die relativen Ausschlüsse waren von 1936 bis 1938 zahlreiche Dachverbandsgründungen, wie die des »Syndicat des ingénieurs salariés«, des »Syndicat des ingénieurs et agents de maîtrise« oder der »Confédération générale des cadres de l'économie française«, die das Ziel einer verstärkten Repräsentation der industriellen Führungskräfte in den nationalen Wirtschaftsorganisationen hatten und einen eigenen arbeitsrechtlichen Status einforderten, der der Verantwortung ihrer Leitungsfunktion Rechnung trug und diese absichern sollte.<sup>67</sup>

Der PPF knüpfte an diese Propaganda der Bewegungen der Führungskräfte an und ihre Vertreter kamen in verschiedenen Parteiorganen zu Wort.<sup>68</sup> Im Rückgriff auf das Schlagwort der »tiers parti« (dritte Partei)<sup>69</sup> wurden die Ingenieure und Techniker als die dritte, versöhnende und ordnende Kraft in Betrieb und Berufs-

66 Ebd., S. 40.

67 *Luc Boltanski*, *Taxonomies sociales et luttes de classes [la mobilisation de la »classe moyenne« et l'invention des »cadres«]*, in: *Actes à la recherche en sciences sociales*, 1979, Nr. 29, S. 76–81. *René Mouriaux*, *Du front populaire à la rupture du tripartisme. Le syndicalisme cadre dans le creuset de l'histoire*, in: *Marc Descotes/Jean-Louis Robert* (Hrsg.), *Clefs pour une histoire du syndicalisme cadre*, Paris 1984, S. 112–117.

68 *Marcel Schulz*, *Une grande enquête sur les classes moyennes. Un nouveau tiers état. Ce qui sonnent le rassemblement*, in: *L'Assaut. Hebdomadaire de combat politique et littéraire*, 27.4.1937, S. 8 f.

69 *Luc Boltanski* hat gezeigt, dass die durch die Bewegungen der Führungskräfte mobilisierten Semantiken sehr stark an Topoi der Technokraten und der »Non-Konformisten«, spiritualistisch-korporatistische Jugendbewegungen der 1930er-Jahre anknüpfen. So stellt er beispielsweise die Studiengruppe »Ordre nouveau« als einen zentralen Ort der Herausbildung der sozialen Repräsentationen der Mittelstandsbewegungen der 1930er-Jahre heraus. *Boltanski*, *Taxonomies sociales et luttes de classes*, S. 82. *Robert Loustau* hat übrigens auch an den Arbeiten des »Ordre nouveau« teilgenommen. Die Idee eines »dritten Weges«, einer berufsständischen Ordnung, oder planwirtschaftliche Ideen gehörten zum Repertoire dieser Gruppe. Die »Non-Konformisten« insgesamt wurden übrigens aufgrund der großen thematischen Überschneidungen als eine der deutschen »konservativen Revolution« verwandte Tendenz gedeutet. *Hans-Wilhelm Eckert*, *Konservative Revolution in Frankreich? Die Nonkonformisten der Jeune Droite und des Ordre Nouveau in der Krise der 30er Jahre*, München 2000. In diesem Zusammenhang fallen Ähnlichkeiten zu Semantiken aus dem Umfeld des deutschen »Tat-Kreises« ins Auge. Am Ende der Weimarer Republik stellte dieser Kreis um die Redaktion der Monatszeitschrift »Die Tat«, der als der Think-Tank hinter den Arbeitsbeschaffungsplänen Kurt von Schleichers galt und einen gewichtigen Einfluss auf den Strasser-Flügel der NSDAP ausübte, einen zentralen Ort der Entwicklung des Paradigmas einer nationalen Planwirtschaft und Ideologie eines sozialen Nationalismus dar. Die Publizisten Hans Zehrer und Ferdinand Fried popagierten die Schaffung einer neuen Elite und feierten die neuen Mittelschichten, insbesondere die technische Intelligenz, als soziale Trägerschichten einer neuen Wirtschafts- und Sozialordnung. Vgl. *Kurt Sontheimer*, *Der Tatkreis*, in: *VfZ* 7, 1959, S. 229–260; *Klaus Fritzsche*, *Politische Romantik*

stand neben Kapital und Arbeit gepriesen. So schrieb etwa Robert Loustau in einem Artikel der »Émancipation nationale«, in dem er die Notwendigkeit der Schaffung einer nationalen Vereinigung aller Führungskräfte erörterte:

»Ihr habt eine Rolle zu spielen, einen Auftrag auszuführen. Wenn ihr nichts tut, wird der erbarmungslose Kampf, den Kapital und Arbeit austragen, bald in den Bürgerkrieg münden, in den allgemeinen Ruin unseres Landes. Die Unordnung des Klassenkampfes muss durch die Ordnung der Zusammenarbeit der Männer ersetzt werden. Es liegt an euch, diese zu entwerfen und zu schaffen.«<sup>70</sup>

Das Bild des Ingenieurs als versöhnender dritter Kraft zwischen Kapital und Arbeit war dabei keineswegs neu, sondern ein traditionelles Leitbild der französischen Ingenieurskultur. Es ging auf die durch den Bergbauingenieur und konservativen Sozialreformer Frédéric Le Play begründete Tradition der »ingénierie sociale« zurück. Frédéric Le Play hatte im Auftrag des französischen staatlichen Minenkörpers ab den 1830er-Jahren Reisen durch das sich industrialisierende Europa unternommen und ethnografische Betrachtungen der sich herausbildenden Arbeiterbevölkerung angefertigt. Ausgehend von seinen Beobachtungen der Destrukturierung der traditionellen Gesellschaft mitsamt ihren sozialen Integrationsformen, formulierte Le Play die Notwendigkeit einer Erneuerung »sozialer Autoritäten« in der modernen Gesellschaft, die durch ihr moralisches Vorbild der Atomisierung der Gesellschaft und den neuen sozialen Polarisierungen entgegenwirken sollten. Für Le Play stellte der Ingenieur, der im stetigen Kontakt mit der Arbeiterbevölkerung die Autorität im Industriebetrieb verkörperte, eine solche »soziale Autorität« der modernen Gesellschaft dar.<sup>71</sup> Der geistige Nachfolger Le Plays, Émile Cheysson, etablierte ab den 1880er-Jahren auf der bedeutendsten Bergbauschule Frankreichs, der »École des mines« in Paris, das Fach »Économie industrielle«, wo es fortan zum Curriculum gehörte. Zentrales Element dieses ingenieurwissenschaftlichen Fachs war das Studium der Arbeitsbeziehungen, der Arbeitsorganisation sowie der sozialen und hygie-

---

und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des ›Tat‹-Kreises, Frankfurt am Main 1976. Der Ingenieur des Tat-Kreises, Joseph Bader (alias Martin Holzer), kritisierte ganz ähnlich wie Loustau die Anonymität des Unternehmers in der modernen Aktiengesellschaft und propagierte die Idee der Bildung und Auslese eines fachmännischen und sozial verantwortlichen »Werkführertums« als neue Industrie-Elite. *Martin Holzer*, Werkführertum und Industrialismus, in: *Die Tat* 25, 1933, S. 328–342. Bader sprach sich zudem für eine Befreiung der Technik von unternehmerisch-individualistischem Rentabilitätsdenken aus und für ihre bedarfswirtschaftliche Indienstnahme durch ›Volksgemeinschaft‹ und Staat. *Karl-Heinz Ludwig*, Technik und Ingenieure im Dritten Reich, Düsseldorf 1974, S. 61f.; *Stefan Willeke*, Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland zwischen den Weltkriegen. Eine vergleichende Analyse, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 205. Direkte Kontakte zwischen dem »Tat-Kreis« und dem »Ordre nouveau« bestanden über den Philosophen Alexandre Marc, der diesen Kreis und dessen Schlüsselkonzepte in Frankreich bekannt machte. Vgl. *John Hellman*, *The Communitarian Third Way*. Alexandre Marc and Ordre Nouveau 1930–2000, Montreal/Kingston 2002, S. 55f.

70 *Robert Loustau*, Le PPF et le syndicalisme des cadres, in: *L'Émancipation nationale*, 13.3.1937, S. 3 (Übersetzung J. F.).

71 *André Thépot/Jean-Louis Beffa*, *Les ingénieurs des mines du XIXe siècle*. Histoire d'un corps technique d'État, 1810–1914, Paris 1998, S. 420–429 und 431–433.

nischen Bedingungen der Produktion, eben jener Bereiche, die es dem Ingenieur ermöglichen sollten, zwischen Profitinteressen der Unternehmer und sozialen Interessen der Belegschaften zu vermitteln.<sup>72</sup> Der Ingenieur sollte durch seine Kenntnis der Lage der Arbeiter, durch seine pragmatische Lösungsorientiertheit und seine moralische Autorität zum Ordnungsfaktor der von Klassenkämpfen geprägten Industriegesellschaft werden.

Die PPF-Propaganda knüpfte zur symbolischen Untermauerung ihrer Idee einer neuen Gemeinschaft der Arbeit an jene Bilder des Ingenieurs als der dritten, vermittelnden Position an. In bedeutungsvoller Weise wurde die korporative Sektion der Partei von dem Arbeiter und ehemals kommunistischen Gewerkschafter Alexandre Abremski und dem oben vorgestellten Ingenieur Yves Paringaux gemeinsam geleitet. Die Korporativsektion entwickelte Strategien, um die Kommunisten aus den Betrieben zurückzudrängen, und organisierte, wenn auch nur mit mäßigem Erfolg, Betriebszellen, durch die Arbeiter für die Idee einer Betriebsgemeinschaft gewonnen werden sollten, zu deren verantwortlichen Gliedern man sie erziehen wollte.<sup>73</sup> Diese Doppelbesetzung wurde von der Parteipropaganda sprachlich bildreich inszeniert. So etwa in einem Artikel des Journalisten Paul Guitard, in dem er die beiden Leiter der korporativen Sektion vorstellte, interviewte und über deren Aufbau von Betriebssektionen berichtete. Nach einer kurzen Vorstellung Abremskis stellte er Paringaux so vor:

»An seiner Seite, mit ihm brüderlich zusammenarbeitend, steht Yves Paringaux, Bergbauingenieur. Der Arbeiter und der Techniker: Auch dies ist eines der Markenzeichen der Partei. [...] Indem er in den Gruben von Anzin das harte Leben der Minenarbeiter teilte, lernte Paringaux diese Männer kennen, mit ihren starken Armen und rohen Gesichtern, doch mit sanftem Herzen, und sie zu lieben wie Brüder. Ich werde mich immer an die Rede erinnern, die er in Saint-Denis vor anderen Arbeitern gehalten hat, anlässlich der Gründung der Partei, in welche er einen solchen Glauben legte, eine solche Flamme, dass das Gefühl uns erheben ließ, um uns den Sinn unserer Revolution zu verkünden, den er mit Leichtigkeit durch seine reine Lyrik aussprach. Wenn unter der Schirmherrschaft Jacques Doriots Männer wie Paringaux und Abremski ihre Intelligenz und ihren Einsatz vereinen, dann kann man die Zukunft erahnen.«<sup>74</sup>

Die Kohlegruben von Anzin in Nordfrankreich, in denen Paringaux als Ingenieur gearbeitet hatte, sein Kontakt zu den Arbeitern, die in konservativ-volkstümelndem Stil als derb und sanftmütig zugleich dargestellt werden, und ein freilich sozialromantisch überzeichnetes Bild der Gemeinschaft in der Mine werden verknüpft mit Paringaux' Rede zum Gründungsparteitag des PPF in Saint-Denis. Das authentische Sprechen vor den Arbeitern wird aus einer Stellung zu den Arbeitern hergeleitet, die dem Bild des »ingénieur social« entspricht. Die »Schirmherrschaft« des Führers Jacques Doriot verhiess eine entpolitisierte Arbeitsgemeinschaft, in der nicht mehr blinde Marktkräfte herrschen sollten und dadurch auch keine Klassenkämpfe

72 Ebd., S. 343–349; Yves Cohen, *Le siècle des chefs. Une histoire transnationale du commandement et de l'autorité, 1890–1940*, Paris 2013, S. 178–184.

73 Wolf, *Die Doriot-Bewegung*, S. 147 f. und 161 f.

74 Paul Guitard, *L'ouvrier français secoue le joug!*, in: *L'Émancipation nationale*, 4.2.1938, S. 4 (Übersetzung J. F.).

mehr. Die Vereinigung von Techniker und Arbeiter symbolisierte eine Regulierung der industriellen Beziehungen nach wissenschaftlich-technischen sowie sozial-ethischen Kriterien – eine Regulierung des Kapitalismus durch Ingenieurwissen im Sinne der leplaysianischen »Économie industrielle«. Wenn der Werbetechniker Bernard de Plas in einem Artikel in »Travail et Nation« davon sprach, die Führungskräfte seien die »armatures réelles de la profession organisée«<sup>75</sup>, »die wirklichen Gerüste des organisierten Berufsstands«, so wurde damit die Sachkenntnis, das kooperative Ethos und der unparteiliche Dienstifer der Ingenieure als Voraussetzung einer disziplinierten, planmäßigen und kooperativen Wirtschaftsregulation – von einer dritten Position aus, jenseits der Partikularismen des selbtherrlichen Profitinteresses und des klassenkämpferischen Standpunkts – gepriesen.

### III. Autorität und Verantwortung

Es waren auch die Funktionen der Disziplinierung und Arbeitskontrolle, die den Ingenieuren im modernen Großunternehmen zukamen<sup>76</sup>, die in der Parteipropaganda zur Grundlage der symbolischen Demarkation gegenüber den anderen Beschäftigtengruppen gemacht wurden. In einem an die Technikersektion des PPF gerichteten Rundbrief hieß es:

»Unter diesen Männern [des Unternehmens] üben einige eine technische Funktion und eine Leitungsfunktion aus. Diese müssen angesichts der ihnen anvertrauten Macht persönlich verantwortlich sein. Sie stellen das Gehirn und das Skelett des Unternehmens dar. Also hängt die Leitung dieses gemeinschaftlichen Gutes in erster Linie von ihnen ab. Somit vollführen die Führungskräfte eine essenzielle Funktion. Damit dies anerkannt und festgeschrieben wird, reichen die Kollektivverträge nicht aus, es bedarf eines Status.«<sup>77</sup>

Die Funktion des »encadrement«, die den Führungskräften im modernen Industriebetrieb zukam, und die damit einhergehende besondere Verantwortung müssen – so die Argumentation – durch einen besonderen arbeitsrechtlichen Status abgesichert werden. Die Schlagworte von »autorité et responsabilité« (Autorität und Verantwortung)<sup>78</sup>, mit denen die PPF-Propaganda die Bedeutung der Führungskräfte im Industriebetrieb hervorhob, waren auch zentrale Begriffe der durch den Bergbauingenieur Henri Fayol begründeten französischen Tradition der wissenschaftlichen Betriebsführung, die dieser 1916 erstmals programmatisch umfassend in seinem Werk »Administration industrielle et générale« entwickelt hatte. Für Fayol waren eine klare Systematisierung der Hierarchie und eine klare Aufgabendelegation

75 Bernard de Plas, La grande mission des cadres: »s'unir«, in: Travail et Nation, 1937, Nr. 28, S. 6.

76 Ingo Kolboom, Patronat et cadres: la contribution patronale à la formation du groupe des cadres (1936–1938), in: Le Mouvement social, 1982, Nr. 121, S. 71–95, hier: S. 72 f.

77 Parti populaire français – Directives pour l'action organisée, Circulaire Nr. 5, Section Interprofessionnelle des Techniciens et Cadres de Maîtrise des Entreprises, 1.6.1937, S. 12. Archives nationales (Frankreich), Direction de la Sûreté générale du ministère de l'Intérieur, »fonds de Moscou«, 20010216 0108 Dossier 1–27–2918 (Übersetzung J.F.).

78 Robert Loustau, Vers une confédération générale des cadres, in: L'Émancipation nationale, 23.1.1937, S. 3.

von einem Betriebsführer und seinem industriellen Generalstab, »état major«, hinunter zu den ausführenden Funktionen sowie die »Einheit der [Betriebs-]Führung« die Voraussetzungen für eine effiziente Organisation der Industrie.<sup>79</sup> Der fayolsche Wortschatz, durchaus symptomatisch für die neuen verwissenschaftlichten Organisationsstrukturen der Industrie, ging hier in die Konstruktion der Führungskräfte als eigentliche Verantwortungsträger in dem durch das anonyme Aktienwesen geprägten Kapitalismus ein.

Luc Boltanski analysierte die Mobilisierung der »cadres« als eine »invention«, eine Erfindung oder Selbstfindung der Kategorie der angestellten industriellen Zwischenschichten im Zeichen des sozialen Konflikts um die Neuaushandlung des arbeitsrechtlichen Status' ab dem Sommer 1936.<sup>80</sup> Ingo Kolboom insistiert hingegen auf der Rolle der Arbeitgeberschaft bei der Propagierung dieser Identität als Führungskraft, und dies als Teil einer Strategie, die Autorität in den Betrieben wiederherzustellen, da vor allem die Gewerkschaften der unteren Technikerränge – Industriemeister und technische Zeichner, und auch Ingenieure –, also der »Union des syndicats des techniciens et employés industriels«, sich der CGT angeschlossen hatten – wodurch die Arbeitgeberschaft ihre Autorität gefährdet sah.<sup>81</sup> Die symbolische und materielle Stärkung der Führungskräfte des Unternehmens war vor allem ein Anliegen der technokratisch inspirierten reformorientierten Arbeitgeber und ihrer Verbände, für die die Kategorie »cadre« eben genau die moderne Tendenz zur Erweiterung der Unternehmerfunktion und die Entstehung neuer Eliten anzeigte, von denen ein »Redressement français« ausgehen müsse.<sup>82</sup> Die Figur der Führungskraft stand in gewisser Weise auch für eine meritokratische Nivellierung der Unternehmerschaft. Loustau etwa pries den Aufstieg als Führungskraft in der industriellen Hierarchie gleichsam als ein Gegenmodell zur klassenkämpferischen Infragestellung der industriellen Ordnung.<sup>83</sup>

Die oberen Ingenieursränge, die meistens die öffentlich-militärische »École Polytechnique« absolviert hatten – unter den Polytechnikern, die sowohl die staatlichen Ingenieurskorps beherrschten als auch die Leitungen der meisten privaten Großunternehmen bildeten, herrschte ein ausgeprägter Korpsgeist – oder die private »École centrale«, standen den Karriereaussichten, dem Selbstverständnis und den sozia-

79 *Henri Fayol*, *Administration industrielle et générale. Prévoyance, organisation, commandement, coordination, contrôle*, Paris 1920 (zuerst 1916); *Stéphane Riols*, *Administration et organisation. De l'organisation de la bataille à la bataille de l'organisation dans l'administration française*, Paris 1977, S. 101–109; *Yves Cohen*, *Fayol, un instituteur de l'ordre industriel*, in: *Entreprises et histoire*, 2003, Nr. 34, S. 29–67.

80 *Boltanski*, *Taxonomies sociales et luttes de classes*.

81 *Kolboom*, *Patronat et cadres*, S. 73–75.

82 Kolboom stellt im Hinblick auf die Entwicklung neuer unternehmerischer Selbstverständnisse insbesondere die Rolle der sozialkatholischen Arbeitgebergruppe der »Jeunes Patrons« heraus. Ebd., S. 80–82. Richard Vinen fasst diese Tendenzen einer technokratisch-korporatistisch orientierten Unternehmerschaft mit dem Term »avantgarde du patronat« zusammen. Loustau und Pucheu, die er in diese Tendenz einordnet, seien bereits im Herbst 1936 vom Fehlen eines wirklichen Willens zur Reform innerhalb der hegemonialen Strömungen der Arbeitgeberschaft enttäuscht gewesen. *Richard Vinen*, *The Politics of French Business, 1936–1945*, S. 62–67, hier: S. 65.

83 *Robert Loustau*, *Le problème essentiel: trouver des chefs*, in: *L'Émancipation nationale*, 17.12.1937, S. 5.



len Erfahrungen nach den Vorständen der Betriebe weitaus näher als den Industriemeistern oder technischen Zeichnern. Sie gehörten aufgrund des Besuchs der gleichen Ingenieurhochschulen häufig den gleichen Netzwerken an und stellten, wie oben am Beispiel von Loustau und Paringaux illustriert, das Rekrutierungsservoir der Leitungsorgane der Großunternehmen dar. Im Zentralkomitee des PPF traten ebenfalls Ingenieure, die – wenn auch als angestellte Manager – eher zum »patronat« gehörten, als Fürsprecher der Sache der industriellen Führungskräfte auf. Auch war das Selbstverständnis, eine »fonction patronale« zu verkörpern, in besonderem Maße in der Berufskultur der französischen Bergbauingenieure, in der Paringaux und Loustau beruflich sozialisiert wurden, verankert, deren Berufsorganisationen sich als Hüter von »Ordnung, Hierarchie und Disziplin« im Betrieb verstanden.<sup>84</sup>

Wenn die Figur der Führungskraft als Symbol einer meritokratischen Form der Wirtschaftsführung sicher auch ein vom »patronat« gefördertes Gegensymbol zum Klassenkampf darstellte, so knüpfte sie dennoch an neue soziale Identitäten an, die im Zuge der Transformation der Unternehmensführung entstanden waren. Die von Loustau gepriesenen Eigenschaften »Intelligenz und Mut« – Sachkompetenz und Führungsqualität – stellten Legitimitätsressourcen dar, die diese neue Fachelite für sich beanspruchte und im technokratischen Diskurs auf das Feld der Politik übertrug.

#### IV. Führerschaft

Ein Leitmotiv der Legitimation der Macht wirtschaftlich-technischer Fachleute im Rahmen der PPF-Propaganda war jenes der *Führerschaft der Ingenieure*. So stellte Loustau heraus, der Zusammenbruch der Autorität in der Industrie sei der Diffusion der Verantwortung im modernen und anonymen Großbetrieb geschuldet. Die Anonymisierung des Kapitals in der Aktiengesellschaft habe zur Anonymisierung und damit zur Auflösung der Autorität im Betrieb geführt.<sup>85</sup> Dieser Mangel an persönlicher Führung habe letztlich den Klassenkampfegeist genährt. Eine zentrale Komponente des PPF-Programms bestand also in der Wiederherstellung von Autorität in der Industrie, und die Ingenieure sollten hierbei eine Schlüsselrolle einnehmen. So titelte Robert Loustau in der »*Émancipation nationale*«: »das essenzielle Problem: Führer finden«.<sup>86</sup> So sei die Führungsbegabung eine seltene Qualität, die Träger von Autorität unbedingt aufweisen sollten. Somit sei die Führerauslese eine zentrale Aufgabe der zukünftigen industriellen Ordnung, die zur Stabilisierung der industriellen Beziehungen sowie gleichzeitig als soziales Versprechen zur meritokratischen Nivellierung der Gesellschaft beitragen solle. Der Agenda wirtschaftlicher Demokratie, der durch die Massenmobilisierung sozialistisch-konföderierten Gewerkschaften Ausdruck verliehen worden war, stellte er so ein Programm der

84 *Diana Cooper-Richet*, *Les ingénieurs des houillères et des mines et leurs syndicats du front populaire à nos jours*, in: *Descotes/Robert*, *Clefs pour une histoire du syndicalisme cadre*, S. 191–202, hier: S. 193.

85 Vgl. *Loustau*, *Justice sociale*, S. 7 f.

86 *Ders.*, *Le problème essentiel*, S. 5.

Demokratisierung des Zugangs zu Führungspositionen in einer industriellen Hierarchie entgegen. Die fundamentalen Machtbeziehungen dieser Hierarchie sollten allerdings nicht angetastet werden, denn die Demokratisierung industrieller Leitungsfunktionen, im Sinne eines Einflusses von Arbeitervertretern auf Managemententscheidungen, schloss Loustau im Namen der »Einheit der Führung« kategorisch aus.<sup>87</sup> Den Ingenieuren und Führungskräften als Symbolfiguren einer meritokratisch auserlesenen Führerschicht sprach er neben den bereits beschriebenen technisch-organisationalen Funktionen auch eine erzieherische Rolle zu. So schrieb er in einem Parteiprogramm in einem Kapitel, in welchem er die Rolle der »techniciens et des cadres« skizzierte: »Wir sind überzeugt, dass die Männer sich weniger hassen werden, wenn sie sich erst besser kennen, und wir sind sicher, dass die Arbeiter ihre wahren Führer erkennen werden, das heißt diejenigen, die ihre Verantwortung lieben und sich ohne Hintergedanken ihrem sozialen Auftrag hingeben.«<sup>88</sup>

Bei der Rede von »vrais chefs«, »wahren Führern«, die sich ihren Untergebenen durch ihre Hingabe an den Auftrag zu erkennen geben, handelte es sich um Semantiken, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus militärischen Menschenführungsdiskursen auf die Welt der Industrie übergegangen waren. Sie stehen in enger Verbindung mit dem Lobbying des Kolonialoffiziers Hubert Lyautey. Lyautey sah, im Zeichen sich zuspitzender sozialer Gegensätze der Industriegesellschaft des späten 19. Jahrhunderts, den Offizier im Wehrpflichtigenheer als Schlüssel zur Versöhnung der Massen mit der Nation an, ein Standpunkt, den er 1891 in seinem Werk »Le rôle social de l'officier«<sup>89</sup> darlegte. Das Buch stellte ein Manifest der Erneuerung der sozialen Autorität dar: Der Offizier sollte nicht durch Zwang und Repression kommandieren, sondern durch sein persönliches Vorbild im Einsatz, durch seine Nähe den Männern gegenüber sowie durch seinen suggestiven Führungsstil. Durch Charisma und vorbildliche Leistung der militärischen Führer sollte die Zustimmung der Soldaten errungen werden. Sie sollten so zu zuverlässigen Gliedern der Nation erzogen werden.<sup>90</sup> Lyauteys Ideen fanden unter den französischen herrschenden Klassen regen Anklang, denn sie boten ein Modell der Erneuerung der Führung und des Sozialprestiges der herrschenden Klassen, neue symbolische und praktische Ressourcen der Herrschaftssteigerung im Zeitalter der sich verschärfenden Klassenkämpfe also. Zum sozial-konservativen Kreis um Lyautey gehörten auch berühmte Ingenieure.<sup>91</sup> Georges Lamirand, Ingenieur der Stahlindustrie, engagierter Katholik, zentrale Figur der Mobilisierung der Führungskräfte und späterer Staatssekretär für Jugend unter dem Vichy-Regime, veröffentlichte 1932 ein Werk mit dem Titel »Le rôle social de l'ingénieur«, das ihm zu großer Prominenz verhelfen

87 *Ders.*, *Autorité et pouvoirs dans l'Industrie*, in: *L'Émancipation nationale*, 26.11.1937, S. 4.

88 *Ders.*, *Notre doctrine devant le problème social*, S. 17 (Übersetzung J.F.).

89 *Hubert Lyautey*, *Le Rôle social de l'officier*, in: *Revue des Deux Mondes*, 1891, Nr. 104, S. 443–459.

90 *Cohen*, *Le siècle des chefs*, S. 165 f. und 168–171.

91 *Nord*, *Le New Deal français*, S. 43–46.

sollte.<sup>92</sup> Der Ingenieur sollte gleich dem Offizier im Heer durch persönlichen Einsatz und Charisma in der Industrie seine Untergebenen führen. Der Organisator der französischen Eisenbahn und polytechnische Ingenieur Raoul Dautry propagierte in seinem 1937 veröffentlichten Werk »Métier d'homme« ein von Lyautey inspiriertes Programm der Neubegründung der Rolle des Ingenieurs in der modernen Industriegesellschaft. Dieser sollte ein »conducteur d'hommes«, ein Menschenführer, werden oder ein »chef«.<sup>93</sup>

Das Wort »chef« lässt sich in diesem Kontext nicht durch das deutsche »Chef« übersetzen, das in seiner Bedeutung an die Arbeitswelt gebunden ist.<sup>94</sup> Das Wort »chef« war vor allem in konservativen Kreisen, wie dem um Lyautey, Chiffre für die moralische Erneuerung der Eliten im Zeitalter der Massen.<sup>95</sup> Diese Semantik des »chefs« zeigt die Erneuerung der Ressourcen sozialer Herrschaftslegitimation an: Ein »chef« war dem Anspruch nach nicht mehr Teil der herrschenden Klassen aus Gründen des Erbes und des Eigentums, sondern aufgrund seiner Führungsqualität, seines persönlichen Wertes, seiner Kompetenz und Leistungsbereitschaft – es führte eine meritokratische Komponente in die Konstruktion des eigenen Führungsauftrags ein. Im technokratischen Milieu, vor allem unter jenen Ingenieuren, die die »École Polytechnique« besucht und an den Arbeiten der Gruppe »X-Crise« teilgenommen hatten, herrschte das Selbstverständnis vor, »chefs« einer kommenden organisierten Gesellschaft zu sein.<sup>96</sup> Auch wurde Jacques Doriot, der Führer des PPF, nicht etwa der »conducteur« oder der »guide«, sondern der »chef« genannt. Das Wort entspricht im deutschen Kontext am ehesten der Vokabel »Führer«.

Besonders aufschlussreich ist im Zusammenhang der Semantiken der Führung im Umfeld des PPF ein Artikel von Maurice Vignat in »Travail et Nation«, dessen konzeptionelle Grundzüge auch in einem von Loustau verfassten PPF-Programm auftauchen:

»Es muss auf jeder Stufenleiter der Repräsentationen und der Gesellschaft der verantwortungslose und inkompetente Vertreter, den wir haben, durch einen verantwortlichen und kompetenten Mann ersetzt werden, der die Qualitäten eines Führers vorweisen kann. [...] Wenn fünf Gefährten eine Arbeit zu machen haben, dann ist es nur einer, der sich als der Führer erweist: Es ist der, der die Arbeit zu ergreifen und sie unter ihnen zu verteilen weiß, und auch weiß, Gerechtigkeit unter ihnen walten zu lassen. Es ist dieser Begriff der Auslese nach dem persönlichen Wert und die Fähigkeit, befehlen zu können, die wir von unten nach oben, die Stufenleiter hinauf, erreichen müssen und die die Instabilität, die Demagogie und die Verantwortungslosigkeit ersetzen müssen, die aktuell herrscht. In gleicher

92 Olivier Dard, *Un homme, un livre. Georges Lamirand et le rôle social de l'ingénieur*, in: Jean-Louis Bordes (Hrsg.), *L'ingénieur entrepreneur. Les centraliens et l'industrie*, Paris 2011, S. 407–418.

93 Rémi Baudouï, *Raoul Dautry 1880–1951. Le technocrate de la République*, Paris 1992, S. 173–176; Nord, *Le New Deal français*, S. 45.

94 Yves Cohen hat der Geschichte dieser Vokabel eine historische Studie gewidmet, die den Wandel der Autoritätskultur in den Industriegesellschaften des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Gegenstand hat, vgl. *Cohen, Le siècle des chefs*.

95 Ebd., S. 165 f. und 168–171.

96 Nord spricht von einem »culte du chef«, einem Führerkult, der unter den Polytechnikern von »X-Crise« geherrscht habe. Nord, *Le New Deal français*, S. 51.

Weise wie die Kriterien für das Befehlen während des Kriegs der Wert und der Mut waren, so ist es in der Zeit des Friedens: der Wert und die Arbeit.<sup>97</sup> Als diese Begriffe im Krieg nicht angewandt wurden und als die Politik über den Wert triumphierte, bekamen wir die Meutereien von 1917. Als man die unfähigen Führer durch einen ersetzte, der es verstand zu befehlen, kehrte alles zur Ordnung zurück, darin besteht das größte Verdienst des Marschalls Pétain.«<sup>98</sup>

Als Ausweg aus Chaos und Parteienkampf formulierte Vignat in diesem Artikel die Notwendigkeit einer berufsständischen Integration der Wirtschafts- und Interessengruppen in einer organisierten Binnenwirtschaft des französischen Kolonialreichs. Verantwortliche Fachleute sollten als Vertreter der großen Produzentengruppen im Rahmen eines Wirtschaftsparlaments unter staatlicher Hoheit über die wirtschaftlichen und sozialen Geschicke Frankreichs entscheiden, während diese Kompetenzen der parlamentarischen Souveränität entzogen werden sollten. Dieses »régime d'autorité«<sup>99</sup> und die soziale und politische Stabilität, die es mit sich bringen sollte, würden Frankreich die Erfahrung der vollständigen Beseitigung der Freiheit in einer Diktatur nach sowjetischem oder deutschem Muster ersparen, wie der Autor argumentierte.<sup>100</sup> Dem Prinzip der Politik, dem parlamentarischen Regime, das hier mit Demagogie und Verantwortungslosigkeit gleichgesetzt wurde, stellte er die Figur des Führers gegenüber, die er durch persönlichen Wert und seine Führungsqualität charakterisierte. Die Charakterisierung nahm deutliche Anleihen bei den Topoi der leplaysianischen Tradition und auch bei der französischen Managementtradition des Fayolismus – der Führer, der es nicht scheut zuzupacken, der kommandiert, die Arbeitsaufgaben delegiert und gleichzeitig die moralische Autorität der Arbeitsgruppe darstellt. Dieser Führer der Arbeit wurde in Analogie zum militärischen Führer des Weltkriegs gesetzt. Die Setzung des Prinzips der Führung gegen das Prinzip der Politik im wirtschaftlichen Bereich wurde durch die Analogie der Weltkriegsmeutereien von 1917 und der Rolle Philippe Pétains bei deren Beendigung verdeutlicht.<sup>101</sup> Die Wirtschaft sollte wie das Heer nicht von demokratischem Chaos, sondern durch ein hierarchisches Führungsprinzip bestimmt werden. Dass Pétain hier, wenn auch in anekdotischer Form, schon als die Autorität, die den Ausweg aus der Krise bahnen sollte, dargestellt wird, liegt sicher auch daran, dass dieser schon 1937 im Umfeld des PPF als Führer einer antikommunistischen Regierung gehandelt wurde.<sup>102</sup>

Mit gleichen Argumenten und Termini forderte der Ingenieur Loustau im PPF-Programm »Un ordre social français« (1938) die Wiederaufrichtung staatlicher Autorität gegenüber den großen gewerkschaftlichen Interessenverbänden und Wirt-

97 Mit »Wert« ist der Wert gemeint, den eine Person durch ihren Einsatz und ihre Kompetenz gewinnt.

98 *Maurice Vignat, Entre libéralisme et dictature*, in: *Travail et Nation*, 1937, Nr. 39, S. 42–43, hier: S. 42 f. (Übersetzung J. F.).

99 Ebd., S. 46.

100 Ebd., S. 40–46.

101 Philippe Pétain war es als General im Weltkrieg gelungen, die Meutereien von 1917 durch die Verbesserung der Versorgung der Soldaten und eine weniger offensive Strategie, die mit weniger Blutzoll verbunden war, zu beenden.

102 *Burrin, La dérive fasciste*, S. 312.

schaftsgruppen. Die Funktion des »chef« sollte wiederhergestellt werden, indem auf allen Stufenleitern der integrierten ständischen Hierarchie verantwortungsvolle Führer mit der notwendigen Autorität ausgestattet würden.<sup>103</sup> Dieser Autoritarismus fayolistischer Färbung, der das Prinzip der »Einheit der Führung« vom Industriebetrieb auf einen integrierten Wirtschaftsstaat übertrug, sollte nach dem Zusammenbruch von Juni 1940 in die vermeintliche Depolitisierung des Staats unter Marschall Pétain einmünden<sup>104</sup>, die de facto dessen Pétainisierung bedeutete. Die Kritik des Parlamentarismus im Namen des Prinzips einheitlicher Führung reichte schon bis in die 1920er-Jahre zurück. Henri Fayol sowie dessen geistige Sukzession sahen in der Rationalisierung der Staatsverwaltung nach den Prinzipien ihrer Betriebsführungslehre einen Ausweg aus ständiger Instabilität und Ineffizienz und stellten dabei den Parlamentarismus – aufgrund der Inkompetenz der Volksvertreter in Sachen der Verwaltung – im Namen einer starken und ungeteilten Staatsführung infrage.<sup>105</sup> Der Think-Tank »Redressement français« trieb bereits seit den 1920er-Jahren unter ähnlichen ideologischen Prämissen die Notwendigkeit einer Staatsreform voran und nahm dabei viele Argumente des späteren PPF vorweg. Gilles Pollet attestiert den durch den Fayolismus geprägten Ingenieuren der Privatwirtschaft, die in der Zwischenkriegszeit als Fürsprecher einer Staatsreform auftraten, eine Affinität zu den rechtsautoritären Experimenten der damaligen Zeit.<sup>106</sup>

Im Zuge der Massenmobilisierungen von 1936 bis 1938 zerschellte die Vorherrschaft der Idee des »Laisser-faire«. Die Frage der Macht über die Wirtschaft musste nun dort ausgefochten werden, wo die Organisationen der Arbeiterschaft sie hingetragen hatten – auf dem Feld der Politik. Paradoxiertweise begaben sich Techniker, die das Prinzip der politischen Herrschaftslegitimation verneinten, nun auf das Terrain des Parteienkampfs. Eine linke Mehrheit, die Zugang zur Staatsführung und erhebliche neue Handlungsspielräume erreicht hatte, bedrohte die Wirtschaftskreise mit Nationalisierungen. Loustau wurde nicht müde, diese Vorstöße als »faux remèdes«, als »falsche Heilmittel« zu attackieren.<sup>107</sup> Die technischen Eliten reagierten auf die Forderungen und Maßnahmen zur Demokratisierung der Wirtschaft mit einer Mischung aus elitärem Führer- und Führungskult, die die politisch angestachelten Massen zur Vernunft bringen sollte, und einer Inszenierung von Expertise, die als Grundlage der Erhöhung der gesamtwirtschaftlichen Effizienz die eigentliche Befreiung der Massen aus proletarischen Lebensbedingungen verbürgen sollte.

103 *Loustau*, *Un ordre social français*, S. 21f.

104 *Marc Olivier Baruch*, *Servir l'État français. L'administration en France de 1940 à 1944*, Paris 1997, S. 60 f.

105 *Alain Chatriot*, *Fayol, les fayoliens et l'impossible réforme de l'administration durant l'entre-deux-guerres*, in: *Entreprises et histoire*, 2003, Nr. 34, 2003, S. 84–97. *Odile Henry*, *Un entrepreneur de la réforme de l'État: Henri Fayol (1841–1925)*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 2012, Nr. 193, S. 38–55; *Luc Rojas*, *Henri Fayol et »l'industrialisation« de l'État*, in: *Revue française de l'histoire des idées politiques* 45, 2017, S. 165–186.

106 *Gilles Pollet*, *Technocratie et démocratie. Élités dirigeantes et réforme technicienne de l'État dans la France de l'entre-deux-guerres*, in: *Vincent Dubois/Delphine Dulong* (Hrsg.), *La question technocratique. De l'invention d'une figure aux transformations de l'action publique*, Straßburg 1999, S. 38–47.

107 *Robert Loustau*, *La grand idée socialiste de la nationalisation*, in: *L'Émancipation nationale*, 24.7.1937, S. 5; *ders.*, *Justice sociale*, S. 11–13.

Voraussetzung für dieses technokratisch-korporatistische Projekt war allerdings die Depolitisierung der Sphäre der Produktion und damit auch der Gewerkschaften, die, wie die Propagandisten des PPF betonten, unter dem Einfluss demagogischer Politiker stünden. So war eine apolitische, korporative Regulierung der industriellen Beziehungen Kernstück der PPF-Agenda.<sup>108</sup> Diese Agenda einer Wirtschaftsregulation nach apolitischem Expertenwissen stand den Forderungen der Arbeiterschaft nach einer Demokratisierung der Wirtschaft und Sozialisierung entgegen. Ihr musste somit über charismatische Massenmobilisierung und eine volkstümelnde Inszenierung einer berufsständisch gebundenen Arbeiterschaft, deren gesteigerter symbolischer Ausdruck als geläuterter Kommunist der Führer Doriot war, erst zur notwendigen politischen Anerkennung und Publizität verholfen werden. Ein Projekt, das trotz anfänglicher Rekrutierungserfolge letztlich scheiterte, da der Einfluss der Partei in der Arbeiterschaft marginal blieb und sie sich bis 1938 sukzessive zu einer weitgehend mittelständischen Partei entwickelt hatte.<sup>109</sup> Ein Großteil ihres intellektuellen Führungsstabs, inklusive der Technokraten, verließ sie zudem im Herbst 1938 aufgrund von Zweifeln an der persönlichen Integrität Doriot's, der seinen lasterhaften Lebensstil aus einer Geheimkasse mit italienischen Geldern finanzierte, sowie aufgrund von Differenzen über das Münchner Abkommen.<sup>110</sup> Doch die Niederlage vom Sommer 1940, die mit der deutschen Besatzung die Zerstörung der Wirkungsmöglichkeiten der Arbeiterbewegung mit sich brachte, verhalf dem technokratischen Projekt zu neuen Möglichkeiten.

Infolge der Übertragung der Regierungsvollmacht durch das Parlament auf Marschall Pétain am 10. Juli 1940 schloss bereits das erste Regierungskabinett unter Pierre Laval kaum mehr Parlamentarier ein, sondern in erster Linie Fachleute aus verschiedenen Bereichen.<sup>111</sup> Diese Tendenz radikalisierte sich mit dem zweiten Kabinett unter Admiral François Darlan, das im Februar 1941 die Regierungsgeschäfte übernahm und das Gérard Brun als die »Hochblüte der Kolonisierung des Staates durch die Techniker« bezeichnet hat.<sup>112</sup> Der Polytechniker, Bankier und Finanzinspektor Jacques Barnaud, der an den Diskussionen von »X-Crise« teilgenommen und auch bei der Initiierung des PPF eine Rolle gespielt hatte<sup>113</sup>, war als Beauftragter für deutsch-französische Wirtschaftsbeziehungen in der Regierung vertreten.<sup>114</sup> Dem vormaligen Renault-Manager François Lehideux wurde im Rang eines Staatssekretärs die Leitung der »Délégation générale à l'équipement nationale« übertragen, ein Planungsamt, das mit der Schaffung eines Zehnjahresplans zur technologischen, industriellen und urbanen Entwicklung betraut war.<sup>115</sup> Pierre Pucheu wurde zunächst Minister des Staatssekretariats für Industrieproduktion und ab August 1941 Innenminister. Sein Ministerstab setzte sich aus Männern zusammen, mit de-

108 *Ders.*, *Un ordre social français*, S. 14.

109 *Burnet*, *Un fascisme français*, S. 278; *Soucy*, *French Fascism*, S. 237–239.

110 *Wolf*, *Die Doriot-Bewegung*, S. 201–207; *Soucy*, *French Fascism*, S. 243–245.

111 *Brun*, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*, S. 169 f.

112 »L'apogée de la colonisation de l'État par les techniciens«, ebd., S. 172.

113 *Dieter Wolf*, *Die Doriot-Bewegung*, S. 126 f.

114 *Cointet-Labrousse*, *Vichy et le fascisme*, S. 162.

115 *Richard F. Kuisel*, *Vichy et les origines de la planification économique (1940–1946)*, in: *Le Mouvement social*, 1977, Nr. 98, S. 77–101, hier: S. 78 f.

nen er schon in »Travail et Nation« zusammengearbeitet oder die mit ihm zum Zentralkomitee des PPF gehört hatten, wie der bereits genannte Yves Paringaux, der zeitweise Pucheu Kabinettschef war. Robert Loustaus Expertise im Bereich der Kohleproduktion wurde von Pucheu herangezogen, der ihn mit der Rationalisierung der nationalen Kohleproduktion betraute.<sup>116</sup> Als Angehörige des Staatssekretariats für Wirtschaft, das im September 1940 mit weitreichenden neuen Gestaltungskompetenzen ausgestattet worden war, arbeiteten die Männer der »groupe Pucheu«<sup>117</sup> am ständischen Umbau der Wirtschaft von Vichy mit. Das System der Organisationskomitees, administrativ integrierter Branchenverbände, die häufig an bereits vor dem Krieg bestehende industrielle Absprachen anknüpften, sollte kurzfristig die Allokationsprobleme, die mit der kriegsbedingten Güterknappheit einhergingen, zu lösen helfen sowie ständige Verhandlungen zwischen den Besatzern und den Vertretern der verschiedenen französischen Wirtschaftsbranchen ermöglichen. Das langfristige Ziel war allerdings eine administrative Integration und eine Disziplinierung der Wirtschaft, die bei Beibehaltung privater Initiative dem Staat Einfluss auf die Koordination von Produktstandardisierung, Industrieforschung und optimaler Rohstoffnutzung ermöglichen sollte.<sup>118</sup> Pucheu selbst übernahm aufgrund seiner Erfahrungen, die er bei der Rationalisierung der Japy-Werke gemacht hatte, die Leitung des Organisationskomitees für Produktion von Büromaschinen und später der Maschinenbauindustrie.<sup>119</sup>

Dieses neue Ordnungsmodell industrieller Beziehungen forderte ein Sich-Einordnen der organisierten Interessengruppen in neue institutionalisierte Hierarchien und Machtstrukturen. Deutlich wird dies, wenn man sich vor Augen führt, dass innerhalb der Organisationskomitees der verschiedenen Branchen Wirtschaftsführer aus Großunternehmen als Leiter eingesetzt wurden, denen man so von staatlicher Seite eine erhebliche Regulationsmacht übertrug.<sup>120</sup> Der Gewerkschafter und Arbeitsminister von Vichy, René Belin, der dem antikommunistischen und sozialpartnerschaftlich orientierten Zweig der CGT angehört hatte, rechtfertigte dies mit ihrer unabdingbaren Expertise, die innerhalb der Staatsverwaltung nicht zu finden ge-

116 Brun, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*, S. 173 f.; Pucheu, *Ma vie*, S. 73 f.

117 Brun, *Techniciens et Technocratie en France 1918–1945*, S. 174.

118 Das Koordinierungsorgan, das die Organisationskomitees zusammenfasste und die Rohstoffzuteilung organisierte, war das »Office central de Réparation des produits industriels«. Henry Rouso, *L'Organisation industrielle de Vichy (perspectives de recherches)*, in: *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale*, 1979, Nr. 116, S. 29–40; Kuisel, *Capitalism and the State in Modern France*, S. 135 f.; Andrew Shennan, *Rethinking France. Plans for Renewal, 1940–1946*, Oxford/New York 1989, S. 234 f.; Margairaz, *L'État, les finances et l'économie*, S. 511–520; Dominique Barjot, Introduction, in: Hervé Joly (Hrsg.), *Les comités d'organisation et l'économie dirigée du régime de Vichy*, Cean 2004, S. 7–20, hier: S. 8–10; Hervé Joly, *Les comités d'organisation: un ensemble vaste et disparate*, in: ebd., S. 83–94. Pucheu selbst gilt als der Schöpfer des »Centre d'Information Interprofessionnel«, das als Informationsinstanz und Beratungsplattform zwischen den Leitern der verschiedenen Branchenorganisationen sowie als Ort der konzeptionellen Vorbereitung der neuen Wirtschaftsordnung fungierte. Vgl. Vinen, *The Politics of French Business*, S. 148–150.

119 Margairaz, *L'État, les finances et l'économie*, S. 523; Annie Lacroix-Riz, *Les comités d'organisation et l'Allemagne: tentative d'évaluation*, in: Joly, *Les comités d'organisation et l'économie dirigée du régime de Vichy*, S. 47–62, hier: S. 52.

120 Rouso, *L'Organisation industrielle de Vichy*, S. 42f.

wesen sei.<sup>121</sup> Vertreter des organisierten Kleinunternehmertums sahen die Organisationskomitees als reine Machtinstrumente der Trust-Herren an.<sup>122</sup> Die anlässlich der Übernahme der Regierungsgeschäfte durch das Darlan-Kabinett aufkommende Verschwörungstheorie der »Synarchie«<sup>123</sup> – ein Komplott der »Banque Worms« habe den Staat unterwandert<sup>124</sup> – stellte eine verzerrte ideologische Reaktion auf einen durchaus realen Umstand dar: Im Rahmen der Zäsur, die Vichy im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft darstellt, wurden privatwirtschaftliche Expertisen in die staatliche Wirtschaftsregulation integriert, wodurch der Eindruck einer Übernahme des Staats durch diese Akteure entstand. Pierre Pucheu und sein Umfeld verkörperten diese von Zeitgenossen als mysteriös wahrgenommene Machtverschiebung im Staatsapparat – auf dem »Feld der Macht«<sup>125</sup> –, aus dem alte Eliten plötzlich durch neue, die vorher keine politische Legitimität besaßen, verdrängt wurden.

Diese Verschiebung spiegelte sich auch im öffentlichen Diskurs des Regimes wider. Robert Loustau, der auch an der Arbeitscharta des Regimes mitgearbeitet hatte, schrieb eine Rede für Marschall Pétain, in der der sozialpolitische Kurs des Regimes erläutert wurde.<sup>126</sup> Den »Appel aux travailleurs« (Aufruf an die Arbeiter) verkündete Pétain in Saint-Étienne am 1. März 1941 vor Belegschaften der Fabriken des Loire-Beckens. Neben der Aufforderung an die Arbeiter, sich nicht mehr von Demagogen verführen zu lassen, und an die Unternehmer, den eigenen sozialen Egoismus zu überwinden, beinhaltete diese Rede einen besonderen Appell an die Ingenieure:

»Ingenieure, zu häufig habt ihr geglaubt, es würde reichen, wenn ihr gewissenhaft eure technischen Aufgaben erfüllt. Doch ihr habt mehr zu tun, denn ihr seid nicht nur Techniker, ihr seid Führer. Versteht genau die Größe, die mit dem Namen Führer verbunden ist. Der Führer ist der, der es gleichzeitig versteht, Gehorsam durchzusetzen und geliebt zu werden. Er ist nicht derjenige, den man den Männern aufzwingt, sondern der, der sich aus

121 *Kuisel*, *Capitalism and the State in Modern France*, S. 137. Zu seiner Rechtfertigung schreibt Belin in seiner Autobiografie, er sei auf der Suche nach Praktikern der Industrieführung gewesen – nicht nach Kapitalisten habe er gesucht, sondern nach »Managern«. *René Belin*, *Du secrétariat de la CGT au Gouvernement de Vichy (Mémoires 1933–1942)*, Paris 1978, S. 153 f.

122 *Olivier Dard*, *La synarchie ou Le mythe du complot permanent*, Paris 1998, S. 154–161.

123 Zur Synarchie vgl. *Richard F. Kuisel*, *The Legend of the Vichy Synarchy*, in: *French Historical Studies* 6, 1970, S. 365–398; *Dard*, *La synarchie ou Le mythe du complot permanent*; *Annie Lacroix-Riz*, *Le choix de la défaite. Les élites françaises dans les années 1930*, Paris 2006.

124 Der Banque Worms waren tatsächlich verschiedene Akteure im Umfeld des Darlan-Kabinetts verbunden, etwa Jacques Barnaud als ihr Teilhaber und Gabriel Leroy-Ladurie als ihr Generaldirektor, die schon bei der PPF-Gründung und ihrer Ausstattung mit Geldmitteln eine Rolle gespielt hatten. *Wolf*, *Die Doriot-Bewegung*, S. 127 f.; *Baruch*, *Servir l'État français*, S. 220–223.

125 Bourdieu meint damit das Metafeld, auf dem die verschiedenen Fraktionen der herrschenden Klassen um die Bewertungsmaßstäbe verschiedener Kapitalsorten – ökonomische, kulturelle – und damit die Grundlagen legitimer Herrschaft rivalisieren. *Bourdieu*, *Über den Staat*, S. 348. Unter dem Vichy-Regime wurden die Ressourcen politisch-administrativer Legitimität neu verteilt, insofern in technokratischer Manier auf Fachleute gesetzt und die parlamentarische Form der Legitimität ausgeschlossen wurde. *Baruch*, *Servir l'État français*, S. 60 f.

126 *Jean-Pierre Le Crom*, *Syndicats nous voilà! Vichy et le corporatisme*, Paris 1995, S. 122 f.; *Hellman*, *The Communitarian Third Way*, S. 239; *Jacques Julliard*, *La Charte du Travail*, in: *René Remond* (Hrsg.), *Le Gouvernement de Vichy 1940–1942*, Paris 1972, S. 157–210.



sich selbst heraus durchsetzt. Vergesst nicht, um Männer zu führen, muss man es verstehen, sich hinzugeben.«<sup>127</sup>

In dem Aufruf ging es um mehr als nur die symbolische Beglaubigung der Forderungen der Bewegungen der Führungskräfte nach einem eigenen Status, die das Vichy-Regime erfüllt hatte.<sup>128</sup> Die symbolische Ausstattung der Ingenieure mit politischer Legitimität, durch den Staatschef selbst vorgenommen, ist nur vor dem Hintergrund der Transformation politischer Legitimitätsressourcen im Zuge der beschriebenen administrativen Integration wirtschaftlicher Expertisen im Rahmen neuer Formen der Wirtschaftsplanung und Koordination adäquat zu verstehen. Das gesellschaftliche Projekt von Vichy, das in technokratischen Zirkeln vorgedacht worden war und die Grundlage des PPF-Programmes gebildet hatte, basierte auf einer Verneinung der Volkssouveränität als Quelle legitimer Macht. Die kulturellen und sozialen Formen der Demokratie – im Kern die politische Debatte – wurden als Zeichen von Inkompetenz und Demagogie, als Grundlage eines reinen Partikularismus delegitimiert. Die Führerschaft des Ingenieurs und dessen vermeintlich neutrales Organisationswissen stellten dem Prinzip der parlamentarischen Demokratie entgegengestellte Legitimitätsressourcen dar. Kulturelles Kapital aus dem Bereich der Industrie, Werte der Führung und der Sachkenntnis wurden vor dem Hintergrund der Entstehung der von Burnham beschriebenen neuen Zentren der Souveränität als Ressourcen legitimer Herrschaft instituiert. Der Ingenieur als Führerfigur stand symbolisch für eine Kombination aus sozialem Ausgleich und wirtschaftlicher Effizienz, die es autoritär ›von oben‹, ohne Umweg über den Massenwillen und bei dessen gleichzeitiger institutioneller Ausschaltung, zu realisieren galt. Eben dies umreißt einen zentralen Zug des Machtprojekts von Vichy.

Verschiedene historische Arbeiten haben gezeigt, dass die Strukturreformen der Technokraten von Vichy mitunter weichenstellend für den Kapitalismus der Nachkriegszeit wurden. So knüpfte die Résistance-Regierung nach 1944 an die unter Vichy geschaffenen Planungsämter und die Organisationskomitees an, wenn auch in reformierter Form und unter Miteinbeziehung der nun ›befreiten‹ Gewerkschaften. In gewisser Weise lebte in der »planification« Jean Monnets etwas vom »Geist der dreißiger Jahre« weiter.<sup>129</sup>

## Fazit

Dieser Beitrag hat die Semantiken der Legitimation des soziopolitischen Gestaltungsanspruchs von technischen Eliten im Umfeld des »Parti populaire français« und unter dem Vichy-Regime zum Gegenstand. Ausgehend von Pierre Bourdieus Feldtheorie und seiner Theorie der symbolischen Macht, wurden die durch den

127 Appel aux travailleurs. Discours prononcé par le Maréchal Pétain le 1<sup>er</sup> mars 1941 à Saint-Étienne, Les Messages du Maréchal, Paris Dezember 1941, S. 48 (Übersetzung J. F.).

128 Boltanski, *Taxonomies sociales et luttes de classes*, S. 99.

129 Kuisel, *Vichy et les origines de la planification*, S. 100 f.; ders., *Capitalism and the State in Modern France*, S. 155; François Rouquet, *La technocratie sous Vichy: opportunité, continuité et représentations*, in: Dubois/Dulong, *La question technocratique*, S. 55–75, hier: S. 75.

Bergbauingenieur Robert Loustau verfassten Parteiprogramme des PPF sowie die in der Parteipresse vorzufindenden Semantiken über Ingenieure und Techniker als Strategien der symbolischen Herrschaftssteigerung technischer Eliten gegenüber den Parteien der Arbeiterbewegung einerseits und gegenüber den parlamentarischen Eliten andererseits analysiert. Die PPF-Programmatik bestand im Wesentlichen in der Definition einer wirtschaftlichen Form der Souveränität. Sie beruhte auf der Integration von industriellen und privatwirtschaftlichen Expertisen in die politische Entscheidungsfindung zuungunsten parlamentarischer Macht. Dieses korporatistische Programm schloss an in der französischen Zwischenkriegszeit rekurrente Ideen einer technokratischen Staatsreform an und wurde schließlich unter dem Vichy-Regime unter Mitwirkung der Männer um Pucheu Wirklichkeit. Diese neuen Formen des Regierens mussten allerdings erst politisch legitimiert werden, zumal die Parteien der Arbeiterbewegung im Kontext der Machtübernahme der Volksfront eine Demokratisierung der Wirtschaft und ihre partielle Nationalisierung anstrebten und über die Beherrschung des politischen Felds hierzu ein politisches Mandat hatten; ein Projekt, das den Gestaltungsansprüchen von Männern wie Pucheu oder Loustau radikal entgegenstand. Ich habe die Semantiken der Legitimation dieser Gestaltungsansprüche von wirtschaftlich-technischen Eliten also zunächst im Kontext der sozialen Krise von 1936 bis 1938 in Publikationen der PPF untersucht und schließlich im Kontext des Umbaus der Wirtschaft von Vichy.

Der Topos des »Schöpfertums« der Technik, das in den PPF-Programmen gegen die als rein gebend und passiv konzipierten Funktionen von Kapital und Arbeit abgegrenzt wurde, reflektierte das Selbstbild einer neuen manageriellen Fachelite. Ingenieure wie Loustau, Experte für Arbeitsorganisation in Kohleminen, der im Laufe der 1930er-Jahre vom Grubeningenieur zum Betriebsführer aufgestiegen war, oder Paringaux, der zum Mitglied des Vorstands eines bedeutenden Elektrokonzerns wurde, standen in gewisser Weise paradigmatisch für eine neue Kultur der Betriebsführung, der im Zuge der zweiten Industriellen Revolution in verstärktem Maße technisch-organisationales Sachwissen zugrunde lag. Es bildete eine neue Ressource der Legitimität wirtschaftlicher Macht, die im Zuge der sozialen Krise von 1936 von diesen Männern auf das politische Feld übertragen wurde. Die Figur des Ingenieurs stand in der Parteipropaganda für technischen Fortschritt; sie sollte einerseits über die Steigerung der Produktivität eine soziale Versöhnung herbeiführen und andererseits als Sinnbild der Expertise in der Arbeitsorganisation für konfliktfreie industrielle Beziehungen sorgen.

Auch die Idee einer befriedeten berufsständischen Arbeitsgemeinschaft wurde durch Topoi aus der Ingenieurskultur untermauert. In der Propaganda, die in der PPF-Presse für die Sache der Führungskräfte betrieben wurde, spielte der Topos des Ingenieurs als dritte Kraft zwischen Kapital und Arbeit eine zentrale Rolle, der in Frankreich in der von Le Play begründeten Tradition der »Ingénierie sociale« verankert war. Der Ingenieur als Kenner der Arbeiterrealität und sachlicher, ethisch orientierter Vermittler zwischen den Profitinteressen des Kapitals und den Bedürfnissen der Arbeiterschaft sowie als soziale Autorität im Produktionsprozess wurde als Symbol neuer Formen der industriellen Beziehungen inszeniert. Als »Gerüste des Berufsstands«, wie es Bernard de Plas ausdrückte, stand die Figur der Füh-

lungskraft durch das organisationale Ingenieurwissen für eine soziale Regulationsform des Kapitalismus.

Die korrelierenden Begriffe »Autorität« und »Verantwortung«, Zentralbegriffe der fayolschen Betriebsführungslehre, wurden als Chiffren einer neuen verantwortungsvollen Wirtschaftsorganisation, die die Führungskraft verkörpere, jenseits reiner Profitinteressen inszeniert. Auch inszenierte Loustau die Führungskraft als Chiffre für eine meritokratische Nivellierung der industriellen Hierarchie – gleichsam als Gegenprogramm zu Ideen der Nationalisierung der Wirtschaft oder deren Demokratisierung.

Zentraler Topos der Legitimation administrativer Macht von technischen Eliten war die Idee einer Führerschaft der Ingenieure. Diese Idee einer erneuerten und suggestiv-charismatischen Form der Autorität, die sich durch den persönlichen Einsatz der Führer legitimieren sollte, knüpfte an zeitaktuelle Diskurse der Menschenführung an. Sie sind ursprünglich einem militärischen Kontext entsprungen, waren von den Überlegungen des sozialkonservativen Marschalls Lyautey inspiriert und versprachen auch für die industriellen Eliten eine neue Ressource legitimer Herrschaft. Im Kampf um die Macht über Staat und Wirtschaft, der in der sozialen Krise 1936–1938 entbrannt war, stellte die charismatische Inszenierung von vorbildhaften Eliten und sozialer Versöhnung ein Mittel dar, einem Projekt der autoritären und technokratischen Regulierung der industriellen Beziehungen den Weg zu bahnen. Im Umfeld des PPF wurde dieses Prinzip der Führung dem Prinzip der Demokratie, das mit Demagogie und Inkompetenz assoziiert wurde, entgegengestellt. Das Prinzip der Führung verband Sachkompetenz und persönlichen Einsatz zu Ressourcen legitimer Herrschaft und sollte als Grundlage neuer Formen politischer Entscheidungsfindung dienen, die Parteipolitik und Klassenkampf institutionell ausschloss.

Das Vichy-Regime, insbesondere die Darlan-Regierung, in der Pucheu mit seinem Stab im Staatssekretariat für Industrieproduktion am Umbau der Wirtschaft beteiligt war, bot zur Realisierung dieses Projekts neue Möglichkeiten. So wurden im Zuge der Einrichtung neuer Instrumente der Wirtschaftsplanung, der Organisationskomitees und Planungsstellen, massiv auf Fachleute der Privatwirtschaft gesetzt. Die Verschiebungen im »Feld der Macht«, in deren Folge Parlamentarier aus der Verwaltung ausgeschlossen und »techniciens« – Männer wie Pucheu oder Loustau – Leitungskompetenzen übertragen bekamen, wurden vom ideologischen Diskurs des Regimes orchestriert, das vermeintlich ein neutrales Berufs- und Fachethos gegen die als ideologisiert und partikularistisch betrachtete parlamentarische Demokratie setzte. So lässt sich Pétains »Appel aux travailleurs« vom 1. März 1941, der von Loustau verfasst worden war und die Ingenieure dazu aufrief, nicht nur technische Aufgaben zu erfüllen, sondern die für sie vorgesehene Führerschaft endlich wahrzunehmen, als eine Form der symbolischen Machtübertragung vom Staatsoberhaupt an technisch-wirtschaftliche Eliten lesen. Werte der Industrie – unpolitische Sachkompetenz und Führungsbegabung – wurden gleichsam als Kriterien legitimer Herrschaft instituiert.

Die weite Verbreitung von Schlagworten wie »Ständestaat«, »Korporatismus« oder »Syndikalismus« nach dem Ersten Weltkrieg zeugen von der Verschmelzung administrativer und wirtschaftlicher Macht bei der Entstehung des Interventions-

staats. Vergleichende internationale Fallanalysen könnten zeigen, inwieweit andere organisistisch-autoritäre Strömungen und Bewegungen der industrialisierten oder sich industrialisierenden Welt der damaligen Zeit durch ihren Diskurs über neue Führungseliten auf symbolischer Ebene zur Errichtung der legitimatorischen Fundamente neuer Machtpositionen zwischen Staatsverwaltung und Wirtschaft beitrugen und somit im Hinblick auf bestimmte Charakteristika der »organisierten« Kapitalismen nach dem Zweiten Weltkrieg weichenstellend waren.

LUKAS RATHJEN

## Rhetorik und kommunikative Herrschaft

Gesprächseliten in der frühen Bundesrepublik Deutschland

Gesetzt den Fall, jede Ideenlandschaft hat eine ihr entsprechende Bibliothek, so stelle man sich einmal die deutsche nach Weltkrieg und Holocaust vor: viele leere Regale, weil es 1945 an Büchern fehlte; viele leere Arbeitsplätze, weil das Hitlerregime Geistesarbeiter\*innen zur Flucht gezwungen oder um ihr Leben gebracht hatte. Der »Kulturhunger« der deutschen Nachkriegszeit muss demnach überfordernd gewirkt und die politisch-kulturellen Zeitschriften sowie den sich nur langsam erholenden Buchmarkt an ihre Grenzen gebracht haben. Rasch haben sich daher Formen gefunden, welche die gesuchte ethische Grundorientierung außerhalb der prekären und stark lizenzierten Schriftöffentlichkeit zu vermitteln versprachen. Der von politischen Parteien, alliierten Kontrollräten, Medienunternehmen und Intellektuellen getragene kulturelle ›Wiederaufbau‹ wies dem gesprochenen Wort und dem Rundfunk dabei eine besondere Rolle zu.<sup>1</sup> Mündlichkeit schien nicht nur pragmatischer in Zeiten der Papierknappheit, sondern das gesprochene Wort übte in seiner performativen Dimension selbst eine Vielzahl von Funktionen aus. Es brachte Menschen zusammen, erreichte viele und lässt, so die Einschätzung vieler Nachkriegsintellektueller, ›den Menschen‹ in seiner Individualität erscheinen. Allseits bekannt ist mittlerweile der Aufruf Karl Jaspers' zum Gespräch im Geleitwort der ersten Ausgabe der Zeitschrift »Die Wandlung«:

»Haben wir wirklich alles verloren? Nein, wir Überlebenden sind noch da. [...] Wir dürfen öffentlich miteinander reden. Sehen wir zu, was wir einander zu sagen haben. Wir sind innerlich und äußerlich verwandelt in zwölf Jahren. [...] [Wir bitten] Deutsche, zu sprechen, ihre Gedanken mitzuteilen, Bilder zu gestalten, öffentlich fühlbar werden zu lassen, dass und wie sie leben [...]. Da wir wieder frei miteinander reden können, ist die erste Aufgabe, wirklich miteinander zu reden. [...] So hoffen wir, auch in radikalen Auseinandersetzungen doch solidarisch miteinander zu werden. [...] Wir wollen in öffentlicher Diskussion uns der Bindungen bewusst werden, aus denen wir leben.«<sup>2</sup>

Auch wenn diese von Karl Jaspers, Dolf Sternberger, Werner Krauss und Alfred Weber gegründete Zeitschrift nicht, wie ursprünglich geplant, unter dem Titel »Die Stimme« erschien, zeigt das obige Zitat doch, wie sehr sich die Zeitschriftenlandschaft nach 1945 auf das Mündliche hin orientierte.<sup>3</sup> Und so wundert es nicht, dass sich auch die Zeitschrift »Der Skorpion« als Nachfolgerin des 1949 eingestellten

1 Vgl. Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und ›Zeitgeist‹ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995; ders., *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999, S. 83 ff.; Monika Boll, *Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik*, Münster 2004.

2 Karl Jaspers, Geleitwort, in: *Die Wandlung* 1, 1945/46, H. 1, S. 3–6, hier: S. 3–5.

3 Verweise bei: Dolf Sternberger, *Gut und Böse. Moralische Essays aus drei Zeiten*, Frankfurt am Main 1988, S. 203 und 206. Zum Titel »Die Stimme« bei William J. Dodd, *Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik*, Göttingen 2007, S. 220 f. Zur in der Nachkriegs-

»Der Ruf« mühelos in die sich dem literarischen Gespräch widmende »Gruppe 47« transformieren konnte, als ihr die Lizenz verweigert wurde. Walter Dirks und Eugen Kogon, Herausgeber der »Frankfurter Hefte«, stimmten ein in diesen allgemeinen Aufruf zur Diskursivität, der »alle sozialen Schichten, Arbeitsklassen und ›Richtungen« zur »Klärung« bewegen sollte.<sup>4</sup> Während öffentliche Gesprächsveranstaltungen wie die »Darmstädter Gespräche« oder die »Kölner Mittwochsgespräche« und Gesprächsrunden im Rundfunk erst um 1950 in Erscheinung traten, kündigte sich das ›Gespräch‹ als ausgezeichnetste Weise der mündlichen Rede schon in den ersten Nachkriegsjahren in der Zeitschriftenlandschaft an.

Nebst Ankündigungen wie diesen gab es auch Versuche, das ›Gespräch‹ selbst in den Text zu integrieren: Forumszeitschriften wie der »Merkur« legten in Be- und Nachbesprechungen, in Erwiderungen und Bejahungen anderer Beiträge ein referenzielles Prinzip an den Tag, das die Hermetik des Schriftlichen aufbrach.<sup>5</sup> Für den Buchmarkt übernahm der Rowohlt-Verlag als »Arena des Meinungsaustauschs«<sup>6</sup> eine analoge Funktion – insbesondere durch die von Ernesto Grassi seit 1955 herausgegebene Reihe »rowohlts deutsche enzyklopädie«.<sup>7</sup> Als in den 1950er-Jahren dann an der faktischen Umsetzung dieser Gesprächs- und Diskussionsideen gearbeitet wurde – etwa durch alliierte Diskussionsforen, Gesprächsrunden im Fernsehen und Radio – schien es, als hätte die »nivellierte Mittelstandsgesellschaft«<sup>8</sup> im Diskutieren ihr nivellierendes Kommunikationsideal gefunden. Bereits hier – so die These Nina Verheyens – kündigte sich die neue Bürgerlichkeit der Bundesrepublik an, in der dialogische Kommunikation nicht länger Distinktionsmerkmal eines quasi aristokra-

---

zeit prominenten humboldtschen Sprachauffassung: *Karl Jaspers*, *Von der Wahrheit*, München 1947.

- 4 Ohne genauen Quellennachweis zit. bei: *Friedrich Kießling*, »Gesprächsdemokraten«. Walter Dirks' und Eugen Kogons Demokratie- und Pluralismusbegründung in der frühen Bundesrepublik, in: *Alexander Gallus/Axel Schildt* (Hrsg.), *Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen in Deutschland um 1950 und um 1930*, Göttingen 2011, S. 385–412, hier: S. 392. Vermutlich in: *Frankfurter Hefte* 1, 1946, H. 1, S. 11. Leider befand sich dieses Exemplar der FH nicht in den während der Covid-19-Pandemie geöffneten Bibliotheken Zürichs.
- 5 Herausgeber Hans Paeschke bemerkte 1978 rückblickend genau dies: »Der Merkur hat selten Partei genommen. Er hat dafür versucht, Standpunkte entweder direkt zu konfrontieren oder kontrovers zu behandeln, um sie sozusagen im Einkreisungsverfahren etwas genauer auf den Begriff zu bringen. Je liberaler, umso spannungsreicher, das war die Devise. Daher die enge Verbindung des dialogischen Prinzips mit dem des Diskurses.« *Hans Paeschke*, *Kann keine Trauer sein*, in: *Merkur* 32, 1978, Nr. 367, S. 1169–1193. Vgl. auch *Ingrid Laurien*, *Politisch-kulturelle Zeitschriften in den Westzonen 1945–1949. Ein Beitrag zur politischen Kultur der Nachkriegszeit*, Frankfurt am Main/Bern etc. 1991, S. 76.
- 6 Zit. nach: *David Oels*, *Von den vier Lizenzen bis zur Ballonaffäre. Der Rowohlt Verlag im Kalten Krieg 1947–1969*, in: *Michael Rohrwasser/Günther Stocker* (Hrsg.), *Spannungsfelder. Zur deutschsprachigen Literatur im Kalten Krieg (1945–1968)*, Wuppertal 2014, S. 101–127, hier: S. 106 f.
- 7 Vgl. *Michael Hagner*, *Ernesto Grassi und die zwei Kulturen in rowohlts deutscher enzyklopädie*, in: *Jahrbuch für Buch- und Bibliotheksgeschichte* 2, 2017, S. 151–171; *Jörg Döring/Sonja Lewandowski/David Oels* (Hrsg.), *rowohlts deutsche enzyklopädie. Wissenschaft im Taschenbuch 1955–68*, Hannover 2017.
- 8 *Helmut Schelsky*, *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme*, Stuttgart 1955.

tischen Milieus war, sondern ein öffentliches Gut, das allen gleichermaßen zustand.<sup>9</sup> Eine Kulturgeschichte des ›besseren Arguments‹, das heißt die Sozialgeschichte der Theorie kommunikativen Handelns wird die Geschichte bundesrepublikanischer Kommunikationskultur nur als diese Erfolgsgeschichte schreiben können: als das Fortschreiten und Expandieren einer vermeintlich mit sich selbst identisch bleibenden demokratischen Praxis. Übersehen wird dabei, dass die Diskussion nicht nur alle an einen Tisch brachte, sondern gerade in ihrer typisch deutschen Spielart des ›Gesprächs‹ Differenzen erzeugte. Auch wenn sich also formal der Aufruf zur Diskursivität an alle Schichten richtete, das ›Gespräch‹ blieb historisch einer bürgerlich-humanistischen Elite vorbehalten, die sich weitgehend erst in dieser kommunikativen Praxis konstituierte. Diese Praxis, so die These des vorliegenden Aufsatzes, wurde Intellektuellen in der Nachkriegszeit zum Selbstzweck. Sie sicherte ihre *kommunikative Herrschaft*, insofern die Rhetorik des ›Gesprächs‹ zur Bedingung der Teilnahme am intellektuellen Diskurs der Nachkriegszeit überhaupt avancierte.

Damit soll intellektuelles Kommunikationsverhalten in seiner sozialen Distinktionsfunktion untersucht werden. Als Spur intellektueller Praxis nach 1945 gehört die Rhetorik des ›Gesprächs‹ ebenso zu einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik wie Ideen, Meinungen und Wissen – womöglich noch vor ihnen, insofern Intellektuelle zwar *nicht nicht kommunizieren*, aber sehr wohl *nichts mitteilen* können. Das erste Kapitel wird daher die Frage, woran sich eine Geschichte der Intellektuellen zu orientieren habe, diskutieren. Anschließend wird die gesellschaftliche Bedeutung der Rhetorik am Beispiel des nach 1945 populären Diskurses vom »Ende der Geschichte« beleuchtet. Es folgt im dritten Abschnitt die Analyse der Rhetorik des ›Gesprächs‹ und seine Abgrenzung vom Genre ›discussion‹. Zuletzt werden die herausgearbeiteten Merkmale der Kommunikation zusammengefasst und es wird nach der Verallgemeinerungsfähigkeit des beobachteten Kommunikationsverhaltens gefragt. Geht der Typus des deutschen Nachkriegsintellektuellen auf in dem, was hier als Gesprächselite bezeichnet wird?

## I. Geschichte der Intellektuellen oder Geschichte der Intellektualität?

In der deutschsprachigen Intellectual History ist die Annahme weit verbreitet, dass es ihre Wissens-, Deutungs- und Sinnangebote sind, die Intellektuelle in die Position einer gesellschaftlichen Elite bringen. Wenn Intellektuelle sprechen, so hört man ihnen zu, in der Hoffnung, aus dem Gesagten individuellen oder gesellschaftlichen Sinn ziehen zu können. Der oder die Intellektuelle tritt mit ›Informationen‹ an die Öffentlichkeit, die Menschen in ihrem Bedürfnis nach Wissen, Deutungen und Sinn begehren. Diese Minimaldefinition des Intellektuellen, die oft im Widerspruch zu der relativierenden Betonung seiner undefinierbarkeit steht, wird von Historiker\*innen zumeist mit Verweis auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu

---

<sup>9</sup> Nina Verheyen, Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des »besseren Arguments« in Westdeutschland, Göttingen 2010.

vorgebracht.<sup>10</sup> Verwunderlich ist dieser Bezug nicht, erscheinen in der gegenwärtigen Intellectual History der frühen Bundesrepublik doch nicht nur eine Reihe von bourdieuschen Vokabeln (»Doxa«, »Habitus«, »intellektuelles Feld«), sondern wird diese Forschung getragen von der These Bourdieus, dass die Macht der Intellektuellen ihr »kulturelles« oder »informationelles« Kapital bildet: »Sie [die Intellektuellen] sind als Beherrschte Teil der Herrschenden. Sie verfügen über Macht, aber diese ist beherrschte Macht, stellt, als Besitz von kulturellem – oder präziser: von informationellem – Kapital eine untergeordnete Kapitalform dar.«<sup>11</sup>

Ob als Abendland-Ideologie von rechts oder als Kritik an den kapitalistischen und restaurativen Verhältnissen von links – Historiker\*innen interessieren sich für die Informationen, durch die Intellektuelle wirken, nicht nur um Diskursgeschichte zu schreiben, sondern auch weil erst dieses informationelle Kapital Intellektuellen im sozialen Feld Macht verleiht. Auf die frühe Bundesrepublik scheint diese bourdieusche Schablone, intellektuelles Engagement als die Durchsetzung von Ideen im politischen Feld zu betrachten, aber nicht ohne Weiteres anwendbar. Dass circa 1950/1960 eine »geistige« Elite – wie es im Duktus der 1950er-Jahre hieß – existierte, ist kaum zu bestreiten. Nicht nur beweisen die regelmäßigen Auftritte von Intellektuellen in Hörfunk, Zeitschriften und Fernsehen diese gesellschaftliche Anerkennung, sondern ihr verhältnismäßig hohes Honorar verdeutlicht ebenfalls den gesellschaftlichen Stellenwert, den man ihnen gab. »Geistesarbeiter«<sup>12</sup>, so bezeichneten sich Publizisten, Redakteure und Verleger, führten in der frühen Bundesrepublik – trotz aller Klagen eines »Proletariats der Intellektuellen«<sup>13</sup> – mehrheitlich kein schlechtes Leben. Nicht nur der Rundfunk zahlte gut, sondern auch die öffentlichen Gesprächsforen und kulturellen Zeitschriften boten weit mehr als einen »Nebenerwerb«.<sup>14</sup> Hinzu kam, dass für viele Intellektuelle die Möglichkeit bestand, ein und denselben Text mehrfach und in unterschiedlichen Medien zu veröffentlichen – Theodor W. Adorno, der sein Autorengelalt im Rundfunk in seiner Funktion als Sprecher nochmals steigern konnte, führt diese Ökonomie intellektueller Arbeit paradigmatisch vor:

10 So etwa bei Axel Schildt, *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*, Göttingen 2020, S. 12 ff.; Ulrich Prehn, *Deutungseliten – Wissenseiten. Zur historischen Analyse intellektueller Prozesse*, in: Karl Christian Führer/Karen Hagemann/Birthe Kundrus (Hrsg.), *Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert*. Für Klaus Saul zum 65. Geburtstag, Münster 2004, S. 42–69.

11 Pierre Bourdieu, *Mit den Waffen der Kritik*. Interview mit H. D. Zimmermann, in: *ders.*, *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen*, Berlin 1989, S. 24–36, hier: S. 31.

12 Walter Weimann-Weyhe/Rüdiger Proske, *Die Lage der Intellektuellen in Deutschland*, in: Frankfurter Hefte 3, 1948, S. 526–541.

13 Ebd.

14 Einen Eindruck von der Höhe der Bezahlung bei öffentlichen Gesprächsveranstaltungen vermitteln Briefwechsel im Hintergrund der »Darmstädter Gespräche«: Hans Gerhard Evers streift 1952 in einem Brief an Ernst Jünger die »finanzielle Frage« und offerierte ein Honorar von mindestens 200 DM und ein Tagesgeld von 30 DM für Reise- und Lebenskosten. Vgl. Hans Gerhard Evers an Friedrich Georg Jünger, 24.6.1952, S. 2, UA Darmstadt, 303, 49. 1968 hatte sich das Honorar für ein einfaches Referat bei den »Darmstädter Gesprächen« auf 1.000 DM vervinfacht. Die Gesprächsleitung erhielt sogar 4.000 DM. Vgl. Stadtarchiv Darmstadt, Best. ST 400, 4/274.



»Die offizielle Einladung des Herrn Oberbürgermeisters erhielt ich heute. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß wir als Honorar 500,- DM und die Aufenthaltsspesen vereinbart hatten, während er in dem Brief lediglich 400,- DM + 20,- DM Tagesgelder, Fahrtkosten und Übernachtung ansetzt. Ich wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie die materielle Seite der Angelegenheit mit der Stadt ordnen wollten. Ich darf dem vielleicht folgendes hinzufügen: da mein Vortrag in dem Buch erscheinen wird, so ist eine anderweitige Veröffentlichung ausgeschlossen (wie ich bei meinem Vortrag über Individuum und Organisation habe erfahren müssen). Dadurch entsteht mir ein recht erheblicher Verlust; für eine Arbeit wie diesen Vortrag würde ich von einer Zeitschrift wie der Neuen Rundschau oder dem MONAT 500,- DM erhalten. Erschwerend kommt dazu, daß ja das Darmstädter Gespräch vom Radio übertragen wird, so daß auch die Möglichkeit, ihn einzusprechen, mir entgeht. Gerade heute, ehe ich den Brief des Herrn Oberbürgermeisters erhielt, wollte ich Ihnen diese Dinge vortragen und Sie bitten, entweder mein Honorar auf 800,- DM zu erhöhen oder aber, falls das nicht möglich sein sollte, die Möglichkeit einer Sonderhonorierung durchs Radio zu schaffen. [...] Mein Vortrag ist übrigens bereits fertig.«<sup>15</sup>

Und trotz dieser regen intellektuellen Arbeit, den vollen Terminkalendern und vielen Reisen, die Eugen Kogon gleich zu Beginn des berühmten Rundfunkgesprächs über die »verwaltete Welt«<sup>16</sup> mit Adorno und Max Horkheimer als Charakteristik der eigenen Zeit bestimmte, hat sich aufgrund einer Reihe von Aussagen das Bild vom Stillstand des Geistes nach 1945 in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben: Hannah Arendt etwa konstatierte bei ihrem Besuch in Westdeutschland 1950 eine »Flucht vor der Wirklichkeit«<sup>17</sup>, die Frankfurter Hefte polemisierten gegen den »restaurative[n] Charakter der Epoche«<sup>18</sup> und Hans Magnus Enzensberger berichtete noch 1958 von der »kleinbürgerliche[n] Hölle«<sup>19</sup>. Dieses einseitige Bild einer »bleiernen Zeit« lässt sich mit den historischen Tatsachen nur zum Teil in Einklang bringen. Tatsächlich lassen sich mit Blick auf die 1950er-Jahre Modernisierungs- und Demokratisierungsprozesse beobachten, die die intellektuelle Nachkriegsgesellschaft als »dynamische« und von »Diskussionslust« bestimmte Zeit ausweisen. Das haben einerseits die medienhistorischen Arbeiten von Axel Schildt und Monika Boll sowie die ideengeschichtlichen Forschungen von Alexander Gallus, Jens Hacke und Friedrich Kießling zeigen können.<sup>20</sup> Trotz dieser intensiven Beschäftigung tut sich aber vor allem die Ideengeschichte schwer damit, zu benennen, was die »Ide-

15 Theodor W. Adorno an Egon Vietta, 31. März 1955, Archiv der Akademie der Künste, Theodor W. Adorno Archiv, Ei 085/12. Zur Ökonomie der Vorträge bei Adorno vgl. *Michael Schwarz*, »Er redet leicht, schreibt schwer«, Theodor W. Adorno am Mikrophon, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 8, 2011, S. 286–294.

16 *Theodor W. Adorno/Max Horkheimer/Eugen Kogon*, Die verwaltete Welt oder: Die Krise des Individuums. Aufzeichnung eines Gesprächs im Hessischen Rundfunk am 4. September 1950, in: *Max Horkheimer*, Gesammelte Schriften, Bd. 13: Nachgelassene Schriften 1949–1972, Frankfurt am Main 1989, S. 121–142. Ein gutes Bild von den Klagen über die Hektik des Alltags der Frankfurter Schule vermittelt der Beitrag von *Nils Güttler/Max Stadler*, Non Stop Horkheimer, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 13, 2019, H. 1, S. 85–96.

17 *Hannah Arendt*, *Besuch in Deutschland*, Berlin 1993, S. 44.

18 *Walter Dirks*, Der restaurative Charakter der Epoche, in: *Frankfurter Hefte* 5, 1950, S. 942–954.

19 *Hans Magnus Enzensberger*, Das Plebiszit des Verbrauchers [1960], in: *ders.*, *Einzelheiten I*, Frankfurt am Main 1962, S. 147–168, hier: S. 168.

20 *Schildt*, *Moderne Zeiten*; *ders.*, *Zwischen Abendland und Amerika*; *Boll*, *Nachtprogramm*; *Alexander Gallus/Sebastian Liebold/Frank Schale* (Hrsg.), *Vermessungen einer Intellectual History*

en« der Nachkriegszeit eigentlich seien, vorausgesetzt man möchte nicht die Wiederholung der 1920er-Jahre postulieren<sup>21</sup> oder sich auf Kunst und Kleinverlage beschränken, wo sich so etwas wie die Latenz der Revolte<sup>22</sup> anbahnte. Ein reges Kommunikationsverhalten steht so der These einer bleiernen und schweigsamen Ära gegenüber; hohe Honorare einem nur schwer identifizierbaren »Wissen im Nachkrieg«.<sup>23</sup> Doch muss es ein Widerspruch sein, sich als ›Intellektueller‹ in einer ›geistfeindlichen‹ Zeit behauptet zu haben? Müssen *Kommunikation* und *Schweigen*, intellektuelles Handeln und »geistige Ebbe«<sup>24</sup> einander ausschließen?<sup>25</sup>

Nachkriegsintellektuelle wie Walter Dirks, Rüdiger Proske oder Gerhard Szczesny lassen sich aus verschiedenen Gründen nicht jener scheinbar überzeitlichen Wissenselite zuordnen, weil man sich bei ihnen ungemein die Frage stellt: Was war es eigentlich, was diese Elite vermitteln wollte? Was war ihr »informationelles Kapital«? Waren es ihre Visionen eines geeinten Europas und eines ideologiefreien Humanismus oder ihr Sinn für Literatur und Kunst? Es ist angesichts solch vager Bezüge und Formeln nicht ersichtlich, was sie mehr wussten als ihre Zuhörer\*innen und Leser\*innen – und dies ist nicht die Einschätzung des Autors, sondern eine oft vorgetragene Selbstbeschreibung jener »Geistesarbeiter« der Ära Adenauer.

Als Beispiel mögen hier die »Darmstädter Gespräche« dienen – elf öffentliche Podiumsdiskussionen, die zwischen 1950 und 1975 im hessischen Darmstadt stattfanden und mehrheitlich von einer künstlerischen Ausstellung begleitet wurden. Unter der Leitung des Kunsthistorikers Hans Gerhard Evers und durch Förderung des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters Ludwig Engel wurde die deutschsprachige intellektuelle Elite der Nachkriegszeit – Theodor W. Adorno, Robert Jungk, Eugen Kogon, Alexander Mitscherlich oder Alfred Weber – nach Darmstadt geladen, um sich über Themen wie »Mensch und Raum«, »Mensch und Technik« oder »Der Mensch und seine Meinung« zu verständigen. Diesen humanistischen ›Gesprächen‹ lauschten gebannt das Bürgertum, Schulklassen und Studierende; und wer in

---

der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2020; *Jens Hacke*, Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006; *Friedrich Kießling*, Die un-deutschen Deutschen. Eine ideengeschichtliche Archäologie der alten Bundesrepublik 1945–1972, Paderborn/München etc. 2012.

21 Der Rückbezug auf die Weimarer Ideenwelt steht im Vordergrund des folgenden Sammelbands: *Gallus/Schildt*, Rückblickend in die Zukunft.

22 Vgl. *Anselm Haverkamp*, Latenzzeit. Wissen im Nachkrieg, Berlin 2004. Eine Lesart des Zeitschriften- und Buchmarktes der 1950er- und frühen 1960er-Jahre mit Blick auf ›1968‹ bei: *Philipp Felsch*, Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München 2015; *Moritz Neuffer*, Arbeit am Material. Die Theorie-Dokumentationen der Zeitschrift *alternative*, Berlin 2017.

23 *Haverkamp*, Latenzzeit. Vgl. *ders.*, Die Leere der fünfziger Jahre. Ein Interview mit Anselm Haverkamp. Von Juliane Rebentisch und Susanne Leeb, in: *Texte zur Kunst* 50, 2003, S. 45–53.

24 *Claus-Dieter Krohn*, Intellektuelle und Mandarine in Deutschland 1930 und 1950, in: *Gallus/Schildt*, Rückblickend in die Zukunft, S. 51–69, hier: S. 68.

25 Bereits Dirk van Laak wies darauf hin, dass man das Schweigen, von dem in der Bundesrepublik die Rede war, nicht wörtlich nehmen dürfe: Schweigen meinte zunächst ein Vermeiden und Umgehen. Vgl. *Dirk van Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993, S. 130.

Darmstadt keinen Platz fand, konnte Auszüge derselben im Hessischen Rundfunk nachhören.<sup>26</sup>

Der Gewinn, den diese oft mehrtägigen Gespräche der Öffentlichkeit bescherten, war dabei nicht unmittelbar ersichtlich. So glaubten die Sprechenden, alles richtig gemacht zu haben, wenn »die Zuschauer nach Hause gehen und sagen: Die sind auch nicht klüger als wir«<sup>27</sup>; und auch Psychoanalytiker wie Alexander Mitscherlich zählten sich zu den »[B]esseren«, weil sie »an den entscheidenden Punkten sage[n]: ich weiß es nicht«.<sup>28</sup> Überraschend enig waren sich Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler\*innen in der Nachkriegszeit darin, dass es »nicht auf Antworten, sondern auf Fragen«<sup>29</sup> ankomme. Die »Darmstädter Gespräche« erhoben das Nicht-Wissen dann konsequenterweise auch zu ihrem Grundsatz: »Die Darmstädter Gespräche streben nicht nach Entscheidungen oder Lösungen.«<sup>30</sup> Folgt man der eingangs aufgestellten Definition, dass Intellektuelle einer gesellschaftlichen Elite zuzurechnen sind, weil sie Wissen, Deutungen und Sinn produzieren und diese Güter einer Allgemeinheit vermitteln, steht man zumindest mit Blick auf die Zeit zwischen 1945 und 1968 vor einem Problem: Faktisch existierte in Westdeutschland eine intellektuelle Elite, doch erhob diese das Nicht-Wissen zur Tugend. Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, dass sich dieselbe durch klassische Wissens- und Sinnproduktion gesellschaftlich legitimierte.

Nun lassen sich mit dem intellektuellen Milieu auch andere Rollen in Verbindung bringen: Berater, Experte, Kritiker, Stichwortgeberin. Doch für die Ära Adenauer scheint kaum eine dieser Rollen zu passen: So zeigt sich frühestens in der Regierungszeit Ludwig Erhards ein politisches Interesse an der Figur des Intellektuellen als »Berater«. Auch die Sozialfigur des »Experten« – die in der Nachkriegszeit gewachsene wirtschaftswissenschaftliche Expertenkultur ausgenommen – betritt die Bühne der Geschichte erst im Zuge fortschreitender »Verwissenschaftlichung des Sozialen« und einer Umbesetzung des Planungsbegriffs in den 1960er-/1970er-

26 Zu den »Darmstädter Gesprächen« – kunsthistorisch: *Gerda Breuer* (Hrsg.), *Die Zählung der Avantgarde. Zur Rezeption der Moderne in den 50er Jahren*, Basel/Frankfurt am Main 1997; *Philipp Gutbrod*, *Baumeister versus Sedlmayr. Die Kontroverse um Kunst und Religion im ersten Darmstädter Gespräch (1950)*, in: *Kirsten Fitzke/Zita Ágota Pataki* (Hrsg.), *Kritische Wege zur Moderne. Festschrift für Dietrich Schubert*, Stuttgart 2006, S. 43–67; *Beat Wyss*, *Die Wiederverkehr des Neuen*, Hamburg 2007, S. 34–58; *Regine Prange*, *Verlust, Rekonstruktion und Kritik der »Mitte«*. Das »Darmstädter Gespräch« 1950, in: *Birgit Sander* (Hrsg.), *Ersehnte Freiheit. Abstraktion in den 1950er Jahren*, Petersberg 2017, S. 23–29; medienhistorisch: *Christina von Hohenberg*, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973*, Göttingen 2006, S. 31–37; wissenschaftshistorisch: *Achim Eberspächer*, *Das Projekt Futurologie. Über Zukunft und Fortschritt in der Bundesrepublik 1952–1982*, Paderborn 2019, S. 150–164; design- und architekturhistorisch: *Gerda Breuer* (Hrsg.), *Das gute Leben. Der Deutsche Werkbund nach 1945*, Tübingen 2007.

27 Redebeitrag von *Emil Rasch*, in: *Hans Schwippert* (Hrsg.), *Mensch und Technik: Erzeugnis, Form, Gebrauch*, Darmstadt 1952, S. 57.

28 Redebeitrag von *Alexander Mitscherlich*, in: *Fritz Neumark* (Hrsg.), *Individuum und Organisation*, Darmstadt 1954, S. 56.

29 Redebeitrag von *Walter Jens*, in: *Karl Schlechta* (Hrsg.), *Angst und Hoffnung in unserer Zeit*, Darmstadt 1965, S. 136.

30 »Die fünf Grundsätze der Darmstädter Gespräche«, in: *Otto Bartning* (Hrsg.), *Mensch und Raum*, Darmstadt 1952, S. 5.

Jahren.<sup>31</sup> Was die Rolle des »Kritikers« anbelangt, so waren jenseits vom Linkskatholizismus der »Frankfurter Hefte« und der Ideologiekritik der Frankfurter Schule in der Bundesrepublik kaum Stimmen zu vernehmen, welche die Tagespolitik einem ernsthaft kritischen Blick unterzogen – literarisch-künstlerische Foren wie die »Gruppe 47« schlossen derartige Debatten sogar explizit aus –; Konfrontation wurde mehrheitlich vermieden, man nahm »Abschied von der Utopie«<sup>32</sup> und die Debatten in Feuilleton, Kulturzeitschriften und Nachtprogrammen beschränkten sich auf ästhetische Themen. Allenfalls als Stichwortgeber könnte man Personen wie Jaspers, Mitscherlich oder Arnold Gehlen begreifen, wobei die Stichworte rasch genannt wären: »Mensch«, »Masse«, »Technik« – und eben auch »Elite«.<sup>33</sup> Zwischen 1945 und 1968 waren Intellektuelle weder Expertinnen oder Experten für irgendetwas noch waren sie in großer Zahl »streitbare« Kritikerinnen oder Kritiker. Sie scheinen irgendwie jenseits der Macht – weder von ihr betroffen noch an ihr beteiligt.<sup>34</sup>

So vermeiden Historiker\*innen die »filigrane[n] scholastische[n] Diskussion[en] um sozialwissenschaftliche Theorien«<sup>35</sup>, wo diese notwendig wären, um sich die Annahmen bewusst zu machen, die aus den Theorieimporten folgen. Es sei an dieser Stelle an eine Kritik Jacques Rancières erinnert, der gegen Bourdieu den entscheidenden Einwand liefert, dass auch er nur sehe, was er zu sehen erwarte, um seine Habitus-Theorie zu untermauern.<sup>36</sup> Für das Außergewöhnliche und den Sonderfall habe dieser – von dieser Kritik ausgenommen ist sicherlich der späte Bourdieu, der seit »Les règles de l'art« auch dem Spiel und dem körperlichen Widerstand Aufmerksamkeit schenkt – weder Verwendung noch ein Interesse, und auch die Intellectual History geht in diese Falle, wenn sie definiert, wer Intellektueller ist und wo die Ideengeschichte stattfindet. Sie erwartet eine spezifische Form von In-

31 *Gabriele Metzler*, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn/München etc. 2005, insb. S. 225–306; vgl. auch *Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Tepp* (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn/München etc. 2003; *Alexander Nützenadel*, Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974, Göttingen 2005.

32 *Paul Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000, S. 208.

33 Zu den Stichworten: *Björn Bühler*, Kulturkritik und Nachkriegszeit. Zur Funktionalisierung bildungsbürgerlicher Semantik in den politisch-kulturellen Zeitschriften 1945–1949, Heidelberg 2014; *Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft, S. 208 ff.

34 Es geht hier nicht darum, die Dichotomie von Geist und Macht zu reproduzieren. Bereits Claus Leggewie konnte für die Bundesrepublik überzeugend darlegen, dass sie nicht aufrecht zu halten ist, und sich auch »Denkfabriken« in den Dienst der Mächtigen stellen. Vgl. *Claus Leggewie*, Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende, Berlin 1987. Der Typus des Nachkriegsintellektuellen bestätigt diesen Verdacht aus anderer Perspektive: Intellektuelle müssen sich im Zuge ihrer Selbstbehauptung nicht notwendig entscheiden, ob sie die Rolle des Konformisten oder Nonkonformisten übernehmen wollen, weil das »Gespräch« in einer Art Aufschub dieser Entscheidung einen »dritten Weg« eröffnet. Auch inhaltlich kreiste der Nachkriegsdiskurs um die Frage nach der Möglichkeit eines sogenannten dritten Wegs.

35 *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 31.

36 Vgl. *Jacques Rancière*, Das Unvernehmen, Frankfurt am Main 2002; *Ruth Sonderegger*, Wie emanzipatorisch ist Habitus-Forschung? Zu Rancières Kritik an Bourdieus Theorie des Habitus, *LiTheS* 3, 2010, Nr. 3, S. 18–39.

tellektualität, wo ihr ›Intellektuelle‹ begegnen, und sie interessiert sich primär für die jeweilige »Doxa« und »Botschaft« ihrer Akteure<sup>37</sup>, auf die alle Praxeologie schon vor jeder Deskription hin ausgerichtet ist. »Vor allem geht es mir um Antworten«<sup>38</sup>, schreibt der Historiker Alexander Gallus – eine Forschungsperspektive, die sich in einem unzweifelhaften Widerspruch zu ihrem Untersuchungsgegenstand befindet, pochten doch zahlreiche Intellektuelle der Nachkriegszeit auf Fragen, nicht auf Antworten. Es macht sich der Verdacht breit, dass hier die Wahl der Methode nach der eigenen Präferenz und nicht nach den Quellen ausgerichtet wurde. Und selbst metaphorologisch gibt sich diese theoretische Perspektive noch zu erkennen, wenn bei so prominenten Zeithistorikern wie Axel Schildt der Intellektuelle in Anlehnung an eine Metapher Zygmunt Baumanns zum »Gärtner« wird, der in das Spiel von Pflanzen, Parasiten und Wetterereignissen eingreift.<sup>39</sup> Gewiss, die Pflanze ist seine Botschaft, doch bedeutet dies, dass er kein Gärtner mehr wäre, wenn einmal nichts wächst?

Dass Intellektuelle über informationelles Kapital verfügen und es primär dieses ist, das sie zu Intellektuellen macht; dass Intellektuelle als »Deutungseliten«<sup>40</sup> Wissen oder Meinungen einer Öffentlichkeit zur Orientierung vermitteln; dies sind Erwartungshaltungen von Historiker\*innen und nicht objektive Gegebenheiten. Die Intellectual History ist mehr und zugleich weniger als der materielle Arm der Ideengeschichte, weil nicht vorauszusetzen ist, dass Intellektuelle Ideengeschichte schreiben.<sup>41</sup> Intellektuelle sind zunächst einmal *Medien- und Kommunikationsphänomene*, was zugleich bedeutet, dass es nicht damit getan ist, auch mediale Bedingungen in den Blick zu nehmen.<sup>42</sup> Eine solche Analyse des »auch« bleibt mit der Annahme verknüpft, dass die eigentliche Arbeit das »Denken« sei.

37 Vgl. Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 22 f. Ein zu einseitiger Blick auf »Intellektuelle als Produzenten und Protagonisten politischer Ideen« auch bei Harald Blohm/Walter Reese-Schäfer (Hrsg.), Die Intellektuellen und der Weltlauf. Schöpfer und Missionare politischer Ideen in den USA, Asien und Europa nach 1945, Baden-Baden 2006.

38 Alexander Gallus, Betrachtungen über die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik, in: Benedikt Brunner/Thomas Großbölting/Klaus Große Kracht u. a. (Hrsg.), »Sagen, was ist«. Walter Dirks in den intellektuellen und politischen Konstellationen Deutschlands und Europas, Bonn 2019, S. 23–50, hier: S. 25.

39 Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 46.

40 Prehn, Deutungseliten – Wissenseliten, S. 42–69.

41 Vgl. Alexander Gallus, Wie schreibt man eigentlich eine Intellectual History der Bundesrepublik? Mögliche Konstellationen und Koordinaten einer Vermessung, in: ders./Liebold/Schale, Vermessungen einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik, S. 19–35, hier: S. 30. Interessanterweise stellt die umgekehrte Beobachtung für Gallus kein Problem dar, dann könne man Ideengeschichte scheinbar problemlos mit oder ohne Intellektuelle schreiben. Von den Intellektuellen hingegen auszugehen und zu fragen, in welchen sozialen Systemen sie auftreten, wird versäumt, weil man sie apriori als Vermittler eines »materiellen Arms« der Ideengeschichte betrachtet. Vgl. Alexander Gallus, »Intellectual history« mit Intellektuellen und ohne sie. Facetten neuerer geistesgeschichtlicher Forschung, in: HZ Bd. 288, 2009, S. 139–150.

42 Der vielversprechende Aufsatz von Andreas Ziemann, der ankündigt, »Intellektuelle als mediales Phänomen« zu begreifen, schreckt leider davor zurück, in Medialität mehr als eine notwendige Begleiterscheinung des Denkens zu sehen. Vgl. Andreas Ziemann, Vom Schreiben, Sprechen und Zeigen – intellektuelle Medienpraxis, in: Thomas Kroll/Tilman Reitz (Hrsg.), Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre, Göttingen 2013, S. 151–166.

So richtig die Forderung nach einer »Klassenanalyse der Intellektuellen« ist, man wird ihr nicht gerecht, wenn man sich auf Intellektuelle als »Geistesarbeiter« beschränkt.<sup>43</sup> Der Blick auf die frühe Bundesrepublik kann diese Kritik anschaulich machen, weil sich hier überdeutlich zeigt, dass die Ideengeschichte nicht immer dort stattfindet, wo sich Intellektuelle behaupten. In diesem spezifischen ›Feld‹ zwischen 1945 und 1968, für das Anselm Haverkamp nicht zu Unrecht eine »Latenzzeit« diagnostiziert, lassen sich Ideen zunächst in ihrer Abwesenheit oder Latenz beobachten, sodass grundsätzlich über die Beziehung zwischen einer Geschichte der Intellektuellen und einer Geschichte der Intellektualität nachgedacht werden muss.<sup>44</sup> Doch die ›Leere‹, welche die 1950er-Jahre jenseits ihrer mythologischen Selbstthematisierungen (»Stunde Null«, »vaterlose Gesellschaft«, »Wirtschaftswunder«) in Gänze zu charakterisieren scheint, wird mit Blick auf die Sprach- und Sprechsituation erklärbar. So folgt auf das Eingeständnis der Darmstädter Redner\*innen, dass es nicht »über alles andere hinaus wichtig« sei, »was wir zu sagen hätten«, die Selbstgewissheit, dass es doch auch nicht ohne Wirkung bleiben wird, dass wir das Wort ergreifen.<sup>45</sup>

## II. Die Rolle der Rhetorik nach 1945

Es fügt sich ein in das Bild, das die Ideengeschichte von der deutschen Nachkriegszeit zeichnet, dass sich das intellektuelle Handeln in der Latenz hält – oder anders formuliert: intellektuelles Handeln nichts anderes als Latenthaltung sein konnte. Wer nach der »deutschen Katastrophe« noch nicht den Stimmen der Zwischenkriegszeit glaubte, die das »Ende der Geschichte« verkündet hatten, für den plausibilisierte sich dasselbe in der bürgerlichen Angst vor der »Masse«, der man attestierte, jedes geschichtliche Subjekt vernichtet zu haben. Der Kalte Krieg erschien nur noch als das letzte Aufbäumen einer längst zu ihrem Ende gekommenen Dialektik, die im »Ende der Ideologien«<sup>46</sup> und im Sieg des Liberalismus münde, wie Alexandre Kojève bereits in den 1930er-Jahren resigniert und Daniel Bell 1960 euphorisch feststellten. Auf die Frage, was es in diesem ›Endspiel‹ noch zu tun gebe, gab Ersterer schließlich 1967 – verspätet und in Gegenwart von Berliner Studierenden, die längst wieder beabsichtigten, Geschichte zu machen – den altväterlichen Rat,

43 »Ich empfehle, sich an einer weiten und neutralen Definition zu orientieren. Intellektuelle sind Leute, die hauptberuflich oder gelegentlich geistige, d. h. immaterielle Arbeit ausführen und die sich für die Resultate ihrer Arbeit, d. h. für Schriften und Werke ein Publikum suchen.« Wolfgang Eßbach, *Intellektuellensoziologie zwischen Ideengeschichte, Klassenanalyse und Selbstbefragung*, in: *Kroll/Reitz, Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland*, S. 21–40, hier: S. 21.

44 Vgl. *Haverkamp, Latenzzeit*.

45 Redebeitrag von *Hans Schwippert*, in: *Schwippert, Mensch und Technik*, S. 83.

46 *Daniel Bell, The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties*, New York 1960; *Alexandre Kojève, Introduction à la lecture de Hegel. Leçons sur la Phénoménologie de l'Esprit professées de 1933 à 1939 à l'École des Hautes Études*, Paris 1947.

Altgriechisch zu lernen.<sup>47</sup> So wenig Kojèves eigentümlicher Vorschlag auch in das Jahr 1967 zu passen scheint, er gibt zumindest eine Vorstellung davon, woran sich intellektuelles Handeln *davor* orientierte: Sprachen lernen und vielleicht das Sprechen überhaupt, damit, auch wenn nichts mehr zu sagen bleibt, es nicht still wird.<sup>48</sup>

Die Diagnose vom »Ende der Geschichte« ist nie ganz falsch gewesen, denn auch die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik deuteten zunehmend auf die Bewusstwerdung eines historischen Stillstands hin.<sup>49</sup> Die absolute Mehrheit der Unionsparteien 1957 und das Godesberger Programm der SPD 1959 – ein Bekenntnis zu Marktwirtschaft und westlichen Werten sowie der Bruch mit der marxistischen Tradition – legen die Vermutung nahe, dass man sich in den 1950er-Jahren nicht länger als Teil jener großen Erzählung begriff, die die Geschichtsphilosophie seit Hegel zu begreifen versucht. Zusätzlich erschwert wurde die »intellektuelle Gründung«<sup>50</sup> der Bundesrepublik durch den Ost-West-Konflikt, der jeden utopischen und theoretischen Geist unter Ideologieverdacht stellte. Die unter bundesrepublikanischen Intellektuellen weitverbreitete Vorstellung, dass man sich vom ideologisierten Osten als ideologiefrei abgrenzen müsse, ließ die geistes- und sozialwissenschaftliche Wissens- und Ideenproduktion stagnieren. Kritik an der »Sucht nach Weltanschauung«<sup>51</sup> war zunächst nicht von einer Kritik an einer Wirklichkeit theoretisch erfassenden Denken zu unterscheiden.

»Keine Experimente!«, der Wahlslogan der CDU von 1957, ließe sich also auch auf das Denken der Nachkriegsepoche anwenden. Sich der ›Barbarei‹ verdächtig gemacht, scheute es sich trotz der Konjunktur des Wortes »wieder« davor, *wieder* anzufangen. So stellt auch Adorno in der »Negativen Dialektik« süffisant fest: »Dass es geschehen konnte inmitten aller Traditionen der Philosophie, der Kunst und der aufklärenden Wissenschaften, sagt mehr als nur, dass diese, der Geist, es nicht vermochte, die Menschen zu ergreifen und zu verändern [...]. Alle Kultur nach Aussch-

47 Die Anekdote findet sich bei *Jacob Taubes*, *Ad Carl Schmitt*. Gegenstrebige Fügung, Berlin 1987, S. 24.

48 In den 1950er-Jahren dominierte die Auseinandersetzung mit der Sprache: So veröffentlichte Dolf Sternberger gemeinsam mit Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind zwischen 1945 und 1948 mehrere sprachkritische Artikel in »Die Wandlung«; 1947 erschien Victor Klemperers Studie über die Sprache im NS (»Lingua Tertii Imperii«, kurz: LTI); 1957 legte der Claassen-Verlag die Artikel von Sternberger, Storz und Süskind in Buchform unter dem Titel »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen« neu auf; und 1958 machte der wertkonservative Karl Korn mit seinem Buch über »Sprache in der verwalteten Welt« auf sich aufmerksam. Gemeinsam war all diesen Schriften die vor dem Hintergrund von Nationalsozialismus und ›Kulturindustrie‹ stattfindende Kritik am inhumanen Missbrauch von Sprache sowie die Diagnose eines Verfalls der *parole* gegenüber der *langue*.

49 Vgl. *Karl-Siegbert Rehberg*, *Der doppelte Ausstieg aus der Geschichte. Thesen zu den »Eigengeschichten« der beiden deutschen Nachkriegsstaaten*, in: *Gert Melville/Hans Vorgänger* (Hrsg.), *Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen*, Köln/Weimar etc. 2002, S. 319–347.

50 *Clemens Albrecht/Günter C. Behrmann/Michael Bock* u. a., *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, Frankfurt am Main/New York 1999.

51 *Raymond Aron*, *L'opium des intellectuels*, Paris 1955 (dt. Übersetzung: *Opium für Intellektuelle oder Die Sucht nach Weltanschauung*, Köln/Berlin 1957).

witz, samt der dringlichen Kritik daran, ist Müll.«<sup>52</sup> Es war also naheliegend, dass sich die intellektuelle Praxis der Bundesrepublik angesichts des »Zivilisationsbruchs«<sup>53</sup> von jener Praxis der Weimarer Republik abzugrenzen hatte. Doch welches Handeln und Wissen blieb, nachdem alles Handeln und Wissen in Verruf geraten war?

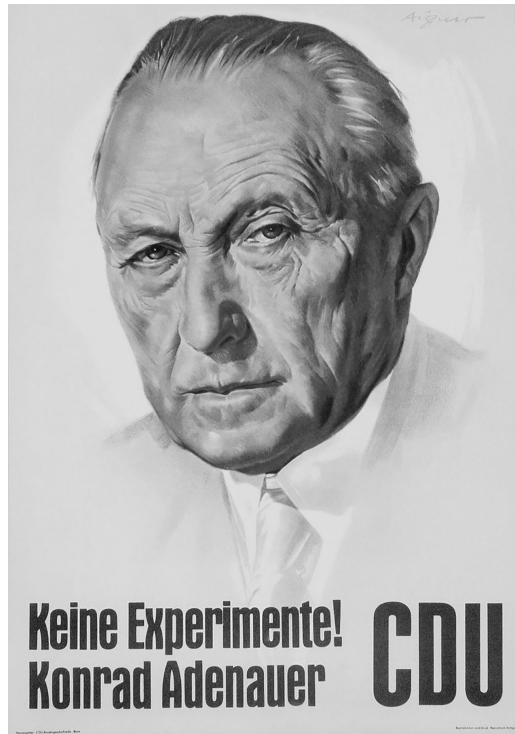


Abbildung 1: »Keine Experimente! CDU.« Wahlplakat zur 3. Bundestagswahl 15.9.1957.

Hrsg.: CDU-BGSt, Bonn. Entwurf: Paul Aigner; Objekt Signatur: 10-001-642.

Hans Blumenberg gab 1971 mit der Rhetorik eine verspätete Antwort auf diese Frage. In dem Aufsatz »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« verkündete er nicht nur etwas Philosophisch-Allgemeines über den Zusammenhang von Anthropologie und Rhetorik, sondern beschrieb – ob wissentlich oder nicht – die spezifische Problematik von Intellektuellen im Nachkriegsdeutschland: wie zu überleben sei im Angesicht eines Mangels an Evidenzen und eines Zwangs zur Handlung.

52 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*, Frankfurt am Main 2003 (zuerst 1966), S. 359.

53 Dan Diner (Hrsg.), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt am Main 1988.



Die moderne Rhetorik ist für Blumenberg nicht so sehr ein »System, um Mandate zum Handeln zu erwerben«<sup>54</sup>, sondern sie wirbt für ihre Verzögerung. Aus dem Handlungszwang, in den die eigene Rolle gedrängt hatte, führte nur die Rhetorik heraus, die allein imstande war, das Handeln zu vertagen. Sie mobilisiert »Figuren, Pflichtübungen, obligatorische Umwege und Umständlichkeiten, Rituale, die die unmittelbare Nutzbarmachung des Menschen erschweren«<sup>55</sup>, und ersetzt damit nicht nur temporär das Handeln, sondern sie verhindert auch das reaktive Verhalten des ›Funktionärs‹, den man nach 1945 nahezu einstimmig für das jüngst Vergangene verantwortlich machte.

Die Nachkriegsintellektuellen, von denen die intellektuelle Begründung der Bundesrepublik erwartet wurde – fälschlicherweise immer noch rückblickend von Historiker\*innen erwartet wird –, sahen sich im Angesicht gesellschaftlicher Instabilität nicht imstande, Vergangenheit und Gegenwart zu erklären, sodass Rhetorik nicht nur als Handlungs-, sondern auch als Wissensersatz, als eine die erklärende Wirklichkeit in die Ferne rückende »Verdeckungsrhetorik«<sup>56</sup>, neue Dringlichkeit erfuhr. In der Bundesrepublik, so resümierte rückblickend etwa Ralf Dahrendorf, standen die Menschen »ratlos vor der Gesellschaft, zu der sie selbst gehören«<sup>57</sup>; und bereits 1962 wies derselbe darauf hin, dass es die Rhetorik des öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurses sei, die mit ihren »freundlichen Verallgemeinerungen«<sup>58</sup> bestehende Konflikte verstecke. Adorno schien die Aufgabe des Intellektuellen ebenfalls nur noch negativ als Latenthaltung fassen zu können, heiße Fortschreiten nun »ja wirklich nichts anderes, als die totale Katastrophe vermeiden und verhindern«.<sup>59</sup> Kritik am bundesrepublikanischen Kommunikationsverhalten übte auch Helmut Schelsky 1956 gegenüber Hans Paeschke anlässlich seines Aufsatzes »Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar?«: Die neuartige »Gesprächsmanie« sei nichts anderes als eine Form der »Verhüllung der Wirklichkeit«, so Schelsky.<sup>60</sup> Dass diese Kritik hier auf das Genre des ›Gesprächs‹ zielt, bringt nun den Verdacht zutage, dass die allgemeine »Verdeckungsrhetorik« im ›Gespräch‹ ihren legitimen Platz fand. Hier wurden die rhetorischen Techniken und Strategien humanistischer Tradition angewandt, weil mit ihnen die Erwartung verbunden war, dass Kommunikation trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit gelingen könne. Kommunikatives Handeln ist aufgrund einer spezifisch historischen Ausgangslage – der Verlegenheit, nicht an-

54 Hans Blumenberg, »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« [1971], in: *ders.*, Ästhetische und metaphorologische Schriften, hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt am Main 2001, S. 406–431, hier: S. 418.

55 Blumenberg, Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, S. 422.

56 Karl-Siegbert Rehberg, Soziologen mit »Realitätsdrall« und die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland, in: Alexander Gallus/Sebastian Liebold/Frank Schale (Hrsg.), Vermessungen einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik, S. 167–187, hier: S. 172. Vgl. Rehberg, Der doppelte Ausstieg aus der Geschichte, S. 319–347.

57 Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965, S. 10.

58 *ders.*, Soziologie und industrielle Gesellschaft, in: *ders.*, Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart, München 1962, S. 23.

59 Theodor W. Adorno, Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit [1964/65], Frankfurt am Main 2006, S. 202.

60 Helmut Schelsky an Hans Paeschke, 28.11.1956, zit. nach: Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 507.

ders handeln zu können – zur wichtigsten identitätsbildenden Praxis von Intellektuellen nach 1945 geworden. Gemeint ist ein kommunikatives Handeln, in dem sich nicht die Antworten artikulierten, die von Intellektuellen seit Émile Zola erwartet werden, sondern die rhetorischen Entschuldigungen, mittels derer man das Antworten vertagte.

Als pointiertes Beispiel hierfür steht womöglich der Diskurs um »Elite« und »Masse« selbst, der sich nach 1945 kaum auf empirische Forschungen berufen konnte und sich zunächst einmal rhetorisch legitimieren musste. Was »Vermassung« war und nach welchen Regeln sie erfolgte – bereits diese Frage zu beantworten, war aus massenphilosophischer Perspektive problematisch, weil man das Denken in Gesetzen als antiindividuell diffamiert hatte.<sup>61</sup> Es ist daher kein Zufall, dass die Philosophen der »Masse« – wie etwa Ortega y Gasset – zugleich als grandiose Rhetoriker gefeiert wurden, doch musste ihre Philosophie, um konsistent zu bleiben, einer gesetzmäßigen Analyse dieses sozialen Phänomens ausweichen. Als Weiteres kam eine Angst vor politischen Theorieeffekten hinzu, insofern man Theorien der Masse, wie etwa die Massenpsychologie Gustave Le Bons, in der Nachkriegszeit unter den prinzipiellen Verdacht stellte, theoretisch vorbereitet zu haben, was Hitler nur in die Tat umsetzte.<sup>62</sup> Doch auch die prominente Rhetorik über Massen blieb nicht folgenlos und konnte massenartiges Verhalten hervorrufen. Alexander Mitscherlich brachte das damit einhergehende Paradox in einer Anekdote anschaulich zum Ausdruck: »Politische Großversammlung, die Arena gefüllt bis zum letzten Platz, ein Teppich von Menschen und Gesichtern in den aufsteigenden Reihen, der Redner in vollem Zug. Er sagt ›Die Vermassung ist an allem schuld.‹ Orkanartiger Applaus.«<sup>63</sup>

Dass diese intellektuelle Faszination für die »Masse« nicht abbrach, als in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre mit Schelskys »nivellierter Mittelstandsgesellschaft« oder Peter R. Hofstätters »Gruppendynamik« Arbeiten erschienen, die diesen Begriff in empirischer Forschung fundamental infrage stellen, zeigt nicht nur, dass dieser ganze Diskurs ohne Evidenzen auskam, sondern er sich auch rhetorisch vor den gewonnenen Evidenzen zu verschließen vermochte.<sup>64</sup> Zu sehr war auch die intellektuelle Elite mit dem alten Masse-Begriff verbunden, hatte sie sich in Abgrenzung zu ihr konstituiert. Die Rhetorik fungierte folglich als Strategie, die es Intellektuellen aus einem primär identitätspolitischen Motiv heraus ermöglichte, eine Differenz aufrechtzuerhalten, als diese bereits wissenschaftlich infrage gestellt war. Etwas, das übrigens ebenso für die Rhetorik als sich selbst erhaltende (das heißt

61 Vgl. *Paul Reiwald*, Vom Geist der Masse. Handbuch der Massenpsychologie, Zürich 1946, S. 20.

62 Vgl. *Hildegard von Kotze/Helmut Krausnick*, Es spricht der Führer. 7 exemplarische Hitler-Reden, Gütersloh 1966; *Alfred Stein*, Adolf Hitler und Gustave Le Bon. Der Meister der Massenbewegung und sein Lehrer, in: *GWU* 6, 1955, S. 362–368.

63 Institut für Sozialforschung, Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen, Frankfurt am Main 1956, S. 70, zit. nach: *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 454.

64 *Schelsky*, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart; *Peter R. Hofstätter*, Gruppendynamik. Die Kritik der Massenpsychologie, Hamburg 1957. Vgl. *Axel Schildt*, »Massengesellschaft« und »Nivellierte Mittelschicht«. Zeitgenössische Deutungen der westdeutschen Gesellschaft im Wiederaufbau der 1950er Jahre, in: *Führer/Hagemann/Kundrus*, Eliten im Wandel, S. 198–213.

rhetorisch erhaltende) Disziplin gilt, wie der Wissenschaftshistoriker Michael Cahn feststellte.<sup>65</sup>

Es scheint also angemessen, der Rhetorik als dem »Inbegriff von Schwierigkeiten mit der Wirklichkeit«<sup>66</sup> im Nachkriegsdeutschland eine umfassende Kompensationsfunktion zuzusprechen: eine verdeckende und verhüllende, eine Kommunikation und ihre Anschlussfähigkeit fördernde sowie zuletzt die identitätsbildende einer humanistisch-intellektuellen Elite. Diese hatte sich nach 1945 im Zeichen von Reeducation und Demokratisierung als *Gesprächselite* herausgebildet, insofern die überlieferten rhetorischen Techniken und Strategien im ›Gespräch‹ den Ort ihrer Verwirklichung fanden.

### III. ›Gespräch‹ statt ›discussion‹

Eine Gesprächskultur musste sich in der Bundesrepublik zuallererst behaupten – nicht nur, weil weiterhin eine »autoritäre Persönlichkeit«<sup>67</sup> entgegen allen Zäsuren in der Gesellschaft ihr Unwesen trieb und es wieder aufkommen ließ, dass blinde Gefolgschaft dem Dialog vorgezogen wurde, sondern auch, weil dem ›Gespräch‹ eine Diskussionskultur als Konkurrenz gegenüberstand. ›Gespräch‹ und ›discussion‹ waren unterschiedliche Antworten auf die nach 1945 offene Frage, wie ein Zusammenleben nach Krieg und Holocaust gelingen könne. Während die ›discussion‹ eher auf eine breite Beteiligung der Bevölkerung baute und sich zum Ziel setzte, Hierarchien in der kommunikativen Begegnung aufzuheben, sollte das ›Gespräch‹ den wenigen vorbehalten sein und die vermeintlich negativen Nivellierungseffekte einer Demokratie durch Einführung *kommunikativer Herrschaft* begrenzen.<sup>68</sup> Die Angst der Intellektuellen, bald nur noch unter vielen das Wort ergreifen zu dürfen, findet sich zuvorderst in der Medien- und Massenkritik der 1950er-Jahre. So beklagte etwa Alfred Andersch in einem Feature des Nachtprogramms über die ›europäische Avantgarde‹, dass die 30 bis 50 Millionen, denen »keine fünftausend wirklich Gebildete« gegenüberstünden, heute »in allem und jedem mitzureden« hätten.<sup>69</sup> Diesen »uferlose[n]« und »unsinnigen Diskussionen« müsse man als das andere Extrem

65 Michael Cahn, *Kunst der Überlistung. Studien zur Wissenschaftsgeschichte der Rhetorik*, München 1984.

66 Blumenberg, *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik*, S. 429.

67 Theodor W. Adorno/Else Frenkel-Brunswik/Daniel J. Levinson u. a., *The Authoritarian Personality*, New York 1950; vgl. Gabriel Almonds/Sidney Verba, *Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations*, Princeton 1963.

68 Zur Unterscheidung von Gespräch und Diskussion: Simon Meier, *Gesprächsideale. Normative Gesprächsreflexion im 20. Jahrhundert*, Berlin 2013. Unter kommunikativer Herrschaft verstehe ich die systematische Ausbeutung von Asymmetrien innerhalb von Kommunikationszusammenhängen.

69 Alfred Andersch, *Europäische Avantgarde*, gesendet am 18.8.1949, zit. nach Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 94.

des »widerspruchslosen Gehorsams« zu Leibe rücken, kritisierte Walter Dirks.<sup>70</sup> Und auch Theodor W. Adorno kommentierte in der »Minima Moralia« die voranschreitende Pseudo-Demokratisierung hoher Dialektik in kapitalistischen Gesellschaften mit den Worten: »Im allumgreifenden System wird Gespräch zur Bauchrednerei.«<sup>71</sup> Für den »Strukturwandel der Öffentlichkeit«, der zunächst im Zeichen amerikanischer Reeducation erfolgte, fanden die großen Nachkriegsintellektuellen also zunächst wenig positive Worte und selbst die antiautoritär eingestellte Frankfurter Schule begrüßte ihre neue Rolle einer »wirklich heilsamen Autorität«, wie Adorno 1953 in einem Brief an Max Horkheimer bemerkte.<sup>72</sup> Während das Entstehen dieser von Intellektuellen aller Lager kritisierten bundesrepublikanischen Diskussionskultur ausführlich untersucht wurde, hat sich die historische Forschung mit den von Vermassungängsten genährten Versuchen ihrer demokratischen Begrenzung und deutsch-humanistischen Aneignung bisher nicht befasst. Dies darf verwundern, weil sich nahezu die gesamte intellektuelle Praxis der Weimarer »Mandarine« nach 1945 als ein solcher Versuch lesen lässt. Diese bundesrepublikanischen Intellektuellen der ersten Generation hielten einen Partizipationsprozess zurück, weil sie fürchteten, dass das Gespräch unter den Bedingungen von Massenkultur und Demokratie nicht nur seinen Charakter ändern, sondern sie auch nicht länger als Autoritäten dieser Gesprächskultur fungieren würden.

Dass der Begriff des »Gesprächs« aufs Engste mit einem aristokratischen und elitären Verständnis verbunden war, wird bereits in den Texten Martin Bubers ersichtlich, der die exklusive gesellschaftliche Position des »Gesprächs« auch in der Bundesrepublik unverändert einforderte. In mehreren Essays trennt er das »echte« Gespräch scharf ab von jenem »Hörstück«, das vor Publikum aufgeführt werde.<sup>73</sup> Wo immer er von Wahrhaftigkeit des Gesprächs spricht, ist klar, dass von dieser Praxis die sogenannte Masse ausgeschlossen wird. Ein »echtes« Gespräch konnte für Buber nicht zwischen jenen Pseudo-Individualitäten stattfinden, die voll und ganz in der Massengesellschaft aufgegangen waren, weil auch für ihn der Massenmensch eine entfremdete Existenzform darstellte.

Anschluss fand diese Gesprächsphilosophie in den 1950er-Jahren unter anderem bei Walter Dirks, einem eifrigen Leser Bubers, der 1953 in einem Rundfunkvortrag auf ähnliche Weise den Unterschied zwischen Diskussion und Gespräch betonte: »Die großartigsten Diskussionen sind die, die ins Gespräch hineinführen, in die differenzierte Übereinstimmung, in den Einklang verschiedener Klänge. Manchmal

70 Walter Dirks, Sinn und Unsinn der Diskussion [1953], in: *ders.*, Die unvollendete Aufklärung. Aufsätze zu Kultur und Bildung, hrsg. v. Fritz Boll/Ulrich Bröckling/Karl Prümm, Zürich 1991, S. 245–251, hier: S. 245.

71 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 2003 (zuerst 1951).

72 Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 28.9.1953, Universitätsbibliothek Archiv Frankfurt, Na 1, 508.

73 So zum Beispiel in Martin Buber, Elemente des Zwischenmenschlichen, in: Merkur 8, 1954, Nr. 72, S. 112–127, hier: S. 127. Vgl. Friedrich Kießling, »Gesprächsdemokraten«. Walter Dirks' und Eugen Kogons Demokratie- und Pluralismusbegründung in der frühen Bundesrepublik, in: Galus/Schildt, Rückblickend in die Zukunft, S. 385–412, hier: S. 393 f.

durchmessen Menschen, die reif und wahr genug dazu sind, den ganzen Weg aus dem Streit über die Diskussion ins Gespräch.«<sup>74</sup>

Deutlich zeigt sich hier ein hierarchisches Stufenmodell, auf dem Intellektuelle die bundesrepublikanische Gesprächskultur – nun keineswegs mehr in der Sicherheit des Schweigens – aufzubauen hofften; deutlich zeigt sich die humanistische Umcodierung einer Reeducation-Maßnahme. Das Gespräch sei die »höchste Form des mitmenschlichen Lebens« und werde als solche nur »manchmal« und nur von manchen Menschen erreicht.<sup>75</sup> Oder wie Dirks es in Übereinstimmung mit Eugen Kogon an anderer Stelle formulierte: Nur der »Persönlichkeit« öffnet sich das »Gespräch«.<sup>76</sup>

Die Qualitäten einer solchen Person standen ganz in Übereinstimmung mit den von Morten Reitmayer als zentral herausgearbeiteten Merkmalen von Eliten in der frühen Bundesrepublik: Autonomie, Reflexionsvermögen, Urteilsfähigkeit und Verantwortungsbewusstsein.<sup>77</sup> Dass allen voran die Vorstellung verbreitet war, einem ›Gespräch‹ müsse ›Autonomie‹ zugrunde liegen, wird durch eine Reihe von Gesprächsregeln verdeutlicht. Man solle auf Manuskripte und Mikrofone verzichten und in der Wahl der Wörter stets ›Eigentlichkeit‹ suchen. Regeln wie diese sollten Unmittelbarkeit erzeugen; gewährleisten, dass die Menschen selbst sprechen und nicht irgendwelche ›Apparate‹ durch sie hindurch. Oberste Priorität hatte dabei das freie Sprechen, das von Gesprächsleitungen und Gesprächspartner\*innen iterativ eingefordert wurde: »Am liebsten sind mir die Herren ohne Zettel«<sup>78</sup>, so Otto Bartning beim dritten »Darmstädter Gespräch«. Und auch Adorno stellte gegenüber dem Sendeleiter vom NDR mit Blick auf einige Rundfunk-Gespräche fest: »Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß solche Gespräche um so besser gelingen, je weniger man sie vorbereitet; sonst verlieren sie gerade das, was ein Gespräch zu einem macht.«<sup>79</sup> Und was ein ›Gespräch‹ zu einem solchen macht, ist eben das *Persönliche*, das sich nicht im Manuskript, sondern erst in der ›lebendigen‹ Rede zeigt. In der freien Rede erfuhren ›Person‹ und ›Persönlichkeit‹ ihre Existenzbedingung – zeitgemäße und vor allem humanistisch-deutsche Spielarten des Elitebegriffs, insofern auch frei zu reden geübt sein musste. Die historische Wirklichkeit zeigte schnell, dass es nicht nur ein ungleich verteiltes Startkapital an ›Persönlichkeit‹ gab – bessere und schlechtere Redner\*innen –, sondern das Konzept der ›Person‹

74 Dirks, Sinn und Unsinn der Diskussion, S. 251.

75 Ebd., S. 250 f.

76 Vgl. Kießling, »Gesprächsdemokraten«, S. 395 ff.

77 Morten Reitmayer, Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik, München 2009.

78 Redebeitrag von Otto Bartning, in: Schwippert, Mensch und Technik, S. 94. Beim Gespräch von 1958 äußerte sich der Ingenieurwissenschaftler Karl Marguerre wie folgt: »Und weiterhin bin ich der Meinung, daß man niemals bei solch einer Gelegenheit ein vorbereitetes Manuskript wörtlich ablesen darf. [Beifall] Das freie Sprechen, meine verehrten Hörer, ist etwas, was die Voraussetzung für das Gespräch ist. Das Publikum sowohl wie die Anwesenden hier am Tische werden nur angesprochen, wenn eben gesprochen wird und nicht gelesen. [Beifall]« Redebeitrag von Karl Marguerre, in: Erich Franzen (Hrsg.), Ist der Mensch messbar?, Darmstadt 1959, S. 181.

79 Theodor W. Adorno an Samuel Bächli (NDR), 7.10.1965, zit. nach: Schwarz, »Er redet leicht, schreibt schwer«, S. 292.

notwendig den Massenmensch als ›Unperson‹ voraussetzte und reproduzieren musste. Person war, wer sich souverän in der Medienflut der Gegenwart vom Demos abhob.<sup>80</sup>

»Das menschliche Leben ist [...] die Erfindung einer Persönlichkeit«<sup>81</sup>, so schrieb auch Ortega y Gasset in seinem berühmten Werk »Aufstand der Massen«.<sup>82</sup> Wie dieses Buch erst nach 1945 zum Bestseller werden sollte, wurde auch Ortega erst in der frühen Bundesrepublik zum gefragten Redner. Als solcher schaffte er es immer wieder, seine Zuhörer\*innen in den Bann zu ziehen, wie auch 1951 beim zweiten »Darmstädter Gespräch«, das sich explizit dem Thema »Mensch und Raum« widmete. Ortega, dem hier neben Martin Heidegger das Hauptreferat zufiel, traf den ›feuchtfrohlichen‹ Tonfall der 1950er-Jahre, wie der Protokollband in der über zehn Mal notierten Reaktion »Lachen« vermerkt. Mit der »Lässigkeit des Toreros«<sup>83</sup>, wie der »Darmstädter Echo« 1953 formulierte, gewann er die ›Masse‹, siegte über die »tausendköpfige Menschenhydra«<sup>84</sup>, als welche »Der Monat« das Publikum von 1955 bezeichnete (Abbildung 2).



Abbildung 2: Darmstädter Gespräch, Individuum und Organisation 1953, Otto Berndt-Halle. StadtA DA, Best. 53, 11453. Fotograf: Pit Ludwig.

<sup>80</sup> Vgl. Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 502 f.

<sup>81</sup> José Ortega y Gasset, Ein Wort zuvor an meine deutschen Leser [1934], in: ders., Der Aufstand der Massen, Berlin/Darmstadt 1960 (zuerst span. 1929, dtsh. 1931), S. 7–64, hier: S. 28.

<sup>82</sup> José Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen, Reinbek 1956.

<sup>83</sup> O. V., Der Mensch und die Leute. Ortega y Gasset in der Arena der Meinungen, in: Darmstädter Echo, 28.9.1953, S. 3.

<sup>84</sup> Hellmut Jaesrich, Kein Gespräch in Darmstadt, in: Der Monat 7, 1955, Nr. 81, S. 265–269, hier: S. 266.

Die Mehrheit der Deutschen konnte sich in den 1950er-Jahren also noch immer für die Stimmgewalt von Redner\*innen faszinieren. Trotz des Wissens um die manipulative Fähigkeit der Stimme war die von Hitler und der NSDAP mobilisierte Phonozentrik auch nach 1945 ungebrochen. Zwar zielten die Maßnahmen der Reeducation und Reorientation nicht zuletzt auf eine ›Umschulung‹ des Sprechens – vor allem Sprecher\*innen im Rundfunk hatten sich einem gewissen Affektregime zu unterwerfen –, doch lag die besagte Kontinuität weniger in einem Sprech- als in einem Hörverhalten.<sup>85</sup> Nicht das Fortwirken der Stimmen der Nationalsozialisten ist gemeint – sie existierten natürlich auch –, sondern die Bereitschaft, sich mit demselben Enthusiasmus den Stimmen der Nachkriegszeit hinzugeben. Der Begriff des ›Gesprächs‹ und seine permanente Anrufung und Abgrenzung gegenüber einem Schweigen und Monologisieren im Nationalsozialismus überdecken diese rezeptionstheoretische Kontinuität.

Die sprachliche Verführbarkeit der Deutschen spielte nicht nur aristokratischen Lebemännern wie Ortega oder ontologischen Charismatikern wie Heidegger in die Karten – Letzterer aktualisierte in einer speziellen Mixtur von Plebiszitärem und Elitärem jenen »Jargon der Eigentlichkeit« für die Nachkriegsgesellschaft –, sondern unwillentlich auch jene »Gesprächsdemokraten«, die sich in der Verführung des Publikums ihrer demokratischen Führungsrolle – und eben auch ihrer Persönlichkeit – vergewisserten.<sup>86</sup> Axel Schildt hat darauf hingewiesen, dass nicht nur Rechtsintellektuelle das Primat von »Persönlichkeit« und »Charakter« hervorhoben, sondern dem postfaschistischen Elitendenken um 1950 überhaupt das Muster von Führer und Gefolgschaft zugrunde lag.<sup>87</sup> Seine treffende Diagnose wäre dahin gehend zu ergänzen, dass es sich hierbei nicht nur um Konzeptuelles und Gedachtes handelt, sondern um reale, im intellektuellen Kommunikationszusammenhang der Nachkriegszeit ablesbare Beziehungen. Alexander Mitscherlich, der seinen Verlegern bereits 1946 ein Buch über Massenpsychologie ankündigte, versuchte dort, wo er öffentlich sprach, dem Publikum mehrmals diese Verführbarkeit vorzuführen.<sup>88</sup>

»Jetzt nehmen Sie es mir nicht übel, ich muß etwas Aggressives sagen, es ist heute z. B. auf die entgegengesetzten Thesen mit dem gleichen Beifall geantwortet worden. Das stellt mich vor die Frage, daß man offenbar eine massenpsychologische Situation ungeheuer leicht erzeugen kann, ein momentaner Affekt wird erweckt und wird sofort umgesetzt. Das ist aber nicht ein Kennzeichen kollektiver Herdenhaftigkeit, sondern das scheint mir erst einmal

85 *Cornelia Epping-Jäger*, Lautsprecher-Passagen. Zu den Umbauten eines Dispositivs der Massenkommunikation vor und nach 1945, in: *Irmela Schneider/Cornelia Epping-Jäger* (Hrsg.), *Formati- onen der Mediennutzung III. Dispositive Ordnungen im Umbau*, Bielefeld 2008, S. 17–41.

86 Zu Ortega y Gasset: *Birgit Aschmann*, Der Kult um den massenphobischen spanischen Geistes- aristokraten Ortega y Gasset in den 1950er Jahren, in: *Axel Schildt* (Hrsg.), *Von draußen. Aus- ländische intellektuelle Einflüsse in der Bundesrepublik bis 1990*, Göttingen 2016, S. 28–55. Zu Heidegger: *Thomas Rohrkämper*, Martin Heidegger. Eine politische Biographie, Paderborn 2020, S. 163 ff.; *Adorno*, Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit, insb. S. 417; vgl. *Wolfgang von Einsiedel*, Neues Professoren-Deutsch, in: *Merkur* 6, 1952, Nr. 57, S. 1080–1084. Zum Begriff »Gesprächsdemokraten«: *Kießling*, »Gesprächsdemokraten«, S. 385–412.

87 *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 311; vgl. *van Laak*, Gespräche in der Si- cherheit des Schweigens, S. 105 ff.

darauf hinzuweisen, daß wir uns alle dann, wenn wir nicht mehr wirklich durchschauen, wenn wir nicht mehr sicher sind, uns von Affekten davontreiben lassen.«<sup>89</sup>

Der widersprüchliche Applaus des Publikums wird durch affektgeleitetes Handeln erklärt. Und auch bei seiner zweiten Teilnahme an einem »Darmstädter Gespräch« 1953 wies Mitscherlich darauf hin, dass man Pauschaldefinitionen wie »der Psychologe« nicht zulassen könne. Wenn das Publikum dies täte, würde es sich »augenblicklich [...] in eine Masse verwandeln«, und er fügte hinzu: »Das wollen Sie wahrscheinlich nicht.«<sup>90</sup>

Belehrungen wie die Mitscherlichs hatten nur selten einen emanzipatorischen Effekt, legitimierten sie doch eher den Ausschluss jener sich »massenhaft« Verhaltenden vom »Gespräch« und reproduzierten die Asymmetrie der rhetorischen Situation. Deutlich sichtbar wurde die Exklusion des Publikums bei Podiumsgesprächen, die den Unterschied des Niveaus bereits architektonisch zum Ausdruck brachten. Aber auch verbal wies man darauf hin, welche Rolle die Zuhörerschaft zu spielen hatte: Beim »Darmstädter Gespräch« von 1960 etwa lobte Eugen Kogon sie dafür, sich »mit einer außerordentlichen Geduld – passiv sozusagen, nur gedanklich aktiv – beteiligt«<sup>91</sup> zu haben, und 1963 hieß es dann relativ deutlich: »Sie [das Publikum] sind zum Schweigen verurteilt; auch dann, wenn Ihnen Kopf und Herz brennen sollten.«<sup>92</sup> Das humanistische »Gespräch«, das das Konzept einer »Masse« voraussetzen schien, führte in seiner Dialektik von Emanzipation und Verführbarkeit Risiken der Entmenschlichung mit sich.

In die Gegensätze von Sprechenden und Hörenden, von Unverführbaren und Verführbaren reiht sich der von Elite-Gesicht und Masse-Gesicht ein. Etymologisch kommt *Persona* von Maske, von Gesicht, sodass es nicht überrascht, wenn das »Gespräch« als Stätte *persönlicher* Entfaltung zur »Maskerade« wird. Maskiert wird bei den großen öffentlichen Gesprächsveranstaltungen, wie denen in Darmstadt oder Köln, zunächst mit Worten. »Gestatten Sie«, »Darf ich«, »Wenn ich mich zu dem Gespräch äußern darf« – Höflichkeitsformeln wie diese fanden sich zahlreich und sollten der gesellschaftlichen Reaktions- und Explosionsfreudigkeit entgegenwirken, die man nach den jüngsten Erfahrungen unbedingt vermeiden wollte.<sup>93</sup> Die Masse kenne keine Höflichkeit, wie es nicht nur bei Ortega hieß, sondern auch bei Adorno, der in der »Minima Moralia« mehrmals über das Erscheinen von »Takt« und »Höflichkeit« als neuerdings anachronistische Tugenden klagte.<sup>94</sup> Beim achten »Darmstädter Gespräch« 1963 ging der Diskussionsleiter Karl Schlechta sogar so weit, das »Gespräch« überhaupt als »Akt intellektueller Höflichkeit« und »echtes humanum«

88 Zur Massenpsychologie Mitscherlichs vgl. Tobias Freimüller, Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007, S. 233–244.

89 Redebeitrag von Alexander Mitscherlich, in: Hans Gerhard Evers (Hrsg.), Das Menschenbild in unserer Zeit, Darmstadt 1951, S. 106.

90 Redebeitrag von Alexander Mitscherlich, in: Neumark, Individuum und Organisation, S. 131.

91 Redebeitrag von Eugen Kogon, in: ders. (Hrsg.), Der Mensch und seine Meinung, Darmstadt 1961, S. 230.

92 Redebeitrag von Karl Schlechta, in: ders., Angst und Hoffnung in unserer Zeit, S. 10.

93 So zum Beispiel in Evers, Das Menschenbild in unserer Zeit, S. 108 f.

94 Adorno, Minima Moralia, insb. S. 38–41.



von einem Organ der Kompromiss- und Entscheidungsfindung abzugrenzen.<sup>95</sup> Hier tritt noch einmal deutlich das Konkurrenzverhältnis zur amerikanischen ›discussion‹ zutage, die eben genau dieses Andere sein wollte: eine auf ein Ergebnis hin orientierte Diskussion. Das öffentliche ›Gespräch‹ der frühen Bundesrepublik hingegen ist durchsetzt mit rhetorischen Techniken und Strategien, die gerade die Vermeidung von Ergebnissen zum Ziel haben. Sie vermitteln formal inhaltliche Differenzen und führen jenen von Dirks beschworenen »Einklang verschiedener Klänge«<sup>96</sup> herbei. Diese rhetorische Fassade formte nicht nur den Gesprächsintellektuellen, sondern schützte auch davor, dass zu viel an Inhalt ins ›Gespräch‹ hineinkam. Als Folge einer neurotischen Skepsis – mehr als nur Schelskys »skeptische Generation«<sup>97</sup> –, die dem eigenen und fremden Wort misstraut, erging sich das ›Gespräch‹ in Relativierungen und Reflexionen. Die hier bereits mit einem Zitat Dahrendorfs angesprochene Nachkriegsstrategie der Latenthaltung von Konflikten zeitigte sich im Gewand der ›Bürgerlichkeit‹ als leere Formensprache.<sup>98</sup>

Nicht nur Konflikte des Meinens und Wissens darüber, was »Mensch« oder »Technik« seien, wurden im ›Gespräch‹ umgangen, sondern auch die eigene SS-Vergangenheit, die in Gegenwart der ehemals Verfolgten Zündstoff gewesen wäre, aus beiderseitiger ›Höflichkeit‹ verschwiegen. Der Fall »Jauß« und die Gruppe »Poetik und Hermeneutik« scheinen angesichts der ideologischen Verstrickungen des Darmstädter *spiritus rector* Hans Gerhard Evers als nur mehr bekannteste Fälle eines allgemeineren »kommunikativen Beschweigens«.<sup>99</sup> Nicht nur hatte sich Letzterer in seiner Tätigkeit für den »Kunstschutz« in Frankreich und Italien ebenso verdächtig gemacht, sondern die »Stunde Null« gleichermaßen genutzt, um sich dem ›Gespräch‹ zuzuwenden. Den Nachkriegsversuchen der Persönlichkeitsbildung geht damit nicht nur die als Entpersonalisierung empfundene Kriegserfahrung voraus, sondern scheint das Konzept der Persönlichkeit geradewegs die integrale Abkehr von früheren Lebensentwürfen zu ermöglichen. Persönlichkeit ist, wer sich sein Verfehlen und Scheitern eingesteht und diese Vergangenheit ruhen lässt. Diese als Tugend geadelte Verdrängungsleistung macht es möglich, dass sich unbescholten hinter der schönen Maske des Rhetors die Fratze des Krieges und das Schweigen über ihn verbergen.<sup>100</sup>

95 Redebeitrag von *Karl Schlechta*, in: *ders.*, Angst und Hoffnung in unserer Zeit, S. 10.

96 *Dirks*, Sinn und Unsinn der Diskussion, S. 251.

97 *Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.

98 Vgl. *Ulrike Jureit*, »Höflichkeit ist erfolgreicher als Gewalt«. Vom geregelten Miteinander im frühen Nachkriegsdeutschland, in: *Führer/Hagemann/Kundrus*, Eliten im Wandel, S. 214–230; van *Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, S. 110.

99 Zum Fall »Jauß« vgl. *Jens Westemeier*, Hans Robert Jaus. Jugend, Krieg und Internierung, Konstanz 2016; *Ottmar Ette*, Der Fall Jaus. Wege des Verstehens in eine Zukunft der Philologie, Berlin 2016. Zur Biografie Evers vgl. *Christian Fuhrmeister*, Optionen, Kompromisse und Karrieren. Überlegungen zu den Münchener Privatdozenten Hans Gerhard Evers, Harald Keller und Oskar Schürer, in: *Nikola Doll/Christian Fuhrmeister/Michael H. Sprenger* (Hrsg.), Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950, Weimar 2005, S. 219–242. Der Begriff des »kommunikativen Beschweigens« bei *Hermann Lübke*, Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten, Paderborn/München 2007.

100 Vgl. van *Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, insb. S. 118.

An dieser Stelle ist es kaum mehr möglich, die Rede von Gesicht und Maske allein metaphorisch zu nehmen. Denn nicht nur aus Worten bestand die Rhetorik dieser Gesprächselite, auch Verhaltensweisen wurden zur Voraussetzung gelungener dialogischer Kommunikation: von einfachen Rednergesten über das freie Sprechen bis hin zum Zeigen des eigenen physischen Gesichts, des In-die-Augen-Schauens. Exemplarisch zusammengeführt hat derartige Verhaltensweisen eine Collage vom ersten »Darmstädter Gespräch« 1950 (Abbildung 3) – darunter Hans Sedlmayrs ciceronische Rednergeste und Gustav Friedrich Hartlaubs Haare-Sträuben. Vor allem aber scheint im »Gespräch« die nach 1945 gewonnene Fazialität einer Gesellschaft Ausdruck zu finden, die nicht länger hinter einem Führer-Gesicht verschwindet. Doch keinesfalls war es nun die Gesellschaft als Ganzes, die ihr Gesicht der Öffentlichkeit präsentierte, sondern ausgewählte individuelle Gesichter, die der gesichtslosen Masse gegenüberstanden. Während auch der politische Diskurs in den ersten Jahren der Bundesrepublik noch eigenartig gesichtslos blieb, waren es gerade die Intellektuellen der Nachkriegszeit, die im »Gespräch« auf Sichtbarkeit beharrten. Menschliche Kommunikation erweise sich erst mit »echtem Gegenüber« als solche. Nur hier könne sich die ethische Beziehung zwischen Ich und Du einstellen, von der man annahm, dass ihr Fehlen den Holocaust ermöglicht hatte. Ein richtiges Gespräch zu führen, bedeutete also, wie der Diskussionsleiter der »Darmstädter Gespräche« Hans Gerhard Evers bemerkte, »daß wir einander anschauen und miteinander sprechen«. <sup>101</sup> Dass dieses »Anschauen« in der neuen Medienlandschaft der Nachkriegszeit nicht immer einlösbar erschien, war bei »Gesprächen« wie den Darmstädtern selbst immer wieder Thema: Man war davon überzeugt, dass dasselbe nicht zustande kommen könne, wenn statt in ein Gesicht in eine Kamera gesprochen werde. »[D]er Mann auf dem Schirm ist ohne echtes Gegenüber. Von der vielgerühmten Intimität der Bildwirkung spürt der ferngesehene Mensch selber durchaus gar nichts: wie sollte er auch, da er doch zwanzig Leuten im Studio gegenüber sitzt, die mit Apparaten auf ihn zielen?« <sup>102</sup>

Selbst der Rundfunk sah sich von konservativeren Intellektuellen wie Martin Buber dieser Kritik ausgesetzt. <sup>103</sup> Dennoch scheint es gerade seine Bildlosigkeit gewesen zu sein, die ihn zugleich für diesen Diskurs anschlussfähiger machte – nicht zuletzt, weil er Sichtbarkeiten und visuelle Bezüge verbalisierte und damit die Auratisierung der Stimme im Zeichen des Phonozentrismus beförderte. Gesicht und Stimme schienen auf eine Art komplementär. Und so nahm auch die Rundfunkmoderation in ihren Programmankündigungen Teil am fetischisierenden Diskurs um

101 Redebeitrag von Hans Gerhard Evers, in: *ders.*, Das Menschenbild in unserer Zeit, S. 95.

102 Günther Sawatzki, Bild ist nicht Mensch. Ein Beitrag zur Grundlagen-Kritik des Fernsehens, in: Rundfunk und Fernsehen 4, 1953, H. 1, S. 21–27, hier: S. 23 f. Beim »Darmstädter Gespräch« von 1955 heißt es beispielsweise: »[I]ch muß sagen, [...] daß nicht ein einziges Mal geredet wurde von dem Theater als dem Ort der Begegnung mit dem Menschen, von dem ewigen, diesem einmaligen Augenblick, in dem sich der Hörer oder Zuschauer im Gegenüber zum spielenden Menschen befindet und teilhat – und das kann keine Filmkonserve und keine Bandkonserve je erreichen oder zerstören – an der unmittelbaren Zeugung des Wortes, an dem Wunder der Verkörperung der Sprache. [Starker Beifall, Bravorufe]« Redebeitrag von Rudolf Sellner, in: Egon Vietta (Hrsg.), Theater, Darmstadt 1955, S. 248.

103 Martin Buber, Das echte Gespräch und die Möglichkeit des Friedens, in: Neue Schweizer Rundschau 21, 1954, S. 389–395, hier: S. 393.

das Gesicht der Nachkriegszeit, wie das folgende Urteil von Ernst Schnabel über Ortega y Gasset im Nachtprogramm des NWDR zu erkennen gibt: »Ortega hat einen unvergeßlichen Kopf. Keinen von der Sorte, die schon im Steckbett genialisch aussehen, sondern ein wunderbar zivilisiertes Gesicht, dem man beides ansieht, die aristokratischen Gedanken, die hinter ihm gedacht werden, und den frischen Wind, den es nicht scheut.«<sup>104</sup>



Abbildungen 3 und 4:

Links: Fotomontage von Erich Roether mit Teilnehmern des ersten Darmstädter Gesprächs »Das Menschenbild in unserer Zeit«, 1950, in: *Hans Gerhard Evers* (Hrsg.), *Das Menschenbild in unserer Zeit*, Darmstadt 1951, S. 26.

Rechts: Fotomontage von Erich Roether mit Teilnehmern des dritten Darmstädter Gesprächs »Mensch und Technik«, 1952, in: *Hans Schwippert* (Hrsg.), *Mensch und Technik: Erzeugnis, Form, Gebrauch*, Darmstadt 1952, S. 32.

Fotograf: Pit Ludwig

<sup>104</sup> Nachtprogramm des NWDR, Sendung vom 31.10.1949, zit. nach: *Schildt*, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 94.

Auf den physiognomischen Diskurs, der sich hier bedenkenlos fortsetzt, als hätte es Auschwitz nicht gegeben, kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Auch nach dem Tod des ›Führers‹, in dessen Angesicht sich einst die steinerne Härte eines ›Volkskörpers‹ spiegelte und nun, nach 1945, »das pure Nichts«<sup>105</sup>, setzte man die Suche nach den Gesichtern fort, in denen sich die Ideen und Ideale würden ausdrücken. Und ebenso wie sich das »Wörterbuch des Unmenschen« über die Zäsur 1945 hinwegsetzte, war auch Hitler nur noch Exempel eines Allgemeineren: des ›Funktionärs‹ – das »gesichtslose Wesen«<sup>106</sup> par excellence. So war es nicht nur die humanistische Erwartung, mit der Sichtbarkeit der Gesichter Menschlichkeit in die Welt einziehen zu lassen, sondern auch die physiognomische, in *bestimmten* Gesichtern ›Zivilisation‹ und ›Geist‹ zu erkennen. Der Buchmarkt zumindest reagierte umfassend mit Autorengalerien und Bildbänden auf dieses »für unser ›optisches‹ Zeitalter typische Bedürfnis«<sup>107</sup> und gab Deutschland sein ›geistiges Gesicht‹. So erschien 1952 das von Erich Retzlaff herausgegebene gleichnamige Buch »Das geistige Gesicht Deutschlands« und 1954, zur 100. Taschenbuch-Ausgabe bei Rowohlt, der Gratisband »Was sie schreiben – Wie sie aussehen«. Retzlaffs Bildband macht gleich zu Beginn klar, dass diese Galerie den Leser\*innen mit dem Anspruch der Elitebildung präsentiert wird: Denn auch dort, wo es »um die Maßstäbe und das geistige Gesicht« gehe, komme es »nie auf die vielen, sondern immer nur auf die wenigen an«.<sup>108</sup> Als weitere Beispiele ließen sich Ernesto Grassis Autorengalerie im programmatischen Band »Die zweite Aufklärung« der »rde« oder die Anfang der 1950er-Jahre beginnende SPIEGEL-Reihe »Köpfe der Woche« nennen.

Die Dialektik dieser Fazialität führen die Collagen aus den Protokollbänden einiger »Darmstädter Gespräche« gelungen vor (Abbildungen 3 und 4). Es ist nie das vereinzelte intellektuelle Gesicht, das hier zum Vorschein kommt, sondern stets ist es umgeben von seinem Publikum, aus dem es sich erhebt. Während der Redner mit individueller Gestik und Mimik dargestellt wird und die Collagisten-Hand sich nicht traut, das Ganze zu zerschneiden, wird das Publikum als anonyme ›Masse‹ in seiner gleichförmigen Reaktion verbildlicht und mit der Schere wortwörtlich um sein Gesicht gebracht. Noch die banalste Eigenschaft des Gesicht-Habens wird damit zum Distinktionsmerkmal einer Elite, die dasselbe zur Voraussetzung eines echten ›Gesprächs‹ definiert.

Es sind habituelle, physiognomische und mediale Bedingungen wie diese, die simple dialogische Kommunikation zu komplexer und exklusiver Praxis transformieren – Praxis, die Intellektuelle braucht, um sie zu meistern. Überspitzt formuliert: Das ›Gespräch‹ ist der Inbegriff antidemokratischer Elemente der Deliberation; es ist das Differenzial, das in Elite und Masse differenziert. In seiner strengen Diskursethik, seiner Ver- und Vorführung des Publikums schuf es zwar formal jene

105 Max Picard, *Hitler in uns selbst*, Zürich 1946, S. 69. Vgl. Claudia Schmölders, *Hitlers Gesicht. Eine physiognomische Biographie*, Göttingen 2000.

106 Vgl. Alfred Weber, *Der dritte oder der vierte Mensch. Vom Sinn des geschichtlichen Daseins*, München 1953, zit. nach: Dolf Sternberger, Nach Alfred Webers Begräbnis, in: *Die Gegenwart* 13, 1958, S. 298–300, hier: S. 299.

107 Ernesto Grassi, *Die zweite Aufklärung. Enzyklopädie heute. Lexikalisches Register zu Band 1–75*, Hamburg 1958, S. 9.

108 Erich Retzlaff (Hrsg.), *Das geistige Gesicht Deutschlands*, Stuttgart 1952, S. 7.

Einigkeit unter den Sprechenden, die sich eine »gespaltene Gesellschaft« in Gänze wünschte, doch setzte diese Errungenschaft die Differenz von Elite und Masse voraus. Das humanistische Versprechen, dass nach etwas Übung alle oben stehen könnten, erwies sich als Farce, weil Ziel und Voraussetzung einander identisch waren. Nur wenige beherrschten die Umgangs- und Ausdrucksformen, die den formalisierten Ablauf eines ›Gesprächs‹ bestimmten, sodass rhetorische Bildung zur letzten Schranke einer Gesprächskultur avancierte, die grundgesetzlich bereits allen offenstand.

#### IV. Gesprächseliten – ein generationsübergreifendes Phänomen?

Diese Gesprächskultur berücksichtigend, löst sich ein Stück weit jene Uneinigkeit und Vieldeutigkeit auf, die in der Analyse des Elite-Diskurses der Nachkriegszeit sichtbar wird. Arnold Gehlen hatte sich in einem Briefwechsel mit dem Merkur-Herausgeber Hans Paeschke darüber beklagt, dass ihm noch kein Intellektueller begegnet sei, der sich selbst in den Unterredungen zum Thema ›Elite‹ nicht derselben zugerechnet hätte.<sup>109</sup> Interessanterweise war es nun genau die performative Dimension von ›Gesprächen‹ wie solchen *über* Eliten, die diese Selbsteinschätzung in gesellschaftliche Realität übersetzte. Reitmayer hat sich diesem Diskurs intensiv gewidmet und die Vagheiten und Ambivalenzen der dort verhandelten Elite-Modelle herausgearbeitet.<sup>110</sup> Eher eindeutig erscheint dagegen die Praxis, die diesem und anderen Diskursen zugrunde lag und den Typus des *gesprächigen Nachkriegsintellektuellen* hervorgebracht hat. Höflichkeit war das vielleicht wichtigste Merkmal dieser Rhetorik. Ohne sie wäre ein breiterer kommunikativer Austausch wie der im Rundfunk zwischen den Antipoden Adorno und Gehlen kaum gelungen. Vor allem Skepsis und Selbstkritik – die Einsicht, dass man es nicht genau wisse – avancierten zu Akten intellektueller Höflichkeit. Sichtbarkeit und Mündlichkeit, allen voran die Praxis des Gesicht-Zeigens und Frei-Sprechens, ergänzten diese sprachlich schönen Formen, in denen sich *Persönlichkeit* und nicht *Wissen* entfalten sollte. Und so war es dieses Drumherum in seiner Beziehung zu einer leeren Mitte – Fragen, die nicht zu beantworten waren (Wer sind die Eliten? Was ist der Mensch? Was ist die Moderne?) –, das diese Gemeinschaft von Nachkriegsintellektuellen produziert und reproduziert hat. Es bleibt Aufgabe der historischen Forschung, die Geschichte der Höflichkeit, die Visual History (der Eliten) und die Geschichte des Phonozentrismus circa 1950/1960 zu schreiben – Geschichten, die sich im Phänomen des ›Gesprächs‹ und jener sich mit ihr konstituierenden Gesprächselite zu verbinden scheinen. Sie war *höflich*, *sichtbar* und *phonozentrisch* – oder in einem Wort: *gesprächig*.

Aber handelt es sich bei dieser intellektuellen Elite um wirklich mehr als die kurze Wiederkehr und temporäre Umbesetzung der Weimarer ›Mandarine‹? Wenn auch die Formel vom Gang »rückblickend in die Zukunft« für die Zeit um 1950 ihre Berechtigung hat, so muss doch auch der Bruch betont werden, der gegenüber den dialogphilosophischen Theorien der 1920er-Jahre erfolgte. Nicht ›Erschütterung‹,

109 Arnold Gehlen an Hans Paeschke, 26.11.1957, zit. nach: *Reitmayer*, Elite, S. 463.

110 *Reitmayer*, Elite.

sondern ›Harmonie‹ wurde nun als primäres Ziel betrachtet, sodass das ›Gespräch‹ für Projekte anschlussfähig erschien, denen die Menschen auch in der alltäglichen Lebenspraxis begegneten: »Überall Kurven, Bauchiges, Schwingendes. So als sollte die böse Zackigkeit von Hakenkreuz, Hitlergruß und SS-Rune durch die Gnade von Käfer, Muschel, Niere vergeben und vergessen werden. In diesen Formen fühlten wir uns versöhnt.«<sup>111</sup> Im Kontext einer auf Harmonie bedachten Sprach- und Objektwelt, der die Kriegserfahrung einer Gesellschaft und nicht bloß einer Generation gegenüberstand, konnten quer zu allem Biografischen auch jüngere Intellektuelle für das ›Gespräch‹ gewonnen werden.<sup>112</sup>

Damit ist der generationelle Bias dieser Untersuchung nicht relativiert, entspricht es sehr wohl den historischen Fakten, dass das hier untersuchte Format des ›Gesprächs‹ in der Hauptsache von einer älteren Generation getragen wurde. Zunächst waren es jene »alten großen Männer«, deren Verlust Adolf Frisé nach dem Tod Thomas Manns und Ortega y Gassetts 1956 betrauerte, die in der Nachkriegszeit als geübte Oratoren hervortraten.<sup>113</sup> Dass aber das ›Gespräch‹ mit ihrem Tode nicht abbrach und Foren wie die »Darmstädter Gespräche« oder Gesprächsrunden im Fernsehen und Hörfunk trotz aller Diskursverschiebungen bis in die 1970er-Jahre hinein existierten, zeigt, dass an dieser intellektuellen Praxis sich nicht nur jene um 1900 Geborenen beteiligten. Von der »skeptischen« bis zur sogenannten Flakhelfer- oder 45er-Generation nahm man – wohl nicht zuletzt als Strategie der Selbstbehauptung – Teil an den ›Gesprächen‹ der 1950er- und 1960er-Jahre.<sup>114</sup> In ihnen hatten sich dieselben vor jeder guten Idee und jedem guten Argument rhetorisch zu beweisen. Noch Hans Werner Richter und die »Gruppe 47«, denen man gemeinhin eine besonders nonkonformistische Position einräumt, sind der Öffentlichkeit primär durch ›Gespräche‹ über Literatur bekannt geworden. Und wenn auch bei Letzterer andere Verhaltensregeln zu beobachten sind als bei konservativeren Gesprächskreisen – allen voran die Höflichkeit einem der Selbstbeschreibung nach ›burschikosen‹ Umgangston wick –, so folgte auch in dieser Gruppe die zwischenmenschliche Kommunikation einem anspruchsvollen Regelwerk, in das sich nicht jeder einfügen konnte, wie insbesondere der Fall Paul Celan demonstriert.<sup>115</sup> Denn

111 *Karl Markus Michel*, Rückkehr zur Fassade, in: Kursbuch, 1987, Nr. 89, S. 125–143, hier: S. 127.

112 Vgl. *Noah Benezra Strote*, Lions and Lambs. Conflict in Weimar and the Creation of Post-Nazi Germany, New Haven 2017, insb. S. 269. Zum Begriff der Generation in der Geschichtswissenschaft: *Ulrike Jureit*, Generation, Generationalität, Generationenforschung, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 3.8.2017, URL: < [http://docupedia.de/zg/jureit\\_generation\\_v2\\_de\\_2017](http://docupedia.de/zg/jureit_generation_v2_de_2017) > [6.7.2021].

113 *Adolf Frisé*, Der Verlust der großen alten Männer, in: HR, 5.8.1956, zit. nach: *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 43, Anm. 155.

114 Zur Generation der »45er«: *A. Dirk Moses*, German Intellectuals and the Nazi Past, Cambridge 2007; *Marcus M. Payk*, Balanceakt zwischen den Zeiten. Anmerkungen zur Generation der »Fünfundvierziger«, in: INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 1, 2011, H. 0, S. 24–30.

115 Vgl. *Klaus Briegleb*, Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage »Wie antisemitisch war die Gruppe 47?«, Berlin/Wien 2003, S. 199 ff. Die Arbeiten zur »Gruppe 47« von Dominik Geppert scheinen mir in dieser Hinsicht zu einseitig und unkritisch, überzeichnen sie doch den politischen Aktivismus der Gruppe stark und folgen primär den Selbstbeschreibungen und Selbststilisierungen – zuvorderst denen Hans Werner Richters. Vgl. *Dominik Geppert*, Von der Staatskepsis zum parteipolitischen Engagement. Hans Werner Richter, die Gruppe 47 und die

dass Celans *Stimme* – »Der liest ja wie Goebbels!«<sup>116</sup> – in dieser ›Gemeinschaft‹ der 47er provozieren konnte, verdeutlicht nur, wie sehr sich diese durch einen gemeinsamen Sprechstil konstituierte. Für sie gilt, was auch für andere Gesprächsforen dieser Zeit galt: »inhaltlich unbestimmt, wenn auch geschwätzig.«<sup>117</sup> Das wissenschaftliche ›Gespräch‹, wie es die Gruppe Poetik und Hermeneutik praktizierte, war davon nicht ausgenommen, denn es gab auch dort mit Jacob Taubes und Siegfried Kracauer mindestens zwei Akteure, die »ungeschriebene Spielregeln verletzt[en]« und sich wiederholt dem Vorwurf ausgesetzt sahen, eine »freie Entfaltung der Diskussion unmöglich« zu machen.<sup>118</sup>

Es wäre allerdings falsch, mit dem Genre des ›Gesprächs‹ allein den ›kulturellen Wiederaufbau‹ und die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik – einerlei ob liberal-konservativ oder kritisch-nonkonformistisch – zu verbinden. Auch ehemalige NS-Genossen fanden das vehement gesuchte *Schweigen in der Sicherheit des Gesprächs*, wie sich hier in Anspielung auf einen Buchtitel Dirk van Laaks formulieren ließe.<sup>119</sup> Das Schweigen war also nicht bloß »Ermöglichungsgrund«<sup>120</sup> des ›Gesprächs‹, sondern diese spezifisch humanistische Rede erscheint paradoxerweise als die legitimste Antwort auf die Frage, wie die Thematisierung der eigenen NS-Vergangenheit zu vermeiden war: durch »kommunikatives Beschweigen.«<sup>121</sup> Es ließe sich retrospektiv als ›List der Geschichte‹ bezeichnen, dass die in der Nachkriegszeit so vehement gesuchte Persönlichkeit durch Mittel geschaffen werden konnte, die »symbolische Formen des Schweigens«<sup>122</sup> implizierten: Zur Persönlich-

---

deutsche Politik, in: *ders./Jens Hacke* (Hrsg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008, S. 46–68.

116 *Heinz Ludwig Arnold*, *Die Gruppe 47*, Reinbek 2004, S. 76. Vgl. *Hans Werner Richter*, *Mittendrin. Die Tagebücher, 1966–1972*, München 2012, S. 158 [Eintrag vom 7.5.1970].

117 *Briegleb*, *Missachtung und Tabu*, S. 232.

118 Hans Robert Jauß an Herbert Dieckmann, 11.11.1966, zit. nach: *Julia Amslinger*, *Eine neue Form von Akademie. Poetik und Hermeneutik – die Anfänge*, Paderborn 2017, S. 165. Zum Gesprächsstil bei »Poetik und Hermeneutik«: *Walter Erhart*, »Wahrscheinlich haben wir beide recht«, *Diskussion und Dissens unter »Laboratoriumsbedingungen«*. Beobachtungen zu »Poetik und Hermeneutik« 1963–1966, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 35, 2010, S. 77–102.

119 *Van Laak*, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens*.

120 *Amslinger*, *Eine neue Form von Akademie*, S. 26.

121 So treffend der Begriff ist, so falsch und unmoralisch die Absolution, die Hermann Lübke in seinem staats-theoretischen Funktionalismus dem Schweigen gibt. Wer sagt, dass die Bundesrepublik nicht auch ohne ein groß angelegtes Unterschlagen von Nationalsozialismus und Holocaust ›gelingen‹, vielleicht sogar besser ›gelingen‹ wäre? Immer noch steht eine genauere Untersuchung dieses Schweigens nach 1945 aus, doch zeichnet sich ab, dass es sich nicht auf austehende Vergangenheitsbewältigung beschränkte, sondern eine ganze Wirklichkeit verschwiegen wurde, wo ihre Artikulation die Kommunikation gefährdet hätte. Vor diesem Hintergrund wäre kommunikatives Beschweigen nicht länger Antwort auf die Frage, wie aus NS-Genossen Bundesbürger werden, sondern die Strategie moderner Selbstbehauptung par excellence. Vgl. auch *Zygmunt Bauman*, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 2005.

122 *Briegleb*, *Missachtung und Tabu*, S. 23.

keit gehöre »das Verstummenkönnen«<sup>123</sup>, so Arnold Gehlen. Damit war es nicht nur möglich, sich qua Rhetorik einer intellektuellen Elite anzuschließen, sondern auch den Mythos der »Stunde Null« – der auch die Grundlage des kollektiven Selbstbewusstseins jener 45er-Generation bildete – trotz seines offenkundigen Mangels an Evidenz rhetorisch in Wirklichkeit zu überführen. Als könnte, wer nun das *menschliche* Gespräch wolle, unmöglich den *unmenschlichen* Monolog des Nationalsozialismus gewollt haben. Eingängig auf ihre NS-Vergangenheit zu prüfen wären daher die Biografien der sich nach 1945 als »Gesprächsdemokraten«<sup>124</sup> stilisierenden Intellektuellen.

Wenn auch das ›Gespräch‹ als pädagogisches Großprojekt vermarktet wurde – »Sehen wir zu, was wir einander zu sagen haben« –, zeigte seine Verwirklichung doch nicht nur, dass spezifische Interessen mit ihm verbunden waren, sondern dass jenes ›Wir‹ keineswegs die ganze Gesellschaft meinte. So war auch außerhalb des intellektuellen Milieus das ›Gespräch‹ für »Wirtschaft, Technik und Politik« reserviert – Bereiche, für die nach 1945 besonders stark die Fragen von ›Führung‹ und ›Elite‹ diskutiert wurden.<sup>125</sup> Das in über 14 Auflagen erschienene Werk von Maximilian Weller »Das Buch der Redekunst. Die Macht des gesprochenen Wortes in Wirtschaft, Technik und Politik« zeigt deutlich, dass der humanistische Wissenstransfer ein exklusiver war – ein Buch, das nicht nur mit einem Geleitwort des »Vereins Deutscher Ingenieure« versehen wurde, sondern auch von zahlreichen Schulungen und Rhetorik-Lehrgängen für Menschen in Führungspositionen vor allem im technischen und wirtschaftlichen Bereich begleitet wurde.<sup>126</sup> In den 1950er-Jahren war der Buchmarkt gefüllt mit Rhetorikbüchern und Gesprächsratgebern, wovon auch Johann Blümel's 1955 in vierter Auflage publiziertes Werk »Reden ist Gold. Kurs für Redekunst und Verhandlungstechnik« ein Beispiel gibt.<sup>127</sup> Noch dieser Diskurs über Rhetorik fügt sich ein in das bürgerliche Loblied auf Subjektivität und Persönlichkeit, insofern die vielleicht wichtigste Leistung der Rhetorik als Disziplin darin besteht, die »Reaktionen der Angesprochenen als Spur des Redners zu präsentieren«.<sup>128</sup> Im Angesicht dieser Ratgeber wird also nochmals evident, dass das ›Gespräch‹ nie zu beabsichtigen schien, alle als ›Personen‹ an einen Tisch zu

123 Arnold Gehlen, Das Ende der Persönlichkeit? [1956], in: *ders.*, Studien zur Anthropologie und Soziologie, Berlin 1963, S. 329–340, hier: S. 340.

124 Nicht die demokratische Haltung von Walter Dirks und Eugen Kogon soll hier infrage gestellt werden, sondern von jenen, die sich in ihrem Windschatten bewegten. Nebst dem bereits angesprochenen Hans Gerhard Evers wäre der Publizist und CDU-Politiker Hans Edgar Jahn zu nennen, der zwischen seinem Einsatz für ›Gespräch‹ und ›Diskussion‹ nach 1945 und seiner NS-Gefolgschaft zuvor wie auch seinen antisemitischen Pöbeleien keinen Widerspruch zu erkennen schien. Vgl. *Hans Edgar Jahn*, Rede. Diskussion. Gespräch, Frankfurt am Main 1954; *ders.*, Der Steppensturm. Der jüdisch-bolschewistische Imperialismus, Dresden 1943.

125 *Reitmayer*, Elite, S. 324 ff.

126 Maximilian Weller, Das Buch der Redekunst. Die Macht des gesprochenen Wortes in Wirtschaft, Technik und Politik, Düsseldorf 1954 (14. Auflage: 1978).

127 Johann Blümel, Reden ist Gold. Kurs für Redekunst und Verhandlungstechnik, Zürich 1955 (zuerst 1946).

128 Cahn, Kunst der Überlistung, S. 181. »Rhetorik« meint in dieser Arbeit also einerseits eine Gesamtheit von sprachlichen und nichtsprachlichen Elementen, andererseits – als Quellenbegriff – die Vorstellung von einem autonomen Subjekt, das diese Elemente der Rede für einen bestimmten Zweck einzusetzen vermag.



bringen, sondern von Beginn an Antwort auf die Frage sein sollte, wie sich schnellstmöglich eine demokratische Elite in einer Gesellschaft etablieren und legitimieren könne, die für die Aufarbeitung des Vergangenen noch nicht die notwendigen Kapazitäten besitze.

Vielleicht ist die Zurückhaltung, mit der Historiker\*innen der Nachkriegskommunikation noch immer begegnen – das Urteil, hier werde das ›Gespräch‹ bloß eingeübt und *noch nicht* als Fertiges vorgetragen –, mit den normativ hohen Erwartungen verbunden, die diese selbst und gegenwärtig an das Gespräch als das Medium gesellschaftlichen Fortschritts stellen. Noch Axel Schildt, der wohl wie kein anderer versucht hat, die Ära Adenauer entgegen allen Vorurteilen als kommunikativ und dynamisch auszuweisen, spricht in seinem postum erschienenen *opus magnum* lediglich von der »Einübung des Gesprächs«<sup>129</sup> – als Semantik unzweifelhaft das Resultat eines in sich widersprüchlichen Wunsches, die 1950er-Jahre auf-, aber das Gespräch nicht abwerten zu wollen.

## Fazit

So ist diese Arbeit am Ende erneut bei der Erwartungshaltung der Historiker\*innen angelangt, die sich noch im kleinsten Detail zu erkennen gibt. Im Hinblick auf die historische Elitenforschung war es mir ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass sich Eliten nicht immer durch Akkumulation derjenigen Kapitalsorte konstituieren, die Fremd- und Selbstbeschreibungen als die maßgebliche dieser Sozialfigur ausweisen. Der Habitus ist erfinderisch und findet stetig neue Praxisformen und Verhaltensstrategien, die der sozialen Reproduktion dienen – selbst wenn sich diese Praktiken wie im Fall der frühen Bundesrepublik als uneigennützig und demokratische Erziehungsmaßnahmen gebärden.

Eliten sind kommunikationstheoretisch als die zu bezeichnen, *die sprechen, während andere schweigen*, was zugleich nicht bedeutet, dass sich alle Eliten aus kommunikationstheoretischer Perspektive beschreiben lassen. Mit Blick auf die Nachkriegsintellektuellen scheint diese engere Perspektive allerdings legitim, insofern der oder die Intellektuelle ohne Sprache nicht zu denken ist. Intellektuelle sind diejenigen, die Sprechend oder Schreibend an die Öffentlichkeit treten und sich in dieser kommunikativen Praxis, die zugleich ihr kommunikatives Kapital bildet – sprechen zu dürfen und von anderen gehört zu werden –, konstituieren.

Es war also naheliegend, dass sich die intellektuelle Elite mit der demokratischen Staatengründung nur durch Aneignung einer demokratischen Technik, der Technik des ›Gesprächs‹, beerben konnte. Dass diese Kommunikation schließlich mehrheitlich eine ›phatische Funktion«<sup>130</sup> erfüllt, beweist nicht nur, dass *über etwas sprechen* nach 1945 problematisch war, sondern auch, dass die oberste Priorität dem

129 Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 215 ff.

130 Roman Jakobson, Closing Statement. Linguistics and Poetics, in: Thomas Albert (Hrsg.), Style in Language, Cambridge 1960, S. 350–377. Zuerst bei Bronislaw Malinowski, The Problem of Meaning in Primitive Languages [1923], in: Charles K. Ogden, The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism, New York 1936, S. 296–336.

Aufbau einer Sprechgemeinschaft galt, von der als bloß Hörende ein Großteil der Gesellschaft ausgeschlossen war. Mitnichten war das ›Gespräch‹ also die Lösung für jene ›gespaltene Gesellschaft‹, in der Täter und Opfer miteinander zu leben hatten, sondern diese »intellektuelle Infrastruktur«<sup>131</sup> reproduzierte selbst die wesentlich ältere Spaltung von Elite und Masse.

Ich habe hier versucht, darauf hinzuweisen, dass die Überhöhung von phatischen Kommunikationselementen auch ideengeschichtliche Konsequenzen hatte und die Leistung des ›Gesprächs‹ weniger in der Akkumulation von neuem informationellem Kapital bestand als im Angebot der Möglichkeit, bestehende Produktionsverhältnisse im Strukturwandel der Nachkriegszeit (Demokratie, Massenmedien, Freizeit) zu reproduzieren. Im historischen Rückblick seines 1975 erschienenen Buches über Intellektuelle hat auch Helmut Schelsky feststellen müssen, »dass die hier unterstellte Annahme, diese ›Intelligenz‹ habe keine *eigenen* sozio-ökonomischen Herrschaftsinteressen, falsch war.«<sup>132</sup> Die Zurückhaltung von Wissen, Meinungen und Ergebnissen wird sozialhistorisch ›legitimiert‹, weil nicht die klassische intellektuelle Geistesarbeit, sondern allein die Herstellung einer spezifisch rhetorischen Situation Antwort auf die Frage sein konnte, wie die Reproduktion der Produktionsverhältnisse im intellektuellen Feld nach 1945 möglich sei. Dies berücksichtigend, muss, wer die Geschichte der Intellektuellen in der frühen Bundesrepublik schreiben will, sich noch stärker an ihrer Praxis orientieren. Den Intellektuellen als Sozialtypus oder »Sozialfigur«<sup>133</sup> zu begreifen, heißt, ihn als jemanden zu verstehen, der nicht immer im Sinne der Ideengeschichte handelt, weil die Reproduktion seiner Feldposition nicht immer von der Produktion und Durchsetzung seiner Ideen abhängt. Wir Historiker\*innen müssen lernen, dass Intellektuelle nicht zu jeder Zeit mit dem zu tun haben, was *wir* unter Intellektualität verstehen. Oder anders formuliert: Dass Intellektualität ein Wissen sei, ist eine an den historischen Kontext der Wissensgesellschaft gebundene Abstraktion, die weder die Existenzweise noch die soziale Reproduktion von Intellektuellen in der frühen Bundesrepublik Deutschland erklärt. Denn genau dies ist doch zunächst Intellektualität, eine *Existenzweise*, die von Einzelfällen herzuleiten ist und sich für die Zeit um 1950/1960 durch eine *Darstellungsmacht* und nicht eine Informationsfunktion auszeichnet.

131 Van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, S. 63.

132 Helmut Schelsky, Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen, München 1977 (zuerst 1975), S. 138.

133 Hans Manfred Bock, Der Intellektuelle als Sozialfigur. Neuere vergleichende Forschungen zu ihren Formen, Funktionen und Wandlungen, in: Afs 51, 2011, S. 591–643.

ARND BAUERKÄMPER

## Elitenwechsel auf dem Land

Strukturelle Brüche und subkutane Kontinuitäten in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR, 1945–1990<sup>1</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) – ebenso wie in den anderen von der UdSSR beherrschten Staaten – eine neue Machtelite installiert, die ihrerseits die Herausbildung politisch loyaler gesellschaftlicher Führungsgruppen herbeiführte. Diese Funktionseliten sollten das zunächst vielfach noch labile Herrschaftssystem gesellschaftlich fundieren und einen umfassenden sozioökonomischen Strukturwandel auslösen.<sup>2</sup> Im Zeichen des »Antifaschismus« konzentrierte sich der politisch erzwungene Elitenwechsel zunächst auf das Bildungswesen, die Polizei und die Justiz. Die Einsetzung monopolistischer Führungsgruppen in Staat und Gesellschaft war in den osteuropäischen Staaten und in der SBZ beziehungsweise der DDR durch die leninistische »Avantgarde«-Doktrin geprägt, die den Machthabern einen uneingeschränkten Anspruch auf ideologische Wahrheit zuwies, ihnen aber auch einen hohen Erwartungsdruck hinsichtlich ihrer Regelungskompetenz und Fähigkeit auferlegte, Probleme zu lösen. Josef Stalin beschrieb im März 1939 »Kader« als »Menschen, welche die politische Linie der Partei verstehen, die diese Linie als ihre eigene Linie betrachten, die bereit sind, sie in die Tat umzusetzen, die es verstehen, sie in der Praxis zu verwirklichen, und fähig sind, diese Linie zu verantworten, zu verfechten, für sie zu kämpfen«.<sup>3</sup> Darüber hinaus bildete sich eine Spannung zwischen dem propagandistisch überhöhten egalitären Anspruch kommunistischer Regime und ihrer diktatorischen Herrschaftspraxis heraus. Diese Diskrepanz ergab sich nicht nur aus den elitären Komponenten des Marxismus-Leninismus und dem daraus abgeleiteten weitreichenden Machtmonopol, sondern auch aus den Anforderungen an Leitung und Koordination in einer modernen arbeitsteiligen Industriegesellschaft.<sup>4</sup>

1 Für Hinweise zu diesem Aufsatz danke ich Jens Schöne (Berlin) und Michael Heinz (Rostock).

2 Hans Pohl, Eliten in Wirtschaft und Gesellschaft aus historischer Perspektive, in: VSWG 88, 2001, S. 48–69, hier: S. 66. Zum Konzept der »Elite« zusammenfassend: Ursula Hoffmann-Lange, »Eliten«, in: Manfred G. Schmidt (Hrsg.), Lexikon der Politik, Bd. 3: Die westlichen Länder, München 1992, S. 83–90; Wolfgang Schluchter, Der Elitebegriff als soziologische Kategorie, in: KZfSS 15, 1963, S. 233–256; Kurt Lenk, »Elite« – Begriff oder Phänomen?, in: APuZ, 1982, H. 42, S. 27–37. Zum Begriff »Kader«: Hartmut Zimmermann, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 322–356, hier: S. 323 f.; Irmhild Rudolph, Kader – Intelligenz – Elite. Zu einigen herrschaftssoziologischen Aspekten der Sozialstruktur in der DDR, in: Deutschland Archiv, 1979, Sonderheft: 30 Jahre DDR. Zwölfte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik, 5. bis 8. Juni 1979, S. 124–126.

3 Josef Stalin, Rechenschaftsbericht an den XVIII. Parteitag über die Arbeit des ZK der KPdSU (B) 10. März 1939, in: ders., Fragen des Leninismus, Berlin (Ost) 1955, S. 797–803, hier: S. 797.

4 Vgl. Dieter Voigt/Sabine Gries, Karriereangebote, Karrieremuster und Eliterekrutierung, in: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. v. Deutschen Bundestag, Bd. III/3: Rolle und Bedeutung der Ideologie, integrativer Faktoren und disziplinierender Praktiken

In konzeptionell-terminologischer Hinsicht muss außerdem zwischen Macht- und Funktionseliten unterschieden werden. Den Kern der »Machtelite«, die durch »power over outcomes«<sup>5</sup> gekennzeichnet war, bildete in der DDR die Parteiführung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) mit den Mitgliedern des Politbüros und des Zentralkomitees (ZK) sowie den Ersten Sekretären der Bezirke. Diese Führungsspitze verfügte über das Monopol politischer Herrschaft und wurde nach sowjetischem Vorbild durch Kooptation im Rahmen des Systems der Nomenklatur rekrutiert, die Positionsverzeichnisse (Kadernomenklaturen) und die dafür vorgesehenen Personen (Nomenklaturkader) umfasste. In den 1970er- und 1980er-Jahren, als der Stellenwert der sozialistischen Ideologie für die Herrschaftslegitimation der SED zurückging, entwickelte sich die Machtelite in der DDR zu einer zunehmend abgeschlossenen Führungsgruppe mit ausgeprägt paternalistischen Herrschaftstechniken. Mit der Schließung verfestigten sich im Partei- und Staatsapparat die Karrierewege und es bildeten sich spezialisierte Herrschaftsbereiche heraus. Zugleich wuchs unter den führenden Funktionären die Konformität.<sup>6</sup>

»Funktionseliten« sind demgegenüber »Sozialaggregate, die [...] unter je spezifischen Verantwortlichkeiten stehen und bestimmte Aufgaben der Leitung, Koordination, Planung usw. haben«.<sup>7</sup> Im Gegensatz zu westlichen Industriegesellschaften waren die Funktionseliten im ostdeutschen Staatssozialismus eng an die programmati-

---

in Staat und Gesellschaft der DDR, Baden-Baden 1995, S. 1901–2033, hier: S. 1902 f., 1910, 1947 f., 2024 und 2027 f.; *Peter Hübner*, Einleitung: Antielitäre Eliten?, in: *ders.* (Hrsg.), *Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR*, Köln/Weimar etc. 1999, S. 9–35, hier: S. 13 und 22; *Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel/Peter Hübner*, »Funktionäre des schaffenden Volkes«? Die Führungsgruppen der DDR als Forschungsproblem, in: *dies.* u. a. (Hrsg.), *Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR*, Berlin 1997, S. 11–86, hier: S. 40–46; *Martin Kohli*, Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung, in: *Kaelble/Kocka/Zwahr*, *Sozialgeschichte der DDR*, S. 31–61, hier: S. 46 und 48; *Zimmermann*, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, S. 340. Allgemein: *Sigrid Meuschel*, Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt am Main 1992, S. 133 f., 183 und 202; *Rainer Geißler*, Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur gesellschaftlichen Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, Opladen 1992, S. 6–10, 89–92, 94 f. und 112–115. Zur Entwicklung der kommunistischen Kaderdoktrin: *Alfred G. Meyer*, Historical Development of the Communist Theory of Leadership, in: *Robert Barry Farrell* (Hrsg.), *Political Leadership in Eastern Europe and the Soviet Union*, London 1970, S. 5–16. Zum »Avantgarde«-Dogma: *Werner Mackenbach*, Art. »Avantgarde«, in: *Wolfgang Fritz Haug* (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 1, Hamburg 1994, Sp. 800–808; *Leo Kofler*, Art. »Elite«, in: *Wolfgang Fritz Haug* (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 3, Hamburg 1997, Sp. 268–272, hier: Sp. 270.

5 *Robert D. Putnam*, *The Comparative Study of Political Elites*, Englewood Cliffs 1976, S. 5 f. Zum Konzept der »Machtelite« vgl. auch *Charles Wright Mills*, *The Power Elite*, Oxford 1956.

6 *Tom Thieme*, *Eliten und Systemwechsel. Die Rolle der sozialistischen Parteiführungen im Demokratisierungsprozess*, Baden-Baden 2015, S. 157 f.; *Matthias Wagner*, *Gerüst der Macht. Das Kadernomenklatursystem als Ausdruck der führenden Rolle der SED*, in: *Bauerkämper/Danyel/Hübner*, *Gesellschaft ohne Eliten?*, S. 87–108. Daneben: *Gerd Meyer*, *Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker*, Tübingen 1991, insb. S. 24–31 und 319–340; *Eberhard Schneider*, *Nomenklatur*, in: *Rainer Eppelmann/Horst Möller/Günter Nooke* u. a. (Hrsg.), *Lexikon des DDR-Sozialismus. Das Staats- und Gesellschaftssystem der Deutschen Demokratischen Republik*, Paderborn/München etc. 1996, S. 656–658, hier: S. 437 f.

7 *Dietrich Herzog*, *Politische Führungsgruppen. Probleme und Ergebnisse der modernen Elitenforschung*, Darmstadt 1982, S. 3. Einflussreich hier auch die funktionalistische Elitendefinition

schen Vorgaben der Machtelite gebunden. Indem sie die Herrschaftsziele durchsetzten und implementierten, nahmen sie eine bedeutende Scharnierfunktion zwischen dem Regime und der – in ihm zumindest partiell integrierten – Bevölkerung wahr.

Die Beseitigung der Vorherrschaft traditionaler »Funktionseliten« (Otto Stammer) auf dem Land gehörte zu den wichtigsten Zielen der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und – ab April 1946 – der SED. Damit sollten konservative Kräfte entmachtet und die Landarbeiter sowie landlosen Bauern für die Kommunisten gewonnen werden. Tatsächlich beendete die Bodenreform, mit der in der SBZ ab September 1945 Großgrundbesitzer mit über 100 Hektar (ha) enteignet wurden, die Dominanz einer überkommenen Elite. Daneben verloren unter dem Zeichen des »Antifaschismus« alle führenden Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher ihr Eigentum. Im Allgemeinen mussten die Betroffenen die Dörfer, in denen sie gelebt hatten, unverzüglich verlassen. 1948 begann in der SBZ darüber hinaus die Enteignung von »Großbauern« mit mehr als 20 ha und abhängig Beschäftigten. Mit der Kollektivierung, die 1952 initiiert und 1960 offiziell vollendet wurde, schienen die Bauern ihren Einfluss in der ländlichen Gesellschaft der DDR eingebüßt zu haben. Die Vorstände – besonders die Vorsitzenden – der neuen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG), aus denen bis zu den 1970er-Jahren große, zunehmend spezialisierte Kooperationsbetriebe hervorgingen, waren als neue »Kader« (die sich freilich nicht mehr als »Elite« verstanden) in den Gemeinden vielerorts mächtiger als die Bürgermeister. Innerbetrieblich war ihnen und dem Vorstand zwar nicht formal, aber faktisch die Mitgliederversammlung untergeordnet. Buchhalter kontrollierten die Produktion und Arbeitsleistung. Insgesamt nahm der Anteil des Personals, das in der Leitung und Verwaltung arbeitete, an den ständig Berufstätigen im Agrarsektor von 1965 bis 1982 kontinuierlich von 4,4 auf 9,2 % zu.<sup>8</sup>

Der strukturelle Elitenwandel auf dem Land verdeckte allerdings subkutane Kontinuitäten. So erlangten ab den späten 1950er-Jahren frühere »Großbauern«, vor allem aber ihre Kinder, in zahlreichen LPG Führungspositionen. Dieser Befund deutet auf die Beharrungskraft »kulturellen Kapitals« (Pierre Bourdieu) auf dem Lande hin. Sogar enteignete Gutsbesitzer, die nach Westdeutschland geflohen waren, korrespondierten zum Teil noch über Jahrzehnte mit ihren früheren Landarbeitern und ihre Familienfriedhöfe wurden vielerorts weiterhin gepflegt. Zudem blieben die »Schlösser« vielerorts auch nach 1990 ein wichtiger Bezugspunkt dörflichen Lebens, wenn sie nicht abgerissen worden waren. Mentale und soziale Bindungen bestanden damit fort.<sup>9</sup>

bei Otto Stammer, Das Elitenproblem in der Demokratie, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 71, 1951, S. 1–28, insb. S. 9 und 15.

8 Michael Heinz, Von Mähdreschern und Musterdörfern. Industrialisierung der DDR-Landwirtschaft und die Wandlung des ländlichen Lebens am Beispiel der Nordbezirke, Berlin 2011, S. 333. Vgl. auch Konrad Kühne, Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG), in: *Epelmann/Möller/Nooke* u. a., Lexikon des DDR-Sozialismus, S. 374–376, hier: S. 376. Zum anti-elitären Selbstverständnis: Irene Runge, Eliten, die keine sein wollten, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 41, 1996, S. 1165–1170, insb. S. 1166.

9 Zur Korrespondenz: Ines Langelüddecke, Briefe über Grenzen. Deutsch-deutsche Beziehungen zwischen einem enteigneten Gutsbesitzer in der Bundesrepublik und seinen früheren Gutsgepöstellten in der DDR, in: *Detlev Brunner/Udo Grashoff/Andreas Kötzing* (Hrsg.), *Asymmetrisch ver-*

Auf lebensweltliche Kontinuitäten auf dem Land verweist zudem die private individuelle Hauswirtschaft der LPG-Mitglieder, die diese Parzellen und ihr Vieh oft mit erheblichem Aufwand pflegten. Auch die Vorsitzenden, welche die private Freizeitarbeit kritisierten, sahen sich außerstande, die bäuerlichen Traditionen vollständig zu brechen, zumal die Hauswirtschaften in der DDR zunehmend zur Versorgung der Bevölkerung beitrugen. Die folgende Darstellung, die auf eigenen Forschungen und neuen Publikationen basiert, zeigt die beträchtlichen Auswirkungen, aber auch die Grenzen, Paradoxien und Dilemmata des Elitenwechsels in der ländlichen Gesellschaft des ostdeutschen Staatssozialismus. Der Beitrag konzentriert sich auf die Provinz beziehungsweise (ab 1946) das Land Brandenburg sowie die Bezirke Potsdam, Frankfurt/Oder und Cottbus (von 1952 bis 1990). Er ordnet die Entwicklung in dieser Region in die übergreifenden Prozesse ein, die sich in der SBZ und ab 1949 in der DDR vollzogen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass sich die Forschung zu ländlichen Führungsgruppen seit den 1990er-Jahren deutlich abgeschwächt hat. Zudem ist die Geschichtsschreibung asymmetrisch, denn es liegen weiterhin nur wenige Beiträge zu den 1970er- und 1980er-Jahren vor, wie noch vor Kurzem hervorgehoben worden ist.<sup>10</sup>

Im Anschluss an konzeptionelle Überlegungen über »Eliten« in der DDR werden zunächst die Entmachtung der Gutsbesitzer und die Installation neuer »Kader« von 1945 bis zu den 1960er-Jahren rekonstruiert. Prozesse und Grenzen des Elitenwechsels in den Agrarbetrieben von den späten 1960er- bis zu den 1980er-Jahren stehen im Mittelpunkt des darauffolgenden Abschnitts. Der Beitrag schließt mit Überlegungen zu Widersprüchen, nicht intendierten Folgen und Problemen, die auf grundsätzlichere Aporien in der »Kaderpolitik« des SED-Regimes verweisen.

## I. »Eliten« in der DDR? Problemstellung, konzeptionelle Überlegungen und institutioneller Rahmen

Wie in den ostmitteleuropäischen Staaten, die von kommunistischen Parteien beherrscht wurden, bildeten die Entmachtung und Privilegierung von Führungsgruppen in der SBZ/DDR komplementäre Instrumente der Herrschaftspolitik und der damit verknüpften Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft. Die traditionellen adligen und bürgerlichen Führungsgruppen sollten verdrängt und neue Funktionseliten herausgebildet oder implantiert werden.<sup>11</sup> Im Elitenwechsel hatten die jeweils übergeordneten Partei- und Staatsfunktionäre besonders auf die politische

---

flochten? Neue Forschungen zur gesamtdeutschen Nachkriegsgeschichte, Berlin 2013, S. 115–130. Zum Umgang mit adligen Familienfriedhöfen: *Ines Langelüddecke*, *Alter Adel – Neues Land? Die Erben der Gutsbesitzer und ihre umstrittene Rückkehr ins postsozialistische Brandenburg*, Göttingen 2020, S. 197–240.

10 *Jens Schöne*, »Der Vertrauensverlust ist gewaltig«. Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft der DDR in den 1980er Jahren, in: Die andere Seite des »Arbeiter- und Bauernstaates«. Die DDR-Landwirtschaft und ihre Folgen. Dokumentation zur Fachtagung der Landesbeauftragten für Mecklenburg-Vorpommern für die Stasi-Unterlagen, Schwerin 2016, S. 59–74, hier: S. 73 f.

11 Hierzu schon: *Otto Stammer*, Sozialstruktur und System der Werthaltungen der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 76, 1956, S. 55–105, hier: S. 79 und 103; *ders.*, Der kleine Mann als Objekt der manipu-

Loyalität und fachliche Qualifikation zu achten.<sup>12</sup> Obwohl die KPD beziehungsweise die SED ihren Macht- und Gestaltungsanspruch letztlich durchsetzen konnten, traf die »Kaderpolitik«<sup>13</sup> als integrale Komponente sozioökonomischer Konstruktion in der Gesellschaft des Realsozialismus auf Barrieren, die sich auf dem Land bis zu den 1960er-Jahren vor allem aus der Beharrungskraft von Traditionsmilieus ergaben. Informelle soziale Beziehungen und überlieferte Werte kanalisiert die Integration neuer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Funktionseliten, begrenzten ihren Einfluss und erzwangen in der konkreten »Kaderarbeit«<sup>14</sup> Kompromisse. Darüber hinaus wirkten die sozialen Milieus auf die implantierten Führungsgruppen zurück, indem sie deren Aktivität, Selbstverständnis und Akzeptanz beeinflussten. »Kader«, die sich durch politische Loyalität, fachliche Qualifikation und die Eignung zu Führungsfunktionen auszeichnen sollten, verbanden damit Herrschaft und Gesellschaft.<sup>15</sup>

Der von der KPD und der sich zur monopolistischen Staatspartei entwickelnden SED ab 1945 vorangetriebene Elitenwechsel wurde vor allem durch das Postulat des »Antifaschismus« gerechtfertigt.<sup>16</sup> Die Bildung einer der politischen Führung weitgehend ergebenden Funktionselite war sowohl integrales Element als auch eine wichtige Triebkraft einer umfassenden Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft. Die Rekrutierung neuer Führungsgruppen als Prozess der Klientelbildung erleichterte nicht nur die Durchsetzung des Macht- und Konstruktionsanspruchs der kommunistischen Führung, sondern verlieh ihrer Herrschaft auch im Lebensalltag praktische Geltung. Vielfach schon ausgebildet in neuen Institutionen wie

---

lierten Meinungsbildung in der Sowjetzone. Vortrag, gehalten am 6. Mai 1952 im Ferienkurs der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin 1953, S. 10 und 12. Allgemein auch: *Jürgen Kocka*, Eine durchherrschte Gesellschaft, in: *ders./Kaelble/Zwahr*, Sozialgeschichte der DDR, S. 547–553, hier: S. 548 f.

- 12 *Heinrich Best*, Sozialismus in der DDR: ein Feldexperiment mit paradoxalem Ergebnis, in: *Historical Social Research* 28, 2003, S. 128–160, hier: S. 139; *Arnd Bauerkämper*, Loyale »Kader«? Neue Eliten und die SED-Gesellschaftspolitik auf dem Lande von 1945 bis zu den frühen 1960er Jahren, in: *AFS* 39, 1999, S. 265–298.
- 13 Vgl. *Dieter Voigt/Werner Voß/Sabine Meck*, Sozialstruktur der DDR. Eine Einführung, Darmstadt 1987, S. 245–247. Zur »Kaderpolitik« und zum Nomenklatursystem in der DDR vgl. *Dieter Voigt/Lothar Mertens*, Kader und Kaderpolitik, in: *Eppelmann/Möller/Nooke* u. a., Lexikon des DDR-Sozialismus, S. 322–324, hier: S. 323; *Zimmermann*, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, S. 327–340; *Meyer*, Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker, S. 87–93.
- 14 »Kaderarbeit« umfasste in der DDR besonders die »zielstrebige Auswahl, Erziehung, Qualifizierung und die richtige Verteilung der Kader auf die Schwerpunkte der Arbeit [...]. Das erfordert, die Kader mit einem fundierten Wissen des Marxismus-Leninismus auszurüsten und sie zu sozialistischen Persönlichkeiten zu erziehen, die im Interesse der sozialistischen Gesellschaft und zum Wohle der werktätigen Menschen wirken.« Vgl. *Willi Ehlert/Heinz Joswig/Willi Luchterhand* (Hrsg.), Wörterbuch der Ökonomie Sozialismus, Berlin (Ost) 1973, S. 453 f. Zusammenfassend: *Dieter Voigt*, Kaderarbeit in der DDR, in: *Deutschland Archiv* 5, 1972, S. 174–185; *Voigt/Mertens*, Kader und Kaderpolitik, S. 323.
- 15 *Zimmermann*, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, S. 348–351.
- 16 Zu den ambivalenten Folgewirkungen des »Antifaschismus« für die Elitenbildung in der DDR vgl. *Jürgen Danyel*, Die unbescholtene Macht. Zum antifaschistischen Selbstverständnis der ostdeutschen Eliten, in: *Hübner*, Eliten im Sozialismus, S. 67–85; *Bauerkämper/Danyel/Hübner*, »Funktionäre des schaffenden Volkes«?, S. 30 f.

den »Arbeiter- und Bauernfakultäten« und sozialisiert in der »Freien Deutschen Jugend«, eröffneten sich zuvor unterprivilegierten Gesellschaftsschichten durch die Entmachtung traditionaler Führungsgruppen vor allem bis zu den 1950er-Jahren ebenso weitreichende wie unerwartete Karrierechancen.<sup>17</sup>

Während die Aufstiegsmobilität in die Machtelite mit der zunehmenden Abschließung und Isolierung der Altfunktionäre seit den späten 1950er-Jahren deutlich zurückging, vollzog sich in den Funktionsebenen offenbar ein tiefgreifender Generationswechsel, der durch die Aufwertung fachlicher Qualifikation erleichtert wurde.<sup>18</sup> In den 1960er-Jahren bildeten sich in der DDR aber keine »institutionalisierte[n] Gegen-Eliten«<sup>19</sup> aus administrativ-technischen Fachleuten heraus. Die »neue Klasse« der Funktionsebenen in Wirtschaft und Gesellschaft blieb vielmehr eng in das kommunistische Herrschaftssystem eingebunden, mit dem sie sich weitgehend identifizierte. Zudem nahm die Aufstiegsmobilität auch in die Funktionsebenen seit den frühen 1970er-Jahren ab. Das Handeln gesellschaftlicher Führungskräfte war aber nicht ausschließlich von der politischen Bindung an das SED-Regime bestimmt, sondern es wurde auch von den jeweiligen Bedingungen in konkreten Aktionsräumen beeinflusst. So war das Leitungspersonal in den landwirtschaftlichen Betrieben gleichermaßen mit den Vorgaben der übergeordneten Parteileitungen und den Erwartungen der Belegschaften konfrontiert. Funktionsebenen agierten deshalb auch im Agrarsektor in einer *Sandwich*-Position, in der sie zwischen den übergeordneten Machteliten und der Bevölkerung vermittelten. Daraus resultierten Handlungsspielräume, die wegen der Sanktionsmacht der SED-Führung und der Beharrungskraft lokaler sozialer Beziehungen aber eng begrenzt blieben. Zudem mussten Leitungskräfte in den landwirtschaftlichen Betrieben Arbeitsniederlegungen oder die Abwanderung von Beschäftigten befürchten, wenn sie gegen Verfehlungen wie Bummelerei oder Alkoholkonsum vorgingen.<sup>20</sup>

Übergeordnet war den deutschen »Kadern« bis zu den 1950er-Jahren die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD, 1945–1949) und die Sowjetische Kontrollkommission (1949–1953). Die Partei- und Staatsführung der UdSSR be-

17 Hierzu exemplarisch die Hinweise bei Gert Noack, Die Rolle der FDJ beim Elitenwechsel in der SBZ/DDR, in: Helga Gotschlich/Katharina Lange/Edeltraud Schulze (Hrsg.), Aber nicht im Gleichschritt. Zur Entstehung der Freien Deutschen Jugend, Berlin 1997, S. 133–138. Zur Transformationspolitik und ihren Folgen am Beispiel Brandenburgs vgl. Arnd Bauerkämper, Gesellschaft und Kultur, in: Michael Bienert/Hermann Wentker (Hrsg.), Das Land Brandenburg in der SBZ und frühen DDR (1945–1952), Berlin 2021, S. 477–552.

18 Zimmermann, Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR, S. 326; Lutz Niethammer, Erfahrungen und Strukturen. Prolegomena zu einer Geschichte der Gesellschaft der DDR, in: Kaelble/Kocka/Zwahr, Sozialgeschichte der DDR, S. 95–115, hier: S. 104 f. und 107 f.

19 Peter Christian Ludz, Parteilite im Wandel. Funktionsaufbau, Sozialstruktur und Ideologie der SED-Führung. Eine empirisch-systematische Untersuchung, Köln/Opladen 1968, S. 43.

20 George Last, Rural Functionaries and the Transmission of Agricultural Policy: The Case of Bezirk Erfurt from the 1960s to the 1970s, in: Mary Fulbrook (Hrsg.), Power and Society in the GDR 1961–1979. The »Normalisation« of Rule?, Oxford/New York 2009, S. 76–101, hier: S. 76, 79, 85 und 94; Heinz, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 385–387. Allgemein zur Abnahme der Aufstiegsmobilität: Ralph Jessen, Mobility and Blockade during the 1970s, in: Konrad Jarausch (Hrsg.), Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR, Oxford/New York 1999, S. 341–360, hier: S. 346–350.



stimmte das Personal dieser Institutionen. Während das Zentralkomitee der KPD (1945/46) zunächst nur geringen Einfluss auf die Auswahl der Führungskräfte hatte, gewannen der Parteivorstand (1946–1950) und das anschließend gebildete Zentralkomitee (ZK) der SED mit seinem Politbüro als wichtigstem Führungsorgan in der »Kaderpolitik« einen wachsenden Stellenwert. Die SED-Führung lehnte nun wiederholt auch eine ungeprüfte Übernahme von Vorbildern und Erfahrungen aus der Sowjetunion ab. Im Parteivorstand und im ZK wurden jeweils Abteilungen für Landwirtschaft gebildet. Den Spitzengremien von KPD und SED waren die Deutsche Zentralverwaltung für Land- und Forstwirtschaft beziehungsweise die Hauptverwaltung Land- und Forstwirtschaft in der Deutschen Wirtschaftskommission unter ihrem Präsidenten Edwin Hoernle (1945–1949) und das im Oktober 1949 gebildete Ministerium für Land- und Forstwirtschaft (seit 1960: Ministerium für Landwirtschaft, Erfassung und Forstwirtschaft) lediglich formal gleichgestellt.<sup>21</sup>

Zwar konnte das Ministerium die SED-Politik durchaus beeinflussen. In den 1950er-Jahren gewann vor allem der Staatssekretär und stellvertretende Minister Kurt Siegmund eine Schlüsselstellung. Allerdings gelang es den führenden Parteifunktionären nicht, ihren Herrschaftsanspruch im Ministerium vollständig durchzusetzen, obwohl im Oktober 1959 bereits 76 % der Mitarbeiter von Referenten aufwärts der SED angehörten. Demgegenüber hatten sich 28 Personen, die im Ministerium Leitungspositionen innehatten, im »Dritten Reich« der NSDAP – und einige auch der SA – angeschlossen. Es handelte sich allerdings mit wenigen Ausnahmen (wie dem Landwirtschaftsminister Karl-Heinz Bartsch) um nominelle Parteimitglieder. 22 dieser »Kader« waren von 1952 bis 1958 rekrutiert worden. Einige führende Mitarbeiter – so die späteren Minister Hans Reichelt und Bruno Lietz sowie der Hauptabteilungsleiter Fritz Weißhaupt – verschwiegen ihre NS-Vergangenheit. Zehn ehemalige »Parteigenossen«, die als leitende »Kader« im Ministerium arbeiteten, konnten sich überzeugend vom Nationalsozialismus distanzieren, so mit dem Hinweis auf Schulungskurse in Antifa-Lagern in der UdSSR. Viele ehemalige NSDAP-Mitglieder wurden im Ministerium geduldet und sogar geschützt, weil neu rekrutierte, politisch loyale Abteilungsleiter fachlich mit ihren Aufgaben überfordert waren und abgelöst werden mussten. Aus diesem Grund, aber auch wegen Überprüfungen des Personals und der Flucht in die Bundesrepublik war die Fluktuation im Ministerium vor allem bis 1961 hoch.<sup>22</sup> Auch in der Landwirtschaftsabteilung des ZK arbeiteten bis zu den frühen 1960er-Jahren frühere »Parteigenossen«. So wurde Ernst Großmann, der in der thüringischen Gemeinde Merxleben auch eine LPG leitete, 1959 abgesetzt. Er hatte als SS-Führer der Wachmannschaft des Konzentrationslagers Sachsenhausen angehört und war dennoch in das Führungsorgan

21 Elke Scherstjanoi, SED-Agrarpolitik unter sowjetischer Kontrolle 1949–1953, München 2007, S. 152, 597–600 und 607; Werner Müller, Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), in: Martin Broszat/Hermann Weber (Hrsg.), SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949, München 1990, S. 440–459; Werner Müller, Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED), in: ebd., S. 481–514.

22 Angaben nach Daniela Munkel/Ronny Heidenreich, Das DDR-Landwirtschaftsministerium – Politik und Personal, in: Horst Möller/Joachim Bitterlich/Gustavo Corni u. a. (Hrsg.), Agrarpolitik im 20. Jahrhundert. Das Bundeswirtschaftsministerium und seine Vorgänger, Berlin 2020, S. 515–647, hier: S. 582 und 595–597.

der SED aufgestiegen. Berichte in westdeutschen Medien über die NS-Vergangenheit von Führungskräften in der DDR drohten im Kalten Krieg jeweils den »antifaschistischen« Legitimationsanspruch zu diskreditieren, sodass sich die Parteiführung in diesen Fällen gezwungen sah, einzugreifen.<sup>23</sup>

## II. Elitenwechsel im Strukturwandel bis zu den frühen 1960er-Jahren. Die Entmachtung traditionaler dörflicher Eliten und neue Führungspersonen auf dem Land

### *Die Entmachtung der Gutsbesitzer und dörflicher Honoratioren 1945/46*

Schon unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg enthoben die SMAD und die KPD in der SBZ Nationalsozialisten ihrer Positionen in den Gemeindevertretungen und örtlichen Verwaltungen. So wies der Erste Vizepräsident der brandenburgischen Provinzialverwaltung, Bernhard Bechler, die Landräte und Oberbürgermeister am 17. Juli 1945 an:

»Im Laufe dieses Monats sind etwa noch vorhandene Angehörige der Partei aus allen Stellen der Selbstverwaltung zu entfernen. [...] Dabei kann es passieren, selbstverständlich, daß die Sache nicht gleich so gut organisiert läuft wie es sein müßte und es mit Fachbeamten der Fall wäre. Aber es ist wohl besser, wir haben keine glänzende Organisation, sondern eine klare politische Linie.«<sup>24</sup>

Nach dieser Vorgabe und den Plänen, die von der KPD-Führung schon in ihrem Moskauer Exil vorbereitet und unter anderem in den »Richtlinien für die Arbeit der deutschen Antifaschisten in dem von der Roten Armee besetzten deutschen Gebiet« vom 5. April 1945 fixiert worden waren, wurden in den Dörfern »Antifaschisten«, die sich im »Dritten Reich« zumindest nicht diskreditiert hatten, als Bürgermeister eingesetzt. Den Elitenwechsel in den Gemeinden bestimmten letztlich die sowjetischen Militärbehörden und die führenden Funktionäre der KPD beziehungsweise der SED. Dabei griffen sie zum Teil auf Erfahrungen zurück, die sie in der UdSSR gewonnen hatten, aber an die spezifischen Bedingungen auf dem Land in der SBZ anpassten.<sup>25</sup> So hatten in der Provinz Brandenburg bis zum 10. September 1946 schon 10,6 % der Bürgermeister ihre Führungspositionen eingebüßt, davon 43,9 % aus politischen Gründen. Zudem war jeweils rund die Hälfte der Landräte, Kreisräte und Oberbürgermeister abgelöst worden.<sup>26</sup>

23 *Barbara Schier*, Alltagsleben im »sozialistischen Dorf«. Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik (1945–1990). Münster/New York 2001, S. 145–150.

24 Berichte der Landes- und Provinzialverwaltungen zur antifaschistisch-demokratischen Umwälzung 1945/46, Berlin (Ost) 1989, S. 69.

25 Berichte der Landes- und Provinzialverwaltungen, S. 252 f. und 359. Zur Entwicklung in der UdSSR als Hintergrund: *Stephan Merl*, Sozialer Aufstieg im sowjetischen Kolchossystem der 30er Jahre? Über das Schicksal der bäuerlichen Parteimitglieder, Dorfsowjetvorsitzenden, Posteninhaber in Kolchosen, Mechanisatoren und Stachanowleute, Berlin 1990, insb. S. 250–262.

26 Zur Bilanz der Entlassungen im September 1946: *Hans-Joachim Schreckenbach*, Der Aufbau einer neuen Verwaltung in Brandenburg im Jahr 1945, in: *Werner Stang* (Hrsg.), Brandenburg im Jahr 1945. Studien, Potsdam 1995, S. 223–264, hier: S. 257. Vgl. auch *Klaus Scheel*, Veränderungen der

Mit den Gutsbesitzern entmachtete die KPD in der SBZ zudem eine Gesellschaftsgruppe, die im 19. Jahrhundert von einem feudalen Stand in eine »neue Klasse von Rittergutsunternehmern« übergegangen war. Nachdem sowjetische Truppen bereits in den ersten Tagen und Wochen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Bauernhöfe und Güter beschlagnahmt hatten, begann im Spätsommer die Bodenreform, die der Vorsitzende der KPD, Wilhelm Pieck, am 2. September 1945 verkündete. Gemeindebodenkommissionen konfiszierten unter Aufsicht der übergeordneten Kreisgremien und der Landesbodenkommissionen das Eigentum der »Junker« mit mehr als 100 ha Grundbesitz. Außerdem enteigneten sie führende Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher. Bis zum 1. Oktober 1947 wurden in der SBZ 7.049 Betriebe mit jeweils über 100 ha beschlagnahmt. Davon befanden sich 27,9 % in Mecklenburg und 23,8 % in Brandenburg. Den erfassten Bodenfonds von insgesamt 1,15 Millionen Hektar, die Gebäude, das Inventar und Vieh bewirtschafteten Staatsbetriebe, überwiegend aber Neubauern. Am 1. Januar 1950, als die Bodenreform abgeschlossen war, hatten von den Flächen, welche die Kommissionen einzelnen Personen übereignet hatten, landlose Bauern und Landarbeiter 42,6 % und Vertriebene (»Umsiedler«) 34,9 % erhalten. Allerdings waren die Parzellen dieser Neubauern so klein, dass sie sich zwar überwiegend selbst versorgen, aber kaum für den Markt produzieren konnten. Zudem handelt es sich um gebundenes Eigentum, das nicht verkauft, hypothekarisch belastet, verpachtet oder geteilt werden durfte.<sup>27</sup>

Ogleich einzelne von ihnen als Inspektoren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eingesetzt wurden oder vorübergehend sogar wieder Landparzellen erhielten, ging der Einfluss der enteigneten Gutsherren, die noch in ihren Heimatdörfern lebten, nach ihrer Enteignung erheblich zurück. Ihre undifferenzierte Entmachtung als »Klasse«, deren »wirtschaftliche Wurzel« beseitigt werden sollte, war einem »Antifaschismus«-Konzept geschuldet, das die Produktionsverhältnisse im Kapitalismus als Nährboden des Nationalsozialismus deutete und weniger auf das individuelle Verhalten im »Dritten Reich« als auf die politischen Ziele der KPD 1945 abstellte. Insofern bereitete die Bodenreform mittelfristig einem tiefgreifenden Elitenwechsel auf dem Land den Weg. Die Enteignung der Gutsbesitzer nach den Bodenreformverordnungen, durch sowjetische Tribunalurteile oder die SMAD-Befehle Nr. 124 und 64 (die jeweils landwirtschaftliches Eigentum erfassten) führte

---

Lebenslage der deutschen Zivilbevölkerung in der Provinz Brandenburg vor dem Kriegsende 1945, in: *Fritz Petrick* (Hrsg.), *Kapitulation und Befreiung. Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa*, Münster 1997, S. 44. Die offiziellen Angaben zu der Zahl entlassener Bürgermeister variierten deutlich. Vgl. *Fritz Reinert*, *Brandenburgs Parteien 1945–1950. Möglichkeiten und Grenzen kooperativer Politik*, Potsdam 1995, S. 83 (Anm. 182).

27 *Wolfgang Zank*, *Wirtschaft und Arbeit in Ostdeutschland 1945–1949. Probleme des Wiederaufbaus in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*, München 1987, S. 153–161. Angaben nach *Arnd Bauerkämper*, *Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963*, Köln/Weimar etc. 2002, S. 241 und 244; *Hannes C. Löhr*, *Der Kampf um das Volkseigentum. Eine Studie zur Privatisierung der Landwirtschaft in den neuen Bundesländern durch die Treuhandanstalt (1990–1994)*, Berlin 2002, S. 166. Zur Eigentumsform vgl. *Arnd Bauerkämper*, *Kontinuität und Auflösung der bürgerlichen Rechtsordnung. Landwirtschaftliches Bodeneigentum in Ost- und Westdeutschland (1945–1999)*, in: *Hannes Stegrist/David Sugarman* (Hrsg.), *Eigentum im internationalen Vergleich (18.–20. Jahrhundert)*, Göttingen 1999, S. 109–134, hier: S. 123 f.

vor allem in Mecklenburg und Brandenburg auf dem Land ein Vakuum herbei, ohne dass es damit unmittelbar zu einem weitreichenden Austausch der Führungsgruppen kam. So nutzten KPD-Funktionäre das Ansehen von Pfarrern als traditionale dörfliche Honoratioren, die aufgefordert wurden, an der Aufteilung des Landes teilzunehmen und damit die Bodenreform zu legitimieren. Als Entnazifizierungsmaßnahme deklariert, erleichterte die Entmachtung der Gutsbesitzer die 1952 begonnene Kollektivierung der Landwirtschaft funktional, ohne sie direkt zu verursachen.<sup>28</sup>

### **Neue Eliten nach der Bodenreform?**

Ein umfassender Elitenwechsel blieb in den Dörfern in den ersten Nachkriegsjahren aus, weil die Neubauern als neue Gesellschaftsgruppe ökonomisch schwach waren und zudem bis zu den 1950er-Jahren sozial marginalisiert blieben. Das materielle Gefälle zwischen Alteingesessenen und »Umsiedlern«, aber auch die soziokulturellen Unterschiede – vor allem hinsichtlich der Sprache und Lebensgewohnheiten – drängten besonders die Flüchtlinge in dörflichen Milieus in eine Randstellung. Sie waren damit zumindest bis zur Kollektivierung von Führungspositionen ausgeschlossen. Nur in Dörfern, die ausschließlich von Vertriebenen bewohnt waren, konnten Flüchtlinge unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in Leitungspositionen aufrücken, besonders in den Ortsausschüssen der im November 1947 gegründeten »Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe« (VdgB). Andererseits hatte mit den Neubauern immerhin eine implantierte gesellschaftliche Gruppe Land übernommen, die von den neuen Machthabern in der SBZ mobilisiert werden konnte, um eine Rückkehr der enteigneten Gutsbesitzer zu verhindern. Zudem gewannen die neuen Stelleninhaber in den Gemeinden und Kreisen bei der Absetzung von Führungskräften wie Bürgermeistern und Landräten, die sich dem Herrschaftsan-

28 *Jens Murken*, »Ein Genosse muß sauber, blitzsauber dastehen!« Zum Legitimitätspotential des kommunistischen Regimes innerhalb der ländlichen Gesellschaft Mecklenburg-Vorpommerns 1945, in: *Damian van Melis* (Hrsg.), *Sozialismus auf dem platten Land. Tradition und Transformation in Mecklenburg-Vorpommern von 1945 bis 1952*, Schwerin 1999, S. 261–279, hier: S. 266–268; *Tim Möhlenbrock*, *Kirche und Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) 1945–1949. Eine Untersuchung über das Verhalten der Evangelischen Landeskirchen und der Katholischen Kirche während der »demokratischen Bodenreform« in der SBZ unter Berücksichtigung der Auswirkungen der Bodenreform auf das kirchliche Vermögen*, Frankfurt am Main 1997, S. 261 f., 271, 311, 313, 325 f. und 328. Zum Verhältnis von »Antifaschismus« und Enteignung der Gutsbesitzer vgl. *Werner Bramke*, *Neuordnung der Nachkriegsverhältnisse in Ostdeutschland aus dem Geist des Widerstandes*, in: *Peter Steinbach/Johannes Tüchel* (Hrsg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Berlin 1994, S. 582–596, hier: S. 593; *Arnd Bauerkämper*, *Der verlorene Antifaschismus. Die Enteignung der Gutsbesitzer und der Umgang mit dem 20. Juli 1944 bei der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone*, in: *ZfG* 42, 1994, S. 623–634, hier: S. 632 f.; *Torsten Hartisch*, *Die Enteignung von »Nazi- und Kriegsverbrechern« im Land Brandenburg. Eine verwaltungsgeschichtliche Studie zu den SMAD-Befehlen Nr. 124 vom 30. Oktober 1945 bzw. Nr. 64 vom 17. April 1948*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1998, S. 13–17, 76 und 105–108.

spruch der deutschen Kommunisten wideretzten, als Akklamationsbasis politisch eine wichtige Legitimationsfunktion.<sup>29</sup>

Jedoch wandten sich in der SBZ in den späten 1940er-Jahren offenbar viele Neubauern von der SED ab, weil die ökonomische Lage dieser Gesellschaftsgruppe trotz wirtschaftlicher Hilfen prekär und ihre Integration in die ländliche Gesellschaft begrenzt blieben. Da Sozialprestige in den Gemeinden überwiegend weiterhin an Besitz (besonders von Land) gebunden war, stiegen in der unmittelbaren Nachkriegszeit lediglich wenige Neubauern in dörfliche Führungspositionen auf. Organisationen wie die Gemeindebodenkommissionen und die Ortsausschüsse der VdGB waren nur bedingt Rekrutierungsorgane neuer Funktionseliten. Erst mit der erzwungenen Eingliederung der Raiffeisengenossenschaften in den späten 1940er-Jahren und der Bildung der »VdGB/Bäuerlichen Handelsgenossenschaft« (BHG) 1950 wurden systematischer Führungskräfte gewonnen, sodass die VdGB ihre »Kaderarbeit« verstärkte. Die 1949 eröffnete zentrale Bauernhochschule in Paretz und die Landesbauernschulen widmeten sich der Ausbildung von Funktionären, die der Organisation im SED-Regime institutionelle Stabilität verleihen sollten. In den frühen 1950er-Jahren wurden die Kreis- und Ortsvorstände der VdGB vorübergehend auch durch die Aufnahme von Industriearbeitern gestärkt, die sich zur Arbeit in Leitungspositionen auf dem Land verpflichtet hatten. Zudem ersetzten gewerbliche Arbeiter örtliche BHG-Sekretäre, die als politisch unzuverlässig oder fachlich ungeeignet galten. Diesen Umbruch führten die Parteiaufgebote »Industriearbeiter zur Demokratisierung des Dorfes« und »Funktionäre aufs Land« herbei. Darüber hinaus verstärkte die Anordnung des ZK der SED zur »Aufstellung eines Aufgebots von 2000 erfahrenen Parteiarbeitern für das Dorf« vom 10. August 1951 die Rekrutierung zur Arbeit in Führungspositionen in ländlichen Gemeinden. Die Fluktuation unter den neuen Kräften war aber enorm hoch, da die geringe Bezahlung und die schlechten Arbeitsbedingungen auf dem Land viele der gewonnenen Industriearbeiter abstießen. Überdies war der Transfer des Leitungspersonals von den Kreissekretariaten der VdGB/BHG völlig unzureichend vorbereitet und koordiniert worden. Mit seiner Direktive zu der gezielt inszenierten Kampagne »Industriearbeiter aufs Land« vom 23. April 1953 suchte das ZK der SED nicht nur diese Probleme zu beseitigen, sondern auch die Transformation der Agrarwirtschaft (zu Kollektivbetrieben) und der ländlichen Gesellschaft voranzutreiben. Dazu wurden auch »Kader« in ländliche Regionen geschickt. Allerdings scheiterte die Aktion wegen der anhaltenden Koordinationsprobleme, des Mangels an Wohnraum und der relativ geringen Entlohnung. Auch trafen die ortsfremden Leitungskräfte in den Dörfern oft auf Ablehnung, sodass ihre soziale Integration schwierig und langwierig war.<sup>30</sup>

---

29 Jochen-Christoph Kaiser, Klientelbildung und Formierung einer neuen politischen Kultur. Überlegungen zur Geschichte der Bodenreform in Thüringen, in: Arnd Bauerkämper (Hrsg.), »Junkerland in Bauernhand«? Durchführung, Auswirkungen und Stellenwert der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone, Stuttgart 1996, S. 119–131.

30 Dazu detailliert: Gregory R. Witkowski, The Campaign State. Communist Mobilizations for the East German Countryside, 1945–1990, De Kalb 2017, S. 53–155; Dierk Hoffmann, Aufbau und Krise der Planwirtschaft. Die Arbeitskräftelenkung in der SBZ/DDR 1945 bis 1963, München 2002, S. 516–520 und 548. Exemplarisch: Schier, Alltagsleben im »sozialistischen Dorf«, S. 138 f.; Heinz, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 425 f.

Ebenso wie die VdgB, die nach dem Beginn der Kollektivierung ihren politischen Einfluss bis zu den 1980er-Jahren weitgehend verlor, sollte die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD) ab 1948 zu einem wichtigen Rekrutierungsorgan von Führungspersonen auf dem Land werden. Vorsitzender der neuen Partei war bis 1982 der ehemalige Knecht Ernst Goldenbaum, der 1920 der KPD beigetreten war.<sup>31</sup> Auf Druck der SMAD konstituiert, wurde der DBD-Führung auferlegt, parteilose und enttäuschte Bauern zu gewinnen, der CDU möglichst viele Mitglieder zu entziehen und »diejenigen Elemente [zu] stärken und unter ihren Einfluss [zu] bringen, die aufgrund einer ganzen Reihe von Bedingungen für die Sozialistische Einheitspartei noch nicht reif sind«. In den Ortsvorständen der Partei verfügten »werktätige« Bauern in der DDR 1951 mit 65,3 % numerisch über eine deutliche Mehrheit, aber noch 1952 waren »Großbauern« mit einem Anteil von 4,6 % in den örtlichen Leitungsgremien der DBD vertreten, bevor diese Landwirte mit mehr als 20 ha 1952/53 sukzessive aus der Partei ausgeschlossen wurden. Die Anziehungskraft der DBD auf Neubauern blieb jedoch offenbar begrenzt, denn noch im Juni 1954 stellte diese Gesellschaftsgruppe in Brandenburg lediglich 23 %, alteingesessene Landwirte dagegen rund 28 % der Parteimitglieder.<sup>32</sup>

Nachdem die DBD im November 1949 ihre zentrale Parteihochschule »Thomas Müntzer« in Borkheide bei Belzig eröffnet hatte und daraufhin die Schulung der Funktionäre intensiviert worden war, wurde die Partei in den 1950er-Jahren zu einem Sammelbecken der Funktionseliten in den Agrarbetrieben und den ihnen übergeordneten Landwirtschaftsverwaltungen. Da in der ersten Kollektivierungsphase 1952/1953 die Mehrheit der LPG-Vorsitzenden in Mecklenburg und Brandenburg bereits der SED angehörte, erlaubte die Staatspartei der DBD ab Mai 1953, Mitglieder in den Produktionsgenossenschaften zu werben. In einzelnen dieser Betriebe wurden Angehörigen der Bauernpartei, in der nun junge »Kader« aufstiegen,

31 *Michael Heinz*, Ernst Goldenbaum, in: Historische Kommission für Mecklenburg (Hrsg.), Biographisches Lexikon für Mecklenburg. Bd. 8, Schwerin 2016, S. 102–109.

32 Zitat: Bericht der Informationsverwaltung der SMAD vom 9. März 1949, in: *Bernd Bonwetsch/Gennadij Bordjugov/Norman M. Naimark* (Hrsg.), Sowjetische Politik in der SBZ 1945–1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjul'panov, Bonn 1998, S. 205. Angaben zur Sozialstruktur der DBD bei *Theresia Bauer*, Blockpartei und Agrarrevolution von oben. Die Demokratische Bauernpartei Deutschlands 1948–1963, München 2003, S. 356; *Christel Nehrig*, Rolle, Bedeutung und Wirkungsmöglichkeiten der Blockparteien. Die DBD, in: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung der Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. v. Deutschen Bundestag, Bd. II/4: Machtstrukturen und Entscheidungsmechanismen im SED-Staat und die Frage der Verantwortung, Baden-Baden 1995, S. 2375–2398, hier: S. 2397; *Detlef Kotsch*, Karrierewege in Brandenburg nach dem Zweiten Weltkrieg. Entstehung und Etablierung der neuen Eliten in den Jahren 1945–1960, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 47, 1996, S. 149–191, hier: S. 168 f.; *Bernhard Wernet-Tietz*, Bauernverband und Bauernpartei. Die VdgB und die DBD 1945–1952. Ein Beitrag zum Wandlungsprozeß des Parteiensystems der SBZ/DDR, Köln 1984, S. 590. Zur Gründung und Entwicklung der DBD vgl. auch *Jens Schöne*, Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen und Agrarpolitik in der SBZ/DDR 1945–1950/51, Stuttgart 2000, S. 35–40; *Adolf Weber*, Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse und der Produktionsstruktur in der Landwirtschaft der DDR, in: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung der Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), Bd. II/4: Machtstrukturen und Entscheidungsmechanismen im SED-Staat und die Frage der Verantwortung, S. 2809–2888, hier: S. 2849–2852.

sogar schon Leitungspositionen übertragen. Die Vorsitzenden, die der Bauernpartei angehörten, wiesen oft fachliches Wissen auf. Nachdem die Landwirtschaftsabteilungen der Räte der Kreise und Bezirke in den 1950er-Jahren zunehmend qualifizierte DBD-Mitglieder aus dem Führungspersonal der neuen Agrarbetriebe rekrutiert hatten, rückten einzelne LPG-Vorsitzende nach dem Mauerbau im Generationswechsel sogar in den Parteivorstand auf, den zuvor SED-Funktionäre dominiert hatten. 1965 arbeiteten in der DDR zudem rund 15.000 DBD-Mitglieder in Gemeindevertretungen, wo sie sich vielerorts für eine konkrete Verbesserung des Alltagslebens, der Arbeitsbedingungen und Wohnverhältnisse einsetzten. 1988 gehörten schließlich 1.500 Bürgermeister und 1.000 LPG-Vorsitzende der DBD an. Insgesamt war die Bauernpartei in den 1980er-Jahren in vielen Dörfern so stark verwurzelt, dass sie hier einflussreiche »Kader« stellte. Diese betrachtete die SED-Führung durchaus als Konkurrenz.<sup>33</sup>

### ***Das Leitungspersonal von Volkseigenen Gütern, Maschinen-Ausleih-Stationen beziehungsweise Maschinen-Traktoren-Stationen und Elitenwechsel bis 1961***

Als neue Agrarbetriebe verschoben die Maschinen-Ausleih-Stationen (MAS; ab 1948) beziehungsweise Maschinen-Traktoren-Stationen (MTS; ab 1952) sowie die Landesgüter beziehungsweise Volkseigenen Güter (VEG) in der SBZ und frühen DDR die institutionelle Basis der dörflichen Eliten. Während Führungspositionen in den traditionellen Gremien der lokalen Selbstverwaltung seit den 1950er-Jahren rapide an Gewicht verloren und das Privateigentum als Kriterium sozialer Ungleichheit ebenso zurücktrat wie als Voraussetzung gesellschaftlichen Prestiges, beeinflusste das Leitungspersonal der neuen staatlichen Betriebe nachhaltig die Entwicklung der ländlichen Gemeinden. Die Direktoren sahen sich jeweils auch mit sicherheitspolitischen Aufgaben konfrontiert, da den MTS und VEG ebenso wie den LPG jeweils »Selbstschutzgruppen« und »Sicherheitsabschnitte« zugeordnet wurden, die Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei leiteten. Die Leiter der Agrarbetriebe kontrollierte zudem das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), das besonders nach dem Volksaufstand 1953 und in den frühen 1960er-Jahren auf dem Land nach »Feinden« suchte. Die Mitarbeiter des MfS beurteilten in ihren Berichten an die Bezirksverwaltungen oft detailliert die Führungsarbeit in den Betrieben. Dafür

---

33 *Bauer*, Blockpartei und Agrarrevolution von oben, S. 353 f., 364 und 373; *Konrad Kühne*, Demokratische Bauernpartei Deutschlands, in: *Eppelmann/Möller/Nooke* u. a., Lexikon des DDR-Sozialismus, S. 154 f.; *Christel Nehrigh*, Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD), in: *Gerd-Rüdiger Stephan/Andreas Herbst/Christine Krauss* u. a. (Hrsg.), Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch, Berlin 2002, S. 343–365, hier: S. 348 f., 354 f. Zur Rekrutierung von DBD-Mitgliedern in den 1950er-Jahren die Analyse vom 15. November 1957 in: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam (BLHA), Rep. 730, Nr. 1166. Zur Ausbildung von Nachwuchskräften vgl. *Wernet-Tietz*, Bauernverband und Bauernpartei, S. 131–133. Aufstellung der LPG-Vorsitzenden vom 9. Oktober 1952, BLHA, Rep. 530, Nr. 1421. Zu den LPG-Vorsitzenden im Bezirk Potsdam die Liste vom 11. September 1961, BLHA, Rep. 530, Nr. 1372. Zur Parteizugehörigkeit der LPG-Vorsitzenden in Mecklenburg und Brandenburg 1952 die Listen in: Bundesarchiv, Berlin (BArch), DK-1, Nr. 5885, Bl. 110; DK-1, Nr. 5887, Bl. 5, 12, 32–37, 65, 82, 105 f. und 137 f.; BLHA, Rep. 601, Nr. 2649, Tabelle vom 21.11.52.

nutzten sie von 1952 bis 1955 in den Politischen Abteilungen der MTS, in denen stellvertretende Leiter in diesen Jahren vielfach zugleich Stasi-Mitarbeiter waren, zahlreiche Informanten.<sup>34</sup> Zudem wurden die Dörfer zunehmend in die überlokale Siedlungspolitik eingebunden, besonders mit dem Übergang zur »Territorialplanung« seit 1952, die mit der zentralen Volkswirtschaftsplanung verknüpft wurde.<sup>35</sup>

Am deutlichsten veränderte in den 1950er-Jahren aber der Beginn der Kollektivierung das Arbeitsfeld der »Kader« in der Landwirtschaft. Nunmehr bestimmten in den einzelnen Gemeinden die LPG verstärkt die Siedlungsentwicklung, die Sozialfürsorge und die infrastrukturelle Ausstattung. Die LPG-Vorsitzenden, die der Kontrolle durch die Kreisleitungen der SED unterworfen waren, prägten weithin die sozialen Beziehungen und bestimmten die ökonomische Entwicklung der Dörfer. Demgegenüber büßten traditionale Honoratioren wie Bürgermeister, Lehrer und Pfarrer ihre soziokulturelle Leitbildfunktion und politische Macht ein. Allerdings schirmten dörfliche Beziehungsnetze andere traditionale Führungspersonen wie Großbauern noch ab, die damit ihr gesellschaftliches Prestige zumindest partiell konservieren und ihr kulturelles und soziales Kapital mittelfristig zum Teil sogar nutzen konnten, um auch in den Produktionsgenossenschaften Leitungspositionen zu erreichen, die das SED-Regime mit den neuen Agrarbetrieben erst herausgebildet hatte. Zugleich boten die LPG und die damit verbundene Desintegration der traditionellen dörflichen Sozialstruktur Vertriebenen und Neubauern Chancen für einen innerbetrieblichen Aufstieg in Führungsstellungen.<sup>36</sup>

34 *Michael Heinz*, »In jedem Betrieb haben die ja ihre ›Informanten‹ sitzen« – Landwirtschaft und Staatssicherheit auf Poel, in: *Andreas Röpcke* (Hrsg.), *Poel. Studien zur Geschichte einer besonderen Insel*, Schwerin 2021, S. 219–259, hier insb. S. 225, 229, 232, 240, 243, 246 f. und 259; *Regina Teske*, *Staatssicherheit auf dem Dorfe. Zur Überwachung der ländlichen Gesellschaft vor der Vollkollektivierung 1952 bis 1958*, Berlin 2006, S. 43, 50 und 59; *dies.*, *Landtechnik und »Aufklärung« – die Mitarbeiter des MfS in den Politischen Abteilungen der Maschinen-Traktoren-Stationen (MTS)*, in: *Horch und Guck* 12, 2003, Nr. 41, S. 12–16; *Thomas Lindenberger*, *Vaters kleine Helfer. Die Volkspolizei und ihre enge Verbindung zur Bevölkerung 1952–1965*, in: *Gerhard Firmetz/Herbert Reinke/Klaus Weinbauer* (Hrsg.), *Nachkriegspolizei. Sicherheit und Ordnung in Ost- und Westdeutschland 1945–1969*, Hamburg 2001, S. 229–253, hier: S. 237 und 242; *Daniela Münkler*, *Unruhe im eingeschlossenen Land. Ein interner Stasi-Bericht zur Lage in der DDR nach dem Mauerbau*, in: *VfZ* 59, 2011, S. 579–608, hier: S. 584.

35 *Jörg Roesler*, *Räumliche Auswirkungen der Wirtschaftspolitik im geteilten Deutschland: der ostdeutsche Raum*, in: *Josef Wysocki* (Hrsg.), *Wirtschaftliche Integration und Wandel von Raumstrukturen im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1994, S. 129–140, hier: S. 130 f.

36 *Uta Bretschneider*, »Vom Ich zum Wir«? Flüchtlinge und Vertriebene als Neubauern in der LPG, Leipzig 2016, insb. S. 457 (anhand der thüringischen Gemeinde Kloster Veßra); *Jonathan Osmond*, *Kontinuität und Konflikt in der Landwirtschaft der SBZ/DDR zur Zeit der Bodenreform und der Vergenossenschaftlichung*, in: *Richard Bessel/Ralph Jessen* (Hrsg.), *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*, Göttingen 1996, S. 137–169, hier: S. 137, 153 und 158; *Jonathan Osmond*, *From Junker Estate to Co-operative Farm. East German Agrarian Society 1945–61*, in: *Patrick Major/Jonathan Osmond* (Hrsg.), *The Workers' and the Peasants' State. Communism and Society in East Germany under Ulbricht 1945–71*, Manchester 2002, S. 130–150, hier: S. 146. Die Elitenkontinuität auf dem Land wird allerdings überschätzt bei *Dagmar Langenhan*, »Halte Dich fern von den Kommunisten, die wollen nicht arbeiten!« Kollektivierung der Landwirtschaft und bäuerlicher Eigen-Sinn am Beispiel Niederlausitzer Dörfer (1952 bis Mitte der sechziger Jahre), in: *Thomas Lindenberger* (Hrsg.), *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR*, Köln/Weimar etc. 1999, S. 119–165, hier: S. 126, 161 und 164. Zum Bedeutungsverlust der Gemeindevertretungen vgl. *Antonia Maria Humm*, *Auf*



Die »Kaderpolitik« veränderte die Sozialstruktur und parteipolitische Zusammensetzung des betrieblichen Leitungspersonals in den 1950er-Jahren jedoch nur schrittweise. Vielmehr waren die SED-Parteileitungen auf dem Land zu pragmatischen Konzessionen gezwungen, um die LPG, Maschinenstationen und VEG, die überwiegend wenig produktiv wirtschafteten, zu festigen. Andererseits mussten sich betriebliche Führungskräfte, die ständige Eingriffe der übergeordneten SED-Leitungen vermeiden und beruflich avancieren wollten, den ideologischen Zielen und politischen Anforderungen der Staatspartei unterordnen. Dennoch waren im brandenburgischen Bezirk Cottbus noch Ende 1953 von insgesamt 19 VEG-Direktoren nur vier Arbeiter. Neun Direktoren hatten vor 1945 als Inspektoren auf Gütern und zwei weitere als Großbauern gearbeitet. Die meisten Betriebsleiter waren nicht in der KPD politisch sozialisiert worden; ein Direktor hatte vor 1945 sogar der NSDAP angehört. Demgegenüber gehörten Ende 1953 schon 73,7 % dieser »Kader« der SED und noch 15,8 % der DBD an. Politische Loyalität setzte aber keineswegs eine Sozialstruktur voraus, die den ideologischen Postulaten der SED-Spitzenfunktionäre entsprach. So gehörten in der DDR im März 1952 zwar 73 % der VEG-Direktoren der SED an; jedoch entstammten lediglich 32 % der Gruppe der »werkstätigen Bauern«, 27 % hatten zuvor als Angestellte oder Beamte und 15 % sogar als »Großbauern« gearbeitet. Die SED-Leitungen registrierten diese Diskrepanz mit Sorge und warfen Direktoren, welche die Erwartungen nicht erfüllten, »junckerliche Manieren« vor. Die Stellung dieser Führungskräfte war auch innerbetrieblich umstritten. Alles in allem standen die VEG-Direktoren in den 1950er-Jahren unter einem erheblichen Bewährungsdruck, was die Parteifunktionäre vor Ort durchaus ausnutzten.<sup>37</sup>

Anschließend wurde die Qualifizierung des Leitungspersonals in den Staatsgütern aber erheblich intensiviert und systematisiert. In den VEG waren – ebenso wie in den Produktionsgenossenschaften und Maschinenstationen – Führungskräfte zu bestimmen, die zum Studium an Fach- und Hochschulen vorübergehend von ihrer Arbeit befreit werden sollten. Da die »Kader« aber fast ausnahmslos in den Betrieben unabhkömmlich waren, wurden sie von den Bezirks- und Kreisleitungen der SED aufgefordert, ein Abendstudium aufzunehmen, um so einen Hoch- oder Fachschulabschluss zu erwerben. Damit sollten vor allem Direktoren befähigt werden, in den VEG als »Leiter sozialistischer Kollektive von Menschen« zu agieren. Dennoch hatten 1957 im Bezirk Potsdam nur rund 42 % die Qualifikation eines Diplomlandwirts erworben. Wie der Rat des Bezirks Frankfurt (Oder) 1960 zusammenfassend bemerkte, blieb die Leistungsfähigkeit der Direktoren vielfach hinter ihrer formalen Qualifikation zurück.<sup>38</sup>

---

dem Weg zum sozialistischen Dorf? Zum Wandel der dörflichen Lebenswelt in der DDR und der Bundesrepublik Deutschland 1952–1969, Göttingen 1999, S. 208–216.

37 Christel Nehrig, Das Leitungspersonal der Volkseigenen Güter 1945–1970, in: Hübner, Eliten im Sozialismus, S. 309–324, hier S. 311, 313 und 316 (Angaben). Angaben zur Sozialstruktur und Parteizugehörigkeit der VEG-Direktoren im Bezirk Cottbus in: BLHA, Rep. 801, Nr. 27518 (Analyse vom 31.12.1954; Statistiken vom 31.12.1954 und 15.12.1953; »Analyse zum Statistischen Berichtsbogen A im 4. Quartal 1953«; »Arbeitsplan für das III. Quartal 1953«).

38 BLHA, Rep. 601, Nr. 1661 (»Fragen für den Bericht an das Politbüro«); Rep. 530, Nr. 202, Bl. 105 (»Bürovorlage: Die Entwicklung der VEG des Bezirkes Potsdam, ihre Arbeit zur Durchführung der Beschlüsse der 7. ZK-Tagung«). Zur Qualifikationsstruktur im Bezirk Potsdam 1957, 1960 und

Ebenso wenig wie die Staatsgüter bildeten die MAS zunächst ein breites Reservoir landwirtschaftlicher Führungskräfte. Besonders der Mangel an qualifiziertem Personal und die hohe Fluktuation in den Betriebsleitungen schlossen noch in den frühen 1950er-Jahren eine langfristig angelegte, systematische »Kaderarbeit« weitgehend aus. Die Personalunterlagen und Arbeitsberichte waren oft so lückenhaft, dass die Personalabteilungen nur langsam einen Überblick über die Führungskräfte in den MAS gewannen.<sup>39</sup>

Auch konnte die enorme Fluktuation in den Leitungspositionen der Maschinenausleihstationen, VEG und MTS in den 1950er-Jahren kaum eingedämmt werden. Die »Kaderpolitik« der Bezirksleitungen der SED erschöpfte sich weitgehend in spontanen Revirements, besonders nach dem Volksaufstand vom Juni 1953, als Führungskräften die miserable Lage in vielen Agrarbetrieben und die Versorgungskrise angelastet wurde. Sie repräsentierten in den Gemeinden das staatssozialistische Regime. Angesichts der Proteste und Übergriffe gegen sie zeigten sich die betrieblichen und kommunalen Leitungspersonen verunsichert.<sup>40</sup> Die SED-Führung personalisierte die Probleme und ließ »Kader« ablösen, die sich als illoyal oder unfähig erwiesen hatten. Im Bezirk Cottbus wurden in einzelnen Maschinenstationen 1953 Betriebsleitungen sogar vollständig ausgewechselt. Beschäftigte, die aus der Industrie aufs Land geschickt und dort in Leitungspositionen gelangt waren, kehrten ernüchtert wieder in ihre gewerblichen Betriebe zurück. Desillusioniert über die wirtschaftliche Labilität der Produktionsgenossenschaften, Staatsgüter und MTS und entmutigt von den schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen auf den neuen Landwirtschaftsbetrieben, verließen auch nach 1953 nicht nur Direktoren von VEG und Maschinenstationen sowie LPG-Vorsitzende ihre Betriebe, sondern auch untergeordnete Führungspersonen. Die gezielte Entlassung von Führungskräften erhöhte den Personalmangel in den staatlichen Agrarbetrieben. So setzten SED-Kreisleitungen im Bezirk Potsdam allein 1953 in Maschinenstationen 15 Direktoren und 21 Technische Leiter, 10 Oberagronomen und 13 Oberbuchhalter ab.<sup>41</sup>

---

Anfang 1962: BLHA, Rep. 530, Nr. 1432 (»Entwurf eines langjährigen politisch-ideologischen und organisatorischen Programms zur sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft bei gleichzeitiger Steigerung der Brutto- und Marktproduktion des Bezirkes Potsdam«); Rep. 530, Nr. 1542 (Übersicht vom 14.4.1962); Rep. 530, Nr. 1541 (»Bürovorlage«).

39 Vgl. BLHA, Rep. 401, Nr. 1224, Bl. 190 (Schreiben der MTS-Nedlitz an die Bezirksverwaltung der MTS, Potsdam, vom 20.2.1953); Rep. 401, Nr. 1607 (Schreiben vom 13.8.1953); Rep. 401, Nr. 1610 (Schreiben vom 9.12.1953).

40 Ulrich Kluge, Die verhinderte Rebellion. Bauern, Genossenschaften und die SED im Umfeld der Juni-Krise 1953 in der DDR, in: *Wolther von Kieseritzky/Klaus-Peter Sick* (Hrsg.), Demokratie in Deutschland. Chancen und Gefährdungen im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, S. 317–335, hier: S. 328–331; Arnd Bauerkämper, Keine Ruhe auf dem Lande. Formen abweichenden Verhaltens in dörflich-agrarischen Milieus im Sommer 1953, in: *Roger Engelmann/Ilko-Sascha Kowalczyk* (Hrsg.), Volkserhebung gegen den SED-Staat. Eine Bestandsaufnahme zum 17. Juni 1953, Göttingen 2005, S. 263–297, hier: S. 279–284.

41 Nehrig, Das Leitungspersonal der Volkseigenen Güter 1945–1970, S. 323; BLHA, Rep. 930, Nr. 702 (Bericht vom 3.6.1953). Angabe zum Bezirk Potsdam nach: BLHA, Rep. 401, Nr. 1602 (»Aus den Stationen ausgeschiedene Leiter, Techn. Leiter, Oberagronomen und Oberbuchhalter im Jahre 1953«). Vgl. auch BLHA, Rep. 530, Nr. 1539 (Schreiben vom 26.7.1955). Zur Entlassung einzelner Führungspersonen exemplarisch: BLHA, Rep. 250, Zauch-Belzig, Nr. 119, Bl. 95 (»Sekretariatsvorlage; Kulturarbeit in den Massenorganisationen im Kreis Zauch-Belzig« vom 15. Februar 1952).

### Die Vorstände der LPG

Den Vorsitzenden der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, die mit dem Beginn der Kollektivierung ab 1952 gegründet wurden, oblag die Leitung der neuen Kollektivbetriebe. Sie wurden von den Kreisleitungen der SED und den staatlichen Organen (besonders den Räten der Kreise) angeleitet und überwacht. Kreissekretäre der Partei besuchten die LPG, um »Volksnähe« zu demonstrieren, die nicht ausschließlich ritualisiert bekundet wurde. Daneben gehörten im Allgemeinen die Brigadiere, (Ober-)Agronomen und Buchhalter den LPG-Vorständen an. Die Vorsitzenden sollten in den 1950er-Jahren ein deutliches Wachstum der Erzeugung herbeiführen und die Produktivität steigern, aber auch das »genossenschaftliche Bewusstsein« der Mitglieder fördern und eine systematische »Kaderarbeit« sichern. Dazu waren sie berechtigt, den ihnen untergebenen Führungskräften Anweisungen zu erteilen. Während damit einerseits »Elemente der Einzelleitung« durchgesetzt werden sollten, mussten die Vorsitzenden der LPG andererseits den »Grundsätzen der genossenschaftlichen Demokratie« Rechnung tragen. Das betriebliche Leitungspersonal geriet so – wie auch in den VEG und MTS – in ein Dilemma, das es nicht beseitigen konnte. Vielmehr beschuldigten SED-Bezirks- und Kreissekretäre nach dem Beschluss des V. Parteitags (10.–16. Juli 1958), die Kollektivierung voranzutreiben, Parteifunktionäre auf dem Land, sich nicht konsequent für den Zusammenschluss von Bauern zu Produktionsgenossenschaften einzusetzen. Sie standen dabei ihrerseits unter dem Druck des ZK, das von 1958 bis 1963 143 Sekretäre der SED-Bezirksleitungen – darunter allein 26 Landwirtschaftssekretäre – absetzte. Damit führten die Ostberliner Machthaber einen Generationswechsel auch unter diesen »Kadern« herbei.<sup>42</sup>

In den LPG konnten Angehörige der gesellschaftlichen Unterschichten, die bis 1945 vielfach benachteiligt waren, zunächst schnell in Führungsstellungen avancieren. Die Leitungskräfte der Produktionsgenossenschaften wurden offiziell vor allem aus der Arbeiterschaft rekrutiert, auch wenn zu beachten ist, dass diese Schicht in den Statistiken der DDR wegen der politischen Legitimationsideologie des deutschen »Arbeiter- und Bauernstaates« weit definiert wurde und die soziale Herkunft keineswegs durchweg mit der früheren Berufstätigkeit übereinstimmte. So hatten im Kreis Forst (Bezirk Cottbus) noch im Mai 1960 64,8 % der LPG-Vorsitzenden zu-

---

Zur Fluktuation in MTS im Bezirk Cottbus: BLHA, Rep. 930, Nr. 44, Bl. 58 f. (Bericht »Genosse Pätzke«). Zu den Spannungen im Handel der »Kader« in den SED-Bezirksleitungen vgl. *Helga A. Welsh*, The Elite Conundrum in the GDR: Lessons from the District Level, in: *German Studies Review* 24, 2001, S. 19–33, hier insb. S. 25; *Heinrich Best*, Parteierrschaft und Kaderpolitik: Ein kollektivbiographisches Porträt der Spitzenkader der SED in den Bezirken Erfurt, Gera und Suhl 1952–1989, in: *Historical Social Research*, 2008, Supplement 20, S. 211–236, hier: S. 230–236.

42 *Mario Niemann*, Die Sekretäre der SED-Bezirksleitungen 1952–1989, Paderborn/München etc. 2007, S. 106 f., 109 f., 112 f. (Angaben) und 118 f.; *Andrea Bahr*, Parteierrschaft vor Ort. Die SED-Kreisleitung Brandenburg 1961–1989, Berlin 2016, insb. S. 168 und 218. Überblick zur Kollektivierung bei *Jens Schöne*, Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft. Abläufe, Hintergründe, Folgen, in: *Michael Beleites/Friedrich-Wilhelm Graefe zu Baringdorf/Robert Grünbaum* (Hrsg.), *Klassenkampf gegen die Bauern. Die Zwangskollektivierung der ostdeutschen Landwirtschaft und ihre Folgen bis heute*, Berlin 2010, S. 19–31; *Bauerkämper*, Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur, S. 159–194.

vor als Bauern und nur 25,9 % als Arbeiter ihren Lebensunterhalt verdient. 3,7 % waren den Produktionsgenossenschaften als Landarbeiter beigetreten. Tendenziell ging das Durchschnittsalter der Betriebsleiter in den späten 1950er-Jahren zurück, da neue, bereits in der DDR ausgebildete »Kader« in den LPG zunehmend Führungspositionen erreichten. Sie konnten in den Produktionsgenossenschaften in dieser Phase oft schnell aufrücken.<sup>43</sup>

Der berufliche und gesellschaftliche Aufstieg und das feste Einkommen wurden im Allgemeinen mit einer weitgehenden Konformität gegenüber der offiziellen Politik erkaufte, da Vorsitzende in die SED oder in eine der Blockparteien eintreten und bisherige Überzeugungen aufgeben mussten. Auch wenn viele Leiter der Kollektivbetriebe grundsätzlich durchaus überzeugte »Genossen« waren, blieb der Beitritt zur Staatspartei für einige von ihnen schwierig.<sup>44</sup> Deshalb verweist der Anteil der Parteimitglieder in den Vorständen der LPG auf das erhebliche Ausmaß der politischen Durchdringung. Allerdings setzten sie die SED-Agrarpolitik keineswegs bruchlos und überall durch. Die Vorsitzenden der Kollektivbetriebe waren außerdem von den Planvorgaben der übergeordneten Instanzen abhängig. Zugleich erforderten die Interessen der Akteure in den Gemeinden eine pragmatische Anpassung. Damit war die Leitung von LPG ein permanenter Balanceakt.<sup>45</sup>

Führungsaufgaben wurden auch in den neuen Landwirtschaftsbetrieben weiterhin überwiegend Männern zugewiesen. Demgegenüber erreichten nur relativ wenige Frauen Leitungspositionen. Im Bezirk Potsdam stellten sie im September 1953 lediglich rund 4 % der LPG-Vorsitzenden. Im August 1956 bezeichnete auch die SED-Kreisleitung in Strausberg die »Arbeit mit den Frauen« als »schwach«. An den Lehrgängen für LPG-Vorsitzende hatte im Kreis noch keine Frau teilgenommen.<sup>46</sup>

43 Vgl. die Kurzbiografien vom 1., 2. und 17. März 1962, BLHA, Rep. 530, Nr. 1331. Zur Alters- und Sozialstruktur Angaben in BLHA, Rep. 930, Nr. 873 (Schreiben vom 3.5.1960 und 26.5.1960); Rep. 801, Nr. 25015 (»Entwicklung der LPG«). Zur Führungsstruktur von LPG und zur Zusammenarbeit des Leitungspersonals allgemein vgl. *Kai Brauer/Andreas Willisch/Frank Ernst*, Die Landwirtschaft in der DDR und nach der Wende – Lebenswirklichkeit zwischen Kollektivierung und Transformation. Empirische Langzeitstudie, in: Materialien der Enquete-Kommission »Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit« (13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. v. Deutschen Bundestag, Bd. III/2: Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik, Frankfurt am Main 1999, S. 1325–1428, hier: S. 1368–1370.

44 Dazu schon *Ehrhart Neubert*, Eine Woche der Margot Triebler. Zur Soziologie des »schönen und produktiven Dorfes« (Schluß), in: Kirche im Sozialismus 14, 1988, S. 148–156, hier: S. 149.

45 BLHA, Rep. 930, Nr. 873 (Analyse vom 3.5.1960; Bericht vom 13.5.1960; »Analyse über Vorsitzende und LPG-Vorstände sowie der Revisionskommissionen im Kreis Bad Liebenwerda«; Bericht vom 26.5.1960). Vgl. auch *Hans C. Buechler/Judith-Maria Buechler*, Contesting Agriculture. Cooperativism and Privatization in the New Eastern Germany, Albany 2002, S. 41 und 63.

46 Zit. nach dem Bericht vom 17. August 1956, BLHA, Rep. 730, Nr. 959. Angaben nach: BLHA, Rep. 401, Nr. 962 (Meldung vom 30.9.1953); Rep. 530, Nr. 1439 (Bericht vom 28.2.1961); SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/2023/56, Bl. 246 f. (Vermerk: »Zu einigen Problemen der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft im Kreis Perleberg«); BLHA, Rep. 801, Nr. 25015 (»Entwicklung der LPG«); Rep. 530, Nr. 772, Bl. 11 (Bericht der Abteilung Organisation-Kader an das ZK der SED, Sektor Parteiinformation). Zur DDR auch Angaben zu Frauen als LPG-Vorsitzende 1953 bei *Christel Panzig*, Hin zum eigenen Beruf. Frauen in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften der DDR, in: *Gunilla-Friederike Budde* (Hrsg.), Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, Göttingen 1997, S. 171–182, hier: S. 176.

Insgesamt ließ der Mangel an geeigneten Führungskräften auf dem Land in den 1950er-Jahren keine systematische »Kaderpolitik« zu. In den Produktionsgenossenschaften wurden nur wenige neue Führungspersonen herangebildet, die fähig waren, die Betriebe zu stabilisieren. Da Leitungspersonal im Allgemeinen nicht abkömmlich war, sollten »Kader« die Winterschulung in den Dörfern und das Fernstudium an der LPG-Hochschule in Meißen nutzen, die 1953 gegründet worden war. In vielen LPG hatten die Vorsitzenden aber noch am Ende des Jahrzehnts keine »Kaderentwicklungspläne« ausgearbeitet. Überdies waren die Räte der Bezirke und die Räte der Kreise über den Ausbildungsstand der Führungskräfte in den LPG nicht präzise informiert. Die Bezirks- und Kreisleitungen der SED legten zwar unablässig Maßnahmen fest, die in den Produktionsgenossenschaften die Betriebsleitungen personell stärken sollten. Dennoch blieben die »Kaderarbeit« in den LPG und die diesbezüglichen Initiativen der Landwirtschaftsabteilungen in den staatlichen Verwaltungen und Dienststellen der SED unzureichend. Den betrieblichen und lokalen Führungskräften warfen die übergeordneten Funktionäre 1957/58 wiederholt vor, die Kollektivierung dem »Selbstlauf« zu überlassen.<sup>47</sup>

Als besonders schädlich für die gezielte Heranbildung neuer Führungskräfte in der Landwirtschaft erwiesen sich die Mängel in den Leitungen der LPG. Hier fehlten Vorsitzende, die eine wissenschaftliche Ausbildung mit politischer Loyalität verbanden. Noch 1958 verfügten nur 20 % dieser »Kader« über eine agrartheoretische Ausbildung und 60 % waren von der SED, der DBD oder staatlichen Institutionen in die Kollektivbetriebe delegiert worden.<sup>48</sup> Nach Nikita Chruschtschows Verurteilung Stalins auf dem XX. Parteitag der KPdSU (14.–25. Februar 1956) kritisierten auch einzelne führende SED-Funktionäre die forcierte Kollektivierungspolitik. So forderte der Landwirtschaftsexperte Kurt Vieweg die Auflösung unrentabler Produktionsgenossenschaften. Er wurde aber vom Generalsekretär des ZK der SED, Walter Ulbricht, ebenso entmachtet wie die mächtigen Parteifunktionäre Karl Schirdewan, Ernst Wollweber und Fred Oelßner. Dagegen blieb der Vorsitzende der Staatlichen Plankommission, Bruno Leuschner, im Amt. Er hatte eine realistische Produktionsplanung verlangt und Landwirtschaftsminister Hans Reichelt als führungsschwach bezeichnet. Insgesamt fehlte Mitte der 1950er-Jahre eine stringente Alternative zur Kollektivierungspolitik, abgesehen von einer unrealistischen (und auch nicht geduldeten) Rückkehr zu Privateigentum und Marktwirtschaft. Nicht zuletzt entwickelten die Kritiker kein klares Konzept zur »Kaderarbeit« auf dem Land.<sup>49</sup>

47 Zu den »Kaderentwicklungsplänen«: BLHA, Rep. 730, Nr. 959 (Programmorschlag vom 22.12.1954; Vorlage vom 17.8.1956); BArch, DK-1, Nr. 9110, Bl. 18 (»Analyse der Entwicklung der LPG im Bezirk Cottbus im Jahre 1954«); BLHA, Rep. 930, Nr. 84 (»Kommuniqué der 14. Tagung der Bezirksleitung der SED am 11. und 12.5.60«). Zur Winterschulung und zum Fernstudium die Analyse vom 1. Dezember 1954, BLHA, Rep. 401, Nr. 826.

48 *Christian Krebs*, *Der Weg zur industriemäßigen Organisation der Agrarproduktion in der DDR. Die Agrarpolitik der SED 1945–1960*, Bonn 1989, S. 291

49 *Kyra T. Inachin*, *Der zweite Weg zum Sozialismus. Das Agrarprogramm Kurt Viewegs und Marga Langendorfs und die Krisenanalyse im Jahr 1957*, in: *Alexander Gallus/Werner Müller* (Hrsg.), *Sonde 1957. Das Jahr als symbolische Zäsur für Wandlungsprozesse im geteilten Deutschland*, Berlin 2010, S. 275–299; *Dierk Hoffmann*, *Lebensstandard und Konsumpolitik*, in: *ders.* (Hrsg.), *Die zentrale Wirtschaftsverwaltung in der SBZ/DDR. Akteure, Strukturen, Verwaltungspraxis*, Berlin/Boston 2016, S. 423–509, hier: S. 460–462; *Petra Weber*, *Getrennt und doch vereint*.

### **Die Qualifizierungsoffensive in den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren**

Angesichts der kaum zu überwindenden strukturellen Barrieren, die vor allem auf das System der Arbeitskräfteplanung zurückzuführen waren und einen durchgreifenden Elitenwechsel verhinderten, wurde auf dem Land in den 1950er- und 1960er-Jahren das Fachwissen von Funktionseleiten insgesamt aufgewertet. Dieser Prozess ging mit einem Generationswechsel einher und war von »parteilicher« Schulung begleitet. Zugleich verstärkte sich durchaus die Loyalität gegenüber der SED-Führung. Funktionseleiten, die auf dem Land Leitungsaufgaben übernehmen sollten, wurden zunehmend wissenschaftlich ausgebildet. Fachliche Schulung, die zu akademischen Abschlüssen führte, verquickte sich eng mit politischer Indoktrination. Im Verlauf der 1950er-Jahre wurden Leitungspositionen in den Betrieben und in den Gemeinden mit den Absolventen neuer Bildungsinstitutionen besetzt. Am Ende des Jahrzehnts stieg in der Landwirtschaft schließlich das Qualifikationsniveau der Führungskräfte. So förderten die LPG-Hochschule in Meißen, in der überwiegend in ein- oder zweijährigen Lehrgängen bis 1983 rund 7.300 LPG-Vorsitzende und 641 Hauptbuchhalter Weiterbildungslehrgänge abschlossen, und die 1951 gegründete »Deutsche Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin« (DAL) die fachliche Bildung des landwirtschaftlichen Leitungspersonals. Allerdings war der Austausch zwischen der DAL, in der die von der SED-Führung abgelehnten »bürgerlichen Spezialisten« vor allem bis zu den 1960er-Jahren auf wissenschaftliche Entscheidungskriterien bestanden, und dem Landwirtschaftsministerium schwach. Zur Qualifizierung des Leitungspersonals im Agrarsektor trugen auch die Hochschule für Landwirtschaft in Bernburg und zahlreiche Spezialschulen bei, die von der SED und der Staatsverwaltung – so vom Ministerium für Land- und Forstwirtschaft – in den Bezirken eingerichtet wurden. Schon vor der Gründung dieser Institutionen waren Experten in andere Staaten – besonders in die Sowjetunion – geschickt worden und auch anschließend zeigte der anhaltende internationale Austausch die Einbindung wissenschaftlicher »Kader« in globale Netzwerke.<sup>50</sup>

Die neuen Bildungsinstitutionen wurden von den betrieblichen Führungskräften in der Landwirtschaft aber nur begrenzt genutzt, um sich für ihre Funktionen zu qualifizieren. In den 1950er-Jahren waren deshalb weder die LPG-Hochschule in Meißen noch die Bezirks- und Spezialschulen ausgelastet. Die zentralen Lehrgänge für LPG-Vorsitzende wurden im Schulungsjahr 1952/53 nur zu 47,6 %, die Kurse für Buchhalter demgegenüber aber zu 74,9 % besucht. Durchschnittlich waren alle

---

Deutsch-deutsche Geschichte 1945–1989/90, Berlin 2020, S. 327 f.; *Michael F. Scholz*, Bauernopfer der deutschen Frage. Der Kommunist Kurt Vieweg im Dschungel der Geheimdienste, Berlin 1997, S. 180–201.

50 *Münkel/Heidenreich*, Das DDR-Landwirtschaftsministerium, S. 611–621. Zur Gründung der DAL und zum Austausch vgl. *Siegfried Kuntsche*, Die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften 1951–1990. Dokumente und Untersuchungen, 1. Halbbd., Leipzig 2017, S. 13–31. Zu den »bürgerlichen Spezialisten« als Kampfbegriff in der UdSSR *Dietrich Beyrau*, Intelligenz und Dissens. Die russischen Bildungsschichten in der Sowjetunion 1917 bis 1985, Göttingen 1993, S. 257. Zu den Absolventen der LPG-Hochschule *Heinz Zacharias*, 35 Jahre Hochschule für LPG Meißen: Lehre und Forschung für die sozialistische Landwirtschaft, in: Kooperation 17, 1988, S. 385–388, hier: S. 386.

Schulen für Führungskräfte der LPG in der DDR 1953 nur zu 50 bis 60 % belegt, denn Führungskräfte konnten in den Produktionsgenossenschaften kaum entbehrt werden. Darüber hinaus war der Anreiz für die »Kader«, sich weiterzubilden, in der Agrarwirtschaft gering, weil Kurse zwar mit einer erheblichen zusätzlichen Arbeitslast einhergingen, eine höhere Qualifikation die Einkommen aber oft nur geringfügig steigerte. LPG-Vorsitzende gaben sogar ihr Fernstudium an der Hochschule Meissen auf, weil sie schon in ihren Betrieben überfordert waren und sich daher nicht regelmäßig ihrer Weiterbildung widmen konnten. Auch wurden Führungskräfte, die Lehrgänge absolviert hatten, oft nicht in Positionen eingesetzt, die ihren neuen Ausbildungsabschlüssen entsprachen. LPG-Vorsitzende, die nach mehrjähriger Schulung in ihre Stellungen zurückkehrten, verdrängten zudem zum Teil bewährte Ersatzkräfte und lösten damit in den Kollektivbetrieben Unruhe aus. Hier traf eine Entlohnung nach Qualifikation und Leistung auf erhebliche Vorbehalte, weil eine Spaltung der Belegschaften befürchtet wurde. Trotz dieser Hemmnisse erhöhte sich die Qualifikation der »Kader« in den Agrarbetrieben seit den 1960er-Jahren sukzessive. Mit dem zunehmenden Anteil von Hochschul- und Fachschulabsolventen schlossen sich jedoch die zunächst bestehenden Aufstiegskanäle für Landarbeiter und ehemalige Kleinbauern. Auch die sozialen Distinktionen zwischen diesen Gruppen und ehemaligen Landwirten wurden in der »sozialistischen Menschengemeinschaft« nicht vollständig abgeschliffen.<sup>51</sup>

### III. »Kaderpolitik« auf dem Land. Der Elitenwechsel in den Agrarbetrieben von den späten 1960er- bis zu den 1980er-Jahren

#### *»Kader« in den LPG in den 1960er-Jahren*

In den frühen 1960er-Jahren mussten die Funktionseliten auf dem Land zunächst die überwiegend noch labilen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften festigen, nachdem ein von der SED-Führung angeheizter Wettbewerb regionaler und lokaler Parteiführer um den schnellsten Abschluss der Kollektivierung zu akuten Problemen geführt hatte. Das vielerorts gewalttätige Vorgehen der Agitatoren war auch bei einzelnen SED-»Kadern« auf Kritik getroffen. Bedrängte Bauern hatten vereinzelt sogar Selbstmord begangen. Die meisten Funktionäre gingen in den Bezirken und Kreisen aber rigoros gegen Zweifler vor. So ließ der Leiter der Bezirksverwaltung des MfS in Rostock 1960 nach Absprache mit der Bezirksverwaltung zwei Bauern verhaften, die ihre LPG verlassen hatten. Sie wurden wegen

51 Heinz, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 426 f. Angaben nach: BArch, DK-1, Nr. 5577, Bl. 170 (Liste »Spezial- und Bezirksschulen«), 179 (»Kaderfragen in der Landwirtschaft«), 211 (»Kurzanalyse über die Schulung und Qualifizierung der Mitglieder der LPG«) und 246 (»Übersicht über die bisherige Schulung der Kader für LPG«); DK-1, Nr. 9633, Bl. 60 f. (Schreiben des Rates des Bezirkes Frankfurt vom 11.2.1955); BLHA, Rep. 930, Nr. 713/2 (Bericht vom 9.6.1960). Zur geringen Auslastung der Schulen 1955/56: BArch, DK-1, Nr. 5577, Bl. 47 f. (»Vorschlag zur Verbesserung der Kaderausbildung an den Schulen der LPG«); BLHA, Rep. 530, Nr. 1370 (Vorlage vom 15.8.1956). Zu den Gründen: BArch, DK-1, Nr. 1819, Bl. 270 (»Situationsbericht« vom 12. März 1953); BLHA, Rep. 401, Nr. 963, Bl. 101 (Schreiben des Ministeriums für Land- und Forstwirtschaft an den Rat des Bezirkes Potsdam vom 27.5.1957).

»staatsgefährdender Hetze« zu jeweils sechs Monaten Haft verurteilt. Zudem flohen bis zum Mauerbau mehr als 11.000 Bauern in die Bundesrepublik.<sup>52</sup>

Ab 1963/64 stabilisierten sich die neuen Kollektivbetriebe aber so deutlich, dass auch die »Kaderarbeit« weiter systematisiert werden konnte. Die SED-Kreisleitungen und die LPG rekrutierten für Leitungsaufgaben in diesen Agrarbetrieben zunehmend wissenschaftlich geschulte und politisch loyale Nachwuchskräfte. Nur vorübergehend wurden in den 1960er-Jahren Direktoren von VEG als Vorsitzende in die Produktionsgenossenschaften delegiert. Auch misstraute die SED-Führung dem ehemaligen Leitungspersonal – so Inspektoren – der Güter, die im Zuge der Bodenreform enteignet worden waren. Demgegenüber eröffneten sich Vertriebenen und Großbauern, die in den 1950er-Jahren noch weitgehend isoliert worden waren, in den Produktionsgenossenschaften neue Aufstiegschancen, wenn sie inzwischen nicht Arbeitsplätze in der Industriegesellschaft gefunden hatten. Dies gilt auch für die Nachkommen dieser Gruppen. Viele Großbauernsöhne, die in der Landwirtschaft verblieben waren, verfügten über eine gute Fachausbildung, zu der sie in dem spezifischen Aspirationsklima ihrer Elternhäuser angeregt worden waren, und erreichten in den LPG auch wegen ihres anhaltenden gesellschaftlichen Ansehens in den Dörfern Leitungspositionen. Allerdings blieben die Erfolge bei der Steigerung der Qualifikation in den LPG-Vorständen begrenzt. Im Bezirk Erfurt verfügten 1961 nur 3,5 % der Vorsitzenden über einen Hochschulabschluss. Immerhin wuchs die Zahl der Beschäftigten mit dieser Qualifikation nach der offiziellen DDR-Statistik von 1963 bis 1969 von 6.754 auf 10.852. Darunter waren nahezu ausschließlich Führungskräfte.<sup>53</sup>

Die LPG-Vorsitzenden waren ebenso wie die Direktoren von Maschinenstationen und VEG einem erheblichen politischen und wirtschaftlichen Druck ausgesetzt. Zugleich nahm das Ausbildungsniveau der »Kader« in der Agrarwirtschaft insgesamt tendenziell zu, nicht zuletzt wegen der steigenden Zahl der Hochschulabsolventen. 1966 hatten im Bezirk Frankfurt (Oder) 3,0 % der Führungskräfte, die in der Landwirtschaft arbeiteten, ein Hoch- oder Fachschulstudium abgeschlossen; 3,1 % waren Meister und 16,2 % Facharbeiter. Weibliche »Kader« blieben in den Agrarbetrieben weiterhin deutlich unterrepräsentiert. 1966 arbeiteten in den Produktions-

52 Angabe nach *Weber*, *Getrennt und doch vereint*, S. 328. Vgl. auch *Udo Grashoff*, »Suizidales Klima« während der Zwangskollektivierung im Frühjahr 1960, in: *Beleites/Graefe zu Baringdorf/Grünbaum*, *Klassenkampf gegen die Bauern*, S. 33–45, hier: S. 40 und 45; *Daniela Münkel*, *Staatsicherheit im »sozialistischen Frühling« 1960. Der Abschluss der Kollektivierung der Landwirtschaft im Spiegel der MfS-Berichte an die SED-Führung*, in: *Deutschland Archiv* 43, 2010, S. 470–478, hier: S. 472–474; *Michael Heinz*, »Deine Idee von einer Groß-LPG ist eine Nummer zu klein«. DDR-Landwirtschaft in den 1960er und 1970er Jahren, in: *Die andere Seite des »Arbeiter- und Bauernstaates«*, S. 35–58, hier: S. 36 f.

53 *Volker Klemm*, *Zwanzig Jahre sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft in der DDR*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 13, 1972, H. 2, S. 107–135, hier: S. 131; *Diethelm Gabler*, *Entwicklungsabschnitte der Landwirtschaft in der ehemaligen DDR*, Berlin 1995, S. 125; *Heinz*, *Von Mähdreschern und Musterdörfern*, S. 424 f. Zu Thüringen auch *Humm*, *Auf dem Weg zum sozialistischen Dorf?*, S. 158 f. und 311; *Last*, *Rural Functionaries and the Transmission of Agricultural Policy*, S. 100.



genossenschaften im gesamten Bezirk Frankfurt (Oder) lediglich sieben Frauen als Vorsitzende.<sup>54</sup>

Die »Kaderarbeit« der SED-Kreisleitungen und der Betriebsparteiorganisationen verbesserte sich in den 1960er-Jahren insgesamt nur langsam. 1962 wurden die 96 »Groß-LPG« des Typs III, die inzwischen gebildet worden waren, überwiegend noch immer nicht von qualifizierten Führungskräften geleitet. Auch in den darauffolgenden Jahren erklärten Mitglieder dieser Produktionsgenossenschaften Vorsitzenden, die sie nur unzulänglich informierten und ihre Interessen nicht berücksichtigten, wiederholt offen ihr Misstrauen. Eine unklare Abgrenzung der Kompetenzen zwischen den untergeordneten Führungskräften – vor allem Abteilungsleitern und Buchhaltern – und die Bildung zentraler SED-Leitungen neben den bisher bestehenden betrieblichen Parteiorganisationen erhöhten die Reibungsverluste bei der Arbeit der oft überforderten »Kader« in den großen Kollektivbetrieben. Die Bezirks- und Kreisleitungen der SED setzten in den 1960er-Jahren aber zunehmend gezielt Führungskräfte in wirtschaftsschwache Produktionsgenossenschaften ein und wiesen den Betrieben damit Leitungspersonal zu, das nach dem tiefgreifenden Umbruch infolge der Zwangskollektivierung schließlich einen wirtschaftlichen Aufschwung herbeiführte. Zudem wurden LPG-Mitglieder zu Führungskräften ausgebildet, die um 1970 auch in den neu gegründeten Kooperationsgemeinschaften benötigt wurden. Insgesamt prägte aber noch in den frühen 1970er-Jahren ihre Fachqualifikation, nicht aber vorrangig ihre politische Loyalität das Selbstverständnis der meisten LPG-Vorsitzenden, wie Funktionäre in den Bezirks- und Kreisleitungen der Staatspartei wiederholt klagten.<sup>55</sup>

### ***Wissenschaftliche Leitungskonzepte und betriebliche Führungskräfte in den 1960er- und frühen 1970er-Jahren***

Mit dem Übergang zur Kooperation und Spezialisierung, die durch »industriemäßige« Produktionsmethoden erreicht werden sollten, verlangte die Staats- und Parteiführung in der DDR besonders von den »Kadern« in den Landwirtschaftsbetrieben »klare Vorstellungen über die weitere Entwicklung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse«, wie der ZK-Sekretär für Landwirtschaft, Gerhard Grüneberg, im September 1967 herausstellte. Als »Hauptaufgabe für die Qualifizierung der Führungskader« galt die enge »Verbindung der politisch-ideologischen und klassenmäßigen Erziehung mit der Befähigung zur erfolgreichen Nutzung aller Vorzüge der sozialistischen Ordnung sowie der modernsten Methoden und Techniken

54 Angaben (teils errechnet) nach dem Vermerk über »Einige Fakten über die Entwicklung des Bezirkes Frankfurt (Oder)«, BLHA, Rep. 730, Nr. 1924. Vgl. auch *Bauerkämpfer*, Loyale »Kader«?, S. 296; *Barbara Schier*, Die Rolle von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften für Strukturwandel und Alltag in einem thüringischen Dorf vor und nach der »Wende«, in: Sozialwissenschaftliche Informationen 27, 1998, S. 190–198, hier: S. 192; *dies.*, Alltagsleben im »sozialistischen Dorf«, S. 42.

55 BLHA, Rep. 730, Nr. 3184 (Bericht vom 23.7.1970). Zu den Leitungsproblemen in »Groß-LPG« und anderen Produktionsgenossenschaften: SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/7/359, Bl. 32; BLHA, Rep. 530, Nr. 207 (Bericht vom 4.5.1960); Rep. 730, Nr. 3181 (Schreiben vom 1.4.1969); Rep. 730, Nr. 3184 (Bericht vom 14.7.1970).

der Führungstätigkeit«. Da der Stellenwert der Leitung nach dem Übergang zum »Neuen Ökonomischen System der Planung und Leitung« (NÖSPL) ab 1963 wegen der größeren Autonomie der Branchen und Betriebe insgesamt deutlich wuchs, war – wie Grüneberg im Juni 1968 forderte – die »Qualität der Leitungstätigkeit [...] systematisch zu erhöhen«. Jedoch waren die politischen Vorgaben der SED-Führung wiederholt widersprüchlich. So lehnte Ulbricht 1969 Grünebergs Drängen auf eine Spezialisierung der Agrarbetriebe ab. Das Vorpreschen des ZK-Sekretärs kritisierte auch Georg Ewald, Vorsitzender des Landwirtschaftsrates beziehungsweise des Rates für landwirtschaftliche Produktion und Nahrungsgüterwirtschaft beim Ministerrat und – von 1971 bis 1973 – Minister für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft.<sup>56</sup>

Der Forderung, die politische Loyalität der »Kader« zu festigen, schien die Zusammensetzung der Grundorganisationen der Staatspartei in der Landwirtschaft immer stärker zu entsprechen. So gehörten im Bezirk Frankfurt (Oder) 1967 in den Produktionsgenossenschaften vom Typ III (in denen außer dem Boden auch die Maschinen, die Geräte, die Gebäude und das Vieh gemeinsam bewirtschaftet wurden) 20 % und in den VEG 19,3 % der Beschäftigten den SED-Betriebsgruppen an. Zudem stieg das Qualifikationsniveau des betrieblichen Leitungspersonals in den 1960er- und 1970er-Jahren deutlich, denn besonders die zunehmende Konzentration und Mechanisierung in der industriellen Massentierhaltung stellte höhere Ansprüche. So veranschlagte die SED-Führung 1976 den Bedarf an betrieblichen Leitungskräften mit Hoch- oder Fachschulabschluss in der Viehwirtschaft mit rund 11 %. Tatsächlich war in der DDR von 1959 bis 1970 der Anteil der Hochschulabsolventen, die in Agrarbetrieben arbeiteten, von 0,5 auf 2,3 % gewachsen.<sup>57</sup>

Zugleich wuchsen aber die Anforderungen an das Leitungspersonal der neuen »Kooperativen Abteilungen Pflanzenproduktion« (KAP), denn die Größe der Betriebe nahm in den frühen 1970er-Jahren deutlich zu. 1975 bewirtschafteten sie durchschnittlich jeweils 4.100 Hektar. Viele Leiter der neuen Großbetriebe waren mit ihrer Aufgabe überfordert, zumal sich einige beklagten, dass die SED-Leitungen sie zuvor massiv gedrängt hatten, die Position zu übernehmen. Obwohl in den KAP gute Verdienste und oft bessere Arbeitsbedingungen lockten, schreckten »Kader« in

56 *Michael Heinz*, Gerhard Grüneberg und Georg Ewald – ein ungleiches Führungspaar der SED-Agrarpolitik, in: *Detlev Brunner/Mario Niemann* (Hrsg.), *Die DDR – eine deutsche Geschichte. Wirkung und Wahrnehmung*, Paderborn 2011, S. 219–238; *Heinz*, »Deine Idee von einer Groß-LPG ist eine Nummer zu klein«, S. 42. Zit. nach (in dieser Reihenfolge): SAPMO-BArch, NY 4233/81, Bl. 88 (»Aufgaben beim Aufbau einer industriemäßig organisierten und geleiteten Landwirtschaft und Nahrungsgüterwirtschaft in der DDR«); NY 4233/82, Bl. 121 (Vortrag Grünebergs vom 30.11.1967); NY 4233/86, Bl. 222 (Vortrag Grünebergs vom 2.12.1967). Vgl. auch *Gerhard Grüneberg*, *Agrarpolitik der Arbeiterklasse zum Wohle des Volkes. Ausgewählte Aufsätze 1957–1981*, Berlin (Ost) 1981, S. 50 f., 56 und 172. Als Fallstudie *Mario Janello*, *Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in den sächsischen Bezirken zwischen 1960 und 1969*, Diss., Chemnitz 2012.

57 *Heinz*, *Von Mähdreschern und Musterdörfern*, S. 354.

den LPG vor einem Wechsel zurück, besonders wenn in den Stammbetrieben Vorsitzende erfolgreich arbeiteten.<sup>58</sup>

Außerdem behinderte die weitverbreitete Unsicherheit über die Bildung der Kooperationsgemeinschaften vielerorts eine systematische »Kaderarbeit«. So wurden 1966 im Bezirk Neubrandenburg hauptamtliche Vorsitzende in Kooperationsgemeinschaften eingesetzt. Dies lehnten Grüneberg und der Leiter der Abteilung Landwirtschaft im ZK der SED, Bruno Kiesler, zu dieser Zeit aber noch ab. Scharf kritisierten sie die führenden »Kader« im nördlichen Bezirk, denen sie eine schematische Entwicklung der Kooperation vorwarfen. Die Kontrolle durch die Parteizentrale war offenkundig noch lückenhaft, obwohl der Anteil der SED-Mitglieder unter den Führungskräften stieg. So gehörten im Bezirk Frankfurt (Oder) von den KAP-Leitern, die 1972 ebenso wie die Direktoren der Zwischenbetrieblichen Einrichtungen »Nomenklaturkader« der SED-Kreisleitungen geworden waren, schon 90,3 % der SED an. Von den Parteisekretären, die selbstständige Grundorganisationen führten, hatten im Bezirk Frankfurt allein 42,3 % die Bezirksparteischule und 30,8 % verschiedene ZK-Institute absolviert. Auch die fachliche Qualifikation dieser Parteisekretäre war bis 1972 deutlich verbessert worden. 65,4 % von ihnen hatten sich in Fachschulen und 26,9 % in Hochschulen für ihre Aufgaben qualifiziert.<sup>59</sup>

Auch die Führungskräfte der »Kombinate für Industrielle Mast« (KIM), deren Bildung die SED in den späten 1960er-Jahren vorangetrieben hatte, waren formal gut qualifiziert. 1971 verfügten im Bezirk Frankfurt (Oder) die Hälfte der Mitglieder von Kombinatleitungen – darunter nur eine Frau – über einen Hochschulabschluss. 72,9 % dieser Leitungspersonen gehörten der SED an. Allerdings hatten nur wenige dieser »Genossen« die Bildungseinrichtungen der Staatspartei besucht, um an der Parteihochschule, Bezirksparteischulen, ZK-Instituten oder in Lehrgängen Zertifikate zu erwerben. Von den Abteilungs- und Meisterbereichsleitern waren 46,3 % SED-Mitglieder. Auch die fachliche Qualifikation des untergeordneten Leitungspersonals war geringer als der Ausbildungsstand der Mitglieder von Kombinatleitungen. Lediglich 23,8 % der Abteilungs- und Meisterleiter hatten ein Hochschulstudium abgeschlossen. In den KIM, aber auch in den anderen Landwirtschaftsbetrieben war eine Qualifikationssteigerung weiterhin wenig attraktiv, da anschließend die gewachsene Verantwortung in Leitungspositionen nicht wesentlich höher vergütet wurde. Wie die Funktionäre der SED-Bezirksleitung Frankfurt (Oder) über die Ausbildung zum Landwirtschaftsmeister selber schrieben, bestand »weder moralisch noch materiell [...] ein direkter Anreiz, eine solche Qualifikationsstufe zu erreichen«.<sup>60</sup>

Nachdem auch in den einzelnen LPG die Tier- und die Pflanzenproduktion in den frühen 1970er-Jahren in selbstständige Abteilungen voneinander getrennt wor-

58 Ebd., S. 360; *ders.*, »Deine Idee von einer Groß-LPG ist eine Nummer zu klein«, S. 43. Angabe nach *Jens Schöne*, *Das sozialistische Dorf. Bodenreform und Kollektivierung in der Sowjetzone und DDR*, Leipzig 2008, S. 150.

59 BLHA, Rep. 730, Nr. 4441 (Aktennotiz vom 11.1.1972; Schreiben vom 30.12.1971); Rep. 730, Nr. 1924 (Tabelle »Fachkader je 1000 Beschäftigte«). Zum Bezirk Neubrandenburg *Heinz*, *Von Mähreschern und Musterdörfern*, S. 73.

60 BLHA, Rep. 730, Nr. 3186 (Bericht vom 28.12.1971). Vgl. auch BLHA, Rep. 730, Nr. 3185 (»Übersicht über die fachliche und politische Qualifizierung der Leitungskader in den KIM«).

den waren, wurden noch mehr ausgebildete Fachkräfte gebraucht. Die zunehmend gezielt rekrutierten und herangebildeten »Kader« sollten Hoch- oder Fachschulen absolvieren und dabei ihre »fachliche und politische Qualifizierung unbedingt als Einheit« vorantreiben. Tatsächlich hatten im Mai 1975 im Bezirk Frankfurt (Oder) 96,8 % der KAP-Vorsitzenden ein Hoch- oder Fachschulstudium abgeschlossen. 46,8 % dieser Betriebsleiter waren auch in politischen Kursen geschult worden, die über drei Monate hinausreichten. Insgesamt nahm die Spezialisierung unter den Führungskräften der landwirtschaftlichen Betriebe in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren rapide zu. Ihre Ausbildung wurde wissenschaftlicher, systematischer und zunehmend langfristig angelegt. Förderpläne und der politisch gezielt herbeigeführte Wechsel von »Kadern« stabilisierten die Kooperationsbetriebe tendenziell. Die universell orientierten, aber fachlich überwiegend wenig geschulten LPG-Vorsitzenden, die sich in den 1950er-Jahren bemüht hatten, den Kollektivbetrieben wirtschaftliche Stabilität und gesellschaftliche Anerkennung zu verleihen, wurden in den darauffolgenden beiden Jahrzehnten von einem Funktionärstypus abgelöst, der über eine spezialisierte Ausbildung verfügte und zugleich der Staatspartei verpflichtet war, auch wenn die politische Loyalität durch Konflikte mit den Kreisleitungen über unrealistisch hohe Produktionspläne und die Zuteilung dringender benötigter Ressourcen fortwährend erschüttert wurde, gelegentlich sogar so nachhaltig, dass »Kader« ihre Positionen aufgaben.<sup>61</sup>

Umgekehrt hielt die Unzufriedenheit von LPG-Mitgliedern mit den betrieblichen Leitungskräften an. Übergeordnete »Kader« reagierten oft mit scharfer Kritik, sodass wiederum die Desillusionierung in den Betriebsführungen wuchs. So führten SED-Funktionäre in den Bezirks- und Kreisleitungen der Partei 1966 den Mitgliederschwund in einzelnen LPG auf »Mängel und Schwächen in der Leitungstätigkeit« zurück. Damit verdeckten sie freilich eigene Fehler, während die strukturellen und systemischen Probleme, deren Behebung schwieriger als ein schneller Personalwechsel war, ungelöst blieben. So erklärten im Oktober 1967 im Bezirk Frankfurt (Oder) in sechs Kreisen über 270 LPG-Mitglieder (darunter 56 »Parteigenossen«) ihren Austritt aus den Kollektivbetrieben. Noch im November 1972 lagen allein im Kreis Strausberg 63 Austrittserklärungen vor, davon acht von SED-Mitgliedern. Hier hatten »Parteigenossen« in dem Kollektivbetrieb in Bollersdorf wegen »Differenzen mit dem Vorsitzenden der LPG und seinen Leitungsmethoden [...] ihr Parteidokument auf den Tisch gehauen.« Außer Konflikten mit Vorsitzenden lösten vor allem unzureichende Wohnverhältnisse und ein geringer Verdienst Austritte von LPG-Mitgliedern aus. Einzelne Produktionsgenossenschaften wie der Betrieb in Alt-Tucheband (Kreis Seelow) waren Ende der 1960er-Jahre so heruntergewirtschaftet, dass sie in ihrer Erzeugung und Produktivität weit hinter anderen Kollektivbetrieben zurückblieben. Erst nachdem 1970 ein neuer Vorsitzender die LPG übernommen hatte, wuchs die Produktion.<sup>62</sup>

61 Zitat: BLHA, Rep. 730, Nr. 4429 (Material vom 11.1.1973). Zum Bezirk Frankfurt (Oder) die Angaben in: BLHA, Rep. 730, Nr. 4460 (Bericht vom 20. Mai 1975; »Angaben über die Leiter der KAP«; Übersicht vom 3.11.1975).

62 Zit. nach dem Bericht vom 14. August 1972, BLHA, Rep. 730, Nr. 4444. Zur Unzufriedenheit mit dem Führungsstil von LPG-Vorsitzenden 1972 das Schreiben vom 20. November 1972 und der Bericht vom 23. November 1972, BLHA, Rep. 730, Nr. 4444. Zur LPG Alt-Tucheband: BLHA, Rep.

Auch in den Volkseigenen Gütern war die Betriebsführung in den 1960er-Jahren nur langsam verbessert worden. SED-Funktionäre klagten im Bezirk Frankfurt (Oder) noch 1964, dass die »allseitige Durchsetzung des Prinzips der persönlichen Verantwortung, einer straffen Ordnung und Disziplin« keineswegs in allen VEG gesichert war. So wurden die Direktoren der Staatsgüter in Zuchenberg und Schöneberg der Nachlässigkeit bezichtigt und bestraft. Insgesamt waren aber auch die Leiter der VEG zunehmend fachlich ausgebildet worden. 1965 hatten im Bezirk Frankfurt (Oder) von insgesamt 30 Direktoren schon 13 Hochschulen und 15 Fachschulen abgeschlossen. Allerdings war ein Sechstel der Hauptbuchhalter, die in den Volkseigenen Gütern arbeiteten, nicht fachlich geschult worden. Auch 11 % der Feldwirtschaftsleiter verfügten über keine Ausbildung. Frauen waren 1965 unter den Führungskräften der VEG im Bezirk Frankfurt (Oder) kaum vertreten und auch in den Leitungsgremien auf traditionale Tätigkeitsfelder wie die Buchhaltung konzentriert. Der Anteil weiblicher »Kader« in allen Landwirtschaftsbetrieben wuchs zwar, zumindest gemessen an der Qualifikation. So betrug die Quote weiblicher Beschäftigter mit Hochschulabschluss 1965 4,2 % und zehn Jahre später bereits 17 %. In den »volkseigenen« Betrieben der Tierproduktion waren 1971 sogar schon 28,8 % der »Kader« Frauen. Gemessen an der Bevölkerung und an der Gesamtzahl der Beschäftigten blieben weibliche Führungskräfte in der DDR-Landwirtschaft aber weiterhin deutlich unterrepräsentiert. So waren 1967 nur 0,7 % der LPG-Vorsitzenden Frauen. Fünf Jahre später betrug dieser Anteil in den Produktionsgenossenschaften und VEG zusammen 1,6 %. Die Mehrfachbelastung und niedrige Qualifikation weiblicher Beschäftigter, aber auch die weitverbreitete Ablehnung der männlichen »Kader« bremsten auch in den folgenden Jahren den Aufstieg von Frauen in betriebliche Führungsstellungen.<sup>63</sup>

### **Probleme der »Kaderarbeit« auf dem Land in den 1970er- und 1980er-Jahren**

Ogleich sich das Qualifikationsniveau der Betriebsleitungen in der Landwirtschaft bis 1970 deutlich erhöhte, kritisierten SED-Funktionäre fortwährend die »Kaderarbeit« und den Führungsstil in den Produktionsgenossenschaften, VEG und KAP. Vie-

730, Nr. 4444 (Angaben vom 27. Juli 1972). Zum Zusammenhang zwischen den Austritten und Leitungsproblemen in Agrarbetrieben unter anderem: BLHA, Rep. 730, Nr. 1945 (Bericht vom 8.11.1967); Rep. 730, Nr. 1979 (Information vom 5.10.1967).

63 Zitat: BLHA, Rep. 730, Nr. 1972 (»Bericht über die Probleme in den VEG des Bezirkes« [Cottbus] vom 23. Oktober 1964). Angaben nach: *Karl Eckart*, Landwirtschaftliche Kooperationen in der DDR. Eine geographische Untersuchung der Struktur und Entwicklung sozialistischer Landwirtschaftsbetriebe, Wiesbaden 1977, S. 211; *Patrice G. Poutrus*, Industrielle Produktion auf dem Lande? Das Beispiel KIM, in: *Renate Hürtgen/Thomas Reichel* (Hrsg.), Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker, Berlin 2001, S. 275–293, hier: S. 289; *Heinz*, Von Mähdrechern und Musterdörfern, S. 376 f. Daten zum Ausbildungsstand nach: BLHA, Rep. 730, Nr. 1970 (Bericht vom 23.11.1965); Rep. 730, Nr. 3183 (Material vom 8.10.1970). Kritik am Führungsstil der Direktoren zum Beispiel in der Vorlage vom 23. April 1965, BLHA, Rep. 730, Nr. 1972. Vgl. *Daniela Münkler*, Das Bild vom Bauern im Nationalsozialismus und der DDR – zwischen Herrschaftslegitimation und Identitätsstiftung, in: *dies./Frank Uekötter* (Hrsg.), Das Bild des Bauern. Selbst- und Fremdwahrnehmungen vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert, Göttingen 2021, S. 131–145, hier: S. 144.

le LPG-Vorsitzende zögerten im Bezirk Frankfurt (Oder) in den frühen 1970er-Jahren bei der Weiterentwicklung der Kooperationsbeziehungen, da sie fürchteten, die Übersicht über die von ihnen geleiteten Großbetriebe zu verlieren. Zudem strebten einzelne Betriebsleiter wie der LPG-Vorsitzende in Worin, Bernhard Grünert, 1970/71 nicht eine spezialisierte Agrarproduktion an, sondern die Bildung umfassender »Groß-LPG«. Auch die »ökonomischen Grundsatzregelungen«, mit denen die Bezirksleitung der SED in Frankfurt (Oder) die Planerfüllung von 1971 bis 1975 sichern wollte, trafen hier bei den Leitern der landwirtschaftlichen Betriebe keineswegs auf einhellige Zustimmung. Ebenso lehnten viele Führungskräfte im Agrarsektor eine leistungsabhängige Bezahlung ab, die den überaus unterschiedlichen Produktionsbedingungen nicht Rechnung trug. Die oft willkürlichen und spontanen Personalwechsel verstärkten die ohnehin hohe Fluktuation unter den »Kadern«, von denen viele nicht dauerhaft an die Betriebe gebunden werden konnten.<sup>64</sup>

Alles in allem blieben die Rekrutierung und Ausbildung des betrieblichen Leitungspersonals unzureichend. Die Forderung Grünebergs, schneller und gezielter wissenschaftlich geschulte Führungskräfte heranzubilden, die in der Landwirtschaft eingesetzt werden sollten, schlug sich oft nur sporadisch in der »Kaderarbeit« der SED-Leitungen und Agrarbetriebe nieder. Wie die SED-Bezirksleitung Frankfurt (Oder) 1970 berichtete, arbeiteten viele LPG-Vorsitzende hier noch »nicht zielstrebig auf der Grundlage eines Kaderperspektivprogrammes«. Auch andere Betriebsleiter hemmten vielmehr »oft die Weiterbildung der Genossen, indem sie diese im Betrieb als unabkömmlich bezeichnen bzw. Genossen mit der Begründung nicht zur Qualifizierung delegieren, da diese Genossen unter Umständen nicht in den eigenen Betrieb zurückkommen«. Sogar viele LPG-Vorsitzende weigerten sich mit dem Hinweis auf ihre Arbeitsbelastung, an Lehrgängen zu ihrer weiteren Ausbildung teilzunehmen. Die Leiter der Landwirtschaftsbetriebe vernachlässigten besonders die langfristige Rekrutierung und Qualifizierung von Führungskräften, für die in den frühen 1970er-Jahren »Kaderperspektivprogramme« entwickelt und »Kaderentwicklungspläne« erarbeitet werden sollten. In der Regel sollte die kurzfristige Erfüllung der Produktion nicht durch Umstellungen des Leitungspersonals gefährdet werden. Letztlich erschwerte der Kampagnenstil, den die SED-Führung in der Wirtschaft proklamierte, die Heranbildung neuer Führungskräfte.<sup>65</sup>

Unbeirrt von diesem Widerspruch konzentrierte die Parteifunktionäre in den Bezirks- und Kreisleitungen der Partei ihre Kritik an der »Kaderarbeit« in den Agrarbetrieben bis zu den frühen 1970er-Jahren auf die Vorstände und Vorsitzen-

64 Hierzu der Bericht vom 20. Januar 1968, BLHA, Rep. 730, Nr. 1936. Kritik an den Betriebsleitungen zum Beispiel in: BLHA, Rep. 730, Nr. 3184 (Zuarbeit vom 15.7.1970); Rep. 730, Nr. 3187 (Material vom 22.4.1972). Zu den Vorbehalten der LPG-Vorsitzenden gegen den Ausbau der Kooperationsbeziehungen: BLHA, Rep. 730, Nr. 3186 (Zuarbeit vom 26.7.1971; Bericht vom 28.12.1971; Schreiben vom 27.9.1971 und Zuarbeit vom 20.12.1971). Zur Skepsis gegenüber den »ökonomischen Grundsatzregelungen« der Bericht vom 13. August 1970, BLHA, Rep. 730, Nr. 3182. Zu Grünert vgl. Arnd Bauerkämper, Artikel »Grünert, Bernhard«, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hrsg.), Brandenburgisches Biographisches Lexikon, Potsdam 2002, S. 154.

65 Zit. nach dem Vermerk vom 14. Juli 1970, BLHA, Rep. 730, Nr. 3184. Vgl. auch BLHA, Rep. 730, Nr. 2224 (Vorlage vom 9.1.1964); Rep. 730, Nr. 3181 (»Einschätzung zum Stand der Durchsetzung des Politbürobeschlusses vom 10.2.70 zur Förderung der LPG mit niedrigem Produktionsniveau«); Rep. 730, Nr. 3194 (Konzeption vom Februar 1968).

den der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften sowie die Führungskräfte der Kooperationsgemeinschaften. Wie die SED-Bezirksleitung Frankfurt (Oder) im November 1967 hervorhob, waren in den Betriebsleitungen der LPG und der insgesamt 114 Kooperationsgemeinschaften im Bezirk »politisch-ideologische Unklarheiten« noch weit verbreitet. Die Führungskräfte zeigten sich aus dieser Perspektive keinesfalls ausnahmslos von dem Ziel der voluntaristischen und technizistischen SED-Agrarpolitik überzeugt, große Betriebseinheiten herauszubilden, die im »komplexen Einsatz« von Maschinen bearbeitet werden und die Kooperationsbeziehungen unbegrenzt erweitern sollten. Auch die unablässig propagierte, aber weit überzogene Spezialisierung – besonders die verordnete Trennung der Tier- und Pflanzenproduktion – traf bei den »Kadern« ab 1976 auf beträchtliche Vorbehalte. Die Bezirks- und Kreisleitungen forderten die Führungskräfte in den LPG und Kooperationsgemeinschaften überdies auf, in ihrer Leitungsarbeit wissenschaftliche Methoden – so zur »komplexen Anwendung der sozialistischen Betriebswirtschaft« – aufzunehmen und zugleich die Beschäftigten nachhaltiger an die Betriebsleitungen zu binden. Dazu sollten in den 1970er-Jahren vor allem die Arbeits- und Lebensbedingungen der LPG-Mitglieder kontinuierlich verbessert werden. In der »Kaderpolitik« spiegelt sich damit der spezifische Nexus von technokratischen Gestaltungsutopien und dem Leitbild der »sozialistischen Menschengemeinschaft« wider, der die modernistische Landwirtschaftspolitik der Staatspartei in den 1960er- und 1970er-Jahren insgesamt prägte. Technokratisches Denken ermöglichte in der DDR über den Agrarsektor hinaus gelegentlich sogar eine Kooperation zwischen Fachleuten und »Kadern« mit dem SED-Regime, wie neuere Studien gezeigt haben.<sup>66</sup>

Die Führungskräfte auf dem Land ließen sich für diese Utopie aber nicht leicht gewinnen. So nutzten vor allem die Vorsitzenden der Produktionsgenossenschaften das Ausbildungsangebot weiterhin nur unzureichend. Im Bezirk Frankfurt (Oder) konnten die SED-Leitungen im Sommer 1970 keine dieser Führungskräfte für einen Sonderlehrgang gewinnen, der an der LPG-Hochschule Meißen durchgeführt werden sollte. Im Herbst 1970 konnten hier zwar lediglich drei Vorsitzende von Produktionsgenossenschaften überhaupt keine fachliche Ausbildung vorweisen; aber nur wenige diese »Kader« waren in Hoch- oder Fachschulen ausgebildet worden. Die Leitungsarbeit der LPG-Vorsitzenden blieb jedoch nicht vorrangig wegen ihrer Qualifikationsmängel mangelhaft. Nachdem das NÖSPL den Handlungsspielraum der Betriebe erweitert hatte, nahmen in den späten 1960er-Jahren vielmehr Eingriffe übergeordneter Instanzen in die landwirtschaftliche Erzeugung wieder zu. Damit verstärkte sich auch der politische Druck auf die LPG-Vorsitzenden, deren Aktivitäten genau kontrolliert und oft scharf kritisiert wurden. Spontan eingesetzte »Arbeitsgruppen« sollten Führungsmängel in Produktionsgenossenschaften ebenso untersuchen wie in Gemeindeverwaltungen, um den »Übergang zur industriemäßigen Leitung und Organisation der Produktion« herbeizuführen und den Durchbruch

66 Zit. nach: Zuarbeit vom 10. April 1970, BLHA, Rep. 730, Nr. 3183. Vgl. *Jan Zofka*, Technokratischer Internationalismus. Kohle-Experten der DDR der 1950er Jahre in globalgeschichtlicher Perspektive, in: GG 47, 2021, S. 199–229, insb. S. 228; *Dagmar Langenhan*, Auf dem Weg zur genossenschaftlichen Demokratie? Mitglieder und Beschäftigte der LPG im betrieblichen Alltag der 70er/80er Jahre, in: *Hürtgen/Reichel*, Der Schein der Stabilität, S. 263–274; *Last*, Rural Functionaries and the Transmission of Agricultural Policy, S. 89.

zur »sozialistischen Intensivierung« zu erzwingen. Weiterhin personalisierten SED-Funktionäre Mängel in der Leitungsarbeit von LPG-Vorsitzenden und nutzten die Probleme in den Betrieben aus, um diese »Kader« unverzüglich auszutauschen. Dabei verloren nicht nur Vorsitzende, die bezichtigt wurden, ihre Führungsaufgaben zugunsten ihrer teilweise beträchtlichen individuellen Hauswirtschaften zu vernachlässigen, ihre Positionen, sondern auch Betriebsleiter, denen eine »Verletzung der innergenossenschaftlichen Demokratie« und die »Manipulierung der genossenschaftlichen Ergebnisse« vorgeworfen wurden.<sup>67</sup>

Allerdings lösten SED-Kreisleitungen Vorsitzende von Kollektivbetrieben wegen des Mangels an geeigneten »Kadern« im Allgemeinen nur bei gravierendem Fehlverhalten oder auffällig schlechten Leistungen ab. Außerdem verfügten diese Betriebsleiter oft über Netzwerke und sie beeinflussten teilweise Grundorganisationen (denen sie vielfach angehörten) und Kreisleitungen der SED. Außerdem bestanden zahlreiche LPG-Vorsitzende erfolgreich Mitglieder, deren Versammlungen damit Rituale wurden. Kritik und Sanktionen richteten sich zudem gegen Betriebsleiter, die sich weigerten, neue »Entwicklungspläne« für ihre Produktionsgenossenschaften auszuarbeiten, bevor die bereits vorliegenden Konzepte durchgesetzt worden waren. SED-Kreisleitungen setzten oft auch »Kader« ab, die sich gegen die Trennung der Tier- und Pflanzenproduktion wandten, weil diese Aufspaltung den Zusammenhang in der landwirtschaftlichen Erzeugung aufbreche. Zudem wuchsen in den vielerorts übergroßen Betrieben die Verwaltungs- und Transportkosten. Betriebsleiter standen diesen Folgeproblemen der SED-Agrarpolitik oft hilflos gegenüber. Als in den 1980er-Jahren die Nutzflächen der LPG und VEG reduziert und private Hofwirtschaften wegen der Versorgungsmängel geduldet und zusehends sogar gefördert wurden, waren LPG-Vorsitzende erneut überrascht und mit dem abrupten politischen Kurswechsel überfordert.<sup>68</sup>

Die hier dargelegten systemischen Mängel spiegeln zwar auch das Ziel der Berichte wider, die »Kaderarbeit« auf dem Land zu verbessern. Sie sind deshalb selektiv. Zudem ist die Neigung der jeweils übergeordneten Bezirks- oder Kreisleitungen beziehungsweise der staatlichen Räte der Bezirke oder Kreise erkennbar, von eigenen Fehlern abzulenken. Zugleich treten aber auch strukturelle Mängel der SED-Politik hervor. Die Führungskräfte auf dem Land wurden von den 1960er- bis zu den 1980er-Jahren – wie schon zuvor – weitgehend kooptiert, indem die Funktionäre in den übergeordneten Bezirks- und Kreisleitungen der SED die Spitzenpositionen in den Leitungen der Parteien und Massenorganisationen, in der Kommunalverwaltung und in den landwirtschaftlichen Betrieben besetzten. Nur die Ernennung untergeordneter Führungskräfte – zum Beispiel in den LPG – konnten die jeweils formal zuständigen Gremien (besonders die Mitgliederversammlungen) beeinflussen. Politische Loyalität gegenüber dem SED-Regime blieb dabei vorrangiges Rekrutierungskriterium, obwohl die Ausbildung der »Kader« zunehmend systematisiert und akademisiert wurde. Dieser Qualifizierungsschub führte aber keineswegs durch-

67 BLHA, Rep. 730, Nr.1931 (Bericht vom 25.8.1964). Zitat: BLHA, Rep. 730, Nr.1936 (Aufstellung vom 15.11.1967; Bericht vom 20.1.1968); Rep. 730, Nr. 3181 (Information vom 26.10.1970). Angaben nach dem Bericht vom 8. Oktober 1970, BLHA, Rep. 730, Nr. 3183.

68 *Schöne*, Das sozialistische Dorf, S. 154 f.; *Heinz*, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 394, 402 und 414–423.



weg zu den beabsichtigten wirtschaftlichen Verbesserungen. So wurden Vorsitzende, deren Betriebe deutlich unterdurchschnittliche Produktionsergebnisse erzielten, noch Anfang der 1980er-Jahre verstärkt abgelöst. Die Führungspositionen nahmen in den Agrarbetrieben weiterhin nahezu ausnahmslos Männer ein. Dagegen stellten Frauen in der DDR noch 1989 nur 2,8 % der LPG-Vorsitzenden. Zumindest bei der Zuteilung leitender und ausführender Aufgaben blieb die geschlechterspezifische Rollenzuweisung auch im »sozialistischen Dorf« weitgehend gewahrt.<sup>69</sup>

Wegen der Multifunktionalität der LPG als Erwerbssort sowie Kultur- und Dienstleistungszentrum waren ihre Vorsitzenden nicht nur für die Leitung der Betriebe zuständig, sondern sie verteilten in den Gemeinden auch Ressourcen für die Unterhaltung der Verkehrswege, Kulturveranstaltungen und soziale Dienstleistungen. Die Vorsitzenden der Produktionsgenossenschaften und der noch größeren landwirtschaftlichen Kooperationsbetriebe verfügten in den einzelnen Dörfern oder sogar Regionen über eine beträchtliche Macht. Andere örtliche Führungskräfte – so Bürgermeister – waren vielerorts von ihnen abhängig. LPG-Vorsitzende agierten deshalb gelegentlich selbstherrlich. Übergeordnete Parteifunktionäre und Mitglieder warfen ihnen wiederholt Arroganz vor. Parteisekretäre der SED bildeten in den Betrieben oft kein Gegengewicht gegen die Vorsitzenden, deren Macht sich vor allem aus der Aufgabenkumulation in den Dörfern ergab.<sup>70</sup>

»Kommunalverträge« erlegten auch den KAP Pflichten außerhalb der Agrarproduktion auf, so zum Ausbau der Infrastruktur. In vielen Gemeinden verfügten landwirtschaftliche Leitungskräfte bis zum Ende der DDR über einen erheblichen Handlungsspielraum. Einzelne »Kader« scheuten sich in den frühen 1980er-Jahren auch nicht, eine Rücknahme der zunehmend dysfunktionalen Trennung von Tier- und Pflanzenproduktion zu fordern, so der Vorsitzende der LPG in Altenhagen, den die SED-Kreisleitung Wolgast daraufhin allerdings zum Rücktritt zwang. Betriebliche Leitungskräfte wie der Parteisekretär des VEG im thüringischen Blankenhain, der sich 1988 an den ZK-Sekretär für Landwirtschaft, Werner Felfe, wandte, kritisierten auch die Vernachlässigung des Agrarsektors, in dem die zur Verfügung stehenden Investitionsmittel kontinuierlich schrumpften. Angesichts der zusehends maroden Kollektivbetriebe und der sinkenden Arbeitsmoral verbreiteten sich unter den »Kadern« Resignation und ein Fatalismus, dem auch die übergeordneten Partei- und Staatsfunktionäre hilflos gegenüberstanden. Zugleich nahmen Korruption und Egoismus zu. Vorsitzende von LPG und VEG wirtschafteten vielerorts außerhalb der Pläne. So wurden in Mühlenbeck (bei Berlin) in den späten 1980er-Jahren 15.000 Stück Geflügel »schwarz« gehalten.<sup>71</sup>

69 Dagegen: *Panzig*, Hin zum eigenen Beruf, S. 174 und 180 f. (hier auch Angaben). Vgl. *Peter Polack*, Die Landwirtschaft in der DDR und nach der Wende, in: Materialien der Enquete-Kommission »Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit« (13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), hrsg. v. Deutschen Bundestag, Bd. III/2: Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik, Frankfurt am Main 1999, S. 1429–1499, hier: S. 1451; *Karl Eckart*, Veränderungen in der Landwirtschaft der DDR seit Anfang der siebziger Jahre, in: Deutschland Archiv 18, 1985, S. 396–411, hier: S. 405.

70 *Heinz*, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 416–439.

71 *Schöne*, »Der Vertrauensverlust ist gewaltig«, S. 60, 68 f. und 70 (Angabe); *ders.*, Das sozialistische Dorf, S. 157 f.; *Heinz*, Von Mähdreschern und Musterdörfern, S. 386; *ders.*, »Deine Idee von einer Groß-LPG ist eine Nummer zu klein«, S. 48; *Christel Nehrig*, Das Leben auf dem Lande: die Ge-

#### IV. Ausblick: »Rote Junker« seit 1990?

Noch vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten veränderten sich für die »Kader« in der Landwirtschaft die Arbeitsbedingungen. Zwar hob ein Gesetz, das Hans Modrows Kabinett am 6. März 1990 erließ, lediglich die Einbindung der LPG in die Ordnung der zentralen Verwaltungswirtschaft auf. Nach der Volkskammerwahl vom 18. März und der Übernahme der Regierung durch Lothar de Maizière am 12. April 1990 beschleunigte sich im Agrarsektor aber der Wandel. Mit der betriebsstrukturellen Transformation der LPG nach dem noch von der Volkskammer der DDR verabschiedeten »Gesetz über die strukturelle Anpassung der Landwirtschaft an die soziale und ökonomische Marktwirtschaft der Deutschen Demokratischen Republik« (Landwirtschaftsanpassungsgesetz) vom 29. Juni 1990 und dem Einigungsvertrag zwischen den beiden deutschen Staaten vom 31. August 1990 entwickelte sich ein Konflikt über den festgelegten Ausschluss von der Rückgabe bei Enteignungen, die auf besatzungsrechtlicher und -hoheitlicher Grundlage vollzogen worden waren. Damit konnten enteignete Gutsbesitzer und ihre Erben das Eigentum, das im Zuge der Bodenreform beschlagnahmt worden war, nicht mehr für sich beanspruchen. Kritiker dieser Bestimmung des Einigungsvertrags wiesen die Behauptung der Bundesregierung zurück, dass die Führung der Sowjetunion unter Michail Gorbatschow auf dieser Regelung bestanden habe, und sie betonten den engen Zusammenhang von Freiheit und Eigentum. Vereinzelt ist der Bundesregierung sogar vorgeworfen worden, den Bundestag und die Alteigentümer in der Absicht getäuscht zu haben, eine Restitution von Boden zu verhindern, der in den Jahren von 1945 bis 1949 konfisziert worden war.<sup>72</sup>

Zugleich setzte eine vermögensrechtliche Auseinandersetzung zwischen den LPG und ausscheidenden Mitgliedern ein. Dieser Streit hat in vielen Gemeinden die sozialen Beziehungen seit 1990/91 nachhaltig beeinträchtigt. Unterstützt von Politikerinnen und Politikern der PDS, legitimierten in den 1990er-Jahren viele Geschäftsführer von LPG-Nachfolgebetrieben mit der Warnung vor einer Rückkehr der enteigneten Gutsbesitzer und ihrer Nachkommen ihre Kontrolle über das Land, das sie von der 1992 gegründeten staatlichen Bodenverwertungs- und -verwaltungsgesellschaft (BVVG) gepachtet hatten, zunächst überwiegend kurzfristig. Obwohl der Übergang von 53,1 % der Flächen des Bodenfonds an Nachfolgebetriebe der Produktionsgemeinschaften (bis Ende 1993) und 60 % der von der BVVG verwalteten

---

nossenschaften (LPG), in: *Evemarie Badstübner* (Hrsg.), *Befremdlich anders. Leben in der DDR*, Berlin 2000, S. 195–218, hier: S. 213 f.; *Niemann*, *Die Sekretäre der SED-Bezirksleitungen*, S. 214. Vgl. auch *Jens Schöne*, *Resignation, Reform und Revolte. Agrarwirtschaft und ländliche Gesellschaft der DDR in den 1980er-Jahren*, in: *Jutta Braun/Peter Ulrich Weiß* (Hrsg.), *Agonie und Aufbruch. Das Ende der SED-Herrschaft und die Friedliche Revolution in Brandenburg*, Potsdam 2014, S. 60–79, hier: S. 74.

72 *Constanze Paffrath*, *Macht und Eigentum. Die Enteignungen 1945–1949 im Prozeß der deutschen Wiedervereinigung*, Köln/Weimar etc. 2004, insb. S. 34–48 und 260–377. Übersicht in *Arnd Bauerkämper*, *Der Kampf um den Boden in den neuen Bundesländern. Die Debatte über die Restitution des Bodenreformlandes und die Privatisierung der Agrarwirtschaft seit 1989/90*, in: *Revue d'Allemagne* 31, 1999, S. 57–73, hier: S. 60–65; *Thomas Hoffmann*, *Transformation der Landwirtschaft nach der Friedlichen Revolution*, in: *Die andere Seite des »Arbeiter- und Bauernstaates«*, S. 75–112, hier: S. 81–88.

Flächen an juristische Personen (bis 1994) auch finanzpolitischen Interessen der Bundesregierung geschuldet war, wurden besonders die »roten Junker« vielerorts scharf kritisiert. Tatsächlich hatten sich einige der ehemaligen DDR-»Kader« bei den Vermögensauseinandersetzungen widerrechtlich Eigentum gesichert und ausscheidende LPG-Mitglieder betrogen. Nach einer empirischen Studie waren 11 % der Betriebsumwandlungen rechtlich unwirksam. Dabei sind regionale Differenzen auffällig. Während der Anteil gescheiterter Umwandlungen in Mecklenburg-Vorpommern 14,5 % betrug, belief er sich in Sachsen-Anhalt auf lediglich 7,6 %. Insgesamt war in den neuen Bundesländern das Vermögen der Produktionsgenossenschaften infolge fehlerhafter Verfahren auf insgesamt 198 Rechtsträger nicht übergegangen. Sie waren deshalb nur scheinbar Nachfolger der LPG. Abgesehen von Verstößen gegen den vom Landwirtschaftsanpassungsgesetz festgelegten zeitlichen Rahmen und gegen die Vorschriften zu den Rechtsformen und -trägern wurden 1991 die Abfindungen für Mitglieder, die aus den LPG austraten, überwiegend nicht in der vorgeschriebenen Weise festgesetzt und abgewickelt. Da die Vergütung für den eingebrachten Boden, das Kapital und das Inventar vielfach zu niedrig angesetzt worden war, konnten die Nachfolgebetriebe der LPG unzulässige Rücklagen bilden. Auch bei der Umwandlung dieser Betriebe eigneten sich ihre Leiter offenbar ein beträchtliches Vermögen an.<sup>73</sup>

Demgegenüber ist hervorgehoben worden, dass im Landwirtschaftsanpassungsgesetz die Verwendung des Eigentums der Produktionsgenossenschaften und damit auch die vermögensrechtlichen Ansprüche der LPG-Mitglieder nicht festgelegt worden waren. Dieses Regelungsdefizit führte zu einer improvisierten Überführung der LPG in Agrargenossenschaften und Kapitalgesellschaften, begünstigte Übervorteilung und ließ Korruption zu. Aber auch wegen ihrer Verankerung im dörflichen Milieu, ihrer Stellung in gesellschaftlichen Netzwerken und ihrer Kenntnisse der lokalen Bedingungen übernahmen viele LPG-Vorsitzende Nachfolgebetriebe, die sich ab 1990 allerdings weitestgehend auf ihre ökonomischen Kernaufgaben konzentrieren mussten und damit ihre Multifunktionalität einbüßten. Dennoch konnten die überwiegend hoch qualifizierten und flexiblen Führungskräfte in den LPG im politischen Umbruch und in der Transformation auf dem Land vielerorts die Initiative an sich reißen. So wechselte bis zur Mitte der 1990er-Jahre nur in etwa einem Drittel der landwirtschaftlichen Betriebe, die im Systemwechsel nicht zusammengebrochen waren, die Leitung. In vielen anderen ehemaligen Produktionsgenossenschaften stiegen junge »Nachwuchskader« in Leitungspositionen auf. Am Ende der 1990er-Jahre waren 90 % der Geschäftsführer von Nachfolgebetrieben der LPG Bewohner der neuen Bundesländer. Persönliches Vertrauen und eine feste Einbin-

---

73 Adalbert Zehnder, Wo die »Roten Barone« das Sagen haben, in: Süddeutsche Zeitung, 26.9.2000, S. 11. Angaben nach Walter Bayer, »Die gescheiterten LPG-Umwandlungen – was nun?«. Überblick über die Ergebnisse eines DFG-Forschungsprojekts, in: Horch und Guck 12, 2003, Nr. 41, S. 44–47, hier: S. 45; Hoffmann, Transformation der Landwirtschaft nach der Friedlichen Revolution, S. 109; Gerhard Deter, Die Agrarrevolution in den neuen Ländern, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 43, 1995, S. 73–87, hier: S. 81; Löhr, Der Kampf um das Volkseigentum, S. 166. Vgl. auch Ulrich Kluge, »Grüne Grenze« und »Rote Junker«. Agrarpolitik am Ende der deutschen Teilung 1989/90, in: Hermann Schäfer (Hrsg.), Geschichte in Verantwortung. Festschrift für Hugo Ott, Frankfurt am Main 1996, S. 335–360, hier: S. 345 und 357 f.; Bauerkämper, Der Kampf um den Boden in den neuen Bundesländern, S. 65–71.

dung in lokale und regionale Beziehungen blieben in den Gemeinden im Umbruch wichtige Ressourcen.<sup>74</sup>

Insgesamt ergab sich auf dem Land zumindest in den Agrarbetrieben eine erhebliche Elitenkontinuität, während das Bundesverfassungsgericht 1991 und 1996 sowie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 2005 Klagen enteigneter Gutsbesitzer beziehungsweise ihrer Erben gegen das Restitutionsverbot des Einigungsvertrags zurückwies. Einige Betroffene nahmen aber das Angebot an, nach dem 1994 vom Bundestag verabschiedeten Entschädigungs- und Ausgleichsleistungsgesetz von 1945 bis 1949 konfisziertes Eigentum zumindest teilweise zu günstigen Konditionen zurückzukaufen. Viele dieser früheren Gutsbesitzer oder ihre Nachkommen trafen in den neuen Bundesländern zunächst auf erhebliche Vorbehalte. Die Integration der vielerorts unerwünschten Neuankömmlinge ist in den Dörfern seit den 1990er-Jahren aber unterschiedlich verlaufen. Außer dem Verhalten der beteiligten Personen haben die Sozialstruktur der Gemeinden, die gesellschaftlichen Beziehungen, die Erinnerungen ihrer Bewohner an die Gutsherrschaft und die Raumwahrnehmungen das Zusammenleben mit den zurückgekehrten Alteigentümern beeinflusst.<sup>75</sup>

### Fazit: Aporien der »Kaderpolitik« auf dem Land

Die Herrschafts-, Kontroll- und Lenkungsaufgaben »von oben« und Ansprüche der Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner sowie der Betriebsbelegschaften »von unten« konfrontierten besonders dörflich-agrarische Eliten mit einem von der »Kaderpolitik« des SED-Regimes verursachten und strukturell im Nomenklatursystem angelegten Dilemma, dem sie oft nur durch einen ständigen Rollenwechsel entkommen konnten. In den Gemeinden mit der Bevölkerung durch Face-to-Face-Beziehungen verbunden, mussten Partei und Staatsfunktionäre nicht nur funktionalen Zwängen Rechnung tragen, sondern auch die individuellen Interessen und Werte berücksichtigen, auf denen die ihnen untergeordneten und anvertrauten Akteure bestanden. Dabei wiesen die Spitzenfunktionäre der SED den gesellschaftlichen Führungsgruppen in der DDR wichtige Legitimierungs-, Prozess- und Leistungsfunktionen zu, die wegen der engen Bindung an die politische Programmatik der Machtelite aber weitgehend dem Herrschafts- und Erziehungsanspruch des Marxismus-Leninismus unterworfen waren.

Anders als in den demokratisch-parlamentarischen Regierungssystemen verfügten die Funktionselemente deshalb nur über eine begrenzte Handlungsautonomie. Sie

74 Buechler/Buechler, *Contesting Agriculture*, S. 147. Vgl. auch Lutz Laschewski, *Von der LPG zur Agrargenossenschaft. Untersuchungen zur Transformation genossenschaftlich organisierter Unternehmen in Ostdeutschland*, Berlin 1998, S. 131 und 203; Tanja Busse, *Melken und gemolken werden. Die ostdeutsche Landwirtschaft nach der Wende*, Berlin 2001, S. 9.

75 Vgl. Langelüdecke, *Alter Adel – Neues Land?*, insb. S. 243, 307 und 336–353. Zur Debatte der knappen Überblick in Jens Schöne, *Bodenreform und kein Ende?*, in: *Deutschland Archiv* 37, 2004, S. 199–202. Zum Gesetz von 1994 Stefan von der Beck, *Die Konfiskationen in der Sowjetischen Besatzungszone von 1945 bis 1949. Ein Beitrag zu Geschichte und Rechtsproblemen der Enteignungen auf besatzungsrechtlicher und besatzungshoheitlicher Grundlage*, Frankfurt am Main 1996, S. 323–334; Lohr, *Der Kampf um das Volkseigentum*, S. 122–137.

resultierte vor allem aus der Eigendynamik sozialer Subsysteme in der DDR und den Funktionsmängeln der sozialistischen Zentralplanwirtschaft. Die gesellschaftlichen Führungskräfte benötigten in dieser Konstellation sowohl die Zustimmung der übergeordneten Machtelite des Regimes als auch die Unterstützung der »Werkstätten«. Dies verlangte von den Leitungspersonen nicht nur ständige Initiativen zum Ausgleich divergierender Interessen, sondern auch die Fähigkeit zu permanenter Improvisation und gelegentlich auch zur Täuschung. Die »Organisations-Eliten«, die sich mit der Kollektivierung in den Agrarbetrieben herausbildeten, mussten durch pragmatisches Handeln in ihrer schwierigen Vermittlungsposition einen Minimalkonsens herstellen und dadurch eine Integrationsfunktion erfüllen, die offiziell von den Machthabern mit der Führungsideologie des Marxismus-Leninismus beansprucht wurde. Insgesamt agierten die Funktionseliten somit letztlich kompensatorisch. Sie glichen in den dörflichen Milieus Interessen aus, nahmen unmittelbar Ansprüche auf und federten auch abweichendes Verhalten ab. Zudem lenkten die Herrschaftsträger des SED-Regimes auf dem Land (überwiegend ungewollt) von der »großen Politik« ab und zogen den Zorn der Beherrschten auf sich, deren Aufmerksamkeit sich besonders auf die lokalen Repräsentanten der staatssozialistischen Diktatur richtete.<sup>76</sup>

Der nicht aufzulösende, allgegenwärtige Handlungswiderspruch, der sich aus den konträren Anforderungen ergab, prägte die Akteurskonstellation, die sich in den Gemeinden mit der Bodenreform und Kollektivierung strukturell herausgebildet hatte. Der Rollenkonflikt, den Führungspersonen bewältigen mussten, war aber schon in der Ideologie des Marxismus-Leninismus angelegt, die den gesellschaftlichen Eliten eine erhebliche Vermittlungs- und Integrationsleistung auferlegte. Die Leitungskräfte sollten der Egalitätsideologie gerecht werden und der Bevölkerung verhaftet bleiben, zugleich aber auch den Führungsanspruch der Machthaber in der »Diktatur des Proletariats« durchsetzen, dabei das Leitbild des »sozialistischen Menschen« repräsentieren und mit dem Aufbau einer neuen Gesellschaft eine der kapitalistischen Industrialisierung in den westlichen Demokratien vermeintlich überlegene Variante der Modernisierung durchsetzen. Sie wollten und sollten nicht als »Elite« agieren und damit ein exklusives Selbstverständnis entwickeln – und doch auch genau diesen Leitbildern gerecht werden.<sup>77</sup>

Die ihnen nach der »Avantgarde«-Doktrin zugewiesene Führungsfunktion und Vorbildrolle erlegten den Funktionseliten nicht nur fachliche, sondern auch charakterliche und politische Anforderungen auf. In ihrer Handlungspraxis, die von biografischen Prägungen und den damit verbundenen Mentalitäten ebenso nachhaltig beeinflusst wurde wie von den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, konnten die agrarischen Funktionseliten der idealistisch-pädagogischen Leitfunktio-

76 Zum Konzept der »Organisations-Eliten« vgl. *Frank Ettrich*, Differenzierung und Eliten im Staatssozialismus, in: *Historical Social Research* 28, 2003, S. 31–56, hier: S. 49. Zum pragmatischen Handeln von Leitungspersonal in Industriebetrieben vgl. auch die Hinweise bei *Peter Hübner*, Industrielle Manager in der SBZ/DDR. Sozial- und mentalitätengeschichtliche Aspekte, in: *GG* 24, 1998, S. 55–80, hier: S. 76–80.

77 Formulierung in Anlehnung an: *Runge*, Eliten, die keine sein wollten. Dazu auch *Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel*, The Pivotal Cadres: Leadership Styles and Self-Images of GDR-Elites, in: *Jarausch*, Dictatorship as Experience, S. 265–281.

on, die ihnen die Machtelite aufbürdete, jedoch vielfach nicht gerecht werden. Die Partei- und Staatsapparate, die das enge Kontrollnetz hierarchisch strukturierter Inspektionsinstanzen über die agrarischen Funktionseleiten ausbreiteten, politisierten und moralisierten das Fehlverhalten einzelner Führungspersonen, das dem hohen Ideal des »sozialistischen Menschen« widersprach, als Charakterschwäche. Sie konnte aus dieser Perspektive allenfalls durch »Selbstkritik« überwunden werden, sollte aber im Allgemeinen letztlich durch eine Ablösung und Entmachtung der Betroffenen beseitigt werden. Diese Personalisierung und Kriminalisierung struktureller Probleme, die nicht zuletzt aus der SED-Agrarpolitik resultierten, eröffnete den Herrschaftsorganen zugleich einen weiten Handlungsspielraum für ihre »Kaderarbeit«, die durch die Mischung von sozialistischem Paternalismus und eine rigorose Disziplinierung des untergeordneten Führungspersonals gekennzeichnet war. In der »durchherrschten« Gesellschaft der DDR war der erzwungene Elitenwechsel das Substrat einer mechanistischen Konstruktionspolitik, die ihrerseits den umfassenden Machtanspruch und – mit ihrem unreflektierten »Grundvertrauen in Programmhaftigkeit und Steuerbarkeit« – die weitreichenden Gestaltungssillusionen des Regimes widerspiegelte.<sup>78</sup>

Insgesamt war die »Kaderpolitik« der SED-Führung so widersprüchlich, dass aus ihr gegensätzliche Handlungserwartungen resultierten. Diese Ambiguität konnten auf dem Land zwar die Eliten mildern, die seit den 1950er-Jahren gezielt herangebildet worden waren. Zur Stabilisierung der Führungsstrukturen in den neuen Betrieben trugen aber die Angehörigen traditionaler großbäuerlicher Honoratioren maßgeblich bei – ein Befund, der letztlich nicht nur auf die Beharrungskraft intergenerationeller Strategien zur Statussicherung unter den Bedingungen der staatssozialistischen Diktatur, sondern auch auf grundsätzliche Aporien der »Kaderpolitik« in der SBZ und DDR verweist.<sup>79</sup>

78 Zitat: *Christoph Boyer*, Kaderpolitik und zentrale Planbürokratie in der SBZ/DDR (1945–1961), in: *Stefan Hornbostel* (Hrsg.), *Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR*, Opladen 1999, S. 11–30, hier: S. 29. Vgl. auch *Christoph Boyer*, »Die Kader entscheiden alles ...«, Kaderpolitik und Kaderentwicklung in der zentralen Staatsverwaltung der SBZ und frühen DDR (1945–1952), Dresden 1998, S. 16 f. Zur Personalisierung und Kriminalisierung von Mängeln in den LPG auch *George Last*, *After the »Socialist Spring«. Collectivisation and Economic Transformation in the GDR*, New York/Oxford 2009, S. 216.

79 Zum Stellenwert intergenerationeller Familienstrategien in der DDR vgl. *Heinrich Best*, *Did Family Matter? The Formation and Reproduction of Functional Elites in a Socialist Society*, in: *ders./Ronald Gebauer/Axel Salheiser* (Hrsg.), *Elites and Social Change. The Socialist and Post-Socialist Experience*, Hamburg 2009, S. 13–24, hier: S. 21; *Best*, *Sozialismus in der DDR*, S. 145.

BJÖRN HOFMEISTER

## Zwischen sozialer Elitenkonstruktion und fachlicher Professionalisierung

Diplomaten der DDR 1949–1990

Die Geschichte der DDR-Diplomaten und -Diplomatinnen ist die Geschichte einer funktionalen Teilelite<sup>1</sup> im sozialistischen Verwaltungs- und Herrschaftssystem des anderen Deutschlands. Dabei stand der erklärte Neuaufbau dieses Berufsstands mit seinen traditionell bürgerlichen und adeligen Prägungen nach der Gründung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten (MfAA) kurz nach Staatsgründung der DDR am 7. Oktober 1949 vor der Herausforderung, die soziale und politische Neukonstruktion des Diplomatenstands mit einer professionellen Ausbildung zum Fachexperten zu verbinden.

Der Aufbau eines sozialistischen deutschen Staats zielte darauf ab, nicht nur politische Traditionslinien vom Kaiserreich bis in den Nationalsozialismus, sondern auch das bürgerliche Bildungsprivileg zu durchbrechen und stattdessen die Vorherrschaft von Arbeitern und Bauern sowie die Konstruktion einer »neuen sozialistische Intelligenz« zu etablieren.<sup>2</sup> Er war begleitet von Ambivalenzen zwischen Zielvorgaben wie politische Zuverlässigkeit und soziale Herkunft einerseits und fachlicher Expertise andererseits. Die Grundsatzentscheidung, alte Eliten aus dem Nationalsozialismus durch neue Eliten zu ersetzen, stellte im Zuge der Verwaltungsneuordnung ab 1949 auch andere Ministerien der DDR vor enorme personalpolitische Herausforderungen.<sup>3</sup> Massive Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von geeignetem Personal wie auch die beständige Aus- und Weiterbildung der sozialistischen

1 Als »Elite« des MfAA zwischen 1949 und 1990 werden im Folgenden vor allem die »Nomenklaturkader« für die höheren Positionen wie zum Beispiel Botschafter und deren Stellvertreter, Abteilungsleiter im Ministerium, Leiter von Auslandsvertretungen/Generalkonsulaten oder Ständige Geschäftsträger verstanden. In der offiziellen Beschreibung der Hierarchieebenen sprach man von »Leitungskadern der zentralen Ebene«. Zu ihnen zählten: Minister, Staatssekretäre, Stellvertreter des Ministers, Abteilungsleiter; in den Auslandsvertretungen: Botschafter, Gesandte, Generalkonsuln, Leiter von Handelsvertretungen (soweit keine diplomatischen Vertretungen bestanden und sie die höchsten Repräsentanten der DDR waren). Als »Leitungskader der mittleren Ebene« hingegen galten: Stellvertretende Abteilungsleiter, Sektionsleiter; in den Auslandsvertretungen: Räte, Konsuln und I. Sekretäre. »Leitungskader der unteren Ebene« waren: Stellvertretende Sektionsleiter und Fachgebietsleiter; in den Auslandsvertretungen: II. Sekretäre und Vizekonsuln. Vgl. Auszug aus der Vorlage für das Präsidium des Ministerrates über den Kaderperspektivplan des MfAA, 25.4.1966, Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (PAAA), PAAA-M01-C01419-050-051.

2 Vgl. Arnd Bauerkämper, *Die Sozialgeschichte der DDR*, München 2005, S. 38 f.

3 Vgl. unter anderem Hermann Wentker, *Justiz in der SBZ/DDR 1945–1953. Transformation und Rolle ihrer zentralen Institutionen*, München 2001, S. 26–78, 103–171 und 268–291; *Andreas Malycha*, Die Staatliche Plankommission (SPK) und ihre Vorläufer 1945 bis 1990, in: *Dierk Hoffmann* (Hrsg.), *Die zentrale Wirtschaftsverwaltung in der SBZ/DDR. Akteure, Strukturen, Verwaltungspraxis*, Berlin/Boston 2016, hier: S. 17–132; *Franziska Kuschel/Lutz Maeke*, Ein Neubeginn. Das Innenministerium der DDR und sein Führungspersonal, in: *Frank Bösch/Andreas Wirsching* (Hrsg.), *Hüter der Ordnung. Die Innenministerien in Bonn und Ost-Berlin nach dem*

Repräsentationselite prägten die Aufbauphase des MfAA, der Botschaften und der Handelsvertretungen.

Im Folgenden soll der Prozess der Elitenkonstruktion beim Aufbau des MfAA nachvollzogen werden. Die Ausbildung und die Rekrutierung neuer diplomatischer Eliten werden in ihren Institutionen und Verwaltungsgremien untersucht sowie die fachlichen Qualifikationsmerkmale der leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im MfAA empirisch analysiert. Zudem werden am Beispiel der Diplomaten und Diplomatinen zentrale Kriterien der Rekrutierung von »Kadern« für den DDR-Staatsapparat im Zuge der praktischen Umsetzung und sich daraus ergebende Probleme hinsichtlich Qualifikation, Eignung und Einsatzfähigkeit im Ministerium wie auch in den Vertretungen herausgearbeitet.<sup>4</sup>

Die Neukonstruktion einer diplomatischen Funktionselite wurde zwar forciert durchgesetzt und entlang sozialer und politischer Zielvorgaben der DDR-Planungsbürokratie bis in die 1980er-Jahre weitgehend verwirklicht. Jedoch konnte angesichts der Ansprüche an hohe Qualifikationen bei gleichzeitig bevorzugter Herkunft der neuen Diplomaten aus der »Arbeiterschaft« in den ersten beiden Jahrzehnten der Aufbau eines diplomatischen »Kaderapparats« nur mit großen Schwierigkeiten sichergestellt werden. Die »Spannung zwischen politischer Loyalität und funktionalen Qualifikationserfordernissen«<sup>5</sup> durchzog den Neuaufbau des MfAA bis zur einsetzenden Professionalisierung der Ausbildung Ende der 1960er-Jahre. Die zunächst überschaubare Anzahl von DDR-Vertretungen in den 1950er- und 1960er-Jahren sowie die Repräsentanz von Botschaften (durchweg in sozialistischen Ländern) verdeckte das Problem ungenügend ausgebildeter diplomatischer Kader nur bedingt. Die einsetzende Anerkennung der DDR durch westliche Länder seit Anfang der 1970er-Jahre zwang das MfAA und die Entscheidungszentren der Kaderrekrutierung zu forcierten Professionalisierungsstrategien sowohl mit Blick auf die fachliche Qualifikation als auch durch Anpassung an internationale Standards diplomatischer Praxis.

## **I. Sozialprofile, biografische Eigenschaften, Netzwerke: Typologien und Rekrutierungslogiken**

Die Diplomaten der DDR sowie die Mitarbeiter des MfAA insgesamt waren seit den frühen politikwissenschaftlichen und soziologischen Studien der 1960er- und 1970er-Jahre kaum mehr Gegenstand der Forschung, obwohl sie als Funktionselite

---

Nationalsozialismus, Göttingen 2018, S. 182–237; Franziska Kuschel, Sicherheit als Versprechen. Verkehrsregulierung und Unfallprävention in der DDR, Göttingen 2020, S. 14–41.

4 Vgl. zum Begriff des »Kaders« in der DDR auch Richard Herber/Herbert Jung, Kaderarbeit im System sozialistischer Führungstätigkeit, Berlin 1968.

5 Arnd Bauerkämper, Kaderdiktatur und Kadergesellschaft. Politische Herrschaft, Milieubindungen und Wertetraditionalismus im Elitenwechsel in der SBZ/DDR von 1945 bis zu den sechziger Jahren, in: Peter Hübner (Hrsg.), Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, Köln/Weimar etc. 1999, S. 37–65, hier: S. 39.



zwischen 1949 und 1990 ungefähr 3.000 Personen umfassten.<sup>6</sup> Der Aufbau eines diplomatischen Dienstes erfolgte in der DDR – anders als im Auswärtigen Amt in Bonn – durch eine soziale und fachliche Neukonstruktion. Ein grundlegender Elitenwechsel im MfAA sollte die sozialistische Gesellschaftsordnung auch nach außen repräsentieren. Die Übernahme alter Eliten aus dem diplomatischen Dienst des Deutschen Reichs in der Berliner Wilhelmstraße konnte somit, anders als im Auswärtigen Amt, das zum 15. März 1951 eingerichtet wurde, nicht vollzogen werden.<sup>7</sup>

Der erste DDR-Außenminister, Georg Dertinger (1902–1968), kam allerdings aus dem Umfeld des Außenministeriums im Nationalsozialismus. In der Weimarer Republik hatte er zur konservativen Rechten um den Stahlhelm und Franz von Papen gehört, 1934 war er mit der Herausgabe der Pressekorrespondenz des Auswärtigen Amtes betraut und hatte in dieser Funktion unter anderem die besetzte Ukraine bereist.<sup>8</sup> Gerhard Kegel (1907–1989) wiederum, von 1949 bis 1950 im MfAA kurzfristig Leiter der Hauptabteilung I (Politische Angelegenheiten) und von 1973 bis 1976 Ständiger Vertreter der DDR bei der UNO in Genf, hatte zentralere Positionen im Auswärtigen Amt eingenommen.<sup>9</sup> Er war nach seinem Studium der Rechtswissenschaft 1931 in die KPD eingetreten und nach seinem Austritt aus dem Justizdienst ein Jahr später als Wirtschaftsjournalist tätig gewesen. Von 1935 bis 1939 hatte er für die Handelspolitische Abteilung der deutschen Botschaft in Warschau gearbeitet, war anschließend Mitarbeiter in der Wirtschaftspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und von 1940 bis 1941 in der Wirtschaftsabteilung der Botschaft in Moskau gewesen, bevor er schließlich von 1941 bis 1943 zunächst im Referat IX (Wirtschaftliche Volkstumsfragen) und danach als Legationssekretär der Handelspolitischen Abteilung tätig war.<sup>10</sup> Zur Deckung seiner Agententätigkeit für den sowjetischen Geheimdienst GRU war Kegel zum 1. Mai 1934 in die NSDAP eingetreten.<sup>11</sup>

6 *Ingrid Muth*, Die DDR-Außenpolitik 1949–1972. Inhalte, Strukturen, Mechanismen, Berlin 2000, S. 149. Zur älteren Literatur vgl. *Karl-Heinz Woitzik*, Die Auslandsaktivitäten der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Organisationen – Wege – Ziele, Mainz 1967; *Walter Osten*, Die Außenpolitik der DDR. Im Spannungsfeld zwischen Moskau und Bonn, Opladen 1969; *Anita Dasbach Mallinckrodt*, Wer macht die Außenpolitik der DDR? Apparat, Methoden, Ziele, Düsseldorf 1972; *Jürgen Radde*, Die außenpolitische Führungselite der DDR. Veränderungen der sozialen Struktur außenpolitischer Führungsgruppen, Köln 1976; *Jürgen Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR. Namen und Daten, Köln 1977, und zuletzt *Hermann Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen. Die DDR im internationalen System 1949–1989, München 2007.

7 *Eckart Conze/Norbert Frei/Peter Hayes* u. a. (Hrsg.), Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, München 2012 (zuerst 2010). Vgl. auch *Hans-Jürgen Döscher*, Verschworene Gesellschaft. Das Auswärtige Amt unter Adenauer zwischen Neubeginn und Kontinuität, Berlin 1995, sowie zur Diskussion um die Vergangenheitspolitik des Auswärtigen Amtes *Martin Sabrow/Christian Mentel* (Hrsg.), Das Auswärtige Amt und seine umstrittene Vergangenheit. Eine deutsche Debatte, Frankfurt am Main 2014.

8 *Peter Joachim Lapp*, Georg Dertinger. Journalist – Außenminister – Staatsfeind, Freiburg im Breisgau 2005, S. 29–64.

9 *Ingrid Muth/Horst Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA. Biografische Angaben, in: *Siegfried Bock/Ingrid Muth/Hermann Schwiesau* (Hrsg.), DDR-Außenpolitik. Ein Überblick, Bd. 3: Daten, Fakten, Personen, Berlin 2010, S. 284–369, hier: S. 319.

10 Auswärtiges Amt (Hrsg.), Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, Bd. 2, bearb. von *Gerhard Keiper/Martin Kröger*, Paderborn/München etc. 2005, S. 493–494, und *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 34 f.

11 Bundesarchiv (BArch) Berlin, R 9361-IXKartei/19591636 (Nr. 3453917).

Etwaige Vorbelastungen ministerieller Mitarbeiter durch NSDAP-Mitgliedschaften sind gerade für die mittleren und unteren Ebenen des diplomatischen Dienstes noch nicht systematisch untersucht.<sup>12</sup> Während bei anderen Statusgruppen der DDR wie beispielsweise der Anwaltschaft der 1950er-Jahre, wo zwischen 25 % und 50 % der zugelassenen Anwälte ein NSDAP-Parteibuch gehabt hatten, oder auch der Hochschullehrerschaft, wo bei den Medizinprofessoren ebenfalls fast 46 % und selbst bei den Juristen und Wirtschaftswissenschaftlern fast 17 % ehemalige NSDAP-Mitglieder waren<sup>13</sup>, sind vergleichbare Mitgliederzahlen bei den Diplomaten der DDR aufgrund der geringeren personellen Kontinuität noch zu überprüfen.<sup>14</sup> Ehemalige NSDAP-Mitglieder, die im MfAA eine Anstellung fanden, waren meistens in jungen Jahren beigetreten und nach Kriegsende relativ schnell Mitglied in der SED geworden, wodurch sie gleichsam eine verlässliche Gesinnung für den Aufbau der DDR bewiesen.<sup>15</sup> Insgesamt wurden jedoch von den 258 beziehungsweise 254 Referenten und Abteilungsleitern, die 1957 beziehungsweise 1958 im MfAA angestellt

- 
- 12 Im Auswärtigen Amt und seinen Vorgängerinstitutionen ging der Anteil ehemaliger NSDAP-Mitglieder im höheren Dienst durch den schnellen personellen Ausbau des Auswärtigen Amtes in Bonn zwar von 1950 bis 1954 von 42,3 % auf 34 % zurück, während sich jedoch die absolute Zahl von 58 auf 325 nicht zuletzt durch Netzwerke und Klientelberufung erhöhte. *Eckart Conze*, *Das Auswärtige Amt. Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, München 2013, S. 117. Von 1951 bis 1958 stieg die Personalbesetzung im AA von 569 im Ministerium und 615 in den Vertretungen auf 1.558 und 4.045. Ebd., S. 119. Vgl. auch *Conze/Frei/Hayes* u. a., *Das Amt und die Vergangenheit*, S. 490–511.
- 13 *Christian Booß*, *Im goldenen Käfig. Zwischen SED, Staatssicherheit, Justizministerium und Mandant – die DDR-Anwälte im politischen Prozess*, Göttingen 2017, S. 40–44, und *Ralph Jessen*, *Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära*, Göttingen 1999, S. 466 und 469.
- 14 Inwiefern sich der Anteil ehemaliger NSDAP-Mitglieder in der SED von geschätzten 9 % auf einzelnen Ebenen der Mitarbeiter im MfAA wiederfindet, bleibt noch auszuwerten. *Michael Christian/Jens Gieseke/Florian Peters*, *Die SED als Mitgliederpartei. Dokumentation und Analyse*, Berlin 2019, S. 63–67. Die Notwendigkeit von Expertise und Verwaltungskontinuität führte beispielsweise im Ministerium des Innern (MdI) zu NSDAP-Belastungen bei den Abteilungsleitern von 6 % im Jahr 1950, 11 % fünf Jahre später und 7,5 % im Jahr 1960. Die Daten beruhen auf einer Stichprobe von 260 Mitarbeitern des MdI. *Franziska Kuschel/Lutz Maeke*, *Konsolidierung und Wandel. Die Personalpolitik des MdI bis 1969*, in: *Bösch/Wirsching*, *Hüter der Ordnung*, S. 238–265, hier: S. 250 f.
- 15 So wurde beispielsweise Norbert Jaeschke (1927–2018) zum 20.4.1944 Mitglied der NSDAP. Er trat 1952 in den diplomatischen Dienst der DDR ein (unter anderem 1964–1968 Generalkonsul in Irak, 1983–1989 Botschafter in Dänemark und 1989–1990 Botschafter in der Türkei). BArch Berlin, R 9361-VIIIKartei/13461203 (NSDAP-Mitgliederkartei, Nr. 9797628). Kurt Nier (geboren 1927) trat zum 20.4.1944 in die NSDAP ein, kam früh ins MfAA und war unter anderem 1956–1957 an der Botschaft in Ungarn und 1973–1990 Stellvertreter des Ministers. Ebd., R 9361-IX/Kartei/30611623 (Nr. 9770434). Friedel Trappen (1924–2013), unter anderem 1973 Botschafter in Chile und ab 1974 Stellvertretender Leiter der Abteilung Internationale Beziehungen des ZK der SED, trat zum 1.9.1942 in die NSDAP ein. Ebd., R 9361-VIIIKartei/23180445 (Nr. 9331348). Auch Hans-Jürgen Weitz (1923–1997) war zum 1.9.1942 mit 19 Jahren in die NSDAP eingetreten und als Soldat bei der Waffen-SS gewesen. 1961 kam er ins MfAA, wurde unter anderem 1962 Generalkonsul in Ägypten und 1969–1973 Botschafter im Irak. Ebd., R 9361-IXKartei/47771569 (Nr. 9118843). Walter Ißleib (geboren 1923) wurde zum 1.9.1941 Mitglied der NSDAP. Er trat 1969 in den diplomatischen Dienst ein und war unter anderem 1970–1972 Generalkonsul in Kuwait und 1978–1980 Botschafter in Jemen. Ebd., R 9361-VIIIKartei/13240517 und R 9361-IXKartei/17680901 (Nr. 8665521). Heinz Oelzner (1921–1991), seit 1963

waren, in den internen Aufstellungen des Ministeriums offiziell nur 0,4 % als ehemalige NSDAP-Mitglieder ausgewiesen.<sup>16</sup>

Einige leitende Mitarbeiter der ersten Generation des MfAA hatten in der Wehrmacht als Offiziere gedient. 1957 und 1958 waren dies immerhin 1,2 beziehungsweise 1,6 % aller Referenten und Abteilungsleiter.<sup>17</sup> Als klassisches Muster für die weltanschauliche Umerziehung wirkte die französische, amerikanische und vor allem sowjetische Kriegsgefangenschaft, in der sie über eine ideologisch-politische Umschulung und häufig über eine politische Betätigung im Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) zum Kommunismus fanden.<sup>18</sup> Von 228 politischen Mitarbeitern, die 1955 im Ministerium geführt wurden, waren 42 zuvor in sowjetischer und 22 in westlicher Kriegsgefangenschaft gewesen.

Ein zentrales Merkmal zahlreicher DDR-Diplomaten, die in den ersten zwei Jahrzehnten in führende Positionen gelangten, erfüllten hingegen im gleichen Jahr zwölf politische Mitarbeiter, die während des Nationalsozialismus ins Exil gegangen waren und eine zur Verfügung stehende Alternativelite für den Kaderaufbau des DDR-Staatsapparats darstellten.<sup>19</sup> Die weltanschauliche Stabilität dieser politischen Emigranten schien durch einen ausgeprägten Antifaschismus gesichert und wurde mit hohen Funktionen im diplomatischen Dienst belohnt. Bei anderen Funktionsträgern bildete die Verschleppung in ein Konzentrationslager einen entscheidenden Erfahrungshintergrund.<sup>20</sup>

Enge Milieubindungen innerhalb der kommunistischen Funktionseelite vor 1945 erleichterten die Rekrutierung für den Dienst im MfAA über Netzwerke, die auch den Einstieg fachfremder Kader begünstigten, denen außenpolitische Expertise vor allem aufgrund ihrer internationalen kommunistischen Parteitätigkeit zugesprochen wurde. Richard Gyptner (1901–1972) war einer dieser Parteiarbeiter. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der KPD und war persönlicher Mitarbeiter von Georgi Dimitroff sowie Ernst Thälmann gewesen. 1933 war er zunächst nach Frank-

---

im MfAA und 1973–1975 Botschafter in Finnland und 1977–1983 in Dänemark, trat zum 1.9.1940 der NSDAP bei. Ebd., R 9361-IXKartei/31091288 (Nr. 7837562). Auch beim Ministerium für Außen- und Innerdeutschen Handel (MAI) gab es solche politischen Belastungen. Helmut Kindler (geboren 1920) trat mit 18 Jahren zum 1.9.1938 in die NSDAP ein. 1954 wurde er Leiter der Abteilung Übersee im MAI und war bis 1958 Leiter der Außenhandelsvertretung in Indonesien. Ebd., R 9361-XIKartei/20150933 (Nr. 6962573). Erich Renneisen (1907–1970), unter anderem 1958–1962 Handelsrat der DDR in Neu-Delhi, trat zum 1.4.1942 in die NSDAP ein. Ebd., R 9361-IXKartei/34451049 (Nr. 8981630). Willy Baumann (geboren 1908), unter anderem 1965–1969 Generalkonsul in Indonesien und 1969–1971 Stellvertretender Leiter der 2. außereuropäischen Abteilung (Südostasien) im MfAA, wurde zum 1.7.1940 Mitglied der NSDAP. Ebd., R 9361-IXKartei/1790495 (Nr. 8058794).

16 Kaderaufstellung Abteilungsleiter einschließlich Referenten des MfAA, 1.9.1958, PAAA-M01-A18145-334.

17 Ebd.

18 Vgl. auch die 322 Biogramme von DDR-Diplomaten zwischen 1949 und 1990 in: *Muth/Neumann, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA.*

19 Kaderstatistik MfAA, 15.12.1955, PAAA-M01-A19057-007-008.

20 So wie bei Friedrich Johné, der von 1936 bis 1939 im Spanienkrieg gekämpft hatte, in Frankreich interniert und an Deutschland ausgeliefert worden war und von 1941 bis 1945 in Sachsenhausen inhaftiert war. Johné machte Karriere bei der Volkspolizei und war von 1963 bis 1967 Botschafter in Kuba. *Muth/Neumann, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA*, S. 318 f.

reich, dann in die Sowjetunion emigriert. Im April 1945 kam er als Mitglied der Gruppe Ulbricht nach Deutschland, wo er nach dem Besuch der Landespartei- schule Leiter des Amtes für Information wurde. 1953 ging er ins MfAA und war bis 1955 Leiter der Hauptabteilung Kapitalistische Länder, anschließend wurde er bis 1958 zum Botschafter in China und von 1961 bis 1963 in Polen bestellt.<sup>21</sup> Persönliche Ver- bindungen zu führenden DDR-Kadern konnten zudem den Aufstieg im diplomati- schen Dienst befördern. So etwa Änne Kundermann (1907–2000), die als KPD-Mit- glied 1933 in die Sowjetunion emigriert war und dort Wilhelm Pieck zugearbeitet hatte. Bereits im April 1950 wurde sie Leiterin (Gesandte) der Diplomatischen Mis- sion in Bulgarien.<sup>22</sup> Paul Wandel (1905–1995) war ab 1931 in der Sowjetunion als Parteischullehrer und im Exil als politischer Sekretär von Pieck tätig gewesen. Von 1958 bis 1961 war er Botschafter in China und bis 1964 Stellvertretender Außenmi- nister der DDR.<sup>23</sup> Eleonore Staimer (1906–1998) war die Tochter des ersten Präsi- denten der DDR. Sie wurde 1953 Staatssekretärin und Stellvertretende Ministerin im MAI und 1958 Gesandte in Jugoslawien.<sup>24</sup> Politische Beziehungen aus der Zeit des Exils beförderten in einigen Fällen den späteren diplomatischen Einsatz in dem jeweiligen Land der Emigration. Herbert Fischer (1914–2006), seit 1930 Mitglied der KPD, war 1933 nach Westeuropa und von 1936 bis 1947 nach Indien emigriert, wo er mit Mahatma Gandhi in freundschaftlichen Kontakt gekommen war. Er kam 1956 ins MfAA und wurde zunächst Leiter der Abteilung Indien und von 1958 bis 1962 stellvertretender Leiter sowie von 1965 bis 1970 Leiter der Handelsvertretung, bevor er 1970 Leiter des Generalkonsulats und 1972 Botschafter in Indien wurde.<sup>25</sup>

Der soziale Aufbau des diplomatischen Dienstes sollte vor allem durch die Rekru- tierung und Ausbildung von Vertretern und Vertreterinnen aus der Arbeiterschicht erfolgen, um gemäß dem Anspruch eines revolutionären Umbaus sozialer Macht- strukturen die systematische Ermächtigung der Arbeiterklasse zu sichern. Die for- cierte Durchbrechung der bürgerlichen Vorherrschaft führte zu einer »massiven Gegenprivilegierung« von Personen aus der Arbeiterschicht, deren Herkunft zum Ideal erklärt wurde und somit ein »Sozialkapital mit hoher symbolischer Kompo- nente« darstellte.<sup>26</sup>

Die Neukonstruktion diplomatischer Funktionseleiten gelang anfangs hingegen schrittweise und man musste auf Angestellte aus den alten Mittelschichten zurück- greifen. 1952 kamen zwar schon 52,4 % aller leitenden Angestellten aus der »Arbei- terklasse«, aber auch noch 42,8 % aus der »Mittelschicht«. 1953 verschoben sich die Zahlen auf 65 % zu 30 %. Aus der unklaren Kategorie »Bürgertum (Großbauern)«

21 *Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR, S. 54 f.; *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 308.

22 *Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR, S. 94 f.; *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 327.

23 *Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR, S. 159; *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 362.

24 *Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR, S. 146; *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 356.

25 *Radde*, Der Diplomatische Dienst der DDR, S. 39; *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 303.

26 *Axel Saltheiser*, Parteitreu, plangemäß, professionell? Rekrutierungsmuster und Karriereverläufe von DDR-Industriekadern, Wiesbaden 2009, S. 47 und 143.

der internen Statistik ergab sich 1952 ein Anteil von 4,8 %, der ein Jahr später auf 5 % leicht stieg. Der Bildungsgrad sank durch eine abnehmende Zahl von Hochschulabsolventen entsprechend von zunächst 33,3 % auf 30 %. Der Anteil der Mitarbeiter mit Hochschulreife ging im selben Zeitraum von 14,3 % auf 5 % zurück, während der Anteil der Inhaber der mittleren Reife als letztem Schulbildungsabschluss von 14,3 % auf 25 % und der Anteil derjenigen mit Volksschulabschluss von 38,1 % auf 40 % anstieg (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Sozialstruktur der Mitarbeiter im MfAA (1952 und 1953)

Mitarbeiter im MfAA	1952		1953	
	Leitende Angestellte	Insgesamt	Leitende Angestellte	Insgesamt
Anzahl Mitarbeiter		316		337
Durchschnittsalter	44 Jahre	34 Jahre	43 Jahre	41 Jahre
Frauen	0,9 %	53,7 %	20,0 %	50,8 %
Arbeiter	52,4 %	68,5 %	65,0 %	73,3 %
Bauern		1,5 %		0,8 %
Mittelschichten	42,8 %	29,3 %	30,0 %	25,5 %
Bürgertum	4,8 %	0,7 %	5,0 %	0,4 %
Volksschule	38,1 %	59,8 %	40,0 %	62,6 %
Mittlere Reife	14,3 %	13,5 %	25,0 %	10,7 %
Fachschulbildung			10,0 % (Fernstudium 4,5 %)	1,9 % (Fernstudium 0,4 %)
Abitur	14,3 %	5,7 %	5,0 %	1,5 %
Hochschule	33,3 %	5,7 %	30,0 %	25,2 % (davon 12,2 % DASR Fachrichtung Außenpolitik und 6,9 % im Fernstudium der DASR)
Verwaltungsschulen (nach 1945)		4,9 %		6,9 %
Kurzlehrgang Akademie/ Potsdam	28,5 %	19,2 %	20,0 %	11,9 %
Zweijahreslehrgang Akademie/ Potsdam		7,9 %		12,2 %
Fernstudium Akademie/ Potsdam	4,8 %	2,3 %	20,0 %	6,9 %
Staatsexamen			10,0 %	16,8 %

Mitarbeiter im MfAA	1952		1953	
	Leitende Angestellte	Insgesamt	Leitende Angestellte	Insgesamt
Mitarbeiter, »die ihre Position noch nicht voll ausfüllen«			15,0 %	16,4 %
»Schulen gesellschaftlicher Organisationen und UdSSR«	14,3 %	9,6 %		2,7 %
Ohne Schulbesuch ab 1945	52,4 %	60,2 %	60,0 %	61,5 %
Vor 1945 KPD	54,1 %	15,4 %	60,0 %	16,4 %
Vor 1945 SPD	9,5 %	1,9 %	10,0 %	1,9 %
Vor 1945 parteilos	33,4 %	82,7 %	30,0 %	81,7 %
SED	90,4 %	71,0 %	95,0 %	77,1 %
CDU	4,8 %			
LDPD		0,8 %		0,8 %
NDPD	4,8 %	0,8 %	5,0 %	1,1 %
FDJ (bis 25 Jahre)	100,0 %		98,7 %	

Der Aufbau einer neuen Funktionseleite wurde durch die Machtstellung der SED im MfAA abgesichert. Die 1953 erfolgte Verhaftung und folgende langjährige Zuchthausinternierung des Außenministers Dertinger (CDU) führte zur Einsetzung von Lothar Bolz (1903–1986, NDPD, vorher KPD) als sein Nachfolger und signalisierte die Absenz realer Machtbefugnisse Dertingers, die vielmehr die SED-Staatssekretäre wie Anton Ackermann innehatten.<sup>27</sup> Der Anteil der SED-Mitglieder unter den Mitarbeitern war von Anfang an sehr hoch und lag beim leitenden Personal zwischen 1952 und 1958 bei 90 bis 96 %.<sup>28</sup> Über die Hälfte von ihnen war bereits vor 1945 Mitglied der KPD gewesen, während nur etwa 10 % der SPD angehört hatten.<sup>29</sup> Die starke SED-Bindung resultierte auch aus der Berufung durch die Parteigremien und einer Anpassung jüngerer Mitarbeiter an die Zugangsvoraussetzungen zur Ausbil-

27 Vielmehr hatten SED-Staatssekretäre wie Günther Köhrt und Josef Hegen, die 1966 ernannt wurden, praktische Deutungshoheit. Auch Lothar Bolz, der als NDPD-Mitglied die weitere Vertretung der Blockparteien im MfAA und somit eine politische Ausgewogenheit der DDR-Regierung im Sinne der SED-Propaganda repräsentieren sollte, agierte in diesem Handlungsrahmen. Vgl. zur SED-Machtstruktur im MfAA zwischen 1949 und 1973 *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 27–50, 191–210 und 367–390. Mit Otto Winzer (1902–1975), der dem SED-Getreuen Bolz von 1965 bis 1975 folgte, und seinem Nachfolger Oskar Fischer (1923–2020) ging der Ministerposten dann gänzlich in die Hände der SED über.

28 Im Auswärtigen Amt in Bonn waren zwischen dem Aufbau des Ministeriums 1949/50 und 1955 von 98 Mitarbeitern im höheren Dienst 13 Mitglieder der CDU, zwei Mitglieder der CSU, fünf Mitglieder der SPD, jeweils zwei Mitglieder der FDP und der Deutschen Partei. *Conze/Frei/Hayes* u. a., Das Amt und die Vergangenheit, S. 505–508.

29 Tabelle 1: Sozialstruktur der Mitarbeiter im MfAA (1952 und 1953) und Kaderaufstellung Abteilungsleiter einschließlich Referenten des MfAA, 1.9.1958, PAAA-M01-A18145-334.

derung und Anstellung im Staatsapparat, die für eine Karriereaufbahn immer häufiger in die SED eintraten.

Bis 1962 wurde der angestrebte Ausbau der Kaderstellen nach sozialen und politischen Zugehörigkeitskriterien weiter durch gezielte Rekrutierung forciert. Von den 208 leitenden Mitarbeitern entstammten 152 der »Arbeiterklasse« und 206 gehörten der SED an (davon 65 bereits vor 1933 der KPD), während von den insgesamt 542 Referenten und Hauptreferenten der mittleren Ebene 400 der »Arbeiterklasse« angehörten und 458 SED-Mitglied waren (davon 34 bereits vor 1933 der KPD). Die Hälfte der leitenden Mitarbeiter war zudem jünger als 40 Jahre; über 37 % waren erst in den drei Jahren vor 1962 eingestellt worden. Bei den Referenten lag der Anteil der unter 40-jährigen sogar über 83 %, während fast 60 % nicht länger als drei Jahre im Ministerium arbeiteten.<sup>30</sup>

Im Oktober 1964 waren von allen 571 politischen Mitarbeitern des MfAA 519 in der SED. 156 waren jünger als 30 Jahre und insgesamt 283 Mitarbeiter als jüngere Nachwuchsgeneration weniger als fünf Jahre im Ministerium beschäftigt.<sup>31</sup> Die Zugehörigkeit zur »Arbeiterklasse« blieb wesentliches Kriterium für die Rekrutierung zukünftiger Kader, die Mitgliedschaft in der SED sowie deren Dauer wurden aber zu zentralen Zugangsvoraussetzungen zum diplomatischen Dienst. Im Ministerium erreichte man eine Kongruenz zwischen beiden Kriterien, die selbst in der SED mit nur 34,4 % »Arbeitern« im Jahr 1960 und 56,5 % bis zum Jahr 1970 nie erreicht werden konnte.<sup>32</sup>

## II. Kaderplanung und Kaderreserve: Personalpolitik 1949 bis 1961

Im Oktober 1949 begann man im MfAA mit nur 16 Mitarbeitern, die Mehrheit der insgesamt 38 Mitarbeiter kam im November hinzu – vom Minister bis zum Büropersonal.<sup>33</sup> 30 weitere Mitarbeiter wurden an der Deutschen Verwaltungsakademie in Forst-Zinna für den diplomatischen Dienst geschult, die nach dem Abschluss nach Absolvierung eines 10-monatigen Studienjahres 1951 auch umgehend eingesetzt wurden.<sup>34</sup>

Die Staatliche Plankommission, 1950 aus dem Ministerium für Planung hervorgegangen, war dem Ministerrat direkt unterstellt und erhielt bereits 1951 das Recht, Studien- und Prüfungsordnungen mitzugestalten und bei der Organisation von Hochschulen Einfluss zu nehmen. Folglich wurden dem MfAA Absolventen der

30 Bericht über die Erfüllung des Beschlusses des ZK der SED vom 28.10.1959 und über die gegenwärtige Kadersituation im MfAA, Anhang: Stand 15.2.1962, PAAA-M01-G-A60-127-128.

31 Die politische und fachliche Qualifikation der politischen Mitarbeiter im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten und den Auslandsvertretungen (Stand Mai 1963 und Oktober 1964), Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED, 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-012.

32 *Christian/Gieseke/Peters*, Die SED als Mitgliedspartei, S. 136.

33 Personalstand des MfAA am 22.11.1949, PAAA-M01-A15550-004-007.

34 Auch in Vorbereitung auf den Aufbau des Auswärtigen Amtes der BRD wurden 1950 und 1951 erste »Notlehrgänge« abgehalten, die geeignete Bewerber jedoch nicht zuletzt aufgrund der geringen Anwärterbezüge eher abhielten. *Conze/Frei/Hayes* u. a., Das Amt und die Vergangenheit, S. 519.

Sprachwissenschaften, der Völkerkunde und der Bibliothekswissenschaften von den Universitäten, aber auch Juristen vom Ministerium der Justiz und Absolventen des Dolmetscher-Instituts zugewiesen.<sup>35</sup> Daher blieben die Studierenden der länderspezifischen Fachrichtungen an den Universitäten auch von einer »Umlenkung« von den Geisteswissenschaften in praxisnahe Berufszweige ihres Studienfachs verschont und wurden »entsprechend ihrer fachlichen, gesellschaftlichen und kaderpolitischen Voraussetzungen« gezielt zur »Kaderreserve« im diplomatischen Dienst des MfAA oder im MAI erklärt.<sup>36</sup>

Im September 1952 wurde im Gesetzblatt der DDR eine Instruktion zur gezielten Aufstellung von Bedarfsplänen an Hochschulabsolventen veröffentlicht, wonach die Staatliche Plankommission aufgrund des »Kaderbedarfsplans« und eines durch das Staatssekretariat für Hochschulwesen zu erstellenden »Absolventenplans« wiederum einen »Verteilungsplan« von »geeigneten Absolventen« für Ministerien und andere »zentrale Dienststellen« zu erarbeiten hatte.<sup>37</sup> Die Staatliche Plankommission hatte mit Gründung im November 1950 vom Ministerrat die Aufgabe zugewiesen bekommen, im Zuge des ersten Fünfjahresplans (1951–1955) die Perspektiv- und Jahrespläne für die Wirtschaft sowie für den Außenhandel zu erarbeiten und die Ressourcen für den wirtschaftlichen Strukturwandel zu verwalten.<sup>38</sup> Ebenfalls 1950 wurde das Nomenklaturkadersystem für Funktionäre der SED, der Staatsinstitutionen und der Massenorganisationen für die Besetzung zentraler Führungspositionen durch das ZK der SED als zentrale Machtinstitution im Herrschaftsgefüge der DDR festgelegt.<sup>39</sup> Bezeichnete der Kaderbegriff allgemein Leiter, Spezialisten, Funktionäre oder Nachwuchskräfte, so waren »Nomenklaturkader« für höhere Leitungspositionen nach sowjetischem Vorbild bestimmt.

Hinsichtlich der Kaderplanung für die ministeriellen Verwaltungen der DDR erwies sich die Rekrutierung von geeigneten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die verschiedenen »Hierarchieebenen«<sup>40</sup> als dauerhaftes Problem für die organisierte Durchführung des Fünfjahresplans, da der ab 1953 angedachte Aufbau einer Kaderreserve nicht gelang. Die Rekrutierung der ersten Generation von Kadern

35 Vgl. Staatssekretariat für Hochschul- und Fachschulwesen an MfAA, 16.3.1961, PAAA-M01-A16452-329.

36 Beschluss des Präsidiums des Ministerrates zur Umlenkung der Absolventen zwischen 1965 und 1968 in den Fachrichtungen Philosophie, Sprach-, Geschichts-, Kunst- und Musikwissenschaften, 27.7.1963, PAAA-M01-A16452-133.

37 Gesetzblatt der DDR Nr. 153 vom 24.9.1952.

38 *Malycha*, Die Staatliche Plankommission (SPK) und ihre Vorläufer 1945 bis 1990, S. 37 f.

39 Nomenklaturkader und politische Mitarbeiter im MfAA (Januar 1964), Vorlage zur Kollegiumsitzung des MfAA am 29.6.1964 (Anlage), PAAA-M01-LS-A510-076-078. Vgl. auch *Gert-Joachim Glaeßner*, Herrschaft durch Kader. Leitung der Gesellschaft und Kaderpolitik in der DDR, Opladen 1977; *Christoph Boyer*, Kaderpolitik und zentrale Planbürokratie in der SBZ/DDR (1945–1961), in: *Stefan Hornborstel* (Hrsg.), Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR, Opladen 1999, S. 11–30; *Matthias Wagner*, Das Kadernomenklatursystem – Ausdruck der führenden Rolle der SED, in: ebd., S. 45–58; *ders.*, Gerüst der Macht. Das Kadernomenklatursystem als Ausdruck der führenden Rolle der SED, in: *Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel/Peter Hübner* u.a. (Hrsg.), Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR, Berlin 1997, S. 87–108; *Eberhard Schneider*, Die politische Funktionselite der DDR. Eine empirische Studie zur SED-Nomenklatura, Opladen 1991.

40 *Malycha*, Die Staatliche Plankommission (SPK) und ihre Vorläufer 1945 bis 1990, S. 43.



stieß zudem oft an die Grenzen der Ausbildungsfähigkeit von potenziellen Mitarbeitern. So wurden auch Absolventen in das MfAA übernommen, die mehrfach durch die Staatsexamensprüfung gefallen waren, aber durch Sondergenehmigungen zur wiederholten Zulassung zur Prüfung unbedingt als Referenten gehalten werden sollten.<sup>41</sup> Auch der Kaderaustausch zwischen den Institutionen des Staatsapparats gelang aufgrund fehlender qualifizierter Neukader in nahezu allen Bereichen von Verwaltung und Wirtschaft kaum. 1954 beschloss das Zentralkomitee (ZK) der SED, 60 weitere Kader aus anderen Bereichen des Staatsapparats einzusetzen. Bei der Besetzung von einzelnen Positionen griff man auch auf die Rekrutierung von Neulehrern zurück.<sup>42</sup> So waren im MfAA immerhin zu Jahresende 1957 von den 571 Planstellen 535 besetzt (93,5 %).

Die Kaderplanungen trafen von Anfang an auf eine durchgehend hohe Personalfluktuation innerhalb des Ministeriums. Das Verhältnis zwischen Neueinstellungen und Abgängen bereitete auf allen Positionsebenen Schwierigkeiten. Knapp 20 % der 1954 im Zusammenhang mit »Personalveränderungen« erfassten 169 Mitarbeiter wechselten in Auslandsvertretungen, während etwa die gleiche Zahl von dort zurück in das Ministerium verlegt wurde. Über 5 % verließen das Ministerium wegen der Aufnahme eines langfristigen Schulbesuchs, fast 55 % schieden gänzlich aus dem Dienst im Ministerium aus.<sup>43</sup> Auch im ersten Halbjahr 1956 verließen 57 Mitarbeiter das Haus, das im Dezember 1955 317 Mitarbeiter zählte. Von den ausgeschiedenen Mitarbeitern kamen 16 aus den Botschaften, insgesamt 31 gaben persönliche oder familiäre Gründe an. Im gleichen Zeitraum gelangen 75 Neuanstellungen. Im zweiten Halbjahr 1956 verließen 51 Mitarbeiter das Ministerium, davon 15 aus den Botschaften, während 207 neue Mitarbeiter angestellt wurden.<sup>44</sup> Ein Jahr später standen 218 Neuanstellungen einem Abgang von 132 Mitarbeitern (davon 25 technische Mitarbeiter) gegenüber.<sup>45</sup>

Die Gründe für das Ausscheiden von mittleren und unteren Kadern aus dem MfAA waren also vielfältig, sie lagen aber mehrheitlich im persönlichen oder familiären Bereich. Gehaltsverbesserungen spielten ebenfalls eine Rolle, auch bei den Sekretärinnen und den Dolmetschern. Fälle von Republikflucht vor oder nach dem Bau der Mauer am 13. August 1961 spielten in den Statistiken zahlenmäßig kaum eine Rolle, vereinzelt wurden sie jedoch ausführlich festgehalten und entsprechend politisch kommentiert.<sup>46</sup> Im Jahr 1960 kamen 177 neue Mitarbeiter in das Ministerium, während 77 ausschieden. Nach der internen Statistik verließen lediglich acht Mitarbeiter das MfAA aus Gründen wie »Republikflucht, staatsfeindliche Tätigkeit, kriminelle Vergehen, Verweigerung der Arbeitsaufnahme, moralische Vergehen, Sicherheitsgründe«. Sieben Mitarbeiter wurden wegen »der Verletzung von Vor-

---

41 Vgl. Entwicklungsgespräch mit Wirtschaftsreferent Manfred R. (Botschaft Sofa/Tirana), 24.1.1956, PAAA-M01-A04594-036-039.

42 Vgl. MfAA an MdI: Aufstellung angestellter Neulehrer, 23.6.1955, PAAA-M01-A19052-004-006.

43 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA für das Jahr 1954, 31.12.1954, PAAA-M01-G-A058-484 und 485

44 Erläuterungen zur Fluktuationsstatistik 16.12.1955–15.6.1956, PAAA-M01-A19062-021-022 und dass. 16.6.1956–15.12.1956, ebd., Bl. 024–026.

45 Erläuterungen zur Fluktuationsstatistik 16.12.1956–15.12.1957, PAAA-M01-G-A058-181.

46 Vgl. Jahresberichte über die Kaderarbeit im MfAA 1953–1961 (September 1961), PAAA-M01-G-A058-063.

schriften zur Sicherheit« disziplinarisch bestraft.<sup>47</sup> Ausscheiden wegen fehlender Qualifikation war hingegen keine nennenswerte Größe, wenngleich 1953 immerhin 15 % des leitenden Personals und bis zu 19 % der mittleren Kader zwischen 1954 und 1958 wegen fachlicher Mängel als nicht voll einsatzfähig galten.<sup>48</sup>

Gerade in den Auslandsvertretungen hinterließ der Personalmangel jedoch sichtbarere Spuren. Im Dezember 1957 waren von den 366 Planstellen in den Auslandsvertretungen nur 283 besetzt (80,1 %).<sup>49</sup> Ende Dezember 1959 beschwerte sich die Parteileitung, dass die Leitungsebene des MfAA den Aufbau einer 1955 verabredeten Kaderreserve nicht angegangen sei, sich die Abteilungsleiter dafür nicht zuständig gefühlt und stattdessen auf die Kaderabteilung zurückverwiesen hätten, die immerhin »eine bescheidene Kaderreserve« von 20 Personen aus eigenem Bemühen heraus rekrutiert hatte.<sup>50</sup>

Die im März 1954 zugestandenen erweiterten Souveränitätsrechte durch die UdSSR sowie der neue diplomatische Spielraum durch den bereits 1950 erfolgten Beitritt zum Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe und den 1955 erfolgten Beitritt zum Warschauer Pakt erweiterten die Anerkennung der DDR innerhalb der sozialistischen Länder, führten aber aufgrund des Personalmangels zu ernsthaften Problemen bei der fristgerechten Ablösung von Botschafts- und Vertretungspersonal. Bis Ende 1959 fehlten 70 leitende (Botschafter, Räte, Generalkonsulare, Abteilungsleiter) und mittlere Kader (Sekretäre, Konsuln, Sektionsleiter).<sup>51</sup> In den Auslandsvertretungen konnten zahlreiche Stellen überhaupt nicht besetzt werden. Darüber hinaus waren 16 Stellen in den Handelsvertretungen der DDR nicht ausgefüllt und zwölf turnusgemäße Ablösungen in den Auslandsvertretungen nicht möglich. Hinzu kamen unbesetzte Stellen im MfAA selbst.<sup>52</sup>

Im April 1959 einigte man sich auf längerfristige Bedarfsplanungen, um die mit dem Siebenjahresplan angestrebten »außenpolitischen Möglichkeiten« nicht durch verfehlt Kaderpolitik ungenutzt zu lassen.<sup>53</sup> Im Perspektivplan für die Jahre 1961–1965 fehlten bereits 200 Kader für Leitungsfunktionen bei einem erwarteten Absolventenzustrom von insgesamt 350 zukünftigen Diplomaten im gleichen Zeitraum.

47 August Klobes, Textanalyse zur Jahresstatistik 1960 des MfAA, 7.1.1961, PAAA-M01-G-A058-049-054.

48 Vgl. Tabelle 1: Sozialstruktur der Mitarbeiter im MfAA (1952 und 1953) und Kaderaufstellung des MfAA, 15.12.1955, PAAA-M01-A19057-011-013; 15.12.1956, ebd. M01-A19058-007-009; 1.9.1959, ebd. M01-A18145-333.

49 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1957, 23.12.1957, PAAA-M01-G-A058-186 und 188.

50 Referat der Zentralen Parteileitung vor der Parteiaktivtagung der BPO am 5.12.1959 über die »Verbesserung der Kaderarbeit im MfAA«, PAAA-M01-G-A058-099 und 124.

51 So vom Generalkonsul in Shanghai, dem Konsul in Breslau, dem Generalkonsul in Accra über Vertreter in den Kammervvertretungen in Paris, Brüssel, Amsterdam, Stockholm, Kopenhagen, Oslo, Libanon, Brasilien, Argentinien und Kolumbien.

52 So vom Leiter der Koordination für Wirtschaftsfragen bis hin zu 21 Sektionsleitern für die verschiedenen Länder und Aufgabengebiete. Kadersituation im Arbeitsbereich des MfAA, Anlage II (1959/60), PAAA-M01-G-A058-76-80.

53 Jahresbericht 1959 über die Kaderarbeit im Bereich des MfAA, PAAA-M01-G-A058-115.

Von den insgesamt 550 geplanten Stellen sollten 200 für den Einsatz in Europa, 100 in Asien, 90 in Afrika, 70 in Amerika und 90 im Ministerium ausgebildet werden.<sup>54</sup>

Die Neurekrutierung von Nachwuchs hatte widersprüchliche Wirkungen. Ende des Jahres 1959 berichtete das Referat der Zentralen Parteileitung einerseits stolz davon, dass über 60 % der politischen Mitarbeiter unter 35 Jahre alt waren. Andererseits kam man nicht umhin, festzustellen, dass die neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter noch wenig Erfahrung in der praktischen Arbeit hatten. Beim »sozialistischen Aufbau« müsse man in der jetzigen Lage oftmals junge Kader einsetzen, die sich aber nicht »in komplizierten Situationen zurechtfinden und dadurch überfordert sind«. Hinzu kamen Defizite bei den Fremdsprachenkenntnissen. Lediglich 27 % seien in einer oder zwei Fremdsprachen kundig, während sich 67,3 % seit längerer Zeit in der Sprachausbildung befänden.<sup>55</sup> Auch die weltanschaulich-politische Schulung schien den Anforderungen nicht zu entsprechen, wenn der Leiter der Kaderabteilung, August Klobes (1920–1992), pauschal kritisierte, dass gerade bei jüngeren Mitarbeitern »Erscheinungen kleinbürgerlichen Verhaltens, der Verspießerung und des Objektivismus« zu beobachten seien.<sup>56</sup> »Charakterfestigkeit und vorbildliches Verhalten im gesellschaftlichen und persönlichen Leben im Sinne der 10 Gebote der sozialistischen Moral« waren auch danach entsprechend den von Walter Ulbricht im Juli 1958 verkündeten und von 1963 bis 1971 in das SED-Parteiprogramm aufgenommenen Leitsätzen für die Mitarbeiter des MfAA zum normativen Grundsatz erhoben worden.<sup>57</sup> Neben dem Schutz des Volkseigentums, dem Einsatz für die »internationale Solidarität der Arbeiterklasse« und »gute[n] Taten für den Sozialismus« ging es hier auch um die private Lebensführung, die im Einklang mit der Forderung nach einem »sauberen und anständigen« Leben stehen sollte.<sup>58</sup>

Der »politisch-ideologische Zustand der Mitarbeiter des MfAA« ließ eine zur Überprüfung der Kaderarbeit gebildete Gruppe unter Vorsitz von Günther Kohrt, Erster Stellvertretender Vorsitzender der Abteilung IV (Außenpolitik und Internationale Beziehungen), massive Unzufriedenheiten auflisten, die von »Unterschätzung der Fragen der inneren Entwicklung der DDR« über »Erscheinungen liberalen Verhaltens gegenüber Beschlüssen« und »kleinbürgerliche Erscheinungen wie Überheblichkeit vieler junger Mitarbeiter« bis hin zu »Wichtigtuerei« sowie »Geltungssucht« und nicht zuletzt »Streben nach materiellem Vorteil insbesondere bei Auslandseinsätzen« reichte. Immerhin seien 22 Parteiverfahren angestrengt worden, die sich in den meisten Fällen »auf unmoralisches und unehrliches Verhalten« be-

54 Kollegiumsbeschluss zur Kadersituation im Arbeitsbereich des MfAA, 11.1.1961, PAAA-M01-LS-A403-045-049.

55 Referat der Zentralen Parteileitung vor der Parteiaktivtagung der Betriebsparteiorganisation am 5.12.1959 über die »Verbesserung der Kaderarbeit im MfAA«, PAAA-M01-G-A058-097.

56 August Klobes, Bericht über die Ergebnisse der Kaderarbeit im Jahre 1958, PAAA-M01-G-A058-153.

57 Bericht der Kaderabteilung 02 des MfAA, 15.11.1961, PAAA-M01-G-A060-194.

58 Die zehn Gebote der sozialistischen Moral, Juli 1958, in: *Matthias Judt* (Hrsg.), *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte interne Materialien und Alltagszeugnisse*, Bonn 1998, S. 54–55.

zogen.<sup>59</sup> Zwar verfüge das MfAA über »zahlreiche qualifizierte Kader«, jedoch habe die Zunahme an jüngeren Mitarbeitern, die als Absolventen von Hochschulen und der DASR ins Haus kämen, die Verbindung zum werktätigen Volk verwässert, da sie »wenig Partei- und Lebenserfahrung« mitbrächten.<sup>60</sup> Entsprechend war die ideologische Schulung beispielsweise von Botschaftsräten, Länderreferenten und Abteilungsleitern zu Einjahreslehrgängen an die 1946 eingerichtete Karl-Marx-Parteihochschule Berlin ein zentrales Ausbildungskriterium. Durch die Rotation von geschulten Kadern, die als Botschafter oder Botschaftsräte aus den Auslandsvertretungen in das MfAA zurückkommen, sei die Qualifikation in den Abteilungen gestiegen, wengleich zahlreiche Abteilungsleiter »für ihre Funktion noch nicht ausreichen«.<sup>61</sup>

Die Kaderabteilung des MfAA war sich der fachlichen Mängel und zuweilen auch ideologischen Unzuverlässigkeiten bewusst und drängte auf Lösungen. Die seit 1959 abgeschlossenen »Qualifizierungsvereinbarungen« sollten die »Erziehung und Entwicklung« der jungen Mitarbeiteranwärter sicherstellen und entsprechende Beschlüsse des Sekretariats des ZK der SED vom 28. Oktober 1959 zur Verbesserung des Kaderbestands sicherstellen.<sup>62</sup> Zudem wurden »Qualifizierungsverträge« mit Mitarbeitern mittlerer Positionen wie Stellvertretende Abteilungsleiter, Sektionsleiter, Räte, Sekretäre oder Stellvertretende Leiter von Auslandsvertretungen für eine systematische Weiterbildung für leitende Funktionen geschlossen, die »konkrete Verpflichtungen für den Betreffenden und das MfAA enthalten und eine straffe Kontrolle ermöglichen«.<sup>63</sup>

Den Ministerien, den Bezirksverwaltungen, dem FDGB oder der Staatlichen Plankommission wurde ein Vorschlagsrecht für die Anstellung von Mitarbeitern aus ihren Institutionen zugestanden, um den Kaderbedarf zwischenbehördlich zu regulieren und zugleich die ideologische Zuverlässigkeit der neuen Kader sicherzustellen. Nicht selten kamen qualifizierte Juristen mit entsprechenden Staatsexamen aus verschiedenen Einrichtungen des Partei- und Staatsapparats wie dem Ministerium der Justiz oder dem Amt für Maße und Gewichte, die jedoch zuweilen nach weniger als zwei Jahren wegen »ungenügender Qualifikation« ihre Position als Konsular, Hauptreferent oder Mitarbeiter der Botschaft wieder aufgeben mussten.<sup>64</sup> Immerhin konnte man durch diese systematische Kaderrekrutierung allein 1960 70 leitende Mitarbeiter und 41 mittlere Kader für das MfAA gewinnen.<sup>65</sup> Die fachliche Qualifikation erhielt neben politischer Zuverlässigkeit und sozialer Herkunft zunehmend einen grundsätzlichen Stellenwert bei der Rekrutierung von Mitarbeitern. Für Lei-

59 Günther Kohrt, Bericht der Gruppe zur Untersuchung der Kaderfragen im MfAA (Vorlage), 7./8.6.1961, PAAA-M01-G-A060-005-007.

60 Ebd., Bl. 005.

61 Ebd.

62 August Klobes, Bericht über die Ergebnisse der Kaderarbeit im Jahre 1958, PAAA-M01-G-A058-154.

63 MfAA: Bericht über die Verbesserung der Arbeit mit den Kadern und über die künftige Sicherung des Kaderbedarfs, 12.6.1963, PAAA-M01-LS-A484-092.

64 Vgl. die Beispiele in »Eingestellte Mitarbeiter auf Grund des Beschlusses des Sekretariats ab 1.1.1960«, PAAA-M01-G-A058-142-155.

65 Anlage 1 (Aufstellung) zum Bericht der Kaderabteilung über die Kaderentwicklung im MfAA, 29.12.1960, PAAA-M01-G-A060-229-230.

tungspositionen in sämtlichen Abteilungen, aber auch als Dolmetscher musste nun generell ein Hochschulabschluss nachgewiesen werden. Insgesamt rechnete man 1964 mit 571 zusätzlichen Stellen in den Vertretungen und 76 Stellen bei den Querschnittabteilungen des Ministeriums, die bis 1970 mit Hochschulabsolventen besetzt werden mussten.<sup>66</sup>

### III. Kompetenzen und Defizite: Ausbildung, Auslandserfahrung und Sprachkenntnisse

Im Zuge der Herausbildung staatlicher Hochschulen, die vorwiegend der Aus- und Fortbildung von Staatsfunktionären dienen sollten, wurde am 26. November 1946 durch Initiative der SED und durch Befehl der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) die Deutsche Verwaltungsakademie (DVA) in Forst-Zinna gegründet, die zum 12. Oktober 1948 ihren Betrieb als Ausbildungsstätte für die »Heranbildung hochqualifizierten leitenden Personals für die Dienststellen der deutschen Selbstverwaltung und Wirtschaft« aufnahm.<sup>67</sup> Die DVA unterhielt neben einer juristischen, einer wirtschaftswissenschaftlichen, einer agrarökonomischen und einer historisch-philosophischen Fakultät auch eine außenpolitische Fakultät<sup>68</sup>, in der 1949 ein erster viermonatiger Lehrgang in Außenpolitik mit 18 Teilnehmern aufgenommen wurde. Der Kurzlehrgang von September 1949 bis Januar 1950 bildete zwölf Teilnehmer aus, der zweite Kurzlehrgang von März bis August 1950 führte 26 von 32 Teilnehmern zum Abschluss, bevor im Mai 1950 der erste Zweijahreslehrgang begann, auf den 1952 der erste Dreijahreslehrgang folgte.<sup>69</sup>

Die 1952 in Potsdam eröffnete Deutsche Hochschule für Justiz wurde mit der DVA 1953 zur Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft »Walter Ulbricht« (DASR) zusammengelegt.<sup>70</sup> Diese »Externalisierung der Nachwuchsschulung« aus den Hochschulen heraus erlaubte eine gezielte Ausbildung eines elitären Kreises von Kadern für den Staatsapparat durch die DASR, die gleichsam als »fünfte juristische Fakultät« neben den universitären Einrichtungen in Berlin, Leipzig, Halle, Jena und Rostock fungierte.<sup>71</sup> Die DASR hatte gleichsam ein Monopol für die Ausbildung zukünftiger DDR-Diplomaten. Durch die gemeinsame Ausbildung in der Ab-

66 Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED (Anlage 3), 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-052.

67 SMAD-Befehl Nr.262/1947 über die Schaffung einer deutschen Verwaltungsakademie in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands vom 28.11.1947, in: Zentralverwaltungsblatt Nr.2, 31.1.1948, S. 22.

68 Vgl. *Glaesner*, Herrschaft durch Kader, S. 304–309.

69 Vgl. *Erhard Crome* (Hrsg.), Die Babelsberger Diplomatenschule. Das Institut für Internationale Beziehungen der DDR, Potsdam 2009, S. 218 f. Am Auswärtigen Amt der Bundesrepublik wurde die Ausbildung nach den ersten Lehrgängen an der eigenen Ausbildungslehrstätte in Speyer (ab 1955 in Bonn, 1977 in Bonn-Ippendorf) zunächst ebenfalls auf drei Jahre festgelegt. Für Juristen mit Zweitem Staatsexamen wurde die Ausbildung um ein Jahr verkürzt. *Conze/Frei/Hayes* u. a., Das Amt und die Vergangenheit, S. 526.

70 Vgl. *Ulrich Bernhardt*, Die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft »Walter Ulbricht« 1948–1971, Frankfurt am Main 1971.

71 *Jessen*, Akademische Elite und kommunistische Diktatur, S. 345 und 145.

geschiedenheit von Potsdam-Babelsberg sollten sich die ersten Jahrgänge als sozial und politisch auserwählte Elite des zukünftigen Kaderapparats empfinden.<sup>72</sup>

Dem Staat ging es um eine »bedarfsgerechte Zulassungsplanung und Absolventenlenkung« der 31.150 Studierenden an insgesamt 21 (1951) beziehungsweise der 143.160 Studierenden an insgesamt 54 (1970) Universitäten und Hochschulen.<sup>73</sup> Das schloss auch die DASR mit ein, die sich jedoch nicht der hierarchischen Einheitsverwaltung von Hochschulen und Universitäten durch die Fachaufsicht des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen unterstellen musste, sondern, genau wie die Akademie der Wissenschaften oder der Forschungsrat, dem Ministerrat unterstellt und zunächst dem MdI angegliedert war.<sup>74</sup> Die DASR wurde zu einer elitären »Kaderschmiede« und bildete ab 1957 zwischen 200 und 350 Juristen pro Jahr als Kader für den Staatsapparat aus, von denen nach Beschluss des ZK der SED vom 6. Juli 1954 auch 40 Teilnehmer des ersten Vierjahreslehrgangs Außenpolitik (September 1955 bis Dezember 1959) zählten.<sup>75</sup> Im April 1956 wurde eine Vereinbarung mit dem MfAA geschlossen, wonach die DASR »die wichtigste Ausbildungsstätte für die Mitarbeiter des Staatsapparates auf außenpolitischem Gebiet« sein sollte, die »durch wissenschaftliche Forschung die Arbeit des MfAA zu unterstützen« habe.<sup>76</sup> 1955 kamen 17 Absolventen der DASR ins Ministerium, 44 im Jahr 1956 und 1957 weitere 21.<sup>77</sup>

Mit der Anstellung der ersten Absolventen mit Staatsexamen erhöhte sich auch das akademische Bildungsniveau im MfAA. 1953 hatten erst 10 % der leitenden Mitarbeiter einen Staatsexamensabschluss, 10 % einen Fachschulabschluss und 15,9 % befanden sich im Fernstudium an der DASR. Ein Jahr später stiegen die Zahlen auf 22,7 % mit Staatsexamen, 9,1 % mit Fachschulausbildung und 27,3 % im Fernstudium an der DASR, von denen jedoch der Anteil mit Hochschulreife nun von 98 % vom Vorjahr auf 80 % gesunken war.<sup>78</sup> Ende 1961 verfügten dann von 548 politischen Mitarbeitern im Ministerium und in den Auslandsvertretungen 372 Mitarbeiter (67,8 %) über ein Staatsexamen, während sich zahlreiche Mitarbeiter ohne Staatsexamen durch ideologische Verdienste auszeichneten, die stattdessen die Parteischule besuchten oder sich aufgrund »ihres jahrzehntelangen Kampfes in der Arbeiterbewegung« qualifiziert hatten und oftmals die notwendige Fremdsprache im

72 Vgl. die Erinnerungsberichte von Absolventen und Dozenten in *Crome*, Die Babelsberger Diplomatenschule.

73 *Siegfried Baske*, Schulen und Hochschulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. IV/2: Deutsche Demokratische Republik und neue Bundesländer, München 1998, S. 159–227, hier: S. 210 f.

74 Vgl. *Bernhardt*, Die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft; *Frieder Günther/Lutz Maeke*, Vorgeschichte und Entstehung der Innenministerien in Bonn und Ost-Berlin, in: *Bösch/Wirsching*, Hüter der Ordnung, S. 27–52, hier: S. 44 f.

75 *Bernhardt*, Die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, S. 99.

76 Zit. nach *Crome*, Die Babelsberger Diplomatenschule, S. 220.

77 Notiz: Einsatz von Absolventen (1958), PAAA-M01-A18145-335.

78 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA für das Jahr 1954, 31.12.1954, PAAA-M01-G-A058-478 und 482.

Exil erlernt hatten.<sup>79</sup> Bis 1963 war der Anteil der Absolventen mit Staatsexamen auf 77 % gestiegen, hinzu kamen 11 % Besucher »langfristiger Schulen«.<sup>80</sup> Im Januar 1964 hatten 375 von 467 politischen Mitarbeitern der mittleren Ebene einen Hochschulabschluss, von den leitenden Kadern 58 von 75 und von den »Nomenklaturkadern« immerhin 35 von 51.<sup>81</sup>

Die DASR wurde bereits Ende 1956 aus dem MdI ausgegliedert. Aufgrund fehlender praktischer Erfahrung und ungenügender Ausbildung setzte man den dritten Vierjahreslehrgang (1957–1961) an der DASR aus, da »die Absolventen der Akademie, die in zunehmendem Maße vor Beginn des Studiums nur die Oberschule besuchten, noch nicht über genügende politische und Lebenserfahrungen verfügen«. Stattdessen sollten 25 bis 30 Hochschulabsolventen in einem 1,5- bis 2-jährigen Lehrgang für den diplomatischen Einsatz geschult werden, sofern sie auch »in der Praxis tätig waren«.<sup>82</sup> Ab Dezember 1959 nahm das MfAA verstärkt Einfluss auf die Lehrpläne der DASR, die für die Ausbildung der zukünftigen Mitarbeiter des Ministeriums ausgearbeitet wurden. Um den Bedarf an mittleren Kadern (Hauptreferenten, Sektionsleiter, II. und III. Sekretäre) halbwegs zu decken, wurde bereits zum September 1961 ein dreisemestriger Qualifizierungslehrgang an der DASR eingerichtet, der Bewerber zwischen 25 und 45 Jahren aus dem Staats- und Wirtschaftsapparat, den »bewaffneten Organen« sowie anderen Mitarbeitern des MfAA für den Auswärtigen Dienst weiterbilden sollte, die »über keine genügende außenpolitische Ausbildung verfügen«.<sup>83</sup> 40 der insgesamt 50 Teilnehmer sollten vom MfAA übernommen und die anderen zehn in zentralen Dienststellen mit internationalen Abteilungen eingesetzt werden.<sup>84</sup>

Die Aufnahme jüngerer Absolventen der DASR und anderer Hochschulen führte zu einem sich seit Mitte der 1960er-Jahre verstetigenden Generationswechsel im MfAA. Mit durchschnittlich 30 Jahren waren die Absolventen in den jeweiligen Vierjahreslehrgängen der DASR immer noch junge Nachwuchskader, brachten aber durch ein vorheriges Studium oder durch Berufspraxis die geforderte Lebenserfahrung mit. Im fünften Vierjahreslehrgang im Fach Außenpolitik, der im September 1960 begann, nahmen 50 Mitglieder der SED mit einem Durchschnittsalter von 30 Jahren teil, von denen 16 aus dem Staats- und Wirtschaftsapparat kamen, neun aus gesellschaftlichen Organisationen, 16 aus den »bewaffneten Organen«, drei aus der

79 Grunert an Leiter der sozialistischen Auslandsvertretungen, 8.12.1961, PAAA-M01-LS-A436-015-020.

80 Bericht zum Stand der Erfüllung der Beschlüsse des Sekretariats des ZK der SED vom 28.10.1959 und vom 25.7.1962 zur Verbesserung der Arbeit mit den Kadern im MfAA und über die künftige Sicherung des Kaderbedarfs, Entwurf [Oktober 1963], PAAA-M01-G-A060-069-090.

81 Nomenklaturkader und politische Mitarbeiter im MfAA (Januar 1964), Vorlage zur Kollegiums-sitzung des MfAA am 29.6.1964 (Anlage), PAAA-M01-LS-A510-076-078.

82 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA für das Jahr 1957, PAAA-M01-G-A058-193.

83 Bericht über die 2. Sitzung des MfAA/Das Kollegium am 11.1.1961 (Grunert), 18.1.1961, PAAA-M01-LS-A403-019.

84 Vorlage zur 1. Sitzung des MfAA/Das Kollegium, Vorbereitung des Qualifizierungslehrgangs, o. D. [1961], PAAA-M01-LS-A403-038-44.

»Produktion« und sechs aus anderen Organisationen.<sup>85</sup> Die Studentenzahl stieg vom dritten Vierjahreslehrgang (Januar 1959 bis Februar 1963) von 33 über den vierten Vierjahreslehrgang (September 1959 bis Juli 1963) mit 45 auf 48 im fünften Vierjahreslehrgang (September 1960 bis Juli 1964).<sup>86</sup> Ab 1965 rechnete man mit jährlich 50 Absolventen der DASR, die im Ministerium aufgenommen werden und den Kaderbedarfsplan erfüllen sollten.<sup>87</sup>

Die DASR wurde als einheitliche Ausbildungs- und Forschungsstätte für Nachwuchskader des DDR-Staatsapparats 1963 in drei Abteilungen aufgeteilt. Neben der Staats- und rechtswissenschaftlichen Forschung sowie der Weiterbildung leitender Mitarbeiter kam dem 1964 gegründeten Institut für Internationale Beziehungen (IIB) in Potsdam eine zentrale Bedeutung für die Diplomatenausbildung zu. Nach der »Babelsberger Konferenz« von 1958, auf der Walter Ulbricht die Überbetonung fachlich-juristischer Ausbildung kritisiert hatte, war zudem die ideologische Schulung intensiviert worden.<sup>88</sup> Herbert Kröger (1913–1989) wirkte hier als personelle Konstante bei der Ausbildung, der seine einstige radikale nationalsozialistische Weltanschauung in der Kriegsgefangenschaft auf die kommunistische Ideologie umgestellt hatte und nach 1945 Karriere in der DDR machte. Als ausgebildeter Jurist, der zwischen 1931 und 1936 in Berlin und Jena studiert und abschließend promoviert hatte, wurde er in Forst-Zinna zum Professor für Staatsrecht ernannt und war von 1948 bis 1951 Dekan, 1955 Rektor der DASR und 1964 Direktor des IIB.<sup>89</sup> Er wurde 1963 in die Volkskammer gewählt und 1968 Mitglied des Kollegiums des MfAA, das nicht zuletzt die Kaderpolitik des Ministeriums wesentlich mitbestimmte, sowie ab 1970 Abteilungsleiter für Völkerrecht sowie Diplomaten- und Konsularrecht am IIB.<sup>90</sup>

85 Bericht über den Stand der Erfüllung des Beschlusses des Sekretariats des ZK der SED vom November 1959 über die Lösung der Kadersituation im MfAA, 29.12.1960, PAAA-M01-G-A058-068.

86 Bericht über den Stand der Kaderarbeit im MfAA, September 1961, PAAA-M01-G-A058-013-014.

87 Entwurf Kaderbedarfsplan bis 1970, 4.5.1961, PAAA-M01-A16452-313.

88 *Bernhardt*, Die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, S. 157–178; *Michael Stolleis*, Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland, Bd. 4: Staats- und Verwaltungsrecht in West und Ost 1945–1990, München 2012, S. 592–600, und *Glaeßner*, Herrschaft durch Kader, S. 310–320.

89 Herbert Kröger war nicht nur Mitglied der NSDAP, sondern auch der SA und ab 1938 der SS. Vgl. auch BArch Berlin, R 9361-IXKartei/23381685 (NSDAP-Mitgliederkartei, Nr. 5384346, Aufnahme 1.5.1937). Zuletzt diente er als Oberscharführer im SD-Hauptamt. Er geriet bei Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft, besuchte die Polithochschule in Moskau, wurde im NKFD aktiv und persönlicher Mitarbeiter von Wilhelm Zeisser, dem späteren Minister für Staatssicherheit (1950–1953). *Günter Buch*, Namen und Daten wichtiger Personen der DDR, Bonn 1982 (zuerst 1973), S. 173.

90 *Jessen*, Akademische Elite und kommunistische Diktatur, S. 308; *Bernhardt*, Die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft, S. 218; Art. Kröger, Herbert, in: *Gabriele Baumgartner/Dieter Hebig* (Hrsg.), Biographisches Handbuch der SBZ/DDR 1945–1990, Bd. 1, München/London etc. 1996, S. 440. Herbert Kröger blieb bis 1978 in leitender Funktion am IIB, das als zentrale Aus- und Weiterbildungsstätte immer enger an das MfAA gebunden wurde und direkt der Abteilung internationale Verbindungen des ZK der SED unterstellt war. Vgl. auch *Sven Olaf Jacobsen*, Von der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft »Walter Ulbricht« zur Juristischen Fakultät der Universität Potsdam. Zur Wissenschaftsgeschichte der Wendezeit, Berlin 2006, S. 20–25.



Praktische Auslandserfahrungen, die auch in den ersten Berufsjahren oft nicht durch Einsätze in den Vertretungen kompensiert werden, fehlten den Absolventen häufig. Daher fungierte als wesentliche Ausbildungsstätte für das MfAA auch das Moskauer Staatliche Institut für Internationale Beziehungen (IMO), an dem seit 1953 15 Studenten für den diplomatischen Dienst der DDR ausgebildet wurden. Die Zahl der Studenten wurde bis 1960 auf jährlich 20 erhöht, sodass Ende 1961 insgesamt 89 Studenten der unterschiedlichen Lehrgangsstufen in Moskau studierten. Zwei Jahre später wurden zwei leitende Mitarbeiter für ein zweijähriges Promotionsstudium aufgenommen, um die Ausbildungsbeziehung zum IMO bewusst zu stärken sowie die DDR-Botschaft in Moskau in die praktische und ideologische Schulung einzubeziehen.<sup>91</sup> 1962 erklärte man die Kaderrekrutierung mit einem zu erwartenden jährlichen Nachwuchs von 50 Absolventen vom IIB und 20 Absolventen am IMO zunächst für weitgehend erfüllt und setzte neben der Bildung einer Kaderreserve für führende Positionen und vor allem für mittlere und untere Funktionen auf die »systematische Erziehung und Qualifizierung« der Mitarbeiter.<sup>92</sup> Das Alter der Studienanfänger an der DASR wurde auf 25 Jahre heraufgesetzt und die Zahl der Auszubildenden am IMO 1960 von 15 auf 20 erhöht, während eine Reserve von 10 Diplomatikadern außerhalb des MfAA gesichert werden sollte, die vom Ministerium übernommen werden sollten.

Gerade für die außereuropäischen Abteilungen blieb die fehlende Auslandserfahrung ein wesentliches Defizit, das auch durch ein mit Staatsexamen abgeschlossenes Studium nicht behoben werden konnte.<sup>93</sup> Noch Ende 1961 verfügten von den 548 politischen Mitarbeitern im MfAA und in den Auslandsvertretungen 203 Mitarbeiter über keine Auslandserfahrung.<sup>94</sup> Drei Jahre später verfügten 64,5 % aller politischen Mitarbeiter über mindestens ein Jahr Auslandserfahrung. Die Statistik schloss jedoch die Dolmetscher bereits mit ein, die gezielter im Ausland eingesetzt wurden.<sup>95</sup>

Blieb die fehlende praktische diplomatische Erfahrung ein beständiges Problem, so erreichte auch der Anteil von leitenden Mitarbeitern mit erfolgreich bestandenen Staatsexamen in den 1960er-Jahren nicht die formalen Zielvorgaben der zu besetzenden Stellen, die das Examen als Voraussetzung eigentlich vorschrieben. Da immer noch zahlreiche ältere Kommunisten aus dem »Parteiadel« auf leitenden Po-

91 Horst Grunert an Leiter der sozialistischen Auslandsvertretungen, 8.12.1961, PAAA-M01-LS-A436-015-020. Der letzte Botschafter der DDR in Moskau, Gerd König (1930–2009), ging nach dem Abitur an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Potsdam im August 1953 von der DASR mit der ersten Gruppe von Studenten ans IMO in Moskau, das damals »bereits als elitäre Einrichtung« galt. Dort waren zunächst ältere Kommunisten ausgebildet worden, bevor sich dann die soziale Zusammensetzung hin zur nachkommenden Generation »der mittleren Ebene von Partei- und Staatsfunktionäre[n]« änderte. *Gerd König*, *Fiasko eines Bruderbundes. Erinnerungen des letzten DDR-Botschafters in Moskau*, Berlin 2011, S. 15 f.

92 MfAA (Horst Grunert) an Büro des Ministers Otto Winzer, 11.5.1962, PAAA-M01-LS-A451-040 und Kaderabteilung MfAA: Bericht über die Erfüllung des Beschlusses des Sekretariats des ZK der SED vom 28.10.1959 und über die gegenwärtige Kadersituation, in ebd., Bl. 042-050.

93 MfAA Abteilung Kader und Schulung an Georg Stibi, 21.10.1966, PAAA-M0a-C01419-069.

94 Grunert an Leiter der sozialistischen Auslandsvertretungen, 8.12.1961, PAAA-M01-LS-A436-015-020.

95 Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED, 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-011-038.

sitionen saßen, welche die fachlichen Qualifikationen auch durch Fortbildungskurse nicht erreichten, drückten diese Mitarbeiter der ersten Generation sowie verdiente Arbeiterkader, die aus den Institutionen des Staatsapparats nachrückten, die Statistik.<sup>96</sup> Durch interne Kurse sollte gleichsam auf kurzem Wege die fehlende Qualifikation nachgeholt werden. Innerhalb des MfAA wurde 1960 eine Betriebsakademie eröffnet<sup>97</sup>, um den Mitarbeitern ohne Hochschulabschluss die Nachschulung unter anderem in Völkerrecht, Internationale Wirtschaftsbeziehungen, Diplomatisches Protokoll, aber auch in Deutsch, Geschichte und Stenografie zu ermöglichen.<sup>98</sup> Auch in den Auslandsvertretungen wurden beständig Weiterbildungskurse in Fremdsprachen, geschichtliche, ökonomische und politische Probleme des Gastlandes sowie zur deutschen Geschichte durchgeführt, um das Personal während des Auslandseinsatzes weiterzubilden.<sup>99</sup>

Als homogene Experteneelite konnten die politischen Mitarbeiter im MfAA auch Ende der 1960er-Jahre noch nicht gelten, da sie im Gegensatz zu den Diplomaten in Bonn über keine einheitliche akademische Ausbildung verfügten und auch nicht das traditionelle Juristenmonopol im diplomatischen Dienst abbildeten. Der Anteil der Hochschul- und Fachschulabsolventen lag 1962 unter den SED-Mitgliedern bei nur 11,5 % und stieg bis 1970 auf 23,3 % an.<sup>100</sup> Von den 73 leitenden Kadern im Ministerium hatten im Januar 1964 58 einen Hochschulabschluss, von denen 45 ihr Staatsexamen in Außenpolitik und nur sechs in Rechtswissenschaft abgelegt hatten.<sup>101</sup> Um 1970 wurden dann jährlich 250 Studenten in Sprachen, Ökonomie und Vertragsrecht am IIB geschult und das Ministerium rechnete mit weiteren 632 Absolventen, die aus Babelsberg und Moskau zwischen 1962 und 1970 übernommen wurden.<sup>102</sup>

Das Problem ungenügender Sprachkenntnisse hielt die Kaderabteilung beschäftigt. Von 548 politischen Mitarbeitern im Ministerium hatten bereits 1961 nur 113 die »Sprachkundigenprüfung« in ein bis drei Fremdsprachen abgelegt. Gleichzeitig rückten aber langsam die Absolventen der Sprachzirkel nach, die Englisch, Französisch, Russisch, Spanisch, Schwedisch, Arabisch, Norwegisch und Serbokroatisch anboten und 1961/62 insgesamt 302 Teilnehmer zählten.<sup>103</sup> Daher sah die Kaderabteilung des Ministeriums Ende 1961 vor, neben der in der Studienordnung des

96 Bericht über den Stand der Kaderarbeit im MfAA, September 1961, PAAA-M01-G-A058-027-047.

97 Im Dezember 1960 waren insgesamt 311 Mitarbeiter in den Weiterbildungskursen der Betriebsakademie angemeldet. Zum 2. Semester 1961 waren im neu eingerichteten Grundkurs Völkerrecht 53 Teilnehmer angemeldet. Bericht über den Stand der Erfüllung des Beschlusses des Sekretariats des ZK der SED vom November 1959 über die Lösung der Kadersituation im MfAA, 29.12.1960, PAAA-M01-G-A058-055-072.

98 Grunert an Leiter der sozialistischen Auslandsvertretungen, 8.12.1961, PAAA-M01-LS-A436-015-020.

99 Bericht über die Kaderarbeit des MfAA für das Jahr 1953, 31.12.1953, PAAA-M01-G-A058-543.

100 *Christian/Gieseke/Peters*, Die SED als Mitgliederpartei, S. 148 f.

101 Vgl. Nomenklaturkader und politische Mitarbeiter im MfAA (Januar 1964), Vorlage zur Kollegiumssitzung des MfAA am 29.6.1964 (Anlage), PAAA-M01-LS-A510-076-078, und zu den Planungen des nachrückenden Kadernachwuchses vom IIB und IMO Entwurf Kaderbedarfsplan bis 1970, 4.5.1961, ebd. M01-A16452-313.

102 Entwurf Kaderbedarfsplan bis 1970, 4.5.1961, PAAA-M01-A16452-313.

103 Bericht über den Stand der Kaderarbeit im MfAA, September 1961, PAAA-M01-G-A0058-007-013.

DASR vorgesehenen Fremdsprache Russisch auch vor Dienstantritt in der Auslandsvertretung bei Absolventen der Akademie auf eine Sprachkundigenprüfung in einer weiteren Fremdsprache zu achten – »möglicherweise [die] Sprache des Landes, für das sie sich spezialisiert haben.«<sup>104</sup> Die 1959 angelaufene Sprachausbildung an der Humboldt-Universität und an der Karl-Marx-Universität sollte eine fachliche Ausbildung ermöglichen, bis 1964/65 die Einrichtung entsprechender Lehrgänge abgeschlossen war.<sup>105</sup> Bei den 571 politischen Mitarbeitern des Ministeriums beherrschten 1964 dann immerhin 322 eine, 95 zwei und 29 drei Fremdsprachen.<sup>106</sup> Die eigentlich erforderliche sprachliche Breite innerhalb des diplomatischen Dienstes war in der Aufbauphase nur bedingt vorhanden und konzentrierte sich überwiegend auf Russisch, gefolgt von Englisch.<sup>107</sup> Um die sprachliche Ausbildung durch Anreize zu fördern, wurden auch »leistungsabhängige Gehälter« beim Amt für Arbeit und Löhne geprüft. »Tropenzuschläge« wurden für den Auslandseinsatz bereits im März 1966 vom Ministerrat beschlossen.<sup>108</sup>

Hochschulabschlüsse, Auslandserfahrung und Fremdsprachenkenntnisse waren zentrale Problemfelder bei der Ausbildung des Kadernachwuchses. Hinzu kam ein unterentwickeltes Persönlichkeitsprofil des zukünftigen DDR-Diplomaten, das neben einer gefestigten ideologischen Zuverlässigkeit und einer kommunistischen Biografie zentrale Merkmale von Habitus und Charakter missen ließ. Bereits Ende 1954 kritisierte die Kaderabteilung des Ministeriums, dass »Tätigkeits- und Qualifikationsmerkmale« für einzusetzende Botschafter in den Auslandsvertretungen fehlten.<sup>109</sup> Zehn Jahre später stellte das Kollegium des MfAA fest, dass immer noch kein »ausgearbeitetes Profil eines Außenpolitikers« mit Qualifikationsmerkmalen und Anforderungen definiert sei.<sup>110</sup> Daher legte man nun Kriterien fest, die in den 1970er-Jahren erweitert wurden. Neben einer abgeschlossenen Hochschulausbildung wurden »gründliche Kenntnisse der politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung der DDR« und »anwendungsbereite Kenntnisse in Fremdsprachen und eine solide Allgemeinbildung« vorausgesetzt, die sich in ein »System der Anforderungen« aus »politisch-ideologischen Qualitäten; Disponibilität und Spezialisierung; wissenschaftliche[n] Kenntnisse[n], Fähigkeiten und Fertigkeiten; Leistungsqualitäten der außenpolitisch-diplomatischen Kader; Leistungsverhalten, soziale[m] Verhalten und charakterliche[n] Eigenschaften« fügen sollten. Neben parteigetreuer Arbeitserfüllung sollten sich die Diplomaten zudem »als proletari-

104 Kaderabteilung MfAA an Lothar Bolz, 4.10.1961, PAAA-M01-LS-A436-056.

105 Regierung der DDR, Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen an das MfAA, 1. Außereuropäische Abteilung, 17.11.1960, PAAA-M01-A08601-005-006.

106 Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED, 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-012.

107 Vgl. Bericht über den Stand der Erfüllung des Beschlusses des Sekretariats des ZK der SED vom November 1959 über die Lösung der Kadersituation im MfAA, 29.12.1960, in: Jahresberichte über die Kaderarbeit im MfAA 1953–1961, PAAA-M01-G-A-58-056.

108 Betriebliche Urlaubsvereinbarung des MfAA, 3.5.1965, PAAA-M01-A004587-021-026.

109 Hinweise der Kaderabteilung des MfAA über die Kaderarbeit in den Auslandsvertretungen, N. N., o. D. [1954], PAAA-M01-G-A058-513.

110 Vorlage Sitzung des Kollegiums des MfAA am 29.6.1964, PAAA-M01-LS-A510-061-062.

sche Internationalisten« auszeichnen und zugleich einen »sozialistischen Patriotismus« für die DDR gerade mit Blick auf Westdeutschland nicht missen lassen.<sup>111</sup>

In den 1970er-Jahren erfolgte in der Diplomatenausbildung eine zunehmende Angleichung des Berufsinhalts an internationale Standards, die mit dem Zuwachs an Vertretungen von 29 im Jahr 1971 auf 121 fünf Jahre später noch drängender wurde. 1977 wurde auf Beschluss des MfAA ein Lehrstuhl für »Diplomatische Praxis« eingerichtet, der »Diplomatielehre« unterrichten sollte und mit ehemaligen Botschaftern und stellvertretenden Ministern besetzt wurde. Dazu gehörten neben protokollarischen Bräuchen, Etikette und Umgangsformen auch ein fundiertes Wissen über Entscheidungs- und Handlungsprozesse, Kontaktabbaustrategien, Dialogführung, Darlegungsweisen und Verhandlungstheorie. Die diplomatische Praxis beinhaltete für DDR-Diplomaten ferner die Informationsbeschaffung sowie die Verhandlung und Vertretung der staatlichen Interessen.<sup>112</sup> Für DDR-Botschafter gehörte außerdem gerade in Devisen-Ländern die Vermittlung von Wirtschaftskontakten zum täglichen Geschäft, da die volkseigenen Betriebe der DDR für die eigene Devisenbeschaffung durch Überschussexport eigener Waren ins westliche Ausland in der Regel keine eigenen Vertriebskanäle hatten.<sup>113</sup> Die dafür erforderlichen sozialen, kommunikativen und kulturellen Fähigkeiten sollten einer jüngeren Kohorte von nachrückenden Diplomaten die gestiegenen Anforderungen an die komplexe Berufspraxis näherbringen, die mit dem Grundlagenvertrag vom Dezember 1972 und der folgenden Ausweitung diplomatischer Beziehungen immer notwendiger wurden.

Wurde die Professionalisierung des diplomatischen Berufsstands anfangs noch durch die fehlende akademische Ausbildung der Funktionsträger erschwert, so wurden die Zugänge zu höherer Bildung wie dem Abitur als Voraussetzung für ein Hochschulstudium in den 1950er- und 1960er-Jahren geöffnet. In den 1970er-Jahren wurde jedoch die Zulassung zur Erweiterten Oberschule und somit zur Erlangung der allgemeinen Hochschulreife gezielt verengt.<sup>114</sup> Der Anteil der Schulabsolventen mit Hochschulreife eines Jahrgangs stieg zwischen 1960 und 1970 noch von 8 auf 13 %, bevor er bis 1980 auf 11 % zurückging und auch bei den Universitätsabsolventen zunächst von 10 auf 17 % und dann 1980 auf 11 % abfiel. Somit wurde faktisch eine »soziale Schließung« der Aufstiegsmöglichkeiten durch Bildung betrieben.<sup>115</sup>

111 Bericht der Arbeitsgruppe des Ministerrates – Verwaltung Kader, 14.8.1964, in: *Muth*, Die DDR-Außenpolitik, S. 276–278.

112 Vgl. zur »diplomatic practice« unter anderem *Iver B. Neumann*, *Diplomatic Sites. A Critical Enquiry*, London 2013.

113 *Norbert Jaeschke*, *Der aus A muß weg*, in: *Birgit Malchow* (Hrsg.), *Der Letzte macht das Licht aus. Wie DDR-Diplomaten das Jahr 1990 im Ausland erlebten*, Berlin 2001 (zuerst 1999), S. 27–46, hier: S. 34 f.

114 Mit 57.278 Schülern erreichten die Zulassungen zum Abitur 1971 ihre höchste Zahl. *Baske*, *Schulen und Hochschulen*, S. 191 f.

115 *Geißler*, *Die Sozialstruktur Deutschlands*, S. 337 und 357–360, und *Karl Ulrich Mayer/Heike Solga*, *Mobilität und Legitimität. Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der DDR und der alten BRD*, in: *KZfSS* 46, 1994, S. 193–208. Vgl. auch *Helmut Köhler/Manfred Stock*, *Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989*, Opladen 2004; *Emanuel Droit*, *Vorwärts zum neuen Menschen? Die sozialistische Erziehung in der DDR 1949–1989*, Köln/Weimar etc. 2013.

Diese Exklusivität der Zugangsvoraussetzungen zu akademischer Bildung bedeutete für nachrückende Kadergenerationen im MfAA auch eine Verengung des Zugangs zum diplomatischen Berufsstand, der neben der politischen Homogenisierung loyaler Kader auch ein elitäres Selbstverständnis festigte. Gleichzeitig formalisierte in den 1970er- und 1980er-Jahren die Verstetigung der akademischen Ausbildungswege in ihren Institutionen die individuellen Karriereverläufe. Der überwiegende Teil der nachrückenden Leitungskader kam nun längst neben den universitären Einrichtungen aus den diplomatischen Ausbildungseinrichtungen in Babelsberg und Moskau (vgl. Abbildung 1).

### Ausbildungsorte der jeweils zum September im MfAA eingestellten Absolventen (Oberreferent/Hauptreferent)

(1983: zusätzliche Einstellungen eines Absolventen der KMU Leipzig im Februar sowie von 15 Absolventen des IIB 2. Lehrjahr im März und August)

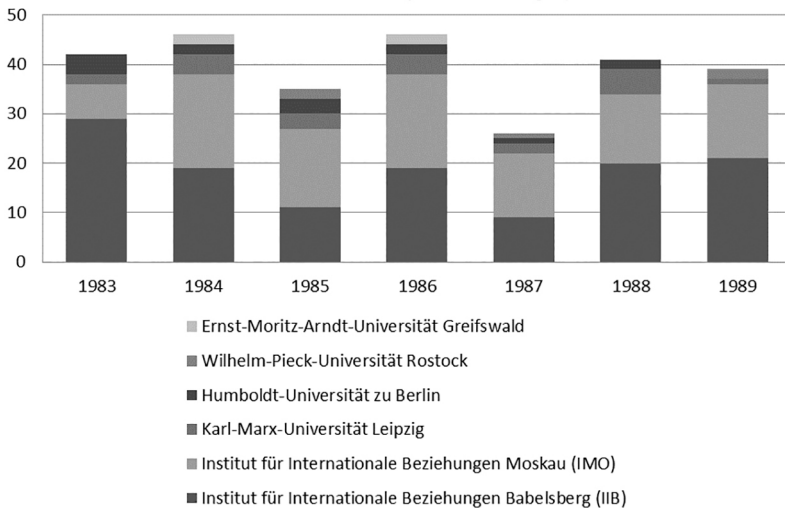


Abbildung 1: Ausbildungsorte der jährlich im MfAA eingestellten Absolventen (1983–1989)

#### IV. Frauen im MfAA und in den Auslandsvertretungen

Die Besetzung von Stellen im höheren diplomatischen Dienst mit Frauen blieb auch in der DDR die Ausnahme. In der Geschichte der DDR-Außenpolitik gab es insgesamt nur vier Botschafterinnen. Dazu zählten Änne Kundermann (1951–1953 Botschafterin in Polen und 1960–1961 in Albanien) und Eleonore Staimer (1958–1966 Gesandte und 1966–1969 Botschafterin in Jugoslawien). Beide waren zuvor Stenotypistinnen und bis 1933 an der Handelsmission der Sowjetunion in Berlin angestellt gewesen. Hinzu kamen Hilde Kiermeier (unter anderem bis 1990 Leiterin der Abteilung UNESCO, Botschafterin) und Eleonora Schmidt (1974–1978 Botschafterin in Guinea, 1981–1987 in Marokko und 1989–1990 in Madagaskar). Waren Kunder-

mann noch 1907 und Staimer 1906 geboren, so gehörten Kiermeier und Schmidt mit den Geburtsjahrgängen 1932 beziehungsweise 1939 einer jüngeren Generation an, die nun auch ein abgeschlossenes Studium vorweisen konnte.

In der ersten Personalaufstellung des MfAA vom November 1949 waren neun der insgesamt 54 Stellen von Frauen in Positionen von Referentin bis Hauptabteilungsleiterin sowie weitere neun Stellen als Sachbearbeiterin in den Länderabteilungen aufgeführt. Zusammen mit den 14 Sekretärinnen, einer Botin und einer Dolmetscherin war das Ministerium damit statistisch überwiegend mit Frauen besetzt.<sup>116</sup> Greta Kuckhoff (1902–1981) leitete beispielsweise als diplomierte Volkswirtin im Jahr 1950 die Hauptabteilung II (Wirtschaftspolitische Angelegenheiten), bevor sie zur Deutschen Notenbank wechselte und von 1963 bis 1975 Präsidentin der Deutsch-Britischen Gesellschaft wurde.<sup>117</sup> Im Sommer 1952 waren in den Vertretungen in Moskau, Peking, Warschau, Prag, Budapest und Bukarest 14 Frauen als Referentinnen, Oberreferentinnen oder Sekretärinnen beschäftigt, Kundermann war überdies Missionschefin in Warschau.<sup>118</sup> Sechs Jahre später verzeichnete man insgesamt drei Frauen im Rang eines Attachés in den Vertretungen in Peking, Budapest und Sofia sowie eine Frau als III. Sekretär und Staimer als Gesandte in Belgrad.<sup>119</sup>

In den leitenden Funktionen nahm der Anteil von Frauen von nur 0,9 % im Jahr 1953 auf 18,4 % im Folgejahr zu und stieg auf 20 % im Jahr 1955.<sup>120</sup> Im Jahr 1955 hatten Frauen zahlreiche fachliche Leitungspositionen in den Hauptabteilungen des MfAA inne, wenngleich sie in Positionen mit den höheren Gehältern nicht vertreten waren. Als Abteilungsleiterinnen und Hauptreferentinnen arbeiteten jeweils drei Frauen (Männer 16 und 24) und 44 als Oberreferentinnen (Männer 63).<sup>121</sup> Die Sichtbarkeit von Frauen in diesen leitenden Stellungen der Hauptabteilungen sollte jedoch in den nächsten Jahren abnehmen und in der Ausbildung strukturell gebremst werden.

Im Kaderbericht für das Jahr 1955 beklagte man jedoch einen »zu hohen« Anteil von zwei Drittel Frauen bei den Auszubildenden, da ihre »Weiterentwicklung in diplomatischen Funktionen« aus »bekannten Gründen nur im begrenzten Umfang möglich und ein planmäßiger Auslandseinsatz« in »den meisten Fällen aus familiä-

116 Personalaufstellung MfAA, 20.11.1949, PAAA-M01-A18069-003-008.

117 *Ursula Müller/Christiane Scheidemann* (Hrsg.), *Gewandt, geschickt und abgesandt. Frauen im diplomatischen Dienst*, München 2000, S. 308–311.

118 Personalaufstellung der diplomatischen Missionen der DDR, 20.5.1952, PAAA-M01-A18147-003-011.

119 MfAA: Diplomaten in den Auslandsvertretungen (1958), PAAA-M01-A18145-299-302.

120 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1954, 31.12.1954, PAAA-M01-G-A058-477, und Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1954, 31.12.1953, in: ebd., 552. Im Auswärtigen Amt in Bonn waren 1950 drei Mitarbeiterinnen im höheren Dienst (Stand Oktober 1951: insgesamt 383 männliche und weibliche Mitarbeiter im höheren Dienst). 1966 lag der Anteil von Frauen im höheren Dienst bei 7,7 %. *Conze/Frei/Hayes* u. a., *Das Amt und die Vergangenheit*, S. 489 und 508 f. Am ersten Attachélehrgang 1950 nahm eine Frau (Helene Bourbon) teil. Die Anzahl der Frauen betrug in den Lehrgängen zwischen 1950 und 1959 13 (Männer: 247), zwischen 1960 und 1969 22 (Männer: 280) und zwischen 1970 und 1979 19 (Männer: 329). *Ursula Müller*, *Vision und Gegenwart*, in: *dies./Scheidemann*, *Gewandt, geschickt und abgesandt*, S. 17–33, hier: S. 19.

121 Kaderstatistik, 15.12.1955, PAAA-M01-A19057-007-008.

ren oder gesundheitlichen Gründen erschwert« sei.<sup>122</sup> Infolgedessen wurde der Einsatz von Frauen in hohen diplomatischen Positionen zunächst nicht mehr planmäßig gefördert. Bereits Ende 1955 warb man im MfAA im Zuge der intensivierten »Staatspolitischen Schulung (Fachschulung) in den Organen der Staatsverwaltung« für die Teilnahme an einem »besonderen Zirkel« von »Frauen, die bei uns beschäftigt sind und für einen Einsatz im Ausland in Frage kommen«.<sup>123</sup> Doch um die gleichberechtigte Schulung zu »qualifizierten Staatsfunktionären« sollte es hierbei nicht gehen – Schwerpunkte des Unterrichts waren unter anderem weiblich konnotierte Bereiche wie Protokollfragen und Geselligkeitsverhalten.<sup>124</sup>

Im MfAA nahm man bereits 1956 zur Kenntnis, dass der diplomatische Einsatz von Frauen in Auslandsvertretungen »international kaum üblich« sei, und stellte die Ausbildung entsprechend um, obwohl Frauen von allen Mitarbeitern im Ministerium (ohne technisches Personal) bereits 1956 fast 42 % und selbst in den Auslandsvertretungen 46 % ausmachten.<sup>125</sup> Bei einem Frauenanteil aller Berufstätigen von knapp unter 40 % lag die weibliche Erwerbsquote im Ministerium demnach leicht über dem Durchschnitt.<sup>126</sup> Zwischen 1957 und 1958 verlangsamte sich der Anstieg des Frauenanteils bei den leitenden Angestellten, der zwischen 21,7 und 22,8 % lag.<sup>127</sup> Bei den 93 Mitarbeitern mit diplomatischem Rang sowie acht weiteren Mitarbeitern vom MAI, die 1957 übernommen wurden, war der Anteil von nur fünf Frauen mit diplomatischem Rang jedoch gering. In den Positionen des Attachés, der Referentin und Oberreferentin sowie des Sekretärs auch für Wirtschaft blieben hingegen Frauen weiterhin in zentralen Funktionen.<sup>128</sup>

In den fachlichen Hauptabteilungen des Ministeriums waren Frauen in leitenden Positionen sichtbar.<sup>129</sup> Innerhalb der Hauptverwaltungen des Ministeriums verteilte sich 1958 der Anteil von Frauen auf die HA I für Europa mit sieben (17 %),

122 Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1956, 31.12.1955, PAAA-M01-G-A058-341.

123 Rundschreiben MfAA Kaderabteilung, Referat Schulung, 1.12.1955, PAAA-M01-A19065-010.

124 So *Karl Maron*, Qualifizierte Staatsfunktionäre können besser leiten. Zur Verbesserung der staatspolitischen Schulung, in: *Neues Deutschland*, 10.3.1956.

125 Kaderabteilung des MfAA über Probleme der Kaderarbeit an das MdI, 24.5.1956, PAAA-M01-G-A058-326, und Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1957, ebd., Bl. 179 und 180.

126 Statistisches Jahrbuch der DDR 1956, Berlin 1957, S. 154 f. Auch bei den 176 neu eingestellten Mitarbeitern wurde 1957 eine Quote von 44,9 % für weibliche Mitarbeiter ausgewiesen, die sich jedoch pauschal auf alle drei Anstellungsebenen (leitende Funktionen: 28, mittlere Funktionen: 53, und übrige Funktionen: 95) bezogen. Bericht über die Kaderarbeit im MfAA im Jahre 1957, PAAA-M01-G-A058-181.

127 Kaderaufstellung Abteilungsleiter einschließlich Referenten des MfAA, 1.9.1958, PAAA-M01-A18145-334.

128 Vgl. Aufstellung Diplomaten in den Auslandsvertretungen [1958], PAAA-M01-A18145-299-302, und die Kaderaustauschpläne 1956–1958, PAAA-M01-RA-STE58. Von den angestellten Dolmetschern waren 1958 bis auf eine Ausnahme alle Frauen. Aufstellung Kader in den Auslandsvertretungen der DDR, 20.2.1958, PAAA-M01-A18145-313-315.

129 Im Juni 1957 waren Änne Kundermann als Leiterin der Abteilung Sowjetunion in der Hauptabteilung I, Ruth Wenk als Hauptreferentin im Länderreferat Polen, Erna Hähnel als Hauptreferentin im Länderreferat Korea und Japan und Ilse Engelhardt im Länderreferat Vietnam tätig. Irmgard Sickert leitete die Abteilung Amerika in der Hauptabteilung II, Gertrud Salomon war Oberreferentin im Hauptreferat Publikationen in der Hauptabteilung IV/2 und Johanna Müller Hauptreferentin im Hauptreferat Dienste für das befreundete Ausland. Helene Berner stand der Dolmetscherabteilung vor, Gertrud Stein war Hauptreferentin für die Bibliothek, Helga

HA II für Asien, Afrika und Amerika mit sechs (19,4 %), HA III für Deutschlandfragen auf keine Mitarbeiterin und HA IV für Organisation und Verwaltung mit zwölf (41,4 %) sowie HA V für Konsularische Angelegenheiten mit fünf Mitarbeiterinnen (22,7 %).<sup>130</sup> In den Kulturabteilungen im Ministerium und in den Auslandsvertretungen war der Anteil der Mitarbeiterinnen mit diplomatischem Rang weitaus höher. Ende 1957 zählte man insgesamt 36 Mitarbeiterinnen in den Kulturreferaten, von denen elf im Rang eines Attachés oder eines II. beziehungsweise eines III. Sekretärs in den Vertretungen in Moskau, Peking, Prag, Hanoi und Indonesien bis in die Länderreferate China, Indien, Rumänien oder Bulgarien/Albanien angestellt waren.<sup>131</sup> Zwei Jahre später lag der Anteil der Mitarbeiterinnen unterhalb dieser Positionen in der Auslandsvertretung in Peking bei 17 (von 38), in Budapest bei 11 (von 25), Sofia bei 5 (von 16) und in Belgrad bei 17 (von 37).<sup>132</sup>

Auch die DDR-Diplomatie war demnach eine »Männerdomäne«<sup>133</sup>, die in den 1960er-Jahren mit der geplanten Aufnahme diplomatischer Beziehungen in Asien und im Mittleren Osten die Ausbildung von Frauen für den höheren diplomatischen Dienst weiter reduzierte. Obwohl 23,6 % der Studierenden im allgemeinen Vierjahreslehrgang an der DASR von 1957 weiblich waren<sup>134</sup>, wurden Studentinnen durch Beschluss des MfAA vom 24. Oktober 1957 von den laufenden ersten und zweiten Vierjahreslehrgängen in Außenpolitik exmatrikuliert und an andere Lehrgänge verwiesen sowie auch vorübergehend nicht mehr für den Studiengang Außenpolitik zugelassen.<sup>135</sup> Auch der im September 1961 eingerichtete dreisemestrige Zusatzlehrgang an der DASR für 50 Teilnehmende, die in Fremdsprachen und Außenpolitik für einen zukünftigen Einsatz in mittleren Funktionen des MfAA geschult werden sollten, war ausdrücklich nur für männliche Bewerber vorgesehen.<sup>136</sup> Durch die Zurücksetzung der Ausbildungsmöglichkeiten grenzte man gezielt die Zugangsvoraussetzungen zu Leitungsfunktionen für Frauen ein und bewirkte somit eine Umkehrung »paternalistischer« Fürsorglichkeit zur Förderung von Frau-

---

Seiffert Referentin im Hauptreferat Betreuer deutscher Staatsangehöriger im Ausland, Käthe Reiche Leiterin der Abteilung Dienstreisen und Charlotte Manske Hauptreferentin für die Betreuung der eigenen Vertretungen. Gerda Zemann und Margarete Rudolph waren Hauptreferentinnen in der Abteilung Internationale Organisationen und Konventionen. Übersicht über die Funktionäre im MfAA und in den Auslandsvertretungen, 14.6.1957, PAAA-M01-A19055-004-010.

130 Aufstellung Kader in den Auslandsvertretungen der DDR, 20.2.1958, PAAA-M01-A18145-313-315. Zu den Auslandsgesellschaften vgl. auch *Woitzik*, Die Auslandsaktivität, S. 184–236, und *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 206–211.

131 Kaderabteilung: Aufstellung Mitarbeiter des MfAA (Kultur), 14.12.1957, PAAA-M01-A19054-004.

132 Vgl. Aufstellung Auslandsvertretungen [1.9.1959], PAAA-M01-A18145-358-374.

133 *Hannelore Bock*, Rückblick mit gutem Gefühl, in: *Müller/Scheidemann*, Gewandt, geschickt und abgesandt, S. 322; *Hannelore Bock* (geboren 1938): Studium der französischen und russischen Sprache in Leipzig, ab 1960 Dolmetscherin im MfAA, 1963 Heirat mit dem Botschafter Siegfried Bock, 1971 in die Presseabteilung des MfAA, Weiterbildungslehrgänge an der DASR, als Ehefrau des Botschafters Gehalt vom MfAA, ohne Zuweisung eines eigenständigen Arbeitsbereichs in den Botschaften Bukarest (1977–1984) und Belgrad (1988–1990).

134 Statistische Aufstellung des Vierjahreslehrgangs der DASR für das Jahr 1957, in: *Bernhard*, Die Deutsche Akademie, S. 251.

135 *Crome*, Die Babelsberger Diplomatenschule, S. 220.

136 Vorlage MfAA für Lothar Bolz: Vorbereitung des Qualifizierungslehrgangs (2. Kollegiumssitzung 11.1.1961), PAAA-M01-LS-A403-038-042.



en für Führungspositionen durch den Erwerb notwendiger »funktionsspezifischer Qualifikation«<sup>137</sup>, da man sich hier geschlechterpolitisch bei der Ausbildung weiblicher Diplomatenanwärterinnen dem internationalen diplomatischen *Mainstream* männlicher Repräsentation anpasste. Im Ministerium hielt man die »gründliche« Prüfung der »Möglichkeiten des Einsatzes von weiblichen Mitarbeitern« weiter für notwendig, jedoch ging die Kaderförderung von Frauen im Hause über die Position von Referentinnen zunächst nicht wesentlich hinaus.<sup>138</sup> Stattdessen wurde beständig die gesonderte Einbindung der Ehefrauen von Diplomaten gefordert, die für mögliche Einsätze in den Vertretungen sprachlich geschult und dann technische, kulturelle oder begleitende Aufgaben übernehmen sollten, nicht zuletzt um somit gegebenenfalls Devisen für einheimisches Botschaftspersonal zu sparen.<sup>139</sup> Im Zuge des sich abzeichnenden Ausbaus der DDR-Vertretungen wurden Frauen ab 1970 dann auch wieder am IIB grundsätzlich zugelassen.<sup>140</sup>

## V. Erwerbsstatus und Vergütung

Das MfAA war bei Gründung für die überschaubare Zahl an Mitarbeitern ein attraktiver Arbeitsort. Die Durchschnittsgehälter lagen 1950 weit über dem statistischen Durchschnittslohn von Arbeitern und Angestellten in der Gesamtwirtschaft der DDR, der mit 256,34 Mark im Monat ausgewiesen war und somit in der Nähe der vergüteten 220 Mark für Hilfskräfte und 250 Mark für Hilfssachbearbeiter im Ministerium lag.<sup>141</sup> Ein Blick auf die leitenden Positionen verdeutlicht die sehr gute ministerielle Bezahlung. Abteilungsleiter der Gehaltsstufe E 7 verdienten 1950 bei-

137 Dagmar Langenhan/Sabine Roß, Berufskarrieren von Frauen in der DDR und ihre Grenzen, in: Hornborstel, Sozialistische Eliten, S. 147–162, hier: S. 152.

138 Protokoll über die 10. Sitzung des Kollegiums des MfAA am 17. und 20.6.1963, 28.6.1963, PAAA-M01-LS-A484-014-015. Im Auswärtigen Amt der BRD waren zudem die Vorbehalte gegenüber verheirateten Frauen als »Doppelverdienerinnen« im höheren Dienst ausgeprägt. 1950 besetzten gerade einmal drei Frauen Positionen im höheren Dienst. Das entsprach einem Anteil von 3,7 %, der bis 1966 auf nur 7,7 % stieg, da Frauen auch in Westdeutschland als schwer in Ländern einsetzbar galten, in denen die Gleichberechtigung nicht anerkannt war. Conze/Frei/Hayes u. a., Das Amt und die Vergangenheit, S. 508–511.

139 Um für beide Ehepartner den Einsatz im Ausland sicherzustellen, sollte für Kinder von Diplomaten, die ihre Eltern nicht begleiten konnten, ein Internat mit 200 bis 240 Plätzen in Königs Wusterhausen bis 1969 errichtet und zum Februar 1970 eröffnet werden, so die Planung, da das seit 1958 genutzte Internat im Gutshaus Cöthen im Kreis Freienwalde als Vier-Klassen-Schule nicht mehr ausreichte. Abteilung Kader und Ausbildung des MfAA über die Erfüllung der Verfügung des Ministerrates zum Kaderperspektivplan vom 5.11.1965, 21.12.1967/3.1.1968 (Hartig), PAAA-M01-C00512-004-007. Vgl. auch Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED, 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-011-038. Das Internat wurde 1971 für bis zu 270 Kinder von Diplomaten eröffnet.

140 Es eröffneten sich seit den 1970er-Jahren auch Aufstiegsperspektiven, etwa für Hannelore Trinks (geboren 1929), die 1954 beim MfAA als Dolmetscherin eingestellt worden war, zunächst zur DDR-Handelsvertretung nach Helsinki ging, 1977 Leiterin der Dolmetscherabteilung im Ministerium und zuletzt ab 1985 im Generalkonsulat in Minsk eingesetzt war. Hannelore Trinks, Neuland in der jungen Diplomatie der DDR (Juni 2000), in: Müller/Scheidemann, Gewandt, geschickt und abgesandt, S. 316–320.

141 Statistisches Jahrbuch der DDR 1956, 2. Jahrgang, Berlin 1957, S. 202.

spielsweise 1.440 Mark monatlich, Hauptreferenten in der Stufe IA zwischen 1.100 und 950 Mark, Oberreferenten in der Stufe I zwischen 810 und 880 Mark, Referenten in der Stufe II zwischen 700 und 755 Mark und Hauptsachbearbeiter 600 Mark.<sup>142</sup> Hinzu kamen Prämien, die im April 1950 für Sekretärinnen bei 100 Mark und für Hauptreferenten bei 400 Mark lagen und als Gratifikationen nicht nur politische Loyalität materiell belohnen, sondern auch Leistung als Distinktionsmerkmal anerkennen sollten.<sup>143</sup>

Als Erwerbseelite konnten die jüngeren Diplomatenanwärter im Vergleich zu kommunalen Angestellten in den 1960er-Jahren hingegen nicht gelten. Angestellte mit Hochschulabschluss erhielten 1960 in den Kreis- und Bezirksverwaltungen ein bis zu einem Drittel höheres Gehalt. Die Einkommensdifferenzierung führte zu erhöhten Gehältern auch für leitende Funktionäre, sodass sich die Kaderpolitik des Ministeriums einem schwierigen Wettbewerb um geeignetes Personal stellen musste.<sup>144</sup> Die Austarierung der Gehälter und die vom MfAA angeregten Höherstufungen von Abteilungsleitern, stellvertretenden Abteilungsleitern und einigen anderen Planstellen mussten immer erst vom Ministerium für Finanzen bestätigt werden, das häufig zusätzliche Kosten ausbremste.<sup>145</sup> Bereits Ende der 1950er-Jahre zeichnete sich ab, dass die Vergütung der politischen Mitarbeiter, aber auch des technischen Personals auf absehbare Zeit nicht mehr so schnell erhöht werden konnte.<sup>146</sup> Die Vergütungsgruppen für Mitarbeiter in den Abteilungen und in den Vertretungen, die auf der mittleren und unteren Ebene angestellt waren, wurden schon zuvor klein gehalten. Dies beruhte auch auf Forderungen zur Reduzierung von Kosten und dem Abbau von Personal in allen Abteilungen von Presse und Verwaltung bis in alle europäischen und außereuropäischen Abteilungen, wo Mitarbeiter in andere Institutionen wie die DASR oder das Ministerium des Innern delegiert wurden.<sup>147</sup>

Da die Anerkennung der DDR als souveräner Staat durch die Wirksamkeit der 1955 durch die Adenauer-Regierung formulierten Hallstein-Doktrin<sup>148</sup> mit dem Anspruch der Alleinvertretung deutscher diplomatischer Beziehungen im Westen sowie bei zahlreichen Entwicklungsländern Wirkung zeigte, wurde der geplante Aus-

142 Kaderabteilung MfAA HA VI Liste für Prämienvorschläge (mit Gehaltseinstufungen), 26.4.1950, PAAA-M01-A15550-102.

143 Ebd.

144 Vgl. auch *Jens Gieseke*, Zwischen Privilegienkultur und Egalitarismus. Zu den Einkommensstrukturen des Ministeriums für Staatssicherheit, in: *Deutschland Archiv* 43, 2010, S. 442–453, und *Rüdiger Bergien*, Im »Generalstab der Partei«. Organisationskultur und Herrschaftspraxis in der SED-Zentrale 1946–1989, Berlin 2017, S. 427–433.

145 Vgl. Vermerk MfAA Kaderabteilung 02 über eine Aussprache beim Stellvertreter des Ministers für Finanzen, Wilhelm Geiß, 21.1.1963, PAAA-M01-A13465-018-020.

146 Im Gesamthaushalt des MfAA von 39,9 Millionen Mark im Jahr 1959 und geplanten 62,4 Millionen Mark für 1962 war eine jährliche Lohnsteigerung enthalten, die von 1961 zu 1962 mit veranschlagten 7,8 Millionen Mark für das Ministerium 17 % zum Vorjahr und mit geplanten 4,6 Millionen Mark für die Auslandsvertretungen 11,6 % ausmachte. Stellenplanentwurf des MfAA nach Abteilungen und Gehältern, 15.8.1962, PAAA-M01-LS-A459-161. Vgl. auch Aufstellung Ausgaben MfAA (1961), PAAA-M01-A18041-153-216.

147 Vgl. Kaderabteilung MfAA an Lothar Bolz, 31.1.1962 und 11.5.1962, PAAA-M01-A16394-082-086 und 100-105.

148 *Werner Kilian*, Die Hallstein-Doktrin. Der diplomatische Krieg zwischen BRD und der DDR 1955–1973, Berlin 2001.

bau von DDR-Vertretungen und somit der Ausbau des Mitarbeiterstabs revidiert. Stattdessen arbeitete man nun an einer Reduzierung der Planstellen. Entsprechend einem Beschluss des Ministerrats vom 15. Februar 1962 sah ein neuer Stellenplan für die Auslandsvertretungen der DDR eine Kürzung des deutschen Personals von 634 auf 530 Stellen vor, was einem Stellenabbau von mehr als 21 % entsprach. Selbst die zu erwartenden 29 Absolventen aus Babelsberg sowie 14 Absolventen aus Moskau konnten nach diesen Plänen nicht mehr übernommen werden.<sup>149</sup> Die Kaderabteilung des MfAA musste sich gegenüber dem Ministerium für Finanzen mit Forderungen durchsetzen, statt der Reduzierung der damals 810 Planstellen auf 741 in der Ministerialverwaltung durch die Verschiebung geplanter Personalzuwächse in einzelnen Ländersektionen Gelder einzusparen. Man machte in der Kaderabteilung daher Vorschläge zur Herabsetzung in den Vergütungsgruppen bei vereinzelt Planstellen bei gleichzeitiger Heraufsetzung der Lohngruppe bei anderen Stellen, um durch Gehaltsverschiebungen die Forderungen nach Einsparungen zu erfüllen, ohne gleichzeitig leitende und mittlere Angestellte zu verlieren.<sup>150</sup>

Ungeachtet der geforderten Einsparungen blieb der Ausbau des Personalbestands angesichts wachsender Aufgaben in den Botschaften und vor allem auch in den konsularischen Vertretungen notwendig. Eine Kostenreduktion bei gleichzeitiger Werbung für qualifiziertes Fachpersonal konnte naturgemäß nicht aufgehen, wie sich unter anderem bei der ungenügenden personellen Besetzung der Ländersektionen bemerkbar machte. Der Abteilungsleiter der 5. Außereuropäischen Abteilung hielt schlicht fest: »Mit Planstellen II und I kann man auch keine Kaderreserve gewinnen!«<sup>151</sup> Gleichzeitig hielt man sich Optionen für eine leistungsbezogene Vergütung offen, indem der Kaderabteilung für eine ausgeschriebene Leitungsfunktion grundsätzlich zwei Gehaltsstufen zur Einstufung angeboten wurden, um einerseits nach Qualifikation zu vergüten, aber durch zusätzliche Spielräume auch dem grundsätzlich geforderten »Interesse der Ausnutzung aller Einsparungsmöglichkeiten« entgegenarbeiten zu können.<sup>152</sup>

Falsche Einstufungen in Gehaltsgruppen, die dem Stellenplan nicht entsprachen, riefen Proteste unter Hinweis auf das Arbeitsrecht hervor und mussten nachträglich geändert werden. Im November 1963 zirkulierten Beschwerden auch auf Ministeriebene, dass »im MfAA einschl. Auslandsvertretungen 260 Mitarbeiter oder insgesamt 20 % nicht nach ihrer Planstelle bezahlt werden«, was nicht nur zu ernst zu nehmender Unzufriedenheit unter den Mitarbeitern führe, sondern letztlich gegen die »sozialistische Gesetzlichkeit« verstoße.<sup>153</sup> Mit dieser Forderung nach einer grundsätzlichen Anpassung der Arbeitsverträge an die problematische Kaderrekrutierung wurde einerseits bestätigt, dass 135 Mitarbeiter im Ministerium und 125 Mitarbeiter in den Auslandsvertretungen zu niedrig eingestuft wurden. Zahlreiche

---

149 Kaderabteilung MfAA: Grobübersicht – Stellenplan für Auslandsvertretungen, 25.8.1962, PAAA-M01-A16394-179-185.

150 Kaderabteilung MfAA an Lothar Bolz, 13.10.1962, PAAA-M01-A16394-249-255.

151 Hausmitteilung MfAA, Hans-Martin Geyer (Abteilungsleiter 5. AEA) an Georg Stibi, 25.6.1965, PAAA-M01-C00286-018.

152 Protokoll 19. Sitzung des Kollegiums des MfAA am 27.8.1962, 28.8.1962, PAAA-M01-LS-A459-010-014.

153 Georg Stibi an Kaderabteilung (über Josef Hegen), 9.3.1964, PAAA-M01-C00286-031-032.

Mitarbeiter in den Hauptabteilungen des Ministeriums wurden ebenfalls um vier E-Gehaltsstufen heraufgesetzt, was jedoch in einzelnen Fällen erst nach Intervention und Rechtfertigung durch das Büro des Stellvertretenden Ministers erfolgen musste.<sup>154</sup> Es wurde aber im Zuge der Höhergruppierung festgehalten, dass die Vergütung in Zukunft trotzdem »mit einer Erhöhung der Qualifikation und Leistung verbunden sein muß«.<sup>155</sup>

Trotz einer umfassenden Anpassung der Gehaltsstufen bei den Abteilungsleitern im Ministerium schätzte man 1964, dass ungefähr 40 % der politischen Mitarbeiter immer noch nicht ordnungsgemäß eingestuft waren, die jedoch wesentlich an der außenpolitischen Arbeit beteiligt waren.<sup>156</sup> Ende des Jahres beantragte der Stellvertreter des Ministers, Josef Hegen, 40 bis 50 zusätzliche E-Stellen, »um beweglicher im Kadereinsatz zu sein und um eine gewisse Stellenplanreserve zu haben«.<sup>157</sup> Letztlich setzte man bereits Anfang des Jahres 1965 auf eine Erhöhung von 314 auf 494 E-Gehälter, um hoch qualifiziertes Personal anwerben und sich letztlich dem Gehaltsstand »im zentralen Staatsapparat anzunähern«.<sup>158</sup> Andererseits wurde zukünftig eine konkrete Bezeichnung von Aufgabengebieten in den Arbeitsvertrag aufgenommen, um die Einstufung genauer festlegen zu können. Dies galt im Zuge der neuen Arbeitsvertragsregelungen durch den Ministerrat für alle Neuanstellungen im Staatsapparat der DDR.<sup>159</sup>

Aufgrund der kurzfristigen Kürzung von Planstellen stieg die Zahl der Mitarbeiter in der hohen Vergütungsklasse »E« von 1962 bis 1964 lediglich von 20,9 auf 21,8 %. Noch 1964/65 lag der Anteil der »E-Gehälter« damit 8,1 % »unter dem Durchschnitt des gesamten zentralen Staatsapparates«.<sup>160</sup> Gleichzeitig lag der akademi-

154 Georg Stibi an Kaderabteilung MfAA, 15.7.1963, PAAA-M01-C00289-088.

155 Staatssekretär und Erster Stellvertreter des Ministers, Josef Hegen, an Leiter der Abteilung Westeuropa, Werner Wenning, 4.5.1966, PAAA-M01-A04587-005-008.

156 Grunert, Erläuterungen zum neuen Stellenplanentwurf im Ministerium (Haus), 17.8.1962, Anhang vom 15.8.1962, PAAA-M01-LS-A459-112-162, und Vorlage zur Kollegiumssitzung des MfAA am 29.6.1964, Anlage, PAAA-M01-LS-A510-075.

157 Josef Hegen and Georg Stibi, 28.12.1964, PAAA-M01-C01419-067.

158 Vorlage zur Kollegiumssitzung des MfAA am 8.2.1965, PAAA-M01-LS-A524-053-054.

159 Kollegiumsvorlage Kaderabteilung MfAA, Leiter Kaderabteilung, Walter Kirschey, 26.11.1963, und Anlage: Liste der noch neu einzustufenden Mitarbeiter, PAAA-M01-C00286-035-053. Es galten 1964 folgende Gehaltsgruppen für Leiter von Auslandsvertretungen Kategorie 1 (Sowjetunion): E1, Kategorie 2 und 3: E2-E3, Kategorie 3 bis 5: E3-E5, Räte: E4-E5, I. Sekretäre: E6-E7, II. Sekretäre: E8-E9, III. Sekretäre: E9-E10, Attachés: IA-E10, Abteilungsleiter in politischen Abteilungen (wie Botschafter Kategorie 3 bis 5): E3-E5, Stellvertreter des Abteilungsleiters (wie Räte, I. Sekretäre): E4-E7, Sektionsleiter (Räte, I. und II. Sekretäre): E5-E9, Außenpolitische Mitarbeiter (wie III. Sekretäre und Attachés): IA-E10. Die Leiter der Handelsvertretungen, Missionen, Generalkonsulate und Konsulate (soweit keine Botschaft akkreditiert war), sollten »sinngemäß obiger Gruppierung erfaßt werden«. Josef Hegen and Georg Stibi, 28.12.1964, PAAA-M01-C01419-066.

160 1962/1964 lagen beispielsweise die Vergütungsgruppen für die Position eines Botschafters E4 (1.670 Mark), eines Generalkonsuls bei E5 (1.610 Mark), eines I. Sekretärs bei E7 (1.550 Mark) oder Sektionsleiters bei E8 (1.380 Mark) und eines Konsuls bei E9 (1.310 Mark). Bei den Vergütungsgruppen IA (Hauptreferent) wurden 950 Mark, I (3. Sekretär für Kultur und Protokoll oder Oberreferent) wurden 810 Mark, II (Dolmetscher) 700 Mark, III (beispielsweise die Sekretärin des Stellvertretenden Ministers oder Attachés für Presse) 600 Mark, VI (Mitarbeiterin All-

sche Ausbildungsgrad bei den Referenten im MfAA mit 57,2 % weit höher als im Durchschnitt (30,5 %).<sup>161</sup>

Die Gehaltslücke wurde auch im Haus als »keineswegs gerechtfertigt« anerkannt und führte zur Forderung einer »einheitlichen lohnpolitischen Regelung« durch den Ministerrat, zumal dieses Ungleichgewicht in der Vergütung und die permanente Konkurrenz zwischen den Behörden die Kaderrekrutierung diplomatischen Nachwuchses weiter erschwerte.<sup>162</sup> Daher sollte der Anteil der »E-Stellen« bis 1970 von 314 auf 495 erhöht werden, in deren Berechnung eine Stellenplanerweiterung von 70 solcher Stellen allein für 1965 enthalten war. Insgesamt musste man im Ministerium jedoch erkennen, dass eine langfristige Kaderplanung unter diesen Umständen »nicht auf einer perspektivischen außenpolitischen Planung beruhte[]« und bisherige Kaderplanungen eher »kampagnenmäßig« verlaufen waren, die den »ausenpolitischen Bedürfnissen« nicht entsprachen.<sup>163</sup>

## VI. Kaderplanung 1960 bis 1965/70

Der Ausbau des diplomatischen Personals erfolgte bis Anfang der 1960er-Jahre in der Annahme, dass die DDR durch eine baldige Anerkennung als souveräner Staat einen erhöhten Bedarf an Diplomaten für die Entsendung in neu zu errichtende Botschaften oder Handelsvertretungen decken müsste.<sup>164</sup> Mit der Scheel-Doktrin von 1969, die im Zuge der neuen Ostpolitik der Regierung von Willy Brandt eher auf eine Zurückhaltung gegenüber diplomatischen Annäherungen der DDR bis zur Klärung der deutsch-deutschen Beziehungen setzte, warb man seitens der DDR verstärkt weltweit für diplomatische Annäherungen und rechnete nun mit 70 neu ein-

---

gemeine Verwaltung) 400 Mark und VII 370 Mark ausgezahlt. Im Vergleich zum Volkswirtschaftsrat oder zur Staatlichen Plankommission lag der Unterschied bei 49,7 %, gegenüber dem Ministerium für Justiz bei 36,9 %, dem Ministerium für Volksbildung bei 30 %. Selbst gegenüber dem MAI, das bei seiner Personalrekrutierung gezielt auf Kader mit Abitur und kaufmännischer Ausbildung zurückgriff, die vor 1945 abgeschlossen wurde, lag der Unterschied bei 4,8 %. Vgl. Kaderperspektivplan für das MfAA, Vorlage zur 3. Sitzung des Kollegiums des MfAA, 17.12.1964, PAAA-M01-LS-A524-052-053.

161 Ebd. Auch von den »ausenpolitischen Mitarbeitern« im MfAA hatten nun 85 % ein Staatsexamen.

162 Ebd., Bl. 53 und 55. Vgl. zur Konkurrenz um Fachkräfte zwischen den Ministerien sowie des zentralen Parteiapparats in den 1950er-Jahren auch *Malycha*, Die Staatliche Plankommission (SPK) und ihre Vorläufer 1945 bis 1990, S. 62–83. So stand die Übernahme von 97 Studenten infrage, die von 1965 bis 1970 das IIB in Babelsberg absolvierten, da die meisten von ihnen mit einem Hochschulabschluss vor dem Zusatzstudium in Potsdam in leitenden Positionen tätig waren und Gehälter von 950–1.500 Mark erhielten, die vom MfAA schlichtweg nicht bezahlt werden konnten. Erschwerend kam hinzu, dass das Stipendium von 700 Mark in der Höhe zukünftig auch nicht garantiert werden konnte.

163 Vgl. Kollegiumsbeschluss MfAA: Kadersituation (2. Kollegiumssitzung 11.1.1961), PAAA-M01-LS-A403-045-058, Bl. 60.

164 So rechnete man 1962 mit einer Eröffnung von diplomatischen Vertretungen unter anderem in Frankreich, Großbritannien, Island, Dänemark, Schweden, Italien, Belgien, Niederlande, Österreich, Griechenland, Schweiz und Japan bereits ab 1967/1968.

zurichtenden Botschaften innerhalb der folgenden sieben Jahre sowie drei Vertretungen der DDR bei der UN und ihren Organisationen.<sup>165</sup>

In den 1960er-Jahren forcierten die Staatliche Plankommission und das Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen die Lenkung von Absolventen für den gezielten Einsatz in staatlichen Verwaltungsinstitutionen. Das schloss die Ministerien mit ein.<sup>166</sup> Im September 1963 wurde das Reformprogramm »Neues ökonomisches System zur Planung und Leitung der Volkswirtschaft« (NÖS) verabschiedet, um die Wirtschaft zu modernisieren und die Produktivität zu steigern. Die ambitionierten Zielvorgaben für eine komplexe Ressourcenverteilung auch von zukünftigen Kadern ließen sich jedoch für die nächsten Jahre durch die Staatliche Plankommission nicht erreichen.<sup>167</sup> Noch 1965 wurde die unsystematische »Lenkung« zukünftiger Absolventen von den Hochschulen bemängelt, die sich einerseits noch zu sehr nach eigenen Interessen ihre Arbeitsstellen aussuchen würden und zudem durch die Staatliche Plankommission zu sehr nach den Bedürfnissen der Wirtschaft verteilt würden. Die Prorektorate für Studienangelegenheiten sollten die Vermittlung von 10.800 Absolventen von Hochschulen und 11.000 Absolventen von Fachschulen auch in andere Bereiche außerhalb der Wirtschaft durch entsprechende Absolventenanforderungen sicherstellen.<sup>168</sup>

Um die Kaderplanung zu entspannen, griff man auf Verschiebungen in den Einsatzplänen zurück. So sollte der Auslandseinsatz von vier auf fünf Jahre verlängert werden, da allein für das Jahr 1965 ein Zuwachs von 147 politischen Mitarbeitern als notwendig erachtet wurde, was aber »unter keinen Umständen zu schaffen« sei, so Josef Hegen, 2. Stellvertretender Minister und zuvor Botschafter in Polen und China.<sup>169</sup> Die Hauptquellen der Kaderrekrutierung sollten nun das MfAA und die Auslandsvertretungen sein, die ihren Nachwuchs vornehmlich vom IIB und dem IMO erhalten sollten. Die Kaderreserve sollte außerhalb des MfAA durch die Institutionen des Staatsapparates erfolgen, um geeignetes Personal als Sektions- oder Abteilungsleiter einsetzen zu können.<sup>170</sup>

Im September 1964 wurde eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die den Kaderperspektivplan des MfAA in den grundsätzlichen Fragen von Planung und Finanzie-

165 Den Botschaften sollten zudem 54 diplomatische oder konsularische Vertretungen nachgeordnet sein. MfAA 2. Außereuropäische Abteilung: Bericht über die Reise einer Delegation des Magistrats von Berlin nach Indonesien, Indien und Ceylon, 5.4.1962, Anlage 6: Vorstellungen über die perspektivische Dislozierung der Auslandsvertretungen der DDR nach endgültiger Liquidierung der Hallstein-Doktrin, PAAA-M01-LS-A451-96-103. Vgl. dazu auch *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 319–363.

166 Vgl. Ordnung über die Planung des Bedarfs und den Einsatz von Hoch- und Fachschulkadern (Entwurf), Anlage zu Gerhard Schürer (Staatliche Plankommission) an Lothar Bolz (MfAA), 31.1.1963, PAAA-M01-A16452-270-277.

167 Vgl. zur NÖS *André Steiner*, Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR, München 2004, S. 129–159.

168 Kaderabteilung MfAA: Aktenvermerk über eine Beratung beim Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen zu Fragen der Absolventenplanung und -lenkung am 13.5.1964, 15.5.1964, PAAA-M01-A16452-018-025, und Direktive für den Einsatz von Hoch- und Fachschulabsolventen 1965, 29.1.19, ebd., Bl. 029–059. Ab 1971 wurde die Absolventenlenkung durch Arbeitsvereinbarungen zwischen Studenten und Betrieben forciert.

169 Josef Hegen an Georg Stibi, 23.12.1964, PAAA-M01-C01419-085.

170 Auszug aus der Kaderkonzeption des MfAA bis 1970, 12.6.1963, PAAA-M01-A04588-103-109.

rung koordinieren sollte. Die Sprachausbildung sollte forciert und die kontinuierliche Weiterbildung leitender Mitarbeiter am IIB in Potsdam in Wirtschaft und Völkerrecht durch zwei- oder vierwöchige Lehrgänge zusätzlich zur politischen Schulung sicherstellen.<sup>171</sup> Ein Jahr später schickte man 20 Mitarbeiter zu einem ersten zweijährigen Zusatzstudium an die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin<sup>172</sup>, für dessen Abschluss zusätzliche freie Arbeitstage gewährt wurden.<sup>173</sup> Solche Belohnungen konnten jedoch wichtigere alltägliche Bereiche der Ressourcenknappheit wie fehlenden Wohnraum für die Mitarbeiter in Berlin nicht aufwiegen.<sup>174</sup>

Im Jahr 1965 konnten zumindest in den Hauptabteilungen des Ministeriums statistisch alle Stellen entsprechend der Kaderplanung besetzt und alle Mitarbeiter auch entsprechend der vorgesehenen Gehaltsgruppen eingestuft werden. Die Sicherung des Kaderplans sollte von 1965 bis 1970 durch das Ministerium der Justiz erfolgen. Vier kulturpolitische Mitarbeiter sowie journalistisch ausgebildete Kader sollten jährlich rekrutiert werden. Zusätzliche 48 wirtschaftspolitische Kader sollten durch die Staatliche Plankommission zur Verfügung gestellt werden, von denen 22 als leitende und mittlere Kader eingesetzt werden sollten. Insgesamt sollten 140 mittlere und leitende Kader bis 1970 bei einer angedachten Kaderreserve von 200 zukünftigen außenpolitischen Mitarbeitern sichergestellt werden.<sup>175</sup>

Die Rekrutierung neuer »Leitungskader« sollte nun zunehmend innerhalb des MfAA erfolgen.<sup>176</sup> Leitende Kader waren systematisch an Hochschulen, an das IIB in Potsdam oder in die Diplomatenschule in Moskau zum »Teil- oder Zusatzstudium« zu delegieren und ihre Fremdsprachenkenntnisse waren beständig zu erweitern. Sie sollten zu außenpolitischen Themen publizieren und zu einer planmäßigen (un-

171 Weisung Josef Hegen nach Beratung des Kollegiums des MfAA am 14.9.1964, PAAA-M01-C01419-006-0015.

172 Einmal die Woche hörten die Studenten mit einem Status »zwischen Fernstudium und Gasthörer-schaft« vier Stunden und mussten die Studiengebühren von 10 Mark selbst aufbringen. Josef Hegen an Georg Stibi, 19.7.1965, PAAA-M01-C01419-088-089.

173 Josef Hegen an Werner Wenning (3. Europäische Abteilung), 1.3.1966, PAAA-M01-A04588-022-023. Hinsichtlich der akademischen Weiterqualifikation der Mitarbeiter am MfAA blieb zunächst weiter unklar, ob ein Abschluss am IIB ohne ein weiteres Fachstudium den Akademie-Absolventen nicht dauerhaft höhere Leitungsfunktionen versperrte. Das wollte man vermeiden, aber gleichzeitig den praktischen Einsatz der Kader nicht durch Zusatzqualifikationen eingrenzen. Rundschreiben Kaderkommission über den Bericht des Kollegiums des MfAA, 14.9.1964, PAAA-M01-C01419-035-039.

174 Ende 1964 wurde bei der Perspektivplanung festgehalten, dass der Einsatz zusätzlicher Diplomaten ab 1970 in den Länderreferaten und der Konsularabteilung an der fehlenden Zuteilung von Wohnungen scheitern könnte, da die jährlich notwendigen 70 Wohnungen in Berlin nicht durch den Ministerrat zugesichert werden konnten. Das Problem führte im Haus dazu, dass 20 bis 25 % der Absolventen des 3. bis 5. Vierjahreslehrgangs der DASR nicht im MfAA eingesetzt werden konnten. Vgl. Entwurf Kaderbedarfsplan bis 1970, 4.5.1961, PAAA-M01-A16452-313, und Vorlage des MfAA für die Außenpolitische Kommission beim Politbüro des ZK der SED, 15.12.1964, PAAA-M01-LS-A518-011-038.

175 Kaderperspektivplan für das MfAA, Vorlage zur 3. Sitzung des Kollegiums des MfAA, 17.12.1964, PAAA-M01-LS-A524-050. Mit Jahresbeginn 1965 sollten auch die Bezirke 57 Kandidaten für den im September beginnenden Zweijahreslehrgang an der DASR melden.

176 Vorlage für das Präsidium des Ministerrates über den Kaderperspektivplan des MfAA, 25.4.1966, PAAA-M01-C01419-050.

ter Freistellung vom Arbeitsverhältnis mit Stipendium) oder zu einer außerplanmäßigen Aspirantur (durch Delegation und Beibehaltung des Arbeitsverhältnisses) mit dem Ziel der Promotion delegiert werden.<sup>177</sup> Die Betriebsakademie des MfAA blieb weiterhin Bestandteil der Weiterbildung, das Parteilehrjahr sollte die ideologische Schulung sicherstellen und die universitären Regionalinstitute sollten auf außerplanmäßige Qualifizierungslehrgänge vorbereitet werden.

Ein Grund für die verstärkte Einbeziehung der universitären Einrichtungen lag in den fehlenden Länder- und Regionalgruppen der DASR, die noch 1964 lediglich in Sprachgruppen unterteilt waren.<sup>178</sup> Nach einem »Rahmenplan für die Ausbildung und Erziehung in den regionalwissenschaftlichen Fachrichtungen« beschloss das MfAA den Beginn der universitären regionalwissenschaftlichen Ausbildung zum September 1966 im Lateinamerika-Institut der Universität Rostock, im Orientalischen Institut und im Afrika-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig sowie im Institut für Süd- und Südostasienkunde der Humboldt-Universität zu Berlin. Für September 1967 war der Ausbildungsbeginn auch für das Nordische Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, die Arbeitsgemeinschaft für Westeuropa/Nordeuropa der Martin-Luther-Universität Halle, das Ostasiatische Institut in Berlin und das Indische Institut in Leipzig angesetzt.<sup>179</sup> Für 1968 war der Ausbildungsbeginn für die »sozialistischen Länder Europas« in Leipzig vorgesehen.

Die konkrete Differenzierung der Sprachkompetenz nach Einsatzland und die damit verbundene Möglichkeit, endlich verstärkt regionale Sprach- und somit auch Kulturkontexte durch das Personal vor Ort zu erfassen, wurde als Voraussetzung für eine breitere Repräsentanz nach der erwarteten diplomatischen Anerkennung der DDR verstanden. Allein für das Jahr 1969 wurden weitere 98 Mitarbeiter für Afrika, Asien und Mittleren Osten gesucht. Die »neue Ostpolitik« der Brandt-Regierung veränderte den Ausbau des diplomatischen Dienstes der DDR grundlegend und führte zur weiteren Professionalisierung der fachlichen Ausbildung sowie zur forcierten Kaderrekrutierung.

## VII. Ausblicke

Anfang der 1970er-Jahre war der personelle Aufbau der Grundstrukturen des Ministeriums weitgehend abgeschlossen, setzte Verwaltungsroutine ein, wenngleich Personalausstattung und -rekrutierung weiter ungenügend waren.<sup>180</sup> Eine gezielte Kaderplanung wurde Anfang 1970 für die nächsten drei bis zehn Jahre beschlossen und sollte auch die Rekrutierung von »Nomenklaturkader« für die höheren Positionen Botschaftsräte, Abteilungsleiter und Leiter von Auslandsvertretungen unter

177 Vorlage für das Präsidium des Ministerrates über den Kaderperspektivplan des MfAA, 10.9.1965, PAAA-M01-C01419-058-065.

178 Kaderperspektivplan für das MfAA, Vorlage zur 3. Sitzung des Kollegiums des MfAA, 17.12.1964, PAAA-M01-LS-A524-044. 1964 waren in den Sprachgruppen eingeteilt: 16 Teilnehmer in Russisch, 19 in Französisch, 22 in Englisch und 8 in Spanisch.

179 Vgl. auch Abbildung 1.

180 *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 195–205.



»hohen Anforderungen« an »Kenntnisse, Fähigkeiten und Eigenschaften« bei »systematischer Qualifizierung und Erziehung zu Führungskadern« sicherstellen.<sup>181</sup>

Der diplomatische Dienst war durch die gezielte Rekrutierung politisch zuverlässiger Kader, aber auch durch die Professionalisierung der Ausbildung seit den 1970er-Jahren ein Berufsstand, der einerseits das traditionelle Elitenmonopol in diesem Bereich weitgehend durchbrochen hatte und eine zunehmend akademisch ausgebildete Fachelite repräsentierte. Andererseits stellten die Diplomaten seit den 1970er-Jahren angesichts der Verdichtung von Mobilitätschancen und der Verengung des Bildungsaufstiegs durch Limitierungen der akademischen Zugangsvoraussetzungen eine elitäre Funktionselite dar. Somit entstand im diplomatischen Dienst eine »neue Klasse« von Funktionären, die zwar durch eine gezielte »Kaderarbeit« Aufsteiger aus den unteren Schichten mit Angehörigen aus den Mittelschichten verband, aber seit den 1970er-Jahren klassische Muster der Selbstrekrutierung reproduzierte, die den Nachwuchs vermehrt aus den staatsnahen Angestellten gewann.<sup>182</sup> Die Zugehörigkeitskategorie »Arbeiter« wurde durch nachrückende DDR-sozialisierte Generationen in ihrem sozialen Bedeutungsgehalt aufgeweicht und immer mehr zur politischen Kategorie umgedeutet, die nicht mehr eine bestimmte soziale Herkunft, sondern sozialistische Weltanschauung, politische Zuverlässigkeit und Identifikation mit dem »Arbeiter- und Bauernstaat« ausweisen sollte. Inwiefern der 1973 geforderte Anteil von 70 % »Arbeiterkindern« bei den Nachwuchskadern erreicht wurde<sup>183</sup>, bleibt vor dem Hintergrund des sich verwässernden sozialen Ideals des Arbeiters angesichts des Bildungsaufstiegs der 1950er- und 1960er-Jahre zu untersuchen.<sup>184</sup> Bei einem Viertel der Botschafter, die in den 1970er- und 1980er-Jahren die DDR im Ausland vertraten und noch vor 1928 geboren worden waren, wurde entsprechend den Kaderverzeichnissen offiziell ein Arbeiteranteil von über 85 % erreicht.<sup>185</sup>

Die DDR-Diplomaten waren durch ihre Kaderrekrutierung, Ausbildung und Funktion fest in das Herrschaftssystem des »SED-Staates« eingebunden. Sie stellten zum Zeitpunkt der Auflösung des MfAA am 2. Oktober 1990 aber auch eine auf Länder, Kulturen und Sprachen qualifizierte und spezialisierte Fachelite innerhalb der Führungsgruppen der DDR dar, die seit den 1960er-Jahren zunehmend eine »Akademisierung« des Berufsstands mit eigenen Hierarchisierungen und Karrierever-

181 »Weiterführung der Kadereinsatzplanung bis 1973, der Kaderreservebildung für Hauptnomenklaturkader bis 1980 und für Delegierungsvorschläge zum Direktstudium (Parteihochschule, Diplomatenhochschule, planmäßige Aspiranturen, Bezirksparteischule) bis 1975« [1970], PAAA-M01-C1291-72-009.

182 Vgl. Peter Hübner, Einleitung. Antielitäre Eliten?, in: ders., Eliten im Sozialismus, S. 9–35, und Ralph Jessen/Jens Gieseke, Die SED in der staatssozialistischen Gesellschaft, in: Jens Gieseke/Hermann Wentker (Hrsg.), Die Geschichte der SED. Eine Bestandsaufnahme, Berlin 2011, S. 16–60.

183 Auszüge aus dem Kaderprogramm des MfAA bis 1975, 23.3.1973, PAAA-M01-C05806-004-011.

184 Emanuel Droit/Wilfried Rudloff, Vom deutsch-deutschen »Bildungswettlauf« zum internationalen »Bildungswettbewerb«, in: Frank Bösch (Hrsg.), Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000, Göttingen 2015, S. 321–368.

185 Von den 204 Botschaftern waren 151 zwischen 1928 und 1953 geboren, davon wiederum fünf nach 1942. Vgl. Ronald Gebauer, Cadres on the Diplomatic Stage. The Social Origins and the Career Patterns of GDR Ambassadors, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 36, 2011, S. 311–320.

läufen durchlief.<sup>186</sup> Die fachliche Spezialisierung der politischen Mitarbeiter in leitenden und mittleren Positionen mit Hochschulabschluss wirkte letztlich auch zugunsten einer stärkeren Professionalisierung der Diplomaten als Teilelite einer neuen »Intelligenz« der DDR.<sup>187</sup> Als solche definierten sich Diplomaten auch über die Auswahl der Ehepartner mit vergleichbarem Bildungshintergrund, die nicht nur zur Homogenisierung von Lebensstilen und Lebensführungsmustern, sondern auch zur Verstetigung spezifischer Facheliten als Statusgemeinschaften beitrug.<sup>188</sup>

Insofern bleibt in zukünftigen sozial- und kulturgeschichtlichen Studien zu den DDR-Diplomaten zu fragen, inwieweit der diplomatische Beruf mit seiner bürgerlichen Tradition an Bildung, Leistung und Habitus in einer längeren Perspektive von 1949 bis 1989/90 auch lebensweltlich auf die DDR-Diplomaten (und die Familie) wirkte<sup>189</sup> und inwiefern sie sich mit Blick auf ihr Selbstbild auch als Teil eines Berufsstands innerhalb der Führungsgruppen im Staatssozialismus der DDR sahen, der Spuren von Bürgerlichkeit aufnahm, tradierte und unter sozialistischem Vorzeichen neu definierte.<sup>190</sup> Auch bleibt genauer zu untersuchen, in welchem Ausmaß in den 1970er- und 1980er-Jahren das diplomatische Personal sich durch Leistung und »Markterfolg« konstituierte und somit eigenen Aushandlungslogiken der persönlichen Karriereplanung durch Loyalität, Habitus und Qualifikation im Rahmen der Kaderplanwirtschaft der DDR entsprach.<sup>191</sup>

Inwiefern die Diplomaten in den 1970er- und 1980er-Jahren »Zugang zu signifikanter sozialer, politischer oder wirtschaftlicher Regulierungsmacht« hatten und somit über den Status von Funktionseleiten innerhalb der DDR-Führungsgruppen auch in das Zentrum der DDR-Machtelite von Ministerrat und ZK der SED hinaus-

186 Gerd Meyer, Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker, Tübingen 1991, S. 114 und 117.

187 Vgl. stellvertretend zur Diskussion über die Verfälschung auch Hans-Peter Ludz, Parteilite im Wandel. Funktionsaufbau, Sozialstruktur und Ideologie der SED-Führung, Köln 1968, und Meyer, Die DDR-Machtelite unter Honecker.

188 Vgl. auch Heinrich Best, Sozialismus in der DDR: Ein Feldexperiment mit paradoxem Ergebnis (2003), in: ders., Führungsgruppen und Massenbewegungen im historischen Vergleich. Der Beitrag der Historischen Sozialforschung zu einer diachronen Sozialwissenschaft, Köln 2008, S. 165–194; Stefan Hornborstel, Kaderpolitik und gesellschaftliche Differenzierungsmuster. Befunde aus der Analyse des Zentralen Kaderdatenspeichers des Ministerrates der DDR, in: ders., Sozialistische Eliten, S. 177–209; Michael Vester, Die Bedeutung milieutheoretischer Ansätze für die Elitenforschung, in: Stefan Hradil/Peter Imbusch (Hrsg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen 2003, S. 133–144.

189 Zum sozialen und kulturellen Milieu der »neuen Intelligenz« vgl. Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel, The Pivotal Cadres. Leadership Styles and Self-Images of GDR-Elites, in: Konrad Jarausch (Hrsg.), Dictatorship as Experience. Towards a Socio-Cultural History of the GDR, New York/Oxford 1999, S. 265–281.

190 Der Kaderspeicher des ZK der SED und des Ministerrats beispielsweise (BArch Berlin DC 20), der 1972/1973 zur Kaderarbeit der DDR eingerichtet wurde, erfasste nicht nur individuelle Merkmale von Herkunft, Ausbildung und Expertise, sondern nahm auch das familiäre Umfeld über Ehepartner und Eltern sowie kulturelle (bürgerliche) Kenntnisse zum Beispiel über Kirchenmusik oder Weinanbau mit auf. Dietmar Remy, Geschichte, Funktionsweise und wissenschaftlicher Wert des Zentralen Kaderdatenspeichers des Ministerrates der DDR, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 28, 2003, S. 73–107.

191 Vgl. dazu Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel/Peter Hübner, »Funktionäre des schaffenden Volkes«? Die Führungsgruppen der DDR als Forschungsproblem, in: dies. u. a., Gesellschaft ohne Eliten, S. 11–86, hier: S. 23.

reichten, bleibt zu diskutieren.<sup>192</sup> Nicht zuletzt reklamierte das MfAA innerhalb des Macht- und Deutungsgefüges des »SED-Staates« seit den 1960er-Jahren eine zentrale Koordinierungs- und Lenkungsfunktion für sich und erreichte auch »Verwaltungshoheit« bei der Ausarbeitung von außenpolitischen Vorlagen und Länderanalysen, die dann wiederum in Beschlüsse gegossen wurden.<sup>193</sup> Die Zuweisung zentraler Aufgaben an das MfAA belegte bereits ab 1970 eine größere Rolle innerhalb der SED-zentrierten Steuerungsinstanzen der DDR-Außenpolitik, an deren Ausarbeitung und Formulierung von Zielen gerade in den Bereichen, die sich nicht mit Westdeutschland oder dem Verhältnis zur Sowjetunion beschäftigten, zahlreiche Behörden, Gremien und Interessengruppen beteiligt waren.<sup>194</sup>

1988 zählte das MfAA 3.358 Mitarbeiter, darunter der Minister und seine acht Stellvertreter, 255 leitende Mitarbeiter, 2.416 Mitarbeiter vom Referenten bis zum 3. und 1. Sekretär sowie 200 leitende und 478 weitere Mitarbeiter in den Botschaften.<sup>195</sup> Der Wechsel auf Ministerebene im Zuge der Wende 1989/90 und die Übernahme des Amtes von Oskar Fischer, der ab 1975 DDR-Außenminister gewesen war, erfolgte durch Markus Meckel einen Monat nach den März-Wahlen 1990. Seine kurze Amtszeit, die von großem Misstrauen gegenüber den alten Mitarbeitern geprägt war, leitete die kurze Ablösephase der DDR-Diplomaten bis Oktober 1990 ein.<sup>196</sup> Kurz vor der Wiedervereinigung waren noch 2.280 politische und technische Mitarbeiter im MfAA angestellt, 1.000 Mitarbeiter in der Zentrale und den Botschaften wurden vorher entlassen oder verließen das MfAA.<sup>197</sup>

Im Laufe des Jahres 1990 wurden zahlreiche Botschafter durch neues Personal ersetzt.<sup>198</sup> Die Ausbildungswege dieser zwischen 1930 und 1941 geborenen Botschafter hatten meist in den 1950er- und 1960er-Jahren an der DASR beziehungsweise dem IIB in Potsdam oder am IMO begonnen. Der Generationswechsel schien daher über die Jahrzehnte weitgehend funktioniert und nicht zu einem Mobilitätsstau bei den diplomatischen Positionen geführt zu haben. Das Prinzip der turnusge-

192 Als Außenminister von 1953 bis 1965 gehörte bereits Lothar Bolz als Stellvertreter des Vorsitzenden (1950–1967) dem Ministerrat an und Außenminister Oskar Fischer war von 1971 bis 1989 Mitglied des ZK der SED.

193 *Wentker*, Außenpolitik in engen Grenzen, S. 196.

194 Zu den Institutionen, die Außenpolitik neben dem MfAA mitbestimmten, gehörten unter anderem das ZK der SED und die Abteilung Internationale Verbindungen, das Politbüro, das Präsidium des Ministerrats, die Volkskammer-Ausschüsse für Auswärtige Angelegenheiten, das MAI/Ministerium für Außenwirtschaft, staatliche Massenorganisationen, das Verteidigungsministerium und das Ministerium für Staatssicherheit.

195 *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 287.

196 *Markus Meckel*, Zu wandeln die Zeiten. Erinnerungen, Leipzig 2020, S. 336–350. Nach dem Austritt der SPD aus der großen Koalition der Regierung Lothar de Maizière im August 1990 übernahm der Ministerpräsident selbst die Amtsgeschäfte im MfAA.

197 *Muth/Neumann*, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 288.

198 So Wolfgang Bayerlacher (1930–2019) in Addis Abeba, Joachim Mitdank (1931–2017) in London, Horst Lindner (geboren 1931) in Kabul, Arthur Höltge (geboren 1932) in Bogotá, Kurt Merkel (1934–2020) in Kuwait, Erich Wetzell (geboren 1937) in Stockholm, Wolfgang Grabowski (geboren 1937) in Neu Delhi, Karlheinz Möbus (1938–2014) in Havanna oder Gerd Vehres (1941–2009) in Budapest. Die genannten Botschafter stammten überwiegend aus Arbeiter- oder Bauernfamilien, aber auch aus Familien, wo der Vater Angestellter, Lehrer oder Postangestellter war. Vgl. die Erinnerungen in *Malchow*, Der Letzte macht das Licht aus.

mäßigen Ablöse im diplomatischen Dienst förderte sicherlich trotz hoher regional- und länderspezifischer Expertise den Karriereaufstieg der Nachwuchskader. Diejenigen Mitarbeiter des diplomatischen Personals mit den längsten Anstellungsverhältnissen, die 1990 entlassen wurden, sind noch Anfang der 1950er-Jahre eingestellt worden.<sup>199</sup>

Auch Siegfried Bock (1926–2019), der beim Untergang der DDR kurz vor dem Rentenalter stand, repräsentierte als gelernter Textilkaufmann den einstigen neuen Diplomaten, der seinen sozialen und beruflichen Aufstieg (trotz NSDAP-Belastung) der Kaderpolitik der DDR verdankte.<sup>200</sup> Nach dem Kriegsdienst in der Wehrmacht machte er sein Abitur an einer Arbeiter- und Bauernfakultät, studierte Rechtswissenschaften in Leipzig und wurde später zum Professor ernannt. Er war unter anderem Leiter der DDR-Delegation bei den KSZE-Verhandlungen in Helsinki und Genf, Botschafter in Rumänien und bis September 1990 Botschafter in Jugoslawien.<sup>201</sup> Die Wertschätzung des eigenen sozialen Aufstiegs im Rahmen des forcierten Elitenaustausches vom Nationalsozialismus zur DDR wirkte mit der Vereinigung 1990 auch auf die Verarbeitung der Wendezeit. Bock kam 1951 in das MfAA und war von 1953 bis 1961 Leiter der Abteilung Rechts- und Vertragswesen. In der gleichen Zeit, zwischen 1950 und 1962, kamen die Attachés im höheren Dienst in Bonn in der Tat noch zu 73 % aus der »oberen Mittelschicht«.<sup>202</sup> Daher hätte eine »zumindest begrenzte soziale Mischung von Bonner und Berliner Diplomaten dem Auswärtigen Amt gut getan«, indem »Söhne und Töchter von Arbeitern und Bauern« aus dem MfAA übernommen worden wären, so Bock.<sup>203</sup>

Hans-Dietrich Genscher nahm seit Frühjahr 1990 eine ablehnende Haltung hinsichtlich der Übernahme ehemaliger Mitarbeiter des MfAA in das Auswärtige Amt ein.<sup>204</sup> Viele Mitarbeiter schieden jedoch auch aufgrund ihres politischen Selbstverständnisses aus dem diplomatischen Dienst aus, weil sie der Bundesrepublik als kapitalistischem Staat nicht dienen wollten.<sup>205</sup> Die politischen Dimensionen des sozialen Umbruchs von 1945/49 wurden 1990 mit dem Abgang der diplomatischen Eliten der DDR erneut sichtbar. Mit dem politischen Zusammenbruch des Staates

199 Zu ihnen gehörte Karl Speiser (1914–1989), der im August 1951 in die Westeuropa-Abteilung des MfAA kam und bis 1964 Botschafter in der Mongolei war, danach in die Verwaltung des Ministeriums wechselte und im August 1989 berentet wurde. Gerhard Waschewski (1929–2009) kam von der Deutschen Verwaltungsakademie in Forst/Zinna im Mai 1952 an das MfAA, war zuletzt Botschafter der DDR in Norwegen mit Zweitakkreditierung für Island und wurde Ende August 1989 verabschiedet.

200 BArch Berlin, R 9361-VIII/Kartei/2910508 (NSDAP-Mitgliederkartei, Siegfried Bock, Nr. 9977190 beantragt 30.1.1944, Aufnahme 20.4.1944).

201 Muth/Neumann, Die Minister, Staatssekretäre und Botschafter des MfAA, S. 293f.

202 Conze/Frei/Hayes u. a., Das Amt und die Vergangenheit, S. 510.

203 Siegfried Bock, Wir hatten es in der Hand, aus der DDR etwas zu machen, in: Malchow, Der Letzte macht das Licht aus, S. 8–26, hier: S. 19 f.

204 Vgl. Gerhard A. Ritter, Hans-Dietrich Genscher, das Auswärtige Amt und die Wiedervereinigung, München 2013, S. 158–163.

205 Vgl. Muth, Die DDR-Außenpolitik, S. 195–232, die Beiträge in Malchow, Der Letzte macht das Licht aus, sowie »Ich bin ein staatsferner Arbeitsloser«. Diplomaten a. D. treffen sich im »Café Herbstzeitlos« (Interview mit Bernhard Neugebauer, Siegfried Bock, Ingrid Muth, Gerd König, Hans Voß), in: Birgit Lahann, Geliebte Zone. Geschichten aus dem neuen Deutschland, München 1999 (zuerst 1997), S. 316–326.

löste sich auch über Nacht das zentralisierte Lenkungssystem der Nomenklaturkaderpolitik auf<sup>206</sup>, die zunächst einen grundlegenden sozialen Elitenwechsel nach 1945 und über die Zeit eine Verstetigung politisch zuverlässiger und fachlich qualifizierter Kader sicherstellen sollte. Die Erosion des »Arbeiter- und Bauernstaates« machte auch ihre Vertretung auf diplomatischem Parkett obsolet und die zweite Elitentransformation der DDR-Diplomaten vollzog sich 1990 dann mit dem Austausch der SED-Funktionselite durch eine »Ersatzelite«<sup>207</sup> aus dem Auswärtigen Amt. Die Legitimation der diplomatischen Funktionseliten der DDR war, wie bei wenigen anderen Elitenformationen, an die Existenz zweier deutscher Staaten gebunden. Die doppelte soziale und politische Transformation des Berufsstandes des Diplomaten bleibt daher in einer *longue durée* von 1949 bis 1989/90 nicht nur für die politische Diplomatiegeschichte, sondern auch für die Kultur- und Sozialgeschichte der DDR eine Herausforderung.

---

206 Zu den 262 »Nomenklaturkadern« des MfAA (1986) zählten unter anderem die Botschafter und deren Stellvertreter, die Ständigen Geschäftsträger, Kader bei der UN und deren Organisationen, Leiter von Generalkonsulaten und Leiter der politischen Abteilungen im Range eines Botschaftsrates. *Matthias Wagner*, Ab morgen bist Du Generaldirektor. Das System der Nomenklaturkader in der DDR, Berlin 1998, S. 219 f.

207 Interview Stephan Steinlein, in: *Der Tagesspiegel*, 2./3.10.2019. Steinlein (Jahrgang 1961) wurde nach den März-Wahlen 1990 als Nachfolger von Alfred Marter (1934–1998), der zuvor auch Botschafter in Syrien und Frankreich gewesen war, zum Botschafter der DDR in Rom ernannt und blieb dort bis September 1990. Im Zuge der Übernahme des MfAA und der Auslandsvertretungen zum 3. Oktober 1990 erfolgten letztlich zehn Übernahmen in den höheren Dienst sowie 68 weitere Anstellungsverhältnisse des Auswärtigen Amts. Darunter waren keine DDR-Diplomaten höherer Ränge. *Claus J. Duisberg*, Das deutsche Jahr. Einblicke in die Wiedervereinigung 1989/90, Berlin 2005, S. 324–334.



NIKOLAI WEHRS

## Elitenherrschaft im Zeitalter der ›Massendemokratie‹

Der Civil Service und die politische Kultur Großbritanniens im 20. Jahrhundert

Die Vertrauenskrise der liberalen Demokratie in den 2010er-Jahren manifestierte sich diskursiv in erster Linie in dem Anti-Establishment-Narrativ rechtspopulistischer Bewegungen. Der Erfolg der rechten Diskursstrategie beruhte jedoch nicht zuletzt darauf, dass viele ihrer Prämissen in Wahrheit auch in Teilen des linken politischen Spektrums geteilt wurden.<sup>1</sup> In Großbritannien etwa gelang noch im Jahr 2014 Owen Jones ein beachtlicher Publizitätserfolg mit dem Sachbuchtitel »The Establishment. And how they get away with it«.<sup>2</sup> Owen Jones (geb. 1984) ist in den letzten Jahren mit mehreren Büchern, einer regelmäßigen Kolumne in »The Guardian«, zahlreichen Fernsehauftritten und vielfältigen Social-Media-Aktivitäten zum bekanntesten Gesicht in der jüngeren Generation des Linksaktivismus in Großbritannien avanciert.<sup>3</sup> Wie der Titel schon ahnen lässt, schreibt Jones dem ›Establishment‹ in seinem Bestseller von 2014 eine Schurkenrolle zu. Es repräsentiert bei ihm eine implizite Verschwörung der Eliten in Politik, Wirtschaft, Medien und Polizeiapparat, die über ein abgestimmtes institutionelles Handeln und abgestimmte Ideenproduktion die Konzentration von Macht und Vermögen in den Händen einiger weniger (›the very few‹) sicherstellen. Gebraucht wird das ›Establishment‹ von den wenigen laut Jones, weil deren Privilegien gefährdet werden durch das Konzept der partizipatorischen Massendemokratie: »In a democracy in which almost the entire adult population has the right to vote, the Establishment represents an attempt on behalf of the powerful groups to ›manage‹ democracy, to make sure that it does not threaten their own interests.«<sup>4</sup>

Die politische Funktion des ›Establishments‹ liegt also im Klassenkampf. Dennoch ist es in seiner Zusammensetzung bei Jones nicht sozioökonomisch definiert, sondern beruht allein auf ideologischen Grundlagen. Andernfalls nämlich, das räumt der Autor offen ein, müsste er sich selbst zum ›Establishment‹ zählen ob seiner bildungsbürgerlichen Herkunft, seiner akademischen Abschlüsse von der Oxford University sowie seiner gut bezahlten Tätigkeit in Presse, Funk und Fernsehen. Doch für Jones zählen nur jene tatsächlich zum ›Establishment‹, die sich dessen neoliberaler Ideologie verschrieben haben, also dem Glauben, dass die ungleiche Verteilung von Macht und Vermögen naturgegeben sei, »just like the weather«. Wer sich dieser Ideologie verweigere, stünde »outside today's Establishment« und werde von diesem als Extremist diffamiert.<sup>5</sup>

1 Vgl. allgemein *Philip Manow*, (Ent-)Demokratisierung der Demokratie. Ein Essay, Berlin 2020; *ders.*, Die Politische Ökonomie des Populismus, Berlin 2018; *Ruth Wodak*, Politik mit der Angst. Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse, Wien/Hamburg 2016.

2 *Owen Jones*, *The Establishment. And How They Get Away with It*, London 2014.

3 Vgl. zuletzt *ders.*, *This Land. The Story of a Movement*, London 2020.

4 *Jones*, *The Establishment*, S. 4 f.

5 *Ebd.*, S. 5 ff. und 15.

Owen Jones erhebt in seinen Büchern keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Es ist ihm daher nachzusehen, dass er die soziologische Elitetheorie nicht durchdrungen hat. Dass er stattdessen auffällig oft auf rechtsintellektuelle Essayisten und Blogger rekurriert, muss er als linker Aktivist mit sich selbst ausmachen. Als Journalist wie als politischer Intellektueller muss er sich aber sein analytisches Vokabular anrechnen lassen. Ist die Denkfigur des ›Establishments‹ wirklich eine sinnvolle Deutungskategorie? Wie viel Sinn ergibt sie gerade im Falle Großbritanniens heute noch? Taugt etwa die Brexit-Krise der vergangenen Jahre als ein Beispiel für »managed democracy«?

Wird in Großbritannien von »Establishment« gesprochen, kommt die Rede meist schnell auf den Civil Service. Auch Jones' »The Establishment« ist davon keine Ausnahme.<sup>6</sup> »Her Majesty's Home Civil Service« ist der zentralstaatliche Verwaltungsdienst des Vereinigten Königreichs. Im März 2020 umfasste er 456.410 Bedienstete.<sup>7</sup> Wird indes in Großbritannien unspezifisch von »Civil Service« gesprochen, so ist üblicherweise allein jene höhere Ministerialbürokratie gemeint, die in den Departments rund um die Straße Whitehall im Londoner Regierungsviertel Westminster direkt den Ministern der britischen Regierung zuarbeitet. Im ›klassischen‹ (mittlerweile überholten) Laufbahnsystem des Civil Service handelt es sich dabei um die *Administrative Grades*, von den *Assistant Secretaries* aufwärts bis zu den *Permanent Secretaries* (vergleichbar den deutschen beamteten Staatssekretären). Dieser »Senior Civil Service«, umgangssprachlich auch »Whitehall« genannt, gilt vielen Briten als die Verkörperung des ›Establishments‹ par excellence. Traditionell gilt der britische Civil Service als eine der effizientesten und integersten Staatsverwaltungen weltweit. Die Phrase »the gentlemen in Whitehall know best« ist längst auch zu einer Metapher für den überzogenen Regelungsanspruch des modernen Interventionsstaats geworden.<sup>8</sup>

Aber üben die Spitzen der Staatsverwaltung im modernen Staat im eigentlichen Sinne politische Herrschaft aus, wie es das links wie rechts populäre Establishment-Narrativ suggeriert? Welchen Einfluss haben professionalisierte Verwaltungseliten tatsächlich auf politische Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse in den zunehmend egalitär und partizipativ organisierten ›Massendemokratien‹ des 20. und frühen 21. Jahrhunderts? Der Fall Großbritannien scheint aus mehreren Gründen besonders geeignet, diese Frage genauer zu untersuchen. Zum einen hat das Vereinigte Königreich eine besonders alte und im gesamten 20. Jahrhundert ununterbro-

6 Vgl. ebd., insb. S. 46–84, 202–227 und 270–286.

7 Vgl. Cabinet Office, Civil Service Statistics 2020, URL: <<https://www.gov.uk/government/statistics/civil-service-statistics-2020>> ; [30.6.2021]. Nicht zum »Home Civil Service« gezählt werden der »Northern Ireland Service« und kommunale Verwaltungsbedienstete (wohl aber die Bediensteten der schottischen und walisischen Regionalregierungen), ebenso nicht die Angestellten des »Royal Household«, die Mitarbeiter im »National Health Service«, die Polizei und die militärischen Bediensteten der »British Armed Forces« (wohl aber die zivilen Bediensteten des »Ministry of Defence«). Vgl. allgemein *Anthony W. Bradley/Keith D. Ewing/Christopher J. S. Knight*, *Constitutional and Administrative Law*. Seventeenth Edition, Harlow 2018, S. 288–299.

8 Vgl. allgemein *Peter Hennessy*, *Whitehall*, London 2001. Die zitierte Phrase geht zurück auf *Douglas Jay*, *The Socialist Case*, London 1937, S. 317 (»For in the case of nutrition and health, just as in the case of education, the gentleman in Whitehall really does know better what is good for people than the people know themselves.«).



chene Tradition demokratischer Regierung. Zum anderen verfügte der britische Civil Service im 20. Jahrhundert über ein stärkeres Maß an institutioneller Einheit und korporativer Identität als die Ministerialbürokratien vergleichbarer westlich-liberaler Demokratien. Vor allem aber ist die Staatsverwaltung in Großbritannien früher und stärker als in vergleichbaren Ländern ein Gegenstand kontroverser öffentlicher Debatten gewesen.

Diese Konstellation ermöglicht es im Fall des britischen Civil Service, die institutionelle Entwicklung des Dienstes in einem engen Zusammenhang mit der öffentlichen Kritik und der Stereotypenbildung um die Ministerialbürokratie zu analysieren. Die Geschichte des Civil Service kann so zugleich als Diskurs um die politische Kultur der liberalen Demokratie gelesen und erzählt werden. Wie dies im Detail aussehen kann, soll der folgende Aufsatz für einen Zeitraum von circa der Mitte des 20. Jahrhunderts bis in das frühe 21. Jahrhundert hinein skizzieren.<sup>9</sup> Dabei folgt der Aufsatz dem Usus der Politik- und Verwaltungswissenschaften sowie des alltäglichen Sprachgebrauchs in Großbritannien und verwendet den Terminus »Civil Service« (so nicht anders angegeben) als *totum pro parte* für die höhere Ministerialbürokratie.

## I. Methodisch-theoretische Ansätze einer politischen Kulturgeschichte des Civil Service

Eine politische Kulturgeschichte des Civil Service, wie sie hier skizziert werden soll, beinhaltet methodisch sowohl politikgeschichtliche als auch sozialgeschichtliche und diskursgeschichtliche Aspekte. Entsprechend benötigt sie auch mehrere theoretische Anleihen: von der politikwissenschaftlichen Verwaltungsforschung, von der soziologischen Elitetheorie und nicht zuletzt von der Historischen Semantik.

*Verwaltungsforschung* gilt unter Historikerinnen und Historikern nicht unbedingt als sexy, berührt aber unbestritten ein zentrales Thema geschichtswissenschaftlicher Forschung, nämlich das Problem der Organisation von Macht als Herrschaft. Schon Max Weber hat bekanntlich den Prozess der Rationalisierung von Macht als legitime Herrschaft in engem Zusammenhang mit dem Aufbau eines »bureaucratischen Verwaltungsstabes« gesehen. »Herrschaft«, so Weber, »ist im Alltag primär Verwaltung.«<sup>10</sup> Die politische Rolle des Verwaltungsstabs ist daher im modernen Staat eine Machtfrage erster Güte. In der politikwissenschaftlichen Verwaltungsforschung firmiert dieses Problem als »politics-administration dichotomy«.<sup>11</sup> In demokratisch verfassten Staaten stellt sich das Problem noch verschärft, steht doch das Prinzip der Staatsverwaltung in einem besonderen Spannungsverhältnis

9 Der Aufsatz bietet dabei Einblick in wichtige Teilaspekte meines laufenden Habilitationsprojekts an der Universität Konstanz.

10 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 2002 (zuerst 1956), S. 126.

11 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Seibel, *Verwaltung verstehen. Eine theoriegeschichtliche Einführung*, Berlin 2016, insb. S. 110–131; Patrick Overeem, *The Politics-Administration-Dichotomy. Towards a Constitutional Perspective*, Boca Raton 2012; Luc Rouban, *Politicization of the Civil Service*, in: B. Guy Peters/Jon Pierre (Hrsg.), *Handbook of Public Administration*, London 2003, S. 310–321.

zum normativen Anspruch der Demokratie. Wo »alle Staatsgewalt [...] vom Volke« ausgehen soll (GG Art. 20,2), haben die vollziehenden Organe idealiter ohne eigene Agenda und strikt regelgeleitet zu agieren. Jede Politisierung der Verwaltung bedroht prinzipiell zentrale Errungenschaften des modernen Verfassungsstaats. Realiter ist die Arbeit ministerieller Verwaltungsstäbe von alltäglichen politischen Einflussnahmen durchzogen (man denke nur an den Referentenentwurf als den gängigen Start eines Gesetzgebungsverfahrens).

Die meisten westlich-liberalen Demokratien haben im Laufe des 20. Jahrhunderts Vorkehrungen entwickelt, um eine illegitime Einflussnahme der professionalisierten Verwaltungseliten auf politische Entscheidungsprozesse zu erschweren. In der Bundesrepublik etwa stehen an der Spitze der Ministerialbürokratie bekanntlich »politische Beamte«, die von der allein demokratisch legitimierten Regierung jederzeit ausgetauscht werden können, was im Falle eines Regierungswechsels in der Regel auch umfassend geschieht. Auf die Spitze getrieben wird dieses Prinzip in den USA, wo bei jedem Wechsel der politischen Administration mehrere Tausend Verwaltungsbedienstete ausgetauscht werden (Spoils-System). In Großbritannien dagegen, dessen demokratische Verfassung bekanntlich stark auf ungeschriebenen Konventionen beruht, gibt es keine derartigen Vorkehrungen. Die Staatsverwaltung ist hier traditionell bis in die obersten Spitzen auf das Prinzip der Permanenz gegründet. Neu ins Amt kommende Regierung müssen stets mit den gleichen Verwaltungsbediensteten weiterarbeiten, die bereits ihren Vorgängern gedient haben.<sup>12</sup> Dies macht den Civil Service zu einem besonders lohnenden Anwendungsfall der »politics-administration dichotomy«. Denn wenn politische Macht bedeutet, Sachentscheidungen bestimmend zu beeinflussen, so hat bereits die Genese solcher Entscheidungen im Apparat das Potenzial für einen Machtkonflikt zwischen politischer Führung und dem Verwaltungstab.

Damit werden die Partikularinteressen des Verwaltungstabs selbst zu einem politischen Faktor, weil dieser beispielsweise eben keinen Querschnitt der Bevölkerung darstellt, sondern bestimmte soziale Schichten, kulturelle Milieus oder einfach nur Professionen (etwa die Jurisprudenz) in ihm dominant sind. Diese Partikularinteressen zu gewichten, helfen die Erklärungsmodelle der *Elitesoziologie*. Anders als Soziologinnen und Soziologen müssen Historikerinnen und Historiker allerdings beachten, dass quasi alle verfügbaren elitetheoretischen Modelle im Untersuchungszeitraum des 20. Jahrhunderts auch schon den historischen Akteuren zur Selbst- und Fremdbeschreibung zur Verfügung standen. Die Anleihe bei der Elitesoziologie muss deshalb nahtlos mit der historischen Analyse von *Elitesemantiken* einhergehen. Dazu zählt auch das semantische Feld des »Establishments«, das Owen Jones ja nur reaktualisiert, aber tatsächlich die Elitesemantiken in Großbritannien schon seit den 1950er-Jahren nachhaltig prägte – und zwar so sehr, dass dagegen

12 Vgl. *Colin Turpin/Adam Tomkins*, *British Government and the Constitution*, Cambridge/New York etc. 2007 (zuerst 1985), S. 416–427; *Joel D. Aberbach/Robert D. Putnam/Bert A. Rockman*, *Bureaucrats and Politicians in Western Democracies*, Cambridge 1981; vgl. zum Unterschied Großbritannien – USA *Richard Neustadt*, *White House and Whitehall*, in: *Richard Rose* (Hrsg.), *Policy-Making in Britain*, London 1969, S. 291–306.

der stärker soziologische Terminus der »Elite« dort lange Zeit außerhalb des engeren akademischen Rahmens kaum Beachtung fand.<sup>13</sup>

Wie Morten Reitmayer gezeigt hat, sind die Gründe für diese Diskrepanz in der lang anhaltenden Dominanz der Klassensemantik in Großbritannien zu suchen. George Orwell hat »England« (sic!) 1941 »the most class-ridden country under the sun« genannt.<sup>14</sup> Noch 1959 leitete der Publizist Hugh Thomas seine für die Popularisierung der Establishment-Semantik wichtige Anthologie »The Establishment« mit der Bemerkung ein: »The English are accustomed to think of their society as being organized in three classes – upper, middle and lower.«<sup>15</sup> Jedoch war die Klassensemantik im britischen Diskurs weniger stark an antagonistischen Modellen des Klassenkampfes orientiert als etwa in Deutschland. »Class« war zwar auch im britischen Verständnis eine eher geschlossene soziale Einheit. Doch wurde die vertikale Stratifikation der Gesellschaft nicht exklusiv auf ökonomische Determinanten, sondern ebenso auf politische und soziokulturelle Faktoren zurückgeführt.<sup>16</sup> Das Establishment-Narrativ hatte deshalb gegenüber dem Elite-Konzept den Vorzug der größeren Anschlussfähigkeit an die Klassensemantik. Schließlich setzte es ebenfalls eine geschlossene »ruling class« voraus, die auf der Verbindung von politischer Macht mit sozialen Privilegien beruhte. Der konservative Journalist Henry Fairlie lieferte 1955 die Definition, die immer wieder als *locus classicus* zitiert wird:

»By the ›Establishment‹ I do not mean only the centres of official power – though they are certainly part of it – but rather the whole matrix of official and social relations within which power is exercised. The exercise of power in Britain [...] cannot be understood unless it is recognised that it is exercised socially.«<sup>17</sup>

Gerade von linksintellektueller Seite wurde dieses Narrativ schon früh kritisiert. »The concept of ›the Establishment‹ was essentially a false one«, befand der Journalist Goronwy Rees 1963:

»[It] was based on the idea that authority was exercised by a kind of secret society, bound together by strange rites and customs, a genteel Mafia, operating in obscurity and vaguely connected with the public schools and the older universities. [It] was already an anachronism when ›the establishment‹ was invented [...].«<sup>18</sup>

13 Vgl. zum Folgenden *Morten Reitmayer*, Die Elitesemantiken einer Klassengesellschaft. Großbritannien im 20. Jahrhundert, in: GG 45, 2019, S. 191–221; *ders.*, Britische Elitesemantiken vor und nach dem Strukturbruch, in: *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer* (Hrsg.), Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom, Göttingen 2016, S. 475–495.

14 *George Orwell*, *The Lion and the Unicorn. Socialism and the English Genius*, London 1941, S. 33.

15 *Hugh Thomas*, *The Establishment and Society*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Establishment. A Symposium*, London 1959, S. 7–20, hier: S. 9; vgl. *Reitmayer*, *Britische Elitesemantiken vor und nach dem Strukturbruch*, S. 478.

16 Vgl. *David Cannadine*, *The Rise and Fall of Class in Britain*, New York 1999, S. 16–24; *Reitmayer*, *Die Elitesemantiken einer Klassengesellschaft*, S. 197.

17 *Henry Fairlie*, *Political Commentary*, in: *The Spectator*, 23.9.1955, S. 379–381, hier: S. 380.

18 *Goronwy Rees*, *Amateurs and Gentlemen or the Cult of Incompetence*, in: *Arthur Koestler* (Hrsg.), *Suicide of a Nation?*, London 1963, S. 39–50, hier: S. 40; vgl. *Reitmayer*, *Die Elitesemantiken einer Klassengesellschaft*, S. 209 f.

Die soziologische Elitetheorie, wie sie schon in der Zwischenkriegszeit von kontinentaleuropäischen Sozialwissenschaftlern wie Gaetano Mosca, Vilfredo Pareto und Karl Mannheim entwickelt worden war, bot demgegenüber eindeutig das komplexere Analyseinstrumentarium, wurde aber in Großbritannien erst spät rezipiert.<sup>19</sup> Der Soziologe George D. H. Cole führte den Terminus 1955 in seinem Aufsatz »Élites in British Society« bezeichnenderweise noch mit französischem *accent aigu* ein und bemerkte: »[T]here is still, for any Englishman who uses the term, a sense of applying a foreign concept to a British situation.«<sup>20</sup> Auch die Elitetheorie zielte darauf ab, die sozialen Determinanten von politischer Macht zu ergründen, legte dem aber im Vergleich zur Klassentheorie ein differenzierteres Gesellschaftsbild zugrunde. Im Gefolge des Strukturfunctionalismus ging die Elitesozio­logie seit den 1950er-Jahren von einer funktionalen Differenzierung moderner Industriegesellschaften aus, also von horizontaler Gliederung statt vertikaler Schichtung. Eliten stellten also keine eigene *class* dar, sondern waren (mit Cole) »groups which emerge to positions of leadership and influence at every social level – that is to say, as leaders of classes or of other important elements in the social structure«.<sup>21</sup> Die Soziologin Suzanne Keller entwarf 1963 den Begriff »strategic elites« für Personengruppen, die in verschiedenen sozialen Subsystemen hochgradig spezialisierte Funktionen ausübten, von denen zugleich das Funktionieren des sozialen Gesamtsystems abhing. Ähnlich benutzte der Soziologe Hans Peter Dreitzel die Begriffe »Funktionseliten« und »Leistungseliten«. Die Elitesozio­logie der Nachkriegszeit verwarf also die Vorstellung von Eliten als homogenen Sozialeliten, wie sie den Termini »Establishment« und »ruling class« eigen war (Keller nannte ihre Studie ausdrücklich »Beyond the Ruling Class«).<sup>22</sup> Statt des ökonomischen Status der Eliten rückten nun deren Reproduktionsmechanismen in den Fokus. Dabei ging die Elitesozio­logie in ihrer strukturfunctionalistischen Phase tendenziell davon aus, dass aufgrund der hochgradigen Spezialisierung moderner Funktionseliten bei der Elitenrekrutierung individuelles Leistungsvermögen stärker zählen würde als soziale Herkunft. Zumindest in der Theorie waren die neuen Funktionseliten also meritokratisch strukturiert und offen für soziale Aufsteiger. Wie Cole festhielt, bedeutete das aber nicht, dass sie nicht mit der Zeit wiederum »class attitudes« und »class consciousness« ausbilden konnten. Dreitzel hoffte optimistisch, dass die Leistungseliten aufgrund ihres Sozialprestiges zugleich als »Werteliten« für die Gesamtgesellschaft wirken würden.<sup>23</sup> Dieser Anflug von demokratischem Elitismus machte die Elitesozio­logie der 1950er- und 1960er-Jahre unschwer als Kind des westlichen Nachkriegsbooms und seines Fortschrittsoptimismus erkennbar. Eine herrschaftskritische Wendung bereitete sich zuerst in den USA vor, wo C. Wright Mills bereits 1956 »Machteliten«

19 Vgl. allgemein *Michael Hartmann*, Elitesozio­logie. Eine Einführung, Frankfurt am Main/New York 2004.

20 *George D. H. Cole*, *Élites in British Society*, in: *ders.*, *Studies in Class Structure*, London 1955, S. 101–146, hier: S. 103; vgl. *Reitmayer*, *Britische Elitesemantiken vor und nach dem Strukturbruch*, S. 479 f.

21 *Cole*, *Élites in British Society*, S. 105 f.

22 *Suzanne Keller*, *Beyond the Ruling Class. Strategic Elites in Modern Society*, New York 1963; *Hans P. Dreitzel*, *Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse*, Stuttgart 1962.

23 *Cole*, *Élites in British Society*, S. 106; *Dreitzel*, *Elitebegriff und Sozialstruktur*, S. 133–152.

(»power elites«) in den Fokus rückte. Diskursbestimmend wurde die kritische Elitesoziologie aber erst in den 1970er-Jahren, als Soziologen wie Pierre Bourdieu die bei der Elitenrekrutierung wirkenden sozialen Exklusionsmechanismen neu problematisierten.<sup>24</sup>

Die Verknüpfung eines politik- und verwaltungswissenschaftlichen Zugangs mit *zugleich* soziologischen und historisch-semantisch reflektierten Modellen der Elitetheorie ist in mehrfacher Hinsicht hilfreich für die Systematisierung der Kulturgeschichte des Civil Service. Die konträren Modelle von »Sozialelite« und »Leistungselite« beziehungsweise »Wertelite« helfen, die Sozialstruktur des Civil Service mit seiner korporativen Identität abzugleichen. Der Gegensatz von »Machtelite« versus »Funktionseelite« verweist auf die politische Rolle der Ministerialbürokratie und die »politics-administration dichotomy«. Zugleich lenkt der herrschaftskritische Aspekt der Elitetheorie den Blick auf die kontroversen öffentlichen Debatten über »Whitehall«.

## II. Der Civil Service in seiner ›klassischen‹ Phase – Struktur, Soziokultur und Selbstbild

Auf einfachster struktureller Ebene ist der Civil Service der mustergültige Fall einer Funktionseelite, insofern als er vitale Dienstleistungen für das politische System einer Gesellschaft erbringt, wobei die adäquate Erfüllung dieser Aufgaben von der professionellen Kompetenz seiner Mitglieder und nicht von deren individuellen Sozialstatus abhängt. Entsprechend waren Selbstbeschreibungen aus der Ministerialbürokratie stets geprägt von einer Semantik des Dienens. Das kollektive Selbstverständnis war zu allen Zeiten das einer Leistungselite mit meritokratischer (und also inhärent demokratischer) Organisationskultur.

In der Selbsthistorisierung des Civil Service wurde dieses Merkmal etwa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgt. Als inoffizielle Gründungsurkunde des Dienstes galt in diesem mythenumwobenen Narrativ der »Northcote-Trevelyan-Report« von 1854. Dieser Regierungsreport hatte demnach bereits in frühviktorianischer Zeit die Ämterpatronage in der Staatsverwaltung beendet, indem er die Personalrekrutierung für alle Departments bei einer unabhängigen Kommission zentralisierte und auf die Basis von kompetitiven, schriftlichen Examina stellte. Zugleich hatte der Report erstmals die Trennung von höherem und niederem Verwaltungsdienst (von »intellectual« und »mechanical labour«) vollzogen und so den Civil Service für Universitätsabsolventen attraktiv gemacht.<sup>25</sup> Kritische Verwaltungshistoriker haben die Bedeutung des Reports später mit Verweis auf seine unvollständige Implementierung relativiert. So wurde zwar die unabhängige »Civil Service Commission« gleich 1855 bestellt, doch dauerte es mehrere Jahrzehnte, bis das Prinzip der zentralen Rekrutierung durch kompetitive Examina bei allen Departments durchgesetzt war. Die Ausdifferenzierung der Laufbahnsysteme wurde

24 C. Wright Mills, *The Power Elite*, New York 1956; Pierre Bourdieu, *La distinction. Critique sociale du jugement*, Paris 1979; vgl. Hartmann, *Elitesoziologie*, S. 4–108.

25 The Northcote-Trevelyan Report (Nachdruck), in: *Public Administration (PA)* 32, 1954, S. 1–16, hier: S. 11 f.; vgl. Edward Bridges, *Portrait of a Profession. The Civil Service Tradition*, Cambridge 1953, S. 6 (»the real starting point of any account of the British Civil Service«).

sogar erst 1920 abgeschlossen mit den *Administrative Grades* als oberster Dienstklasse in einem nunmehr sechsstufigen System. Streng genommen gab es erst von da an tatsächlich eine institutionelle Einheit des Civil Service mit einheitlichen Dienstgraden (und einheitlichen Lohnklassen) über alle Departments hinweg. Die mythische Bedeutung des Reports für das Selbstbild des Civil Service lag jedoch darin, dass sich mit ihm die Geschichte des Dienstes in eine ›Whig history‹ kontinuierlicher Liberalisierung und Demokratisierung des Staatswesens einschreiben ließ, bei dem schon im 19. Jahrhundert der Einfluss der Aristokratie entscheidend gebrochen wurde. Einem Bonmot des Hauptverfassers des Reports, Charles Trevelyan, zufolge hatte die Innere Verwaltung des Vereinigten Königreichs bis dahin als Auffangbecken für die illegitimen Söhne des Hochadels gegolten. Nun sollten künftig »the most promising young men of the day« (also die Besten aus jeder Generation) für den Dienst gewonnen werden.<sup>26</sup>

Das meritokratische Ideal in der Selbstbeschreibung der Ministerialbürokratie brach sich in der Realität schon an einem flüchtigen Blick auf die Sozialstatistik. Diese nämlich demonstrierte im 20. Jahrhundert bemerkenswert konstant einen engen Konnex der *Administrative Grades* zur ›educated upper middle-class‹. Der Civil Service war also durchaus auch eine Sozialelite – wenngleich weniger in Form ökonomischer Privilegierung als in Form von privilegiertem Bildungszugang. So waren 72 % aller von 1900 bis 1986 bestellten *Permanent Secretaries* in ihrer Jugend auf Privatschulen gegangen, immerhin 25 % von ihnen auf eine »Clarendon School« (das heißt auf eines der neun prestigeträchtigsten Privatinternate). Deutlicher noch zeigte sich die bildungselitäre Ausrichtung bei den Hochschullaufbahnen der Ministerialen. 68,4 % aller zwischen 1900 und 1986 bestellten *Permanent Secretaries* hatten ihren Hochschulabschluss an einer der beiden traditionellen Eliteuniversitäten Oxford und Cambridge erworben. Alle Dienstränge der *Administrative Grades* oberhalb der *Assistant Secretaries* zusammengerechnet, betrug die ›Oxbridge‹-Quote im Jahr 1950 immer noch 60 %, nur 9 % weniger als 1929. Bemerkenswert war, dass die Dominanz von ›Oxbridge‹ in der Nachkriegszeit noch zunahm. Bei den Neueintritten in die *Administrative Grades* in den Jahren 1948–1956 betrug die Quote satte 80 %. Bei den neu bestellten *Permanent Secretaries* lag sie im Zeitraum 1965–1986 bei 75 %. Wer ohne ›Oxbridge‹-Hintergrund war, kam zumeist von Londoner oder schottischen Universitäten. Die übrigen englischen und walisischen Universitäten lieferten noch in den 1950er-Jahren nur 3 % aller Rekrutierten (obwohl sie 46 % aller Hochschulabschlüsse in Großbritannien vergaben).<sup>27</sup>

Woher kam diese bildungselitäre Engführung bei der Rekrutierung, wo man doch schon im 19. Jahrhundert kompetitive Examina eingeführt hatte, die formal gleiche Rahmenbedingungen für alle Bewerber herstellten? Tatsächlich hatte die

26 The Northcote-Trevelyan Report, S. 7; vgl. John Greenaway, Celebrating Northcote/Trevelyan. Dispelling the Myths, in: Public Policy and Administration 19, 2004, S. 1–14; ders., Warren Fisher and the Transformation of the British Treasury, 1919–1939, in: The Journal of British Studies 23, 1983, S. 125–142.

27 Vgl. Kevin Theakston/Geoffrey K. Fry, Britain's Administrative Élite. Permanent Secretaries 1900–1986, in: PA 67, 1989, S. 129–147, insb. S. 132 ff.; Anthony Sampson, Anatomy of Britain, London 1962, S. 224 f.; Roger K. Kelsall, Higher Civil Servants in Britain from 1870 to the Present Day, London 1955, S. 118–145.

»Civil Service Commission« in der Zwischenkriegszeit begonnen, Interviewphasen in das Bewerbungsverfahren für die *Administrative Grades* einzubauen, weil das schriftliche Examen allein dann doch als ein zu starres und unpersönliches Instrument erschien. Diese Interviewphasen waren im Laufe der Jahre immer zahlreicher und ihr Gewicht für die Gesamtbewertung immer größer geworden. Dieses Verfahren musste sich für Kandidaten aus ›Oxbridge‹ schon deshalb auszahlen, weil ihnen in den Interviews zumeist Prüfer gegenüber saßen, die selbst ›Oxbridge-educated‹ waren (im Jahr 1955 etwa 19 von 21 *Commissioners* für die *Administrative Grades*) und gewissermaßen ihre Sprache redeten.<sup>28</sup> Das war offenkundig Eliteformierung über ›old boy networks‹.

Dass es sich buchstäblich um ›old boy networks‹, also rein männliche Netzwerke, handelte, überrascht kaum noch. Zwar waren die Bewerbungsverfahren für die *Administrative Grades* 1925 prinzipiell für Frauen geöffnet worden (wenn auch bis 1945 nicht für alle Departments). Trotzdem lag der Frauenanteil in den *Administrative Grades* noch 1950 nur bei 7%. Offenbar wirkten auch hier vor allem die Interviewphasen zum Nachteil der Bewerberinnen. Im Bewerbungsverfahren von 1937 etwa erreichten Frauen drei der ersten vier Plätze bei den schriftlichen Examina, nur um dann in der Interviewphase wieder zurückgestuft zu werden. Auffallend war wieder, dass keine dieser Frauen einen ›Oxbridge‹-Hintergrund hatte.<sup>29</sup> Als Folge der diskriminierenden Rekrutierungspraxis waren Frauen in den Spitzenpositionen von Whitehall lange Zeit kaum vertreten. Noch 1980 gab es in den *Administrative Grades* unter 1.140 *Assistant Secretaries* nur 65 Frauen (5,7%), unter 613 *Under Secretaries* nur 27 Frauen (4,4%) und unter 158 *Deputy Secretaries* nur vier Frauen (2,5%). Die Laufbahnspitze als *Permanent Secretary* erreichten insgesamt zwischen 1900 und 1986 nur zwei Frauen, gegenüber 302 Männern!<sup>30</sup> Immerhin, schon 1955 konnte für alle Dienstklassen im Civil Service Lohngleichheit für Frauen durchgesetzt werden. Zumindest darin war der Staatsdienst dem privatwirtschaftlichen Sektor um Jahrzehnte voraus.<sup>31</sup>

Mit der bildungselitären Rekrutierung ging indes auch eine hervorstechende kulturelle Eigenheit des Civil Service einher. Aufgrund des speziellen akademischen Profils von ›Oxbridge‹ dominierte in der höheren Ministerialbürokratie bis weit in die Nachkriegszeit eine ausgeprägt literarisch-humanistische Bildungskultur. An der University of Oxford war *Literae humaneoris*, ein interdisziplinäres Studium aus Klassischer Philologie, Geschichte und Philosophie (»The Greats«), der präferierte Studiengang der angehenden Staatsdiener. Alternativ führte die University of Cambridge ihre Absolventen durch den berühmten »Mathematical Tripos«. Noch von den Neueintreten in die *Administrative Grades* in den Jahren 1948–1956 hatten

28 Vgl. Richard A. Chapman, *The Civil Service Commission 1855–1991. A Bureau Biography*, London/New York 2004, S. 43–54 und 220–242, insb. S. 225.

29 Vgl. Kelsall, *Higher Civil Servants in Britain from 1870 to the Present Day*, S. 167–177, insb. S. 171 und 175.

30 Vgl. Elizabeth Brimelow, *Women in the Civil Service*, in: PA 59, 1981, S. 313–335, hier: S. 314; Theakston/Fry, *Britain's Administrative Élite*, S. 130 f.

31 Vgl. Brimelow, *Women in the Civil Service*, S. 334 f.

53 % *History* oder *Classics* studiert.<sup>32</sup> Damit bildete die britische Ministerialbürokratie einen krassen Kontrast zu fast allen kontinentaleuropäischen Staaten, wo sich die Ministerialbürokratien traditionell ganz überwiegend aus Juristen rekrutierten. Von den 1920er-Jahren bis Mitte der 1950er-Jahre sorgte das in Whitehall für einen ausgesprochenen Amateur-Kult, bei dem ›*good all-rounder*‹ mit humanistischer Bildung tendenziell den Vorzug gegenüber Fachspezialisten erhielten. Warren Fisher, der legendäre erste »Head of the Civil Service« in der Zwischenkriegszeit, warnte 1930 vor einer »Royal Commission«: »Let us guard ourselves against the idea, that the permanent head of a department should be an expert.« Und bei anderer Gelegenheit: »The expert is a good servant, but the last person to have the final word.«<sup>33</sup>

Warren Fisher, *Permanent Secretary* im Treasury 1919–1939, hatte sich bei der Reorganisation des Civil Service nach dem Ersten Weltkrieg zusammen mit dem Titel »Head of the Civil Service« das faktische Verfügungsrecht über die vier höchsten Positionen in allen Departments gesichert (formell verfügte natürlich der Premierminister, beraten vom »Head of the Civil Service«). Fisher nutzt diese Schlüsselposition in der Folgezeit, um in Whitehall ein System der ›*musical chairs*‹ zu etablieren, bei dem die Ministerialen in den obersten Diensträngen kontinuierlich zwischen den Departments transferiert wurden. Anstelle von ›*departmentalism*‹ sollte so ein gemeinsamer *esprit de corps* im gesamten Civil Service gefördert werden. Aus der Perspektive von Fisher und des Treasury war es natürlich ein günstiger Nebeneffekt des Verfahrens, dass auf diese Weise alle wichtigen Ministerialen zumindest eine Karrierestation im Treasury selbst absolvieren konnten und in der Folge die spezifische Kultur dieses Departments, den *Treasury view*, im ganzen Dienst verbreiten konnten.<sup>34</sup>

Der Zeitraum vom Ende des Ersten Weltkriegs bis Mitte der 1950er-Jahre kann so gewissermaßen als ›klassische‹ Phase des britischen Civil Service gelten. Nicht nur erreichte er in dieser Zeit unter der Oberaufsicht des Treasury seine größte institutionelle Einheit. Er erlebte in ihr auch die stärkste Ausprägung einer distinkten korporativen Identität. Zwar war diese zunächst vor allem ein Produkt des »Senior Civil Service« und seiner spezifischen Erfahrungswelten. Doch bestand an der Spitze des Dienstes durchaus der Anspruch, ihren *esprit de corps* über alle Ränge hinweg im gesamten Civil Service zu verbreiten. Besonders unter Fishers Ägide in der Zwischenkriegszeit wurde dem auch durch die Förderung sozialer Aktivitäten kräftig nachgeholfen. So gab es reihenweise Civil-Service-Sportvereine, für die Fisher sogar eigene Sportplätze in London-Chiswick pachten ließ, außerdem Zeitschriften, Kunstausstellungen, Schreibwettbewerbe, Theatergruppen, einen jährlichen Ball et cetera.<sup>35</sup>

An diese Tradition suchte noch Edward Bridges (Warren Fishers Nach-Nachfolger als »Head of the Civil Service« 1945–1956) anzuknüpfen, als er 1950 in einer »Rede Lecture« an der University of Cambridge das »strong corporate life« und die »diversity of experience« der Ministerialbürokratie feierte und sich ausgerechnet

32 Vgl. *Sampson*, *Anatomy of Britain*, S. 225.

33 Vgl. *Kevin Theakston*, *Leadership in Whitehall*, Basingstoke/London 1999, S. 52 (Zitat); *Greenaway*, *Warren Fisher and the Transformation of the British Treasury*, S. 139 f. (Zitat auf S. 140).

34 Vgl. ebd., S. 132–137.

35 Vgl. *Samuel McKechnie*, *The Romance of the Civil Service*, London [1930], S. 204–214.



an diesem elitären Ort zu der Behauptung verstieg, es gebe im modernen Civil Service »no barriers based on social upbringing or educational background«. Bridges' »Portrait of a Profession« markierte zur Mitte des 20. Jahrhunderts den Zenit eines idealisierenden Selbstbildes des Civil Service – so wenn Bridges das Dienstethos der Ministerialen auf das Bewusstsein zurückführte, »that we are seeking to do something more important than the lives of any or all of us and something more enduring«. <sup>36</sup> Der Civil Service der ›klassischen‹ Phase war somit auch ein Musterbeispiel für die Selbstinszenierung einer Leistungselite als Wertelite mit gesellschaftlichem Vorbildcharakter.

Als Wertelite einer *demokratischen* Gesellschaft, für die die Bindung politischer Macht an Legitimation durch Wahlen ein zentraler Wert war, musste sich der Civil Service aber in seinen Selbstbeschreibungen auch der Frage stellen, wie er sein Dienstethos mit seinem Status als potenzielle Machtelite verband. Wie oben erklärt, stellte sich dieses Problem für die ›unelected officials‹ in Großbritannien in besonderer Weise, als sie aufgrund des Permanenzprinzips mit Regierungen wechselnder politischer Couleur arbeiten mussten. Traditionell wurde diesem Umstand im Dienstethos des Civil Service mit der Beschwörung politischer Neutralität Rechnung getragen. Aus gutem Grund war bereits seit den 1880er-Jahren allen Civil Servants jede noch so geringfügige parteipolitische Aktivität (selbst auf kommunaler Ebene) strikt untersagt. Dass die Personalabteilungen diese Regel lange Zeit auch in den unteren Dienstklassen (selbst noch bei Postboten et cetera) durchzusetzen suchten, führte immer wieder zu Konflikten mit den Gewerkschaften, bis schließlich 1953 eine Lockerung beschlossen wurde, von der die *Administrative Grades* allerdings ausgeschlossen blieben. <sup>37</sup> Für die höhere Ministerialbürokratie blieb der unpolitische Charakter ein zentraler Aspekt ihres Dienstethos. Als ›obedient servants‹ sollten sie sich auf eine strikt sachneutrale Beratung der jeweils amtierenden Regierung beschränken, auf »loyal service to whatever Government is in power«. Bridges beschrieb den idealen Civil Servant als eine Art Zwitterwesen: zwar »well aware of the political content of his work«, aber doch »perhaps the least political of all animals«. <sup>38</sup>

Frage sich nur, wie sich dieses Ideal unpolitischer Sachneutralität in der Arbeitsrealität jener Ministerialen einlösen ließ, die auf ministerieller Ebene täglich direkt der politischen Agenda ihrer Regierung zuzuarbeiten hatten. Wie vermieden es hier die ›obedient servants‹, für die parteipolitischen Interessen ihrer Vorgesetzten instrumentalisiert zu werden? Die Gefahr illegitimer politischer Einflussnahme bestand aber auch in der entgegengesetzten Richtung. Da die Ministerialen ja schon aufgrund ihrer Permanenz ihren häufig wechselnden Ministern in der Regel die weitaus größere Kenntnis des bürokratischen Apparats voraushatten (und dazu waren sie schließlich auch da), konnten sie in Versuchung geraten, ihnen hinderlich erscheinende politische Initiativen auf dem Verwaltungsweg auszubremsen. Begünstigt wurde diese Gefahr tendenziell noch durch ein britisches Kuriosum, dass nämlich gemäß einem ungeschriebenen Gesetz neu ins Amt kommenden Regierun-

<sup>36</sup> Bridges, *Portrait of a Profession*, S. 32.

<sup>37</sup> James B. Christoph, *Political Rights and Administrative Impartiality in the British Civil Service*, in: *American Political Science Review* 51, 1957, S. 67–87.

<sup>38</sup> Bridges, *Portrait of a Profession*, S. 27.

gen prinzipiell keine Einsicht in die Akten der Vorgängerregierung gewährt wurde. Die Regierungsakten wurden so faktisch zum Arkanwissen der Ministerialbürokratie.<sup>39</sup> Vor diesem Hintergrund wirkte es doch leicht ambivalent, wenn Bridges in seiner Rede-Lecture 1950 die beratende Rolle des Civil Service wie folgt beschrieb:

»[N]o attempt should be made to formulate a new policy in any matter without the fullest consultation with those who have practical experience in that field [...]. [...] [I]t is the duty of a civil servant to give his Minister the fullest benefit of the storehouse of departmental experience, and to let the waves of practical philosophy wash against ideas put forward by his Ministerial master.«<sup>40</sup>

In dieser Beschreibung schien eben doch ein gewisser politischer Anspruch mitzuschwingen, auch die Spur eines Superioritätsgefühls von Whitehall gegenüber der politischen Klasse von Westminster, bestimmt durch die korporative Selbsteinschätzung, recht eigentlich die Kontinuität des Staatswesens zu verkörpern.

### III. Niedergang der Tradition – Kritik und Reform des Civil Service seit den 1950er-Jahren

Trotz aller geschilderten Ambivalenzen stand der Civil Service in seiner ›klassischen‹ Phase vom Ende des Ersten Weltkriegs bis Mitte der 1950er-Jahre in Großbritannien zugleich im Zenit seines öffentlichen Ansehens. Fundamentalkritik übten in dieser Phase nur wenige Einzelstimmen altliberaler beziehungsweise libertärer Prägung, die grundsätzlich die Ausweitung des staatlichen Aktionsradius in der modernen Industriegesellschaft infrage stellten. Der libertäre Publizist Ernest Benn, Gründer der »Society for Individual Freedom« (und Onkel des späteren Labour-Politikers und Civil-Service-Kritikers Tony Benn), attackierte die Ministerialbürokratie als »a busybody in other men's matters«.<sup>41</sup> Aufsehen erregte es, als 1929 ausgerechnet der damalige *Lord Chief Justice*, Gordon Hewart, vor einer Aufhebung der demokratischen Gewaltenteilung durch den »new despotism« einer überbordenden Exekutive warnte. Doch wurde das in der politischen Öffentlichkeit eben mehrheitlich als substanzlose Verschwörungstheorie abgetan.<sup>42</sup> Die sozialistische Linke dagegen hielt den Civil Service in dieser Phase prinzipiell hoch im Kurs. Die Reformer der Fabian Society etwa kritisierten zwar die sozialelitäre Nachwuchsrekrutierung der *Administrative Grades*. Grundsätzlich schien ihnen aber eine starke Exekutive gerade das richtige Instrument für ihr Programm eines Gesellschaftsumbaus durch Staatsinterventionismus. Der Politikwissenschaftler Herman Finer nannte 1937 in einer Studie für die Fabian Society den britischen Civil Service ob seiner Verbindung von »technical efficiency« und »human serviceability« gar »rightly the envy of

39 Vgl. Gavin Drewry/Tony Butcher, *The Civil Service Today*, Oxford 1988 (zuerst 1984), S. 150–170; Peter Kellner/Lord Crowther-Hunt, *The Civil Servants. An Inquiry into Britain's Ruling Class*, London 1980, S. 212.

40 Bridges, *Portrait of a Profession*, S. 19.

41 Ernest J.P. Benn, *Modern Government »as a Busybody in Other Men's Matters«*, London 1936.

42 Gordon Hewart, *The New Despotism*, London 1929; vgl. William A. Robson, *Justice and Administrative Law. A Study of the British Constitution*, London 1947, S. 314–318 und 373–376.

the world«.<sup>43</sup> Und selbst Harold Laski, der marxistische Vordenker des linken Flügels der Labour Party, konstatierte im selben Jahr: »There is no British institution of which all citizens are, on the whole, more proud or more justly proud than the Civil Service.«<sup>44</sup>

Es war tatsächlich erst im Kontext des oben genannten Establishment-Diskurses ab Mitte der 1950er-Jahre, dass der Civil Service breiter in die Kritik geriet. Im Hintergrund dessen standen die Dekolonisierungskrise Großbritanniens nach dem Zweiten Weltkrieg und das mit ihr aufkommende Narrativ vom ›*British decline*‹. Dieses Narrativ verband den geopolitischen Einflussverlust Großbritanniens in der bipolaren Weltordnung des Ost-West-Konflikts und eine wahrgenommene Rückständigkeit des wirtschaftlichen und sozialen Lebens im Inland zu einer stark alarmistischen Krisendiagnose.<sup>45</sup> In der rasanten wissenschaftlich-technologischen Entwicklung der Nachkriegszeit schien das Land immer weiter hinter die neuen Supermächte USA und UdSSR zurückzufallen. In den technokratischen Modernisierungsdiskursen jener Zeit wurde dieses Problem insbesondere auf eine Verkrustung der Sozialeliten im Vereinigten Königreich zurückgeführt, eben des ›Establishments‹. Dabei wurde nun auch der Civil Service prominent unter jene Institutionen eingereiht, die das Vereinigte Königreich als »a living museum« erscheinen ließen, wie es Anthony Sampson 1962 in seiner bekannten Studie »Anatomy of Britain« behauptete. Der Labour-Leader Hugh Gaitskell attestierte dem Civil Service in Sampsons Buch einen »nineteenth-century hangover«.<sup>46</sup>

In die Kritik geriet nun vor allem die Amateurlkultur in Whitehall, das heißt die Bevorzugung der ›*good all-rounder*‹ vor Fachspezialisten und ein Mangel an Planungskompetenz. Der Schriftsteller Charles Percy Snow verarbeitete in Romanen wie »The New Men« (1954) und »Corridors of Power« (1964) die anachronistische Figur des primär philosophisch gebildeten Staatsbeamten im Atomzeitalter. Snow, von Haus aus Physiker, exemplifizierte am Civil Service auch seine bekannte These von den »Two Cultures«, von der unüberbrückbaren Diametralität literarisch-philosophischen und naturwissenschaftlich-technischen Denkens.<sup>47</sup> Angesichts des Booms der staatlichen Wirtschaftssteuerung im Keynesianismus schien insbesondere auch die ökonomische Expertise in Whitehall mangelhaft. Noch 1961 arbeiteten im gesamten »Senior Civil Service« nur rund 20 Ökonomen.<sup>48</sup> In Thomas' »Establishment«-Anthologie aus dem Jahr 1959 unterzog der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Balogh die »Apotheosis of the Dilettante« im Civil Service beißender Kritik:

43 Herman Finer, *The British Civil Service*, London 1937, S. 50.

44 Harold J. Laski, *The British Civil Service*, in: *The Yale Review* 26, 1937, S. 333–350, hier: S. 350.

45 Vgl. Jim Tomlinson, *The Politics of Decline. Understanding Post-War Britain*, Harlow 2000; Andrew Gamble, *Britain in Decline. Economic Policy, Political Strategy and the British State*, Basingstoke/London 1994 (zuerst 1981).

46 Sampson, *Anatomy of Britain*, S. XI, 110 (Zitat Gaitskell) und 218–246.

47 C. P. Snow, *The New Men*, London 1954; *ders.*, *Corridors of Power*, London 1964; *ders.*, *The Two Cultures and the Scientific Revolution*, Cambridge 1959.

48 P. D. Henderson, *The Use of Economists in British Administration*, in: *Oxford Economic Papers* 13, 1961, S. 5–26, hier: S. 8 f.

»In a planned economy, the crossword-puzzle mind, reared on mathematics at Cambridge or Greats at Oxford, has only limited outlet.«<sup>49</sup>

Diese Kritik fügte sich bestens in die ›*White-Heat*‹-Modernisierungsrhetorik des Labour-Premierministers Harold Wilson. 1964 ins Amt gekommen, machte seine Regierung als erste die Reform des Civil Service zu einem Punkt ihres politischen Programms. Eine von Wilson eingesetzte Untersuchungskommission unter Vorsitz von John Scott Fulton (ein Wilson nahestehender Hochschuladministrator) skizzierte in ihrem Report 1968 eine radikale Strukturreform der Ministerialbürokratie: Zwecks größerer sozialer Diversität in den *Administrative Grades* sollten die Laufbahnsysteme flexibilisiert werden; Fortbildungsmöglichkeiten und temporäre Rekrutierung externer Experten vor allem aus der Wissenschaft sollten Fachspezialistentum in Whitehall verankern helfen; die Hegemonie des *Treasury view* sollte durch die Einrichtung von Planungsabteilungen in allen Departments aufgebrochen und die administrative Zuständigkeit für den Dienst ganz aus dem Treasury herausgelöst werden. Letztere Empfehlung des Fulton-Reports wurde noch im selben Jahr mit der Einrichtung eines eigenständigen »Civil Service Department« umgesetzt. Ebenfalls noch 1968 wurde ein »Civil Service College« gegründet.<sup>50</sup>

Die technokratisch inspirierte Kritik am Civil Service im Modernisierungsdiskurs der 1950er- und 1960er-Jahre ist rückblickend unschwer als geistiges Kind der Ära des westlichen Nachkriegsbooms, ihres noch kaum gebremsten Fortschrittsoptimismus, ihrer Wissenschaftsgläubigkeit und ihrer Planungseuphorie zu erkennen. Der Fulton-Report wurde zeitgenössisch als Jahrhundertreform gepriesen. Heute ist klar, dass er nur der Auftakt für immer weitere Reformwellen im Civil Service war, in denen seither die einst als vorbildlich geltende Struktur (»the envy of the world«) alle 10 bis 15 Jahre aufs Neue umgekrempelt wurde. Im Nachhinein wirkt der Tenor der Dringlichkeit im Reformdiskurs der 1960er-Jahre auch deshalb fehl am Platz, weil nun klarer zu erkennen ist, dass die Kritik der technokratischen Modernisierer auf eine Institution traf, die damals bereits voll im Wandel begriffen war. Zum Zeitpunkt des Fulton-Reports war die einstige Amateurkultur in Whitehall längst auf dem Rückzug. Das hing nicht zuletzt auch mit Veränderungen an den akademischen Rekrutierungsbasen des Civil Service zusammen. Die University of Oxford blieb hier zwar der unangefochtene Spitzenreiter. Doch hatten eben auch dort »The Greats« an Bedeutung eingebüßt. Der neue Standardstudiengang der angehenden Staatsdiener hieß »Philosophy, Politics and Economics« (PPE). Der spätere *Cabinet Secretary* Andrew Turnbull, der 1968 mit einem Cambridge-Abschluss in *Economics* in den Dienst eingetreten war, erinnerte den Umbruch der Bildungskultur während seiner frühen Jahre so: »We used to have people who were experts when I arrived, on Byron, and musicians. Then, rather hard-nosed economists gradually took over

49 Thomas Balogh, *The Apotheosis of the Dilettante. The Establishment of Mandarins*, in: *Thomas, The Establishment*, S. 81–126, hier: S. 111.

50 *The Civil Service. Report of the Committee 1966–68 [Fulton Report]*, Bd. 1, London 1968; vgl. *Geoffrey K. Fry, Reforming the Civil Service. The Fulton Committee on the British Home Civil Service of 1966–1968*, Edinburgh 1993.

and the dominant culture became not music, but football and golf as the kind of cultural shift.«<sup>51</sup>

Festzuhalten ist jedenfalls, dass die öffentliche Kritik am Civil Service in den 1950er- und 1960er-Jahren noch ganz auf Fragen der Effizienz fokussiert war. Dagegen wurde die politische Rolle der höheren Ministerialbürokratie erst seit den 1970er-Jahren verstärkt problematisiert. Dass dies nun geschah, hing auf allgemeiner Ebene sicherlich mit dem Demokratisierungsdiskurs jener Zeit und einer erhöhten Sensibilität für Fragen der Herrschaftslegitimation zusammen.<sup>52</sup> Doch lassen sich in diesem Fall auch die näheren Umstände recht genau bestimmen. Als Initialzündung der Debatte wirkte im Jahr 1975 die Veröffentlichung der Tagebücher des ein Jahr zuvor verstorbenen Labour-Politikers Richard Crossman, der von 1964 bis 1970 in verschiedenen Ämtern der Regierung Wilson angehört hatte. In seinem Tagebuch war nun offen nachzulesen, wie überfordert er gewesen war, als er im Oktober 1964 sein Amt als *Minister of Housing and Local Government* angetreten hatte. Aufgrund von Labours langer Oppositionszeit seit 1951 völlig ohne Regierungserfahrung, war er in seinem Ministerium auf einen hochprofessionellen bürokratischen Apparat getroffen, von dem er sich auf sublimen Weise bevormundet fühlte. Nur eine Woche nach Amtsantritt notierte Crossman:

»Already I realize the tremendous effort it requires not to be taken over by the Civil Service. My Minister's room is like a padded cell, and in certain ways I am like a person who is suddenly certified a lunatic and put safely into this great, vast room, cut off from real life and surrounded by male and female trained nurses and attendants. [...]. Of course, they don't behave quite like nurses because the Civil Service is profoundly deferential: ›Yes, Minister! If you wish it, Minister!‹ [...] If ever I write a note in my own handwriting, suggesting somebody should come and see me, I find a note at the bottom of my red box that night saying, ›Of course, it's perfectly all right for you to do this. But we would like you to do it like this, rather than like that.‹«<sup>53</sup>

Bis Crossman waren autobiografische Schriften von Regierungsmitgliedern in Großbritannien üblicherweise erst nach sorgfältiger Redaktion durch das Cabinet Office publiziert worden. Dass die »Crossman Diaries« 1975 unzensuriert und ohne offizielle Freigabe erschienen, war eine kleine Sensation. Ein gescheiterter Versuch, die Veröffentlichung mithilfe des Official Secrets Act zu stoppen, steigerte natürlich nur die öffentliche Aufmerksamkeit.<sup>54</sup> Durch die »Crossman Diaries« wurden so erstmals breitere Teile der britischen Öffentlichkeit auf die komplizierte Arbeitsbeziehung zwischen Ministern und ihren Civil Servants aufmerksam. Doch Crossman blieb nicht lange der Einzige, der dem Publikum einen scheinbar unverstellten Blick auf den binnenministeriellen Kleinkrieg hinter den Kulissen der politischen

51 Zit. nach: *Aeron Davis*, *Reckless Opportunists. Elites at the End of the Establishment*, Manchester 2018, S. 12.

52 Vgl. *Paul Nolte*, *Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart*, München 2012, S. 348–368 und 445–450.

53 *Richard Crossman*, *The Diaries of a Cabinet Minister*, Bd. 1, London 1975, S. 21 f.; vgl. *ders.*, *The Diaries of a Cabinet Minister*, Bd. 2, London 1976; *ders.*, *The Diaries of a Cabinet Minister*, Bd. 3, London 1977.

54 Vgl. *Hugo Young*, *The Crossman Affair*, London 1976.

Macht ermöglichte. 1980 legte mit Barbara Castle eine weitere frühere Labour-Ministerin aus der Regierung Wilson Tagebücher vor, die das von Crossman gezeichnete Bild einer gängelnden Ministerialbürokratie bestätigten.<sup>55</sup> Bereits 1973 hatte Castle in einem Vortrag am »Civil Service College« ihre Ohnmachtsgefühle im Umgang mit ihren Ministerialen geschildert: »The Minister is alone: the loneliness of the short-distance runner. We will not be there very long and heaven knows what new Minister will very shortly be greeted in the same charming, efficient, and no doubt very genuine way.«<sup>56</sup>

Im Vergleich zum vorhergehenden Modernisierungsdiskurs fällt auf, dass in dem neuen Diskurs um den Civil Service ab den 1970er-Jahren nicht länger die Amateurkultur in Whitehall, sondern im Gegenteil die vermeintlich allzu geschmeidige Professionalität der Ministerialbürokratie problematisiert wurde. Der Vorwurf lautete in summa, dass die Civil Servants ihre überlegene Kenntnis des bürokratischen Apparats ausnutzten, um ihre Minister fremdzusteuern. Es war vor allem der langjährige Labour-Minister Tony Benn, der nach Labours Gang in die Opposition 1979 in zahlreichen Reden das Bild einer manipulativen Machtelite zeichnete, die ohne demokratische Legitimation die politische Agenda zu kontrollieren suchte. In einem BBC-Radiofeature behauptete Benn 1982:

»The deal that the Civil Service offers a Minister is this: if you do what we want you to do, we will help you publicly to pretend that you're implementing the manifesto on which you were elected. [...] They are always trying to steer incoming governments back to the policy of the outgoing government, minus the mistakes the Civil Service thought the outgoing government made.«<sup>57</sup>

Angesichts der schweren ökonomischen Krise Großbritanniens während Labours Regierungszeit in den 1970er-Jahren war das wohl auch ein Versuch von Benn, die Schuld am »*British decline*« von der Regierung weg auf den Civil Service und seine vermeintliche Status-quo-Orientierung zu lenken. Es fällt zudem auf, dass es mit Crossman, Castle und Benn vor allem Vertreter des linken Flügels der Labour-Party waren, die den Civil Service als Hemmschuh für eine progressive Reformpolitik hinstellten. Es ist zu vermuten, dass viel von dieser Kritik eigentlich auf den zentristischen Kurs der Labour-Premierminister Harold Wilson und Jim Callaghan zielte – und auf deren Tendenz, den politischen Kurs der Regierung mithilfe ihrer bürokratischen Stäbe am Kabinett vorbei festzulegen. Die herrschaftskritische Wendung gegen den Civil Service verwies so indirekt zugleich auf die schleichende Entwicklung des politischen Systems Großbritanniens zu einem verkappten Präsidialsystem.<sup>58</sup>

Ihre größte Wirkung entfaltete die Herrschaftskritik am Civil Service aber dadurch, dass dieses Narrativ in den 1980er-Jahren als Grundlage für die höchst populäre BBC-Satireserie »Yes Minister« diente. Im Mittelpunkt dieser Serie stand ein fik-

55 Barbara Castle, *The Castle Diaries 1974–76*, London 1980; vgl. *dies.*, *The Castle Diaries 1964–1970*, London 1984.

56 *Dies.*, *Mandarin Power*, in: *The Sunday Times*, 10.6.1973.

57 Zit. nach: *Hugo Young/Anne Sloman*, *No Minister. An Inquiry into the Civil Service*, London 1982, S. 19 f.

58 Vgl. *Michael Foley*, *The Rise of the British Presidency*, Manchester 1993.

tives »Department of Administrative Affairs« (also erkennbar eine Ausgeburt parkinsonschen Bürokratiewachstums), in dem der *Permanent Secretary* Sir Humphrey Appleby (ein eitel-arroganter Mandarin mit Prädikatsexamen von Oxford) seinen unerfahrenen Minister Jim Hacker in fast jeder Folge mühelos an die Wand spielte. Wie schon am Titel erkennbar, hatten insbesondere die »Crossman Diaries« der Serie als Inspiration und teils auch als direkte Textvorlage gedient. Mit dem überraschenden Erfolg von »Yes Minister« (sowie des Sequels »Yes, Prime Minister«) wurde das Klischee eines übermächtigen Civil Service, der die gewählten Politiker wie Marionetten und damit das demokratische Prinzip ad absurdum führte, als gefühltes Allgemeinwissen im Bewusstsein eines Millionenpublikums verankert.<sup>59</sup> Der TV-Produzent Armando Iannucci befand später: »Yes Minister was more than a sitcom, it was a crash course in Contemporary Political Studies – it opened the lid on the way the Government really operated.«<sup>60</sup>

Wurde »Yes Minister« tatsächlich als politisches Bildungsprogramm rezipiert, so war das nicht ohne Ironie. Denn die Serie bot ihrem Massenpublikum in den 1980er-Jahren eine Perspektive, die noch ganz von den Krisenerfahrungen der 1970er-Jahre geprägt war. Zum Zeitpunkt der Ausstrahlung von »Yes Minister« sah die politische Szenerie in Großbritannien jedoch schon wieder ganz anders aus. Anders als Jim Hacker stand die erste Premierministerin der 1980er-Jahre, Margaret Thatcher, keineswegs in dem Ruf der Hörigkeit gegenüber ihren Ministerialen. Im Gegenteil hatte wohl niemals eine Regierung ihr Amt mit größeren Vorbehalten gegenüber dem Civil Service angetreten als die Regierung Thatcher 1979. In Thatchers Beraterstab kursierte damals die Losung »De-privilege the Civil Service«.<sup>61</sup> Ihr Chefberater John Hoskyns nutzte 1982 wieder einmal das Narrativ vom ›*British decline*‹, um seine Kritik zu begründen:

»The first thing to realise about civil servants is that few, if any, believe that the country can be saved. Senior civil servants have been engaged in a twenty-five-year campaign with scarcely one significant victory [...]. As each government retired exhausted after another few years of fire fighting, the service had somehow to continue with the next. It has done so, I believe, [...] by persuading itself that the problem was insoluble in order to conserve its self-respect.«<sup>62</sup>

Damit knüpften Thatchers Berater bemerkenswert eng an das von Tony Benn und der Labour-Linken propagierte Narrativ vom Civil Service als Hemmschuh für jede echte Reformpolitik an. Die ›*neocons*‹ der 1980er-Jahre adaptierten also das linke Anti-Establishment-Narrativ der 1970er-Jahre. Allerdings transformierten sie es zugleich im Sinne ihrer marktradikalen Agenda. Waren im Modernisierungsdiskurs

59 Vgl. dazu demnächst *Nikolai Wehrs*, »Abolish Economists!« Die Britcom »Yes Minister« (1980–1988) und der Wandel des britischen Konservatismus in der Ära Thatcher, in: VfZ 70 (erscheint 2022); vgl. *Shannon Granville*, Downing Streets Favourite Soap Opera. Evaluating the Impact and Influence of »Yes Minister« and »Yes, Prime Minister«, in: Contemporary British History 23, 2009, S. 315–336.

60 Zit. nach: URL: <[https://web.archive.org/web/20130206050220/http://www.bbc.co.uk/sitcom/advocate\\_yesminister.shtml](https://web.archive.org/web/20130206050220/http://www.bbc.co.uk/sitcom/advocate_yesminister.shtml)> [30.6.2021].

61 Vgl. *John Hoskyns*, Just in Time. Inside the Thatcher Revolution, London 2000, S. 141 f.

62 *Ders.*, Whitehall and Westminster. An Outsider's View, in: Parliamentary Affairs 36, 1983, S. 137–147, hier: S. 142.

der Boom-Ära die Amateurkultur und der Mangel an Planungskompetenz in Whitehall kritisiert worden, so richtete sich die Kritik der Thatcheristen genau umgekehrt gegen den in eben dieser Ära aufgebauten Planungsapparat, der nun als Symptom eines fehlgeleiteten Staatsinterventionismus diskreditiert wurde.<sup>63</sup>

Das zentrale Stichwort der Civil-Service-Reform unter Thatcher hieß dagegen »small government«. In diesem Sinne wurde das 1968 im Zuge der Fulton-Reformen eingerichtete »Civil Service Department« schon 1981 wieder aufgelöst (zu leicht ließ es wohl auch an das parkinsonsche »Department of Administrative Affairs« in »Yes Minister« denken). Allerdings wurde die administrative Zuständigkeit für den Civil Service nicht an das Treasury zurückgereicht, sondern nun im politischen Nahbereich der Premierministerin im Cabinet Office angesiedelt, mit dem *Cabinet Secretary* als neuem »Head of the Civil Service«. <sup>64</sup> Mit dem Ziel des Bürokratieabbaus verband die Regierung Thatcher zugleich das Ziel, »*entrepreneurial values*«, unternehmerisches Denken also, in der Kultur der Staatsverwaltung zu verankern. Im Unterschied zum Modernisierungsdiskurs der 1960er-Jahre galt es dazu, weniger auf wissenschaftliche Expertise als vor allem auf Managementenerfahrung aus der Privatwirtschaft zurückzugreifen. So wurde gleich 1979 Derek Rayner, ein *Chief Executive* des Kaufhauskonzerns Marks & Spencer, als Sonderregierungsberater an der Spitze einer »Efficiency Unit« engagiert, um Strategien für eine marktwirtschaftliche Rationalisierung des Civil Service zu entwickeln. Als ein Ergebnis der Rayner Unit wurde 1982 eine »Financial Management Initiative« gestartet, mit dem Ziel, den Einsatz von Kosten-Nutzen-Assessments in Verwaltungsprozessen zu institutionalisieren (was konkret kaum mehr hieß, als dass Departments künftig vor dem Start neuer Programme deren langfristige Kosten kalkulieren sollten). Als einschneidender erwies sich das von der Regierung Thatcher 1988 gestartete Programm »Improving Management in Government – The Next Steps«, bei dem große Teile der unteren Ebenen der Staatsverwaltung aus den Departments herausgenommen und in semi-autonome Executive Agencies ausgelagert wurden. 1996 arbeiteten bereits 71 % aller Civil Servants in Executive Agencies.<sup>65</sup> Unter Thatchers Nachfolger, John Major, wurde der marktradikale Reformkurs sogar noch verschärft. 1994 wurden die einheitlichen Lohn- und Dienstgrade im Civil Service abgeschafft, um im »Senior Civil Service« temporäre Arbeitsverhältnisse und *performance-related pay* zu ermöglichen. Damit sollten Anreize für Manager aus der Privatwirtschaft geschaffen werden, zumindest auf Zeit in den Staatsdienst zu wechseln. Vor allem die Chefposten der Executive Agencies wurden in den 1990er-Jahren schon regelmäßig mit Bewerbern von außerhalb des Civil Service besetzt.<sup>66</sup>

Wie sind die Reformen des Civil Service in der Ära Thatcher/Major zu bewerten? Ein faires Urteil wird zahlreichen Einzelmaßnahmen dieser Jahre im Detail durch-

63 Vgl. allgemein *Eric J. Evans*, *Thatcher and Thatcherism*, Abingdon/New York 2018 (zuerst 1997), S. 66–71 und 171–180.

64 Vgl. *John Greenaway*, *The Rise and Fall of the Civil Service Department*, in: *ders./Steve Smith/John Street*, *Deciding Factors in British Politics. A Case-Studies Approach*, London 1992, S. 139–163.

65 Vgl. *David Richards*, *The Civil Service under the Conservatives 1979–1997*. *Whitehall's Political Poodles?*, Brighton 1997, S. 23–46, insb. S. 41.

66 Vgl. *John Greenaway*, *Having the Bun and the Halfpenny. Can Old Public Service Ethics Survive in the New Whitehall?*, in: *PA* 73, 1995, S. 357–374.



aus Sinn zubilligen. Viele davon waren im Grunde Angleichungen an Strukturen, wie sie in weniger zentralistischen Staaten als Großbritannien schon lange üblich waren. In der Summe aber hat die Politik der ›Vermarktlichung‹ des Civil Service<sup>67</sup> – das Outsourcing der unteren Ebenen, die Flexibilisierung von Gehältern und Arbeitsverhältnissen et cetera – Strukturmerkmale des Dienstes beschädigt, auf denen in der ›klassischen‹ Phase wesentlich seine institutionelle Einheit beruht hatte. Fraglos hat diese Zergliederung der Ministerialbürokratie auch eine deutliche Schwächung seiner korporativen Identität bewirkt. Reformkritiker wie der Politikwissenschaftler John Greenaway riefen in den 1990er-Jahren bereits das Ende des Civil Service aus: »There is no longer in any meaningful sense a single uniform civil service. A bewildering host of agencies or departments [...] have their own conditions of service, grading, pay and recruitment procedures.«<sup>68</sup>

Noch schwerer wog aber wohl, dass die neoliberale Wettbewerbsideologie der 1980er- und 1990er-Jahre die Idee vom Civil Service als Leistungselite der »most promising young men of the day« (Northcote-Trevelyan) zerstörte. Zwar war die Einkommensdifferenz von Führungspositionen in Staatsdienst und Privatwirtschaft schon immer beträchtlich gewesen. Doch mit dem Aktienboom der 1980er-Jahre wuchs sie ins Unermessliche. Das konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Attraktivität des Civil Service als Arbeitsplatz bleiben. »[H]igh-flying men are being creamed off by the City and industry«, konstatierte John Lloyd von der Financial Times lakonisch 1988 in einer Artikelserie über »The Crumbling of the Establishment«.<sup>69</sup>

#### IV. Aufstieg einer Gegenelite – die Institutionalisierung parteipolitischer »Special Adviser«

Der Niedergang der Civil-Service-Tradition im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, das heißt die Auflösung der korporativen Identität des Dienstes unter dem wechselseitigen Druck von Elitekritik und Verwaltungsreform, erklärt indes allein noch nicht den politischen Einflussverlust der höheren Ministerialbürokratie in den vergangenen Jahrzehnten. Dafür muss eine weitere Entwicklung im politischen System Großbritanniens in den Blick genommen werden: der Aufstieg einer Gegenelite zum Civil Service in Gestalt der Special Adviser.<sup>70</sup>

Der Terminus »Special Adviser« entstammte noch dem Modernisierungsdiskurs der späten 1950er-Jahre. Kritiker der Amateurkultur in Whitehall wie Thomas Balogh hatten damals den Vorschlag entwickelt, die Minister sollten sich unabhängig vom Civil Service eigene fachkompetente Beraterstäbe aus wissenschaftlichen Ex-

67 Vgl. Colin Crouch, Marketization, in: Matthew Flinders/Andrew Gamble/Colin Hay u. a. (Hrsg.), *The Oxford Handbook of British Politics*, Oxford/New York etc. 2009, S. 879–895.

68 Greenaway, *Having the Bun and the Halfpenny*, S. 364.

69 John Lloyd, *Serving Thatcher's Children*, in: *Financial Times*, 20.7.1988; vgl. ders., *The Crumbling of the Establishment*, in: *Financial Times*, 16.7.1988; ders., *Preaching in the Market Place*, in: *Financial Times*, 18.7.1988.

70 Vgl. allgemein Ben Yong/Robert Hazell (Hrsg.), *Special Advisers. Who They Are, What They Do and Why They Matter*, Oxford/Portland 2014; Andrew Blick, *People Who Live in the Dark*, London 2004.

perten aufbauen, die nur für die Dauer der Amtszeit ihrer Minister in der Staatsverwaltung angestellt würden. Als ökonomischer Berater der Regierung Wilson gab Balogh ab 1964 selbst ein Beispiel für diesen Typus des wissenschaftlichen Sonderberaters ab.<sup>71</sup> Der Terminus blieb aber auch dann erhalten, als sich unter ihm recht bald etwas anderes etablierte, nämlich der Typus des parteipolitischen Beraters, den die Minister in der Regel aus ihren Parteiapparaten mitbrachten. Die Special Adviser waren so weniger die Antwort auf die Amateurkultur, als auf die von Tony Benn und anderen behauptete Gefahr einer Fremdsteuerung der Minister durch die Ministerialbürokratie. Der politischen Neutralität des Civil Service sollte eine Gruppe an die Seite gestellt werden, die expliziter auf das Programm der Regierung eingeschworen war.

Den Anfang setzte auch hier Harold Wilson, der 1964 bei seinem Amtsantritt als Premierminister seine langjährige Parteisekretärin Marcia Williams mitbrachte. Williams erhielt den Titel einer *Political Secretary*, musste aber noch einige Kämpfe ausfechten, um vom Civil Service Aktenzugang und einen adäquaten Büroraum in No. 10 Downing Street zu erhalten.<sup>72</sup> In Wilsons zweiter Regierungszeit ab 1974 wurde das System der Special Adviser formalisiert. Jeder Kabinettsminister durfte nun bis zu zwei Special Adviser benennen, die formell als temporäre Civil Servants angestellt wurden. In Downing Street baute der Politikwissenschaftler Bernard Donoghue eine »Policy Research Unit« auf.<sup>73</sup> Schon unter Wilson zeigten sich jedoch auch die Schattenseiten des Konzepts. Da die Special Adviser im Unterschied zu Civil Servants über keine andere Legitimationsquelle verfügten als das persönliche Vertrauen ihres Ministers, entbrannte sogleich ein scharfer Konkurrenzkampf um diese knappe Ressource. Wilsons letzte Amtsjahre wurden überschattet von den Kibalen seines »kitchen cabinet«, insbesondere zwischen Williams und Donoghue.<sup>74</sup>

In den 1970er-Jahren galten die Special Adviser noch als eine Erfindung der Labour Party. Zwar hatte auch der konservative Premierminister Edward Heath zwischen 1970 und 1974 einen *Political Secretary* in Person von Douglas Hurd. Doch hatte er vor allem die Beratungskapazitäten des offiziellen Civil Service zu stärken gesucht und dazu im Cabinet Office einen »Central Policy Review Staff« (CPRS) als quasi regierungsamtlichen Thinktank installiert. Auch Thatcher galt als skeptisch gegenüber Special Advisern, zumal sich die Aufstockung der ministeriellen Beraterstäbe schlecht mit der Idee von »small government« übereinbringen ließ, behielt das System aber letztlich bei. Auch die von Labour geerbte »Policy Research Unit« wurde unter der Leitung von John Hoskyns weitergeführt, während Heaths CPRS 1983 wieder aufgelöst wurde.<sup>75</sup> Das konnte als Signal gelesen werden, denn gerade Hoskyns plädierte ganz unverblümt für eine Stärkung der Parteiapparate zulasten

71 Balogh, *The Apotheosis of the Dilettante*, S. 124; vgl. Ben Yong, *Special Advisers and British Government*, in: ders./Hazell, *Special Advisers*, S. 13–33, hier: S. 18.

72 Vgl. Marcia Williams, *Inside Number 10*, London 1972.

73 Vgl. Yong, *Special Advisers and British Government*, S. 18 f.; Blick, *People who Live in the Dark*, S. 148–152.

74 Vgl. Bernard Donoghue, *Downing Street Diary. With Harold Wilson in No. 10*, London 2005.

75 Vgl. Yong, *Special Advisers and British Government*, S. 23 f.; Simon James, *The Central Policy Review Staff 1970–1983*, in: *Political Studies* 34, 1986, S. 423–440.

der Ministerialbürokratie.<sup>76</sup> Der Posten des Special Advisers etablierte sich rasch als erste Karrierestufe für ambitionierte Nachwuchspolitiker. Zu jener Politprominenz, die ihren Aufstieg als Special Adviser startete, zählten u. a. Margaret Beckett, Jack Straw, David und Ed Miliband, David Cameron und George Osborne.<sup>77</sup>

Den eigentlichen Durchbruch erlebte das Konzept jedoch erst mit dem Regierungsantritt von Tony Blair und ›New Labour‹ 1997. Wie schon 1964 und 1979 bestätigte sich auch 1997, dass die Vorbehalte einer neuen Regierung gegenüber dem Civil Service umso größer ausfielen, je länger die Partei zuvor in der Opposition gewesen war. Unter Blair wurde die Zahl der Special Adviser gleich zu Beginn von 34 auf 73 mehr als verdoppelt, allein in Downing Street stieg ihre Zahl von vorher 8 auf 18. Mit Jonathan Powell als *Downing Street Chief of Staff* und Alastair Campbell als *Press Secretary* erhielten zudem erstmals Special Adviser Weisungsbefugnis gegenüber Civil Servants.<sup>78</sup> Die massive Aufstockung war vor allem einer Neugewichtung der Medienkommunikation unter ›New Labour‹ geschuldet. Fast die Hälfte der Special Adviser unter Blair war mit Public Relations beschäftigt. Um die Öffentlichkeitsarbeit der Regierung besser in ihre politische Strategie einzubinden, wurden die Pressestellen sämtlicher Departments direkt Campbell in Downing Street unterstellt. Der Verlautbarungston regierungsamtlicher Mitteilungen sollte einem politisch werbenden Tenor weichen. Hatten die technokratischen Reformer der 1960er-Jahre geglaubt, einen im Kern viktorianischen Civil Service für das Planungszeitalter des 20. Jahrhunderts umbauen zu müssen, wollte ›New Labour‹ den bürokratischen Apparat für das Medienzeitalter des 21. Jahrhunderts fit machen.<sup>79</sup>

Ungeachtet der drei beachtlichen Wahlsiege von ›New Labour‹ ist zu fragen, ob dieser Politikansatz der Regierung Blair nicht insgesamt mehr geschadet als genützt hat. Die zirkuläre Logik, den Medien die Modernität der Regierung durch die Modernität ihrer Medienarbeit zu demonstrieren, führte rasch einen Eindruck von »mehr Schein als Sein« herbei. Trotz ihrer ›24/7‹-Medienkommunikation genossen Campbell und seine Spindoktoren bei den Korrespondenten in Westminster nie dasselbe Vertrauen wie zuvor die gewiss schwerfälligeren Pressestellen der Departments. Vor allem aber erreichte die Regierung Blair mit ihrer Vervielfachung der Special Adviser genau das Gegenteil der angestrebten homogenen Öffentlichkeitsarbeit. Da alle Special Adviser in erster Linie für ihre eigenen Minister warben und dafür ihre Netzwerke pflegten, wurden quasi alle Regierungssachverhalte in Windeseile ›durchgestochen‹. Vor allem über den endlosen Grabenkrieg zwischen Blair und dem *Chancellor of the Exchequer*, Gordon Brown, war die Öffentlichkeit dank des *media spin* ihrer konkurrierenden Beraterteams stets gut unterrichtet. Paradoerweise kehrte mit den Special Advisern auch die Amateurkultur durch die Hintertür zurück nach Whitehall. Hatte der Civil Service seit den Fulton-Reformen der

76 Vgl. *Hoskyns*, Whitehall and Westminster, insb. S. 145 ff.

77 Vgl. *Max Goplerud*, The First Time Is (Mostly) the Charm. Special Advisers as Parliamentary Candidates and Members of Parliament, in: *Parliamentary Affairs* 68, 2013, S. 332–351.

78 Vgl. *Yong*, Special Advisers and British Government, S. 24.

79 Vgl. *Peter Waller*, Special Advisers and Communications, in: *Yong/Hazell*, Special Advisers, S. 111–127.

1960er-Jahre einiges getan, um Fachspezialisten (insbesondere Ökonomen) den Weg zu ebnen, waren die Special Adviser typischerweise wieder Generalisten.<sup>80</sup>

Zeitgemäß transformierte der TV-Produzent Armando Iannucci 2005 für die BBC das Narrativ von »Yes Minister« in eine Satireserie über Special Adviser. Im Mittelpunkt von »The Thick of It« stand die (erkennbar Alastair Campbell nachempfundene) Figur Malcolm Tucker, der als hyperaggressiver Spindoktor durch die gläsernen Großraumbüros im Whitehall der 2000er-Jahre tobt und Minister und Civil Servants gleichermaßen terrorisiert. Dabei haben auch die Special Adviser keineswegs das Heft des Handelns in der Hand, sondern hetzen rund um die Uhr den Ereignissen hinterher, die die Medien ihnen setzen. »Yes Minister« hatte die Herrschaftsfrage dahin gehend beantwortet, dass der Civil Service herrschte, egal wen die Wähler wählten. »The Thick of It« gab die viel beunruhigendere Antwort, dass niemand mehr herrschte. Alle waren nur noch Getriebene in einem absoluten Chaos, für das die Serie den Neologismus »Omnishambles« prägte.<sup>81</sup>

Rückblickend lässt sich der Gedanke schwer vermeiden, dass die Autoren von »The Thick of It« in den 2000er-Jahren beängstigend realitätsnah die politische Szenerie eine Dekade später vorausgeahnt haben. Das Brexit-Referendum, das Großbritannien im Juni 2016 für mehrere Jahre ins politische Chaos stürzte, war ursprünglich eine Ausgeburt egoistischer Machtspiele der widerstreitenden Strategen und Spindoktoren im Parteiapparat der Conservative Party.<sup>82</sup> 2014 hatte Dominic Cummings, damals Special Adviser des euroskeptischen Ministers Michael Gove, noch versucht, Assoziationen zu »Yes Minister« zu wecken, als er über den proeuropäischen Premierminister David Cameron lästerte, dieser stehe völlig unter dem Einfluss seines *Cabinet Secretary* Jeremy Heywood: »Heywood is more important than anyone in the Cabinet [...]. He sits right next to the Prime Minister. He has him completely by the balls and Cameron does not do anything without Heywood's permission.«<sup>83</sup>

In der Sache hätte Cummings nicht falscher liegen können. Hätte Heywood derartigen Einfluss auf seinen Premierminister gehabt, so hätte dieser die Hochrisikostategie des Brexit-Referendums vermutlich niemals gewählt.<sup>84</sup> 2014 hatte sich Cameron noch mit der Bemerkung gütlich getan, es gebe offenbar »a path from special adviser to career psychopath«.<sup>85</sup> Zwei Jahre später aber hat Cummings als Kampagnenleiter von »Vote Leave« Camerons politische Karriere beerdigt.

Den Civil Service stellte das erfolgreiche Brexit-Referendum vor die undankbare Herausforderung, den von »Vox populi« mit knapper Mehrheit getroffenen Austrittsbeschluss aufwendig zu implementieren, obwohl alle ihm verfügbare Expertise auf die Schädlichkeit dieses Weges hinwies. Der Labour-Politiker Andrew Adonis (selbst

80 Vgl. ebd., S. 119 ff.

81 Vgl. *Steven Fielding*, *A State of Play. British Politics on Screen, Stage and Page*, from Anthony Trollope to *The Thick of It*, London/New Delhi etc. 2014, S. 257–263.

82 Vgl. dazu eindrücklich *Tim Shipman*, *All Out War. The Full Story of Brexit*, London 2016.

83 *Patrick Wintour*, *Cabinet Secretary has David Cameron »by the balls«, says former Tory Adviser*, in: *The Guardian*, 19.11.2014.

84 Vgl. dazu jetzt: *Suzanne Heywood*, *What Does Jeremy Think? Jeremy Heywood and the Making of Modern Britain*, London 2020.

85 *Rowena Mason*, *PM Backs Michael Gove but Suggests Former Aide Was a »Career Psychopath«*, in: *The Guardian*, 18.6.2014.

ein ehemaliger Special Adviser der Regierung Blair) behauptete im Dezember 2017, die Stimmung an maßgeblichen Stellen im Treasury und im Foreign Office gleiche einer Art »Government-in-exile«:

»There is very low morale in Whitehall because almost no civil servants agree with the policy of the Government. I do not think there has ever been a period when the Civil Service had been more disaffected with the Government it serves. I do not know a single senior civil servant who thinks that Brexit is the right policy, and those that are responsible for negotiating it are in a desperate and constant argument with the Government over the need to minimise the damage [...].«<sup>86</sup>

Deutlicher als in der Brexit-Krise hätte nicht demonstriert werden können, dass die Verwaltungselite eines demokratischen Gemeinwesens nur höchst eingeschränkt als eine Machtelite fungiert. Trotz ihrer vitalen Leistungen für den Staatsapparat hat sie nur soweit konkreten Einfluss auf den politischen Prozess, als sie einen Grundkonsens mit der politischen Elite aufrechterhalten kann. Löst sich dieser Konsens auf, gerät die Verwaltung politisch ins Abseits.

Der Antritt der Regierung Boris Johnson und der Einzug von Dominic Cummings als Senior Political Adviser des neuen Premierministers in No. 10 Downing Street im Juli 2019 hatten vor diesem Hintergrund etwas von einer feindlichen Übernahme. In einem beispiellosen Bruch mit dem Permanenzprinzip des Civil Service wurden in den folgenden Monaten reihenweise hochrangige Ministeriale – darunter der *Cabinet Secretary*, vier weitere *Permanent Secretaries* und der *Treasury Solicitor* (der ranghöchste Rechtsberater der Regierung) – aus dem Amt gedrängt. Insider berichteten von einem Klima der Einschüchterung. Eine der Hauptfunktionen des Civil Service, »*speaking truth to power*«, werde systematisch verunmöglicht. Währenddessen erging sich Cummings in Andeutungen über eine von ihm selbst konzipierte, tief greifende Civil-Service-Reform, bei der (wieder einmal!) der Typus des Bürokraten durch einen kreativen Managertypus abgelöst werden sollte. Die Dominanz der ›Oxbridge‹-Bildungselite sollte durch »weirdos and misfits with odd skills« aufgebrochen werden.<sup>87</sup> Im November 2020 musste Cummings Downing Street allerdings schon wieder verlassen, gestolpert offenbar über eine Intrige konkurrierender Special Adviser.<sup>88</sup>

86 *Toby Helm*, Adonis on Brexit: »No Mandarin Backs May. Government Has Broken down«, in: *The Observer*, 31.12.2017.

87 *Rajeev Syal*, Dominic Cummings Calls for »Weirdos and Misfits« for No 10 Jobs, in: *The Guardian*, 3.1.2020; *ders.*, The Growing List of Civil Servants Frozen out while Johnson's Ministers Remain, in: *The Guardian*, 27.8.2020; »*The Civil Servant*« [Anonymus], The Rogue Civil Service Tweet Spoke for Most of Us, in: *The Guardian*, 26.5.2020; *Sebastian Pane/George Parker*, The Smashing of the British State, in: *FT Magazine*, 8.10.2020.

88 *Simon Murphy*, Dominic Cummings and Lee Cain Departure: What Really Happened, in: *The Guardian*, 16.11.2020.

## Fazit – Der Civil Service und das Ende des ›Establishments‹

Im Augenblick also scheinen die Zeichen auf eine leichte Entspannung der politischen Konfliktlage in Großbritannien zu deuten. Wie lange der Augenblick anhält und ob er noch die Drucklegung dieses Textes erlebt, ist ungewiss. Fest steht indes schon jetzt, dass die Brexit-Krise eine tiefe Kluft des Misstrauens zwischen Ministerialbürokratie und politischer Klasse offenbart hat. Der viel beschworene Einfluss des Civil Service scheint auf einem Tiefpunkt angekommen zu sein. Zugleich hat dieser Niedergang offenbar ein Vakuum hinterlassen und das politische System Großbritanniens tendenziell destabilisiert. Doch hat der vorliegende Aufsatz auch gezeigt, dass diese Entwicklung älter ist als das Referendum von Juni 2016. Im Gegenteil spricht einiges dafür, die Brexit-Krise zumindest partiell bereits als die Folge einer jahrzehntelangen Schwächung von Whitehall gegenüber Westminster zu lesen. Mindestens vier miteinander verschränkte Entwicklungen konnten herausgearbeitet werden.

Erstens war der relative Abstieg des Civil Service die Folge einer Serie von Verwaltungsreformen seit dem Fulton-Report von 1968. Am Ausgangspunkt dieser Entwicklung stand die Kritik am Civil Service im Establishment-Diskurs der späten 1950er-Jahre. Seither waren alle Ideen zur Reform des Civil Service von dem Motiv getragen, die vermeintlich verkrusteten Strukturen in Whitehall durch eine moderne Managementkultur abzulösen. Tatsächlich aber hat die nicht enden wollende Kette immer neuer Reformen vor allem eine Zergliederung des Civil Service als institutionelle Einheit bewirkt. Die bestimmenden Strukturmerkmale des Dienstes in seiner ›klassischen‹ Phase von den 1920er-Jahren bis Mitte der 1950er-Jahre wurden spätestens in der Ära Thatcher/Major durch ein Wirrwarr an Executive Agencies und ›Delivery Units‹ abgelöst. Mittelbar führte das auch zur weitgehenden Auflösung der korporativen Identität des Civil Service.

Freilich wird man, zweitens, aufpassen müssen, als Maßstab bei dieser Bilanz nicht allzu umstandslos das idealisierte Selbstbild der Ministerialbürokratie anzulegen, wie es etwa Warren Fisher und Edward Bridges in der ›klassischen‹ Phase zeichneten. Der gerühmte *esprit des corps* des Civil Service etwa war immer ein Stück weit ein Mythos gewesen. Schon in der Zwischenkriegszeit diente er nicht zuletzt der Verschleierung der sozialen Exklusivität der *Administrative Grades* (inklusive ihrer patriarchalischen Struktur). Insoweit die korporative Identität auf einer distinkten Bildungskultur beruhte, hatten sich ihre Voraussetzungen schon in den 1960er-Jahren weitgehend erledigt. Dennoch, was auch immer gegen die Amateurkultur in Whitehall gesagt werden konnte – mit der Figur des humanistischen *good all-rounder* kam der Ministerialbürokratie ein Selbstbild abhanden, das weder die technokratische Figur des Experten noch später die neoliberale Managerfigur adäquat ersetzen konnten.

Was drittens die politische Rolle des Civil Service betraf, so war die Selbstherrlichkeit, mit der Bridges noch 1950 eine stille Lenkung der Minister durch die Ministerialen propagiert hatte, spätestens mit dem Aufsehen um die »Crossman Diaries« 1975 passé. Seither war die Arbeitsbeziehung zwischen den *unelected officials* und den Politikern stets mit dem Verdacht belastet, die Ministerialen könnten ihre überlegene Kenntnis des Apparats ausnutzen, um politische Veränderungen auszu-

bremsen. Von Tony Benn über Thatcher bis zu Blair breitete sich das Misstrauen gegen den Dienst von den Rändern in die Mitte der politischen Klasse aus. Die Antwort der Politik auf das vermeintliche Problem bestand in der Etablierung einer Gegenelite in Form der Special Adviser. Mit den parteipolitischen Beratern wurden jedoch auch die innerparteilichen Konkurrenzen in den Staatsapparat hineingetragen. Diese Kultur des ständigen Infigting aller gegen alle – das »Omnishambles« – war die ideale Brutstätte für die Brexit-Strategen und ihren »All out war« (Tim Shipman).

Viertens schließlich kann gar nicht genug betont werden, wie sehr es vor allem die öffentlichen Debatten um den Civil Service waren, die alle diese Entwicklungen seit den 1950er-Jahren antrieben und miteinander verschränkten. So gesehen war die neue Antastbarkeit der Ministerialbürokratie indirekt auch ein Zeichen für die zunehmende Demokratisierung der politischen Kultur. Die Elitekritik hatte also konkrete Rückwirkungen auf die reale Struktur und den realen Handlungsspielraum dieser Funktionselite. Dabei war es von sekundärer Bedeutung, bis zu welchem Grad die von C. P. Snow bis Armando Iannucci gezeichneten Bilder Zerrbilder waren. Vielmehr konnte gerade aus der medialen Verfestigung überkommener Stereotype echter Veränderungsdruck erwachsen. Nichts macht das deutlicher als der Massenerfolg von »Yes Minister«. Nicht nur verstärkte die populäre Satire die politische Legitimation der Regierung Thatcher für ihre strukturverändernden Eingriffe. Die Fernsehserie hatte auch einen anhaltend verunsichernden Effekt auf die Ministerialen selbst, die fortan peinlich darauf bedacht waren, nicht durch zu viel Bedenkenträgertum das Negativklischee zu bestätigen. »We became afraid to say ›No, Minister‹«, gestand ein anonymes Permanent Secretary.<sup>89</sup>

In der Summe führten die beschriebenen Prozesse einen so gravierenden Reputationsverlust des britischen Civil Service herbei, dass dieser heute nur noch begrenzt in der Lage zu sein scheint, die Rolle einer »strategic elite« (Suzanne Keller) auszufüllen. Für politische Lenkungsaufgaben mangelt es dem Civil Service an institutioneller Einheit und entsprechender Unabhängigkeit. Eine Machtelite stellt er so schwerlich noch dar. Ebenso wenig bildet die höhere Ministerialbürokratie noch eine kohärente Sozialelite. Für die Attraktivität des Dienstes als Arbeitsplatz waren schon immer Faktoren wie Kündigungsschutz und Pensionsberechtigung höher zu veranschlagen als die Entlohnung selbst. In der neoliberalen Ära seit den 1980er-Jahren wurden die Verdienstunterschiede zur Privatwirtschaft jedoch endgültig zu groß, als dass sie noch glaubhaft durch Dienstethos zu überbrücken gewesen wären. Ein Unternehmer äußerte 2018 nur noch beißenden Spott über die Idee, »that you can get civil servants who are paid a fraction of the money that you could earn in industry, somehow making better judgements than industry. It's nonsense.«<sup>90</sup> Mit der Idee einer Leistungselite der »most promising young men of the day« (Northcote-Trevelyan) ging dem Civil Service indes auch seiner Rolle als Wertelite mit gesellschaftlichem Vorbildcharakter verloren.

In Bezug auf das Verhältnis von Elitefunktion und Elitekritik kommt dieser Text also zu einem eher beunruhigenden Fazit. Was im letzten Drittel des 20. Jahrhun-

89 Zit. nach: *Anthony King*, *Who Governs Britain?*, [London] 2015, S. 196.

90 Zit. nach: *Davis*, *Reckless Opportunists*, S. 14 f.

derts als elitekritischer Diskurs über das Demokratiedefizit der Staatsverwaltung begonnen hatte, mündete im frühen 21. Jahrhundert in eine virulente Funktionskrise der Ministerialbürokratie und einen bedenklichen Kontrollverlust innerhalb des politischen Systems. Noch beschädigter als die Funktionselite selbst erscheint indes das an ihr so oft exemplifizierte Establishment-Narrativ. Owen Jones' Fantasie von 2014 eines impliziten Bundes der gesellschaftlichen Führungseliten zur manipulativen Lenkung des Staates jenseits des Volkswillens überzeugt heute noch weniger als damals. Der Politikwissenschaftler Aeron Davis hat 2018 die gegenteilige These eines »End of the Establishment« aufgestellt.<sup>91</sup> In der Tat, in der Brexit-Krise schienen die britischen Eliten in radikal opponierende Lager zu zerfallen. Während Wirtschaft und Finanzwelt hilflos zusehen mussten, wie ausgerechnet die Conservative Party das Land aus ihrem wichtigsten Markt (dem EU-Binnenmarkt) herausführte, leisteten sich die proeuropäischen Kräfte im *hung parliament* von 2017 eine allseitige Blockade. Statt »managed democracy« (Owen Jones) nur »Omnishambles« (Armando Iannucci).

Kann es sein, dass die liberale Demokratie zu ihrem Schutz und ihrer Fortentwicklung im 21. Jahrhundert nicht allein eines Mehrs an Partizipation, sondern nicht zuletzt auch eines erneuerten Bewusstseins für die stabilisierende Wirkung von Funktionseliten bedarf?

---

91 Ebd.



MICHAEL HOMBERG

## »Eliten-Bildung«

Die Rolle westdeutscher Experten am »Indian Institute of Technology Madras«

Am 3. Dezember 1962 reiste Heinrich Lübke zur Einweihungszeremonie der Technischen Hochschule nach Madras. Eine kleine deutsche Delegation begleitete den Bundespräsidenten an die Lehranstalt, die als »Hochschule im Dschungel« nur drei Jahre nach ihrer Gründung zu einem Aushängeschild der bundesdeutschen Entwicklungspolitik in Indien geworden war. Noch vor der Anreise waren persönliche Glückwunschtelogramme aus Bonn eingegangen – von Bundeskanzler Konrad Adenauer und verschiedenen Kabinettsvertretern, darunter Vizekanzler Ludwig Erhard, Außenminister Gerhard Schröder und Entwicklungsminister Walter Scheel. Denn die Hochschule in Madras, vor deren Schülern und Dozenten Lübke, der Ehrengast, am Rande seines Staatsbesuchs in Indien sprach, war das Ergebnis deutsch-indischer Entwicklungskooperation und zugleich das »größte deutsche Projekt«<sup>1</sup> im Feld der »Bildungshilfe« gewesen. So zelebrierte auch die »Wochenschau« Lübkes Besuch euphorisch als »Dokument« deutsch-indischer »Freundschaft und Partnerschaft«.<sup>2</sup>

In seiner Rede stellte Lübke die symbolische Bedeutung des deutschen Engagements in Indien heraus. Dazu pries er die Elitehochschule in Madras als Symbol des globalen Wissensaustauschs. In einer ersten Vorlage zu seiner Rede notierte er voller Pathos den Wunsch, dass »mit diesem Institut [...] für Indien eine weitere Quelle erschlossen« sei, »aus der immerwährend Wissen in geistiger Freiheit sprudeln« werde. »Das ist das lebendige Wasser, das Indien braucht, um seine Nöte zu überwinden und aufzublühen.«<sup>3</sup> Bei der Grundsteinlegung erinnerte er alsdann an Mahatma Gandhis Grundsatz: »Knowledge will be the common property of the people.«<sup>4</sup> So universal und egalitär die Vorstellung dieses Wissensaustauschs indes klang, so rasch zeigte sich, dass die Zirkulation von Experten, Know-how und Ressourcen in Madras von Anbeginn an gewichtige politische, soziale und kulturelle Hierarchien (re-)produzierte und – sowohl was die Auslese deutscher Entwicklungs-

1 Vgl. *Rainer Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras aus der Sicht eines deutschen Projektmitarbeiters, in: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) GmbH (Hrsg.), Technische Hochschule Madras, Eschborn 1978, S. 13–112, hier: S. 40 f.

2 Der Staatsbesuch in Indien. Dokument einer Freundschaft und Partnerschaft, Deutsche Wochenschau GmbH, 1962, URL: <<https://www.filmothek.bundesarchiv.de/video/590212>> [29.6.2021].

3 Ansprache des Herrn Bundespräsidenten, Redemanuskript, Auswärtiges Amt, Abt. 8 [Entwicklungshilfe] an Ref. 709 [Indien], 4.8.1962, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA), Berlin, B61–411/263.

4 Souvenir Volume To Commemorate the Visit of His Excellency Dr. Heinrich Lübke. Foundation Stone-Laying Ceremony, IIT Madras, 3.2.1962, S. 23 f., sowie *R. Krishnamurthi*, 3<sup>rd</sup> December 1962. A Red-Letter Day, in: Indian Institute of Technology Madras, Magazine, 1962–63, Nr. 4, S. 94–102, hier: S. 99–101,

URL: <[https://heritage.iitm.ac.in/describe/artefact/002\\_001\\_004](https://heritage.iitm.ac.in/describe/artefact/002_001_004)> [9.8.2021].

expertinnen und -experten und ihrer indischen Counterparts als auch des hier auszubildenden akademischen Nachwuchses angeht – in exklusiven Zirkeln verblieb.

Der vorliegende Beitrag will vor diesem Hintergrund einen exemplarischen Zugang zur Geschichte der »Eliten-Bildung« in Indien erproben und die Auseinandersetzungen um die Wege, Konzepte und Ziele der deutsch-indischen Bildungskooperation in Madras aus drei Perspektiven in den Blick nehmen. Erstens sollen – vor der Folie von Dekolonisation und Kaltem Krieg – die Planspiele der Gründung einer Technischen Hochschule in Madras in den Blick rücken. Die Untersuchung des deutschen Engagements in Madras und der Kontroversen um die Ausgestaltung des Bildungsprogramms zwischen Indern und Deutschen, die gleichermaßen die Agency der ausländischen Expertinnen und Experten wie auch der von ihnen in den 1960er- und 1970er-Jahren ausgebildeten lokalen Funktionseliten berücksichtigt, erlaubt es, die »verflochtenen«<sup>5</sup> Dynamiken der Elitenrekrutierung und -ausbildung in Nord und Süd, ihre Legitimationsstrategien und Kritiken zu rekonstruieren.<sup>6</sup> Zweitens spürt der Beitrag dem Wirken und der Wahrnehmung westdeutscher Entwicklungsexpertinnen und -experten nach. Im Rahmen der Fallstudie zu Madras soll ihre Rolle als »Elite« der deutschen Entwicklungsprogramme im Kontext der Gründung der Hochschule analysiert werden, die ab den ausgehenden 1950er-Jahren – auch dank deutschen Personals und deutscher Entwicklungsgelder – zu einer der bis heute zentralen Institutionen der Eliten(re)produktion in Indien avancierte. Und drittens werden die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, Dynamiken und Folgen der »Eliten-Bildung« vor dem Hintergrund der politischen Auseinandersetzung um die Konzepte der Ausbildung des technisch-akademischen Nachwuchses in Indien in den Blick genommen, der die »Indian Institutes of Technology« (IIT), so die These, ab den ausgehenden 1950er-Jahren den Weg wiesen.

## **I. Die hohe Schule der Entwicklung? Das IIT Madras als Vehikel der Nationsbildung und die Entwicklungskonkurrenz des Kalten Kriegs**

Im Jahr 1955 reiste eine kleine Expertendelegation aus Indien nach Deutschland, um sich einen Eindruck von der Lage des deutschen Hochschulwesens zu machen. Dabei wies der Besuchsplan vor allem Technische Hochschulen und Ingenieursanstalten aus. Premierminister Jawaharlal Nehru suchte dieser Tage nach einem Weg, um sein Vorhaben, Indien in eine Wissens- und Technologienation zu verwandeln, ins Werk zu setzen. Am Ende schlug die Delegation die Gründung eines technologischen Instituts nach dem Vorbild deutscher Hochschulen vor. Nach ihrer Rückkehr

5 Zu diesem Ansatz, die Prozesse der Globalisierung als Ergebnis verflochtener, »geteilte[r] Geschichten« im Sinne einer doppelten Semantik zu lesen, die im Englischen als *shared* und *divided* wiedergegeben werden kann, vgl. Sebastian Conrad/Shalini Randeria, Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 9–48, hier: S. 17.

6 Die »Entwicklungsprojekte« können so als »Mikro-Räume globaler Vergesellschaftung« gelesen werden. Vgl. Hubertus Büschel/Daniel Speich, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 7–29, hier: S. 22.

bahnte sich rasch ein enger Austausch zwischen Bonn und Delhi über gemeinsame Anstrengungen im Bereich der technischen Bildung an.

Für beide Länder lagen in der Kooperation politische und ökonomische Chancen. Während Nehru die Akquise von Entwicklungsgeldern zu Beginn des Kalten Kriegs als Werkzeug des *nation building* sah, verstand die Bundesregierung des gerade souveränen Deutschlands unter Kanzler Konrad Adenauer ihre Zuwendung vor allem als Versicherung, den Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik gegenüber der DDR im globalen Süden durchzusetzen. Überdies warben westdeutsche Ökonomen und Unternehmer schon in den 1950er-Jahren um Indien als einen »Markt der Zukunft«. Mit der Förderung des Handels verbanden sich so zugleich entwicklungs- und außen(handels)politische Ziele. Schon 1957 konstatierte die ZEIT, der Siegeszug der »»Technical Assistance« in Entwicklungsländern« mache »Auslandsingenieure« zu Vorposten neuer Handelsregime: der »technische Export folgt dem Ingenieur des Landes, das seine Investitionsgüter anzubieten versteht.«<sup>7</sup> Um die Entwicklung der neuen Nationen über Know-how und Maschinen voranzutreiben, benötige es Investitionen aus den Industriestaaten, konstatierten auch deutsche Diplomaten in New Delhi: »Der Handel folgt der technischen Hilfe.«<sup>8</sup> Am Rande des Staatsbesuchs von Nehru in der Bundesrepublik unterbreitete Adenauer so ein Angebot, den Bau einer Hochschule aus den Mitteln der deutschen »technischen Hilfe« zu unterstützen.<sup>9</sup>

Den Bau des »Technikums« begleiteten von Beginn an hohe Erwartungen. So schwärmte der deutsche Botschafter in Delhi, Ernst Wilhelm Mayer, es gehe um nichts weniger als die Perspektive,

»in Asien ein Institut von wahrhaft geschichtlich bedeutsamen und für unsere eigenen Interessen äußerst nützlichem Charakter zu errichten, ausgestattet mit deutschen Lehrkräften, ausgestattet mit deutschen Instrumenten von Werbekraft, [...] ein einzigartiges Zentrum für deutschen technischen Geist und deutsches technisches Können.«<sup>10</sup>

Um Ausmaß und Zielrichtung der deutschen Unterstützung zu eruieren, hatte die Bundesregierung so bereits im Oktober, wenige Monate nach Nehrus Besuch in Deutschland, eine Delegation unter der Leitung des bayrischen Staatsministers für

7 O. F. Stripp, Der Weg zu besseren Orientkontakten, in: Die ZEIT, 12.9.1957. Vgl. auch A. Schiefer, Der Handel folgt nicht mehr der Flagge, er folgt dem Ingenieur, in: Die ZEIT, 13.3.1958.

8 W. G. von Heyden, Deutsche Botschaft, New Delhi, an das AA, 25.5.1959, PA AA, B61–411/142.

9 Deutscher Freundschaftsbesuch in Indien. Interview, 14.12.1955, in: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, Nr. 234, S. 2001; West Germany to set up Technical College in India, in: The Mail, 15.7.1956, PA AA, AV Neues Amt (AV NA) 3661; Address by W. G. von Heyden, German Chargé d'Affaires at the Inauguration of the Indian Institute of Technology in Madras, 31.7.1959, S. 1–4, hier: S. 1, PA AA, AV NA 3666; Otto Heipertz: Vermerk Deutsche technische Hilfe für Indien, 27.6.1956, PA AA, B58/35. Zur Gründung des IIT Madras vgl. allgemein Kim Patrick Sebaly, The Assistance of Four Nations in the Establishment of the Indian Institutes of Technology, Diss., Ann Arbor 1972, S. 67–85, sowie kürzlich Roland Wittje, Engineering Education in Cold War Diplomacy. India, Germany, and the Establishment of IIT Madras, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 43, 2020, H. 4, S. 560–580; ders., The Establishment of IIT Madras. German Cold War Development Assistance and Engineering Education in India, in: Technikgeschichte 87, 2020, H. 4, S. 335–358.

10 E. W. Meyer, Deutsche Botschaft, New Delhi, an das AA, 30.11.1956, S. 1–4, PA AA, AV NA 3661.

Unterricht und Kultus, August Rucker, nach Indien gesandt, die binnen vier Wochen stolze 35 Hochschulen und Forschungseinrichtungen im ganzen Land besuchte.<sup>11</sup> Viel kontroverser als die Wahl des Standorts war dabei die Frage der Konzeption des Instituts gewesen. Hier gingen die Meinungen der deutschen und indischen Planer rasch erkennbar auseinander. Während die Deutschen das Modell einer praktisch ausgerichteten »Ingenieursschule« favorisierten, waren die Inder, wie ein lokaler Experte zu Protokoll gab, »in erster Linie« an einer stark theoretisch ausgerichteten Eliteeinrichtung – einer »Technischen Hochschule« – interessiert.<sup>12</sup>

Der Dissens über den Charakter des Instituts erschwerte die Planspiele der Rucker-Kommission. Zwar erkannten auch die deutschen Experten im Mangel an Ingenieuren und Technikern eines der vordringlichsten Probleme des Landes. Doch schien es ihnen, um diesem Mangel zu begegnen, zumal in einem Land wie Indien, der beste Weg, eine »Lehranstalt« in Form eines Polytechnikums zu errichten, das ein Modell praxisnaher Ausbildung vorsah.<sup>13</sup> So gingen die Planungen denn auch dahin, die Studierenden – abseits optionaler Praktika in der lokalen Industrie – im Rahmen längerer, wenigstens sechsmonatiger Workshops in den Zentralwerkstätten und Laboren des Campus auf den Einsatz in Industrie und Agrarwesen vorzubereiten. Ohnehin zeigte sich die Kommission überzeugt, dass auch ein mögliches »Höhere[s] Technologische[s] Institut«, von dem die indischen Verhandlungspartner aus Politik und Forschung sprachen, keineswegs der »Leistung nach einer deutschen technischen Hochschule gleichzustellen [...], sondern nach der Lehrweise sowie nach dem Bildungsstand der aufzunehmenden Kandidaten und auch nach den Examenanforderungen in ihrem Hauptzweck als gehobene Ingenieursschule zu bezeichnen« sei.<sup>14</sup>

Aus der Perspektive der Planer in New Delhi dagegen war die Errichtung eines – auch und gerade im Bereich der Forschung exzellenten – Instituts höherer technischer Bildung eine Frage des nationalen Prestiges. Die Gründung neuer, technischer Hochschulen war bereits in den letzten Jahren des britischen Empires zu einem wichtigen Symbol der Entwicklung des Landes geworden. Britische Experten wie Nobelpreisträger Archibald Vivian Hill oder John Philip Sargent, im Jahr 1943 Berater der Regierung in der Bildungspolitik, hatten eine Zentralisierung des Bildungs- und Forschungswesens nach britischem Beispiel angeregt, wenngleich expressis

11 Neben Rucker, der zuvor als Ordinarius für Ingenieurwesen und Städtebau auch Rektor der TH München gewesen war, gehörten der Rektor der TU Berlin, Johannes Lorenz, der Direktor der Polytechnischen Hochschule Hamburg, Heinrich Duensing, und der Leiter der Forschungsabteilung von AEG, Reiner Thedieck, zur deutschen Reisegruppe.

12 Oskar Scholze, MIT, an A. Vogt, Konsulat, Madras, 20.9.1956, S. 1–2, PA AA, AV NA 3661. Vgl. Oskar Scholze, Errichtung einer Technischen Hochschule in Indien, 11.8.1956, S. 1–7, PA AA, AV NA 3661. Zur Konkurrenz um die Wahl des Standorts vgl. überdies A. Vogt, Konsulat, Madras, an das AA, 11.8.1956, S. 1–2, PA AA, AV NA 3661.

13 Vgl. *August Rucker*, Deutsche Mission für die Begründung einer Technischen Hochschule (Technical Institute) in Indien, 23.11.1956, S. 1–5; Deutsche Beratende Kommission für die Errichtung eines Technischen Instituts in Indien, 20.12.1956, PA AA, B58/35; Programme of the German Technical Mission in India, 23<sup>rd</sup> Oct. to 24<sup>th</sup> Nov. 1956; Technical Aid to India, in: *The Hindu*, 27.10.1956; W. German Technical Mission, in: *Indian Express*, 6.11.1956, PA AA, AV NA 3661.

14 E. W. Meyer, Deutsche Botschaft, New Delhi, an das AA, 30.11.1956, S. 1–4, PA AA, AV NA 3661. Zur »Rucker-Mission« vgl. überdies Rucker, Deutsche Beratende Kommission, PA AA, B58/35, sowie *Sebaly*, *The Assistance of Four Nations*, S. 67–70.

verbis der Status quo der technischen Bildung im Königreich in der Kritik stand. Auch deshalb setzte sich am Ende der Vorschlag zur Gründung Technischer Hochschulen nach dem Modell US-amerikanischer Eliteuniversitäten durch.<sup>15</sup> Hier avancierte das »Massachusetts Institute of Technology« zur Blaupause der Pläne im Bereich der technischen Bildung.<sup>16</sup>

Als ein Komitee unter Vorsitz des Industriellen und Ökonomen Nalini Ranjan Sarkar ab 1945 dann die Gründung technischer Lehranstalten in Indien erörterte, rezitierte es einmal mehr die Formel von einer »central institution possibly on the lines of the Massachusetts Institute of Technology«.<sup>17</sup> Doch schlug es, auch angesichts der Größe des Landes, letztlich ein anderes Modell vor: die Gründung mehrerer, regional – in allen vier Himmelsrichtungen – verteilter Institute.<sup>18</sup> Den Beginn markierte dabei 1950 die Gründung eines Instituts in Kharagpur im Nordosten des Landes. Bis 1963 kamen vier weitere Institute in Bombay, Kanpur, Madras und Delhi hinzu, die als »Institute von nationaler Bedeutung« zu Leuchttürmen der indischen Wissenschaftslandschaft aufgebaut werden sollten.<sup>19</sup>

Die Gründung der IITs war ein globales entwicklungspolitisches Vorhaben. Schon die Förderung der ersten Technischen Hochschule in Kharagpur im Jahr 1950 diente den handels- und geopolitischen Interessen ihrer Sponsoren. So zählten neben den Vereinigten Staaten auch Großbritannien und die UdSSR im Rahmen des UNESCO-Bildungsprogramms zu den Förderern, die Experten, Know-how und High-techprodukte nach Indien schickten. Ein Jahr nach der Gründung wurde das »Eastern Higher Technical Institute« in Kharagpur in »Indian Institute of Technology« umbenannt; in den ausgehenden 1950er-Jahren kam es dann in rascher Folge zur Gründung weiterer IITs unter der »Schirmherrschaft« einzelner Nationen. Dabei erwies sich die Förderung des IIT Bombay durch die UdSSR im Jahr 1958 – ein Jahr nach dem »Sputnik-Schock« – als Fanal des technopolitischen Wettrüstens. Fortan verstärkten die Amerikaner ihre Bemühungen in Indien und beteiligten sich an der Gründung des IIT Kanpur, während die Bundesrepublik die TH in Madras unter-

15 »There ought to be founded in India a few Colleges of Technology on a really great scale, like the MIT at Cambridge, Mass.« A. V. Hill, A Report to the Government of India on Scientific Research in India, London 1945, S. 29–30. Im Versprechen technischer Expertise sah Hill den Schlüssel zur Lösung der Entwicklungsprobleme: »The future of Indian industrial and agricultural development must depend upon the supply of first-class technical brains, trained in an atmosphere both of original research and of practical experience.« Scientific Research in India, in: Nature, 5.5.1945, S. 532–535, hier: S. 533 f.

16 Das MIT hatte bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Träume der indischen Oberschichten ange-regt; so war eine kleine Elite schon vor 1945 in die USA gekommen. Vgl. Ross Bassett, The Technological Indian, Cambridge/London 2016, S. 174–177.

17 Development of Higher Technical Institutions in India (Interim Report of the Sarker Committee), Simla 1946, S. 1.

18 Ebd., S. 3 f. Vgl. dazu auch Bassett, The Technological Indian, S. 173–180; ders., Aligning India in the Cold War Era. Indian Technical Elites, the Indian Institute of Technology at Kanpur and Computing in India and the United States, in: Technology and Culture 50, 2009, H. 4, S. 783–810; Ajantha Subramanian, The Caste of Merit. Engineering Education in India, Cambridge/London 2019, S. 58–80.

19 Vgl. Katsuhiko Yokoi, The Colombo Plan and Industrialization in India. Technical Cooperation for the Indian Institutes of Technology, in: Shoichi Watanabe/Shigeru Akita/Gerold Krozewski (Hrsg.), The Transformation of the International Order of Asia, London 2015, S. 50–71, hier: S. 50 f.

stützte und das Delhi Engineering College unter britischer Förderung ins Leben kam. Die Gründung der Hochschulen war so zugleich Ausdruck eines technokratischen Planungs- und Modernisierungsstrebens, das die Entwicklungspolitik der 1950er- und 1960er-Jahre prägte, wie auch der Dynamiken und Konkurrenzen des globalen Kalten Kriegs.<sup>20</sup>



Abbildung 1: Entwicklungsminister Walter Scheel an der Seite von Gründungsdirektor B. Sengupto 1963 vor einem Modell des Campus bei einem Besuch am IIT Madras. – Quelle: Madras Heritage Center.

In der wachsenden »Konkurrenz [der] amerikanischen, russischen und englischen IIT's« musste sich auch »das ›deutsche‹ IIT Madras« beweisen.<sup>21</sup> Ab 1958 war die TH in Madras daher mit einer bis dato beispiellosen personellen und finanziellen Un-

20 Vgl. dazu allgemein *Sara Lorenzini*, *Global Development. A Cold War History*, Princeton/Oxford 2019, S. 89–105. Der Einsatz der Experten – von der Elementarbildung bis zur Förderung von Forschungseinrichtungen und Hochschulen – war dabei lange vom modernistischen Glauben an einen »Technological Fix« und eine »scientific rationality« getragen, der politische Fragen in technisch lösbare Probleme zu verwandeln suchte. In der Trias technologischer, ökonomischer und sozialer Modernisierung schien sich so das Credo der ersten Entwicklungsdekaden zu verwirklichen. Vgl. dazu allgemein *David C. Engerman/Mark Haefele/Michael E. Latham* u. a. (Hrsg.), *Staging Growth. Modernization, Development, and the Global Cold War*, Cambridge 2003; *Corinna R. Unger*, *Rourkela, ein ›Stahlwerk im Dschungel‹. Industrialisierung, Modernisierung und Entwicklungshilfe im Kontext von Dekolonisation und Kaltem Krieg (1950–1970)*, in: *AfS* 48, 2008, S. 367–388; *dies.*, *The United States, Decolonization and the Education of Third World Elites*, in: *Jost Dülffer/Marc Frey* (Hrsg.), *Elites and Decolonization in the 20<sup>th</sup> Century*, Basingstoke/New York 2011, S. 241–260.

21 Gründung und Ausbau des IITM, Juni 1967, H. Zürn an R. Quack, S. 3 f., Universitätsarchiv TU Stuttgart (UAST), 42/66. Einer der deutschen Experten, Herbert Zürn, der ab 1967 einige Monate lang als Ordinarius im Bereich der Metallurgie am IIT Madras lehrte, beschrieb die Gemengelage der Motive kurz nach seiner Anreise. Einerseits gehe es um philanthropische Ziele – »dass wir ein kleines Stück zum Besseren hier beitragen können, was vielleicht auch zum Besseren in der Welt beitragen könnte«. Andererseits diene der deutsche Einsatz klar erkennbaren politischen und ökonomischen Zwecken: »Was kann der Sinn unseres Hierseins, der Sinn der Hilfe von außen sein? Alle investieren hier und suchen das Land zu gewinnen. [...] Und wir Deutsche? Indien hat eine besondere Zuneigung zu Deutschland, [...] der Name ›made in Germany‹ ist wie ein Zauberspruch. [...] Deutschland lebt vom Export. Hier könnte ein Markt von morgen liegen –

terstützung aus Bonn aufgebaut worden.<sup>22</sup> Hier wirkte die Entwicklungskonkurrenz als Motor der Investitionen. Im Jahr 1978 konstatierte Rainer Jerosch, der die deutsche Mission in Madras als Programmleiter der »Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit« (GTZ) in den 1970er-Jahren leitete, die Hochschule habe mehr Unterstützung in Form von Sachleistungen und Ausrüstung erhalten als alle anderen IITs.<sup>23</sup> Neben der Ausrüstung kam allerdings auch und gerade dem Einsatz von Expertinnen und Experten eine zentrale Rolle im Rahmen der deutsch-indischen Kooperation zu.

So bildete die Bundesrepublik ab Sommer 1958 erste indische Ingenieure in Deutschland aus, die nach zwei Jahren nach Indien zurückkehren sollten, um eine Dozentur an der Hochschule in Madras zu übernehmen. Mehrere deutsche Hochschulen, darunter die TU Berlin, die TU Stuttgart, die RWTH Aachen und die TU Braunschweig beteiligten sich aktiv an der Kooperation.<sup>24</sup> Im Gegenzug waren gleich zu Beginn des Programms 20 Lehrkräfte aus Deutschland angeworben worden, um die Departments der TH zu verstärken.<sup>25</sup> Bis 1980 lehrten so 75 Expertinnen und Experten an der Fakultät; über 212 »Mann-Jahre« zählte das deutsche Engagement.<sup>26</sup> Neben den Dozentinnen und Dozenten kam zudem eine wachsende Zahl an Technikerinnen und Technikern sowie Verwaltungsangestellten über die GTZ nach Madras. In der Spitze waren um 1970 über 50 Expertinnen und Experten

---

doch ohne unser Zutun verkauft sich nichts. [...] Zugleich: Ost und West, die großen Pole, in Indien stehen sie sich spannungsgeladen gegenüber. Das Tauziehen zwischen den Machtblöcken, den Wirtschaftssystemen, den Ideologien beherrscht die Scene. Wohin wird der Weg Indiens führen?«, Gründung und Ausbau des Indian Institute of Technology Madras, Berichte aus Indien, Juni 1967, H. Zürn an R. Quack, S. 1–7, hier: S. 5–7, UAST, 42/66; vgl. dazu auch die autobiografischen Skizzen Prof. Rudolf Quacks zur Gründung des IIT Madras, 1966–1977, UAST, 42/65.

- 22 Drei Regierungsabkommen regelten zwischen 1958 und 1974 den Austausch zwischen den beiden Ländern; ab 1975 begann dann eine Phase der Kooperation »partnerschaftliche[n] Niveau[s]«. Vgl. *Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 43–48. Ministry of Finance, Progs. Nos. 19/39/73-IA: Assistance from FRG for IIT Madras, National Archives of India (NAI), New Delhi; Indian Institute of Technology. Vereinbarungen, PA AA, AV NA 15954. Zur Geschichte des westdeutschen entwicklungspolitischen Engagements in Indien vgl. zudem allgemein *Corinna R. Unger*, Entwicklungspfade in Indien. Eine internationale Geschichte 1947–1980, Göttingen 2015.
- 23 *Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 30 und 183 f.
- 24 Bis zum Ende des Kooperationsprogramms wurden 123 indische Fakultätsangehörige in Deutschland ausgebildet; nur am britischen IIT Delhi waren mehr ins Ausland gegangen (175). Vgl. Report of the Review Committee on Foreign Technical Assistance Received by the IITs, New Delhi 1980, S. 4 f.
- 25 Gemessen an den ehrgeizigen Plänen des deutsch-indischen Regierungsabkommens war die Bilanz der Personalrekrutierung im Fall der Dozenten zu Beginn indes eher ernüchternd. Noch im Sommer 1962 zählte der deutsche Stab in Madras kaum eine Handvoll an Experten; allerdings waren in diesem Jahr rund 15 GTZ-Experten in Madras im Einsatz. Vgl. R. A. Kraus, Technische Lehranstalt, Indien, deutsche Lehr- und Fachkräfte, 3.8.1962, PA AA, AV NA 3665; R. A. Kraus, Technische Lehranstalt, Indien, deutsche Lehr- und Fachkräfte, 27.2.1963, PA AA, B58/878.
- 26 Report of the Review Committee on Foreign Technical Assistance Received by the IITs, New Delhi 1980, S. 4 f.

im Einsatz.<sup>27</sup> Die Frage nach ihrer Auswahl, Vorbereitung und ihrem Einsatz rückte daher zunehmend in den Fokus.

## II. Exportierte Expertise? Siegeszug und Krise des Experten

In der Hochphase technokratischer Planungseuphorie und Modernisierungskonzepte waren – über Madras hinaus – vor allem die Expertinnen und Experten der *technischen* Hilfe zum Symbol einer globalen Entwicklungspolitik avanciert.<sup>28</sup> In der »Geopolitik der Expertise«<sup>29</sup> spielten sie nach 1945 eine wichtige Rolle. Der Soziologe Bernward Joerges schätzte in den 1960er-Jahren, dass über 250.000 »Experten« aus Industrienationen rund um den Globus im Einsatz seien. Allerdings war die Bezeichnung »Experte« zu Beginn noch durchaus schillernd.<sup>30</sup> In der Folge wurde darunter eine Gruppe »qualifizierte[r] und erfahrene[r] Fachkräfte« verstanden, die im Dienste »nationaler oder internationaler Organisationen [...] zur Förderung der Entwicklungszusammenarbeit« ins Ausland gingen, und sich so von Expatriates, Missionaren und Militärberatern, aber auch der wachsenden Zahl an Freiwilligen, die ab den 1960er-Jahren in Entwicklungsländern zum Einsatz kamen, abgrenzte.<sup>31</sup>

In der Bundesrepublik organisierte das eingangs der 1960er-Jahre gegründete Bonner »Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit« (BMZ) den Experten-austausch.<sup>32</sup> Nachdem es bereits zu Beginn der 1950er-Jahre zu ersten Expertenmissionen und Zahlungen an Entwicklungsländer gekommen war, koordinierte das BMZ im Bereich der »Technischen Hilfe« den Einsatz der »Deutschen Fördergesellschaft für Entwicklungsländer« (GAWI), aus der ab 1975 die bundeseigene »Deut-

27 Vgl. *Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 86–88.

28 Ein Autor sah im Experten »a new type of man – one who is not only competent in a particular skill useful to the country concerned, but also sensitive to the customs and character of the people.« Vgl. dazu *Donna C. Mehos/Suzanne M. Moon*, The Uses of Portability. Circulating Experts in the Technopolitics of Cold War and Decolonization, in: *Gabrielle Hecht* (Hrsg.), *Entangled Geographies. Empire and Technopolitics in the Global Cold War*, Cambridge/London 2011, S. 43–74, hier: S. 63–67.

29 *David C. Engerman*, *The Price of Aid. The Economic Cold War in India*, Cambridge 2018, S. 89–116; *Lorenzini*, *Global Development*, S. 35–43.

30 Für Joerges bezeichnete der Terminus »Experte« so im weitesten Sinne »alle Personen, [...] die im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit für eine begrenzte Zeit in E.ländern arbeiten, unabhängig von Qualifikationsebene oder Beschäftigungsverhältnis«. Rund 50 % zählten hier zur Gruppe der »hochqualifizierte[n] Fachkräfte«. Vgl. *Bernward Joerges*, *Experten*, in: *Hans Besters/Hans Hermann Walz* (Hrsg.), *Entwicklungspolitik. Handbuch und Lexikon*, Berlin 1966, Sp. 1127–1135, hier: Sp. 1127 und 1130.

31 Vgl. *Walter K. H. Hoffmann*, *Vom Kolonialexperten zum Experten der Entwicklungszusammenarbeit*, Saarbrücken 1980, S. 161–163.

32 Zur Synchronisierung der Bestrebungen staatlicher Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik eingangs der ersten UN-Entwicklungsdekade vgl. allgemein ebd., S. 163–167; *Wilfried Gotsch*, *Verwaltungsbeamte oder Entwicklungsexperten? Personalstruktur und Professionalisierung im BMZ*, Bielefeld 1988, S. 99–115.



sche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit« (GTZ) wurde.<sup>33</sup> Nach Angaben des Ministeriums wurden zu Beginn der 1970er-Jahre circa 5.400 »Experten« – sowie weitere 1.800 »Freiwillige« als »Entwicklungshelfer« – im Rahmen der bilateralen »Technischen Hilfe« in entwicklungspolitischer Mission im Ausland eingesetzt.<sup>34</sup> In der GTZ kamen 1975 nach eigenen Angaben über 1.350 Expertinnen und Experten in 80 Ländern zum Einsatz.<sup>35</sup>

Zwar steigerte sich die Zahl der Freiwilligen – auch dank massiver Werbekampagnen des BMZ in Presse, Funk und Kino – in den 1960er- und 1970er-Jahren beharrlich, doch blieb der Kreis der »Experten«, zumal im Fall komplexer Entwicklungsvorhaben, auch in der Folge überschaubar.<sup>36</sup> Speziell die Suche nach geeigneten »Fachkräften« erwies sich so in der Praxis als kompliziertes Vorhaben. Bereits im Oktober 1960 diskutierte die »Deutsche Stiftung für Entwicklungsländer« (DSE) daher im Rahmen zweier Arbeitstagen in Berlin das Problem der Auswahl. Wie sich zeigte, war es schwierig, Kandidatinnen und Kandidaten zu gewinnen, die nicht nur die »politische und moralische Verpflichtung« zur »Hilfe« spürten und die gesundheitliche Belastbarkeit, das Fachwissen sowie ausreichende Sprachkenntnisse vorwiesen, um ihrer Rolle zu genügen, sondern auch die sozialen – die »allgemeinen menschlichen« und »pädagogischen« – Fähigkeiten. Um dem Mangel zu begegnen, baute auch die GAWI ihre Bewerberkartei, die bereits 1965 rund 2.300 Namen

33 Daneben gab es eine Vielzahl an Freiwilligendiensten, die sich der Ausbildung und Entsendung von »Entwicklungshelfern« verschrieben – allen voran der 1963 nach dem Vorbild der US-amerikanischen »Peace Corps« gegründete »Deutsche Entwicklungsdienst« (DED), die »Arbeitsgemeinschaft privater Entwicklungsdienste« sowie die kirchlich getragenen Missionen der katholischen »Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe« und der evangelischen Organisation »Dienste in Übersee« (DÜ). Vgl. dazu: *Christine G. Krüger*, Dienstethos, Abenteuerlust, Bürgerpflicht. Jugendfreiwilligendienste in Deutschland und Großbritannien im 20. Jahrhundert, Göttingen 2016; *Benjamin Möckel*, »Entwicklungshilfe« als Beruf, in: *Bernhard Dietz/Jörg Neuheiser* (Hrsg.), »Wertewandel« in der Wirtschaft und Arbeitswelt. Arbeit, Leistung und Führung in den 1970er und 1980er Jahren in der BRD, Berlin/Boston 2017, S. 263–282.

34 BMZ (Hrsg.), Bericht zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung, November 1973, Bonn 1973, S. 146; vgl. dazu auch *Hans-Dieter Evers*, Die soziale Rolle von Entwicklungsexperten in der Gesellschaft des Entwicklungslandes, Bielefeld 1976, Bericht I, S. 4–6, und Bericht II, S. 5–8.

35 Vgl. *Evers*, Die soziale Rolle von Entwicklungsexperten in der Gesellschaft des Entwicklungslandes, Bericht I, S. 5. Die Bundesregierung ging von einer Erhöhung der Zahl der Experten der GAWI/GTZ von 120 im Jahr 1960 auf circa 1.200 im Jahr 1978 aus. Vgl. *Hoffmann*, Vom Kolonialexperten zum Experten der Entwicklungszusammenarbeit, S. 188. Zudem bezahlte die GTZ Beraterinnen und Berater, die über Consulting-Firmen im Einsatz waren, und bezuschusste das Salär sogenannter integrierter Experten, die von der GTZ angeworben und ausgesucht, aber von den Zielländern »zu den landesüblichen Bedingungen und Gehältern eingestellt« worden waren. Vgl. *Gerti Wöhe*, Job ohne Wiederkehr?, in: Die ZEIT, 3.11.1978. Zur Personalstruktur der GTZ vgl. zudem allgemein *Renate Pollvogt*, Zur Anatomie einer entwicklungspolitischen Organisation – die GTZ, Saarbrücken 1987, S. 148–153, 202–206 und 218.

36 Vgl. *Bastian Hein*, Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974, München 2006, S. 85–87; *Gisela Szymczak*, Die Rolle der »Entwicklungshelfer«, »Entwicklungsdienste« und wissenschaftlichen Einrichtungen bei der Realisierung der »Bildungshilfe« der USA und der BRD, in: Informationen über hochschulpolitische Entwicklungen im Ausland 9, 1973, S. 1–12, hier: S. 8 f.

listete, beharrlich aus.<sup>37</sup> Indes war das Zögern vieler Bewerberinnen und Bewerber durchaus erklärlich. Zum einen konnte sich der Einsatz als Karrierehemmnis erweisen und, wie verschiedene Gutachten zur Bewerberlage resümierten, das Risiko der »beruflichen Entwurzelung« nach sich ziehen. Zum anderen war die Reise unter sozialen und gesundheitlichen Aspekten strapaziös, zumal im Fall ganzer Familien.<sup>38</sup>

Da die Bewerbungen so zu Beginn sowohl quantitativ als auch qualitativ hinter den Erwartungen zurückblieben, rückte die Frage der Auswahl und der Schulung der Experten und Expertinnen rasch in den Fokus der Behörden. Zur Vorbereitung des Auslandseinsatzes hatte das BMZ eingangs der ersten Entwicklungsdekade die Devise ausgegeben, die angehenden Freiwilligen und Experten »besonders unter psychologischen und sozialen Aspekten« ausbilden zu wollen.<sup>39</sup> In der Praxis waren die Vorbereitungsseminare dann allerdings – vor allem im Fall der »Freiwilligendienste« – meistens eher kurz.<sup>40</sup> Hier schien eine Schulung Ende der 1960er-Jahre besonders dringlich.

Freilich war in der »Bildungs- und Wissenschaftshilfe« – als zentralem Feld der Auswärtigen Kulturpolitik der Bundesrepublik – gerade die »fachliche Qualifikation« der Bewerberinnen und Bewerber von hoher Relevanz.<sup>41</sup> In der GTZ waren deshalb mehrmonatige Vorbereitungskurse die Regel und ein strenges, standardisier-

37 Vgl. DSE (Hrsg.), Auswahl und Vorbereitung von deutschen Fachkräften für die Tätigkeit in Entwicklungsländern. Empfehlungen der Teilnehmer aus zwei Arbeitstagen im Oktober 1960, Berlin 1961, S. 1 und 5; GAWI (Hrsg.), 7 Jahre Mitarbeit bei den Fördermaßnahmen der Bundesrepublik für Entwicklungsländer, Frankfurt am Main 1965, S. 10.

38 Vgl. *Hubertus Büschel*, Die Moral der ExpertInnen: Krise und Reformen in der westdeutschen »Entwicklungshilfe« und der ostdeutschen »Solidarität« in Afrika südlich der Sahara der 1960er und 1970er Jahre, in: *Journal für Entwicklungspolitik* 26, 2010, H. 3, S. 29–49, hier: S. 38. Zum Diskurs der Risiken in den Tropen vgl. indes *Sandra Maß*, »Eine Art sublimierter Tarzan«. Die Ausbildung deutscher Entwicklungshelfer und -helferinnen als Menschentechnik in den 1960er Jahren, in: *Werkstatt Geschichte* 15, 2006, Nr. 42, S. 77–89, hier: S. 86–88. Zum IIT Madras vgl. *Hans A. Havemann*, Besuchsbericht. Indian Institute of Technology – Madras, 1967, Bd. 1, S. 18–21, Hochschularchiv RWTH Aachen.

39 Vgl. BMZ (Hrsg.), Sozial-, Ausbildungs- und Bildungsprogramm für die Entwicklungsländer, Bad Godesberg 1962, S. 24 f., sowie *Dieter Danckwortt*, Zur Psychologie der deutschen Entwicklungshilfe, Baden-Baden 1962, S. 25–62. Zu diesem Ansatz vgl. auch bereits DSE/German Institute for Developing Countries (Hrsg.), Annual Report 1960–61, Berlin 1962, S. 22 f.

40 Vgl. DSE (Hrsg.), Sachliche und personelle Voraussetzungen der Entwicklungshilfe, Hamburg/Bonn 1960; DSE, Auswahl und Vorbereitung von deutschen Fachkräften für die Tätigkeit in Entwicklungsländern; DSE (Hrsg.), Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen, Berlin 1961; DSE (Hrsg.), Jahresbericht 1962–63, Berlin o. J. [1963], S. 11–13. Ausgangs der 1960er-Jahre änderte sich dies, als das im April 1965 gegründete »Deutsche Institut für Entwicklungspolitik« in Bonn Fallstudien, Exkursionen, Praktika und psychologische Planspiele offerierte; auch die DSE veranstaltete in der Folge zunehmend mehrmonatige Kurse. Zum Wandel der Ausbildung vgl. allgemein *Büschel*, Die Moral der ExpertInnen, S. 40–42; *ders.*, Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960–1975, Frankfurt am Main/New York 2014; *ders./Speich*, Entwicklungswelten; *Hein*, Die Westdeutschen und die Dritte Welt, S. 215–218.

41 *Wolfgang Küper*, Die entwicklungspolitische Funktion der Entsendung deutscher Dozenten an Hochschulen in Entwicklungsländern im Rahmen eines Konzepts der Hochschulförderung des BMZ, in: DSE (Hrsg.), Die entwicklungspolitische Funktion der Entsendung deutscher Dozenten an Hochschulen in Entwicklungsländern, 13.–18.12.1973, Bad Honnef, Bonn 1973, S. 31–46, hier:

tes Auswahlprozedere derer, die – wie am IIT Madras – vor einem Einsatz als Dozentinnen oder Dozenten an Hochschulen im Ausland standen, in den 1970er-Jahren durchaus an der Tagesordnung. Im Fall des IIT Madras wurde zudem über die Nominierungen ausgewählter Fachleute im »Madras-Ausschuss« in Bonn beraten. Den Ausschuss hatte das BMZ zum Jahreswechsel 1966/67 eigens gegründet, um das deutsche Entwicklungsvorhaben in der Auswahl von Experten und der Übersendung von Ausrüstung nach Madras zu begleiten und die Rahmenbedingungen der Förderung aus Bonn über eine Dekade hinweg zu koordinieren.<sup>42</sup>

Neben der Fachkompetenz aber begannen auch GAWI/GTZ eingangs der 1970er-Jahre zusehends, die psychische Disposition, die sozialen Fähigkeiten und die Arbeits- sowie »Vorurteilshaltung« der Bewerberinnen und Bewerber zur Einsatzregion im Rahmen der Vorauswahl zu evaluieren.<sup>43</sup> Dabei bemühten sich die Organisatoren aller Entwicklungsdienste und -behörden von Beginn an, den Eindruck zu zerstreuen, dass die Interessierten in ihrer Mission vorrangig von »Fernweh« und »Abenteuerlust« an der Exotik des Südens getrieben seien. Zu Beginn der 1960er-Jahre formulierte die DSE einen Kriterienkatalog ex negativo: Der »Experte« solle kein »sture[r] Mensch« und »Prinzipienfanatiker« sein; auch der »Pedant und der trockene Spezialist« seien ebenso wenig »brauchbar« wie »der sozial kontaktarme Eigenbrötler« und der »doktrinäre Parteigänger«. Und letztlich sei auch der »fernwehige Romantiker« – trotz gegenteiligen Anscheins – »kaum besser geeignet, als der egozentrische, selbstbezogene Erfolgsmensch«.<sup>44</sup> Weder sollte die Ausbildung der Freiwilligen und Experten so an die imperiale Ausbildung von Kolonialisten erinnern noch Anklänge an Persönlichkeitsvorstellungen erlauben, die ein soldatisches Ideal, das an den Nationalsozialismus zurückdenken ließ, beschrieben. Vielmehr waren Empathie und Verständnis zentrale Werte, die auch in der Ausbildung der Expertinnen und Experten zunehmend zum Ausdruck kamen.<sup>45</sup> In Madras regte der Programmleiter der deutschen Mission daher ausgangs der 1970er-Jahre im

S. 38–40. Vgl. auch DSE (Hrsg.), Probleme der Entsendung von deutschen Dozenten an Hochschulen in Entwicklungsländern. Expertengespräch am 6.5.1975 in Bonn, Berlin 1975.

42 Vgl. *Wöhe*, Job ohne Wiederkehr?. Zur Rolle des »Madras-Ausschusses« vgl. überdies: Madras-Ausschuss, Universitätsarchiv TU Berlin (TUB), B111, B-1–2, Nr. 19–20 und B-3–2, Nr. 172–173; Madras-Ausschuss, PA AA, B94/717.

43 Zur Auswahl der GAWI vgl. exemplarisch: Bericht über die Fachkräfte der Technischen Hilfe an das BMZ, III B 4-T 4100–28/71, 24.5.1971, Bundesarchiv Koblenz (BArch), B213/5483. Zur Personalrekrutierung in Madras vgl. zudem *Hans A. Havemann*, Strukturanalyse des Indien Institute of Technology Madras, Bonn 1969, S. 118–132; Madras-Ausschuss, PA AA, B94/717.

44 *Ernst E. Boesch*, Auswahl und Vorbereitung von Fachkräften für Entwicklungsländer, in: DSE, Inhalt und Methodik kurzfristiger Vorbereitungskurse für Fachkräfte, die in Entwicklungsländer gehen, S. 9–19, hier: S. 11; DSE (Hrsg.), Probleme der Entsendung junger Hilfskräfte nach Übersee, Berlin 1961, S. 34–42.

45 Ausdrücklich bezeichnete der Hauptgeschäftsführer der Handelskammer Hamburg, Hans Bielfeldt, das Ideal des Experten vom Menschentypus der »Robinson-Naturen« als Missverständnis. Vgl. Personelle Fragen der Entwicklungshilfe. Ein Colloquium der Kammergemeinschaft Ausbildung und Bildung, Hamburg 1961, S. 36–44, hier: S. 40 f. und 43; *Klaus Billerbeck*, Reform der Entwicklungshilfe. Auf der Basis bisheriger Erfahrungen, Hamburg 1961, S. 60–62. Zur Abgrenzung von kolonialer Mission und NS-Menschenbild vgl. *Maß*, »Eine Art sublimierter Tarzan«, S. 82; *dies.*, Welcome to the Jungle. Imperial Men, »Inner Africa« and Mental Disorder, 1870–1970, in: *Maurus Reinkowski/Gregor Thum* (Hrsg.), Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization, Göttingen 2012, S. 91–115.

gleichen Geiste an, die »Eignungsprüfung« der Experten zu überdenken, und neben »berufliche[n] Fähigkeiten und Tropentauglichkeit« stärker die »charakterliche Eignung« zu berücksichtigen:

»Der Fähigkeit des Experten, dem ganzen Projekt gegenüber ein Gefühl der Solidarität und der Loyalität zu entwickeln, sollte die größte Bedeutung zukommen. Insbesondere muß erkannt werden, dass nichts, was ein Experte vollführt, dauerhaft sein wird, wenn es zum Zwecke der Erhöhung des eigenen Status und des eigenen Prestiges geleistet wird und nicht um des Projektes willen.«<sup>46</sup>

In der Auseinandersetzung um die charakterliche Disposition und die Rekrutierungs- und Ausbildungspraxis der Expertinnen und Experten spiegelte sich so zugleich der Wandel entwicklungspolitischer Konzepte wider. Im Dezember 1973 hatten Regierungsdirektoren und Ministerialräte im BMZ im Rahmen einer DSE-Expertentagung diesem Wandel Ausdruck verliehen. Eingedenk des deutschen Engagements in Madras und der Gründung eines Technischen Instituts in Daressalam bemerkten sie unisono, der Ausbau der Hochschulkooperation zur Bildung »einer bereits vorhandenen oder werdenden Elite« sei kaum mehr als reines »System der Übertragung von Wissen und Können« und »europäischem Sachverstand« zu (miss-)verstehen. Vielmehr sei von einer gleichberechtigten Kooperation auszugehen: »Wir nehmen Abschied von dem Bild ›unserer Projekte‹. Dies ist ein nicht unwesentlicher, auch psychologischer Vorgang.«<sup>47</sup> Voraussetzung dieses Kurswechsels war, so bemerkte man in Madras, die Erkenntnis, dass auch ein noch so »massiver Aufwand an Ausrüstung und Mann-Jahren« keineswegs »automatisch die gewünschten Resultate« bringe.<sup>48</sup>

Als »transitorische Figur der heutigen Völker- und Kulturwanderung« rückte der Entwicklungsexperte, wie ein leitender Mitarbeiter im BMZ unter Walter Scheel im Jahr 1980 pointierte, so zusehends in den Fokus widersprüchlicher Erwartungen und divergierender Zuschreibungen. Dabei erschien der »Experte« bisweilen gar

46 Jerosch, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 72. Vgl. dazu auch Hans A. Havemann, Besuchsbericht, Indian Institute of Technology – Madras 1967, Bd. 1: Inhaltsübersicht und Zusammenfassung, sowie Bd. 2: Ausarbeitung, Aachen 1968, Hochschularchiv RWTH Aachen. Auch das Gros der deutschen Dozenten, die über Programme des DAAD und der »Bundesstelle für Entwicklungshilfe« ins Ausland gegangen waren, schätzte in einer Enquete des Jahres 1973 die charakterliche Disposition als wenigstens ebenso wichtig ein wie die eigenen Fachkenntnisse. Vgl. Deutsche Dozenten an Hochschulen in Ländern der Dritten Welt, Umfrage, Heidelberg 1973, in: DSE, Die entwicklungspolitische Funktion der Entsendung deutscher Dozenten an Hochschulen in Entwicklungsländern, S. 101–170, hier: S. 110.

47 Küper, Die entwicklungspolitische Funktion, S. 33 f., sowie Werner Wiegmann, System und Instrumente der Bildungs- und Wissenschaftshilfe der Bundesregierung, in: DSE, Die entwicklungspolitische Funktion der Entsendung deutscher Dozenten an Hochschulen in Entwicklungsländern, S. 19–29, hier: S. 27. So komme es weniger »darauf an, Unternehmungen in einem Entwicklungsland zu starten, die weitgehend deutscher Regie unterliegen«, als vielmehr eine Form der Unterstützung zu leisten, die sich dem »Prinzip der Einordnung in einheimische Strukturen und Bedingungen« anpasse.

48 Jerosch, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 70.

als »eine Art sublimierter Tarzan«,<sup>49</sup> Zugleich aber sahen sich die zu »Supermännern« und »Superfrauen« der »Entwicklungshilfe« heroisierten Expertinnen und Experten, die qua ihrer Mission den Anspruch verkörperten, das Wissen der »entwickelten« Nationen in den globalen Süden zu exportieren, rasch harscher Kritik gegenüber. Im Anschluss an den Bestseller »The Ugly American« der US-amerikanischen Autoren Eugene Burdick und William Lederer aus dem Jahr 1958<sup>50</sup> machte in der Bundesrepublik ab der Mitte der 1960er-Jahre, als der Lebenswandel der (west-)deutschen Expertinnen und Experten, die Praxis ihres Engagements und die Muster ihrer Rekrutierung in die Kritik gerieten<sup>51</sup>, die Rede vom »häßlichen Deutschen«<sup>52</sup> die Runde.

Im Juni 1973 kulminierte die Auseinandersetzung um die »Expertokratie«<sup>53</sup> im Feld der Entwicklungspolitik. In der Wochenzeitung Die ZEIT nahm Werner Dolph die Praxis der bundesdeutschen Entwicklungspolitik und ihrer Agenten ins Visier. Unter dem Titel »Die ungeliebten Experten« stilisierte er die Figur des Experten in Übersee in markigen Worten zum Symbol struktureller Missstände in der Entwicklungskooperation. Für Dolph war der Experte der Parvenü einer kleinen, global agierenden Elite. Hoch bezahlt, im Rang deutscher Auslandsdiplomaten, rücke der »Experte«, der in Deutschland »zur unteren Mittelschicht« gehöre, im Gastland in die »gesellschaftliche Spitzengruppe« vor. Der »unüberwindbare Abstand zur einheimischen Bevölkerung« steigere sich so rasch ins »Überdimensionale« und zeitige so letztlich auch soziale Konsequenzen:

»Vielen gelingt es nicht, den sprunghaften Zuwachs an Konsumkraft und Sozialprestige zu verarbeiten. Im eigenen Land kleiner, kaum bemerkter Untergebener, wird der [...] Experte draußen oft unvermittelt und unbeaufsichtigt zum Vorgesetzten. Ohne genügende fachli-

- 
- 49 Winfried Böll, Vorwort, in: Hoffmann, Vom Kolonialen zu den Experten der Entwicklungszusammenarbeit, o. S. Als Vertreter des Westens eignete sich der Experte einerseits als das Symbol eines Versprechens der Modernisierung und war doch andererseits dazu auserkoren, in kritischer Distanz zu den Fehlern der eigenen Geschichte und Gesellschaft, die ihn prägten, zu stehen, die indigene Kultur emphatisch zu umarmen und sich dazu von idealistischen Motiven leiten zu lassen.
- 50 Vgl. William J. Lederer/Eugene Burdick, *The Ugly American*, New York 1999 (zuerst 1958). In dem Roman, der in einem fiktiven asiatischen Land namens Sarkhan spielte, das zwischen die Blöcke der USA und der UdSSR geraten war, erschienen die amerikanischen Entwicklungsexperten als arrogant, protzig, dilettantisch und »typisch neokolonialistisch«.
- 51 Ein Beispiel dieser Kritik war der 1965 publizierte Band »Die Rourkela-Deutschen« von Jan Bodo Sperling. Sperling war Leiter des »German Social Centre« in Rourkela im indischen Bundesstaat Orissa, wo die Bundesrepublik ab Mitte der 1950er-Jahre ein Stahlwerk hatte errichten lassen, das rasch zu den größten Vorhaben deutscher Entwicklungspolitik gehörte. In seinem Buch schrieb er aus eigener Anschauung vom angeblich »typisch deutschen« Ordnungszwang der Experten, ihrer »Schulmeisteri« und Belehrungssucht, von mangelnder Toleranz und Aggression.
- 52 Kurt Simon, Entwicklungshilfe in der Krise, in: Die ZEIT, 5.3.1965; Häßliche Deutsche, in: Der SPIEGEL, 13.9.1971; Hermann J. Wald, Der häßliche Entwicklungsexperte, in: Die ZEIT, 9.8.1974. Vgl. dazu allgemein Büschel, Hilfe zur Selbsthilfe, S. 185–194.
- 53 Vgl. Manfred Kuhn, Herrschaft der Experten? An den Grenzen der Demokratie, Würzburg 1961; ders., Grundzüge der Expertokratie, in: Robert Jungk/Hans-Josef Mundt (Hrsg.), Deutschland ohne Konzeption? Am Beginn einer neuen Epoche, München 1964, S. 415–426; Helmut Krauch, Kritik an der Expertokratie. Studiengruppe für Systemforschung. Nr. 42. Symposium Forschung, Staat und Gesellschaft, Heidelberg o. J. [c. 1965].

che und menschliche Vorbereitung fällt er plötzlich, nicht selten an den Schalthebeln der Macht, Entscheidungen, die sich im Gastland auf Jahrzehnte auswirken können. Viele Experten erwerben ein Elitebewußtsein, das sie zur Kooperation und zum bescheidenen Lernen im Gastland unfähig macht.«<sup>54</sup>

Der SPIEGEL pointierte in diesem Zusammenhang den Gegensatz der Expertinnen und Experten der GTZ und der Freiwilligen des Deutschen Entwicklungsdienst:

»Die GTZ-Experten bewohnen Dienstvillen mit Gärtner, Hausboy und Nachtwächter, zuweilen auch mit Swimming-pool und Reitstall. Deedisten [die DED-Freiwilligen, M. H.] aber leben meist in Einzimmerwohnungen oder einfachen Hütten. Die GTZ-Experten fahren in dicken Dienstwagen. Deedisten knattern auf 100-ccm-Pikipikis (Kisuahehi für Motorrad) durchs Land. [...] Viele DED-Freiwillige sehen denn auch in den hochdotierten Experten nur notorische Geldverdiener ohne soziale Motivation. GTZ-Profis werten ihrerseits das DED-Fußvolk als Amateure und spinnete Weltverbesserer.«<sup>55</sup>

Von »Arroganz« und »Elitebewusstsein« beseelt, schien der »Experte« – anders als die wachsende Zahl der »Freiwilligen« – kaum mehr in der Lage, die Ideale von Kooperation, Nähe und gleichberechtigter Partnerschaft, um die sich der Entwicklungsdiskurs in den 1970er-Jahren drehte, vorzuleben. Vielmehr war nun von »Entwicklungssöldner[n]«, »verbohrte[n] Rezeptemacher[n]« und »selbstherrlichen Therapeuten« als neuen »Erfüllungsgehilfen ohne Herz und Verstand« zu lesen.<sup>56</sup>

Eine vergleichende empirische Studie zur sozialen Rolle der Entwicklungsagenten schien die Thesen der Kritiker um die Mitte der 1970er-Jahre zu validieren. Die Auswertung einer Stichprobe an Fragebögen ergab sowohl ein abweichendes Sozialverhalten als auch eine veränderte Motivlage der »Freiwilligen« des DED und der »Experten« der GTZ im globalen Süden. Zwar gehörte bei allen Teilnehmern der Enquete die »Erweiterung des persönlichen Horizontes«, das »Kennenlernen anderer Länder und Sitten« und die »Abenteuerlust« zur vorrangigen Motivation (im Fall der »Helfer« des DED waren es 77 %, im Fall der GTZ-Experten rund 58 %). Doch war das idealistische Motiv, »zu helfen«, bei den Vertretern des DED viel stärker verbreitet als bei denen der GTZ. Dagegen motivierte letztere eher die Perspektive, sich ökonomisch durch den Gang ins Ausland besserstellen zu können. Zugleich zeigten sich die Auswirkungen der Einkommensschere: Während sich die »Exper-

54 Werner Dolph, Die ungeliebten Experten, in: Die ZEIT, 15.6.1973.

55 Entwicklungshilfe. Mit Reitstall. DED-Freiwillige rebellieren gegen das Zweiklassensystem in der bundesdeutschen Entwicklungshilfe, in: Der SPIEGEL, 29.3.1976.

56 Dolph, Die ungeliebten Experten; ders., Von teuren Geschenken zu nützlicherer Entwicklungshilfe, in: Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z), 1974, H. 6, S. 6–7; Hermann J. Wald, Der hässliche Entwicklungsexperte, in: Die ZEIT, 9.8.1974; Manfred Lohmann, Personelle Entwicklungshilfe, in: E+Z, 1978, H. 7, S. 18. Im Fernsehen und in einem 7-teiligen Radiokolleg des Deutschlandfunks wurde das ramponierte Image der Experten, die von Kritikern bisweilen gar als »Helfershelfer eines Ausbeuterlandes« beschrieben wurden, eingehend besprochen. Vgl. Gerhard Maletzke, Helfer, Fachmann, Freund und Feind, Oktober-Dezember 1976, DLF-Archiv; Sie verdienen so viel Geld wie ein Minister. Deutsche Experten in der Dritten Welt, 12.12.1976, WDR-Archiv. Zur Kritik am »elitären Expertenethos« der ausgehenden 1970er-Jahre vgl. zudem allgemein Ivan Illich, Entmündigende Experten Herrschaft, in: ders. (Hrsg.), Entmündigung durch Experten, Reinbek 1979, S. 7–36, hier: S. 7.

ten« der GTZ in puncto Lebensstandard und Verhaltensweisen zusehends den »einheimischen Eliten« änglichen, schienen die »Helfer« des DED eher den »Massen der Bevölkerung« verbunden.<sup>57</sup> Andere Interviews und Erhebungen zum Lern- und Anpassungsprozess der Experten und Freiwilligen in der Phase der Revision der deutschen Entwicklungspolitik legen indes den Schluss nahe, dass der in diesen Jahren postulierte Gegensatz der Mentalitäten von Experten und Freiwilligen in der Praxis, wenn überhaupt, kaum in dieser Zuspitzung zu beobachten war. Vielmehr zeigte sich, dass auch und gerade im DED viele Rückkehrer nach ihrem Auslandseinsatz ein neues, elitäres Selbstverständnis an den Tag zu legen begannen.<sup>58</sup>

Fraglos aber gab es diverse Unterschiede zwischen »Experten« und »Freiwilligen«. Waren die »Freiwilligen« in überwiegender Zahl unter 30 und ledig, so waren die »Experten« tendenziell älter und in mehr als 80 % der Fälle verheiratet; zudem besaß nur ein geringer Teil der »Helfer« einen Hochschulabschluss, das Gros zählte hier zur sogenannten *middle-level manpower*. Bei den Auslandsmitarbeitern der GTZ hatten dagegen 1975 knapp zwei Drittel aller Experten einen Hochschulabschluss. Zudem erwies sich das Geschlechterverhältnis als ausgesprochen ungleich. Schwankte die Quote an Frauen in den verschiedenen Diensten zwischen 30 % und 50 %, waren es unter den Experten der GTZ im Jahr 1977 lediglich 3,5 %.<sup>59</sup>

Die »ungeliebten Experten« wiesen die Kritik und das »merkwürdige Image« in der Presse derweil als Ausdruck »falsche[r] Romantik« und »abenteuerliche[r] Vor-

57 Evers, Die soziale Rolle von Entwicklungsexperten in der Gesellschaft des Entwicklungslandes, Bericht II, S. 45–50 und 68 f. Rund 65 % der Experten verdienten mehr als 4.000 DM; dagegen erhielten 85 % der »Helfer« lediglich ein Unterhaltsgeld, das in aller Regel 1.000 DM kaum überstieg.

58 Vgl. Burkhard Schade, Die Rückgliederung freiwilliger Entwicklungshelfer des Deutschen Entwicklungsdienstes, der kirchlichen Dienste (DÜ und AGEH) und der Mitarbeiter der Förderungsgesellschaft für Entwicklungsländer (GAWI), Bonn 1968, S. 67–75. Die Kritik am Rollenverständnis der Experten bewirkte indes gerade im DED ein rascheres Umdenken. So zeigen Erhebungen der 1970er-Jahre, dass die »Helfer« des DED – im Vergleich zu den Experten der GAWI oder den Auslandsmitarbeitern deutscher Firmen – weniger »eurozentrisch« dachten, sozioökonomischen Faktoren der »Unterentwicklung« Raum gaben und eine »kritischere Einstellung gegenüber [der] eigenen Gesellschaft und ihrer Mitschuld an der Misere der Entwicklungsländer« besaßen. Axel Seehawer, »Entwicklungshelfer«. Deutsche, die an Projekten der Entwicklungshilfe gearbeitet haben. Eine Rückkehrerbefragung, Tübingen 1972, S. 43 f. Zudem zeichneten sie sich im Allgemeinen durch die »Ablehnung von autoritären Verhaltensweisen« und die »Orientierung am Menschen sowie Lern- und Anpassungsbereitschaft« aus. Wolfgang Clauss/Lutz Hüttemann, Lernen und Helfen in Übersee? Einstellungen von zurückgekehrten Entwicklungshelfern, Bielefeld 1977, S. 73–75; vgl. dazu auch allgemein H. W. Schoenmeier/G. Seidel/H. Werth, Beitrag ehemaliger Entwicklungshelfer zur entwicklungspolitischen Bewusstseinsbildung der deutschen Öffentlichkeit. Studie im Auftrag des BMZ, Saarbrücken 1980, S. 44–70.

59 Bis zur Mitte der 1980er-Jahre steigerte sich diese Quote, verblieb allerdings auf niedrigem Niveau, bei weniger als 10 %. Vgl. Evers, Die soziale Rolle von Entwicklungsexperten in der Gesellschaft des Entwicklungslandes, Bericht II, S. 45–48, sowie Pollvogt, Zur Anatomie einer entwicklungspolitischen Organisation, S. 148–153, 202–206 und 218; Schoenmeier/Seidel/Werth, Beitrag ehemaliger Entwicklungshelfer zur entwicklungspolitischen Bewusstseinsbildung der deutschen Öffentlichkeit, S. 47–50.

stellungen« zurück.<sup>60</sup> Ein Praktiker begegnete 1975 der Kritik<sup>61</sup> gar mit einer »Kritik zur Kritik« am Experten, die den Lebenswandel in einer Glosse gegen die »Dritte Welt-Enthusiastiker« und »Schreibtischkritiker am terzemandialen Expertentum« verteidigte.<sup>62</sup> So seien, wie er schrieb, die »Privilegien« der Experten »noch immer eine sehr miese Entschädigung für das, was sie [...] an persönlicher Energie verausgaben« und »das bißchen ›high life‹ und das Duzen eines Ministers« kaum zu verübeln, wenngleich durchaus eine strengere Auslese der »Elite« der Experten anzumahnen sei:

»Daß falsch motivierte, psychologisch quergemusterte, mit makabren Sprachkenntnissen ausgestattete Experten entsandt werden [...] [und] ein durch die Gesellenprüfung gefallener Lehrling zum Ordinarius an eine neugegründete TH in Bananistan berufen wird, [...] läßt sich vermeiden – durch entsprechende Ausleseverfahren in der BRD. Allerdings müßten die Ausleser zuvor ausgelesen werden.«

Auch in Madras klagten die deutschen Expertinnen und Experten zum Jahreswechsel 1970 über die mangelnde Wertschätzung in der Bundesrepublik. Aus der Ferne schwollen ihre Beschwerden über die Vertragsbestimmungen, die monetäre Ausstattung und die eigene Unterbringung zu einer Grundsatzkritik an der »Konzeptlosigkeit« der deutschen Entwicklungspolitik an.<sup>63</sup> Hinzu kam, dass die politischen Prämissen des Entwicklungsvorhabens die akademische Freiheit, die die Expertinnen und Experten in diplomatischer Mission im Ausland genossen, bisweilen begrenzte, und eine den Ordinarien in der Bundesrepublik vergleichbare Anerkennung der Dozentinnen und Dozenten in aller Regel ausblieb.<sup>64</sup> Dass sich die Kooperation der deutschen Fachleute und ihrer indischen »Counterparts« zudem keineswegs reibungsloser gestaltete und es sowohl zu Kompetenzstreitigkeiten zwi-

60 Zwar sei, bemerkte ein Praktiker des BMZ rundheraus, ein »Elitebewußtsein« der technischen Fachleute im Ausland »unbestreitbar« – doch bleibe der Experte unverzichtbarer Teil der Entwicklungspolitik. Vgl. *Andreas Landvogt*, Antwort eines »ungeliebten Experten«, in: *Auslands-Kurier* 15, 1974, H. 1, S. 7–8. Vgl. überdies *Robert F. Bittner*, Der Experte – was ist das?, in: *E+Z*, 1976, H. 1, S. 11–12, und *Manfred Lohmann*, Personelle Entwicklungshilfe, in: *E+Z*, 1978, H. 7, S. 18. Zu den Problemen der Experten: *Ferdinand Kuba*, Wo die Auslandsmitarbeiter der Schuh drückt, in: *E+Z*, 1973, H. 12, S. 5.

61 Vgl. dazu synoptisch *Hermann J. Wald*, Kritik an Experten ernst nehmen, in: *Auslands-Kurier* 15, 1974, H. 3, S. 30–33.

62 *Wolfgang Slim Freund*, Technische Hilfe. Kritik zur Kritik am Experten, in: *epi*, 1974, H. 11, S. 10; *ders.*, Glosse. Die Kritik der Kritik der Kritik am Experten..., in: *Die Dritte Welt*, 1975, H. 1, S. 3–5.

63 Entwicklungshilfe. Indien. Unter Druck, in: *Der SPIEGEL*, 3.11.1969; Unruhe unter deutschen Experten in Indien, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.10.1969; *Klaus Natorp*, Technische Hilfe mit Hemmungen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6.11.1969; *Walther Leisler Kiep*, Unterentwickeltes Ministerium, in: *Die ZEIT*, 23.1.1970. Gleichzeitig war ein »gewisse[r] Snobismus der akademisch vorgebildeten Experten« zu beobachten, der den deutschen Stab zu spalten drohte. Vgl. *Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 47.

64 Vgl. *Havemann*, Besuchsbericht, 1967, Bd. 1, S. 22–26, sowie Bd. 2, S. 142–146 und 203. Zu den Dienstverträgen vgl. PA AA, AV NA 3460 und AV NA 3665. Die Förderung des Renommees der Bundesrepublik zählte zu den vertraglichen Verbindlichkeiten der »science diplomats«. Dazu kontrollierte die GAWI alle Publikationen des deutschen Stabs und auch die konsularische Vertretung der Bundesrepublik schritt, wenn allzu delikate Themen, wie das gespannte Binnenver-



schen Labor- und Werkstättenleitern einerseits und Lehrstuhlinhabern andererseits kam als auch zu Auseinandersetzungen um sich in die Länge ziehende bürokratische Prozesse, den schleppenden Beginn des Masterprogramms und allem voran die Lehrinhalte und Bildungskonzepte, erschwerte die Auseinandersetzung um Idee und Form der »Eliten-Bildung«. <sup>65</sup> Freilich war der Einsatz von Expertinnen und Experten in vielen Fällen – gerade im Bereich der »Technischen Hilfe« – trotz aller Kritik an ihrem »elitären Gehabe« unverzichtbar. Siegeszug und Krise der Figur des Experten, zumal als Symbol der Idee technokratischer Planung, gaben so den sich wandelnden Wertvorstellungen und Deutungshierarchien in der Entwicklungspolitik Ausdruck.

### III. Die Grenzen der Meritokratie und die Konzepte der »Eliten-Bildung«

An der Frage nach der Form und Zielrichtung der »Eliten-Bildung« schieden sich zwischen Bonn und Madras die Geister. Das lag schon daran, dass in der Bundesrepublik – abseits konservativer Kreise – lange eine ausgeprägte »Elitenskepsis« herrschte, die über die Hochphase der Experten- und Planungseuphorie und die Jahre ihrer Kritik und Krise hinweg reichte. <sup>66</sup> Kam doch einmal der »Elite-Code« zur Sprache, so ging es unter Bildungstheoretikern eher um »Wertmaßstäbe und Charakterqualitäten« der (Hoch-)Schüler als um die Idee einer »individuellen Leistungsauslese«. <sup>67</sup> Konservative Kritiker des Bildungssystems wie der Berliner Soziologe Dietrich Goldschmidt, der nach dem Krieg Herausgeber der »Deutschen Uni-

---

hältnis zwischen Indern und Deutschen in Madras, angeschnitten wurden, ein. Vgl. dazu allgemein Wittje, *The Establishment of IIT Madras*, S. 348 und 353–357.

- 65 Vgl. dazu auch allgemein Havemann, *Besuchsbericht*, 1967, Bd. 1, S. 1–20; Lehrplangestaltung, 1961–1967, PA AA, AV NA 3666. Dabei waren die Ausgestaltung des Curriculums und die Vorstellungen von der Ausbildung neuer »Eliten« an den einzelnen IITs durchaus verschieden. Als in Madras noch der praktische Nutzen von Metallbau, Glasbläserei und Holzarbeiten im Fokus stand, gehörten so am amerikanischen IIT in Kanpur bereits ab 1963 »Computer Sciences« zum Lehrplan. Vgl. Bassett, *Aligning India in the Cold War Era*, S. 795–798. In diesem Feld war das IIT Madras der »große Nachzügler« gewesen.
- 66 Nachdem die Bildungspolitik der Nachkriegsära vorrangig im Zeichen der *reeducation* und der Umerziehung der Bevölkerung gestanden war, hatten in den 1950er-Jahren vor allem sozialdemokratische Bildungspolitiker zusehends den Abbau von Klassenschranken innerhalb des Bildungssystems propagiert; ausgangs der 1960er-Jahre wurde unter dem Slogan »Bildung ist Bürgerrecht« über partizipative Ansätze in der Pädagogik diskutiert, die in den 1970er-Jahren einer Debatte um »Chancengleichheit« und »Chancengerechtigkeit« den Weg ebneten. So changierte der Diskurs zwischen 1945 und 1980 zwischen der Rede von »Schulmisere« und »Bildungsruinen« – aus der die Forderung nach stärkerem Leistungsstreben resultierte – einerseits und der Kritik am »Leistungszwang« andererseits. Vgl. Silke Hahn, *Zwischen Re-education und Zweiter Bildungsreform. Die Sprache der Bildungspolitik in der öffentlichen Diskussion*, in: Georg Stötzel/Martin Wengeler (Hrsg.), *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin/New York 1995, S. 163–207.
- 67 Morten Reitmayer, *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik*, München 2009, S. 410–433, Zitat S. 410 f. Schon eingangs der 1950er-Jahre adressierte der Berliner Politologe Otto Stammer »Das Elitenproblem in der Demokratie«, während der Hamburger Soziologe Ralf Dahrendorf, einige Jahre später, in seinem Grundlagenwerk »Gesellschaft und Demokratie« 1965 die »wesentliche Ursache der Illiberalität der bundesdeutschen

versitätszeitung« gewesen war und 1958 vor einer »Sozialisierung der Bildung« warnte, die »Industriegesellschaft« als »Leistungsgesellschaft« beschrieb und eine Rückkehr politischer Funktionseliten propagierte, waren in der Minderzahl.<sup>68</sup> Auch in der Folge, als zusehends kontrovers über den Konnex von Eliten, Nations- und Demokratiebildung gesprochen wurde, blieb das Verhältnis zum Terminus »Elite« ein durchaus gespaltenes.

In Indien stand der Elitendiskurs nach 1947 dagegen im Zeichen postkolonialer Nationsbildung und der – in Auseinandersetzung zu den Konzepten der internationalen Entwicklungspolitik gebildeten – Ansätze der Planung, Entwicklung und Modernisierung des Landes.<sup>69</sup> Dabei bedeutete das Ende der Kolonialära speziell aus der Perspektive der Hindu-Nationalisten eine Chance, sich der eigenen kulturellen und akademischen Wurzeln neu zu versichern.<sup>70</sup> Zugleich setzte im Zuge der Unabhängigkeitsbewegung eine Elitenkritik ein, die sich gegen die Hierarchien des Kastensystems und die Ausprägung sozialer, ökonomischer und religiöser Gegensätze richtete. Hier standen die »new elites« westlich orientierter, im Ausland ausgebildeter Inder, die um die Ausgestaltung der demokratischen Ordnung und des politischen, ökonomischen und technologischen Wandels des Landes rangen, den Hindu-Nationalisten zusehends gegenüber.<sup>71</sup>

So wurde der Terminus der »Elite« ab den 1960er- und 1970er-Jahren in Indien kontrovers diskutiert; dabei sahen Soziologen wie M. N. Srinivas – in Anlehnung an die Theoreme britischer und amerikanischer Modernisierungstheoretiker – in einer

---

Gesellschaft in der Morphologie seiner Eliten zu erkennen« suchte. *Reitmayer*, *Elite*, S. 191–305 und 533–560, Zitat S. 559. Zum »Unbehagen an den Eliten« und einer Kritik an Technokratie und »technischen Experten« aus dem Feld der Bildungstheoretiker vgl. zudem eindrücklich *Walter Tröger*, *Elitenbildung. Überlegungen zur Schulreform in einer demokratischen Gesellschaft*, München 1968, S. 198–247, hier insb. S. 206–227, 235 f. und 242–247.

- 68 *Dietrich Goldschmidt*, Elitenbildung in der industriellen Gesellschaft, in: *Die neue Gesellschaft* 5, 1958, S. 34–41, hier: S. 35; vgl. dazu auch exemplarisch *Joachim H. Knoll*, *Pädagogische Elitenbildung*, Heidelberg 1964.
- 69 In Britisch-Indien waren die kulturellen und sozialen Eliten als politische Eliten lange Jahre zugleich Agenten im Dienste des Empires gewesen. Die Politisierung des Kastensystems war hier über viele Dekaden ein wesentliches Merkmal kolonialer Herrschaft, wie die neuere Forschung zeigen konnte: »Caste had been political all long, but under colonialism was anchored to the service of a colonial interest in maintaining social order, justifying colonial power, and sustaining a very peculiar form of indirect rule, [...] to buttress and to displace colonial authority.« *Nicholas B. Dirks*, *Castes of Mind. Colonialism and the Making of Modern India*, Princeton/Woodstock 2001, S. 14 f. Vgl. dazu bereits *Christopher A. Bayly*, *Indian Society and the Making of the British Empire*, Cambridge/New York etc. 1988. Zur Dynamik der Eliten des Empires vgl. überdies allgemein *Charles S. Maier*, *Among Empires. American Ascendancy and Its Predecessors*, Cambridge/London 2006, S. 33: »Empires are a particular form of state organization in which the elites of differing ethnic or national units defer to and acquiesce in the political leadership of the dominant power.«
- 70 Zur Geschichte der Technologie- und Bildungspolitik Indiens ab den 1950er-Jahren vgl. allgemein *Sunandan Roy Chowdhury*, *Politics, Policy and Higher Education in India*, Singapur 2017. Zur Dekolonisierung der Bildungspolitik aus dem Geiste des Nationalismus vgl. *Safoora Razeq*, *Decolonization of Indian Education System*, Kolkata 2017, sowie allgemein *Marcelo Caruso/Daniel Maul* (Hrsg.), *Decolonization(s) and Education. New Politics and New Men*, Berlin 2020.
- 71 Vgl. *Jyotirmaya Tripathy/Uwe Skoda*, *Cultural Elites and Elite Cultures in Contemporary India and South Asia. Constructions and Deconstructions*, in: *International Quarterly for Asian Studies* 48, 2017, H. 1–2, S. 5–13, hier: S. 9 f.

Westernisierung des Landes eine historische Chance, die diskriminatorische Dynamik des Kastensystems hinter sich zu lassen.<sup>72</sup> Kritiker wie I. P. Desai indes wehrten sich gegen die hier evozierte dichotome Gegenüberstellung von Tradition und Moderne und beschrieben die neuen, säkularen »Eliten« an den Hochschulen, in Industrie und Politik als das Ergebnis einer geradezu tragischen Form der Verleugnung des eigenen kulturellen Erbes und eines Kurses radikaler Liberalisierung zu Lasten der Armen und Schwachen:

»They are themselves the policy makers or are near the policy makers in Government, in the universities, in business and in industry. They form the new elite. Their Westernisation being a fake one, what they do can only be an imitation of the West in such things as the style of living, personal habits, personal appearance, manner and mannerism, the use of English in conversation, the quality of English and so on and so forth. They claim superiority over others on the ground of their cosmopolitanism, which to them and to others means Westernisation. [...] This section is politically more dangerous than the revivalist section of our intellectuals because it is nearer the seat of political power. Because of the very character of their intellectualism their policy will be devoid of the understanding of the problems and state of mind of their people; and they are blind to the capacities and incapacities of their people. [...] The bureaucracy in a parliamentary democracy eminently suits their feudal heritage and feudal social origin. Their idea of democracy is as fake as their Westernisation and cosmopolitanism. They have democratic slogans but their actions are undemocratic.«<sup>73</sup>

Im Feld der Bildungspolitik spiegelten sich die Auseinandersetzungen um die »Eliten-Bildung« in Indien ganz besonders in der Kontroverse um die Konzeption höherer technischer Lehranstalten wider, an deren Spitze die »Indian Institutes of Technology« standen.<sup>74</sup>

Mit der Unabhängigkeit avancierte in Indien – wie in vielen Entwicklungsländern – die Bildungspolitik zu einem Fixpunkt im Prozess der »Entwicklung« der Nation. Eine Investition in die Hochschulen schien hier ein geeignetes Werkzeug, um

72 Vgl. *M. N. Srinivas*, *Social Change in Modern India*. The Rabindranath Tagore Memorial Lecture-ship, delivered at the UC Berkeley, May 1963, Berkeley/Los Angeles 1966; *ders.*, *Dimensions of Social Change in India*, Bombay 1977.

73 *I. P. Desai*, *The New Elite*, in: *The Economic Weekly* 11, 1959, S. 913–916, hier: S. 915 f. Zu Desais Position vgl. auch: *ders.*, *Western Educated Elites and Social Change in India*, in: *Economic and Political Weekly (EPW)* 19, 1984, S. 639–647. Zur Einordnung vgl. überdies *Ramkrishna Mukherjee*, *I. P. Desai and Sociology of India*, in: *EPW* 21, 1986, S. 164–168; *S. Nagendra Ambedkar*, *Political Elites. Theoretical Perspectives*, in: *The Indian Journal of Political Science* 53, 1992, S. 253–276; *Tripathy/Skoda*, *Cultural Elites and Elite Cultures in Contemporary India and South Asia*. Zur gegenwärtigen Debatte vgl. *Christophe Jaffrelot*, *India's Silent Revolution. The Rise of the Lower Castes in North India*, London 2003; *Philip Oldenburg*, *Political Elites in South Asia*, in: *Heinrich Best/John Higley* (Hrsg.), *The Palgrave Handbook of Political Elites*, Basingstoke 2018, S. 203–223.

74 Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts hatte es Auseinandersetzungen zwischen Indiens politischen Führern und der Kolonialadministration über die Ausgestaltung des Systems technischer Bildung gegeben. Vgl. dazu *Aparajith Ramnath*, *The Birth of an Indian Profession. Engineers, Industry and the State 1900–1947*, Oxford 2017; *Bassett*, *The Technological Indian*; *Subramanian*, *The Caste of Merit*, S. 27–57. Zu den Ideologemen der Planung der Nation vgl. überdies allgemein *Benjamin Zachariah*, *Developing India. An Intellectual and Social History*, New Delhi 2005.

die Lücke zwischen der ›ersten‹ und der ›dritten Welt‹ perspektivisch zu überwinden, wie Tansanias Premier Julius K. Nyerere bemerkte:

»There is, in fact, only one reason why underdeveloped societies like ours establish and maintain universities. We do so as an investment in our future. We are spending large and disproportionate amounts of money on a few individuals so that they should, in the future, make a disproportionate return to the society. We are investing in a man's brain in just the same way as we invest in a tractor; and just as we expected the tractor to do many times as much work for us as a hand-hoe, so we expect the student we have trained to make many times as great a contribution to our well-being as the man who has not had this good fortune. We are giving to the student while he is at the university, so that we may receive more from him afterwards.«<sup>75</sup>

Die Förderung der Hochschulen versprach der Ära überkommener politischer, ökonomischer und kultureller Zirkel ein Ende zu setzen und den »alten Eliten« und ihrem Dünkel eine neue, meritokratische Ordnung gegenüberzustellen, in der eine »Leistungselite« die politische Führung des Landes und die Schlüsselpositionen in Verwaltung und Industrie übernehmen werde.

Vor dieser Folie wurde über Jahrzehnte um den Kurs in der Hochschulpolitik gerungen. Die Gesetze zur Neuordnung des Bildungswesens nach 1947 und die programmatischen Berichte der Bildungskommissionen bezeugen den diskursiven Wandel der Auseinandersetzung um die »Eliten-Bildung« in Indien.<sup>76</sup> In den Berichten der ersten »University Education Commission« des Jahres 1950 wurde so der egalitäre Anspruch der Bildungskonzepte, der Indiens Weg in die Demokratie begleitete, herausgestrichen: »In a democratic society, the opportunity of learning must be open not only to an elite but to all those who have to carry the privilege and responsibility of citizenship. Education is a universal right, not a class privilege.«<sup>77</sup>

Die Berichte der »Education Commission« unter Vorsitz des Physikers und Bildungspolitikers D. Singh Kothari gaben dagegen bereits zusehends der Entwicklungsdoktrin der Nehru-Regierung in den 1950er- und 1960er-Jahren Ausdruck, die den Weg der »Big Science« – von Staudämmen, Stahl- und Elektrizitätswerken – propagierte. Obwohl sich die Kommission in verschiedenen Zusammenhängen durchaus kritisch über »Eliten« ausließ, sprachen ihre Vorschläge zur Neuordnung

75 Julius K. Nyerere, *The Intellectual Needs Society*, in: *Freedom and Development. A Selection from Writings and Speeches 1968–1973*, London 1974, S. 23–29, hier: S. 23; vgl. *ders.*, *The Role of Universities*, in: *Freedom and Socialism. A Selection from Writings and Speeches 1965–1967*, London 1968, S. 179–186. Vgl. dazu allgemein *Robert Klitgaard*, *Elitism and Meritocracy in Developing Countries. Selection Policies for Higher Education*, Baltimore/London 1986, S. 33–45.

76 Vgl. *Krishna Kumar*, *Reproduction or Change? Education and Elites in India*, in: *EPW* 20, 1985, H. 30, S. 1280–1284, hier: S. 1280. Zur Geschichte der Bildungspolitik ab den 1950er-Jahren vgl. allgemein *Chowdhury*, *Politics, Policy and Higher Education in India*, S. 51–83; *Pawan Agarwal*, *From Kothari Commission to Pitroda Commission*, in: *EPW* 42, 2007, H. 7, S. 554–557.

77 *University Education Commission* (Hrsg.), *Report of the University Education Commission*, New Delhi 1950, S. 50. Der Geist der Freiheitsbewegung klang hier in der expliziten Erinnerung an die Versprechen der Französischen Revolution an: »We shall take up the different problems of educational theory and practice and arrange them under the five heads of democracy, justice, liberty, equality and fraternity.« *Ebd.*, S. 35 f.

des Bildungswesens eine gänzlich andere Sprache. So regte sie emphatisch die Gründung einiger weniger Hochschulen nach dem Vorbild US-amerikanischer und britischer Eliteschmieden an – »to concentrate scarce human resources«:

»The most important reform that we envisage is the development of five or six of what we may call ›major‹ universities where conditions may be provided, both as to staff and students as well as to the necessary equipment and atmosphere, to make first-class postgraduate work and research possible. The standards of these major universities should be comparable to the best institutions of their type in any part of the world [...]. A possible objection to these proposals may be that what is proposed here is not quite democratic, that it seeks to institute a system of elite education by favouring certain institutions and impoverishing others. We recognize that our approach does involve at this stage a differentiation between the universities. This is, however, not only inevitable in an economy of scarcity but is also the only sure and practicable way to benefit all ultimately in the shortest time possible. Moreover, we must recognize that pursuit of excellence implies and requires a discriminatory approach; and that to provide equal resources to all irrespective of the quality of their performance and potentiality for growth merely promotes mediocrity.«<sup>78</sup>

Trotz verschiedener Adaptionen in der Praxis war es dieses Modell der »Eliten-Bildung«, das den Kurs der Bildungspolitik bis in die Jahre der Liberalisierung bestimmte, bis ausgangs der 1980er-Jahre eine neue »National Policy on Education« den Kurs zugunsten eines demokratischeren Ansatzes korrigierte, der auch die Praxis einer Diskriminierung der niederen Kasten und Klassen im Bildungssystem zu beheben beabsichtigte.<sup>79</sup> Zu Beginn des 21. Jahrhunderts aber kehrte die Euphorie um die Eliten bereits wieder zurück und schlug sich im Revival einer akademischen Exzellenzstrategie nieder.<sup>80</sup>

Die wechselvolle Auseinandersetzung um Ziele und Charakter der Hochschulbildung am IIT Madras war ein Spiegel dieser Diskussionen.<sup>81</sup> Die deutsche Mission in Madras war zwar sowohl in Bonn als auch in New Delhi stets als vorübergehende

78 Report of the Education Commission 1964–66. Education and National Development, New Delhi 1966, S. 279–282. So war der Bericht der Kommission, der in der »scientific revolution« bezeichnenderweise in historischer Perspektive »the greatest contribution of Europe« erkannte, zugleich Ausdruck des »scientific temper« der Nehru-Ära. Ebd., S. 22. Vgl. dazu allgemein Government of India (Hrsg.), National Policy on Education, New Delhi 1968.

79 Vgl. dazu Ministry of Human Resources Development (Hrsg.), National Policy on Education – Programme in Action 1992, New Delhi 1992. Die »Shastri-Kommission« (»National Commission for Scheduled Castes«) und die »Mandal-Kommission« (»Socially and Educationally Backward Classes Commission«) rückten ab 1978 die Diskriminierung »registrierter« Kasten und benachteiligter sozialer Gruppen auf die politische Agenda und setzten eine Quotenregelung durch, die die Zahl der Plätze an Hochschulen, der Stellen im Staatsdienst und der Sitze in Parlamenten vorgab.

80 Prime Minister's Council on Trade and Industry (Hrsg.), Report on a Policy Framework for Reforms in Education, New Delhi 2000; National Knowledge Commission (Hrsg.), NKC Report to the Nation, New Delhi 2009; National Knowledge Commission (Hrsg.), Report of the Working Group on Engineering Education, New Delhi 2008.

81 Transnationale Experten wie der Maschinenbauer Robert A. Kraus erwiesen sich in dieser Auseinandersetzung um den Entwicklungskurs als wichtige Bindeglieder zwischen Indien und der Bundesrepublik. Kraus, der nach einer Dozentur an der TH in Aachen von 1950 bis 1957 als Ordinarius und Leiter des Departments »Mechanical Engineering« am IIT Kharagpur gewesen

Phase der Gründung beschrieben worden, doch wuchs – auch angesichts der positiven Beispiele der verschiedenen IITs – rasch der Wunsch, die Kooperation über das Ende der Förderabkommen hinaus ins Jahr 1975 auszudehnen. So brach sich einmal mehr die Debatte um die Konzeption der »Elite-Universität« Bahn.<sup>82</sup> Das lag auch daran, dass es dem Gründungsdirektor des Instituts, Bibhutibhushan Sengupto – im Anschluss an die Vorschläge der Rucker-Kommission – zwar gelungen war, ein Modell angewandter Forschung in Madras zu verankern, in dem die Labor- und Werkpraxis von zentraler Bedeutung war, die Frage allerdings, welchen Beitrag die Hochschule eingedenk dieser Ausrichtung zur Lösung der drängenden alltäglichen sozialen und ökonomischen Probleme des Landes leisten könne, auch in der Folge ausgesprochen vage geblieben war.

Um den Status quo des Instituts in Madras zu evaluieren, hatte das BMZ im Sommer 1967 den Ingenieur und Maschinenbauer Hans A. Havemann, der ab 1963 als Ordinarius für »Internationale Technische Zusammenarbeit« an der TH Aachen ein Forschungszentrum zur Entwicklungskooperation leitete, und zwei weitere Kollegen des Madras-Ausschusses nach Indien geschickt.<sup>83</sup> Aus den Eindrücken in Madras entwickelte Havemann in der Folge das Modell einer »Entwicklungsuniversität«. Der Zweck dieser Universität, deren Inspiration das IIT war, weise, so Havemann, »über den Bereich des wissenschaftlichen, des technischen und des institutionellen konventionellen Wirkens« hinaus. Ihre Motivierung liege »unter Einbeziehung eines ethischen und kulturellen Elements« vielmehr auch und gerade »im Entwicklungsgedanken«. In Forschung und Lehre gehe es daher darum, dass eine »Elite herausgebildet« werde, die, wie er schloss, »Erkenntnisse zum Nutzen der Allgemeinheit« erwerbe und so die »Modernisierung« des Landes voranbringe.<sup>84</sup>

In der Praxis aber erwiesen sich die Konzepte der Experten als graue Theorie. So waren die Fallstricke der »Eliten-Bildung« und die Grenzen des Versprechens einer

---

war, avancierte so eingangs der 1960er-Jahre zu einem der zentralen Architekten des IIT Madras. Als Bonner Regierungsbeauftragter war er sowohl an der Organisation und Personalauswahl der Experten in Deutschland als auch an der Aushandlung des deutsch-indischen Regierungsabkommens beteiligt; zugleich vermittelte er in seiner Funktion als Berater der Regierung in New Delhi auch zwischen Madras und Bonn, wenn sich Reibungen ergaben. Vgl. Indien, Technische Lehranstalt, Madras, 9.7.1963, PA AA, B 58/878; *Yokoi*, The Colombo Plan and Industrialization in India, S. 57–63; *Sabine Preuß* (Hrsg.), »Ohne Toleranz funktioniert nichts.« Indisch-deutsche Technische Zusammenarbeit. Berufsbildung, Hochschule, ländliche Entwicklung (1958–2010). Reportagen, Interviews, Porträts, Frankfurt am Main 2013, S. 110 f.

82 *Peter Enderds*, Vorwort, in: GTZ, Technische Hochschule Madras, S. 6–11, hier: S. 8 f.

83 Zu Havemanns Gruppe zählten Friedrich Graf Stenbock-Fermor, der Kanzler der RWTH, und Martin Schmeißer, ehemals Rektor der RWTH und ab 1965 Gründungsrektor der TH Dortmund. Vgl. Reisebericht, Delegation der TH Aachen, 1967, BArch, B213/2909; *Hans A. Havemann*, Besuchsbericht, Indian Institute of Technology – Madras 1968. Gesichtspunkte für die Entwicklung des Instituts, Aachen 1968, Hochschularchiv RWTH Aachen. Havemann hatte nach dem Krieg eine Dozentur am »Indian Institute of Science« in Bangalore übernommen, wo er bis 1957 Motoren- und Turbinenbau lehrte. Nach einer Anstellung bei M. W. Kellogg in New York kehrte er 1963 in die Bundesrepublik zurück. Zu den Biografien verschiedener Experten vgl. *Souvenir Volume*, MHC; IIT Personal, PA AA, AV NA 3665.

84 *Havemann*, Besuchsbericht, 1967, Bd. 1, S. 9; *ders.*, Besuchsbericht, 1968, S. 7; *ders.*, Strukturanalyse des Indian Institute of Technology Madras, S. 11–13; *ders.*, Die Entwicklungsuniversität als Instrument internationaler Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik, Baden-Baden 1973, S. 90–92 und 97–108.

Demokratisierung von Bildung in Madras unverkennbar. Der Nuklearphysiker und Vorsitzende der Atomenergie-Kommission Homi N. Sethna kritisierte die Umsetzung der Idee der »Eliten-Bildung« daher in einer Rede am IIT Madras im Januar 1975 eindrücklich:

»In unserem Lande gelang es zwar den Technischen Hochschulen, eine Elite von Technikern heranzubilden, aber ihre Rolle bei der Verbreitung von Wissen unter die indischen Massen und ihre Rolle bei der Kultivierung der richtigen wissenschaftlichen Werte war unbedeutend. Es ist eine geeignete Ausbildungspolitik erforderlich, die den Menschen dient und nicht dazu dient, eine elitäre Klasse heranzuzüchten.«<sup>85</sup>

In die gleiche Kerbe schlug Rainer Jerosch, der als Programmleiter der GTZ in Madras das Fehlen »sozialer Disziplin« und »Solidarität« und einen »ausgeprägten Mangel des Entwicklungsbewusstseins« anmahnte und den »geringen Beitrag indischer Wissenschaftler zur Lösung indischer Probleme« – zumal angesichts »teils hervorragende[r]« Ausstattung der Forschungseinrichtungen – als Ausdruck eines Rückzugs in den »Elfenbeinturm« beklagte.<sup>86</sup>

Die IITs standen an der Spitze des Bildungssystems. Durch ihren Status als »Forschungseinrichtungen von nationaler Bedeutung« gelang es ihnen, sich den bürokratischen und politischen Kontrollen der Regierung systematisch zu entziehen. Ihre Autonomie reichte von der Auswahl des Personals über die Festsetzung von Zulassungsbedingungen und die Ausgestaltung des akademischen Programms bis hin zur Planung des Budgets und des Einsatzes von Finanzmitteln.<sup>87</sup> Für viele Alumni galten sie so in der Folge als »islands of excellence in a sea of mediocrity«.<sup>88</sup>

Allerdings erwiesen sich die IITs keineswegs als der Motor des sozialen Wandels, als der sie von Premier Jawaharlal Nehru und ihren Gründervätern vorgesehen waren.<sup>89</sup> Vielmehr waren sie ein Vehikel der Elitenreproduktion, das die riesige soziale Ungleichheit, die das Land prägte, weiter verstärkte. Das lag schon daran, dass der

85 An die Rede erinnerte sich S. Sampath, der vormalige Leiter des Bereichs Nachrichtentechnik am IIT Madras: Erlebnisbericht, Wie ein indischer Projektmitarbeiter die Entwicklung des Aufbaus der Technischen Hochschule Madras beurteilt und die erreichten Ergebnisse bewertet, in: GTZ, Technische Hochschule Madras, S. 113–187, hier: S. 166–168.

86 Jerosch, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 162. »Trotz der schreienden Not vor den Pforten der Forschungsinstitute wird eine anwendungsorientierte, entwicklungsrelevante Erfindung in Wissenschaftlerkreisen geringer eingeschätzt als die Publikation in einer ausländischen Fachzeitschrift.« Rainer Jerosch, Soziale Disziplin und Entwicklungsbewusstsein, in: Indo-Asia 17, 1975, H. 1, S. 50–57, hier: S. 55 und 57.

87 Vgl. Sandipan Deb, The IITians. The Story of a Remarkable Indian Institution and How Its Alumni Are Reshaping the World, New Delhi 2004, S. 38–42; Sabil Francis, The IITs in India. Symbols of an Emerging Nation, in: Südasien-Chronik 1, 2011, S. 293–326, hier: S. 313.

88 Subramanian, The Caste of Merit, S. 77.

89 Bei der Feier zur Einweihung des ersten IITs in Kharagpur hatte der Gründungsdirektor des IIT, Jnan Chandra Ghosh, den »Geist der Vereinbarung« beschworen, der ein vereinigtes Indien prägen sollte: »students and teachers drawn from all parts of India, from all her classes and communities«. J. C. Ghosh, Address. Foundation Day Ceremony IIT Kharagpur [1952]. Zit. nach Dharam Vir/Dhrubajyoti Sen/Priyadarshi Patnaik u. a., Sixty Years in the Service of the Nation. An Illustrated History of IIT Kharagpur, Kharagpur 2011, S. 43. Und Premier Nehru, der den Grundstein

Zugang zu den IITs das Privileg einer kleinen, sozial und kulturell homogenen, transnational mobilen und kosmopolitanen Elite blieb.<sup>90</sup> Eine Studie zu den sozio-ökonomischen Hintergründen der Hochschul-er der Institute in Kharagpur, Bombay, Kanpur, Madras und Delhi aus dem Jahr 1970 ergab, dass das Gros der hier Lernenden zu den hochgebildeten, wohlhabenden urbanen Mittel- und Oberschichten zählte.<sup>91</sup> Überdies bewirkte gerade das an den IITs propagierte Credo der Meritokratie, dass die Hochschulen lange Jahre von gängigen Quoten- und Ausgleichsregelungen zur Verhinderung der Diskriminierung einzelner Kasten und sozialer Schichten ausgenommen waren.<sup>92</sup>

Die Kehrseite der Förderung des Bildungswesens in Indien war so, wie das Beispiel der IITs zeigte, eine neuerlich hierarchische Ordnung der Gesellschaft, die sich nach sozialem und ökonomischem Kapital gliederte und über das Kastensystem legitimierte, überdies Frauen ausschloss<sup>93</sup>, sich zugleich aber zusehends hinter der Rhetorik des Verdienstes verbarg und so die Wissensökonomie Indiens ab den

---

des Instituts legte, sekundierte, die IITs repräsentierten »India's urges, India's future in the making«. *Jawaharlal Nehru, Engineers and New India. Convocation Address, 1<sup>st</sup> Annual Convocation, IIT Kharagpur, 21.4.1956*, in: *Selected Works of Jawaharlal Nehru. Second Series, Bd. 32, New Delhi 2003, S. 32–38*, hier: S. 33.

- 90 Zur Verankerung des »Elitenstatus« hatten die IITs eingangs der 1960er-Jahre landesweite »Joint Entrance Examinations« beschlossen, die in der Folge in über 150 Zentren in ganz Indien abgenommen wurden. Zwischen 1963 und 1970 schwankte die Zahl der Bewerber hier zwischen knapp 13.000 und über 35.000. Dabei war die Zulassungsquote stets ausgesprochen gering: in der Regel pendelte sie um 5 %. Noch um die Jahrtausendwende lag sie bei 2–3 % der Bewerber. Vgl. *Monica R. Biradavolu, Indian Entrepreneurs in Silicon Valley, Amherst/New York 2008, S. 53–55*.
- 91 Vgl. *George Tobias/Robert S. Queener, India's Manpower Strategy Revisited 1947–1967, Bombay 1968, S. 60 und 120 f. A. D. King, Elite Education and the Economy. IIT Entrance: 1965–70*, in: *EPW 5, 1970, H. 35, S. 1463–1472*. Hinzu kam ein privilegierter Bildungshintergrund vieler Studierender: Knapp 40 % aller Väter hatten ein College besucht, rund 10 % sogar einen Hochschulabschluss als Mediziner oder Ingenieure; viele waren Staatsbeamte, Manager, Buchhalter, Ärzte oder Anwälte. Insbesondere im Fall der prestigeträchtigen Ingenieursstudiengänge wie der Elektrotechnik war der Bildungshintergrund ein Indikator geringer sozialer Mobilität. Vgl. *C. Rajagopalan/Jaspal Singh, The Indian Institutes of Technology: Do They Contribute to Social Mobility?*, in: *EPW 3, 1968, H. 14, S. 565–570*. Viele hagiografische Studien verhehlen diese ungleichen Rahmenbedingungen der Förderung. Vgl. *Deb, The IITians; Yuvnesh Modi/Rahul Kumar/Alok Kothari (Hrsg.), The Game Changers. 20 Extraordinary Success Stories of Entrepreneurs from IIT Kharagpur, Noida 2012; Ranjan Pant/Suvarna Rajguru, IIT. India's Intellectual Treasures, Silver Spring 2003*.
- 92 In Kharagpur gingen 1953 nur 5,5 % aller Plätze an Mitglieder solcher »scheduled castes, tribes and other backward classes«. Letter P. N. Sengupta, Registrar IITK, to the Ministry of Education, 24.8.1953, Ministry of Education, Progs. Nos. 20–68, 1954: IIT Kharagpur. Reservation of Seats for Scheduled Castes and Scheduled Tribes, NAI. Erst ab 1973 wurden 22,5 % der Plätze den Bewerbern gelisteter Kasten und registrierter Volksgruppen vorbehalten. Vgl. *Ajantha Subramanian, Making Merit. The IITs and the Social Life of Caste*, in: *Comparative Studies in Society and History 57, 2015, S. 291–322*, hier: S. 292 und 299–302.
- 93 Die erste Studentin des IIT Kharagpur schloss 1965 ihr Studium als Ingenieurin ab; sie war 1960 an die Hochschule gekommen. Vgl. *Vir/Sen/Patnaik u. a., Sixty Years in the Service of the Nation, S. 127*. Auch am IIT Bombay gab es in den 1960er-Jahren nur eine Handvoll weibliche Studierende. Die Quote lag 1962/63 bei 1:190. Vgl. *Rohit Manchanda, Monastery, Sanctuary, Laboratory. 50 Years of IIT Bombay, Mumbai 2008, S. 103 f.* Ähnlich gering war die Quote an den übrigen IITs. Insgesamt waren in Indien noch 1975 weniger als 1 % aller graduierten Ingenieure, darunter



1950er-Jahren prägte. Von der Persistenz der hier beschriebenen Diskrepanz zwischen dem Versprechen einer Demokratisierung des Bildungssystems und der Praxis ungleicher Chancen zeugen neuere anthropologische und soziologische Forschungen.<sup>94</sup>

## Fazit

Die Ausbildung einer »Elite« von Experten war, wie die Geschichte des westdeutschen Einsatzes am IIT Madras zeigte, zugleich Anspruch, Voraussetzung und Ergebnis globaler entwicklungspolitischer Engagements nach 1945. Diese Engagements standen von Beginn an im Zeichen geo- und handelspolitischer Erwägungen in der Ära von Dekolonisation und Kaltem Krieg.<sup>95</sup> Die IITs erwiesen sich hier als Miniatur der komplexen »Nord-Süd-Ost-West-Beziehungen«.<sup>96</sup>

In Madras ergaben sich aus der Vielzahl beteiligter Akteure und Zielsetzungen in der Folge immer wieder Reibungspunkte und Kompetenzstreitigkeiten, wobei sich die deutschen Entwicklungsexperten – im Zuge der ausgangs der 1960er-Jahre einsetzenden Revision des entwicklungspolitischen Kurses – auch in der Bundesrepublik zusehends harscher Kritik gegenübersehen. Diese richtete sich indes weniger gegen die sachliche Kompetenz als vielmehr das moralische Vermögen und den Dünkel der Expertinnen und Experten, deren kulturgebundene Vorstellungen von einer Modernisierung des Landes rasch argwöhnisch besehen wurden. In der Auseinandersetzung um Form und Zielsetzung des Entwicklungsvorhabens spiegelte sich so der Wandel der »Entwicklungsideologie« in den 1960er- und 1970er-Jahren wider. Hier setzte sich – infolge des Engagements – ein stärker kooperativer Ansatz durch, der zugleich eine veränderte Rekrutierungspraxis nach sich zog und ein neues Bild des »Experten« zeichnete, der mehr als nur Teil einer Leistungs-, son-

---

auch Elektroingenieure und Computer Scientists, weiblich; die Quote stieg bis Ende der 1980er-Jahre auf circa 8 %. Vgl. P. P. Parikh/S. P. Sukhatme, Women Engineers in India, in: EPW 39, 2004, H. 2, S. 193–201, hier: S. 193 f.

94 Subramanian, The Caste of Merit, S. 323; dies., The Meritocrats, in: Surinder S. Jodhka/Jules Naudet (Hrsg.), Mapping the Elite. Power, Privilege, and Inequality, Oxford 2019, S. 37–69; Michael Baas, The IT Caste: Love and Arranged Marriages in the IT Industry of Bangalore, in: South Asia. Journal of South Asian Studies 32, 2009, H. 2, S. 285–307.

95 Zugleich ging es darum, im Rahmen der Bildungskoopeation Kulturpolitik zu betreiben. So waren in Madras deutsche Sprach- und Landeskurse im Lehrplan des Bachelorstudiums obligatorisch verankert; die Sprachkenntnis allerdings war – zumal im Vergleich zum Englischen – eher gering. Vgl. Gerhard Fischer, Konsul der BRD, Madras, an das AA, Deutschlektorat, 30.1.1962; Karl Atzenroth, Bericht über die Indienreise einer Delegation des Bundestagsausschusses für Entwicklungshilfe, 23.7.1965, S. 97–101, PA AA, AV NA 3665. Zudem schien die gelebte Praxis der Mission die Ziele der Bonner Regierung in vielen Fällen zu konterkarieren. So zählte das Zurückdrängen der UdSSR und der DDR in Indien zwar zu den vorrangigen Zielen des Engagements, in der Praxis aber nutzte der Lehrkörper des IIT Madras – aus logistischen wie auch aus Kostengründen – durchaus eine Vielzahl ostdeutscher oder russischer Lehrbücher in englischer Sprache. Vgl. Edgar Reichel, Konsulat, Madras, an das AA, 25.5.1965, PA AA, B58/878.

96 Arno Sonderegger, Aspekte einer Globalgeschichte der Neuzeit, in: ders./Margarete Grandner (Hrsg.), Nord-Süd-Ost-West-Beziehungen. Eine Einführung in die Globalgeschichte, Wien 2015, S. 6–37.

dern eben auch einer neuen Verantwortungselite sein sollte, die die Bundesrepublik im globalen Süden repräsentiere.

In der Ausbildung des Nachwuchses in Indien spiegelte sich gleichsam ein Wandel wider. Hier verdeckte das Versprechen der »Meritokratie« – auch und gerade an den IITs – lange das Überdauern politischer, kultureller und sozioökonomischer Hierarchien<sup>97</sup>; gleichzeitig rückte an der Schwelle zu den 1970er-Jahren auch hier die Frage nach der »Solidarität« und »Verantwortung« der so ausgebildeten Elite, ihres Zugangs zu und Einsatzes von Wissen zusehends in den Fokus. Als »Institute von nationaler Bedeutung« waren die IITs ein Symbol der Stärke und des Stolzes der werdenden Nation. Der Ansatz der »Eliten-Bildung« setzte dieser Nation indes, wie sich zeigte, enge Grenzen. So bezeugte die Geschichte der IITs exemplarisch die wechselvollen Auseinandersetzungen um die Wege der »Entwicklung« der Nation.

---

97 Das Versprechen einer »Demokratisierung« des Wissens, das am Beginn der Geschichte des IIT gestanden war, brach sich so zusehends an der Praxis. Da passte es, dass ausgangs der 1970er-Jahre, als Lübkes Besuch in Madras bereits viele Jahre zurück lag, der Grundstein des Instituts »überwuchert und vergessen« worden war. So habe es »später viel Mühe« gekostet, »ihn in dem Dschungel wieder ausfindig zu machen« – so *Jerosch*, Voraussetzungen, historischer Ablauf, Ergebnisse und Kritik der Entwicklung der Technischen Hochschule Madras, S. 45 f.

ALINA MARKTANNER

## Von Leistungs- zu Geldelite?

Unternehmensberater\*innen in der Bundesrepublik, 1950er- bis 2000er-Jahre<sup>1</sup>

Es begann als Rechercheidee: Für eine Reportage absolvierte die Journalistin Julia Friedrichs 2005 den Recruiting-Prozess des Beratungsunternehmens »McKinsey & Company«. Sich als Bewerberin bei dem langjährigen Marktführer unter den Unternehmensberatungen zu versuchen, sollte der Publizistin Aufschluss über die verschwiegene Branche geben. Ihre Chancen schätzte Friedrichs zunächst gering ein: 15.000 Bewerbungen erhalte das Unternehmen im Jahr; etwa 1 % davon mündeten in einer Zusage. Ihre eigenen Motive schienen ihr umso klarer: Den Prozess würde sie lediglich als teilnehmende Beobachterin durchlaufen. Nach einem viertägigen Kennenlernworkshop in Griechenland – untergebracht im Fünf-Sterne-Hotel, Segeltörn inklusive – folgte ein Auswahlverfahren im Berliner McKinsey-Büro. Hier löste Friedrichs Rechenaufgaben (»Mathematik neunte Klasse, gepaart mit Denksport«), analysierte Umsatzprobleme einer fiktiven Tankstelle und legte offen, wie sie Konflikte in ihrer Wohngemeinschaft navigierte.

Als das Unternehmen ihr tatsächlich ein Angebot unterbreitete, geriet die 26-Jährige ins Wanken. Ein Einstiegsgehalt von bis zu 67.000 € jährlich, ein Firmenwagen sowie die Zusage zur Promotionsfinanzierung verhießen bis dato ungekannte materielle Sicherheit, gar Luxus. Das Unbehagen, das Friedrichs die ganze Zeit über begleitet hatte, überwog jedoch. Der Großteil ihrer Mitbewerber\*innen fand »den Gedanken, dass sie Europas Elite sind, nicht nur reizvoll, sondern auch nachvollziehbar«. Friedrichs dagegen konnte oder vielmehr wollte sich mit dem Label der Elite nicht identifizieren. Ihre Absage begründete sie damit, dass sie »nicht die Richtige« für Entscheidungen sei, »die eventuell das berufliche Aus für manchen Arbeitnehmer bedeuten würden«. Ihre persönlichen Reflexionen verrieten jedoch, genauer, dass es ihr wie ein Verrat an ihr selbst und ihrem angestammten Milieu vorgekommen wäre, Teil der »McKinsey-Welt« zu werden. In Griechenland habe das Unternehmen den Teilnehmenden »suggeriert [...], dass wir wertvolle Persönlichkeiten sind, die das *leadership*-Gen in sich tragen«. Zu Hause habe das Gegenteil auf sie gewartet: »Die Normalen, meine Freunde, jobben, schreiben Bewerbungen, haben Angst vor der Zukunft.« Trocken stellte Friedrichs fest: »Nach McKinsey-Maßstäben sind die meisten Menschen, die ich mag, wohl eher Verlierer.«<sup>2</sup> Ihre Entscheidung gegen eine Beraterlaufbahn war gleichzeitig eine Entscheidung gegen eine gedachte Weltordnung aus Überflieger\*innen und Versager\*innen.

Friedrichs' Zaudern ob des Eliteetiketts kann als charakteristisch für die ambivalente Stellung von Wirtschaftseliten in der Bundesrepublik an der Schwelle zum 21. Jahrhundert gewertet werden. Eine kurze Blüte ökonomisch inspirierter Lö-

1 Der vorliegende Aufsatz stützt sich auf meine in der Reihe »Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte« erscheinende Dissertation: *Alina Marktanner*, Behörden-Consulting. Unternehmensberater in der öffentlichen Verwaltung der Bundesrepublik, 1970er bis 2000er Jahre, Berlin/Boston 2022. Für wertvolle Hinweise danke ich Thomas Deelmann.

2 *Julia Friedrichs*, McKinsey und ich, in: Die ZEIT, 18.5.2006.

sungskonzepte in Politik und Verwaltung, exemplifiziert durch das »Neue Steuerungsmodell«<sup>3</sup> und die »Agenda 2010«<sup>4</sup>, wurde begleitet von publizistischer und oppositioneller »Neoliberalismuskritik«.<sup>5</sup> Beratungsfirmen gerieten in diesem Zeitraum mehr denn je in den medialen Fokus. Der vorliegende Beitrag beleuchtet, wie sich changierende Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Consultingbranche in der Bundesrepublik in unterschiedlichen Schattierungen des Elite-Begriffs ausdrückten. Indem sie sich selbst als Leistungs- und Qualitätenelite stilisierten, strebten Unternehmensberater\*innen seit den 1950er-Jahren erfolgreich nach einer professionellen Reputation. In der öffentlichen Wahrnehmung wurden im ersten Jahrzehnt der 2000er-Jahre dagegen die Bedeutungsebenen der Macht- und Geldelite prominenter. Der Topos einer Leistungs- und Qualitätenelite wurde nun fast nur noch aus der Binnenperspektive heraus bemüht. Statt einer konsequenten Ablösung handelte es sich hierbei eher um eine Tendenzverschiebung, die einer höheren Sichtbarkeit der Branche und damit einer Pluralisierung der Diskursteilnehmenden geschuldet war. Im Mittelpunkt steht hier daher die Frage, wer Unternehmensberater\*innen seit Mitte des 20. Jahrhunderts als »Elite« bezeichnete und wie sich Inhalte und Konnotationen der Zuschreibung bis in die 2000er-Jahre wandelten.

Der Elite-Begriff im Zusammenhang mit Unternehmensberater\*innen blieb in der zeithistorischen Forschung bislang unterbestimmt. In »Abschied vom Provisorium« streift Andreas Wirsching den Gegenstand kurz, indem er den Unternehmensberater der 1980er-Jahre als »Typus einer neuen Elite« umschreibt.<sup>6</sup> Wirtschaftlich und kulturell versiert habe sich dieser als veritable Ausnahmeerscheinung präsentiert. Programmatische Texte der »Nach-dem-Boom«-Forschung erwähnen die Sozialfigur des Unternehmensberaters ebenfalls und verorten sie grob in den vielfältigen Strukturbrüchen der 1970er-Jahre. Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael benennen »internationale Unternehmen, Consultingfirmen, Beratergremien und Organisationen wie die Weltbank« beispielsweise mit als Urheber eines »neoliberalen« Politikverständnisses.<sup>7</sup> In einem späteren Aufsatz spricht Doering-Manteuffel in einem Atemzug von »Controlling, Consulting, Coaching, [...] Ranking und Rating, [...] Evaluierung, Akkreditierung und was der Begriffe noch mehr sind«, die terminologische Unterbestimmung gleichsam offenlegend.<sup>8</sup>

Das Elitemotiv bleibt in diesen Betrachtungen implizit, kommt aber dennoch zum Tragen: Gemeinsam mit anderen Repräsentant\*innen der Wissensökonomie erscheinen Unternehmensberater\*innen als unsichtbare Drahtzieher, die einen

3 *Bernd Vogel*, *Herkunft und Verbreitung des »Neuen Steuerungsmodells«* in der deutschen Kommunalverwaltung, Hamburg 1998.

4 *Sebastian Nawrat*, *Agenda 2010 – ein Überraschungscoup? Kontinuität und Wandel in den wirtschafts- und sozialpolitischen Programmdebatten der SPD seit 1982*, Bonn 2012.

5 *Thorsten Holzhauser*, *Die »Nachfolgepartei«*. Die Integration der PDS in das politische System der Bundesrepublik Deutschland 1990–2005, Berlin/Boston 2019.

6 *Andreas Wirsching*, *Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990*, München 2006, S. 442.

7 *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008, S. 69.

8 *Anselm Doering-Manteuffel*, *Die Entmündigung des Staates und die Krise der Demokratie. Entwicklungslinien von 1980 bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2013, S. 15.

ausgehöhlten Sozialstaat mitzuverantworten haben. Auffällig an solchen Darstellungen ist, dass sie zeitgenössische Polarisierungen reproduzieren, die auch aus Friedrichs' Zeugnis sprechen. Als jüngstes Beispiel dafür steht der Band »Gewinner und Verlierer nach dem Boom«. Die dort versammelten Beiträge attestieren dem ausgehenden 20. Jahrhundert sich intensivierende Gegensätze zwischen (einem prosperierenden) Kapital und (einer entrechteten) Arbeiterklasse. Eine konsequente Historisierung von Befunden der politischen Ökonomie und der Sozialwissenschaften ist nicht immer klar erkennbar. Stattdessen formen diese die Analysebegriffe und historische Einordnungsleistung der Beiträge mit.<sup>9</sup> Im Ergebnis schreiben einige der Autor\*innen, obwohl beispielsweise Lutz Raphael ebendies in seinem Aufsatz kritisch anmerkt<sup>10</sup>, streckenweise zeitgenössische Narrative fort, ohne diese als umstritten zu reflektieren und zu kennzeichnen.

Der vorliegende Beitrag strebt nach begrifflicher Präzision und konsequenter Historisierung von Elitediskursen rund um das Beratergewerbe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dies kann mithilfe früherer Schriften Morten Reitmayers gelingen. Ideengeschichtlich zeigt der Historiker, dass sich der »Glaube an die Notwendigkeit und Existenz« von Eliten ab 1945 als Ordnungsmuster in der Bundesrepublik etablierte und sich bis Mitte der 1960er-Jahre in unterschiedliche Bindestrichkonzepte wie »Wertelite«, »Charakterelite«, »Funktionselite« et cetera ausdifferenzierte.<sup>11</sup> Diskursanalytisch beschreibt der Begriff der Leistungs- und Qualitätenelite für Reitmayer eine soziale Minderheit, die sich durch ihren vermeintlich besonderen Beitrag und herausragende Eigenschaften auszeichnet. Einer Semantik von Machteliten geht diese legitimierende Bedeutungsdimension hingegen ab. Diese impliziert stattdessen einen reduzierten Elite-Begriff, losgelöst von deren Nutzen für die Allgemeinheit.<sup>12</sup> Die vorliegende Studie baut auf die von Reitmayer herauspräparierten Begriffe auf und paart den Terminus der Machtelite zusätzlich mit dem der Geldelite. In der Außenwirkung von Unternehmensberater\*innen spielten die beträchtlichen Honorare der Dienstleister eine wesentliche Rolle und machten sie Anfang der 2000er-Jahre zu Stellvertretern einer sich immer weiter bereichernden Schicht. Als Gegenentwürfe stehen sich somit das Bild der Leistungs- und Qualitätenelite einerseits und das der Macht- und Geldelite andererseits gegenüber. Dass es sich hierbei stets um kontext- und positionsgebundene Zuschreibungen statt um Analysebegriffe handelt, versteht sich.

9 So ziehen die Herausgeber in der Einleitung beispielsweise *Wolfgang Streeck*, *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2015, heran, um die These der »Gewinner und Verlierer« zu untermauern. Vgl. *Morten Reitmayer*, *Gewinner und Verlierer nach dem Boom. Eine vorläufige Bilanz*, in: *ders./Christian Marx* (Hrsg.), *Gewinner und Verlierer nach dem Boom. Perspektiven auf die westeuropäische Zeitgeschichte*, Göttingen 2020, S. 7–26, hier: S. 8.

10 *Lutz Raphael*, *Gewinner und Verlierer in den Transformationen industrieller Arbeitswelten Westeuropas nach dem Boom*, in: ebd., S. 57–81. Zur methodischen Problematik nach wie vor aktuell: *Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel*, *Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften*, in: *VfZ* 59, 2011, S. 479–508.

11 *Morten Reitmayer*, *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik*, München 2009, S. 10 f.

12 *Ders.*, *Comeback der Elite. Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs*, in: *AfS* 52, 2012, S. 429–454, hier: S. 436 f.

Sich wandelnde Elitediskurse am Beispiel der Beratungsbranche zu untersuchen, soll von Erzählungen in groben Pinselstrichen weg- und hin zu empiriegestützter Analyse führen. Damit trägt die vorliegende Untersuchung zu jüngeren zeithistorischen Debatten über soziale Ungleichheit<sup>13</sup> sowie Phänomene der »Ökonomisierung« und des »Neoliberalismus« bei.<sup>14</sup> Den Untersuchungszeitraum weitet sie dabei auf das frühe 21. Jahrhundert aus, das erst allmählich in den Blick der Forschungsliteratur gerät. Im Folgenden wird zunächst die Selbststilisierung der Consultingbranche als Leistungs- und Qualitätenelite nachgezeichnet, bevor der Umschwung der öffentlichen Perzeption der Branche als Macht- und Geldelite beleuchtet wird.

### I. Auf dem Weg zur »Quasi-Profession«: Unternehmensberater\*innen als Leistungselite

Selbstzeugnisse wie das von Werner von Schütz, Schüler des Betriebswissenschafts-Gründervaters Georg Schlesinger<sup>15</sup>, berichten von ersten Beratungsbüros in der Weimarer Republik. Bereits Ingenieurbüros wie »Koch und Kienzle« fassten sich demgemäß »mit Aufgaben der Unternehmensführung ganz allgemein«. <sup>16</sup> Erst in der frühen Bundesrepublik bildete sich aber eine eigenständige Dienstleistungsbranche unter der Bezeichnung »Unternehmensberatung« heraus. Eine Reihe von Unternehmen, Verbänden und korporatistischen Wirtschaftseinrichtungen setzten sich für die Professionalisierung des jungen Gewerbes ein. Ihr gemeinsames Ziel war es, die Beratungstätigkeit als eigenständigen Zuständigkeitsbereich zu etablieren, neben und in Konkurrenz zu den freien Berufen wie der Wirtschaftsprüfung. Dafür inszenierten sie Unternehmensberater\*innen als Leistungs- und Qualitätenelite, betonten also deren Arbeitsethos und mutmaßlich herausragende Fähigkeiten. Diese Selbstinszenierung war für das Wachstum der Branche durchaus notwendig: Im Unterschied zu den freien Berufen war das Beratergewerbe nicht durch staatliche Zertifizierungen geschützt, die seine Seriosität hätten belegen können. Eigens formulierte Aufnahmekriterien von Beraterverbänden, selektive Auswahlverfahren sowie die Selbstdarstellung als besonders hart arbeitende Leistungsträger sollten das Legitimationsvakuum füllen. Auch staatliche Subventionen, öffentlichkeitswirksame Aufträge für staatliche Einrichtungen sowie eine Nähe zur Politik halfen Berater\*innen dabei, eine respektable Reputation zu erzeugen.

13 *Dietmar Süß/Friedrich Lenger*, Soziale Ungleichheit in der Geschichte moderner Industriegesellschaften, in: *AfS* 54, 2014, S. 3–24.

14 *Ralf Ahrens/Marcus Böick/Marcel vom Lehn*, Vermarktlichung. Zeithistorische Perspektiven auf ein umkämpftes Feld, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 12, 2015, S. 393–402; *Frank Bösch/Thomas Hertfelder/Gabriele Metzler* (Hrsg.), Grenzen des Neoliberalismus. Der Wandel des Liberalismus im späten 20. Jahrhundert, Stuttgart 2018; *Rüdiger Graf* (Hrsg.), Ökonomisierung. Debatten und Praktiken in der Zeitgeschichte, Göttingen 2019.

15 *Hans Christoph Graf von Seherr-Thoß*, Schlesinger, Georg, in: *Neue Deutsche Biographie* 23, 2007, S. 63–64, URL: <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118608118.html>> [6.10.2021].

16 *Werner von Schütz*, Das Treuhandprinzip steht im Vordergrund. Über die Entwicklung der freiberuflichen Wirtschaftsberatung in Deutschland, in: *Junge Wirtschaft* 6, 1958, S. 293–294, hier: S. 294.

In den 1950er-Jahren musste sich die Branche zunächst, im Wortsinne, einen Namen machen. Die 26 Gründungsmitglieder des »Bundes Deutscher Unternehmensberater« (BDU, vollständiger Name ab 1973: »Bundesverband Deutscher Unternehmensberater BDU e.V.«) diskutierten 1954 konkurrierende Selbstbezeichnungen wie »Rationalisierungsfachmann«, »Betriebsberater« und »Wirtschaftsberater«. <sup>17</sup> Der Terminus »Unternehmensberater« bringe aber den umfassenden Ansatz der Dienstleistung zur Geltung, erklärte Walter Schleip, Einzelberater und von 1957 bis 1965 BDU-Vorsitzender, in der Fachzeitschrift »Der Volkswirt«. Als neue »Berufsbezeichnung« ziele der Ausdruck gerade nicht darauf ab, Teilgebiete wie die technische Beratung einzufangen, sondern »das Unternehmen als Ganzes« in den Blick zu nehmen. <sup>18</sup> BDU-Ehrenmitglied von Schütz grenzte das Gewerbe ebenfalls dahingehend ab,

»daß der Unternehmensberater zwar stets sein Schwergewicht auf einem Spezialgebiet hat, aber das Grundsätzliche der übrigen Gebiete soweit beherrscht, daß er alle Fragen, die im Sinne organischer Betriebsgestaltung den Gesamtbetrieb in technischer, kaufmännischer und personeller Hinsicht betreffen, beherrscht«. <sup>19</sup>

Exklusivität war das Gebot der Stunde für Zusammenschlüsse wie den BDU. Ein fünfköpfiger Auswahlausschuss hielt die Verbandsgröße in den ersten Jahren bewusst überschaubar. Um aufgenommen zu werden, mussten Berater\*innen mindestens 35 Jahre alt sein, fünf Jahre oder länger praktiziert haben, Arbeitsergebnisse und wohlwollende Referenzen von Klient\*innen und Kolleg\*innen vorweisen sowie sich bei einem Kurzreferat mit anschließender Diskussion bewähren. <sup>20</sup> Damit sollte »die Mitgliedschaft zum BDU [...] der Wirtschaft gegenüber verbürgen, daß der Unternehmensberater [sic!] BDU fähig ist, dem Unternehmen [...] mit seinem Rat aus echter Erfahrung zur Seite zu stehen«. <sup>21</sup> Neun »Berufsgrundsätze« sollten zusätzlich Vertrauen in potenziellen Klient\*innen erwecken, darunter die Selbstverpflichtung zu Unvoreingenommenheit, Verschwiegenheit sowie kriteriengestützter Bepreisung von Aufträgen. <sup>22</sup>

In den Vereinigten Staaten rangen Consultants Mitte des 20. Jahrhunderts ebenso um Reputation und Klientel. Hier agierte seit 1950 Marvin Bower als alleiniger Geschäftsführer der bekannten Beratungsmarke »McKinsey & Company«. Nach dem frühen Tod des Professors für Rechnungsführung und Firmengründers James O. McKinsey im Jahr 1937 war Bower dieser 13 Jahre lang als Teil eines Viererge-

17 Heike Borchert-Dietz, BDU-Meilensteine. 50 Jahre Engagement für die Beraterbranche, Bonn 2004, S. 8.

18 Zit. nach: Walter Schleip, Ganzheitsberatung im Vordringen, in: Der Volkswirt 15, 1961, H. 14, S. 8–10, hier: S. 9.

19 Schütz, Das Treuhandprinzip steht im Vordergrund, S. 294.

20 Borchert-Dietz, BDU-Meilensteine, S. 10. Erst 1969 legte der BDU den »Club-Gedanke[n] ad-acta«, ebd., S. 27.

21 Schütz, Das Treuhandprinzip steht im Vordergrund, S. 294.

22 Borchert-Dietz, BDU-Meilensteine, S. 14.

spanns vorgesessen.<sup>23</sup> Ab 1950 wirkte er darauf hin, »McKinsey & Company« nach dem Vorbild der freien Berufe zu gestalten. Ein wirkmächtiges Narrativ war dabei das des »professionellen Ansatzes«, des *professional approach*. Von Bower als »heimliche Stärke« gehandelt, bedeutete der »professionelle Ansatz« weniger ein Regelset als die Kultivierung eines bestimmten Habitus. Kern der Philosophie war Bowers Beobachtung, dass staatlich geprüfte Berufsstände wie die Medizin und das Anwaltswesen auf stetige Nachfrage bauen könnten. Grund dafür sei das Vertrauen, das staatliche Zertifizierungen in potenziellen Klient\*innen generierten. Die geprüften Berufsstände könnten somit gänzlich auf Eigenwerbung verzichten: Empfehlungen zufriedener Klient\*innen genügen, um einen stetigen Zufluss an Kund\*innen zu garantieren.<sup>24</sup> Indem sie sich als »Quasi-Profession« aufstellten, sollten Consultants dieselben Möglichkeiten zuteilwerden.<sup>25</sup>

Ein professionelles Auftreten bedeutete für Bower eine für alle McKinsey-Berater gleichförmige Garderobe, die uniforme Gestaltung der Büroräumlichkeiten an allen Standorten sowie die einheitliche Aufmachung der Unternehmenskorrespondenz und -berichte.<sup>26</sup> Im Jahr 1970 kam ein verschriftlichter Verhaltenskodex hinzu, den neu eintretende Berater\*innen unterzeichnen mussten.<sup>27</sup> Ähnlich wie die Selbstverpflichtung der BDU-Mitglieder und der »Code of Ethics« der US-amerikanischen »Association of Consulting Management Engineers«<sup>28</sup> schrieb dieser vor, Klienteninteressen vor Firmeninteressen zu stellen, Aufträge nur anzunehmen, wenn diese bewältigbar seien, sowie ehrlich und unabhängig zu agieren. Allein der Dienst am Klienten motiviere den seriösen Berater, keinesfalls die Aussicht auf Profit.<sup>29</sup> In ihrer Verschriftlichung schien auf, wie fragil die Grundsätze realiter waren: Ende der 1960er-Jahre hatte das Unternehmen zahlreiche Abgänge junger Consultants zu verzeichnen, die sich schnelles Geld durch Börsengewinne versprochen.<sup>30</sup>

Neben Qualitätsstandards, die sie selbst formulierten und überprüften, sollten bestimmte Meriten Unternehmensberater\*innen als besonders leistungsstarke Per-

23 Die Geschichte »McKinsey & Companys« schildert Bower in einem seit 1979 unternehmensintern zirkulierenden Firmenhandbuch: *Marvin Bower, Perspective on McKinsey*, o. O. 2004 (zuerst 1979).

24 Ebd., S. 157–161.

25 Christopher McKenna datiert erste Professionalisierungsbemühungen der US-amerikanischen und britischen Beraterbranche bereits auf die 1880er- bis 1930er-Jahre zurück: *Christopher D. McKenna, The World's Newest Profession. Management Consulting in the Twentieth Century*, Cambridge 2006, S. 26–50. Während Praktiken der Betriebswissenschaft oder des *consulting engineering*s diese Zeit bestimmten, formalisierte sich die Organisations- und Strategieberatung, die das restliche 20. Jahrhundert dominierte, erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Vgl. hierzu auch Matthias Kippings Periodisierung der Branchenentwicklung in mehreren »Wellen«: *Matthias Kipping, Trapped in Their Wave. The Evolution of Management Consultancies*, in: *Timothy Clark/Robin Fincham* (Hrsg.), *Critical Consulting. New Perspectives on the Management Advice Industry*, Oxford 2002, S. 28–49.

26 *Duff McDonald, The Firm. The Story of McKinsey and Its Secret Influence on American Business*, New York 2014, S. 47.

27 *Bower, Perspective on McKinsey*, S. 162.

28 Nachgedruckt als »Normen standesgemäßen Verhaltens und der Berufsausübung der Association of Consulting Management Engineers (ACME)« in *Hal Higdon, Unternehmensberater, Medizinmänner der Wirtschaft*, Düsseldorf 1971, S. 303.

29 *Bower, Perspective on McKinsey*, S. 162.

30 Ebd., S. 286.



sönlichkeiten auszeichnen. Unternehmen diesseits wie jenseits des Atlantiks fanden hierfür unterschiedliche Indikatoren. Bower naturalisierte die Vorstellung des Consultants als eines geborenen Genies, indem er Charakteristiken bestimmte, die alle erfolgreichen McKinsey-Berater, -Projektleiter und -Partner »in substantial measure« besäßen. Diese ließen ausreichend Interpretationsspielraum: *character, personableness, personality, mental equipment, ambition, personal effectiveness* und *interpersonal competence* zählte der Geschäftsführer zu den notwendigen *basic qualities*.<sup>31</sup> Diese könnten nicht erlernt werden. Seien sie jedoch vorhanden, könnten leicht alle weiteren Beraterfähigkeiten erworben werden, darunter der »professionelle Ansatz«. Interne Seminare sollten ein entsprechendes Selbstbild der Berater\*innen festigen und somit vor allem zur Mitarbeiterbindung beitragen: Der spätere Trainingsleiter Harvey Golub sprach gegenüber der Bower-Biografin Elizabeth Haas Edersheim von einem »acculturation process«.<sup>32</sup> Dass »McKinsey & Company« neue Consultants seit 1953 ausschließlich von Business Schools rekrutierte, allen voran der »Harvard Business School«, sollte allerdings auch potenziellen Klient\*innen Exzellenz signalisieren.<sup>33</sup>

Die Kienbaum Unternehmensberatung (Gründungsjahr 1945) und andere Wettbewerber deutschen Ursprungs bemühten sich ebenfalls, Leistung zu demonstrieren. Universitäre Titel spielten dabei aber eine untergeordnete Rolle. Wirkmächtiger schien es, Tugenden wie Fleiß und Eigeninitiative hochzuhalten. Noch Mitte der 1970er-Jahre hatten nicht alle Unternehmensberater\*innen einen höheren Bildungsabschluss; die Belegschaft des Münchner Unternehmens »Roland Berger« bestand 1975 zu knapp 20 % aus Nichtakademiker\*innen.<sup>34</sup> In den frühen Tagen bedurfte es zudem noch der Überredungskunst, um Junior-Berater\*innen in der Bundesrepublik anzuwerben. Gerhard Kienbaum schilderte die Skepsis eines seiner ersten Mitarbeiter, der, »mit dem, was ich als meine Tätigkeit beschrieb, nicht sonderlich viel anfangen konnte«.<sup>35</sup> Auch Eckard Wohlgehagen, von 1974 bis 1998 Berater bei der »Mummert + Partner Unternehmensberatung AG«, erinnerte sich, dass vor seinem Eintritt die »Auskünfte darüber, was ein derartiges Unternehmen treibe [...] sehr vage« gewesen seien.<sup>36</sup>

Statt also auf exzellente Ausbildungshintergründe zu verweisen, bemühten deutsche Branchenvertreter\*innen das Motiv des ehrgeizigen und unermüdlich arbeitenden Beraters. Nicht ohne Pathos formulierte der Firmengründer Olaf Mummert in seiner Autobiografie, der Tatendrang seiner Mitarbeiter habe ihn »zum Fortschritt verurteilt«. Bereits ab Mitte der 1960er-Jahre hätte er seine drei Angestellten durch Rücklagen finanzieren und von neuen Aufträgen freistellen können – »[d]aran waren diese aber gar nicht interessiert«. Stattdessen »wollten [sie] pausen-

31 Ebd., S. 189–191.

32 Elizabeth Haas Edersheim, McKinsey's Marvin Bower. Vision, Leadership, and the Creation of Management Consulting, Hoboken 2002, S. 53.

33 Bower, Perspective on McKinsey, S. 178.

34 Jahresbericht Roland Berger & Partner GmbH, April 1976, Bayerisches Wirtschaftsarchiv, S011/97, S. 49.

35 Gerhard Kienbaum, Am Anfang war der Rat. Autobiographie, Berlin 1995, S. 239.

36 Eckard Wohlgehagen, Eckard Wohlgehagen, in: Olaf Mummert (Hrsg.), Mummert + Partner 1960–2000. Eine Firmengeschichte, Berlin 2002, S. 57–62, hier: S. 58.

los in verschiedenen und möglichst schwierigen Aufträgen beschäftigt werden und dabei möglichst viel lernen. Auch verlängerter Urlaub reizte sie nicht.« In derlei Schilderungen entstand das Bild des engagierten Leistungsträgers, »durchschnittlicher Arbeitstag: zehn Stunden«,<sup>37</sup> Ab den 1980er-Jahren, spätestens den 1990er-Jahren hatten eintretende Berater\*innen auch in der Bundesrepublik in aller Regel ein Hochschulstudium abgeschlossen, für gewöhnlich waren sie zusätzlich promoviert oder planten eine Promotion. Das Motiv der Hochleistungsträger bemühten sie weiterhin. Da Aufstiegschancen bei »McKinsey & Company« beispielsweise an ein strenges Evaluationsregiment gekoppelt waren, betrachteten Berater wie Herbert Henzler – seit 1970 bei der Düsseldorfer Niederlassung – Gehaltserhöhungen, Boni und Beförderungen als wohlverdient.<sup>38</sup>

Ein mächtiger Helfer unterstützte Unternehmensberater\*innen in ihrem Streben nach Anerkennung. Der Staat beschleunigte den Aufstieg der deutschen Branche in zweierlei Hinsicht: durch finanzielle Stützen und eigene Auftragsvergaben. In seiner Rolle als nordrhein-westfälischer Wirtschafts- und Verkehrsminister plädierte Gerhard Kienbaum schon früh dafür, die Aus- und Weiterbildung von »Betriebsberatern« staatlich zu fördern: Seiner Auffassung nach bestehe »an derartigen hochqualifizierten Kräften [...] in der Bundesrepublik ein großer Mangel«.<sup>39</sup> Das Land Hessen stellte im Jahr 1969 laut der »Wirtschaftswoche« 120.000 DM zur Verfügung, mit denen Betriebe Beraterkosten begleichen konnten. Kleine und mittlere Unternehmen aus Industrie, Handel und dem Dienstleistungsgewerbe durften dem Land bis zu 78 % der Beratungshonorare in Rechnung stellen; Handwerksunternehmen gar bis zu 100 %.<sup>40</sup> In der Broschüre »Guter Rat ist nicht teuer« erklärte das Bundeswirtschaftsministerium 1978: »Individuelle Unternehmensberatungen sind besonders geeignet, die Anpassung an den durch technische und ökonomische Entwicklung verursachten Wandel zu erleichtern und Chancengleichheit im Wettbewerb zu verbessern.«<sup>41</sup> Die Bundesrepublik ging hier ähnlich vor wie Frankreich und Großbritannien, wo staatliche Subventionen ebenfalls dazu beitragen, das Consultinggeschäft zu festigen.<sup>42</sup> Wenn Unternehmensberater\*innen auch nicht auf staatliche Prüfungen und Zertifikate verweisen konnten, kamen Förderungsprogramme doch einer Validierung gleich.

Öffentliche Aufträge wirkten ebenfalls honorierend. Nachdem Kommunalverwaltungen bereits in den 1970er-Jahren regelmäßig Unternehmensberater\*innen

37 Mummert, Mummert + Partner, S. 27.

38 Zum System des »up or out«, »grow or go« und »lead or leave« vgl. die Memoiren des langjährigen McKinsey-Chefs *Herbert Henzler*, Immer am Limit. Der Spitzenmanager von McKinsey erinnert sich, Berlin 2011, S. 79. Ausführliche Darstellung auch bei *McDonald*, The Firm, S. 83.

39 Vortrag Minister Kienbaum auf der Tagung der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels: Betriebsberatung als wirtschafts- und strukturpolitische Aufgabe, 17.1.1964, Landesarchiv NRW Abteilung Rheinland (im Folgenden: LAV NRW R), RW 0116, S. 6.

40 Teure »Medizinmänner«. Unternehmensberater, in: Wirtschaftswoche, 30.4.1971, S. 32–33.

41 Bundesministerium für Wirtschaft, Guter Rat ist nicht teuer. Die Bundesregierung fördert Unternehmensberatungen in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1979, S. 5.

42 *Denis Saint-Martin*, Building the New Managerialist State. Consultants and the Politics of Public Sector Reform in Comparative Perspective, Oxford 2000, S. 52–59 und 61–68.

engagiert hatten<sup>43</sup>, begannen damit ab 1981 auch die Bundesministerien. Neben dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit<sup>44</sup> zählte das Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen zu den ersten größeren Auftraggebern. Die ersten Berateraufträge bei der Post waren schon unter der Regierung Schmidt vergeben worden.<sup>45</sup> Der von Helmut Kohl proklamierte Kurs, »den Staat auf seine ursprünglichen und wirklichen Aufgaben zurück[zuführen]«<sup>46</sup>, verlieh derlei Bemühungen nun zusätzlichen Auftrieb. Christian Schwarz-Schilling, Unternehmer und seit 1977 stellvertretender Vorsitzender der Mittelstandsvereinigung der Union, initiierte als Kohls Postminister drei groß angelegte Beraterprojekte im Post- und Fernmeldebereich.<sup>47</sup> Die beteiligten Unternehmen profitierten hier neben der Arbeitserfahrung und positiven Referenzen ebenso von kostenlosem Marketing. Während Privatunternehmen externe Beratung gerne diskret behandelten, erntete die öffentliche Verwaltung bei Beraterereinsatz häufig Medienaufmerksamkeit. Indem die Vertreter der Beratungsunternehmen »Mummert + Partner« und »Knight Wendling« in Absprache mit Schwarz-Schilling die Ergebnisse ihrer Analysen auf einer Pressekonferenz erläuterten, konnten sie sich als Ansprechpartner zu Fragen öffentlicher Verteilungskonflikte präsentieren.<sup>48</sup>

Schließlich verhalf Berater\*innen auch eine öffentlichkeitswirksam inszenierte Nähe zu führenden Politiker\*innen dazu, sich als Leistungs- und Qualitätanelite zu stilisieren. Durch seine politischen Ämter, bis 1969 auf Landes-, danach bis 1972 auch als FDP-Bundestagsabgeordneter auf Bundesebene, verhalf Gerhard Kienbaum seinem Gewerbe sicherlich zu erhöhter Sichtbarkeit. Reden stellte er routiniert den Hinweis voran, dass er auch als Unternehmer und Unternehmensberater zu seinem Publikum spreche.<sup>49</sup> Dennoch blieb die Strahlkraft der Beraterbranche bis in die 1970er-Jahre hinein begrenzt. Bei einer Diskussionsveranstaltung der Konrad-Adenauer-Stiftung 1972 zum Thema »Mitbestimmung« stellte Herbert Henzler beunruhigt fest, dass keiner der anwesenden Industriellen von ihm und

43 Von 134 dokumentierten Organisationsuntersuchungen in der hamburgischen Verwaltung von 1971 bis 1977 wurden 20 von Beratungsunternehmen ausgeführt; die übrigen von Verwaltungsstellen selbst oder von Hochschulprofessoren. Eigene Zählung auf Basis von Übersicht über Organisationsuntersuchungen in der hamburgischen Verwaltung seit 1971 (Auswahl), Mai 1977, Staatsarchiv Hamburg, 131-13\_827, S. 1–16.

44 Vgl. Artikel von Staatssekretär Udo Kollatz, »Organisationsberatung im Bundesministerium«, März 1978, Staatsarchiv Hamburg, 131-13\_434.

45 McKinsey & Company Inc., Neuordnung der Busdienste der Deutschen Bundesbahn (DB) und der Deutschen Bundespost (DBP) v. August 1975, in: Forschung Stadtverkehr, 1976, H. 15, S. 46.

46 Deutscher Bundestag, Stenografische Berichte, 9. WP, 121. Sitzung, 13.10.1982, S. 7224.

47 Handreichung zur Verwaltungsratsitzung, Unternehmensberatungsprojekte »Konzept Postwesen«, »Personalbemessungssystem« und »Organisation FTZ/PTZ«, 16.3.1984, BArch, B 257/61126.

48 Pressemitteilung der Mummert + Partner Unternehmensberatung GmbH Hamburg, Mai 1985, BArch, B 257/61127, S. 1–6; Pressemitteilung der Knight Wendling AG Düsseldorf zum Strategischen Konzept für das Postwesen, Mai 1985, BArch, B 257/61127, S. 1–11.

49 Ansprache des Ministers für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Gerhard Kienbaum, anlässlich der 400-Jahrfeier der Stahlwerke Brüninghaus, 11.10.1962, LAV NRW R, RW 0116, S. 2; *Gerhard Kienbaum*, Die wirtschaftspolitische Situation und die Maßnahmen der Landesregierung, in: Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf 33, o. D., H. 11, S. 289.

seinem Kollegen Notiz nahm: »Nach diesem Schock nahm ich es selbst in die Hand, für McKinsey öffentlich Position zu beziehen.«<sup>50</sup>

In den folgenden Jahren verfasste Henzler, ab 1983 deutschlandweit McKinsey-Chef, regelmäßig Meinungsartikel in Tages- und Wochenzeitungen und trat bei Veranstaltungen als Redner auf. Zudem bemühte er sich dezidiert darum, deutschen Landes- und Bundespolitiker\*innen ein Begriff zu werden: Mitte der 1980er-Jahre knüpfte er Verbindungen zum baden-württembergischen Ministerpräsidenten Lothar Späth und veröffentlichte im Laufe der 1990er-Jahre mehrere Denkschriften mit ihm.<sup>51</sup> Den Abstimmungen der Bundesregierung mit Wirtschaftsvertreter\*innen zum »Aufbau Ost« wohnten Vertreter von »McKinsey & Company« und anderen Beratungsunternehmen bei, obgleich in der dritten Reihe hinter den Vorständen der großen und mittleren Konzerne.<sup>52</sup> Auch zum bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber pflegte Henzler Kontakte und saß 2002 dessen »Deregulierungskommission« vor.<sup>53</sup> Weitere Regierungskommissionen auf Landes- und Bundesebene verhalfen Berater\*innen, ob als Teilnehmende oder Vorsitzende, zu wertvollen Kontakten, Insiderinformationen für nachfolgende Ausschreibungen und symbolischem Kapital.

## II. Neue Freunde, neue Feinde: Unternehmensberater\*innen als Macht- und Geldelite

### *Zarte Bande: Die »neue Sozialdemokratie« und die großen Beratungsmarken*

In den frühen Jahren waren Berater\*innen gezwungen, selbst von sich reden zu machen. Die Binnenperspektive der Leistungs- und Qualitätenelite ging stets nur partiell und phasenweise in einen wirtschaftlichen und medialen Diskurs über. Im Umkehrschluss sah sich kaum jemand genötigt, Berater\*innen ihren Ruf streitig zu machen. Im ausgehenden 20. Jahrhundert weitete sich allerdings der Kreis an Mitdiskutierenden, der die Branche auch ohne ihr Zutun porträtierte. Neben Interessengruppen zeigten sich nun phasenweise auch Oppositionspolitiker\*innen und Publizist\*innen skeptisch ob des erhöhten Einsatzes externer Beratung in Wirtschaft und Politik. Mediale und politische Kritik an Unternehmensberater\*innen verdichtete sich um 2003/2004, als mehrere öffentliche Skandale die Dienstleister mit Korruptionsvorwürfen in der Politik assoziierten. Die beiden rot-grünen Regierungsperioden unter Kanzler Gerhard Schröder von 1998 bis 2005 bieten einen geeigneten Rahmen, um kleinschrittig zu rekonstruieren, warum die Bedeutungsebenen der Macht- und Geldelite zeitweise die öffentliche Perzeption der Beratungsbranche dominierten.

<sup>50</sup> Henzler, Immer am Limit, S. 187 f.

<sup>51</sup> Unter anderem *Herbert A. Henzler/Lothar Späth*, Sind die Deutschen noch zu retten? Von der Krise in den Aufbruch, München 1993. Hier zeichneten Minister und Berater ein Talfahrtsszenario für die deutsche Wirtschaft des 21. Jahrhunderts und stellten Forderungen an Staat, Unternehmen und Bürger\*innen.

<sup>52</sup> Henzler, Immer am Limit, S. 200.

<sup>53</sup> Bayerische Staatsregierung/Deregulierungskommission, Entbürokratisieren, deregulieren, flexibilisieren. Vorfahrt für Unternehmen und Arbeit, München 2003.

Unbeliebt waren Unternehmensberater\*innen bis dato hauptsächlich bei Gewerkschafter\*innen. Eine Broschüre der »Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen« mit dem sprechenden Titel »Achtung – McKinsey kommt!« warnte »Betriebsräte, Personalräte und Vertrauensleute« 1981 vor den »großangelegte[n] und raffinierte[n] Rationalisierungsmethode[n]« des Beratungsunternehmens.<sup>54</sup> Als einige von zehn »Hauptgefährdungsbereichen« benannte sie Arbeitsplatzvernichtung, Arbeitszeitveränderungen und Einkommensminderung.<sup>55</sup> Auch die »Deutsche Postgewerkschaft« sprach sich um 1985 in mehreren Stellungnahmen deutlich gegen Schwarz-Schillings Einsatz von Unternehmensberater\*innen aus: »Wir empfehlen dringend, zur Lösung betrieblicher Probleme in erster Linie auf den Rat und den Sachverstand der zahlreichen Fachleute bei der DBP zu bauen und das Gespräch mit uns und den Personalräten zu suchen.«<sup>56</sup> Argumente dieses Tenors verfielen aber selten auf größeren Bühnen. Stattdessen verblieben sie im Rahmen von Mitbestimmungskonflikten, bei denen Unternehmensberater\*innen als verlängerter Arm von Arbeitgebern agierten.

Parlamentsabgeordnete und verwaltungsinterne Kontrollgremien kommentierten den Beratereinsatz in Politik und Verwaltung früh, ohne ihn grundsätzlich abzulehnen. Vergabepraktiken wurden, wenn überhaupt, punktuell und kaum ministeriumsübergreifend diskutiert. Eine seltene Ausnahme stellte eine parlamentarische Debatte im nordrhein-westfälischen Landtag 1964 dar. Die oppositionelle SPD postulierte die »Unvereinbarkeit von Ministeramt und geschäftlichen Interessen« im Falle Gerhard Kienbaums: Zeitungsanzeigen der Kienbaum Unternehmensberatung würden sich den prominenten Namen zunutze machen; zudem erwüchse Gesellschaften im Verkehrswesen, mit denen die Kienbaum Unternehmensberatung geschäftlich zu tun habe, bei öffentlichen Auftragsvergaben ein Vorteil. Die Vorwürfe konnte die Landesregierung aus CDU und FDP schnell ausräumen. Bei Amtsantritt habe Kienbaum seinen Geschäftsführerposten niedergelegt; seither sei die Jahresbilanz seiner Unternehmungen deutlich gesunken.<sup>57</sup>

Gelegentlich erregte auch die Höhe der Beraterhonorare parlamentarischen Unmut. In einer Fragestunde im Deutschen Bundestag 1985 drängten Abgeordnete der Grünen darauf, ob es nicht »billiger« gewesen wäre, die »vorhandenen Ressourcen und Kapazitäten des Bundespostministeriums« zu nutzen, statt externe Unternehmensberater\*innen heranzuziehen.<sup>58</sup> Mit Verweis auf den gesetzlich vorgeschriebenen Vertrauensschutz der Vertragspartner ließen auftraggebende Ministerien der-

54 Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen, Arbeitsheft Rationalisierung für Betriebsräte, Personalräte und Vertrauensleute. Achtung – McKinsey kommt!, Düsseldorf 1981, S. 8.

55 Ebd., S. 15.

56 Deutsche Postgewerkschaft, Stellungnahme der DPG-Mitglieder im Postverwaltungsrat zum »Strategischen Konzept für das Postwesen« (Knight-Wendling), in: dies. (Hrsg.), Mit einer starken DPG. Sichere Perspektiven für Bundespost und Arbeitnehmer, Frankfurt am Main 1986, S. 117–118, hier: S. 118.

57 Landtag Nordrhein-Westfalen, Stenografische Berichte, 5. WP, 35. Sitzung, 23. Sitzungsschnitt, 21.4.1964, S. 1275.

58 Deutscher Bundestag, Stenografische Berichte, 10. WP, 173. Sitzung, 13.11.1985, S. 12970.

lei Fragen für gewöhnlich unbeantwortet.<sup>59</sup> Auch außerhalb der Parlamente fanden Debatten zu Beraterhonoraren keinen Widerhall. Der Bundesrechnungshof begann zwar, in seinen Jahresberichten die Beraterausgaben einzelner Ministerien zu monieren, bezog sich dabei aber meist auf vermeidbare Folgeaufträge.<sup>60</sup> Zeitungs-, Fernseh- und Rundfunkformate zeichneten ein wohlwollendes Bild der Branche, auch, weil die meisten Veröffentlichungen immer noch aus der Feder von Berater\*innen selbst stammten. Ausführlichere Branchenporträts fanden sich lediglich in Nischen-Blättern wie dem »Manager Magazin«.<sup>61</sup> Kritische Texte wie der des ZEIT-Reporters Dirk Kurbjuweit von 1996, in denen dieser »die Stunde der Unternehmensberater« als Vorstufe der »Effizienz-Gesellschaft« beklagte, waren rar.<sup>62</sup> Gleichzeitig deutete sich darin ein Stimmungsumschwung an.

Dies hing auch damit zusammen, dass mit »Roland Berger Strategy Consultants« und »McKinsey & Company« die beiden umsatzstärksten Beratungsunternehmen ab 1996/97 den »öffentlichen Sektor« als Markt für sich entdeckten. In der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre hatten Fusionen mehrerer Beratungsgesellschaften bewirkt, dass nur noch wenige Schwergewichte miteinander um Aufträge konkurrierten. Dazu tummelten sich laut einer Schätzung des BDU etwa 9.000 Kleinberatungen in Nischenbereichen.<sup>63</sup> Mit Wirtschaftsprüfungsgesellschaften und IT-Unternehmen profilierten sich zudem spezialisierte Dienstleister mit Themen, zu denen Strategieberater\*innen wenig Erfahrung vorweisen konnten. Langjährige Klienten wie die Daimler AG richteten Inhouse-Beratungen ein, um sich von extern eingekauften Leistungen zu emanzipieren.<sup>64</sup> »Der Markt konsolidiert«, bemerkte 1998 Klaus Droste, Direktor der Frankfurter McKinsey-Niederlassung.<sup>65</sup> Als 2000/2001 auch noch die Blase der New Economy platzte und eine – in der Bundesrepublik milde – Rezession bewirkte, reduzierten Konzerne zeitweilig ihre Beratungsbudgets.<sup>66</sup> Die eingesessenen Beratungsunternehmen versuchten nun verstärkt, neue Geschäftsbereiche zu erschließen, darunter das Investmentbanking.<sup>67</sup> Auch der bis dahin stiefmütterlich behandelte »öffentliche Sektor« aus Politik und Verwaltungsapparat präsentierte sich als Einkommensquelle.

Das aufkeimende Interesse der bekanntesten Beratungsunternehmen stieß auf Gegenliebe bei der sich im Wahlkampf befindenden SPD und ihrem Spitzenkandidaten Gerhard Schröder. Mit Bundespräsident Roman Herzog, der in seiner Berli-

59 Vgl. ebd. für die ausweichende Antwort des parlamentarischen Staatssekretärs beim Ministerium für das Post- und Fernmeldewesen, Wilhelm Rawe.

60 Entwurf einer BRH-Prüfungsbemerkung zum Knight Wendling Projekt von Herrn Ministerialdirektor Dr. Kaiser, 12.6.1986, BArch, B 257/47978.

61 Arno Balzer/Winfried Wilhelm, Die Firma, in: Manager Magazin, April 1995, S. 43–53.

62 Dirk Kurbjuweit, Die Propheten der Effizienz, in: Die ZEIT, 12.1.1996, S. 9–11, hier: S. 9.

63 Lünendonk-Liste: Management- und Unternehmensberatungen in Deutschland. Wachstum in einem wenig transparenten Markt, Mindelheim 1995, S. 1 f.

64 Claudia Reischauer, Oft daneben: Unternehmensberater, in: Capital, 15.11.2001, S. 41–47.

65 Ulrich Friese, Hauen und Stechen, in: Capital, 1.11.1998, S. 47–52, hier: S. 48.

66 Die Geschichte der New Economy hat bislang nur Eingang in Überblicksdarstellungen gefunden, vgl. Ulrich Herbert, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014, S. 1214.

67 McKinsey greift an, in: Capital, 1.11.1998, S. 38–54.

ner Rede 1997 gefordert hatte, es solle »ein Ruck durch Deutschland gehen«<sup>68</sup>, teilte Schröder zwar nicht das Parteibuch, aber die wirtschaftsliberale Ausrichtung. Die von ihm angeführte Gruppe der »Modernisierer« innerhalb der SPD lancierte seit Mitte der 1990er-Jahre Konzepte einer »ökonomischen Angebotspolitik ›von links‹«. <sup>69</sup> Dazu gehörte das Leitbild des »aktivierenden Staates«. Als Gegenentwurf zu dem von Kohl halbherzig verfolgten Projekt des »schlanken Staates«<sup>70</sup> vereinte es die Elemente einer Responsibilisierung der Zivilgesellschaft und einer stärker an Marktprinzipien orientierten Bürokratie. Die geistige Nähe zwischen der »Neuen Sozialdemokratie« und dem Gesellschaftsentwurf der großen Beratungsunternehmen ließen öffentliche Appelle von Jobst Fiedler erkennen, seit 1996 Leiter der Abteilung »Public Sector« bei »Roland Berger Strategy Consultants«. Kurz vor der Bundestagswahl warb dieser für einen »aktivierenden« Ansatz in Politik und Verwaltung: »Konzentration auf Kernaufgaben statt Überregulierung, Steuern statt Rudern, Resultate statt Regeln, Eigenverantwortung statt Hierarchie, Wettbewerb statt Monopol und Motivation statt Alimentation.«<sup>71</sup>

### **Die Bundesanstalt für Arbeit (BA) als Chance und Verhängnis der Beraterbranche**

Auch über das Thema Arbeitslosigkeit errang die SPD 1998 die Regierungsverantwortung: »Arbeitslosigkeit kann man bekämpfen«, verkündete die »Garantiekarte« mit ihren neun populärsten Wahlversprechen.<sup>72</sup> Der Koalitionsvertrag mit den Grünen listete den »Abbau von Arbeitslosigkeit« ebenfalls als »wichtigstes Ziel«.<sup>73</sup> Bis auf eine zeitweise Wiederbelebung des Bündnisses für Arbeit und das Job-AQTIV-Gesetz konnte Rot-Grün im vierten Jahr der ersten Regierungsperiode aber wenig vorweisen.<sup>74</sup> Anfang Februar 2002 legte der Bundesrechnungshof offen, dass das Problem noch stärker pressierte als bis dato angenommen: Arbeitsvermittler\*innen

68 *Roman Herzog*, Aufbruch ins 21. Jahrhundert, URL: < [http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Roman-Herzog/Reden/1997/04/19970426\\_Rede.html](http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Roman-Herzog/Reden/1997/04/19970426_Rede.html) > [6.10.2021].

69 *Stephanie L. Mudge*, Leftism Reinvented. Western Parties from Socialism to Neoliberalism, Cambridge 2018, S. 355. Vgl. auch *Nawrat*, Agenda 2010 – ein Überraschungscoup?.

70 *Werner Jann/Göttrik Wewer*, Helmut Kohl und der »schlanke Staat«. Eine verwaltungspolitische Bilanz, in: *Göttrik Wewer/Hans-Hermann Hartwich* (Hrsg.), Bilanz der Ära Kohl. Christlich-liberale Politik in Deutschland 1982–1998, Opladen 1998, S. 229–266, hier: S. 249.

71 *Jobst Fiedler*, Wir haben nicht mehr viel Zeit für eine Verwaltungsreform, in: Welt am Sonntag, 14.9.1997. Für Ähnlichkeiten mit Schröders Rhetorik vgl. *Gerhard Schröder*, Gegen den Luxus der Langsamkeit, in: Der SPIEGEL, 19.5.1997, S. 92–93.

72 *Uwe Jun*, Der Wahlkampf der SPD zur Bundestagswahl 1998. Der Kampf um die »Neue Mitte« als Medieninszenierung, in: *Gerhard Hirscher/Robert Sturm* (Hrsg.), Die Strategie des »Dritten Weges«. Legitimation und Praxis sozialdemokratischer Regierungspolitik, München 2001, S. 51–95, hier: S. 83.

73 Aufbruch und Erneuerung – Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und Bündnis 90/Die GRÜNEN, 20.10.1998, S. 3, URL: <[https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Beschluesse/Bundesparteitag/koalitionsvertrag\\_bundesparteitag\\_bonn\\_1998.pdf](https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Beschluesse/Bundesparteitag/koalitionsvertrag_bundesparteitag_bonn_1998.pdf)> [6.10.2021].

74 Zum Bündnis für Arbeit vgl. *Rolf G. Heinze*, Das »Bündnis für Arbeit«. Innovativer Konsens oder institutionelle Erstarrung?, in: *Christoph Egle/Tobias Ostheim/Reimut Zohnhöfer* (Hrsg.), Das rot-grüne Projekt. Eine Bilanz der Regierung Schröder 1998–2002, Wiesbaden 2003, S. 136–161, hier: S. 148. Zum Job-AQTIV-Gesetz, das die Arbeitsvermittlung vereinfachen sollte,

in den Arbeitsämtern hatten einen Großteil ihrer angeblichen Erfolge fingiert; unzählige im EDV-System verbuchte Vermittlungen von Erwerbslosen in neue Beschäftigungsverhältnisse hatten nie stattgefunden.<sup>75</sup>

Kurzfristig entstand nun großer Handlungsdruck in Sachen Arbeitsmarktpolitik. Innerhalb weniger Wochen reagierte die Bundesregierung auf den Prüfbericht und präsentierte am 22. Februar 2002 einen »Zweistufenplan«. Einige Sofortmaßnahmen sollten die BA auf einen neuen Kurs bringen: Ein dreiköpfiger, auf fünf Jahre berufener Vorstand ersetzte den bisherigen Posten des verbeamteten BA-Präsidenten. Der behördliche Verwaltungsrat wurde verkleinert und nach Vorbild eines Aufsichtsrats neu ausgerichtet.<sup>76</sup> Private Vermittlungsagenturen durften nun zudem unabhängig von der BA und ohne deren Genehmigung operieren.<sup>77</sup> In einem zweiten Schritt setzte Schröder die Regierungskommission »Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt« ein, nach ihrem Vorsitzenden Peter Hartz bald »Hartz-Kommission« genannt. Aus der drittelparitätischen Selbstverwaltung der BA saßen hier mit einer Gewerkschafterin, einem Arbeitgebervertreter sowie dem hessischen Landesarbeitsamtdirektor nur drei Mitglieder mit am Tisch. Daneben bestand das Gremium aus vier Managern, drei Unternehmensberatern und je zwei Vertretern aus Politik und Wissenschaft.<sup>78</sup> Am 16. August 2002 übergab die Kommission ihren Abschlussbericht an Bundeskanzler Schröder.<sup>79</sup> Unter anderem empfahl die Gruppe um Hartz, die Sozialleistungen der Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe zusammenzulegen.<sup>80</sup> Außerdem unterbreitete sie vielfältige Vorschläge für die Neugestaltung der BA nach dem Vorbild eines, weiterhin staatlich verwalteten, Dienstleistungsunternehmens. Diese im Text durchgehend als »BANEU« bezeichnete Einrichtung solle Arbeitslosigkeit nicht nur dokumentieren und verwalten, sondern sich proaktiv der

---

vgl. *Katrin Mohr*, Von »Welfare to Workfare«? Der radikale Wandel der deutschen Arbeitsmarktpolitik, in: *Silke Bothfeld/Werner Sesselmeier/Claudia Bogedan* (Hrsg.), *Arbeitsmarktpolitik in der sozialen Marktwirtschaft. Vom Arbeitsförderungs-gesetz zum Sozialgesetzbuch II und III*, Wiesbaden 2009, S. 49–60, hier: S. 54.

75 Zu den genauen Erhebungen vgl. *Christine Trampusch*, Die Bundesanstalt für Arbeit und das Zusammenwirken von Staat und Verbänden in der Arbeitsmarktpolitik von 1952 bis 2001, in: *MPIFG Working Paper 2*, 2002, S. 5. Die Innenrevision der BA hatte den Behördenpräsidenten Bernhard Jagoda sowie das Bundesarbeitsministerium wiederholt über Unstimmigkeiten bei den Vermittlungszahlen informiert. Erst der BRH-Prüfbericht und ein Artikel im »Stern« brachten Arbeitsminister Walter Riester dazu, die Hinweise aufzugreifen: »Jetzt fliegt alles auf«, in: *Stern*, 12.2.2002. Vgl. auch die Debatte im Deutschen Bundestag: *Deutscher Bundestag, Stenografische Berichte*, 14. WP, 218. Sitzung, 21.2.2002, S. 21619–21636.

76 *Trampusch*, Die Bundesanstalt für Arbeit und das Zusammenwirken von Staat und Verbänden, S. 35 f.

77 Seit 1992 war die gewerbliche Arbeitsvermittlung in der Bundesrepublik nicht mehr untersagt. Private Anbieter mussten aber die Erlaubnis bei der BA einholen, auf die seit 1994 ein Rechtsanspruch bestand. *Hans-Walter Schmuhl*, *Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsverwaltung in Deutschland 1871–2002. Zwischen Fürsorge, Hoheit und Markt*, Nürnberg 2003, S. 597–600.

78 Zur Hartz-Kommission vgl. *Sven T. Siefken*, *Expertenkommissionen im politischen Prozess. Eine Bilanz zur rot-grünen Bundesregierung 1998–2005*, Wiesbaden 2007, S. 182–228.

79 Ebd., S. 191.

80 *Peter Hartz/Norbert Bense/Jobst Fiedler* u. a., *Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt. Vorschläge der Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Umstrukturierung der Bundesanstalt für Arbeit*, Berlin 2002.



»raschen und nachhaltigen (Wieder-)Beschäftigung der Arbeitssuchenden« widmen.<sup>81</sup>

Die Hartz-Empfehlungen zügig umzusetzen, schien für die BA die einzige Möglichkeit, sich zu rehabilitieren. Insbesondere die FDP-Fraktion im Bundestag forderte seit dem Vermittlungsskandal mehrfach, ihre drittelparitätische Selbstverwaltung aufzulösen.<sup>82</sup> Eine umfassend angelegte Neustrukturierung sollte die Einrichtung gegen derlei Angriffe immunisieren. In der Führungsakademie der BA, unweit von der Hauptstelle in Nürnberg, tagten von Januar bis Juni 2003 etwa 200 Mitarbeitende gemeinsam mit Berater\*innen von etwa zehn verschiedenen Unternehmen.<sup>83</sup> Regelrecht »kaserniert«<sup>84</sup> sollten sie zentrale Bausteine der »BANEU« konzipieren. 25 Projektgruppen arbeiteten Vorschläge aus, die teilweise dem Hartz-Bericht, teilweise Zielen des Vorstands entlehnt waren: »Neues Leitbild der BA«, »Steuerung durch geschäftsübergreifendes und operatives Controlling«, »Steigerung der operativen Leistungsfähigkeit« waren nur einige der definierten Themen.<sup>85</sup> Fast jeder Projektgruppe ordnete der Vorstand je eine externe Beraterin oder einen Berater zu. Jobst Fiedler von »Roland Berger« und Michael Jung von »McKinsey & Company« waren Teil eines »Lenkungsausschusses«, der die gesamte Unternehmung koordinierte.<sup>86</sup>

Die Großoffensive in der Führungsakademie spielte sich von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt ab. Vorstandsmitglied Frank-Jürgen Weise hatte alle Aufträge vergaberechtlich sorgfältig prüfen lassen und dem Verwaltungsrat vorgelegt. Aufsehen erregte hingegen ein weiterer Beraterkontrakt. Florian Gerster, seit Februar 2002 Vorstandsvorsitzender der BA, hatte Bernhard Schiphorst von dem PR-Unternehmen »WMP EuroCom« für eine Image-Beratung engagiert. Wie die »BILD am Sonntag« im November 2003 berichtete, war dies freihändig, also ohne offene Ausschreibung erfolgt. Dem Wirtschaftsausschuss des Bundestags habe Gerster unter zweifelhafter Begründung nähere Auskünfte verweigert: das Honorargeld stamme »nicht aus Steuermitteln [...], sondern aus Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Arbeitslosenversicherung«. Dennoch waren Angaben an die Medien durchgesickert, nach denen Schiphorst insgesamt 820.000 Euro bezogen habe.<sup>87</sup> Das Wirtschafts- und Arbeitsministerium unter Wolfgang Clement stellte sich zunächst schützend vor Gerster. Der Vermittlungsskandal sowie die öffentlichen Diskussionen, die die Existenzberechtigung der BA infrage stellten, habe an den Nerven der Mitarbeitenden gezehrt und einen »Eilbedarf« der PR-Beratung gerechtfertigt.<sup>88</sup> Die nahezu naive Erklärung, die die BA nach Aufforderung des Bundesarbeitsministe-

81 Ebd., S. 57.

82 Deutscher Bundestag, Stenografische Berichte, 14. WP, 218. Sitzung, 21.2.2002, S. 21625.

83 Alexander Smolczyk/Matthias Geyer, Das Nürnberger Labor, in: Der SPIEGEL, 1.12.2003, S. 36.

84 Jobst Fiedler im Gespräch mit A. M., 19.3.2019.

85 Bundesanstalt für Arbeit, Geschäftsbericht 2001. 50. Geschäftsbericht der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg 2002, S. 27.

86 Jobst Fiedler im Gespräch mit A. M.

87 »BamS«: Gerster-Medienberater erhält 820.000 Euro, in: Agence France Presse – German, 23.11.2003.

88 Deutscher Bundestag, Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage, Drucksache 15/2014, Finanzierung der Öffentlichkeitsarbeit und Imageanalyse der Bundesanstalt für Arbeit, Drucksache 15/2108, 28.11.2003, S. 6.

riums abgab, legte die laxe Vergabep Praxis allerdings offen. Demzufolge habe Gerster sich

»in der deutschen Wirtschaft und bei maßgeblichen Persönlichkeiten umgehört, wer die BA bei der Aufgabe Kommunikation und Marketing unterstützen könnte. Verschiedene Empfehlungen haben dann schließlich zu einer sehr kleinen denkbaren Auswahl geführt. Der Vorstandsvorsitzende der BA hat dann mit Herrn Schiphorst über die Konditionen gesprochen und hat dann [...] die Zentrale Beschaffungsstelle der BA gebeten, einen Weg zu finden, der rechtlich einwandfrei ist und schnell geht.«<sup>89</sup>

Auf Basis dieser missglückten Verteidigungsschrift konzidierte die Bundesregierung, dass der Auftrag an Schiphorst gegen das Vergaberecht verstieß.<sup>90</sup> Nach einigen Wochen an Mediendebakeln entließ der Verwaltungsrat der BA Gerster im Januar 2004.<sup>91</sup>

In der Folge setzten sich Regierung und Parlament zum ersten Mal anhaltend über die Rolle von Unternehmensberater\*innen in Politik und Verwaltung auseinander. Die Hartz-Reformen waren von einem koalitionsübergreifenden Konsens getragen: Bis auf die beiden Abgeordneten der PDS waren sich die Parteien im Bundestag einig, dass die offenbar gewordenen Verfehlungen der BA Konsequenzen zeitigen müssten.<sup>92</sup> Der im Raum stehende Vorwurf von verschwendeten Beitragszahlungen und möglichem Kompetenzverlust bei der BA erregte jedoch die Gemüter. Im Haushaltsausschuss verhandelten Abgeordnete der Regierungs- und Oppositionsparteien, wer die opaken Beraterverträge bei der BA zu verantworten habe. Die Debatte beschränkte sich dabei nicht auf das verfängliche Abkommen mit »WMP EuroCom«, sondern thematisierte allgemein den Nutzen, angemessenen Rahmen und die nötige Transparenz von Beratereinsätzen in der Ministerialverwaltung.

Die SPD-Vertreter\*innen im Haushaltsausschuss argumentierten, externe Unterstützung könne sich »sehr schnell bezahlt machen und tue dies auch in einer Vielzahl von Fällen«.<sup>93</sup> Dietrich Austermann von der Union setzte dem entgegen, es »gehe nicht darum, dass man grundsätzlich Misstrauen gegenüber Beratern habe«.<sup>94</sup> Vielmehr habe sich in einigen Verwaltungsressorts ein »Vergabesumpf« gebildet, der »ausgetrocknet« gehöre: Dieselben Unternehmen kämen aufgrund informeller Beziehungen immer wieder zum Zuge.<sup>95</sup> Die Antworten der Bundesregierung auf mehrere oppositionelle Anfragen stützten diesen Eindruck. Rudolf Anzinger, Staatssekretär beim Bundesministerium für Arbeit und Soziales, erklärte,

89 Deutscher Bundestag, Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage, Drucksache 15/2281, Vergabep Praxis der Bundesanstalt für Arbeit: Teil I, Drucksache 15/2330, 14.1.2004, S. 3.

90 Ebd., S. 6.

91 Robert Jacobi/Jonas Viering, Der schnelle Abschied von Nürnberg, in: Süddeutsche Zeitung, 26.1.2004, S. 3.

92 Unionspolitiker\*innen forderten teilweise noch weitreichendere Einschnitte. So kritisierte die Bayerische Arbeitsministerin Christa Stewens, dass die Hartz-Gesetze »durchaus richtige und wichtige Ziele« verfolgten, aber zu einer »Minireform« verkommen seien. Deutscher Bundestag, Stenografische Berichte, 791. Sitzung, 26.9.2003, S. 304.

93 Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages, 15. WP, 39. Sitzung, 14.1.2004, S. 75.

94 Ebd., S. 74.

95 Ebd., S. 73.

dass die BA seit September 2002 allein mit dem Unternehmen »Roland Berger« fünf Rahmenverträge gegen ein Honorar von knapp 9.870.000 Euro abgeschlossen hatte.<sup>96</sup> Dass Fiedler Teil der Hartz-Kommission gewesen war, schien dies mitzube-gründen.

Außerhalb des Parlaments ließ der Fall Gerster den Unmut über die Hartz-Refor-men überkochen. Das »Vierte Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt« (»Hartz IV«) war nach langen Verhandlungen in Bundestag und Bundesrat am 24. Dezember 2003 verabschiedet worden, mitten in der aufkommenden Debat-te um die Beraterhonorare.<sup>97</sup> Die medial zirkulierenden Summen schienen ange-sichts der Tatsache, dass sich der Satz des neu eingeführten »Arbeitslosengelds II« teilweise unterhalb des bisherigen Sozialhilfeniveaus bewegte, nicht vermittelbar. Die Unzufriedenheit über sozialstaatliche Kürzungen entlud sich zwischen 2004 und 2006 in einer Serie an populären Buchveröffentlichungen. Diese zeichneten das Bild von Unternehmensberater\*innen als Macht- und Geldelite, die im Hinter-grund die Geschicke lenke und sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichere. War Dirk Kurbjuweits ZEIT-Artikel zu den »Propheten der Effizienz« Mitte der 1990er-Jahre noch herausgestochen, traf seine Monografie knapp zehn Jahre später einen Nerv: McKinsey stehe für »die Diktatur der Effizienz, für die totale Ökonomisierung der Gesellschaft«.<sup>98</sup>

In Rolf Hochhuths nach ihm benannten Drama »McKinsey kommt« spielte das Unternehmen nicht einmal eine explizite Rolle.<sup>99</sup> Der Titel identifizierte es aber mit dem Erlebnis der Massenentlassungen durch Unternehmensfusionen, die die Prota-gonist\*innen beklagten. Reißerische Überschriften wie »Beraten und verkauft« prä-sentierten zudem anonymisierte Erfahrungsberichte, in denen Berater\*innen aus dem Nähkästchen plauderten. Entsprechende Publikationen betonten die über-durchschnittlichen Consultinggehälter und zweifelten den Gegenwert der Dienst-leistung an. Obwohl Klient\*innen Tagessätze von 3.000 Euro für ihn zahlen müs-sen, sehe er davon, nach Abgaben an das Unternehmen, jährlich »nur« 120.000 Euro, so ein Informant: »In vierzig Tagen habe ich mein Jahresgehalt verdient.«<sup>100</sup> Jede\*r McKinsey-Manager\*in müsse jährlich Aufträge im Wert von vier Millionen Euro akquirieren. Zahlreiche Vergünstigungen wie Flugmeilen, Hotelpunkte, Dienstwagen und -handy machten die üblichen Arbeitszeiten von 9 bis 23 Uhr »er-

96 Deutscher Bundestag, Schriftliche Fragen mit den in der Zeit vom 12. bis 23. Januar 2004 einge-gangenen Antworten der Bundesregierung, Drucksache 15/2380, 23.1.2004, S. 26. Vgl. auch: Deutscher Bundestag, Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage, Drucksache 15/2365, Vergabepaxis und Kosten externer Beratung der Bundesregierung, Drucksache 15/2458, 4.2.2004.

97 Viertes Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt, in: Bundesgesetzblatt, 29.12.2003, S. 2954–3000.

98 *Dirk Kurbjuweit*, Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen, Reinbek 2005.

99 *Rolf Hochhuth*, McKinsey kommt. Molières Tartuffe. Zwei Theaterstücke, München 2004.

100 *Thomas Leif*, Beraten und verkauft. McKinsey & Co. – der große Bluff der Unternehmensbera-ter, München 2006, S. 92.

träglich«. <sup>101</sup> Partner\*innen trügen neben der Vertragsabwicklung aber »wenig zur Problemlösung bei«, lieferten nur »Bullshit«. <sup>102</sup>

Auch in diesem Zeitraum findet sich der Topos der ständig unter Strom stehenden und auf Hochtouren arbeitenden Berater\*innen. Der Bezug auf ein Außen, dem diese Leistung zugutekommen sollte, verschwindet aber aus den Quellen. Stattdessen erzeugte die Stilisierung als Hochleistungsträger nun weniger Bewunderung als vielmehr eine Mischung aus Faszination und Abscheu. Prosawerke wie »Wir schlafen nicht« von Kathrin Röggla erzählten von einem pathologischen Arbeitsdrang unter Berater\*innen und anderen Freischaffenden der Wissensökonomie, der in Stressneurosen und Substanzmissbrauch münde. <sup>103</sup> McKinsey-Historiograf Duff McDonald urteilte über die publizistische Agitation in der Bundesrepublik: »Nowhere else in the world [...] has the sociocultural response to the ›consultocracy‹ been as pointed and as persistent.« <sup>104</sup>

In der Binnenperspektive schlossen sich die Bedeutungsebenen der Leistungs- und Qualitäten- und die der Macht- und Geldelite keineswegs aus. Die öffentlich attackierten Unternehmen ließen die zuvor allzeit praktizierte Diskretion beiseite und schossen über mediale Kanäle zurück. Laut BDU-Präsident Rémi Redley war die Debatte um den Beratereinsatz an »Scheinheiligkeit kaum zu überbieten«. <sup>105</sup> Politik und Verwaltung mit ihren bürokratischen Strukturen wären auf die Unterstützung von Unternehmensberater\*innen angewiesen; die beauftragten Dienstleister wären ihr Geld wert. Beinahe wie eine Drohung las sich Roland Bergers Gedankenspiel, dass »[e]xzellente Leute« sich aus dem öffentlichen Sektor zurückziehen würden, wenn sie damit riskierten, ihre Organisationen in Misskredit zu bringen. Eine »wissensbasierte Dienstleistungsgesellschaft« brauche Unternehmensberater\*innen »wie die Luft zum Atmen«. Der Verzicht darauf sei »zumindest leichtsinnig, wenn nicht ein Vergehen an der Volkswirtschaft«. <sup>106</sup>

Vorwürfen von zu hohen Bezügen begegnete Berger mit schwierig nachprüfbareren Vergleichen. Die Ausgaben seien in Relation zu dem Gewinn zu betrachten, den die Beratung erwirkt habe: »Für jeden Euro Beratungshonorar bei der Bundesanstalt für Arbeit ergeben sich durch die viel höhere Wirksamkeit der Agentur gesamtwirtschaftlich betrachtet jährlich wiederkehrende Einsparungen.« <sup>107</sup> Mit Hinblick auf die Bilanzen der BA schien er damit recht zu behalten: Im Jahr 2006 erfragte die Behörde erstmals seit 1985 keine Zuwendungen aus dem Bundeshaushalt, sondern verbuchte einen Überschuss. <sup>108</sup> Wie auch in der Privatwirtschaft ließ sich aber nur schwierig bemessen, inwieweit Beratungsleistungen mitverant-

101 Ebd., S. 94.

102 Ebd.

103 *Kathrin Röggla*, *Wir schlafen nicht*, Frankfurt am Main 2004.

104 *McDonald*, *The Firm*, S. 213.

105 *Karl-Heinz Büschemann/Elisabeth Dostert*, Privat im öffentlichen Dienst. Das Geschäft der Berater mit dem Staat blüht, in: *Süddeutsche Zeitung*, 22.4.2004, S. 2.

106 *Ralf Nöcker*, »Eine Kampagne, die der Volkswirtschaft schadet«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.1.2004, S. 11.

107 Ebd.

108 Bundesagentur für Arbeit, Geschäftsbericht 2005. 54. Geschäftsbericht der Bundesagentur für Arbeit, 2006, S. 7.

wortlich für Erfolg oder Misserfolg öffentlicher Einrichtungen waren.<sup>109</sup> In erster Linie besserten sich die Kassen der BA durch Kürzungen beim Arbeitslosengeld.<sup>110</sup> Das »Image« der Beraterbranche litt durch ihre Rolle im Fall Gerster 2003/2004 zweifellos.<sup>111</sup> Die Selbstbeschreibung einer Leistungs- und Qualitätenelite hielten sie jedoch aufrecht, sodass diese zu einem Gegenentwurf in einer stark polarisierten Debatte geriet.

## Fazit

Ein differenzierter Elite-Begriff erweist sich als fruchtbar, um unterschiedliche Facetten des Aufstiegs der Beraterbranche »nach dem Boom« zu erhellen. Mitte des 20. Jahrhunderts sprach weder in der Bundesrepublik noch in den USA etwas dafür, Unternehmensberater\*innen als »Elite«, also als einflussreiche Minderheit zu bezeichnen. Das Motiv findet sich hier vielmehr in Selbstzuschreibungen der Branche: exkludierende Auswahlverfahren und ein demonstrativer Schaffensdrang sollten Berater\*innen als Leistungs- und Qualitätenelite in Erscheinung treten lassen. Nachdem die Branche exponentiell angewachsen war und Gewinne in Millionenhöhe verbuchte, dämpfte die geringe Rezession von 2001 in der Bundesrepublik ihren Höhenflug. Mehr noch schädeten ihr jedoch Verwicklungen mit Politik und Verwaltung: Durch Verstöße gegen das Vergaberecht bei der Bundesanstalt für Arbeit gerieten Berater\*innen um 2003/2004 öffentlich in Verruf. Über mehrere Monate debattierten Regierung und Opposition zu den angemessenen Rahmenbedingungen externer Beratung in der Ministerialverwaltung. Publizistische Beobachter\*innen beklagten parallel, dass ökonomische Prinzipien in immer mehr Gesellschaftsbereichen zum leitenden Handlungsprinzip gemacht würden. Das Consultinggewerbe evozierte in diesem Zeitraum die Fremdzuschreibung einer Macht- und Geldelite. In der Binnenperspektive lebte gleichzeitig das Motiv der Leistungs- und Qualitätenelite fort. Julia Friedrichs' kritische Nachfragen zum Beratertum wischte ein Recruiter mühelos beiseite – »was könne er dafür, dass er ein Gewinner sei?«<sup>112</sup> Im ersten Jahrfünft der 2000er-Jahre war der Elitestatus der Beraterbranche somit mehr denn je eine Frage des Betrachtungswinkels.

109 *Alfred Kieser*, Entscheiden Manager klug, wenn sie mithilfe von Unternehmensberatern oder Wissenschaftlern entscheiden?, in: *Arno Scherzberg/Tilmann Betsch/Bernhard Blanke* u. a. (Hrsg.), *Kluges Entscheiden. Disziplinäre Grundlagen und interdisziplinäre Verknüpfungen*, Tübingen 2006, S. 51–73.

110 Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages, 15. WP, 64. Sitzung, 1.12.2004, S. 42.

111 Vgl. dazu die Ergebnisse einer von »Roland Berger Strategy Consultants« finanzierten Dissertationsschrift: *Tobias Raffle*, *Unternehmensberater in der Politikberatung. Eine empirische Untersuchung zu Aktivitäten, Gründen und Folgen*, Wiesbaden 2006, S. 156–165.

112 *Friedrichs*, *McKinsey* und ich.



MARCO SWINIARTZKI

## Szene-Eliten

Selbststilisierung, soziale Praxis und postmoderne Ästhetisierung am Beispiel des norwegischen Black Metals

In der zeithistorischen Elitenforschung haben jugendkulturelle und musikalische Vergemeinschaftungen bisher keine Rolle gespielt. Während sich die meisten Untersuchungen auf die ›klassischen‹ Eliten in Politik, Verwaltung, Wirtschaft oder ›Hochkultur‹ konzentrieren, hat sich die Überlegung, dass der Begriff der Elite einen breiteren Zusammenhang mit der Pop-Geschichte und der Jugendkultur besitzen könnte, noch nicht durchgesetzt.<sup>1</sup> Dabei wird beispielsweise durch eben jene Geschichtsschreibung zum Pop darauf verwiesen, wie sich im Zuge der kommerziellen Entdeckung der Jugend und des langsamen Eindringens popkultureller Selbstverständlichkeiten in den breiteren gesellschaftlichen Rahmen seit den 1950er-Jahren auch neue einflussreiche Personengruppen bildeten, die für die ökonomische, mediale, modische und musikalische Durchsetzung dieses Wandels verantwortlich waren.<sup>2</sup> Zu denken wäre in diesem Zusammenhang unter anderem an Modeschöpfer, Artists-and-Repertoire-Agenten der Plattenlabel, Regisseure, Musiker, Radio-DJs sowie die Entwickler der modernen Werbewirtschaft. So weist beispielsweise Bodo Mrozek nach, dass sich Pop im »ungeraden Jahrzehnt« von 1956 bis 1966 an der Schnittstelle von Jugend, Kultur, Wirtschaft, Konsum und Protest in einer transnationalen Verflechtung von Akteuren und gegen den Widerstand einer anfänglich kriminalisierenden Elite in Politik und Verwaltung durchzusetzen begann.<sup>3</sup> Im Rahmen des sich dort bereits andeutenden Übergangs von Vergemeinschaftungen entlang sozialer Milieus hin zu postmodernen Lebensstilen seit den 1970er-Jahren, der als Weg in die »Erlebnisgesellschaft« auch und vor allem mit Ju-

- 
- 1 Zur Verwendung des Elite-Begriffs im Kontext des auch hier zentralen Umbruchs der 1970er- und 1980er-Jahre vgl. *Morten Reitmayer*, Comeback der Elite. Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs, in: *AfS* 52, 2012, S. 429–454; Zum Stand der Pop-Geschichte vgl. *Bodo Mrozek/Alexa Geisthövel* (Hrsg.), Popgeschichte, Bd. 1: Konzepte und Methoden, sowie *dies./Jürgen Danyel* (Hrsg.), Popgeschichte, Bd. 2: Zeithistorische Fallstudien 1958–1988, Bielefeld 2014. Zum Plädoyer für eine Erweiterung des Begriffs und der Ressourcen von Eliten vgl. *Johan Heilbron/Felix Bühlmann/Johs Hjellbrekke* u. a., Introduction, in: *Olav Korsnes/Johan Heilbron/Mike Savage* u. a. (Hrsg.), *New Directions in Elite Studies*, London/New York 2019, S. 1–28, hier: S. 14.
  - 2 Vgl. *Klaus Nathaus*, Nationale Produktionssysteme im transatlantischen Kulturtransfer. Zur »Amerikanisierung« populärer Musik in Westdeutschland und Großbritannien im Vergleich, 1950–1980, in: GG, Sonderheft 24: Kulturen der Weltwirtschaft, hrsg. v. *Werner Abelshauser/David A. Gilgen/Andreas Leutzsch*, Göttingen 2012, S. 202–227; *Detlef Siegfried*, Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2017 (zuerst 2006); *Klaus Nathaus*, Why ›Pop‹ Changed and How It Mattered (Part II). Historiographical Interpretations of Twentieth-Century Popular Culture in the West, in: *H-Soz-Kult*, 2.8.2018, URL: <<https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1685>> [11.8.2021].
  - 3 Vgl. *Bodo Mrozek*, *Jugend, Pop, Kultur. Eine transnationale Geschichte*, Berlin 2019.

gendkulturen identifiziert wurde<sup>4</sup>, dürfte sich der Einfluss solcher transnational vernetzten Akteure in einem Maße ausgeweitet haben, dass es berechtigt erscheint, hier von neuen Eliten zu sprechen, die sich nun nicht mehr über politischen oder intellektuellen Einfluss auf die Gesamtgesellschaft definierten, sondern spezifisch ästhetischer und in ihrem soziokulturellen Adressatenkreis exklusiverer Natur waren.

Im Folgenden soll deshalb versucht werden, die Verknüpfung eines analytischen Elite-Begriffs mit der Diskussion über postmoderne Vergemeinschaftung auf ihren historiografischen Mehrwert zu prüfen. Es wird davon ausgegangen, dass es durch die Entwicklung des Pop seit der Mitte der 1950er-Jahre sowie durch den Übergang von sozialen Milieus zu Lebensstilen seit den 1970er-Jahren zu einer Erweiterung von Eliten gekommen ist. Zieht man die Arbeitsdefinition von »Elite« der diesem Band zugrunde liegenden Tagung heran, in der »Eliten als Gruppen von meist der Oberschicht angehörenden Menschen zu verstehen [sind], die – auf unterschiedlichen Ebenen von Staat, Gesellschaft, Politik oder Kultur – Leitungsfunktionen übernehmen und bestimmend in Entscheidungsprozesse eingreifen«<sup>5</sup>, ergeben sich umgehend wichtige Ansatzpunkte für eine solche Überlegung: Die soziologische, kulturwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit den einschneidenden Veränderungen der Formen von kultureller Vergemeinschaftung seit den 1970er-Jahren, die – trotz bisweilen großer Unterschiede in der Bezeichnung sowie Bewertung von Ausmaß und Folgen dieser Prozesse – quasi unisono auf den Bruchcharakter dieses Jahrzehnts verweist<sup>6</sup>, legt nahe, dass sich in dieser Phase auch die Art und Weise veränderte, Leitungsfunktionen zu übernehmen und in Entscheidungsprozesse einzugreifen. Die Vielzahl an Konzepten und Theorien, die sich für diesen Übergangszeitraum empfohlen haben – sei es die Tendenz vom Milieu zum Lebensstil<sup>7</sup>, die Entwicklung von der Jugendsubkultur zur Jugendkultur<sup>8</sup>, das Ende der Proletariat<sup>9</sup>, aus kultursoziologischer Sicht der Wandel zu einer neuen

4 Vgl. *Gerhard Schulze*, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt am Main/New York 1992; *Wilfried Ferchhoff*, Jugendkulturen im 20. Jahrhundert. Von den sozialmilieuspezifischen Jugendsubkulturen zu den individualitätsbezogenen Jugendkulturen, Frankfurt am Main/Bern etc. 1990.

5 Eliten und Elitenkritik vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, in: H-Soz-Kult, 22.10.2020, URL: <<https://www.hsozkult.de/event/id/event-93938>> [15.7.2021].

6 Vgl. *Jürgen Raab/Hans-Georg Soeffner*, Lebensführung und Lebensstile. Individualisierung, Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung im Prozess der Modernisierung, in: *Friedrich Jäger/Jörn Rüsen* (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart 2011, S. 341–356; *Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling* u. a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt am Main 2001; *Knud Andresen*, West- und ostdeutsche Jugendszenen in den 1980er-Jahren – ein Individualisierungsschub?, in: AfS 55, 2015, S. 445–475.

7 Vgl. *Thomas Großbölting*, Bundesdeutsche Jugendkulturen zwischen Milieu und Lebensstil. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 31, 2004, S. 59–80.

8 Vgl. *Wilfried Ferchhoff*, Jugend und Jugendkulturen, in: *Thomas Rauschenbach/Stefan Borrmann* (Hrsg.), Herausforderungen des Jugendalters, Weinheim 2013, S. 44–68.

9 Vgl. *Josef Mooser*, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt am Main 1984.



Subjektkultur<sup>10</sup>, aus dem Blickwinkel der Historischen Zukunftsforschung der Bruch im Fortschrittsverständnis<sup>11</sup> oder eine regional sehr unterschiedlich verteilte Individualisierung<sup>12</sup> –, lassen demnach auch eine Entwicklung in der Genese, Legitimierung und Rekrutierung von kulturellen Eliten vermuten. Besonders seit den 1980er-Jahren, in denen sich die jugendkulturelle Vergemeinschaftung durch die Ausbildung zahlreicher parallel existierender, internationaler Szenen noch einmal stark dynamisierte und sich gleichzeitig von der Jugend abzukoppeln begann, stiegen im Mittelpunkt der jeweiligen Szenen einflussreiche Gruppen auf, die darüber entschieden, was die sonstigen, internationalen »Szene-Gänger« zu konsumieren, wie sie sich zu kleiden und zu verhalten hatten, und ganz besonders wie man sich gegenüber außerhalb der Szenen Stehenden abgrenzte.<sup>13</sup> Die spezifische »Leitungsfunktion« solcher Szene-Eliten lag also in der Bestimmung der Parameter der Distinktion und damit einhergehend im Entwurf eines imaginierten Bildes des gesellschaftlichen Mainstreams, der den »Szene-Gängern« Komplexitätsreduktion, Abgrenzung und Zugehörigkeit versprach. Indem sie einen Szene-internen Distinktions-Kompass vorgaben, trafen die Eliten in netzwerkartig organisierten »Szene-Kernen« daher nicht nur eine Entscheidung für ihren individuellen Lebensstil, sondern beeinflussten maßgeblich die Entscheidungen einer viel größeren Zahl von Rezipientinnen und Rezipienten, sich an einem spezifischen Konsummuster und Habitus zu orientieren. Vor dem Hintergrund einer wachsenden Bedeutung von Lebensstilen und der durch sie induzierten ästhetischen Gemeinschaftsbildung – einer Vergemeinschaftung durch Individualisierung<sup>14</sup> – seit den 1970er-Jahren waren Szene-Eliten zeitgeschichtlich daher auch von steigender Relevanz für die Gesellschaften »nach dem Boom«.<sup>15</sup>

In diesem Zusammenhang ist es das Ziel dieses Aufsatzes, am Beispiel des norwegischen Black Metals, einer sich um 1990 herauskristallisierenden Szene des extremen Metals, Szene-Eliten als dezidiert zeitgeschichtliche Form der Elitenbildung zu charakterisieren, die Strategien der Stilisierung als Elite zu analysieren und zu untersuchen, wie sich die selbst ernannte Elite im Kern dieser Szene rekrutierte, legitimierte, wie sie sozial interagierte und welche Bedeutung dabei der Elitenkritik zu-

10 Vgl. *Andreas Reckwitz*, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2012.

11 Vgl. etwa *Elke Seefried*, *Bruch im Fortschrittsverständnis? Zukunftsforschung zwischen Steuerungseuphorie und Wachstumskritik*, in: *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael/Thomas Schlemmer* (Hrsg.), *Vorgeschichte der Gegenwart. Dimensionen des Strukturbruchs nach dem Boom*, Göttingen 2016, S. 429–449.

12 Vgl. *Frank Bösch*, *Grenzen der Individualisierung. Soziale Einpassungen und Pluralisierungen in den 1970/80er Jahren*, in: *Thomas Großbölting/Massimiliano Livi/Carlo Spagnolo* (Hrsg.), *Jenseits der Moderne? Die Siebziger Jahre als Gegenstand der deutschen und der italienischen Geschichtswissenschaft*, Berlin 2014, S. 123–140.

13 Zum Szene-Konzept, »Szene-Kern« und »Szene-Gängern« vgl. *Ronald Hitzler/Arne Niederbacher*, *Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute*, Wiesbaden 2010, S. 13–30.

14 Vgl. *Raab/Soeffner*, *Lebensführung und Lebensstile*, S. 352.

15 Szene-Eliten sollten daher klar zu den Gewinnern des Strukturbruchs gezählt werden. Vgl. *Christian Marx/Morten Reitmayer* (Hrsg.), *Gewinner und Verlierer nach dem Boom. Perspektiven auf die westeuropäische Zeitgeschichte*, Göttingen 2020; *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, *Nach dem Boom. Neue Einsichten und Erklärungsversuche*, in: *Doering-Manteuffel/Raphael/Schlemmer*, *Vorgeschichte der Gegenwart*, S. 9–34.

kam. Die Verknüpfung des Elite-Begriffs mit der Führung soziokultureller Vergemeinschaftung in Szenen, die sich selbst als Underground betrachten, scheint auf den ersten Blick zu verwundern. Vor dem Hintergrund der Subkulturforschung, aber auch der in Deutschland verbreiteten Historiografie, in der für die soziale Kraft der Musik »Erzählmuster vorherrschen, die mit dem Fokus auf symbolischen Widerstand und Wertewandel Anschluss an eine vorrangig politikgeschichtlich interessierte ›Allgemeingeschichte‹ suchen«<sup>16</sup>, müssen »Elite« und Vergemeinschaftung durch Musik als geradezu konträr wirken. Doch vor allem seit den 1980er-Jahren ist verstärkt das Gegenteil der Fall: *Subkulturen*, hat es sie überhaupt jemals gegeben<sup>17</sup>, existieren nicht mehr und ihr sub- beziehungsweise gegenkultureller Anspruch ist seit diesem Jahrzehnt immer deutlicher mit einem bürgerlich-kapitalistischen Arbeits- und Vermarktungsideal verschmolzen, wodurch individuelle Distinktion von der Ausnahme zur gesellschaftlichen Regel umgedeutet wurde.<sup>18</sup> In Szenen organisierte ästhetische Lebensstile übernehmen seit dem wesentliche Funktionen und machen im Grunde alles zu »Pop«, was das Potenzial hat, gesellschaftlich breit rezipiert zu werden. Interpretiert man nun die führenden Personengruppen solcher Stile als Eliten, zeichnet diese vor allem eine spezifische Methodik der Stilisierung aus. Grundlegend für die hier vorgestellte Idee von Szene-Eliten ist daher eine bestimmte, in diesen vollzogene Form der postmodernen Ästhetisierung, die Andreas Reckwitz als Basis der Herausbildung des gesellschaftlichen »Kreativitätsdispositivs« erkennt: Es geht in postmodernen Szene-Eliten demnach um »eigendynamische Prozesse sinnlicher Wahrnehmung, die sich aus ihrer Einbettung in zweckrationales Handeln gelöst haben«<sup>19</sup>, also um Wahrnehmung um der Wahrnehmung willen, die eine emotionale Aufmerksamkeit des Publikums genauso verlangt wie eine kontinuierliche Neuerfindung des Produkts und des Selbst.<sup>20</sup> Der der »Subkultur« und Klassengesellschaft entwachsene Lebensstil wird hier zum Kunstwerk, in dem es nicht mehr darum geht, besser, sondern schlichtweg anders zu sein, und in dem Kreativität sowohl Wunsch als auch Zwang ist. Gestützt wird das Kreativitätsdispositiv von einem Star-System, das vor allem von der Self-Performance der Künstlerinnen und Künstler lebt, sowie von einer Aufmerksamkeitsökonomie des Neuen auf dem medialen Kampffeld.<sup>21</sup> Es antwortet als gesellschaftliche Ästhetisierungsweise seit den 1980er-Jahren vor allem auf den Affektmangel einer als kaum mobilisierungsfähig empfundenen »organisierten Moderne« – ein seitens der norwegischen Akteure häufig erhobener Vorwurf, der die massive ästhetische Mobilisierung des Black Metals und seine nationale wie internationale Aufmerksamkeitsgenerierung miterklären kann. Als Begründung für die Attraktivität dieses

16 Frédéric Döhl/Klaus Nathaus, Annäherungen an einen flüchtigen Gegenstand. Neue Literatur zur Geschichte der Musik aus Journalistik, Historiographie und Musikwissenschaft, in: Neue Politische Literatur 62, 2017, S. 473–497, hier: S. 495.

17 Zum Begriff und seiner Geschichte vgl. Bodo Mrozek, Subkultur und Cultural Studies. Ein kulturwissenschaftlicher Begriff in zeithistorischer Perspektive, in: *ders./Geisthövel*, Popgeschichte, S. 101–125.

18 Vgl. Andreas Reckwitz, Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin 2017 (zuerst 2012), S. 51–53.

19 Ebd., S. 23.

20 Vgl. ebd., S. 45–48.

21 Vgl. ebd., S. 239–268.

Lebensstils ist daher – wie hier durch den Fanzine-Herausgeber Jon »Metalion« Kristiansen aus Sarpsborg<sup>22</sup> – verstärkt auf ein empfundenes Defizit der norwegischen Gesellschaft verwiesen worden:

»I think the Norwegian mentality is too cold, unemotional, and unenthusiastic. And Norwegians are prone to envy of other people, since on a personal level, we are not allowed to be different. The small-town mentality is everywhere in this country.«<sup>23</sup>

## I. Norwegischer Black Metal und der Elite-Begriff

Seitens der Musikwissenschaft und der »Metal Studies«, eines sich seit etwa 2010 entfaltenden interdisziplinären Forschungsfelds<sup>24</sup>, lässt man Heavy Metal trotz des evolutionären Charakters seiner Entwicklung gemeinhin mit Black Sabbath und ihrem gleichnamigen Debütalbum im Jahre 1970 beginnen, auf das eine Entwicklung während der 1970er-Jahre folgte, die noch wesentlich vom Image des Sex, Drugs and Rock'n'Roll der Künstler und einer mehrheitlich proletarischen Hörerschaft geprägt war.<sup>25</sup> Zwischen 1978 und 1982 wurden dann sowohl die Stilistik als auch das Sozialsystem des Heavy Metals durch die »New Wave of British Heavy Metal« massiv verändert, indem sich nicht nur die Verbindungen zur »working class« lösten<sup>26</sup>, sondern auch musikalisch zwei Pfade entstanden, die die globale Metal-Kultur bis heute prägen: Einerseits etablierten sich massenkompatiblere Sounds an der Schnittstelle zum bald führenden Sender MTV (1981), den Major Labels und den Radiostationen, für die wohl am prägendsten Künstler wie Bon Jovi, Alice Cooper oder die »Glam-Metal«-Bands wie Poison oder Mötley Crüe wurden. In scharfer Abgrenzung dazu entwickelte sich seit den frühen 1980er-Jahren der Extreme Metal, der mehrheitlich nicht auf ein Massenpublikum hoffen konnte und dies aus Distinktionsgründen auch gar nicht intendierte.<sup>27</sup> Subgenres dieser zweiten Richtung sind unter anderem der Thrash Metal, der Bands wie Metallica oder Slayer hervorbrach-

22 Jon »Metalion« Kristiansen (\*1967) gehörte durch sein in 20 Ausgaben zwischen 1985 und 2010 erschienenes Zine »Slayer« zu den wichtigsten und am besten vernetzten Protagonisten der norwegischen Szene, war jedoch selbst kein Musiker. Zur jugendmedialen Form des Zines vgl. Stephen Duncombe, *Notes from the Underground. Zines and the Politics of Alternative Culture*, London 1997.

23 Jon Kristiansen, Vorwort zu Slayer 13, Januar 2000, in: *ders./Tara G. Warrior* (Hrsg.), *Metalion. The Slayer Mag Diaries*, New York 2011, S. 382.

24 Zur Entwicklung der Metal Studies vgl. Deena Weinstein, *Reflections on Metal Studies*, in: *Andy R. Brown/Karl Spracklen/Keith Kahn-Harris* u. a. (Hrsg.), *Global Metal Music and Culture. Current Directions in Metal Studies*, New York/London 2016, S. 22–31.

25 Aus musikwissenschaftlicher Sicht zentral: Robert Walser, *Running with the Devil. Power, Gender, and Madness in Heavy Metal Music*, Middletown 1993; aus soziologischer Sicht in diesem Umfang für den Heavy Metal der 1970er-Jahre zentral, obgleich für die 1980er-Jahre weniger geeignet: Deena Weinstein, *Heavy Metal. The Music and Its Culture*, Cambridge 2000 (zuerst 1991).

26 Vgl. den kommenden Aufsatz des Autors zu den Working Men's Clubs und der »New Wave of British Heavy Metal« im Nordosten Englands (1978–1984), in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 19, 2022.

27 Vgl. Keith Kahn-Harris, *Extreme Metal. Music and Culture on the Edge*, Oxford/New York 2007.

te, und der Death Metal, deren Wurzeln jeweils um 1981/82 sowie 1984/85 an den beiden US-Küsten zu verorten sind. Kennzeichnend für den Extreme Metal war besonders die breite Anwendung des Do-it-yourself-Prinzips, das sowohl in der Produktion als auch in der Distribution und Vermarktung auf selbstfinanzierte und netzwerkartig kommunizierte Produkte setzte und damit eine Musik breit verfügbar machte, die bis auf wenige Ausnahmen über Major Labels weder zu produzieren noch zu vertreiben war.<sup>28</sup>

Das Sub-Genre des Black Metals entstand nominell ebenfalls in den frühen 1980er-Jahren durch Bands wie Hellhammer, Bathory oder Venom, die als »first wave of black metal« bezeichnet werden<sup>29</sup>, erlangte seine spätere Bedeutung und stilistische Charakteristik aber erst durch die Entwicklung der norwegischen Black-Metal-Szene nach 1990, die folglich als »zweite Welle des Black Metals« firmiert.<sup>30</sup> Obgleich sich die Akteure in Norwegen derselben produktionstechnischen und szenesozialen Prinzipien bedienten wie im Thrash Metal oder Death Metal zuvor – Black Metal also im Grunde lediglich eine evolutionäre Erweiterung des Bestehenden darstellte<sup>31</sup> –, liegt ihr für den Elitenzusammenhang entscheidendes Verhalten in einem diskursiven Bruch: Norwegische Black-Metal-Bands wollten sich nicht mehr als Transgression ihrer unmittelbaren musikalischen Vorgänger im Death Metal verstanden wissen, denen sie mehrheitlich eine kommerzielle Anpassung und den Verlust ursprünglicher Ideale vorwarfen, sondern *stilisierten* sich als bewussten Rückgriff auf die »erste Welle des Black Metals«. Dass diese Selbststilisierung aufgrund eines absichtlich anachronistischen Verständnisses<sup>32</sup> besonders hinsichtlich der Bedeutung der »satanistischen« Lyrics von Bands wie Venom eine »reaktionäre Wiederbelebung einer Vergangenheit [darstellte], die so nie existiert hat[te]«<sup>33</sup>, war dabei zweitrangig. Vor allem die Band Mayhem, die wegweisenden Einfluss auf die Entstehung der norwegischen Szene ausübte, beanspruchte die Verteidigung einer konstruierten Vergangenheit für sich und betrieb dadurch aktiv sti-

28 Zum Do-it-yourself-Prinzip vgl. *Andy Bennett/Paula Guerra*, Rethinking DIY Culture in a Post-industrial and Global Context, in: *dies.* (Hrsg.), *DIY Cultures and Underground Music Scenes*, Milton 2018, S. 7–18.

29 Vgl. *Sarah Chaker/Jakob Schermann/Nikolaus Urbanek*, Analyzing Black Metal. Transdisziplinäre Annäherungen an ein düsteres Phänomen der Musikkultur, in: *dies.* (Hrsg.), *Analyzing Black Metal. Transdisziplinäre Annäherungen an ein düsteres Phänomen der Musikkultur*, Bielefeld 2018, S. 7–20.

30 Vgl. *Karl Spracklen*, What Did the Norwegians ever Do for Us? Actor-Network Theory, the Second Wave of Black Metal, and the Imaginary Community of Heavy Metal, in: *Nelson Varas-Díaz/Niall W. R. Scott* (Hrsg.), *Heavy Metal Music and the Communal Experience*, London 2016, S. 151–167.

31 »[...] that the second wave of black metal was the product of the same kind of network of technologies, assumptions, epistemologies, hegemonies, and agents as any other form of heavy metal. The second wave was merely an extension of the communicative rationality already at work in extreme metal.« Ebd., S. 152.

32 Keith Kahn-Harris hat im Umgang mit der inhaltlichen Transgression des Extreme Metals drei Methoden der Reflexivität vorgeschlagen, von denen die reflexive Antireflexivität, das heißt, »es besser wissen, aber zu entscheiden, es nicht wissen zu wollen«, im norwegischen Black Metal verbreitet war. Vgl. *Kahn-Harris*, *Extreme Metal*, S. 142–145.

33 *Florian Walch*, »Was niemals war«. Das Selbstbewusstsein des Norwegischen Black Metal als Konstruktion einer Vergangenheit und Konstitution einer Klanglichkeit, in: *Chaker/Schermann/Urbaneck*, *Analyzing Black Metal*, S. 109–128, hier: S. 126.

listische Geschichtspolitik, um sich in der Gegenwart effektiv zu distinguieren. Die Identifikation mit dem Elite-Begriff, die sich in der norwegischen Black-Metal-Szene in den frühen 1990er-Jahren durch viele Äußerungen der Musiker nachweisen lässt<sup>34</sup>, beruhte schließlich besonders auf diesem widersprüchlichen, aber geschickt inszenierten Bruch, für den Ian Reyes die Bezeichnung »black turn« vorgeschlagen hat.<sup>35</sup> Norwegischer Black Metal stellte demnach keine Nostalgie dar, sondern war eine gegen die Szene-Hegemonie des Death Metals gerichtete Bewegung, die die Gegenwart durch eine Wiederentdeckung angeblicher Werte der Vergangenheit rehabilitierte, weshalb der mit einem Fortschrittsverständnis imprägnierte Avantgarde-Begriff hier weniger treffend erscheint.<sup>36</sup> Seine Stoßrichtung war »anti-metal« und reaktionär, da offen abgelehnt wurde, was zu dieser Zeit »guten Metal« ausmachte, und die Musiker etwas zu erschaffen versuchten, das vorsätzlich anti-fortschrittlich und schwer zu mögen war.<sup>37</sup> Es ist wichtig zu betonen, dass die Akteure dabei aus der Not eine Tugend machten, da ihnen weder die technische Ausstattung noch die finanziellen Mittel zur Verfügung standen, um sich innerhalb der bestehenden Szene-internen Hegemonie durchzusetzen.<sup>38</sup>

In Hinblick auf die hier postulierte Verbindung des Elite-Begriffs mit der Durchsetzung des postmodernen Kreativitätsdispositivs kann daher festgehalten werden, dass die norwegische Black-Metal-Szene in der Form ihrer Selbststilisierung als Elite wie kaum eine andere Musikszene postmoderner Natur war: Während sich die Entwicklung des Metals vom Heavy Metal über den Thrash bis zum Death Metal bereits als langsame Abkehr von der Zweckrationalität der »organisierten Moderne« interpretieren lässt, der Szene-interne Wettbewerb aber dennoch an einer Logik der »Verbesserung« (das heißt aus Sicht der Szene-Gänger der Weiterreibung der Transgression) orientiert war<sup>39</sup>, markierten die norwegischen Musiker ihr stilistisches Terrain auf gänzlich neue Art und Weise<sup>40</sup> und schufen sich den sozialen Raum, in dem sie sich als Elite stilisieren konnten, auf innovative und öffentlichkeitswirksame Weise selbst.

Neben dieser Elitenstilisierung als kreativem Akt und der Tatsache, dass »Elite« im Black Metal einen Quellenbegriff darstellt, kann die kleine Gruppe norwegischer Akteure, die sich als Pioniere dieser »zweiten Welle« herauschälten, aber auch hinsichtlich der bereits angeführten Arbeitsdefinition als Elite bezeichnet werden.

34 Vgl. Kap. V. und VI.

35 Vgl. *Ian Reyes*, *Blacker than Death. Recollecting the »Black Turn« in Metal Aesthetics*, in: *Journal of Popular Music Studies* 25, 2013, S. 240–257.

36 Darüber hinaus trifft der Avantgarde-Begriff das Phänomen einer Führung ästhetischer Vergemeinschaftung in Szenen deshalb nicht, weil Szenen nach einer – durchaus als avantgardistisch zu beschreibenden – Phase in der Regel in konsolidierte Bahnen gelenkt werden, die die anfänglich hohe Kontingenz und Dynamik abbremsen. Vgl. dazu Kap. V. sowie *Jennifer Lena*, *Banding Together. How Communities Create Genres in Popular Music*, Princeton 2012.

37 Vgl. *Reyes*, *Blacker than Death*, S. 244–250.

38 Vgl. *Ross Hagen*, *Musical Style, Ideology, and Mythology in Norwegian Black Metal*, in: *Jeremy Wallach/Harris M. Berger/Paul D. Greene* (Hrsg.), *Metal Rules the Globe*, Durham 2011, S. 180–199, hier: S. 184–187.

39 »Metal history is most often summed up by metalheads as a progressive quest for ever-heavier music.« *Harris M. Berger*, *Metal, Rock, and Jazz. Perception and the Phenomenology of Musical Experience*, Hanover 1999, S. 58.

40 Vgl. *Reyes*, *Blacker than Death*, S. 242.

Zum einen ist dies auf deren Deutungshoheit über die stilistischen Elemente des Black Metals in einem von vornherein internationalen Netzwerk aus Musikern, Fans, Fanzine-Autoren und anderen zurückzuführen, die, selbst nachdem viele der Musiker ihren Stil weiterentwickelt haben, in der Bedeutung ihrer frühen Veröffentlichungen als Blaupause weiterhin existent ist.<sup>41</sup> Mitgliedern »der ersten Stunde« von Bands wie Darkthrone, Emperor, Mayhem oder Immortal wird auch aktuell Gehör geschenkt, wenn es um die Interpretation von Black Metal, um dessen Geschichte oder um die Kritik neuer Veröffentlichungen geht.<sup>42</sup> Ist diese Anerkennung als Szene-Elite heute durch Erfahrung und Tradition legitimiert, dienen diesem Zweck in den frühen 1990er-Jahren besonders eine soziale Praxis hoher Exklusivität und Mystifizierung sowie performativer Überhöhung, während kreative Veröffentlichungen das kommerziell-populärmusikalische Scharnier zwischen der Szene-Elite und den internationalen Szene-Gängern darstellten.

Zum anderen kann der kleine Kreis der Black-Metal-Szenepioniere als Elite interpretiert werden, weil er ein öffentlichkeitswirksames Symbol für eine besondere Radikalisierung populärmusikalischer Distinktion und Individualität verkörpert und in dieser Funktion eine hoch widersprüchliche Reputation erfahren hat.<sup>43</sup> Während sich Szenen und insbesondere Musikszenen, deren Anspruch es ist, die Grenzen des Hör-, Sag- und Machbaren zu überschreiten, in der Regel durch soziale Alltagspraktiken in Form eines Gegengewichts absichern, um zu verhindern, dass das Überschreiten von Grenzen rechtliche Konsequenzen zur Folge hat, die die Szene als solche bedrohen würden<sup>44</sup>, führte die eskalative Dynamik der norwegischen

---

41 Obgleich sich Black Metal als Sub-Genre stark ausdifferenziert hat, verweisen Black-Metal-Bands musikalisch sowie durch die Einordnung ihrer Einflüsse weiterhin häufig auf die norwegischen Bands und deren Veröffentlichungen der frühen 1990er-Jahre, denen die Rolle klassischer Meilensteine der Szene zukommt.

42 Gylve »Fenriz« Nagell, Gründer von Darkthrone, schreibt beispielsweise regelmäßig für das deutsche Magazin »Deaf Forever«, ist Schöpfer der Radiosendung »Radio Fenriz«, einer der Hauptprotagonisten des Dokumentarfilms »Until the light takes us« (2008), der die Entwicklung der norwegischen Black-Metal-Szene zu Beginn der 1990er-Jahre behandelt, verfasst einen Weblog und ist neben seinen Bands Darkthrone und Isengard auch in der Lokalpolitik tätig gewesen.

43 Vgl. kürzlich *Ross Hagen*, »From the Dark Past«. *Historiographies of Violence in Norwegian Black Metal*, in: *Bart van der Steen/Thierry P. F. Verburgh* (Hrsg.), *Researching Subcultures, Myth and Memory*, Cham 2020, S. 151–170. Hagen beschreibt die Gewalt der Szene als Gründungserzählung, die bis heute einen »recursive feedback loop« provoziert, egal wie man zu den Taten stehe (S. 154). Eines der vielen Beispiele für diese Widersprüchlichkeit, die sich einzig aus dem radikal unpolitischen Verständnis der Black-Metal-Kultur ergibt, in dieser Form aber extremen politischen Positionen die Instrumentalisierung des Stils erst ermöglicht (vgl. etwa den NSBM »National Socialist Black Metal«), ist etwa die Band *Wolves in the Throne Room* aus Olympia, Washington, für deren Musiker es trotz ihrer ökologischen, anti-rassistischen und im Grunde »linkspolitischen« Meinung kein Problem darstellt, die Band *Burzum* des neuheidnisch-neonazistischen Netzwerkers Varg Vikernes als gern rezipiertes Vorbild zu nennen. Vgl. *Dayal Patterson*, *Black Metal. Evolution of the Cult. Die Mythen, die Musik und ihre Macher*, Wittlich 2017 (zuerst engl. 2013), S. 677.

44 Vgl. *Kahn-Harris*, *Extreme Metal*, S. 122–138. Gemeint sind besonders Szene-organisatorische Aktivitäten mit Planungsaufwand und vertraglichen Verpflichtungen.

Black-Metal-Szene bis 1993 zu ihrer Zerstörung,<sup>45</sup> 15 Mitglieder des Szene-Kerns wurden zu Haftstrafen wegen Mordes, Brandstiftung, Körperverletzung, Graberschändung oder anderen Verbrechen verurteilt, zwischen 15 und 20 norwegische Stabkirchen waren zerstört und mit Øystein Aarseth der Initiator der Szene sowie mit Magne Andreassen ein gänzlich Unbeteiligter ermordet worden.<sup>46</sup> Die auf den ersten Blick fraglos problematische Verbindung dieser Personengruppe mit dem Elite-Begriff ist nur vor dem Hintergrund der besonderen Radikalität populärmusikalischer Distinktion im Extreme Metal zu verstehen, eröffnet aber auch eine Chance hinsichtlich einer postmodernen Erweiterung des Elite-Begriffs. So stellen Szene-Eliten keine Leitungsfunktionen oder wichtige Entscheidungen für ganze Gesellschaften zur Verfügung, sondern sind von der Intention soziokultureller Abgrenzung motiviert. Sie müssen daher auch nicht notwendigerweise demokratische oder humanistische Werte vertreten. »Elite« stellt in diesem Zusammenhang ausschließlich einen analytischen Begriff ohne jegliche normative Färbung dar, weil der norwegische Szene-Kern ansonsten zweifelsohne als Anti-Werteelite einzustufen wäre. Szene-Eliten beziehen aus einer Lage, in der ihre Deutungshoheit einer überschaubaren Gruppe von Anhängern von enormer Bedeutung ist, sie aber gleichzeitig von einer überwältigenden gesellschaftlichen Mehrheit verachtet und angegriffen werden, erst ihre Legitimation. Während das Aufkommen von Elitenkritik durch politische oder wirtschaftliche Eliten also möglichst vermieden wird, ist Elitenkritik für Szene-Eliten von existenzieller Bedeutung, deren informelle Grenze in Szenen kontrovers diskutiert wird. Die Aspekte einer Selbststilisierung und einer möglichst breite Kritik hervorrufenden, aber Szene-intern legitimierenden sozialen und kulturellen Praxis könnten demnach postmoderne Erweiterungen des Elite-Begriffs für populärmusikalische Vergemeinschaftungen darstellen und werden daher im Folgenden am Beispiel der norwegischen Black-Metal-Szene analysiert.

## II. Selbststilisierung

Im Kern vollzog sich die Elitenbildung im norwegischen Black Metal um die Kreation eines spezifisch musikalisch-lebensstilistischen Produkts herum, das über innovative Kanäle vermarktet wurde und seine Anziehungskraft aus einer Mischung spezifischer Inhalte, Botschaften und sozialer Praxis bezog. In diesem Zusammenhang kann auf vier Aspekte verwiesen werden, die maßgeblich zur Elitenstilisierung beitrugen.

45 Obgleich viele der Bands weiterexistierten und daher dafür plädiert wurde, von einer annähernden Zerstörung zu sprechen, verschob sich das Zentrum der Black-Metal-Szene nach den Justizurteilen in andere Länder und aus der Sicht der norwegischen Akteure war die Faszination im Zuge der Begeisterung eines größeren Publikums ohnehin verschwunden. Vgl. Jon Kristiansen, in: *Patterson, Black Metal*, S. 473; Fenriz, in: *Paul Halmshaw, Peaceville Life*, London 2019, S. 159.

46 Vgl. *Michelle Phillipov, Extreme Music for Extreme People? Norwegian Black Metal and Transcendent Violence*, in: *Titus Hjelm/Keith Kahn-Harris* (Hrsg.), *Heavy Metal. Controversies and Countercultures*, Sheffield 2013, S. 152–165, hier: S. 153–157.

Erstens ist die Stilisierung zur Szene-Elite eng mit dem unangefochtenen Pioniercharakter der Band Mayhem und ihres visionären Mitgründers und Gitarristen Øystein Aarseth verbunden, der sich szenetypisch mit einem Pseudonym (»Euronymous«) versah.<sup>47</sup> Aarseth, der Mayhem 1984 gemeinsam mit Jørn Stubberud und Kjetil Manheim gründete, verkörperte in vielerlei Hinsicht das kreative Potenzial der norwegischen Metal-Musiker: Musikalisch etablierte er etwa zeitgleich mit Snorre Ruch (Stigma Diabolicum/Thorns) eine spezifische Form des Riffings, eines Gitarrensounds, der für die spätere norwegische Black-Metal-Szene wegweisend werden sollte.<sup>48</sup> Verglichen mit dem im extremen Metal vorherrschenden Death Metal präsentierte sich dieser Sound »ausgewaschen«, atmosphärisch, stärker von »full chords« als von »power chords« geprägt, wies oft keine klare Tonalität oder harmonische Richtung auf und wurde bisweilen von Keyboards und Synthesizern begleitet. In Zusammenspiel mit dem Schlagzeug, dessen Spiel von »blast beats« dominiert wurde, erzeugte die Musik ein Gefühl der »suspended time«<sup>49</sup> und stand damit in fundamentalem Gegensatz zur körperlich animierenden Musik im Death Metal. Norwegischer Black Metal, der sich prototypisch zum ersten Mal auf dem Album »A Blaze in the Northern Sky« von Darkthrone (Februar 1992) manifestierte, vollzog daher nicht nur diskursiv, sondern auch musikalisch einen deutlichen Bruch mit etablierten Sounds im extremen Metal der frühen 1990er-Jahre. Im Lichte des Kreativitätsdispositivs wird dabei ersichtlich, dass der kreative Akt nicht der bis dahin üblichen Entwicklungslogik in der Metal-Musik folgte. Black Metal nahm eine Umcodierung des Verständnisses von »heaviness« vor<sup>50</sup>, die von dem starken Impetus einer Abgrenzung von »angesagten« Sounds getrieben war, Metal-Fans aus den 1980er-Jahren zunächst vor ein sonisches Rätsel stellte und dadurch zunächst häufig den gewünschten Effekt einer starken Distinktion erreichte. Kontextualisiert man diesen Erfolg der norwegischen Akteure und verweist auf ihre langjährige, aber nicht sehr erfolgreiche Beteiligung an der internationalen Death-Metal-Szene, die von US-amerikanischen und schwedischen Produktionen dominiert war, offenbart sich im »black turn« das postmoderne Spannungsverhältnis, wie es Reckwitz beschreibt: Zur individuellen und von anderen auch so wahrgenommenen Kreativität waren die Akteure in ihrer Distinktionssuche schlicht verdammt. Der rasche und komplette Bruch mit dem Death Metal 1991/92, der auch sozialer Natur war<sup>51</sup>, sowie die weitere Entwicklung der norwegischen Szene unterstreichen daher die besondere Bedeutung dieser Ästhetisierungslogik für den Black Metal.

47 Kristiansen ordnete Aarseth 1995 wie folgt ein: »Die ganze norwegische Szene baut auf Euronymous und seinem Vermächtnis auf.« *Michael Moynihan/Didrik Söderlind*, Lords of Chaos. Satanischer Metal: Der blutige Aufstieg aus dem Untergrund, Zeltlingen-Richtig 2002 (zuerst engl. 1998), S. 56.

48 Vgl. *Hagen*, Musical Style, Ideology, and Mythology in Norwegian Black Metal, S. 184–187.

49 Ebd., S. 186.

50 Vgl. *Reyes*, Blacker than Death, S. 241 f.

51 Für Uffe Cederlund (Entombed), einen der schwedischen Freunde von Darkthrone, kam der »black turn« vollkommen unerwartet: »Ich hatte Gylve schon früh kennengelernt und hatte eine tolle Freundschaft mit ihm und Darkthrone. Sie wohnten sogar bei mir, als sie ihr erstes Album aufnahmen. Auf einmal wandten sich die ganzen Norweger von uns ab, und ich habe seither kaum mehr mit einem von ihnen gesprochen. Das alles ist einfach nur seltsam.« *Daniel Ekeröth*, Schwedischer Death Metal, Zeltlingen-Richtig 2009 (zuerst engl. 2007), S. 272 und 274.



Neben der musikalischen Dimension war die Selbststilisierung *zweitens* organisatorischer und räumlicher Natur. Aarseth baute in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre ein internationales Netzwerk aus Kontakten auf, das über die Kanäle des *tape tradings*, die bereits die Verbreitung des Thrash und Death Metals ermöglicht hatten, und damit über ein postbasiertes Informations- und Tauschnetzwerk organisiert waren.<sup>52</sup> Darüber hinaus unternahm er mit seinen Bandkollegen und Jon Kristiansen zwischen 1985 und 1987 mehrere Auslandsreisen, unter anderem ins Ruhrgebiet, nach London, Frankreich und später auch nach Osteuropa, auf denen er sich weiter vernetzte.<sup>53</sup> Er wirkte in seiner vermittelnden Rolle sowohl als Ansprechpartner für norwegische Musiker und Fans in anderen Regionen des Landes als auch als Kommunikator zwischen einer nach 1990 entstehenden norwegischen Szene und regionalen Szene-Strukturen im Ausland.<sup>54</sup> Des Weiteren versuchte er sein Plattenlabel »Deathlike Silence Productions« zu etablieren und stellte mit dem Plattenladen »Helvete« 1991/92 eine zentrale Anlaufstelle in Oslo zur Verfügung, die sich zu einem frequentierten Zentrum für die entstehende Black-Metal-Szene entwickelte.<sup>55</sup> Diese Scharnierposition gab ihm die Gelegenheit, die internationalen, nicht breit verfügbaren Do-it-yourself-Produktionen des extremen Metals kennenzulernen und selbst eine distinkte Nische zu entwickeln. Seine Rolle ermöglichte es ihm aber auch, die Aktivitäten heimischer Gleichgesinnter zu eruieren und diese im Sinne seiner »Vision« zu beeinflussen:

»Euronymous did not just promote the bands on his record label, Deathlike Silence Productions; he had a much broader vision. Under his influence, everyone's bands started playing black metal. He talked about how the image should go hand in hand with the music, and how bands should believe in what they sing, that musicians can't just dress up and sing words without meaning. People listened to him. Maybe it's true that everyone needs someone to look up to, and he had a pretty big name in the scene by that point. It wasn't like trend hopping, either.«<sup>56</sup>

Besonders weil er nachweislich nie über die nötigen finanziellen Mittel verfügte, um ein Label zu führen<sup>57</sup>, repräsentierte er durch seinen vielfältigen Einfluss wie kaum ein anderer das authentische Do-it-yourself-Prinzip, was ihm in seiner Selbststilisierung als unkommerzieller Widerstandskämpfer enorm zugutekam und dabei half, eine zunächst stilistische und im Rahmen des Helvete-Ladens dann auch per-

52 Zum *tape trading* vgl. Jason Netherton, *Extremity Reframed. Exhuming Death Metal's Analog Origins*, in: Toni-Matti Karjalainen/Kimi Kärki (Hrsg.), *Modern Heavy Metal. Markets, Practices and Cultures*, Aalto 2015, S. 309–318. Zur Vorbildfunktion Aarseths äußerte sich Fenriz: »Everyone was just pen pals, more or less. I think Mayhem showed a lot of us that we had to fend for ourselves, DIY-style.« Jon Wiederhorn/Katherine Turman, *Louder than Hell. The Definitive Oral History of Metal*, New York 2013, S. 521.

53 Vgl. Jørn Stubberud, *The Death Archives. Mayhem 1984–94*, London 2018, S. 36, 54–57 und 191 f.

54 Aus einem dieser Kontakte in die ehemalige DDR entstand *Abo Alsleben*, *Mayhem live in Leipzig*. Wie ich den Black Metal nach Ostdeutschland brachte, Leipzig 2020.

55 Vgl. Moynihan/Söderlind, *Lords of Chaos*, S. 56 f., 83, 85, 87, 90 und 92 f.

56 Jon Kristiansen, Vorwort zu *Slayer 9* September 1992, in: *ders./Warrior* (Hrsg.), *Slayer Mag Diaries*, S. 220.

57 Vgl. Moynihan/Söderlind, *Lords of Chaos*, S. 84; Kristiansen, Vorwort zu *Slayer 9*, S. 219.

sönliche Anziehungskraft auf einen wachsenden Kreis jugendlicher Metal-Fans auszuüben<sup>58</sup> – ein Kreis, dessen soziale Praxis seiner Vorstellung größtmöglicher Distinktion entsprechen sollte und in dem die Grundlage für die Identifikation mit einer Elitenvorstellung gelegt wurde.

*Drittens* beruhte das elitäre Selbstverständnis auf einer Reihe von körperlichen Praktiken, die durch ihr transgressives Potenzial einerseits ein hohes Maß an Authentizität versprachen und andererseits massiv zur Mystifizierung des norwegischen Black Metals beitrugen. Sie machten den Zwang zur Self-Performance wie in keiner anderen Musikkultur zuvor deutlich – der Anspruch als Szene-Elite rekurrierte daher auch besonders auf der korrekten und ernsthaften Verwendung körperlicher Inszenierung. Dazu gehörte zum Beispiel das Corpsepaint, das von Mayhems schwedischem Sänger »Dead« (Per Yngve Ohlin) vor seinem Selbstmord 1991 in den norwegischen Black Metal eingeführt wurde und mit einer schwarz-weißen Gesichtsbemalung einherging, die auf die Bestreung der Gesichter vor Pest-Opfern mit desinfizierender Kreide zurückverwies.<sup>59</sup> Weitere Praktiken umfassten die Verwendung von Pseudonymen aus der Welt des Metals, Horrors oder der Mythologie, sowie das Ritzen auf der Bühne, das zwar bereits von anderen Metal-Musikern zuvor praktiziert worden war, doch besonders durch Per Ohlin einen lebensbedrohlichen Charakter annahm.<sup>60</sup> Die körperliche Selbstinszenierung zielte vor allem auf die persönliche Überhöhung ab, getrieben von dem Wunsch, die vollkommene Hingabe zur Musik als etwas von normalen Belangen des Lebens Entrücktes zu präsentieren, sich grenzenüberschreitend vom bürgerlichen Individuum zu lösen<sup>61</sup> und sich selbst gegenüber einem Großteil der Zuschauer abzugrenzen. Luden Metal-Konzerte die Fans bis dahin üblicherweise zu einem gemeinsamen Erlebnis ein und symbolisierten die Auflösung der Grenze zwischen Band und Fans, verfolgten Bands wie Mayhem einen radikal entgegengesetzten Kurs und bezogen ihr elitäres Selbstverständnis aus der Probe, wer es bei einem Konzert überhaupt so lange aushielt:

»We had some impaled pig heads and I cut my arms with a weird knife and a crushed coke bottle. We meant to have a chainsaw, but the guy who owned it, had left when we came to get it. That wasn't brutal enough! Most of the people in there were wimps and I don't want them to watch our gigs! Before we began to play there was a crowd of about 300 in there, but in the second song ›Necro Lust‹ we began to throw around those pig heads. Only 50 were left, I liked that! The non evil wimps shall not listen to our music.«<sup>62</sup>

Im ästhetischen Verständnis von Musikern wie Aarseth und Ohlin versprach ein ausschließlich der musikalischen Passion gewidmetes Leben die höchstmögliche Authentizität, weshalb sie nach eigenen Angaben beinahe das gesamte Einkommen,

58 Vgl. Grutle Kjellson (Enslaved), in: *Wiederhorn/Turman*, Louder than Hell, S. 533.

59 Vgl. *Patterson*, Black Metal, S. 190.

60 Vgl. *Jon Kristiansen*, Vorwort zu Slayer 8 Spring 1991, in: *ders./Warrior*, Slayer Mag Diaries, S. 186; *Kahn-Harris*, Extreme Metal, S. 43.

61 Vgl. *Woodrow Steinken*, Norwegian Black Metal, Transgression and Sonic Abjection, in: *Metal Music Studies* 5, 2019, S. 21–33, hier: S. 21.

62 Per Ohlin, in: *Jon Kristiansen*, Slayer Mag 10 Spring 1995, in: *ders./Warrior*, Slayer Mag Diaries, S. 290.

das – bis auf die Ausnahme von Stubberuds unkontinuierlichem Einkommen – durch Arbeitslosengeld und die Eltern erzielt wurde<sup>63</sup>, zur Durchführung des kostenintensiven *tape tradings* nutzten und ihr abgemagertes Erscheinungsbild im Sinne eines Narrativs der Authentizität instrumentalisieren.<sup>64</sup> Entscheidend für die Bewertung solcher Aussagen ist die Tatsache, dass weder die Elternhäuser der Bandmitglieder noch das norwegische Sozialsystem oder der nationale Arbeitsmarkt eine solche Lebensweise nötig gemacht hätten. Es handelte sich vielmehr um ein Leben »nach Wunsch« und selbstgewähltes Leid, das mit der Negierung einer individuellen Pflicht zur Erwerbsarbeit eine tragende Säule der bürgerlichen Moderne ablehnte und Arbeit durch Elemente der Nicht-Arbeit beziehungsweise Freizeit kreativ umcodierte.<sup>65</sup>

*Viertens* verband sich mit der Selbststilisierung als Elite eine Vielzahl inhaltlicher Radikalisierungen, die von der Intention einer größtmöglichen Konfrontation mit der norwegischen Gesellschaft motiviert waren und deren ostentative Hervorkehrung eine Reihe wichtiger Funktionen für die Szene und einen elitären Anspruch erfüllten. Obgleich dies nicht alle Bands in gleichem Maße betraf, bildete eine Vorstellung des Satanismus und des Teufels als zerstörerischen Antipoden die Grundlage des inhaltlichen Verständnisses von Black Metal und wurde von Aarseth wiederholt als das Hauptcharakteristikum des Stils postuliert.<sup>66</sup> Wie Anna-Katharina Höpflinger überzeugend gezeigt hat, diente die Rezeption religiöser Codes dabei der normativ-weltanschaulichen Abgrenzung, der Herstellung soziokultureller Zugehörigkeit, einem ästhetischen Drang und hatte dadurch »Anteil an der Formung und Vermittlung einer Ingroup.«<sup>67</sup>

Die Verknüpfung von Black Metal mit einer spezifischen Form satanistischen Gedankenguts gehörte nach 1990 zu den öffentlichkeitswirksamsten Methoden der Selbststilisierung und erfuhr besonders nach dem Beginn der Kirchenbrandstiftungen 1992 die vom Initiator Christian »Varg« Vikernes erwünschte dramatisierende Behandlung in den nationalen Medien und internationalen Metal-Magazinen.<sup>68</sup> Der Satanismus des Black Metals gehörte jedoch zu einer ganzen Reihe von Instrumenten, mit deren Hilfe die norwegischen Musiker ihr zunächst nur musikalisch dis-

63 Vgl. *Stubberud*, *Death Archives*, S. 64, 95, 117, 156 f. und 240. »Oystein and I were so focused on the band that we couldn't do military service or have jobs or anything. We had no time. We lived in the rehearsal space the first years.« Ebd., S. 112.

64 Vgl. *Jon Kristiansen*, *Slayer Mag* 8 Spring 1991, in: *ders./Warrior*, *Slayer Mag Diaries*, S. 209.

65 Vgl. Anm. 63 und 83. Das »unternehmerische Selbst«, wie es Ulrich Bröckling vorgeschlagen hat, weist durch den Wettbewerbsgedanken und kontinuierlichen Komparativ innovativer Beschleunigung eine große Schnittmenge mit der Theorie des Kreativitätsdispositivs auf und lässt sich im Laufe der 1980er-Jahre bei immer mehr Musikern im Extreme Metal nachweisen. Vgl. *Ulrich Bröckling*, *Vermarktlischung, Entgrenzung, Subjektivierung*, in: *Willibald Steinmetz/Jörn Leonhard* (Hrsg.), *Semantiken von Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven*, Köln/Weimar etc. 2016, S. 371–390, hier: S. 380–383.

66 Vgl. *Patterson*, *Black Metal*, S. 199; zum Satanismus des norwegischen Black Metals vgl. *Manuel Trummer*, *Sympathy for the Devil? Transformationen und Erscheinungsformen der Traditionsfigur Teufel in der Rockmusik*, Münster 2011, S. 255–270.

67 Vgl. *Anna-Katherina Höpflinger*, *Ästhetisch, identifikatorisch, normativ. Die Funktion der Rezeption religiöser Codes im Norwegischen Black Metal*, in: *Chaker/Schermann/Urbanek*, *Analyzing Black Metal*, S. 63–86.

68 Vgl. *Bergens Tidende*, 20.1.1993; *Kerrang!*, 27.3.1993, Nr. 436.

tinktes Produkt inhaltlich und ideologisch zu authentifizieren versuchten: Gestützt auf eine anachronistische Verklärung der nationalromantischen Bewegung des 19. Jahrhunderts nationalisierten sich die Musik, die Songtexte und der öffentliche Auftritt vieler der Bands rasch, wofür norwegische Texte, die Nutzung von Folklore, die Hinwendung zum Werk des norwegischen Malers Theodor Kittelsen, die Anlehnung an das Wikingererbe sowie der Bezug zur Natur des Nordens, vor allem in Form des Waldes und der Kälte, instrumentalisiert wurden.<sup>69</sup> In der Folge wandten sich Teile des Szene-Kerns schließlich rassistischen Überzeugungen zu und verbreiteten in Interviews, Songtexten oder auf Plattencovern auch antisemitische, homophobe und diktaturverherrlichende Aussagen.<sup>70</sup>

Besonders vor dem Hintergrund der öffentlich diskutierten Gewalt in Zusammenhang mit der Szene wurde durch kirchliche und staatliche Funktionsträger sowie durch Wissenschaftler nach tieferliegenden Ursachen für die transgressiven Inhalte und Handlungen innerhalb der Black-Metal-Szene gesucht, wobei man sich jedoch allzu sehr auf strukturell-verallgemeinerbare Faktoren in der norwegischen Gesellschaft konzentrierte und die Szene-interne soziale Praxis, die auf einem Überbietungswettstreit der Selbststilisierung beruhte, weitestgehend außer Acht ließ.<sup>71</sup> Hinsichtlich der hier verfolgten Entwicklung kann resümiert werden, dass sich Kritik an den Praktiken und der Stilisierung des Black Metals in den 1990er-Jahren besonders durch typische Träger einer »organisierten Moderne« artikulierten, die entsprechend wenig bis kein Verständnis für den Umbruch zu einer postmodernen Ästhetisierungsmethode aufbrachten. Folglich wurde nicht verstanden, dass die Kreation einer Ästhetik und der aus ihr entstehende Lebensstil einer jugendkulturellen Distinktionslogik und damit klaren sozialen Intention folgte, die strukturelle Verhältnisse der Gesellschaft baukastenartig und beliebig aufgriff, solange dies der Intention zugutekam. Um überzeugte Nationalisten, Satanisten, Rassisten, Odinisten und andere Extremisten handelte es sich bei der Szene-Elite zum überwiegenden Teil nicht.<sup>72</sup>

69 Vgl. *Baptiste Pilo*, True Norwegian Black Metal. Nationalism and Authenticity in the Norwegian Black Metal of the '90s, in: *Toni-Matti Karjalainen* (Hrsg.), *Sounds of Origin in Heavy Metal Music*, Newcastle upon Tyne 2018, S. 41–69.

70 Es handelte sich dabei jedoch ebenso wie beim Satanismus der Szene, der nicht über antichristliche Symbolik hinausging, um Teile einer Konstruktion einer Identität, Ästhetik und Ideologie, die der Musik zur Seite gestellt wurden und die man in die ganze Welt »verkaufte«. Vgl. *Karl Spracklen*, True Norwegian Black Metal. The Globalized, Mythological Reconstruction of the Second Wave of Black Metal in 1990s Oslo, in: *Brett Lashua/Karl Spracklen/Stephen Wagg* (Hrsg.), *Sounds and the City. Popular Music, Place and Globalization*, Basingstoke 2014, S. 183–195, hier: S. 193.

71 Eine Zusammenfassung der angeführten strukturellen »Ursachen« bei *Hagen*, *Musical Style, Ideology, and Mythology in Norwegian Black Metal*, S. 196 ff.

72 Dafür sprechen etwa die zahlreichen ideologischen Kehrtwenden von Akteuren wie Vikernes oder Aarseth sowie etwa die Reaktion der Band Darkthrone auf das Backcover ihres Albums »Transsilvanian Hunger« (1994), das den Schriftzug »Norsk Arisk Black Metal« trug und nach scharfer Kritik einen prompten Rückzug auslöste.

### III. Rekrutierung

Als Nukleus der späteren Szene bildete sich um 1985 ein soziales Netzwerk, das sich geografisch auf die Region südöstlich von Oslo beschränkte (Sarpsborg, Fredrikstad, Ski) und neben den Mitgliedern von Mayhem unter anderen auch Jon Kristiansen sowie die Mitglieder der Bands Cadaver, Equinox, Artch und Darkthrone umfasste.<sup>73</sup> Innerhalb dieser Gruppe, die sich in den folgenden Jahren personell veränderte und anwuchs, aber stets auf die Mayhem-Mitglieder und Kristiansen fokussiert blieb, entwickelte sich in kritischer Beobachtung der internationalen Metal-Produktionen bis 1991 die Idee, sich über die oben genannten vier Methoden stilistisch erfolgreich abgrenzen zu können. Besonders in der Phase zwischen dem Einstieg Ohlins als Sänger bei Mayhem (1988) und dessen Suizid (1991) verdichtete sich ein solches Verständnis regionaler Eigenständigkeit und Distinktion, auf dem das elitäre Selbstverständnis aufbaute.

Sozial ist innerhalb des entstehenden Kerns der späteren Black-Metal-Szene eine Fokussierung auf bürgerliche Verhältnisse zu erkennen. In Anbetracht der Ablehnung von Erwerbsarbeit durch einige Akteure, aber auch der investierten Zeit, ist es wenig verwunderlich, dass die finanzielle Rückendeckung durch die Familie einen wichtigen Grund dafür darstellte, den gewählten Lebensstil führen zu können.<sup>74</sup> Für jene, die wie Stubberud oder Kristiansen dennoch arbeiten mussten, stellte dies ein »notwendiges Übel« und eine geisttötende Zeitverschwendung dar.<sup>75</sup> Aufgrund dieser Beobachtung hat Manuel Trummer die finanziellen Freiräume einer »gutbürgerlichen Herkunft« neben den Englischkenntnissen und dem Charisma Aarseths zu einer der wichtigsten Grundlagen für das Entstehen der norwegischen Black-Metal-Szene erhoben.<sup>76</sup>

Die Rekrutierung interessierter Jugendlicher für diesen Kreis vollzog sich über postalische und telefonische Kontakte sowie über Bekanntschaften, die sich bei den wenigen regionalen Metal-Konzerten ergaben. Der Radius des lokal begrenzten Netzwerks weitete sich auf diese Weise auf andere norwegische Landesteile aus: Bård »Faust« Eithun, der aus Kvikne in Zentral-Norwegen stammt, zog mit 16 Jahren nach Lillehammer und kam 1987 durch sein Fanzine »Orcustus« mit Aarseth in Kontakt. Beide trafen sich 1989 im Rahmen eines Anthrax-Konzerts in Oslo zum ersten Mal persönlich.<sup>77</sup> Christian »Varg« Vikernes aus Bergen traf Eithun bei einem Konzert von Morbid Angel und machte Aarseth 1991 im »Helvete« auf sein Soloprojekt Burzum aufmerksam.<sup>78</sup> Andere Kontakte wurden zum Beispiel mit den Musi-

73 Vgl. Interview mit Lars Sorbekk, in: *Alan Moses/Brian Pattison*, *Glorious Times. A Pictorial of the Death Metal Scene 1984–1991*, Athen 2019, S. 153; *Jon Kristiansen*, Vorwort zu *Slayer 3/4 February 1986*, in: *ders./Warrior*, *Slayer Mag Diaries*, S. 56.

74 Bis 1988 wohnten die Mitglieder von Mayhem und auch Kristiansen bei ihren Eltern und mieteten sich kurz nach dem Eintreffen von Ohlin ein leer stehendes Haus in Krakstad bei Ski. Vgl. *Patterson*, *Black Metal*, S. 187.

75 Vgl. *Jon Kristiansen*, Vorwort zu *Slayer 5 Summer 1987*, in: *ders./Warrior*, *Slayer Mag Diaries*, S. 72.

76 Vgl. *Trummer*, *Sympathy for the Devil?*, S. 251.

77 Vgl. *Moynihán/Søderlind*, *Lords of Chaos*, S. 73 und 129.

78 Vgl. ebd., S. 86.

kern von Darkthrone aus Kolbotn, Immortal und Enslaved aus Bergen oder Emperor aus Telemark geknüpft.<sup>79</sup>

Interpretiert man diesen Personenkreis aufgrund seiner aggressiven Selbststilisierung vor dem Hintergrund des »black turn« ab 1991, aber auch aufgrund seiner später tatsächlichen szenischen Lenkungsfunktion und Deutungshoheit als Szene-Elite, wird deutlich, dass diese keinerlei Verbindungen zur gesellschaftlichen Oberschicht besaß und sich stattdessen aus einer Mischung sozioökonomischer Herkunftste der Mittelschicht rekrutierte.<sup>80</sup> Es ist in diesem Zusammenhang jedoch entscheidend, dass Herkunft für die soziale Praxis der Szene keine Rolle spielte. Anders als in der Heavy-Metal-Kultur der 1970er-Jahre und mit Abstrichen auch noch im Thrash Metal, wo sich Anzeichen für eine Verknüpfung von sozioökonomischem Hintergrund und »subkulturellem Kapital«<sup>81</sup> ausmachen lassen, spielte die Herkunft als Labelling-Instrument im Laufe des extremen Metals der 1980er-Jahre eine schwindende Rolle und verlor im Black Metal gänzlich an Einfluss. Den individuellen Willen vorausgesetzt, sich dem Lebensstil des Black Metals zu verschreiben, handelte es sich – zumindest hinsichtlich der Rekrutierung – um eine egalitäre Szene und auch Szene-Elite, in der individuelle Leidenschaft und kreative Stilisierung den Einstieg ermöglichten.

#### IV. Legitimationsstrategien

Bis 1992 hatten sich die Musiker der wichtigsten norwegischen Extreme-Metal-Bands zu einer Szene vergemeinschaftet, Aarseths Einfluss hatte sie davon überzeugt, sich dem Black Metal zuzuwenden, und das geografisch verstreute Netzwerk erhielt mit dem »Helvete« ein integrierendes Zentrum. Die im »black turn« manifest gewordene Selbststilisierung und erste Veröffentlichungen des kreierte Stils forcierten vor allem bei Aarseth und bei Vikernes den Drang, dem neuen Selbstverständnis gerecht zu werden und die Elitenstilisierung aggressiv weiterzutreiben. Als Medium nutzten sie dazu besonders Fanzine-Interviews und die soziale Praxis im »Helvete«. Vikernes erklärte sich im Frühjahr 1993 aber auch in einem Interview mit einem Journalisten von »Bergens Tidende« im Zusammenhang mit den Brandanschlägen seit dem Sommer 1992 und radikalisierte seine Aussagen gemeinsam mit Aarseth in einem Interview mit dem führenden britischen Metal-Magazin »Kerrang!« noch weiter.<sup>82</sup> Als Legitimationsstrategien dienten ihnen dabei der Verweis auf die eigene und nur auf diese Weise korrekte Lesart des Black Metals, be-

79 Vgl. *Patterson*, *Black Metal*, S. 258 f. und 285 f.

80 Die Wertung Reto Wehrli, die Szene sei ein »Sammelbecken für sozial randständige Figuren bis hin zu pathologisch gestörten Persönlichkeiten« gewesen, verkennt nicht nur die sozioökonomische Herkunft der Akteure, sondern auch die Widersprüchlichkeit postmoderner Ästhetisierung. *Reto Wehrli*, *Verteufelter Heavy Metal. Forderungen nach Musikzensur zwischen christlichem Fundamentalismus und staatlichem Jugendschutz*, Münster 2001, S. 211.

81 Vgl. *Sarah Thornton*, *Club Cultures. Music, Media and Subcultural Capital*, Hoboken 2013; zur Bedeutung des Klassenbezugs im Metal vgl. *Andy R. Brown*, *Un(su)Stained Class? Figuring Out the Identity Politics of Heavy Metal's Class Demographics*, in: *ders./Spracklen/Kahn-Harris u. a.*, *Global Metal Music and Culture*, S. 190–206.

82 Vgl. Anm. 68.

sonders durch den Verweis auf dessen satanistische Grundlage. Hinzu kam die Betonung der unbedingten Exklusivität einer als »schwarzer Zirkel« überhöhten Gemeinschaft sowie der Hinweis auf die absolute Ernsthaftigkeit der inhaltlichen Positionen, denen man auch mit Taten Ausdruck verleihen werde. Das elitäre Selbstverständnis speiste sich aus der Vorstellung, die Zusammenhänge nicht nur in der Metal-Szene und im Musikgeschäft, sondern auch in Politik und Arbeitswelt besser zu verstehen als jene, die man als Gefangene eines Systems betrachtete. Entsprechend formulierte Harald »Demonaz« Nævdal, Gitarrist bei Immortal:

»We are elite along with few others and that's why we want to develop and make a chasm between us and the rest. [...] We are on the throne to spit on those who worked against us in the past. [...] I won't starve or have a normal job, when people can be exposed.«<sup>83</sup>

Im Versuch einer möglichst holistischen Abgrenzung geriet die musikalische Dimension zunehmend zur Nebensache und Black Metal zum Entwurf einer umfassenden Lebensphilosophie. Ian Christie bezeichnete die Akteure vor diesem Hintergrund zutreffend als »elites of rarefied sensibility«.<sup>84</sup> Über die genannten Methoden versuchten die Musiker, sich so weit von den Gepflogenheiten der Mehrheitsgesellschaft zu entfernen, bis es unmöglich erschien, dass sich – wie sie dies im Thrash und Death Metal beobachtet hatten – breitere Gruppen für den Black Metal begeistern könnten. Als diskursiver und imaginiertes »Feind« dieser Stilisierung diente der »Trend« und damit die Vorstellung, den selbst erschaffenen »Underground« mit seinem Distinktionspotenzial nicht einer kommerziellen Verwässerung opfern zu dürfen. Im Sinne der bereits skizzierten thematischen Baukasten-Identität kombinierten die Akteure musikalische Stilistik mit ideologischen und ahistorischen Versatzstücken, um ihren elitären Alleinvertretungsanspruch aggressiv zu verteidigen:

»We truly have the best scene [...] yes, especially the bands into the ›black circle‹. We have a war against the trend people [...]. And of course we are ready to fight. We are vikings, but remember vikings wer [sic!] not nice men. They butchered people daily ... So will we do.«<sup>85</sup>

Der Versuch, individuelles Selbstwertgefühl durch die Errichtung einer möglichst exklusiven und extremen Form des Lebensstils zu gewinnen, wurde jedoch konsequent durch die popkulturelle Crux konterkariert und herausgefordert, dass sich dieser Lebensstil um ein kommerzielles musikalisches Produkt drehte. Der Grundpfeiler des Eliten-Anspruchs war spätestens seit den Studioproduktionen von Bands wie Darkthrone und Burzum konstant für alle verfügbar und führte zu der paradoxen Situation, dass das wesentliche Medium der Elite diese in der Folge konsequent in ihrem radikalen Distinktionsstreben bedrohte. Die jugendkulturelle Binsenweisheit, dass es für »schwachen Dissens« nichts Schlimmeres als den unverhofften Er-

83 Skogen 2, Dezember 1995, in: *Sasa Borovcanin*, Skogen. Zine Anthology 1993–1996, London 2019, S. 113.

84 *Ian Christie*, *Sound of the Beast. The Complete Headbanging History of Heavy Metal*, New York 2004, S. 273.

85 *Daemonium Aeturnus* 2, 1992, [ohne Paginierung].

folg gibt<sup>86</sup>, stachelte die Vehemenz, mit der daraufhin ein elitäres Selbstbild aufrechterhalten werden musste, weiter an und begünstigte schließlich die fortwährende Radikalisierung des Szene-Kerns.<sup>87</sup> Eine Spirale der Distinktion wurde in Gang gesetzt, weil man die Exklusivität in Gefahr wählte und sich darüber hinaus intern ein Machtkampf um den Führungsanspruch in der Szene zwischen Aarseth und Vikernes entwickelte. Der entscheidende transgressive Schritt der Szene ist demnach in jener Phase zu sehen, in der Vikernes begann, Stabkirchen anzuzünden und Eithun in Lillehammer Magne Andreassen umbrachte: Der jugendkulturelle Protest als »schwacher Dissens« war überschritten, hatte sich sozial manifestiert und zwang die Akteure zu einer weiteren Steigerung über die Neuauflage hinaus. Aus dem Blickwinkel postmoderner Ästhetisierung betrachtet, hatte sich die Szene-Elite um ein kreatives Produkt herum gebildet, musste aber, um Elite zu bleiben, dem postmodernen Kreativitätszwang entsprechen und sich und ihr Produkt konsequent neu erfinden, das heißt weitertreiben. Es verwundert demnach wenig, dass die Situation vor 1993 von einigen Akteuren nachträglich mit einem »Gefangensein im eigenen Spiel« beschrieben wurde.<sup>88</sup> Im Legitimierungswettlauf entwickelte sich elitäre Exklusivität zur Obsession des Szene-Kerns, wie Vikernes, der Aarseth am 10. August 1993 ermordete und dafür bis 2009 inhaftiert war, und auch Jon Kristiansen völlig bewusst war: »Jedes Mal, wenn wir bemerkten, dass uns andere immer noch ›mochten‹ und gern unsere ›Freunde‹ geworden wären, mussten wir den Irrsinn sozusagen weiter hochschrauben und noch krassere Maßnahmen ergreifen, um uns von ihnen zu entfremden.«<sup>89</sup>

»Once Varg had burned some churches and Bard had killed a man, I think Euronymous felt the pressure to keep up. In particular, by late 1992 things became competitive between Euronymous and Varg.«<sup>90</sup>

In dieser extremen Form handelte es sich bei der Black-Metal-Szene in Norwegen aber um eine Ausnahme von der üblichen Erscheinung, dass Szene-Eliten mittelfristig eine Ausgleichsfunktion erfüllen – das Rennen um Kreativität also nicht unendlich weitertreiben, sondern Spielregeln und Sozialsysteme ausbilden, die eher einem Anforderungskanon gleichen als einem Kreativitätszwang.<sup>91</sup> Sie entschärfen gewissermaßen die endlose Dynamik des Kreativitätsdispositivs und erfüllen dadurch für Fans eine Brückenfunktion, indem sie einerseits den Wunsch und Zwang nach Veränderung und kreativer Individualität bedienen, aber andererseits den-

86 Vgl. Rainer Paris, Schwacher Dissens – Kultureller und politischer Protest, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), Jugendkulturen, Politik und Protest. Vom Widerstand zum Kommerz?, Wiesbaden 2000, S. 49–62, hier: S. 60.

87 Vgl. Moynihän/Söderlind, Lords of Chaos, S. 50.

88 Eithun: »He was a well-read and fascinating guy, but I think Euronymous was caught in his own game, and we all know how that ended.« Wiederhorn/Turman, Louder than Hell, S. 535.

89 Vikernes, in: Patterson, Black Metal, S. 216.

90 Jon Kristiansen, Vorwort zu Slayer 10, Spring 1995, in: ders./Warrior, Slayer Mag Diaries, S. 261.

91 Für diesen Prozess anhand eines anderen Beispiels im Extreme Metal vgl. Marco Swiniartzki, Why Florida? Regional Conditions and Further Development of the ›Florida Death Metal‹ Scene and the Local Public Response (1984–1994), in: Journal of Popular Music Studies 33, 2021, S. 168–193.



noch Orientierung und Planbarkeit bieten. Die postmoderne Logik des Kreativitätsdispositivs und die gegenläufige Logik einer Befriedigung durch eine Alltagsästhetik der Wiederholung gehen hier ein auf Dauer gestelltes Spannungsverhältnis ein.<sup>92</sup> Szene-Eliten moderieren dieses Spannungsverhältnis, in dessen Stabilität die Wurzel ihres längerfristigen Erfolgs liegt.

Dass dieser Spagat zwischen »mundanity« und »transgression«<sup>93</sup> im norwegischen Black Metal bis 1993 einseitig zugunsten Letzterer tendierte, verdeutlicht den besonderen Druck auf die Akteure, einem postulierten Selbstbild weiterhin zu entsprechen, und führte zu dem in der Metal-Kultur einzigartigen Fall, dass Musiker aufgrund ihres radikal-individualistischen, elitären Selbstverständnisses selbst die Rezipienten und demnach Käufer ihrer Musik beleidigten. Dem nachfolgenden Zitat von Erik Olivier Lancelot, Drummer der Band Ulver zwischen 1994 und 1998, geht es sogar ganz offen um die Verteidigung des Eliten-Anspruchs gegen jede Form der empfundenen Abhängigkeit und Schwäche. In seinen Augen existierte eine »echte« und eine »falsche« Elite:

»Aber was steht hinter der Black Metal->Ideologie? Die Quelle des Black Metal ist Venom: Ein biertrinkender, simpel gestrickter Haufen. Ikonen des Heavy Metal-Schwachsinn. Die Essenz des Black Metal ist die Heavy Metal-Kultur und keine satanische Philosophie. Schau dir nur unser Publikum an: Der durchschnittliche Black Metal-Plattenkäufer ist ein stereotyper Verlierer, ein Nichtsnutz, der als Kind gehänselt wurde, in der Schule schlechte Noten hatte, von der Sozialhilfe lebt und seine Minderwertigkeitskomplexe und den Mangel an Identität dadurch auszugleichen sucht, daß er sich als Teil einer exklusiven Bande Gesetzloser fühlt, die sich vereint gegen eine Gesellschaft wendet, die sie ausgesondert hat. Und auf der Grundlage des Heavy Metal als kulturellem und intellektuellem Fundament erklären sich diese vom sozialen Altruismus Abhängigen zur »Elite! Hah! Könnte es noch armseiliger sein?«<sup>94</sup>

## V. Soziale Praxis

In der norwegischen Black-Metal-Szene manifestierte sich das postmoderne Paradox der Lebensstile, das Sven Reichardt bereits für das alternative Milieu der 1970er-Jahre als die Gleichzeitigkeit von Authentizität und Gemeinschaft bezeichnet hat<sup>95</sup>, und das auch die Geschichte des Metals durchzieht, in besonderer Schärfe. Es handelte sich um eine »Vergemeinschaftung durch Individualisierung«, was der sozialen Praxis im Szene-Kern zusammen mit der Tatsache, dass Sozialkontakte in der individualistischen Stilisierung des Black Metals als Form der Schwäche entworfen wurden (»solitude as a virtue«<sup>96</sup>), eine hoch widersprüchliche und drastische Form verlieh. Doch trotz des rauen Individualismus und der Ablehnung einer

92 Zu den Problemen und Gegenbewegungen des Kreativitätsdispositivs vgl. *Reckwitz*, Die Erfindung der Kreativität, S. 343–368.

93 Vgl. *Kahn-Harris*, Extreme Metal, S. 122–138.

94 *Moynihan/Søderlind*, Lords of Chaos, S. 241.

95 Vgl. *Sven Reichardt*, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014, insb. S. 873 f.

96 *Christe*, Sound of the Beast, S. 272.

Thematisierung von Gefühlen, wurde soziale Praxis in der Szene-Elite dennoch vollzogen. Für eine soziale Einordnung des Black Metals sollte deshalb unbedingt zwischen elitär-exklusiver Selbststilisierung und der tatsächlich vorhandenen Lebenswelt unterschieden werden.<sup>97</sup> Die Akteure im Szene-Kern pflegten in der Regel gute Beziehungen zu ihren Familien und waren untereinander befreundet – das gemeinschaftsfeindliche Selbstbild wurde zunächst besonders gegenüber jenen entworfen, die man außerhalb des eigenen Kreises verortete. Ein wichtiger Baustein dieser Position war jugendliche Unsicherheit, die Suche nach einem starken Selbstbewusstsein und der Wunsch nach Zusammengehörigkeitsgefühlen durch Exklusivität. Der Fanzine-Autor Sasa Borovcanin, der für sein Zine »Skogen« viele Black-Metal-Musiker interviewte, hielt dazu fest:

»There were a lot of sensitive and insecure people in the scene, many of those tried to battle unstable self-confidence and isolation with visions of grandeur, elitism, closed circles and such. So there could be a really tense mood sometimes, especially with personal topics, even more so when they were direct, and most so when there was criticism involved.«<sup>98</sup>

Man suchte in der Gruppe nach bestätigender Inklusion und legte die Latte für den Eintritt anderer bewusst extrem hoch. Zu den wesentlichen Aspekten dieser Strategie, die sich im Umfeld des Helvete-Ladens ab 1991 radikalisierte, gehörte das Postulat einer gelebten Ernsthaftigkeit, die nicht nur gegenüber der Musik und deren Inhalten, sondern in jeder Hinsicht gelten sollte:

»Wir waren stark davon beeinflusst, was alle anderen sagten. Die Gefühle und die Atmosphäre rund herum waren sehr »böse«. Viele Leute lachten nicht, sondern waren die ganze Zeit ernst. Nichts durfte »gut« sein. Jeder sah grimmig aus. Jeder wollte so sein, und ich vermute, es gibt immer noch einige von dieser Sorte.«<sup>99</sup>

Den stilisierten Charakter und die Distinktionsintention dieser Praxis offenbaren Äußerungen von Beteiligten, die Øystein Aarseth als freundlichen, aufgeschlossenen und breit interessierten jungen Mann einordnen.<sup>100</sup> In der Lebenswelt des Helvete-Ladens und besonders gegenüber neuen Besuchern sowie Kritikern kultivierte er dagegen ein Image als entschlossener Satanist und einflussreicher Organisator, der zur Verteidigung seiner Ideale zu allem entschlossen war.<sup>101</sup> Im Zusammenspiel mit einer optischen Inszenierung seiner selbst und des Plattenladens ermöglichte ihm diese Strategie die Etablierung einer sozialen Hierarchie, an deren Spitze er mit einigen wenigen langjährigen Mitstreitern stand und die von den »Anwärtern« im Vokabular der strikten Rangfolge der Biker-Szene beschrieben wurde:

97 Vgl. Vivek Venkatesh/Jeffrey S. Podoshen/Kathryn Urbaniak u. a., Eschewing Community. Black Metal, in: *Journal of Community & Applied Social Psychology* 25, 2015, S. 66–81.

98 Borovcanin, Skogen. Zine Anthology, S. 7.

99 Moynihan/Søderlind, Lords of Chaos, S. 239.

100 Vgl. zum Beispiel Grutle Kjellson (Enslaved), in: *Wiederhorn/Turman*, Louder than Hell, S. 533.

101 Vgl. Interview mit Aarseth, in: *Orcustus*. The Shadow of the Golden Fire 2, 1992, S. 37.

»Man betrachtete uns quasi als ›Prospects‹, um es in der Sprache von Motorradclubs auszudrücken. Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass der ganze Wandel im Sommer '91 in der Luft lag, während ich die ersten Male – damals noch im zarten Alter – im Helvete aufschlug. Der okkulte Raumschmuck und die hervorgehobenen Schallplatten hielten dir ziemlich deutlich vor Augen, woran du Gefallen finden *solltest*, [...] also schätze ich, dass mir der Laden mehr oder weniger den Weg zum Black Metal gewiesen hat. [...] Im Grunde genommen ging da eine Art von Massensuggestion oder -hypnose vor sich, und aufgrund der Tatsache, dass jene ersten Demos beziehungsweise Alben von norwegischen Bands stammten, empfand man beinahe patriotischen Stolz – ein Gefühl, als *wisse* man, dies sei das einzig Wahre.«<sup>102</sup> »Man saß nicht im Helvete rum und lachte, und man mußte vor den bekannten Szenefiguren Respekt haben, und solange man ihn noch nicht kannte, mußte man aufpassen, was man zu Euronymous sagte. Das alles war eine ernste Angelegenheit.«<sup>103</sup>

Während diese Abgrenzung gegenüber »Uneingeweihten« scharf gezogen wurde und neue Mitglieder der Gruppe zunächst ein informelles Testverfahren durchlaufen mussten, präsentierte sich die soziale Praxis ab dem Moment der Aufnahme in den exklusiven Kreis anders. Entgegen aller individualistischen Stilisierung verband den Szene-Kern während des anderthalbjährigen Bestehens des Helvete-Ladens ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihsahn, Frontmann der Band Emperor und einer der später Eingetretenen, verwies nachträglich auf dieses enge Band:

»Jeder war davon sehr angezogen, weil es unser Ding war. Es wurde sehr persönlich; es war fast, als stünden wir zusammen gegen alle anderen, du fühltest diese Art Bruderschaft, die entsteht, wenn du mit Leuten zusammen bist, die deine Freunde sind und mit dir übereinstimmen und du mit ihnen zusammen etwas erschaffst. Du fühltest dich als Teil von etwas sehr starkem.«<sup>104</sup>

Dem Helvete-Laden – in den Worten Eithuns »the first real physical manifestation of something that was *ours*«<sup>105</sup> – und seiner geschickten Stilisierung, die bereits beim Eintreten den erwünschten Effekt erzielte<sup>106</sup>, kam innerhalb der Elitenstilisierung eine doppelte Bedeutung zu: Einerseits wirkte der Ort als räumlicher Ausdruck verstärkend auf das elitäre Selbstverständnis, weil dieses nun auch im direkten Kontakt mit jenen inszeniert werden konnte, die man diesem Kreis nicht zurechnete. Gleichzeitig generierte der Laden aber auch Interesse und führte dem Lebensstil Interessierte und Bewunderer zu, die nicht nur das unbedingt erforderliche Publikum für postmoderne Ästhetisierung stellten, sondern im internationalen Maßstab und mittelfristig dazu führten, dass der Black-Metal-Szene-Kern seinen Eli-

102 Garm (Kristoffer Rygg), in: Patterson, *Black Metal*, S. 575 f.

103 Ihsahn (Vegard Sverre Tveitan), in: *Moynihan/Søderlind*, *Lords of Chaos*, S. 239.

104 *Moynihan/Søderlind*, *Lords of Chaos*, S. 120.

105 *Wiederhorn/Turman*, *Louder than Hell*, S. 534.

106 Frost (Kjetil-Vidar Haraldstad), in: ebd. »When people were gathered at Helvete there was this weird atmosphere that was almost palpable. I had no reference for it, no words for it, and then I felt it, and it was an instant connection. I belonged somehow to this thing, and I wanted to dedicate myself to it. The common denominator was the fascination with extreme music that brought us there in the first place. If you didn't have an affinity for the music and the darkness you wouldn't feel well in those surroundings.«

ten-Anspruch nicht mehr nur stilisierte, sondern im Sinne einer Deutungshoheit und Leitungsfunktion auch ausübte:

»Der Laden wurde respektiert, und viele Leute kamen mit Corpsepaint, was manchmal ziemlich dämlich war. Schließlich war es hellichter Tag und die Leute draußen erledigten ihre Einkäufe. Aber es war eine sehr komplexe und sehr harte Atmosphäre, das merktest du sofort, wenn du hereinkamst – es war übermächtig. Der Shop war ein Milieu ... Die Leute wollten akzeptiert werden, und vor Euronymous und den älteren Szenemitgliedern hatten sie Ehrfurcht.«<sup>107</sup>

Andererseits wirkte die kurze Phase der Existenz des Ladens als Katalysator für den oben beschriebenen Distinktionsmechanismus zwischen den Mitgliedern des Szene-Kerns und setzte den Legitimationswettbewerb in Gang. Die Widersprüchlichkeit dieser sozialen Praxis machten die Akteure deutlich, indem sie eine im Grunde enge Vergemeinschaftung ohne ihre Grundlage, ein zwischenmenschliches Zusammengehörigkeitsgefühl, zu erklären versuchten – Authentizität und Distinktion, die für das elitäre Selbstbild entscheidend waren, standen zunehmend im Widerspruch zur Lebenswirklichkeit, weil radikale Individualität und das Soziale als Gegensätze entworfen wurden: »Varg and me had a huge amount of mutual respect, but I don't think anyone in the scene were close friends. That would be anathema – black metal people being friends. It wasn't a cozy scene.«<sup>108</sup>

Die Ablehnung jeglichen Gemeinschaftsgefühls symbolisierte in den Augen der Beteiligten die völlige Befreiung von humanistischen Werten und wurde nun verstärkt eingesetzt, um sich auch gegenüber anderen Mitgliedern der Szene-Elite abzusetzen. Die Selbststilisierung als von menschlichen Gefühlen entrückter Vorreiter hatte bei Aarseth bereits im Zuge des Suizids Ohlins 1991 begonnen, als er den Toten fand und die Polizei erst informierte, nachdem er Fotos gemacht und Schädelstücke gesammelt hatte, die er anschließend engen Freunden schickte.<sup>109</sup> Selbst nach dem Mord Vikernes an Aarseth und dem Mord Eithuns an Andreassen, die nachträglich für eine individuelle Überhöhung instrumentalisiert wurden<sup>110</sup>, war es offensichtlich das Ziel einiger Beteiligten, sich von allen Aspekten der Menschlichkeit freizumachen und selbst in dieser Situation zu distanzieren. Der Drummer Mayhems, Jan Axel »Hellhammer« Blomberg, ordnete den Mord an Aarseth für sich folgendermaßen ein: »We were friends, but I wasn't upset when he was killed. I think that death is only natural. I don't think death is sad or anything to be upset about. I was thinking about it after he died and I think he maybe didn't have that much more to give, so maybe he just died at the right point.«<sup>111</sup>

Angesichts der Brisanz der Taten und Äußerungen des norwegischen Szene-Kerns versuchten sich einige der Beteiligten, die fast ausnahmslos bis heute musikalisch aktiv sind, nachträglich zu rechtfertigen. Ihre Einschätzungen setzen dabei

107 Ihsahn, in: *Moynihan/Søderlind*, *Lords of Chaos*, S. 85.

108 Fenriz, in: *Wiederhorn/Turman*, *Louder than Hell*, S. 530.

109 Vgl. *Moynihan/Søderlind*, *Lords of Chaos*, S. 77 f.

110 »I think it's perfectly all right that we burn churches and about the murder I committed ... well, it's something I always wanted to do, I gladly serve 14 years in prison for it.« Faust, in: *Jon Kristiansen*, *Slayer 10 Spring 1995*, in: *ders./Warrior*, *Slayer Mag Diaries*, S. 276.

111 *Wiederhorn/Turman*, *Louder than Hell*, S. 559.

einen aussagekräftigen Kontrapunkt gegenüber wissenschaftlichen und kirchlichen Versuchen, das Aufkommen der norwegischen Black-Metal-Szene mit strukturellen Defiziten Norwegens zu erklären. Zitate, die die Eskalation als »Gruppenpsychose«, »Wettlauf um den noch weitergehenden Bruch der Konformität« oder als »Gefangensein im eigenen Spiel« einordnen und damit auf die Singularität einer sozialen Dynamik verweisen<sup>112</sup>, besitzen einen höheren Erklärungswert für die Entwicklung dieser Szene als solche, die diese auf ein norwegisches Nationalismus-Problem oder den Einfluss der protestantischen Kirche zurückführen.<sup>113</sup> Im Zentrum der hier vertretenen Interpretation steht demnach ein auf mehreren Ebenen geschickt stilisiertes Elitenverständnis, das sich über jugendkulturellen Protest hinaus in sozialen Beziehungen niederschlug und eine strudelartige Entwicklung annehmen konnte. Auch mit durch die Kritiker falsch verstandenem Humor<sup>114</sup> hatte dieser Prozess meines Erachtens nichts zu tun, weil dadurch nicht nur die Folgen dieser Elitenstilisierung verharmlost, sondern auch verkannt werden würde, dass diese Szene-Elite in ihrer ästhetischen Abgrenzung und stilistischen Transgression einer klaren sozialen Intention folgte. Norwegischer Black Metal war dabei ein Phänomen postmoderner Ästhetisierung und generierte einen Lebensstil, der seine Attraktivität für die Anhängerinnen und Anhänger dadurch bezieht, sich temporär zu einem radikal-individualistischen, elitären Alter Ego stilisieren zu können. Wie sehr es dabei auf die Methode der Ästhetisierung ankommt, während die Inhalte der Transgression beliebig austauschbar erscheinen, verdeutlichen neuere Mischungen der musikalischen Wurzeln des Black Metals mit Elementen der Hipster- oder Öko-Bewegung in den USA.<sup>115</sup> Dass sich die inhaltlichen Positionen von politisch fragwürdigen Bands – vor allem in der deutschen Diskussion um Konzert-Verbote, Ausschlüsse von Festivals und die persönlichen Bekanntschaften der Musiker<sup>116</sup> – als ausgesprochen inkonsistent erweisen, hat daher auch Methode: Die Ästhetisierung ist hier kaum an innerer Überzeugung oder rationaler Lösungsorientierung interessiert, sondern fokussiert lediglich auf die zu erwartende Reaktion des Publikums und zieht sich bei unbequemen Fragen in spiritualistische und nichtssagende

---

112 Vgl. auch die Äußerungen von Faust, Ihsahn und Silenoz (Sven Atle Kopperud), in: *Wiederhorn/Turman*, *Louder than Hell*, S. 535, 540 und 551.

113 Vgl. *Laura Wiebe Taylor*, *Nordic Nationalism. Black Metal Takes Norway's Everyday Racisms to the Extreme*, in: *Niall W. R. Scott/Imke von Helden* (Hrsg.), *The Metal Void. First Gatherings*, Oxford 2010, S. 161–173; auch *Hagen*, *Musical Style, Ideology, and Mythology in Norwegian Black Metal*, S. 196, spricht von einer monokausalen Herangehensweise hinsichtlich der Kirchenkritik.

114 Vgl. Fenriz und Audrey Well, in: *Wiederhorn/Turman*, *Louder than Hell*, S. 533; *Nocturno Culto* (Ted Skjellum), in: *Halmshaw*, *Peaceville Life*, S. 160.

115 Vgl. *Nina Scholz*, *Metal ist das neue Hippie*, in: *jungle.world*, 26.4.2012, URL: <<https://jungle.world/artikel/2012/17/metal-ist-das-neue-hippie>> ; [15.7.2021]; *Ulf Poschardt*, *Warum Black Metal der Sound der Stunde ist*, in: *welt.de*, 27.6.2016, URL: <<https://www.welt.de/kultur/pop/article156558744/Warum-Black-Metal-der-Sound-der-Stunde-ist.html>> [15.7.2021].

116 Obgleich in vielen Äußerungen verallgemeinernd und unsachlich vgl. *Christian Dornbusch/Hans-Peter Killguss*, *Unheilige Allianzen. Black Metal zwischen Satanismus, Heidentum und Neonazismus*, Münster 2005.

Grauzonen zurück.<sup>117</sup> Bei aller zweifellos verwerflichen Instrumentalisierung und eingedenk der Tatsache, dass sich unter den Nutzern dieser Ästhetisierungsmethode auch überzeugte Feinde des Grundgesetzes mit einem »konsistenten« Weltbild befinden,<sup>118</sup> sollte bei der Kritik bedacht werden, dass die größte Strafe für eine postmoderne Ästhetisierung die Nichtbeachtung ist.

## Fazit

Als Szene-Eliten können jene sozialen Gruppen bezeichnet werden, denen es im Streben um soziokulturelle Exklusivität durch Akte der medial vermittelten Selbststilisierung und kreativen Individualität besonders gut gelingt, die Aufmerksamkeit eines Publikums möglichst kontinuierlich auf ihre ästhetische Self-Performance zu lenken, die abgekoppelt von Zweckrationalität vor allem in der Hervorkehrung des sich immer wieder neu findenden Andersseins besteht. Szene-Eliten können daher als Folge einer gesellschaftlichen Fragmentierung in Lebensstile gedeutet werden, leisten durch deren Konsolidierung einen wesentlichen Beitrag in der postmodernen Vergemeinschaftung und haben darüber hinaus – aufgrund ihrer medialen und ökonomischen Reichweite – auch stets das Potenzial, über die Szene-Grenzen hinaus gesellschaftlich relevant zu werden. Es ist deshalb auch nur auf den ersten Blick verwunderlich, dass einige der wichtigsten (ehemaligen) Träger der norwegischen Black-Metal-Szene seit der Jahrtausendwende nationale Musikpreise gewonnen haben und Veröffentlichungen des Extreme Metals in landesweiten Printmedien besprochen werden.<sup>119</sup>

Die Rekrutierung von Szene-Eliten in einer Arena, in der die Aufmerksamkeit der anderen als Währung zählt, ist kaum konfliktfreier als etwa in Politik oder Wirtschaft, doch insofern egalitärer, als dass die Digitalisierung und die Bildung sozialer Netzwerke zu einem breiteren Zugang zu den technischen sowie medialen Voraussetzungen der Veröffentlichung geführt haben. Die Nutzung von Do-it-yourself-Netzwerken in den 1980er- und 1990er-Jahren stellte dafür lediglich den Auftakt einer Entwicklung dar, die sich mit dem Einzug des Internets massiv in Richtung einer Demokratisierung des Zugangs zu Szene-Eliten verschoben hat. Ich bin deshalb auch der Meinung, dass die Durchsetzung des Do-it-yourself-Prinzips, etwa in der Metal- und Punk-Szene, eine wegweisende Zäsur in der Diskussion um die

117 Die am häufigsten zu beobachtenden Reaktionen auf öffentliche Kritik sind Begriffsumdeutungen, die Bemerkung, für Bekannte und Freunde nicht sprechen zu können sowie der Vorwurf, Opfer einer oberflächlichen und politisch motivierten Bewegung zu sein – freilich ohne dafür Belege vorzulegen. Vgl. zum Beispiel Wolf-Rüdiger Mühlmanns Interview mit Mikolaj Zentara, dem Gründer der polnischen Black-Metal-Band Mglą, in: *Deaf Forever* 32, 2019, S. 22–24.

118 Dazu kürzlich *Benjamin Hedge Olson*, *Burzum Shirts, Paramilitarism and National Socialist Black Metal in the Twenty-First Century*, in: *Metal Music Studies* 7, 2021, S. 27–42. Olson macht dabei die Anpassungsfähigkeit rechtsradikaler Propaganda an unterschiedliche Publika hervorragend deutlich.

119 Seit 2000 wurden mehr als die Hälfte der jährlichen Spellemanpreisen in der Kategorie Metal an Bands verliehen, die in die Etablierung des norwegischen Black Metals zu Beginn der 1990er-Jahre involviert waren.

»Vorgeschichte der Gegenwart« darstellt.<sup>120</sup> Macht dieser massenkompatible Zugang Szene-Eliten als Gruppe zwar ausgesprochen vielfältig und sozial schwer fassbar, liegt darin vor dem Hintergrund des Wandels von Milieus zu Lebensstilen und deren ökonomischem Einfluss gerade eine zeitgeschichtliche Folgerichtigkeit: Das Beispiel des norwegischen Black Metals hat in dieser Hinsicht deutlich gemacht, dass die Rekrutierung postmoderner Szene-Eliten weniger entlang von althergebrachten Kriterien der Herkunft oder Finanzkraft stattfindet, sondern vielmehr interkulturelle Kompetenz, technisches Know-how, eine exakte Beobachtung »des Marktes« und die Bereitschaft, nicht nur das eigene Produkt beziehungsweise die eigene Botschaft, sondern auch die eigene Person kontinuierlich neu »aufzufrischen«, erfordert.

Szene-Eliten stellen hinsichtlich ihrer Methodik eine Erweiterung von Eliten im kulturellen Feld dar, denen durch ihre vergemeinschaftende Wirkung eine zeitgeschichtlich hohe Bedeutung zukommt. Da sich seit den 1980er-Jahren zahlreiche und dynamische Lebensstile etabliert haben, in denen Ästhetik verstärkt einen Selbstzweck darstellt – sich gruppeninterne Deutungshoheit und soziales Prestige also ausschließlich aus einer kreativen ästhetischen Bricolage ergeben –, und die postmoderne Ästhetisierung auch in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen Einzug gehalten hat<sup>121</sup>, sollte geprüft werden, ob sich in den vergangenen 40 Jahren die Liste der Eliten-Kategorien nicht ganz grundsätzlich um die »ästhetischen Eliten« erweitert hat und Szene-Eliten darin lediglich eine Sonderform darstellen. Eng verbunden mit einer distinkten Form des Konsums fänden sich die Vorläufer dieser ästhetischen Eliten seit den 1950er-Jahren vor allem innerhalb der jugendkulturellen Vielfalt, deren gegenkultureller Anspruch seit den 1980er-Jahren mit bürgerlich-kapitalistischen Vermarktungs- und Arbeitsvorstellungen verschmolzen ist und die erstmals gegen- beziehungsweise subkulturelle Ästhetik der Distinktion in der Mitte der Gesellschaft salonfähig gemacht hat.<sup>122</sup>

---

120 Zur Entstehung neuer Kommunikationsformen nach dem Boom vgl. *Doering-Manteuffel/Raphael*, Nach dem Boom, S. 29.

121 Vgl. *Andreas Reckwitz*, *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*, Bielefeld 2016, S. 187 und 197.

122 Vgl. *Reckwitz*, *Die Erfindung der Kreativität*, S. 51–53.





## **Forschungsberichte und Sammelrezensionen**



RAINER BEHRING

## Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung

Ein Literaturbericht (2013–2018). Zweiter Teil: Spezialstudien zur faschistischen Herrschaft und zur Italienischen Republik seit 1946<sup>1</sup>

### V. Die mediale Inszenierung des Faschismus

Die Bedeutung von Medien für unsere Gegenwart führt seit geraumer Zeit auch die Geschichtswissenschaft zu einer intensiven Beschäftigung mit ihnen: Mediengeschichte gilt als ein innovativer Zweig des Fachs und erfreut sich großer Beachtung und vielfacher Förderung. So ist es wenig erstaunlich, dass die Indienstnahme von Presse, Film und Rundfunk durch die Diktaturen des 20. Jahrhunderts generell und insbesondere eben auch das Verhältnis der faschistischen Herrschaft in Italien zu den Medien einige einschlägige jüngere Studien hervorgerufen haben. Wenke Nitz wendet sich den Bildprogrammen der Illustrierten zu, die »in der Zeit der faschistischen Regimes als Propagandamedium ersten Ranges erachtet wurden« und deren Analyse »nach wie vor ein Forschungsdesiderat« darstelle.<sup>2</sup> Die Verfasserin der von Sven Reichardt betreuten Konstanzer Dissertation entscheidet sich für eine dezidiert kulturgeschichtliche Herangehensweise, was zunächst in 40 Seiten »einleitende[n] Überlegungen« zu »Faschismus, Bildpropaganda [sic] und Medien« (so S. 5 u. 11) seinen Niederschlag findet: Es handelt sich um ein Sammelsurium von Titeln und Zitaten aus der einschlägigen Literatur im Überschneidungsbereich von Kultur-, Medien- und Kommunikationswissenschaften und um Namedropping – selbstverständlich dürfen weder Walter Benjamin, Pierre Bourdieu oder Siegfried Kraucauer noch Max Weber fehlen. Überlegungen der Verfasserin lassen sich darin auch beim besten Willen kaum ausfindig machen. Nitz möchte Pressefotografien »als Instrumente der Herrschaft« betrachten (S. 17), einen »medienhistorische[n] Zugang zur politischen Kulturgeschichte« finden (S. 31) und zielt auf »die Erkundung der visuellen Matrix des Politischen in den faschistischen Kernländern« ab (S. 51). Was unter den im Untertitel der Arbeit als zentral evozierten »politischen Machtinszenierungen« zu verstehen sei, wird nirgends erörtert. Auch in anderer Hinsicht ist der Titel irreführend, insofern er einen Vergleich zwischen Deutschland und Italien suggeriert: Tatsächlich »liegt der Schwerpunkt der quantitativen Analyse auf der deutschen Diktatur« (S. 42), wird allenfalls »ein asymmetrischer Vergleich der fotografischen Darstellung beider faschistischen Regimes« angestrebt (S. 49).

Das Buch fällt in verschiedene Teile auseinander, deren Zusammenhang unerfindlich bleibt. Die ersten drei Kapitel widmen sich der Bildpresselenkung im fa-

1 Vgl. *Rainer Behring*, *Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung*. Ein Literaturbericht (2013–2018). Erster Teil: Erster Weltkrieg, Kontroversen um den italienischen Faschismus und um Benito Mussolini, in: *AfS* 59, 2019, S. 369–408. Der Verfasser dankt Lennart Schmidt (Düsseldorf) und Achim Trunk (Köln) für ihre kritische Lektüre des ursprünglichen, umfangreicheren Manuskripts.

2 *Wenke Nitz*, *Führer und Duce. Politische Machtinszenierungen im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien* (Italien in der Moderne, Bd. 20), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2013, 416 S., geb., 55,00 €, Zitat: S. 12.

schistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland und deren Vergleich. Bemerkenswert erscheint hier die Erkenntnis, in Mussolinis Diktatur habe es »im Bereich der Pressekontrolle« nicht nur »keine institutionelle und professionelle Kontinuität«, sondern hinsichtlich der inhaltlichen Direktiven auch »keine einheitliche, programmatische Linie« gegeben, eher »eine Art des innenpolitischen Krisenmanagements« (S. 73) – ein wichtiger Hinweis auf den stets improvisierenden, auf äußere Impulse reagierenden Charakter der faschistischen Diktatur. Das Fazit des vergleichenden Kapitels zur diktatorischen Presselenkung in Deutschland und Italien zeigt sehr deutlich die auch an anderen Stellen der Studie immer wieder zutage tretende mangelnde Eigenständigkeit der Bemühungen von Wenke Nitz auf (vgl. etwa paradigmatisch S. 318: »Diese Beobachtung stützen bereits vorhandene Studien«): Sie fasst auf zwei Seiten die Ergebnisse einschlägiger Veröffentlichungen von Andrea Hoffend aus den 1990er-Jahren zusammen und schließt sich ihnen ebenso an wie einer Arbeit zur Presselenkung im Dritten Reich von Jürgen Hagemann aus dem Jahr 1970: Eine Koordination zwischen den beiden Regimen sei im Hinblick auf Pressearbeit und Bildpropaganda nie wirklich erreicht worden, Diktaturen seien »über eine bestimmte Grenze der Zusammenarbeit hinaus nicht bündnisfähig« (S. 142–144).

Als Kern der Arbeit folgen drei Kapitel zur fotografischen Darstellung Hitlers und der nationalsozialistischen Feste in ausgewählten deutschen Illustrierten: Es geht bar jeder vertieften inhaltlichen Interpretation um oberflächliche Beschreibungen von Kopfansichten, Blickrichtungen – wer schaut von rechts nach links oder umgekehrt und dergleichen –, Körperhaltungen, ja, auch um »Hitlers Hände«. Offenkundig ermangelt es der Verfasserin nicht nur an einem analytischen Konzept, sondern auch an einer Methode, ihr Material ertragreich zum Sprechen zu bringen, sonst ließe sich der in diesen Kontext eingefügte kuriose 17-seitige »Exkurs« zur »Geschichte und Verwendung des Hakenkreuzes« kaum erklären, der naturgemäß wiederum nur die Forschungsliteratur wiederkaut. Ein weiterer »Exkurs: Mussolini in der deutschen Illustriertenpresse« schließt sich an, er umfasst gerade einmal 14 Seiten und reicht nicht einmal ansatzweise für einen »asymmetrischen« Vergleich, zumal der eigentlich von Mussolini in italienischen Illustrierten ausgehen müsste. Ohne erkennbaren Zusammenhang mit dem vorherigen geht es dann in Kapitel VII ab S. 277 endlich um »Deutsche und italienische Bildberichterstattung im Vergleich«. Die Ergebnisse erscheinen auch hier wenig überraschend: Gruppenbilder wiesen im monarchischen Italien einen traditionelleren Charakter auf als im nationalsozialistischen Deutschen Reich, Mussolini auf dem Balkon signalisierte eine spezifische Distanz zum Publikum, auf den italienischen Bildern dominierte zunächst die ungeordnete Masse, die erst unter dem Eindruck des deutschen Vorbilds von der Darstellung formierter Massen überlagert, wenn auch nicht völlig verdrängt wurde, anders als Hitler präsentierte sich Mussolini gerne als Handarbeiter. Im letzten Kapitel folgt eine wenig inspirierte knappe Darstellung der Inszenierung deutsch-italienischer Staatsbesuche und Zusammenkünfte in der jeweiligen Bildberichterstattung: »Die Achsenfreundschaft sollte visuell überzeugend aufgezeichnet und verbreitet werden« (S. 335).

Der Leser legt das Buch achselzuckend und ohne wesentlichen Erkenntnisgewinn aus der Hand. Wer hier mit welchem Ziel politische Macht inszenierte, bleibt

völlig im Dunkeln, ebenso wie die Rolle, die die einschlägige Bildberichterstattung im Kalkül der Herrschenden spielte. Auf die eingangs aufgeworfene »Frage nach der Herstellung [!] von politischen Entscheidungen« (S. 20) kommt die Verfasserin nicht zurück. Statt eigenständige Urteile zur Diskussion zu stellen, reproduziert Wenke Nitz Phrasen kulturgeschichtlicher Prägung: »Krieg kann als gesellschaftlicher Ausnahmezustand und Krisensituation beschrieben werden« (S. 198); »die Selbstdarstellung eines Regimes« könne »immer auch als Selbstentwurf betrachtet werden« (S. 259); oder »Gesellschaft wird ausschließlich in Kommunikation greifbar« (S. 383).

Einen ähnlichen, wenngleich stärker auf ein sinnvoll zu bearbeitendes Beispiel konzentrierten Ansatz wählt Ralph-Miklas Dobler in seiner kunstgeschichtlichen Bonner Habilitationsschrift über die mediale Inszenierung von Hitlers Staatsbesuch in Italien vom Mai 1938 in Fotobüchern.<sup>3</sup> Das Thema der Studie sei »eine Abfolge von Bildern«, die »etwas darstellten beziehungsweise vermitteln sollten«. Es gehe über die Inszenierungen hinaus um »die performativen Elemente« und die »grundsätzlichen Fragen faschistischer Ästhetik«, um »das Sichtbarmachen des Besuches und die Erinnerung an den Empfang« Hitlers in Italien, die »für beide Diktaturen von höchster Bedeutung« gewesen seien (S. 9 f.). Für Mussolini hätten sich im Mai 1938 »die perfekten Möglichkeiten« geboten, »das von ihm geschaffene faschistische Imperium und die als ›Achse‹ bezeichnete Partnerschaft mit dem nationalsozialistischen Deutschland einer breiten (Welt-)Öffentlichkeit zu präsentieren«. Dobler möchte herausfinden, »wie diese Selbstdarstellung aussah«, und im Rahmen einer »analytischen Beschreibung« den »Ablauf des achttägigen Besuches von Adolf Hitler in Italien« in Form einer »Gesamtdarstellung« rekonstruieren, die »ephemerer Dekorationen, Bauwerke, Monumente und Museen [...], die Hitler sehen sollte, aber auch die Aufführungen, Paraden und Versammlungen« »einer ausführlichen Untersuchung« unterziehen (S. 50 f.).

Und so führt der Verfasser seine Leserschaft mit Hitler, Mussolini und König Viktor Emanuel III. durch Rom, in die Bucht von Neapel und nach Florenz, in Licht und Nebel, zwischen Fahnen, Pfeilern und Pylonen, wirft, immer gut illustriert durch Abbildungen, die meist den nach dem Staatsbesuch entstandenen Fotobüchern entstammen, einen Blick auf Menschenmassen und uniformierte Formationen, Aufmarschstraßen und Unterseeboote, städtische Platzanlagen und antike Trümmer und führt in weitere Kontexte ein: Rom sei Hitler als begehbbare Opernbühne präsentiert worden, sein Empfang in der italienischen Hauptstadt weise Merkmale antiker Triumphzüge und frühneuzeitlicher Herrschereinzüge auf, die jahrhundertalte Tradition der italienischen Piazza habe »die ästhetische Konstruktion der Volksgemeinschaft« in Form vom wogenden Menschenmassen begünstigt (S. 169 f.). Durchaus reizvoll erscheint die gedankliche Verbindung, die Dobler zwischen dem Umgang der faschistischen Herrscher mit den architektonischen Hinterlassenschaften des Römischen Reichs und den Überlegungen des 1905 verstorbenen österreichischen Kunsthistorikers Alois Riegl über »Wesen und Entstehung des modernen

<sup>3</sup> *Ralph-Miklas Dobler*, *Bilder der Achse. Hitlers Empfang in Italien 1938 und die mediale Inszenierung des Staatsbesuches in Fotobüchern*, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2015, 408 S., geb., 69,90 €.

Denkmalkultus« herstellt – wenngleich Dobler einräumen muss, es sei unwahrscheinlich, »daß die Ausführungen des Österreichers in Italien unter Mussolini bewußt rezipiert und instrumentalisiert wurden« (S. 116–122, Zitat: S. 120). Das alles wird nie stringent argumentierend vorgebracht, schon gar nicht durch die intensive Analyse authentischer Textquellen untermauert, sondern immer assoziativ und in hohem Maße eklektisch.

Die Ergebnisse der Analysen stehen ohnehin von vornherein fest: Im Zentrum der Inszenierungen stand »der betont militärische Charakter der Selbstdarstellung des faschistischen Imperiums« (S. 78) durch Aufmärsche faschistischer Streitkräfte vor dem Hintergrund kaiserzeitlicher Überreste aus dem Römischen Reich, das einen wesentlichen Anknüpfungs- und Legitimationspunkt für den faschistischen Imperialismus geboten habe. Ziel der umfangreichen Bemühungen der italienischen Gastgeber sei die Überwältigung der deutschen Gäste gewesen (vgl. etwa S. 94 und 149), nachdem bereits im September 1937 Mussolini in Deutschland habe überwältigt werden sollen (S. 39) und der italienische Diktator nunmehr seinen deutschen Amtsgenossen noch habe übertreffen wollen. Dobler lässt sich wiederholt selbst von den Inszenierungen und seinen eigenen Assoziationen mitreißen und gelangt zu der vermeintlichen Erkenntnis, dass mit dem Staatsbesuch das »Bündnis der Achse triumphierte« (S. 176); er spricht von einem »Siegeszug der Achse Berlin-Rom« (S. 188). Wenn Dobler die Auffassung vertritt, 1938 habe »die gesamte Welt auf das Imperium Mussolinis« geblickt (S. 94), dann unterliegt er selbst der Suggestionskraft der von ihm untersuchten Fotobücher, statt auch nur einen Nachweis für diese Aussage anzuführen: Dobler erklärt den Staatsbesuch Hitlers in Italien einfach deshalb für weltgeschichtlich bedeutsam, weil diese Fotobücher als einzige ernsthaft von ihm herangezogene Quelle genau das insinuierten. Den eigentlichen Sinn des Spektakels aber sieht der Verfasser in dessen medialer Verarbeitung: »Die Verbreitung des Ereignisses in Wort und Bild war offensichtlich von höchster Bedeutung« (S. 57). Der medienwissenschaftliche Ansatz erschafft sich seine eigene Welt, wenn Dobler noch weiter geht und zuspitzend formuliert, die in den Fotobüchern verbreiteten »Fotografien sind nicht ein (Neben-)Produkt des Staatsbesuches, sondern sie sind der Zweck der Einladung«, ja »ohne die Möglichkeit einer fotografischen Dokumentation hätte Mussolini Hitler nicht empfangen« (S. 364 f.). Belege in schriftlichen Quellen dafür sucht Dobler wiederum nicht. Hier wird der Bereich der seriösen Analyse verlassen, ebenso wie in manchen möglicherweise als geistreich empfundenen semantischen Verirrungen, wenn etwa die von Hitlers Sonderzug befahrenen »eisernen Schienen« »materialikonographisch« mit dem »erst 1939 unterzeichneten Stahlpakt« assoziiert werden (S. 53) oder der fotografische Terminus *technicus* »Raumbilder« mit »Volk ohne Raum« und »Lebensräumen« in Verbindung gebracht wird (S. 334).

Immerhin liegt mit Doblere kunstgeschichtlicher Arbeit so etwas wie ein bebildertes Handbuch zu Hitlers Italienreise und den daraus resultierenden Fotobüchern vor. Welchen Wert hat es für die zeitgeschichtliche Forschung? Das Ergebnis einer intensiven Lektüre ist wenig erbaulich. Zunächst fallen zahlreiche Fehler und Irrtümer auf, die das Buch durchziehen. Der Verfasser, der immerhin auch klassische Archäologie studiert hat, muss sich fragen lassen, welchem Antonius der »Antonius- und Faustina-Tempel« geweiht war (S. 178), wer »Aristide« war (S. 195) oder

welcher »Trajansbogen« auf S. 339 gemeint sein mag. Abb. 88 auf S. 127 zeigt gewiss nicht »eine Art Nimbus«, sondern einen Strahlenkranz. Der Kunsthistoriker Dobler findet es unproblematisch, im Deutschen Reich lebende Italiener als »Volksgenossen« zu bezeichnen (S. 21). Er erkennt in dem unbewaffneten Kleinflugzeug Fieseler Storch eine »neue Wunderwaffe« (S. 38), dichtet der italienischen Kriegsmarine Flugzeugträger an (S. 71), macht aus dem Cinegiornale schon einmal ein »Telegiornale« (S. 127) und erhebt Galeazzo Ciano bereits 1934 zum Außenminister (S. 181). Auf S. 26 »endete der Krieg in Abessinien« im Frühjahr 1936, während auf S. 193 dieser »Krieg aufgrund anhaltender Partisanenaktionen nie beendet wurde«, was immer Dobler unter »Partisanenaktionen« verstehen mag. Nur noch ein Beispiel: Allein in Anm. 1377 auf S. 210 werden Karl Wolff zu »Wolf« und sowohl Otto Dietrich als auch Joseph Dietrich jeweils zu »Dittrich« verballhornt, während Wilhelm Keitel zum »Oberkommandeur der Wehrmacht« erhoben wird. Dabei handelt es deshalb nicht um Kleinigkeiten, weil sie das nachlässige Arbeiten des Verfassers in Detailfragen demonstrieren. Es finden sich zahllose Wiederholungen im Text, Zitate werden mehrfach im selben Wortlaut repetiert, so ein Eintrag aus dem Tagebuch Cianos vom 4. Mai 1938 auf den Seiten 73 und 180, der noch dazu fehlerhaft interpretiert wird: Es geht nicht darum, dass »das Volk« oder »die Neapolitaner« Hitler als Parvenu betrachtet hätten, Cianos Aussage bezieht sich vielmehr auf die Angehörigen der savoyischen Königsdynastie. Kurioserweise werden auch mehr als ein Dutzend der Abbildungen zweimal wiedergegeben, teils sogar dreimal (vgl. etwa die Abb. 59, 89 f. und 174). Dabei zeigt sich Dobler auch in der Bildanalyse als seinem eigentlichen Metier nicht immer sattelfest: Das untere Foto in Abb. 152 wurde keineswegs retuschiert, es ist schlicht nicht identisch mit dem in der Abb. 215 rechts oben – letzteres ist vielmehr identisch mit Abb. 42. Im Übrigen ist auf dem Foto in Abb. 215 links oben nicht »ein feuernender Zerstörer« zu sehen, sondern ein schwerer Kreuzer (S. 323 f.). Ferner habe Hitler »auf seinem Weg durch Italien«, der nota bene auf Hin- und Rückfahrt über den Brennerpass führte, »die Berglandschaft des Ticino« zu sehen bekommen (S. 373): eine wirklich absonderliche Vorstellung.

Genug davon. Richtig problematisch werden die Dinge, wenn Dobler sich als Zeithistoriker betätigen möchte. Die aus einigen wenigen Darstellungen zusammengeklautbe zwölfseitige historische Hinführung über »Hitler und Mussolini von 1922 bis 1938« gibt davon einen ersten Eindruck mit ihren grobschlächtigen Ausführungen über den Abessinienkrieg und der jeden Sinn für historische Analyse und für die Offenheit der internationalen Entwicklung verfehlenden Behauptung, der Empfang Hitlers durch Mussolini habe »für beide Staaten« – gemeint sind das Deutsche Reich und das Königreich Italien – »eine ›Flucht‹ in Richtung London und Paris aussichtslos« gemacht, »da ein Krieg gegen die Westmächte unvermeidbar geworden war« (S. 30) – im Frühjahr 1938! Dobler mutmaßt ohne Beleg, »die Grundlagen des faschistischen Selbstverständnisses«, die Hitler in Italien mehrfach vorgeführt worden seien, hätten ihn »zutiefst« beeindruckt (S. 371), gedenkt allen Ernstes der Frage nachzugehen: »Welche Folgen hatte der Staatsbesuch für das politische und kulturelle Handeln Hitlers nach 1938?« (S. 15 f.), und gelangt zu erstaunlichen Schlussfolgerungen. »Die Verheißung an Aeneas, auf der das römische Sendungsbewußtsein fußte [...], bildete auch die Grundlage für Hitlers Großdeutsches Reich« (S. 220). Mit der Annexion Österreichs sei es ihm »in Wien möglich« gewesen, »aus

seinem ›Dritten Reich‹ das ›Heilige Deutsche Reich‹ als Nachfolger des *Sacrum Romanorum Imperium* zu machen. Hitler war auf dem besten Weg, eine Art neuer Kaiser zu werden, der über den Donaauraum waltete« (S. 187). Nun »machte sich Hitler« in der Interpretation Doblens, »erst nachdem er das faschistische Imperium besucht hatte, daran, mit kriegerischen Mitteln sein eigenes Reich zu vergrößern«. Es sei »kaum zu bezweifeln, daß der antik-faschistische [!] Expansionismus, der ihm facettenreich vorgeführt worden war, seinen Wunsch nach einem Großdeutschen Imperium zusätzlich befeuert hat. Mussolini hatte bereits damit begonnen, die topographische Ausdehnung Italiens zu vergrößern. Hitler wollte und mußte [!] mitziehen, wobei der Anschluß Österreichs ihn angeblich [?] in eine Position versetzt hatte, die ihn als eine Art Kaisernachfolger dazu ermächtigte« (S. 378). Das alles ist nicht nur der seriösen Hitler-Forschung bislang entgangen, es ist schlicht grober Unsinn, und es ist von vollständiger Ignoranz gegenüber den jahrzehntelangen Bemühungen der internationalen Geschichtswissenschaft geprägt, Hitlers Weltanschauung und die nationalsozialistische Außenpolitik zu erforschen. Es gibt zu denken, wenn solche Ausführungen in der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn nicht auf Widerspruch treffen.

Die 2019 früh verstorbene Schweizer Kunsthistorikerin Nanni Baltzer, deren Spezialgebiet die Geschichte der Fotografie bildete, enthält sich weitgehend solcher abenteuerlichen Spekulationen. In ihrer Züricher Dissertation behandelt sie »Aspekte der Propaganda unter Mussolini« am Beispiel der Fotomontage im faschistischen Italien.<sup>4</sup> Bedauerlicherweise folgt auch diese kunstgeschichtliche Arbeit keiner erkennbaren Fragestellung. Verschiedene »Aspekte« werden nacheinander mehr oder weniger intensiv abgehandelt, doch reicht das Erkenntnisinteresse der Verfasserin über das Bemühen, »die Aussagen der [aus]gewählten Montagen zu erkennen, ihre Geschichten aufzublättern, zu entziffern und in den Kontext kultureller und politischer Ereignisse zu stellen« (S. 9), nicht hinaus. Schon die Auswahl der behandelten Beispiele wirkt merkwürdig dem Zufall geschuldet: Es geht im Wesentlichen um die Rolle von Fotomontagen in den Ausstellungen zur Faschistischen Revolution und zum Römischen Reich unter Augustus, die 1932 beziehungsweise 1937 vom Regime Mussolinis mit großem propagandistischem Aufwand in Rom inszeniert wurden, ferner um Fotomontagen in neuartigen Gitterkonstruktionen, auf Gebäudefassaden und in einigen Publikationen zur urbanistischen Neugestaltung Roms. Welcher Stellenwert aber dem relativ neuartigen Medium der Fotomontage im Gesamtrahmen faschistischer Propaganda zukam, bleibt unklar.

Dabei durchziehen Baltzers Buch eine Reihe von klugen Beobachtungen allgemeiner und durchaus auch spezifischer Art. Baltzer lässt sich nicht auf die vermeintlichen Gewissheiten einer sich orthodox gebenden generischen Faschismusforschung ein und stellt selbstbewusst fest, »dass auf sprachlicher Ebene häufig nicht unterschieden wird zwischen faschistisch und nationalsozialistisch, obwohl historisch gesehen eine differenzierte Verwendung der beiden Begriffe zwingend wäre« (S. 11). Eine Gleichsetzung der künstlerischen Moderne – worin die Fotomon-

4 Nanni Baltzer, *Die Fotomontage im faschistischen Italien. Aspekte der Propaganda unter Mussolini* (Studies in Theory and History of Photography, Bd. 3), Walter De Gruyter, Berlin/Boston 2015, 332 S., kart., 99,95 €.



tage »als neue, revolutionäre Technik« wesentlich zu verorten sei – mit der politischen Linken sei unzulässig. Die Fotomontage stelle nicht notwendig ein Instrument der Kritik dar, sie könne ebenso »als Massenkommunikationsmittel für totalitäre Regimes wertvoll« sein und sei als avantgardistische Technik weder politisch links noch politisch rechts zu situieren, sondern für Demokratien wie für Diktaturen gleichermaßen verwendbar (S. 29 f.). Baltzer verweist mehrfach überzeugend auf den Vorbildcharakter des revolutionären Russlands für die faschistische Propaganda im Allgemeinen und für die Fotokunst und -montage im Besonderen (vgl. etwa S. 15; 34; 72–76; Anm. 12 auf S. 278; sowie exemplarisch das Motiv der zum Gruß gestreckten Hand, die auch zur Faust werden kann, in der Sowjetpropaganda, im Faschismus und im antifaschistischen Widerstand, S. 105–113) und auf die Übernahme faschistischer Plakatismuster in den Vereinigten Staaten (Anm. 299 auf S. 270): »Formal ähnliche Montagen [können] politisch entgegengesetzte Botschaften aussenden« (S. 113).

Doch gelingt es Nanni Baltzer nicht, aus derlei wichtigen Hinweisen eine stringente Argumentation zu entwickeln, das Potenzial ihrer Sachkenntnis auszuschöpfen, weil es ihr wie in nicht wenigen kulturgeschichtlichen Arbeiten an einer Zielsetzung fehlt, weil auch sie in Assoziationen verharret. Dies wird deutlich in ihrer Überlegung, das Bild des mit der Spitzhacke die Demolierungen ganzer Stadtviertel Roms initiiierenden Duce Benito Mussolini habe deshalb so nachdrücklich in die Köpfe der Zeitgenossen Eingang gefunden, weil »die Geste [...] im kollektiven Gedächtnis der italienischen Katholiken bestens verankert« gewesen sei: »Es ist das Bild des Papstes, der in den Heiligen Jahren die Porta Santa [in der Peterskirche] öffnet.« Diese Interpretation erscheint suggestiv und originell, ist aber deshalb problematisch, weil sie durch keinerlei zeitgenössische Schriftquelle belegt wird – woher kennt Baltzer eigentlich das »Bewusstsein der italienischen Bevölkerung«? Ebenso schreibt Baltzer allein aufgrund von reichlich willkürlichen Assoziationen ähnlicher Art Mussolini die vermeintliche Intention zu, sich »durch das Schlagen der Achsen und den großräumigen Umbau Roms in die Reihe der Päpste« und »auf eine Ebene mit dem Papst« zu stellen (S. 193–196) – es spricht doch einiges dafür, so etwas gerade nicht für das Ziel der faschistischen Diktatur Mussolinis zu halten. So bleibt der Eindruck eines Buches, das im Einzelnen manche interessanten Erkenntnisse insbesondere zur Modernität von in der faschistischen Herrschaft verwendeten Propagandatechniken vermittelt, das aber nicht einmal den Versuch erkennen lässt, zu einer Gesamtaussage zu gelangen: Zu der fehlenden Fragestellung passt der Verzicht auf eine Zusammenfassung. Die Arbeit endet unvermittelt mit drei cursorischen Absätzen über »die Rolle der Fotomontage 1937« und der Bemerkung, die Fotomontage habe im faschistischen Italien auch über dieses Jahr 1937 hinaus eine Rolle gespielt (S. 223 f.). So wird nicht ersichtlich, warum die Verfasserin plötzlich aufhört: Es ist einfach ein Zeichen für die Beliebigkeit der ausgewählten »Aspekte« und die mangelnde Stringenz des gesamten Ansatzes. Tatsächlich besaß auch »die Achsenmacht Italien [...] wohl in Bezug auf Stil und Anwendung der Fotomontage, vermutlich gar generell für die Kunst, kein konkretes Konzept, so dass Änderungen je nach Situation ad hoc vorgenommen wurden« (S. 224). Baltzer macht am Beispiel der Fotomontage deutlich, wie diese Konzeptlosigkeit des italienischen

Faschismus viel Raum ließ für die Entfaltung einer spezifischen Technik der künstlerischen Moderne.

## VI. Architektur und Städtebau im Faschismus

Das Problem der Moderne steht auch im Zentrum der hier zu besprechenden Arbeiten zu Architektur und Städtebau unter dem faschistischen Regime. Das geben schon deren Titel oder Untertitel klar zu erkennen: »Moderner Städtebau in Italien«, »Architektur der italienischen Moderne« oder »Moderne in Afrika«. Erfreulicherweise präsentieren sich die Dissertationen zweier Architekturhistorikerinnen als entschiedener im Zugriff und analytisch zielstrebig als die zuvor kritisierten kulturwissenschaftlich orientierten mediengeschichtlichen Versuche. Die an der Technischen Universität Dortmund entstandene Doktorarbeit der nunmehr in Berlin lehrenden Spezialistin für die Geschichte städtebaulicher Fragen Christine Beese widmet sich dem Werk des Architekten und Urbanisten Marcello Piacentini.<sup>5</sup> Piacentini (1881–1960) gilt als Stararchitekt des faschistischen Regimes, war ungeheuer einflussreich und umtriebig in einer Vielzahl von italienischen Bauprojekten der 1920er- bis 1950er-Jahre und ist bis heute wegen seines vermeintlichen Festhaltens an Bauformen eines monumentalen, historistischen Klassizismus wie wegen seiner Nähe zu Mussolini höchst umstritten. Einer seiner Kritiker nannte ihn den »unheilvollsten Architekten der italienischen Geschichte« (S. 491). Einen solchen Maßstab lehnt Beese als Grundlage ihrer Analyse ab. Sie wendet sich gegen die »Vorstellung vom ›guten modernistischen‹ und ›bösen traditionellen‹ Architekten«, verweist darauf, Piacentinis Architektur sei »in den 1930ern so faschistisch« gewesen, »wie sie in den 1910er Jahren liberal war und in den 50er Jahren christdemokratisch wurde« (S. 18), und plädiert für »eine unvoreingenommene Beschäftigung« mit ihrem Protagonisten, denn trotz der »Gefahr, Geschichtsrevisionisten in die Hände zu spielen und zu einer unerwünschten Nivellierung und Rehabilitierung des Faschismus beizutragen«, bleibe »der Wissenschaft keine andere Wahl, als sich ergebnisoffen der historischen Erforschung der einzelnen Projekte zuzuwenden« (S. 23 f.). Diese Offenheit wünscht man sich auch bei einigen Vertreterinnen und Vertretern einer auf politische und gesellschaftliche Fragen konzentrierten Zeitgeschichtsforschung.

Einige wesentliche Ergebnisse von Beeses vorzüglicher, ebenso gedanken- wie detailreicher Studie, die im Rahmen dieses Literaturberichts nur ansatzweise gewürdigt werden kann, seien im Folgenden zusammengefasst:

1. Piacentinis Schaffen erscheint ebenso vielfältig wie wandlungsfähig und lässt sich schwer auf einen Nenner bringen. Sein architektonischer Stil wandelte sich von einem stark von der italienischen Renaissance geprägten historistischen Klassizismus über Einflüsse der Wiener Secession und einer Aufgeschlossenheit für rationalistische Ansätze, die er allerdings nicht im historischen Zentrum, sondern in den Neubaugebieten italienischer Städte für angemessen befand, seit Ende der 1930er-

<sup>5</sup> Christine Beese, Marcello Piacentini. Moderner Städtebau in Italien, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2016, 624 S., geb., 77,00 €.

Jahre zu einem an Ornamenten eher armen, vom Rationalismus beeinflussten monumental Neoklassizismus, der dem faschistischen Imperium Ausdruck verleihen sollte und der in Spuren auch noch seine Nachkriegsentwürfe prägen sollte. Dessen ungeachtet verweist Beese auf die nahezu durchgehende Funktionalität seiner in der faschistischen Zeit entstandenen Gebäude und Platzanlagen über 1943/45 hinaus, auf seine Hinwendung zu modernen Dienstleistungs- und Geschäftsbauten bis hin zu regelrechten Hochhäusern, insbesondere auf einen für ihn charakteristischen »funktionsgemischten Stadtpalazzo« (S. 521), der als seine Hinterlassenschaft bis heute manche italienische Neustadt prägt. Unter diesem Aspekt erscheint Piacentini bei Beese als ein insgesamt moderner, erfolgreicher Architekt und Urbanist.

2. An Piacentinis Regimenähe lässt Beese keinen Zweifel. Spätestens ab 1926 bemühte sich Piacentini, praktisch etwa in Form seiner Siegesmonumente in Genua und Bozen<sup>6</sup>, planerisch in der Präsentation eines faschistischen Forums auf dem Gelände des zurückzuverlegenden Bahnhofs Termini in Rom, durch antikisierenden Monumentalismus, durch die steinerne Verewigung faschistischer Liktorenbündel in Form von Säulen, durch skurril anmutende Ideen für tempelartige faschistische Großbauten zur Verherrlichung des italienischen Stammes oder der faschistischen Ordnung, einen spezifischen Baustil des Regimes zu entwickeln, *den* faschistischen Repräsentationsplatz zu kreieren. Weit ist er damit nicht gekommen, mutmaßlich waren der Faschismus und seine führenden Figuren einfach nicht auf eine Linie zu bringen, waren ihre Vorstellungen zu unterschiedlich. Beese zitiert wiederholt Piacentinis Dank- und Ergebenheitsadressen an Mussolini: Der Architekt versicherte seinem höchsten Auftraggeber, er trachte danach, »das wahre faschistische Monument zu schaffen, welches mit der Kraft der Kunst und den Symbolen Roms die ewige Jugend unseres Stammes besiegelt« (S. 403, 23. April 1926). Mussolini aber blieb lange unbestimmt, bezog nicht eindeutig Stellung. Die einschlägige Rede des Regierungschefs zur Neugestaltung der Hauptstadt vom 31. Dezember 1925 bezeichnet Beese als eine konfuse und in sich widersprüchliche Sammlung von bereits bekannten Entscheidungen und Vorschlägen (S. 167 f.). Erst 1938 schien sich der *Duce*, mutmaßlich unter dem Einfluss seiner im Deutschen Reich erfahrenen Eindrücke, »auf einen monumentalen neoklassischen Baustil« festzulegen, »der dem Piacentinis entspricht« (S. 559; sprachlich leidet Beeses Arbeit unter zahllosen unmotivierten Tempuswechseln).

3. Tatsächlich scheint es am Ende so, dass Piacentini zum faschistischen Stararchitekten aufstieg, weil die Blütephase seines Schaffens nun einmal in die Zeit der faschistischen Herrschaft fiel. Beese verweist über Piacentinis Befähigung als Architekt und Stadtplaner hinaus auf seine einschlägige Sozialisierung im Hause seines bekannten Architekten-Vaters, auf seine aus dieser gesellschaftlichen Stellung heraus erwachsenen Fähigkeiten zur Vernetzung jenseits von politischen Einstellungen, auf seine organisatorische Begabung und das Bestreben, zielgerichtet mit finanzkräftigen Investoren aus der Riege der im Faschismus geförderten oder ent-

6 Vgl. zu Bozen den Ausstellungskatalog *Sabrina Michielli/Hannes Obermair* (Hrsg.), BZ '18-'45. Ein Denkmal, eine Stadt, zwei Diktaturen. Eine Dokumentationsausstellung im Siegesdenkmal, Folio Verlag, Wien/Bozen 2016, 159 S., kart., 9,90 €.

standenen spezifisch italienischen halbstaatlichen Versicherungs- und Bankgesellschaften zusammenzuarbeiten, deren Unterstützung ihm wiederum bei Auseinandersetzungen mit kommunalen oder staatlichen Entscheidungsträgern zugutekam (zusammenfassend S. 571–573). Mit anderen Worten: Diese Voraussetzungen und Befähigungen würden dem Architekten und Urbanisten Marcello Piacentini unter jedem denkbaren Regime mit einiger Wahrscheinlichkeit eine erfolgreiche, möglicherweise glanzvolle Karriere erlaubt haben. Beese selbst spricht von Vorgehensweisen, die ihn »als Opportunisten und Taktierer erscheinen« lassen (S. 573). Dem Berichterstatter scheint auch Piacentinis Wandlungsfähigkeit im Bereich der Architekturstile und Bauformen in diese Richtung zu weisen; sein Werk lässt sich insgesamt wohl als eklektizistisch im weitesten Sinne bezeichnen, was eigenständige wiederkehrende Elemente seiner Platzgestaltungen und Zweckbauten nicht ausschließt. Beese gesteht, selbst der Urbanist Piacentini habe »keine konsistente Theorie« entwickelt; er arbeitete als Praktiker und »weniger im Sinne einer verallgemeinerbaren [...] städtebaulichen Theorie« (S. 341). Ein solcher Charakter war für die ja selbst theorieferne faschistische Herrschaft gut zu verwenden, und insofern trägt Christine Beeses Monografie auch einiges zum Verständnis von Funktionsweisen dieser Herrschaft bei.

Auch der an der Geschichte des Politischen interessierte Zeithistoriker liest diese architekturgeschichtliche Studie also uneingeschränkt mit Gewinn. Wenn einige Fragen aus interdisziplinärer Sicht offenbleiben, dann liegt das in der Natur der Sache. Es übersteigt die Möglichkeiten des Berichterstatters, den Ähnlichkeiten und Unterschieden von Beaux-Arts-Städtebau, City-Beautiful-Bewegung oder malerischem Städtebau nachzugehen. Ein unter Architekten offenbar geläufiger analytischer Begriff wie »Formensprache« ist aus historischer Sicht gewiss fragwürdig. Fraglich erscheint ferner der Untertitel »Moderner Städtebau in Italien«, wenn Beese wiederholt festhält, Piacentinis Markenzeichen sei »seine Mischung von moderat moderner Architektur und traditionellem Städtebau gewesen« (S. 558), und geradezu von Piacentini »Erfolgskonzept von klassischem Städtebau und moderner Architektur« spricht (S. 562) – modern, traditionell, klassisch: alles eins? Etwas mehr an grundsätzlicher analytischer Differenzierung und Erläuterung würde hier sinnvoll gewesen sein. Andererseits hadert auch Christine Beese mitunter mit den Realitäten spezifisch geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis. Die Vereinten Nationen existierten 1936 nicht und eine Politik der Autarkie propagierte das faschistische Regime bereits seit den späteren 1920er-Jahren (S. 320). »Le Sedi delle Aziende Industriali« sind mitnichten »die Industriebetriebe« – die sich auch kaum an der *Piazza Colonna* ansiedeln konnten –, sondern deren Verwaltungssitze (S. 206 mit Anm. 202 auf S. 349), und die »antonianische« Säule wird man auf dieser Piazza vergeblich suchen (S. 48). Unzureichend ist Beeses Verständnis der *fasces*, *fasci* oder Liktorerbündel als prägendes Abzeichen der faschistischen Bewegung, das als solches gerade auch durch Piacentini in die Architektur eingebracht wurde. Die entscheidende semantische Konnotation mit dem politischen (Männer-)»Bund« entgeht ihr. Im Übrigen trugen in der römischen Antike nicht die mit dem *imperium* ausgestatteten Amtsinhaber die *fasces*, sondern deren Amtsdienner, die *lictiores* (S. 405 f.). Kurios ist aber Beeses Übersetzung als »Fasziensäule« (S. 185); am Ende erhebt sie Piacentini gar zum »Erfinder der Fasziensäule« (S. 490).

Beeses vorzügliche Arbeit bezieht sich in vielem auf die einschlägigen Überlegungen von Harald Bodenschatz, dem sich auch Katrin Albrecht in ihrer 2014 der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich vorgelegten Dissertation »Infrastruktur, Faschismus und Moderne. Die Architektur Angiolo Mazzonis« eng verbunden zeigt. Bodenschatz erweist sich als Mentor einer ganzen architektur- und stadtplanungsgeschichtlichen Forschungsrichtung im Hinblick auf die Diktaturen des 20. Jahrhunderts und fügt der 2017 veröffentlichten Arbeit Albrechts<sup>7</sup> ein Vorwort bei, in dem er Mazzoni als »einen der wichtigsten Architekten des faschistischen Italien« bezeichnet, »eines Landes, das neben der Sowjetunion Stalins am stärksten das eigene Land in der Zwischenkriegszeit durch Architektur und Städtebau verändert hat!«. Mazzoni habe als leitender Angestellter im 1924 gegründeten Ministerium für Kommunikation, das »wie keine andere staatliche Institution den von der faschistischen Ideologie beanspruchten Modernisierungsauftrag« verkörpert habe, landesweit zahlreiche Bahnhofs- und Postgebäude geschaffen, welche die »wenn-gleich widersprüchliche Modernisierung Italiens durch die Diktatur widerspiegelt[en]«. Qualitativ gehöre Mazzonis Werk »zum wertvollen baulichen Erbe des 20. Jahrhunderts« (S. 9 f.).

Katrin Albrecht würdigt Angiolo Mazzoni (1894–1979) in einer Kombination von biografischen Skizzen, ausgewählten Werkanalysen und breiten Passagen zum historischen Hintergrund und zum Arbeitsumfeld des hochrangigen staatsbediensteten Architekten. Bemerkenswert in Albrechts Überlegungen zur Kontextualisierung erscheint ihre Deutung des faschistischen Regimes als einer über 20 Jahre hinweg in Intention und Wirkung modernisierenden Herrschaft, während der »dem Wiederaufbau und der systematischen Modernisierung der technischen und sozialen Infrastruktur des Landes, das heißt der öffentlichen Einrichtungen für Verkehr, Kommunikation, Energie- und Wasserversorgung, wie auch für Bildung, Gesundheit, Kultur, Sicherheit [!] und Verwaltung, einen hohen [sic] Stellenwert beigemessen« worden sei: »Das neue Regime erkannte, dass das Fundament einer ausgebauten, funktionierenden Infrastruktur nicht allein zweckdienlich war, sondern auch zu innenpolitischer und sozialer Stabilität beitrug, Konsens schaffte und folglich die eigene Macht und Leistungsfähigkeit festigen und gleichzeitig überzeugend repräsentieren konnte« (S. 108 f.). Die Neugründung des *Ministero delle Comunicazioni* sei für diese Züge faschistischer Herrschaft geradezu paradigmatisch gewesen. Seine Investitionen im Verkehrs- und Kommunikationsbereich hätten über ihren unmittelbaren praktischen Nutzen hinaus »den Fortschritt schlechthin« verkörpert »und vermochten daher die Modernität, die Konkurrenzfähigkeit und die nationale Größe Italiens hervorragend unter Beweis zu stellen« (S. 111). Diese Sichtweise ist als Hinweis auf *einen* Aspekt der Realitäten im faschistischen Italien berechtigt und sogar notwendig, weil sie Gründe für die zeitweilige Stabilität und die ephemeren Erfolge des Regimes verdeutlicht; sie wirft allerdings Fragen auf, wenn sie über Seiten hinweg mit Paraphrasen der Selbstdarstellung dieses Regimes etwa im Hinblick auf den Ausbau des Eisenbahnnetzes und -verkehrs in Italien, der Telekommunikation oder der Sozialfürsorge für die staatlich Beschäftigten in diesen Sektoren argumen-

<sup>7</sup> Katrin Albrecht, Angiolo Mazzoni. Architekt der italienischen Moderne, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2017, 399 S., geb., 89,00 €.

tiert: Die Wiedergabe von Schaubildern und Leistungsbilanzen gerät leicht in die Gefahr einer bloßen Reproduktion von Regimepropaganda (S. 109–127).

Mazzoni entwarf und leitete als Chefarchitekt des Ministeriums Projekte zum Neubau von Postgebäuden und Bahnhofsanlagen in ganz Italien. Zahlreiche dieser Bauten untersucht Albrecht gemäß der Maßgabe von Harald Bodenschatz, es müsse »im Detail nachgewiesen werden«, dass »Architektur unter diktatorischen Verhältnissen durchaus qualitativ sein kann« (S. 10). So analysiert Albrecht mit Akribie, Fleiß und Hingabe – unter Beifügung nicht nur zahlreicher Abbildungen, sondern insbesondere auch von 48 äußerst beeindruckenden, ja suggestiven Farbtafeln – ausgewählte Bauten Mazzonis, verweist auf seine stete Auseinandersetzung mit historischen, landschaftlichen und stadtgeografischen Voraussetzungen und Determinanten der jeweils zu treffenden architektonischen Entscheidungen, auf die Funktionalität seiner Bauten und auf die oft überraschenden Lösungen im Hinblick auf Farbgebungen, Materialauswahl oder andere Ausstattungsdetails. Die Modernität und der von Albrecht postulierte künstlerische Wert dieser Bauten werden der Leserschaft gleichsam unwiderleglich vorgeführt: Kein aufmerksamer Leser und keine Leserin dieses Buches wird künftig Ostia Lido, Sabaudia oder Agrigent besuchen, ohne die dortigen faszinierenden Postämter in Augenschein zu nehmen; niemand wird darauf verzichten, in den Bahnhöfen etwa von Montecatini, Venedig oder Rom den Spuren von Mazzonis Wirken nachzuspüren. Die großen Bahnhofsbauten stehen im Übrigen letztlich für das Scheitern Angiolo Mazzonis an der Wirklichkeit der Planung und Vergabe von Großbauten im faschistischen Italien. In Florenz hatte Mazzoni um 1930 herum einen traditionalistischen Entwurf eingereicht, der im Vergabeverfahren einem modernistischen Projekt unterlag. Daraufhin reichte er für Venedig einen hochmodern anmutenden rationalistischen Entwurf des Empfangsgebäudes ein (Abb. 157 auf S. 160), dessen Realisierung von Mussolini persönlich angeordnet, von der lokalen Baukommission jedoch zurückgewiesen worden sei (S. 162) – ein bemerkenswerter Mosaikstein im Hinblick auf die Durchsetzungskraft der faschistischen Diktatur, wie überhaupt Albrechts Studie erneut vor Augen führt, dass die Faschisten ebenso wie die italienischen Behörden weit von einer einheitlichen, dirigistisch umgesetzten oder gar totalitären Auffassung von Kunst und Architektur entfernt waren; das Bauwesen im Königreich Italien präsentierte sich jedenfalls unter der faschistischen Regierung ausgesprochen vielgestaltig und pluralistisch. Für den Neubau der *Stazione Termini* in Rom schließlich, seinen bedeutendsten Auftrag, erarbeitete Mazzoni erst ein modernistisches, auch in städtebaulicher Hinsicht wegweisendes Projekt, dann, als er sich damit nicht durchsetzen konnte, ein den Wünschen des Regimes entsprechendes monumentalistisches, dessen Umsetzung, soweit sie das optisch und funktional entscheidende Kopfgebäude betraf, während der Kriegsjahre zum Erliegen kam – es wurde in der Nachkriegszeit von anderen Architekten in vollständig anderer Manier realisiert. Wie generell in seiner Fähigkeit, gleichzeitig mehrere gestalterisch und stilistisch ganz unterschiedliche Entwürfe für ein und dasselbe Projekt zu erstellen, was Albrecht wohlwollend als »ausgeprägt undogmatische Entwurfshaltung« charakterisiert (S. 13), erwies sich Mazzoni hinsichtlich dieser drei Bahnhofsprojekte und speziell des römischen als flexibel, anpassungsfähig, erfolgsorientiert – gar opportunistisch?

Gegen eine solche Interpretation verteidigt Katrin Albrecht ihren Protagonisten, indem sie ihm bezüglich des Bahnhofprojekts von *Roma Termini* eine »kompromissbereite Haltung« zugutehält, die »ihn letztlich aber nicht nur erneut den Auftrag, den er nach dem politischen Umbruch [von 1943/45] und seinem Ausscheiden aus der Eisenbahnverwaltung abtreten musste, sondern auch seinen Ruf als Architekt« gekostet habe (S. 164). Hier erheben sich aus der Sicht des Zeithistorikers Einwände gegen Albrechts architekturgeschichtlich überzeugende Arbeit: Sie stützt sich in ihren Wertungen offenkundig über weite Strecken auf Selbstzeugnisse aus dem Nachlass Mazzonis, der in einem Museum in Rovereto zugänglich ist und mit dessen Sichtung und Aufbereitung Mazzoni selbst Jahrzehnte beschäftigt war. So entsteht ein Bild Mazzonis, das ihn als letztlich unpolitischen Fachmann zeichnet, der seine überragenden Fähigkeiten dem Regime zur Verfügung stellte, weil er eben seiner Arbeit nachging. Gewiss wird *en passant* mitgeteilt, dass er im Januar 1926 Mitglied der faschistischen Partei »wurde« (S. 93) – die Wahl der passiven Form ist bezeichnend –, sich in seinen Publikationen gelegentlich mit Mussolini-Zitaten anzubiedern suchte (S. 81) und architektonisch allenthalben das Regimesymbol der Liktorenbündel spielerisch integrierte. Doch der entscheidenden Frage, wie es Angiolo Mazzoni mit dem Faschismus hielt, weicht Albrecht aus. Stattdessen erschließt sie aus noch dazu nur nebulös nachgewiesenen Aufzeichnungen Mazzonis das beklagenswerte Schicksal eines Mannes, der »in der unmittelbaren Nachkriegszeit vor allem aus politisch und persönlich motivierten Gründen seines Amtes enthoben wurde«. Er sei »als leitender Angestellter einer staatlichen Behörde im Gegensatz zu seinen freischaffenden Kollegen und untergebenen Mitarbeitern dem öffentlichen Säuberungsprozess besonders ausgesetzt« gewesen, seine Integrität »vorsätzlich und exemplarisch geopfert« worden, und er sei schließlich »beruflich und persönlich kompromittiert« geendet. Mazzoni selbst »zweifelte nie daran, dass einige der langjährigen Eisenbahnfunktionäre sein Verbleiben in ihren Reihen als hinderlich oder störend erachteten und seine Entfernung aus dem Dienst daher begrüßten, wenn nicht [...] sogar veranlassten – sei es aus eigennützigem Interesse, sei es zur Absicherung der eigenen Position, oder sei es aus Angst, wegen der eigenen faschistischen Vergangenheit selbst unter Verdacht zu geraten« (S. 101 f.). Albrecht belässt es bei dieser Selbstdarstellung eines offenkundig *politisch* gescheiterten und verbitterten alternden Mannes und fragt nicht, was er selbst in den vorangegangenen gut 20 Jahren zu diesem spezifischen Scheitern beigetragen haben mag. Sie lässt im Dunkeln, was es mit einem 1934 erschienenen Artikel Mazzonis mit dem Titel *Arte mussoliniana* auf sich hat, der zwar im Literaturverzeichnis erwähnt, aber nirgends analysiert wird. Und es gibt ihr nicht zu denken, dass der Faschist Mazzoni 20 Jahre lang freudig seinen Dienst im faschistisch regierten Königreich Italien versah, vor der Italienischen Republik aber 1948 erst einmal für sechzehn Jahre ins kolumbianische Exil flüchtete, vor einer Republik, die ihn übrigens nach Einstellung des gegen ihn gerichteten Säuberungsverfahrens seit 1951 mit der ihm zustehenden Pension bedachte, die ihm und seiner Ehefrau noch fast 30 Jahre lang ein auskömmliches Leben sichern sollte.

Anders als die eigenständigen, durchdachten und weiterführenden Arbeiten Beeses und Albrechts vermag die an der Berliner Humboldt-Universität entstandene kunstgeschichtliche Dissertation von Vera Simone Bader über »die Konstruktion ei-

ner italienischen Kolonialstadt« nicht zu überzeugen.<sup>8</sup> Dem Untertitel des Buches zufolge geht es um Asmara, das Zentrum der italienischen Kolonie Eritrea. Und tatsächlich werden die Stadtplanung seit dem späten 19. Jahrhundert und einige der von italienischen Architekten und Ingenieuren entworfenen Bauten in Asmara auf einigen Dutzend Seiten abgehandelt. Weil das Material für Asmara offenbar nicht mehr hergab, finden sich plötzlich unvermittelt 30 Seiten über Addis Abeba, die Hauptstadt der 1936 geschaffenen Großkolonie Italienisch-Ostafrika, für das in dem Buch sogar ein brauchbarer zeitgenössischer Stadtplan reproduziert wird, den man für Asmara vergeblich sucht. Doch im Wesentlichen präsentiert sich diese Arbeit als ein Musterbeispiel von Uneigentlichkeit: Bader argumentiert kaum irgendwo induktiv und quellenanalytisch, sie verliert sich vielmehr – wiederum stark kulturwissenschaftlich inspiriert – in weitschweifigen, von anderen Autorinnen und Autoren entliehenen Erwägungen und Spekulationen, ohne irgendwo zu belastbaren eigenen Erkenntnissen zu gelangen, referiert wahllos über postkoloniale Studien oder Orientalismus und landet folgerichtig ebenfalls bei Kracauer und Benjamin, dessen omnipräsenten Beitrag »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« sie über Seiten hinweg paraphrasiert (S. 199–201 u. 206 f.). Das Ergebnis dieser Vorgehensweise sind erneute Phrasen oder inhaltsleere Sätze in teilweise arg verquaster Sprache: Koloniale Architektur habe dazu gedient, »den Einheimischen die eigentliche Macht vor Augen zu führen« (S. 31); »im Verlauf des Zweiten Weltkrieges kamen italienische Kriegsschiffe zum Einsatz« (S. 213); mit dem Bau eines Gouverneurspalasts konnte »eine Kulturalität durch die Ausgestaltung des Gebäudes erreicht werden, die schließlich auf den gesamten Raum übergriff« (S. 44); oder »Mussolini hatte die Idee entwickelt, einen Domus zu schaffen, der sich durch Klugheit, Moral und körperliche Leistungskraft auszeichnen und die Fähigkeit besitzen sollte, andere Völker zu beherrschen« (S. 72). Was hier gemeint sein mag, bleibt ebenso im Dunkeln wie ein Sinn der dem liberalen italienischen Ministerpräsidenten Francesco Crispi unterstellten »Vision von einem transatlantischen Italien mit unabhängigen Kolonien« (S. 33). Kaum haltbar sein dürfte die nicht belegte Behauptung, »von Anbeginn stand die Unterwerfung fremder Länder im Zentrum des faschistischen Gedankengebäudes« (S. 12). Bemerkenswert erscheint für die Zeit um 1900 der »Entschluss, Rom zur Hauptstadt der Republik auszubauen« (S. 62).<sup>9</sup>

Die Fruchtlosigkeit einer Arbeitsweise, die beinahe durchgehend als rein deduktiv und assoziativ gekennzeichnet werden muss und die auf eine eigenständige Aus-

8 *Vera Simone Bader*, *Moderne in Afrika. Asmara – Die Konstruktion einer italienischen Kolonialstadt 1889–1941*, Gebr. Mann Verlag, Berlin 2016, 288 S., geb., 49,00 €.

9 Anstelle einer Aufzählung von weiteren sachlichen und sprachlichen Fehlern, die die Arbeit durchziehen, sei anmerkungswise noch auf eine sprachliche Eigentümlichkeit der Verfasserin verwiesen, die allenthalben den banalsten Dingen durch ein vorangestelltes »äußerst« eine scheinbare Wichtigkeit zuweisen möchte: So finden sich ein »äußerst hoher finanzieller Aufwand« (S. 77), »äußerst fortschrittlich« (S. 81), »äußerst einflussreiche Mitglieder« und »eine äußerst wichtige Straße« (S. 84), eine »äußerst wirksame Barriere« und ein »äußerst prominenter Platz im Stadtplan« (S. 103), ein »äußerst geometrisches Grundmuster« (S. 123) gemäß »einem äußerst zentralistischen Prinzip« (S. 125), eine »äußerst klassische Komposition« (S. 186), ein »äußerst sakraler Charakter« (S. 191) sowie die Bewertung von Architektur als »äußerst italienisch« (Anm. 56 auf S. 256).



einandersetzung mit möglicherweise relevanten Quellen von vornherein verzichtet, sei exemplarisch erläutert. Die Hauptthese des Buches wird gleich einleitend vorgebracht und anschließend in verschiedenen Varianten wiederholt: Das Ziel der faschistischen Kolonialpolitik habe in »einer totalen Umgestaltung gesamt Italienisch-Ostafrikas« bestanden. »Für das ›neue Imperium‹, das heißt für das von den Faschisten [sic; tatsächlich waren es die königlichen italienischen Streitkräfte!] 1935 eroberte Äthiopien, aber auch für Eritrea und Somalia, sollte ein Gesamtkonzept entworfen werden, das Militär, Administration, Politik und Gesetzgebung vereinheitlichte und dem Architektur, Stadtplanung und Infrastruktur ein neues Gesicht verleihen sollten« – dem Konzept wohl gemerkt sollte offenbar ein Gesicht verliehen werden. Das faschistische Regime habe »für das ›neue Imperium‹ eine Raumrevolution« vorgesehen, »welche die politische Doktrin für alle Zukunft in Stein abbilden sollte« (S. 23 f.). Tatsächlich wird aber nicht ein einziges zentrales Schlüsseldokument vorgelegt, werden überhaupt keine einschlägigen Quellen ausgewertet, die diese Behauptung irgendwie untermauern, und es werden auch keine Aussagen führender faschistischer Politiker zitiert, die als Stütze dieser weitreichenden These dienen könnten. Selbst von dem eigens eingerichteten kolonialen Beirat der Regierung wurden offenbar keine entsprechenden Konzepte vorgelegt (vgl. S. 82–85), und »außer dem kolonialen Beirat in Rom« gab es ohnehin »keine weiteren Personen, Organisationen, Behörden, staatlichen oder parteieigenen Institutionen, die sich mit der Raumpolitik in den Kolonien tiefer gehend beschäftigten« (S. 121) – allein dieses Eingeständnis der Verfasserin führt ihre Konstruktion eines »umfassenden Konzeptes« (S. 122) faschistischer Kolonialpolitik ad absurdum. Die weitgehende Inhaltsleere ihrer Erwägungen zu einer spezifischen »faschistischen Raumorganisation« – so der Titel des dritten Kapitels – lässt Bader in ihrer Not auf einen von Patrick Bernhard vorgebrachten, von vornherein wenig einleuchtend erscheinenden Gedanken zurückgreifen, dem zufolge die italienische Politik in Ostafrika Vorbild für die nationalsozialistischen Vorstellungen von einer Neuordnung Osteuropas gewesen sei(n könnte), wie sie etwa im Generalplan Ost Niederschlag fanden.<sup>10</sup> Am Ende von Baders fünf Seiten umfassenden Repetitionen und Mutmaßungen findet sich als einziges Ergebnis deren Ausgangspunkt: Es könne »die Frage aufgeworfen werden [...], ob die für Italienisch-Ostafrika vorgesehene Raumorganisation nicht sogar auf die von den Nationalsozialisten später entwickelten Planungen für die besetzten Ostgebiete Einfluss nahm« (S. 121–126, Zitat: S. 126). Quellen, die der Verifikation dieses bloßen Gedankenspiels dienen könnten, legt sie ebenso wenig vor wie seinerzeit Bernhard. Sie legt ja nicht einmal Quellen vor, die eine für Italienisch-Ostafrika vorgesehene Raumorganisation plausibel machen oder in nachvollziehbarer Weise vor Augen führen könnten.

Ein anderes Beispiel für Baders haltlose Spekulationen liefern ihre Überlegungen zur Fiat-Tankstelle in Asmara, die gegen Ende der 1930er-Jahre erbaut wurde und in deren architektonischer Gestaltung, in der sich rationalistische und futuristische Züge vermengen, ohne Weiteres Anklänge an die Gestalt eines Flugzeugs zu erken-

10 Vgl. Patrick Bernhard, Die »Kolonialachse«. Der NS-Staat und Italienisch-Afrika 1935 bis 1943, in: Lutz Klinckhammer/Amedeo Osti Guerrazzi/Thomas Schlemmer (Hrsg.), Die »Achse« im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945, Paderborn/München etc. 2010, S. 147–175.

nen sein mögen. Vera Simone Bader verbindet das rein assoziativ mit Fiat-Kampflugzeugen, die in Äthiopien und Spanien im Einsatz waren, sowie mit dem Abwurf von Gasbomben im Abessinienkrieg, sieht in dieser Tankstelle »ein Symbol für die von den Faschisten als erfolgreich empfundene Okkupation« Ostafrikas und interpretiert sie »als Verweis auf die Mithilfe der von Fiat gebauten Maschinen und auf die von der Politik gefeierten Siege«. Als Argumentationshilfe dient neben sachfremden Erörterungen Walter Benjamins am Ende nichts als *persuasio*: »Es ist wohl kaum zu leugnen, dass die Tankstelle als ein an Zeit und Raum gebundenes Objekt den aufgezeigten Zusammenhang durch ihre ausgesuchte und auffallende Form herstellte; und es ist noch weniger zu bestreiten, dass sie auf diese Weise als Vermittlerin von faschistischen Inhalten diente« (S. 203–208). Doch, das ist zu leugnen und es ist zu bestreiten, solange die Verfasserin keinerlei zeitgenössische Dokumente vorlegt, die eine solche Interpretation in irgendeiner Weise plausibel erscheinen lassen.

Was bleibt nach der Lektüre dieser Doktorarbeit außer vagen Mutmaßungen haften? Vera Simone Bader bestätigt den Konsens der hier besprochenen Architekturhistorikerinnen, dass sich die Baupolitik des Mussolini-Regimes heterogen und wenig einheitlich darstellte, dieses Regime Architektur für propagandistische Zwecke einsetzte, sich dabei »verschiedene kulturell-ästhetische Formen aneignete, um ideologische Aussagen zu treffen«, und »sowohl eine traditionelle als auch eine moderne Formensprache« zuließ, »ohne dass sich daraus ein faschistischer Stil entwickeln konnte« (S. 195). Die bedeutenden und gegenwärtig mehr denn je berühmten rationalistisch-modernistischen Bauten, die im italienisch beherrschten Asmara zwischen Mitte und Ende der 1930er-Jahre entstanden und die die Stadt bis heute prägen, wurden nicht von erstklassigen Architekten geschaffen, sondern von weitgehend unbekanntem Ingenieuren und Bauzeichnern. Sie stehen in keiner Weise für einen spezifischen Kolonialstil, sondern »spiegeln letztlich [...] die Architektur wider, die in Italien zu dieser Zeit entstand« (S. 195). Dasselbe gilt auch für die Sichtachsen und Aufmarschplätze, Verkehrsführungen und Grünanlagen, die die zumeist im Planungsstadium stecken gebliebenen Entwürfe für die Gestaltung der Kolonialstädte kennzeichneten. Spezifisch kolonialistisch erscheint am Ende allein die (wie wiederum in Italien selbst im Hinblick auf die Siedler übrigens auch klassengesellschaftliche) rassistische und ethnische Segregation der nichtitalienischen Bevölkerungsgruppen, die allerdings ebenfalls weitgehend im Planungsstadium verblieb, während Bader genügend Hinweise auf ein differenziertes Mit- und Nebeneinander von Italienern und Einheimischen in der Realität der königlich-faschistischen Kolonialgesellschaft liefert. Im Gedanken der ethnischen Trennung lag aber eben nichts spezifisch Faschistisches, wie nicht bloß die Kontinuität zur vorherigen Kolonialpolitik des liberal regierten Königreichs Italien aufzeigt, sondern vor allem die Einsicht der Verfasserin, dass »die Segregation der afrikanischen Bevölkerung [...] ohnehin von allen kolonialen Großmächten im Stadtaufbau vorausgesetzt« wurde (S. 119). Baders das Buch durchziehende Empörung über eine »der ethnischen Segregation« dienende Stadtplanung, »die der afrikanischen, aber auch der italienischen Bevölkerung die Herrschaftsverhältnisse demonstrativ vor Augen führen sollte« (S. 12), würde als geschichtswissenschaftliches Urteil an Relevanz ge-

winnen, wenn sie zeitgenössische Stimmen heranziehen könnte, die diesen Umstand beklagt und Alternativen aufgezeigt hätten. Das tut sie nicht.

Stattdessen, und das ist wirklich irritierend, weil sie nicht erläutert, wie das mit der Vorstellung eines besonders verabscheuungswürdigen faschistischen Rassismus oder auch nur einer »reaktionäre[n] Kolonialpolitik« (S. 71) in Einklang zu bringen ist, stellt Bader den Faschismus als eine generell in außergewöhnlicher Weise und besonders auch in Afrika der Modernisierung und dem Fortschrittsgedanken verpflichtete Bewegung und als ein entsprechendes Regime dar. Das diktatorische Regime habe »seine politische Doktrin in eine städtebauliche Sprache zu übersetzen« versucht, um »eine Zivilisierungsmission zu erfüllen, als europäische Führungsnation voranzuschreiten und Vorbild auch für andere Nationen zu sein«. Es sei Mussolinis Bestreben gewesen, »als Gründer eines neuen staatlichen Modells und als Vertreter eines modernen Lebensstils in die Geschichte einzugehen. Daher waren für die konzeptionellen Ideen in den Kolonien [...] Modernisierung und Entwicklungsvorsprung entscheidende Ansätze. Schließlich sollte Italien wieder zu dem gemacht werden, was es einst war: ein Land, das eine neue Leitkultur hervorgebracht hat« (S. 76). Allenthalben spricht Bader von einem »Erneuerungsprozess« in den italienischen Regionen Afrikas, von einem »Modernisierungsprozess in Äthiopien«, von einem »Kulturtransfer«, der »das ostafrikanische Land umfassend aufwerten« und »als zivilisatorische[s] Mittel dazu führen« sollte, »die Moral der einheimischen Bevölkerung zu steigern« (S. 105). Sehen so finsterner Kolonialismus oder reaktionäre Kolonialpolitik aus? Es bleibt völlig unklar und letztlich unerfindlich, was sich Vera Simone Bader dabei denkt, wenn sie unentwegt »ein faschistisches Imperium der Moderne« als »Vorhaben des Regimes« präsentiert (S. 120), einen faschistischen »Modernisierungsprozess« beobachtet (S. 187) und Mussolini das Ziel zuschreibt, nicht nur »Italien zu modernisieren« (S. 167), sondern auch »eine neue Kultur in Afrika« zu installieren, »eine Kultur, die das Zeitalter Mussolinis charakterisierte« (S. 223). Faschismus als Synonym für Kultur, Zivilisierung, Modernisierung, Moral – ist das als analytischer Ansatz ernst gemeint? Und was würde es für die einheimische Bevölkerung in Italienisch-Ostafrika bedeutet haben?

## VII. Faschismus und Katholizismus

»Das katholische Italien in der Zeit des Faschismus« lautet der Titel eines der Beiträge, die Francesco Traniello, emeritierter Professor für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Turin, mit seiner Aufsatzsammlung »Katholizismus und politische Kultur in Italien« in deutscher Übersetzung vorlegt.<sup>11</sup> Die in den vergangenen gut 30 Jahren entstandenen Artikel belegen eindrücklich die Sachkenntnis des einschlägig ausgewiesenen Verfassers, der mit den Methoden einer »erweiterte[n] politische[n] Ideengeschichte« – so Martin Baumeister in seinem Vorwort (S. 10) – seinen Gegenstand und die verschiedensten katholischen Akteure umkreist und gedankenreich erkundet, nur selten jedoch unter stringenter Fragestellung und

<sup>11</sup> *Francesco Traniello*, *Katholizismus und politische Kultur in Italien*, Aschendorff Verlag, Münster 2016, 318 S., kart., 29,80 €.

mittels präziser Begrifflichkeiten quellengestützt analysiert. Im Allgemeinen geht es Traniello um »die Verbindungen und Verzahnungen von Religion und politischer, nationaler und kultureller Identität«, die im Rahmen »der derzeitigen geschichtswissenschaftlichen Konjunktur« ebenso wie »die öffentliche Rolle der Religion« »generell wieder stärker ins Blickfeld der Geschichtsschreibung gerückt« seien: »Religion interessiert (wieder) als Motor sozialer Kohäsion, als Matrix kollektiver Identitäten« (S. 15 f.). Im Besonderen möchte der Verfasser einem »ganz eigentümliche[n] ›Sonderweg‹« nachspüren, der die italienische Nationalgeschichte »durch die Präsenz des Papsttums« geprägt habe, der Denkfigur der spezifisch »katholischen Nation«, die in der Wahrnehmung und Interpretation italienischer Geschichte über einen langen Zeitraum hinweg eine »Schlüsselrolle« eingenommen habe, und der »dichten Verzahnung von Nationalismus und Katholizismus [...], die schließlich unter dem Faschismus ihre Hochphase erlebte« (S. 17–19).

Obwohl die Mehrzahl der Beiträge des Bandes sich eher dem 19. Jahrhundert widmen – besonders Traniellos luzide Darlegungen zum Verfassungsdenken führender liberaler Katholiken im Zusammenhang der revolutionären und kriegerischen Auseinandersetzungen der Jahre 1848/49 oder seine biografische Skizze des Gründers der Salesianer-Kongregation, Don Giovanni Bosco, vermögen zu überzeugen –, finden sich auch zentrale Hinweise auf das wechselseitige Verhältnis von Faschismus und Katholizismus. So habe bereits seit dem späten 19. Jahrhundert die Vorstellung von einer spezifischen katholischen »Zivilisierungsmission« der italienischen Nation »potentiell imperialistische Züge« angenommen (S. 33), und während des Ersten Weltkriegs sei »die Bedeutung der Religion als Ressource, auf die man zwecks maximaler Mobilisierung zurückgriff«, gewachsen: »Massiv wurde ein katholischer, nationaler, ›italienischer Glauben‹ gepredigt, der Fundament und Garantie eines Kulturmodells zu sein schien, das es auch mit Waffen zu verteidigen galt« (S. 186). Weiterhin verwiesen die in der kirchlichen Hierarchie verbreitete und vom Episkopat vermittelte kulturpessimistische Zeitdiagnose »eines allgemeinen, rapiden Verfalls der Moral« und die »Klage über die gewachsene Bedrohung durch Sozialismus und Bolschewismus« (S. 187) auf gemeinsame Wurzeln und Grundlagen von katholischen und faschistischen Weltbildern, die die Symbiose von katholischer Kirche und faschistischem Regime zu erklären vermögen. Eine solche entwickelte sich tatsächlich, ungeachtet mancher Spannungen und Differenzen im Hinblick auf die politische Rolle der im Januar 1919 gegründeten, 1926 faktisch aufgelösten christlichen Volkspartei »Partito Popolare Italiano« (PPI) oder der Katholischen Aktion (»Azione Cattolica«) als dem Aushängeschild des weit verzweigten und in der italienischen Gesellschaft auch während der faschistischen Ära enorm einflussreichen katholischen Verbandswesens.

Zwar sei die »katholische Nation« nie zur Gänze in der »faschistischen Nation« aufgegangen, habe sich die katholische Kirche ihre institutionelle Autonomie erhalten – zumal »das faschistische Regime niemals ernstlich überlegt« habe, »die ›traditionelle Religion‹ des Volkes gänzlich abzuschaffen«, was übrigens dazu beitrug, dass » von kirchlicher Seite die Unterschiede zwischen Mussolinis Regierung und dem NS-Regime stärker betont wurden« und man sich von der deutsch-italienischen Annäherung seit 1936 wenig begeistert zeigte: Die »Hinwendung des faschistischen Regimes zum Nationalsozialismus, insbesondere die Anziehungskraft von

dessen biologisch begründetem Rassismus, alarmierte die vatikanischen Stellen und die mit ihnen verbundenen Presseorgane und intellektuellen katholischen Kreise«. Zu einem »Bruch« zwischen Katholizismus und faschistischem Regime sei es jedoch nicht gekommen und die Vertreter einer radikalen antifaschistischen Opposition aus von Gewissensgründen geleiteten katholischen Kreisen hätten sich stets in weitgehender Isolation befunden (S. 44–47); »Fälle von absolutem Dissens [...] blieben Einzelfälle« (S. 222). Vielmehr skizziert Traniello ein Bild, das eine positive Aufnahme der 1929 unterzeichneten Lateranverträge des Heiligen Stuhls mit dem Königreich Italien durch das katholische Establishment reflektiert, den wesentlichen Beitrag, den die Kirche zur Stabilisierung des Regimes im Zeichen gemeinsamer konservativer Werte fortan leistete, den Höhepunkt eines gemeinsamen Konsenses angesichts der kriegerischen Unterwerfung Äthiopiens 1935/36 und eine zumindest äußerlich ungebrochene Loyalität der Amtskirche gegenüber dem Regime auch nach dem Eintritt Italiens in den europäischen Krieg 1940, obwohl sich dagegen in der Umgebung des Papstes Bedenken aufgetan hatten. Tatsächlich waren noch im Juni 1939 Franz von Assisi und Katharina von Siena in traulichem Einvernehmen zwischen Kirche und Regime »zu Schutzheiligen der italienischen Nation« erhoben worden (S. 201). Resümierend spricht Traniello von einem italienischen »Nationalkatholizismus«, der unter dem Pontifikat Pius' XI. bei allen kritischen Ansätzen nie die Kraft zur durchgreifenden Distanzierung vom Faschismus und seinem Regime aufgebracht habe – von Pius XII. ist erstaunlicherweise in dem Beitrag über das katholische Italien und den Faschismus gar nicht erst die Rede: Er bricht 1939 unvermittelt ab. Jedenfalls scheint das Regime in dem Bemühen, die katholische Kirche in seinen Dienst zu stellen und für seine Zwecke zu instrumentalisieren, weitaus erfolgreicher gewesen zu sein als die kulturpessimistischen Teile der kirchlichen Hierarchie bis hin zu Pius XI. selbst, die sich einbildeten, ihrerseits den Faschismus katholisieren, das Regime als Medium zur Rekatholisierung Italiens nutzen und dadurch den mit der Moderne verbundenen vermeintlichen Gefährdungen von Moral und Gesittung begegnen zu können (S. 208–213).

Ein Glanzstück in Traniellos Aufsatzsammlung stellt der personengeschichtliche Beitrag zum politischen Denken des sizilianischen Priesters und Gründers der Volkspartei PPI Don Luigi Sturzo (1871–1959) dar, den Traniello überzeugend als »eine Persönlichkeit ersten Ranges in der demokratischen Kultur des 20. Jahrhunderts« würdigt (S. 249–283, Zitat: S. 263). Sturzo habe die Demokratie zu seinem zentralen Thema erhoben und sie als »gleichzeitig politisches und soziales Projekt« aufgefasst: Das liberale Italien der Vorweltkriegs- wie der frühen Zwischenkriegszeit sei »kein wirklich nationaler Staat«, vielmehr ein »national-bürgerlich-patriarchal« geprägter Klassenstaat, solange es den unteren Schichten und damit der breiten Masse der Bevölkerung verwehrt werde, »als aktive, autonome Subjekte das öffentliche Leben mitzugestalten«. Für diese erweiterte Partizipation der Staatsbürger gelte es, »die politischen Instrumente bereitzustellen«. Die besondere Qualität von SturzOs politischem Entwurf habe darin gelegen, »auf konstruktiven Konsens und aktive Beteiligung« sämtlicher Bevölkerungsgruppen abzielen und »mit Hilfe neuer politischer Formationen, das heißt mittels der Volksparteien, die Neugründung des Staates anzustreben« (S. 259–262). Als Handelnder im politischen Raum mittels seines PPI letztlich im Zuge der Herausbildung der faschistischen Dik-

tatur gescheitert, dachte Sturzo im britischen und dann im US-amerikanischen Exil weiterhin intensiv über die Transformation des liberalen in den demokratischen Staat nach, erkannte in seinen Zufluchtsstätten zunehmend auch ein politisches und gesellschaftliches Vorbild und baute seine Überlegungen zu einem radikalen Pluralismus als Grundlage seiner politischen Soziologie aus. Der »Democrazia Cristiana« (DC) sollte in diesem Sinne unter günstigeren Umständen weitaus mehr Erfolg beschieden sein als Sturzos eigener Parteigründung. Andererseits verlief in Traniellos Interpretation die jahrzehntelange Vorherrschaft der Christdemokraten in der Italienischen Republik parallel zu einer Säkularisierung der italienischen Gesellschaft, die so rasant und heftig vor sich ging, dass sie trotz aller scheinbaren institutionellen Stabilität der Kirche als »Indiz für die tatsächliche Fragilität des italienischen Katholizismus« zu verstehen sei und die Vorstellung einer »katholischen Nation« obsolet gemacht habe (S. 59–63).

Luigi Sturzo entwickelte sich seit 1922 nicht nur zu einem entschiedenen Gegner des Faschismus als mittels Gewalt und Rechtsbeugung agierender und regierender Kraft, er prägte als kritischer Interpret des faschistischen Regimes auch maßgeblich den Begriff des Totalitarismus zur Kennzeichnung einer neuartigen Form von diktatorischer Herrschaft. Einschlägige Texte aus Sturzos Feder in deutscher Übersetzung versammelt ein Band der vom Dresdener Hannah-Arendt-Institut verantworteten Reihe »Wege der Totalitarismusforschung«.<sup>12</sup> Sturzos Überlegungen zum Totalitarismus gehen weder von der Bedeutung spezifischer Weltanschauungen noch von bestimmten Herrschaftstechniken aus, sie analysieren vielmehr eine übersteigerte Form des im Staat des 19. Jahrhunderts wurzelnden Etatismus und gehen primär vom italienischen Faschismus aus. In dessen Vergleich mit dem Sowjetbolschewismus erkennt Sturzo eine Reihe von Entsprechungen und Berührungspunkten, ebenso aber auch von erheblichen Unterschieden etwa im Hinblick auf die fundamentale Rolle von tödlicher Gewalt im bolschewistischen Russland oder auf den dort erfolgten völligen Umsturz von Staat und Gesellschaft, während der Faschismus in Italien sozialkonservativ agiert und traditionelle Strukturen des italienischen Nationalstaats unangetastet gelassen habe. Gewiss bescheinigt Sturzo auch dem Faschismus das Ziel, eine Gewaltherrschaft zu errichten, doch litt die Ansätze »einer totalitären Umgestaltung« Italiens unter »dem Fehlen einer theoretischen Konzeption« (S. 89 f.); der Faschismus sei generell »mehr eine Methode als ein System« und lasse keine »Konzeption des *faschistischen Staates*« erkennen (S. 68; vgl. S. 78). Dazu gesellt sich ein Bild Mussolinis als eines Politikers und Parteiführers, der über keine Idee verfüge (S. 93), sich einmal so und ein anderes Mal so gebe, je nachdem, wie er es für nützlich befinde (S. 101 f.), verschiedene Masken trage, sich immer erneut der Situation anpasse, seine Methoden wechsele und überhaupt eine »wandelbare Psyche« an den Tag lege (S. 150–152, vgl. auch S. 232 f.).

Von besonderem Interesse erscheint Sturzos durchgehender kapitalismuskritischer Ansatz zur Interpretation der faschistischen Herrschaft. Bereits gegen Ende des Jahres 1922 prangerte Sturzo diejenigen an, die meinten, »die Welt des Besitzes

12 Luigi Sturzo, Über italienischen Faschismus und Totalitarismus, hrsg. von Uwe Backes/Günther Heydemann (Wege der Totalitarismusforschung), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 291 S., geb., 60,00 €.

und des Reichtums« könne am besten durch die Diktatur des Schlagstocks gerettet werden (S. 86), und wenig später beschrieb er einen Faschismus, der der »schmarotzerhaften Industrie« und der »Spekulation der Banken« diene, sowie »die Geschäftemacherei der Industriellen und der Großgrundbesitzer«, die Mussolinis Partei »unter Druck setzen« (S. 92 f.). Die organisierte Industrie des italienischen Nordens bezahle den Faschismus, damit er in ihrem ausbeuterischen Interesse die Eroberung Südtaliens betreibe und die Menschen dort ihrer ökonomischen und finanziellen Knechtschaft überlasse (S. 119), die reichen Schichten hätten sich der Diktatur zugewandt, »um darin Rettung zu suchen« (S. 247). Die antikapitalistischen Attacken des wackeren, der sozialen Reform verpflichteten Politikers und Gottesmanns kommen nicht ganz ohne antisemitische Anklänge aus, wenn er sich über die großen Trusts, die plutokratischen Kräfte und den »Strudel des *Mammon*« ereifert, über »die ungeheuren Interessengemeinschaften der Hochfinanz und der Großindustrie. Das ist eine riesige, vorwiegend jüdische Organisation, die als unabhängige und absorbierende Kraft Druck auf die Staaten und Völker ausübt« (S. 143 f.) – einschlägige kapitalismuskritische Stereotypen und spezifisch christlich-antijüdische Ressentiments finden hier zueinander. Gleichwohl ist es von analytischer Relevanz, dass Sturzo die Verantwortung der »Großgrundbesitzer, Bankiers und Herren verschiedener Couleur« benennt, die mit ihrer finanziellen Unterstützung und der Bereitstellung von Waffen und Geräten die faschistischen Gewalttaten und Erfolge der Jahre 1921/1922 erst ermöglicht hätten; Klassenegoismus habe sie zu der Vorstellung verleitet, die Faschisten für konservative Besitzinteressen instrumentalisieren zu können, doch habe der Faschismus seinerseits diese Gruppen »mit einem festen Band [...] an sich gebunden« (S. 173–175). Sturzo erkennt eine enge Symbiose zwischen Faschismus und konservativem Kapitalismus. Statt an einer Umverteilung des Reichtums zu arbeiten, sei der Faschismus, so Sturzo 1926, »nach und nach zu einem Vertreter der lebhaftesten und geschäftstüchtigsten konservativen Kräfte geworden [...]. Seine finanzielle und wirtschaftliche Politik entspricht den Forderungen dieser Klasse, die faktisch die faschistische Politik leitet.« Unter diesem Gesichtspunkt knüpfe der Faschismus »an die konservative italienische Tradition« an, »das heißt, er ist eine Strömung des ökonomischen Konservativismus in der Gestalt eines politischen Revolutionismus«, und er fungiere »als Exponent der wirtschaftlichen Strömungen und Interessen« (S. 256–258). Hier gelangte nicht etwa eine krude Agententheorie marxistischer Provenienz zum Ausdruck, Sturzo brachte vielmehr die vorwaltende sozialkonservative Tendenz der faschistischen Regierungspolitik ebenso präzise zum Ausdruck wie die mentale und personelle Verwobenheit faschistischer Führungskräfte mit den traditionellen sozioökonomischen Oberschichten des italienischen Nationalstaats. Sturzo verdeutlichte damit implizit zugleich die Kluft, die sich zwischen der vielfach gesellschaftsbewahrenden Realität der Diktatur Mussolinis und den totalitären und in Absicht wie Wirkung tatsächlich sozialrevolutionären Herrschaften bolschewistischer oder nationalsozialistischer Machart im Zeichen von Klassen- oder Rassenkampf mittels physischer Vernichtung auftrat.

Die in dem Band versammelten Texte bieten darüber hinaus Einblicke in die Programmatik und Politik des PPI<sup>13</sup>, erstklassige Zeitgeschichtsschreibung aus katholisch-antifaschistischer Perspektive und durchgehend die Selbstzeugnisse eines unerschrockenen, seine moralische Kraft und seine kämpferische Energie aus der Ethik des Christentums schöpfenden politischen Kopfes, der unbeugsam für ein konstitutionelles demokratisches System und die Grundrechte eintrat, für eine dezentralisierte, bürgernahe politische Ordnung, gesellschaftliche Selbstorganisation, Frauenwahlrecht, inneren und äußeren Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit. Es spricht für SturzOs Urteilskraft, dass er nie an der schließlichen Überwindung der faschistischen Herrschaft zweifelte, von einer »extrem starke[n] demokratische[n] Realität« überzeugt war, die »in der ganzen modernen Welt gegenwärtig ist und kämpft« und aufgrund derer auch das faschistische Experiment in Italien »keinen imperialistischen, hegemonialen und diktatorischen Ausgang haben kann, sondern einen liberal-demokratischen haben muss« (S. 94). Es ist uneingeschränkt zu begrüßen, dass mit diesem gedanken- und inhaltsreichen Band wichtige Fragmente von SturzOs publizistischem Werk einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich gemacht werden.

Einen in seiner Einstellung zum faschistischen Regime gänzlich andersgearteten katholischen »Intellektuellen« stellt Patrick Ostermann ins Zentrum seiner Dresdener Habilitationsschrift, die sich in einer »gleichermaßen soziologische[n] wie historische[n] Studie« dem Schriftsteller und Germanistik-Professor Guido Manacorda (1879–1965) als Exponenten eines Grüppchens – sieben Männer – »faschistischer Katholiken« widmet.<sup>14</sup> Den Anstoß zu dieser Arbeit erhielt Ostermann offenbar durch Renato Moro, den »renommiertesten Experten der Geschichte des politischen Katholizismus in Italien während des 20[.] Jahrhunderts«, »der seinen Rang als bester Kenner der Geschichte des katholischen Italiens im 20. Jahrhundert in zahllosen Veröffentlichungen immer wieder unter Beweis gestellt hat«, den »besten Kenner der Geschichte des italienischen Katholizismus« also (S. 1, 8 u. 55), wie Ostermann nicht müde wird zu betonen, um ihn dann im Namensregister als »Moro, Aldo« unterzubringen (S. 421). Mit ihm führte Ostermann am 16. Oktober 2008 ein Gespräch, in dem Moro ihm versicherte, Guido Manacorda sei »derjenige katholische Intellektuelle« gewesen, »der mit seiner Gruppe von Gleichgesinnten wie kein anderer im Zentrum des faschistischen Regimes stand« (S. 1). Diese Behauptung ermutigt Ostermann zu einer Reihe von steilen Thesen: Manacorda und seine Mitstreiter, unter ihnen als prominentester der Schriftsteller Giovanni Papini, hätten »in den 1930er und 1940er Jahren mit ihrem faschistisch-katholischen ›Denkstil‹ maßgeblich das Regime« gestützt (S. 36), ja »als ›Rechtfertigungsdenker‹ [...] das faschistische

13 Vgl. zu der maßgeblich von Sturzo gegründeten und bis 1923 geführten Italienischen Volkspartei auch den Beitrag von *Antonio Scornajenghi*, Partito Popolare Italiano: Ursprung und Organisation, in: *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien (AURORA – Schriften der Villa Vigoni, Bd. 5), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018, 268 S., geb., 52,00 €, S. 47–60.

14 *Patrick Ostermann*, Zwischen Hitler und Mussolini. Guido Manacorda und die faschistischen Katholiken (Elitenwandel in der Moderne, Bd. 21), De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2018, VIII + 423 S., geb., 89,95 €, Zitat: Vorwort, S. V.



Machtgefüge nach Innen und Außen nachhaltig« stabilisiert (S. 378). Manacorda habe »als Wegbereiter des deutsch-italienischen Achsenbündnisses« fungiert (S. 1), ja »das Achsenbündnis als Emissär« angebahnt (S. 377). Darüber hinaus sei er »Berater des ›Duce‹« gewesen (S. 184), habe Mussolini »erheblich« beeinflusst und sei »maßgeblich an der fatalen Entscheidung des ›Duce‹ beteiligt« gewesen, »sich von den Westmächten ab[-] und NS-Deutschland zuzuwenden« (S. 376 f.). Hitler habe Manacorda »vertraut« (S. 2), und Mussolini »wusste« [!], dass er den »faschistischen Katholiken« »die Stabilisierung seines Herrschaftssystems verdanke« (S. 107).

Angesichts dieser vermeintlichen Leistungen ist es erstaunlich, dass, wie Ostermann lebhaft beklagt, Guido Manacorda »bislang in keiner wissenschaftlichen Disziplin Gegenstand systematischer Betrachtung« war und insbesondere die Historiker, sofern sie ihn überhaupt erwähnen, mit ihren »negativen Einschätzungen der Bedeutung seiner diplomatischen Tätigkeiten nicht gerecht werden« (S. 6–9 u. 122 f.). Tatsächlich findet Manacorda in der Hitler-Forschung gar nicht statt, in Mussolini-Biografien wird er als Randfigur ohne Funktion bestenfalls erwähnt, und in einigen Studien zu den deutsch-italienischen Beziehungen reicht es für ihn äußerstenfalls zu einem knappen Hinweis. Ostermanns Arbeit wird daran nichts ändern: Keine seiner weitreichenden Behauptungen weiß er durch aussagekräftige Quellen zu untermauern oder auch nur plausibel zu machen. Stattdessen führt er seine Leserschaft anhand von Selbstzeugnissen und Briefwechseln aus Manacordas Nachlass durch das Leben eines ausgeprägten Wichtigtuers und Hochstaplers, der sich zum »selbst ernannten Vermittler« (S. 165) zwischen Hitler und Mussolini oder gar zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl stilisierte, ohne dazu von irgendjemandem berufen zu sein, und ersichtlich ohne jeden Erfolg: »Über den fehlenden politischen Ertrag seiner Missionen [...] war sich Manacorda durchaus bewusst« (S. 212). Im Hinblick auf seine zentrale Behauptung zur Genese der deutsch-italienischen Annäherung seit 1935/36 gerät Ostermann sichtlich ins Schwimmen: Die Annäherung zwischen Hitler und Mussolini würde »ohne den Vermittler Manacorda so nicht erfolgt« sein – ohne ihn also nicht *nicht*, sondern *anders* –, »andererseits darf man die Rolle Manacordas nicht überschätzen« – das ist immer richtig und deshalb eine Nichtaussage –, »trotzdem ist deswegen das Wirken Manacordas keineswegs zu vernachlässigen« (S. 125). Welche Schlüsse lässt das zu? Es ist entscheidend, dass Ostermann weder aus dem Wirkungskreis Hitlers noch dem Mussolinis Zeugnisse vorlegt, die eine ausschlaggebende oder auch nur wichtige Rolle Manacordas nahelegen.

Eine irgendwie wesentliche Wirkung Manacordas in welcher Hinsicht auch immer würde verwundern angesichts der zahlreichen Charakterisierungen dieses Mannes, die Ostermanns Buch durchziehen und die er teilweise selbst formuliert, teilweise zeitgenössischen Äußerungen entnimmt, ohne ihnen zu widersprechen: Der Philosoph und Historiker Benedetto Croce etwa bezeichnete Manacorda als »eitlen und unklaren Kopf« (S. 36), der deutsche Romanist Victor Klemperer erkannte in Manacorda einen »schwachen« Menschen und zeigte sich fassungslos darüber, »daß so viel Sinnlosigkeit aus so reinem Herzen wachsen konnte und ringsum Unheil wirken mußte« (S. 41). Ostermann attestiert Manacorda »Naivität«, »politische Unbedarftheit«, ständiges »Selbstmitleid« und »larmoyante Selbstbeschreibungsmuster«, hält seine in den 1920er-Jahren vertretenen Vorstellungen für

»widersprüchlich, bruchstückhaft und unzusammenhängend«, »schwärmerisch-elegisch« oder »romantisch-schwärmerisch« und jedenfalls »rückwärtsorientiert«; Manacorda galt als »nachhaltig marginalisiert« und am Rande der »Lächerlichkeit« stehend, seine wissenschaftliche Arbeit wurde der »Oberflächlichkeit« geziehen (dies alles nur auf den S. 60–64). Auch nachdem er sich seit 1934 darum bemühte, »dem ›Duce‹ [zu] imponieren« und sich bei Hitler »interessant zu machen« (S. 123), blieb es bei »einem hohen Maß an Selbstüberschätzung«, »naive[n] Vorstellung[en]« und einer vollständigen Fehleinschätzung des Nationalsozialismus (S. 145). In seinen schriftlichen Berichten für Mussolini neigte Manacorda »zu Übertreibungen« (S. 153), »Prahlerien« und ständiger Hervorhebung seiner eigenen Person, dabei präsentierte er sich leicht durchschaubar und wenig glaubwürdig, immer »etwas zwielichtig« und von Vorstellungen geleitet, die »völlig unrealistisch waren« und auf »Wunschdenken« beruhten (S. 156, 160, 162, 179). Ins Schwarze trifft die Kritik eines anderen katholischen Schriftstellers, Domenico Giuliotti, der sich »über Manacordas Prosa lustig« machte, »die er als teilweise »unglaublichen Quatsch« bezeichnete« (S. 66): Die von Patrick Ostermann referierten oder zitierten Passagen aus Manacordas schriftstellerischem oder als wissenschaftlich deklarierendem Schaffen legen davon reichlich Zeugnis ab und bestätigen dieses Urteil durchgehend – es gilt übrigens offenkundig auch für das Opus der weiteren sechs »Intellektuellen«, die Ostermann zu den »faschistischen Katholiken« zählt. Ostermann selbst spricht mitunter von einer »zweifelsohne absurde[n] Mischung konfuser Ideen und Stereotypen« (S. 357) oder von »absurden Auslassungen« (S. 380). In der Konsequenz präsentiert Ostermann – detailverliebt und immerhin quellennah – ein skurriles Panoptikum grotesker und völlig nichtssagender Gestalten im Umkreis eines versponnenen Selbstdarstellers, und niemand wundert sich, in Anmerkung 338 (S. 102) auf ein Buch mit dem Titel »Esoterismo e fascismo« verwiesen zu werden.

Dennoch gilt Guido Manacorda für Patrick Ostermann als ein »faschistisch-katholischer Denker« (S. 213). Das Material, das er präsentiert, lässt es fraglich erscheinen, ob Manacorda jemals irgendetwas *dachte*. Ostermann möchte eine Synthese von Katholizismus und Faschismus, eine »Fusion von christlichem und faschistischem Glauben« inklusive »einer religiösen Verklärung Mussolinis«, gar »eine einheitliche, alle Seinsbereiche umfassende antirationalistische, ästhetisch wie politisch homogene faschistisch-katholische Weltdeutung« als gemeinsames Projekt der »faschistischen Katholiken« herausarbeiten (S. 75) und scheitert daran, weil es seiner Arbeit an Zielstrebigkeit, analytischer Präzision und darstellerischer Kohärenz fehlt. Es bleibt rätselhaft, wie es einer obskuren Gruppierung, die es nie vermochte, »ihre Isolierung und gesellschaftliche Marginalisierung zu überwinden«, die sich selbst als »nur ein paar Fanatiker« bezeichnete und die »bestenfalls [...] eine politische Sekte« bildete (S. 379 u. 287), gelungen sein soll, mittels ihres »Denkstils« die faschistische Herrschaft zu stabilisieren. Ostermann scheitert auch an grundlegenden handwerklichen Aspekten geschichtswissenschaftlicher Arbeit: Er erhebt den Anspruch, »Weltwollungen« zu erforschen (S. 257), und entziffert dem Leser allen Ernstes ein »Treuebekenntnis ›Unque q[uo]d mortem‹« (sic!, S. 196). Das Buch ist miserabel lektoriert, voller Redundanzen und enthält zahllose sachliche Fehler.

Wie vollkommen abwegig die von Patrick Ostermann erhobene Vorstellung ist, sieben verschrobene katholische Literaten, die sich zwischen selbst gewähltem Ere-

mitismus, nationalistischem Missionarismus und antisemitischen Attitüden bewegten und über keinerlei Breitenwirkung verfügten, hätten maßgeblich die faschistische Herrschaft stabilisiert, erweist die Lektüre der profunden Studie David Kertzers über Papst Pius XI., Benito Mussolini und die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl beziehungsweise der katholischen Kirche in Italien und dem faschistischen Regime.<sup>15</sup> Der US-amerikanische Anthropologe und Professor für Italienische Studien analysiert auf einer beeindruckenden Grundlage von archivalischen und veröffentlichten Quellen sowie einschlägigen Darstellungen – tatsächlich legt Kertzer in einer selten gewordenen vorbildlichen Manier stets Rechenschaft über die Herkunft seiner Erkenntnisse ab – die weitreichenden Sympathien des katholischen Establishments im Vatikan und in Italien für den Faschismus, der als rettende Ordnungsmacht im Angesicht vermeintlicher liberaler, demokratischer, parlamentarischer, sozialistischer oder kommunistischer Bedrohungen nahezu uneingeschränkte Unterstützung fand und dessen Herrschaft sofort begrüßt wurde, von dem leidenschaftlichen Bibliothekar Achille Ratti (1857–1939), der im Februar 1922 als Pius XI. zum Papst erhoben worden war, von vatikanischen und jesuitischen Würdenträgern und vom überwiegenden Teil des italienischen Weltklerus. Kertzer belegt eine durchgehende Symbiose der beiden autoritären Herrschaften: Mussolini mutierte in einer der für ihn charakteristischen Wandlungen vom dezidiert antiklerikalen Sozialrevolutionär zum scheinbaren Vorzeigekatholiken und überhäufte die katholische Kirche in Italien seit seinem Regierungsantritt mit Privilegien, die eine radikale Abkehr vom laizistischen Gebaren des liberalen italienischen Staates bis 1922 bedeuteten – der Staat bezahlte nun für Pfarrer und Kirchengebäude, ließ demonstrativ Kreuze in öffentlichen Gebäuden anbringen und führte katholischen Religionsunterricht in den Schulen ein, Priester und Seelsorger dienten bald in der Armee und in faschistischen Jugendorganisationen. Gleichzeitig spielte der Vatikan, der ohnehin »für demokratische Regierungen nicht viel übrig« hatte (S. 72), durch seine offene Unterstützung »eine große Rolle bei der Legitimierung des neuen Regimes« (S. 69 f.). Dass mit den Lateranverträgen vom Februar 1929 nach Jahrzehnten ungeklärter Zustände nun endlich ein Ausgleich zwischen dem neu geschaffenen Vatikanstaat und dem Königreich Italien zustande gekommen war, hielt Pius in erster Linie dem faschistischen Diktator persönlich zugute: »Die Bezeichnung Mussolinis als von der Vorsehung gesandter Mann durch den Papst[] sollte von Bischöfen, Priestern und katholischen Laien in den kommenden Jahren tausendfach wiederholt werden«, und »Mussolini, der die begeisterte Unterstützung der italienischen Geistlichen genoss, nahm nun fast gottähnliche Züge an« (S. 127 u. 179).

Obwohl im Rückblick keine Zweifel bleiben, dass Mussolini »seine Herrschaft durch die Macht der Kirche festigen« wollte und »in seinen Augen [...] katholische Geistliche nur Diener der faschistischen Regierung sein« sollten, »Werkzeuge, die dem Regime öffentliche Unterstützung sicherten« (S. 138), ließen sich Pius XI. und seine Mitarbeiter nur zu gerne auf das vermeintliche Angebot des Diktators ein, »das Wesen eines katholischen Staates und eines katholischen Volkes wiederherzustellen« (S. 117), verfolgte der Papst doch genau dieses Ziel einer umfassenden »Re-

---

15 David I. Kertzer, *Der erste Stellvertreter. Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus*, wbg Theiss, Darmstadt 2016, 607 S., geb., 38,00 € (zuerst engl. 2014).

christianisierung der italienischen Gesellschaft« (S. 75), ja im Grunde die »mittelalterliche Vision«, »das Reich Christi auf die Erde zu holen« (S. 68). In der irdischen Realität erstellte der Vatikan bereits im September 1923 ein »Programm der Zusammenarbeit der Katholiken mit der Regierung Mussolini« und wies »die Bildung einer katholischen Massenunterstützung« für sie an (S. 83). Er hielt während der Matteotti-Krise an Mussolini fest – der Papst persönlich versicherte in diesem Zusammenhang, »italienische Katholiken könnten niemals mit Sozialisten zusammenarbeiten (S. 94 f.) – und im März 1929 unterstützte der Vatikan im Zuge der »Wahlen« zum Abgeordnetenhaus per Einheitsliste »Mussolinis Kampagne mit aller Kraft« (S. 133). Die katholische Presse und selbst die Katholische Aktion kollaborierten mit den Sicherheitsorganen des faschistischen Regimes im Kampf gegen moralischen Verfall, um sittliche Werte und weiblichen Anstand (S. 179–183), während der katholische Klerus »eine entscheidende Rolle« dabei spielte, »dem Mussolini-Kult eine religiöse Note zu verleihen«; »große faschistische Rituale begannen üblicherweise mit einer Frühmesse« (S. 191). Der Eroberungskrieg gegen das Kaiserreich Äthiopien wurde vom gesamten katholischen Establishment Italiens begeistert und ohne jegliche Vorbehalte unterstützt. Selbst an den Rassegesetzen des faschistischen Regimes fanden die vatikanischen Führungsgremien wenig anderes auszusetzen als die Implikationen für katholisch getaufte ehemalige Juden und für bestimmte kirchlich geschlossene Ehen. In Kertzers Interpretation leistete der Vatikan einem wenn auch nicht rassistisch, so doch religiös, kulturell, wirtschaftlich und gesellschaftlich begründeten Antisemitismus seit Jahrzehnten Vorschub, insbesondere in seinen Presseorganen »Osservatore Romano« und »La Civiltà Cattolica«, auf deren Publizistik sich sogar faschistische Eiferer mit Genugtuung berufen konnten: Noch im August 1938 »bot die Vatikanzeitung ein Muster für antisemitische Gesetze, das Mussolini keine drei Wochen später verwirklichte« (S. 317 f.) – unwiderleglich verweist Kertzer präzise auf spezifische christlich-katholische Einflüsse und sogar Forderungen als *einen* Beitrag auf dem Weg zur antisemitischen Kehrtwende der faschistischen Politik 1938, zumindest was deren Akzeptanz in Teilen der Bevölkerung betraf. Der Vatikan ließ sich leicht dazu bewegen, die italienischen Rassegesetze hinzunehmen.

Insgesamt zeichnet Kertzer das Bild eines umfassenden Versagens von Papst Pius XI. im öffentlichen, politischen Raum im Umgang mit dem italienischen Faschismus. Immerhin wusste der Vatikan »zwischen den beiden totalitären Staaten« Italien und Deutschland »zu differenzieren« (S. 278), zeigte der Papst sich in der Einschätzung des nationalsozialistischen Regimes realistischer, erkannte er, »dass die größte Gefahr für das Christentum von den Nazis ausging« (S. 224), versicherte er dem italienischen Botschafter Ende 1937, »man könne von Deutschland nichts Gutes erwarten« (Anm. 13 auf S. 505), suchte er gegen Ende seines Lebens »die Italiener vor den Nazis [zu] warnen« (S. 363). Doch seine öffentlichen Stellungnahmen blieben unverbindlich und wenig konkret. Pius XI., der sich nie scheute, die bolschewistische Herrschaft zu verdammen, fand nicht den Willen und die Energie, sein hier und da aufscheinendes Unbehagen an den Weltanschauungen und Realitäten faschistischer und nationalsozialistischer Herrschaft in eine grundlegende, für die katholische Welt verbindliche Anklage und Verurteilung dieser Diktaturen umzuwandeln. Und längst hatte mit Eugenio Pacelli (1876–1958) »ein Freund der faschisti-

schen Regierung« (S. 164) als Kardinalstaatssekretär die Leitung der vatikanischen Diplomatie übernommen, der nicht nur »den alten und reizbaren Pius XI. an allem zu hindern« suchte, »was die Zusammenarbeit des Vatikans mit dem Regime stören konnte« (S. 408), sondern der als ehemaliger Nuntius im Deutschen Reich darüber hinaus früh in dem Ruf stand, »dass er die Deutschen klar bevorzugt« (S. 171) und auch als Papst Pius XII. »die Nazis nicht öffentlich kritisieren werde« (S. 383). Die päpstliche Verdammung von Faschismus und Nationalsozialismus blieb aus. – Kertzers Stil wird man als eher journalistisch charakterisieren dürfen; von der üblichen Prosa deutschsprachiger Zeitgeschichtsforschung ist er jedenfalls weit entfernt. Der Sache nicht dienlich sind seine vielfachen munkelnden Verweise auf »geheime Handel« oder »Pakte« zwischen vatikanischen und faschistischen Mittelsmännern, noch weniger sein ausgeprägtes Interesse an Mussolinis Sexualleben oder den sexuellen Vorlieben und mitunter auch illegalen Verfehlungen weiterer faschistischer Funktionäre, vor allem aber geistlicher Würdenträger. Manches wird generell zu sehr personalisiert. Und die in Kertzers Studie untersuchten Sachverhalte sind an sich überwiegend weder neu noch originell. In der Zusammenschau und engagierten Interpretation bieten sie aber eine pointierte, lesens- und beachtenswerte Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit der Thematik, die sich nicht gut kommentarlos beiseitelegen lässt.

Anders als es der offensichtlich auf ein vermehrtes Publikumsinteresse abzielende deutsche Untertitel »Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom 1943/44« suggeriert, behandelt auch das Buch des italienischen Historikers Andrea Riccardi über die neun Monate der deutschen Besatzungsherrschaft in Rom vorrangig Probleme der katholischen Kirche im Beziehungsgeflecht von Papst Pius XII., dem Vatikanstaat, den Repräsentanten des Deutschen Reichs und den verbliebenen italienischen Behörden und Institutionen.<sup>16</sup> Der Verfasser, ein Universitätshistoriker mit erheblicher öffentlicher Präsenz in offenkundiger Nähe zum Katholizismus und daher weit entfernt von David Kertzers kritischem Impetus, schildert die dramatischen Folgen, die der italienische Waffenstillstand Anfang September 1943 und der nachfolgende Einmarsch deutscher Besatzungskräfte für die Bevölkerung der italienischen Hauptstadt mit sich brachten: Hunger, Unsicherheit, allgegenwärtige Bedrohung und daraus resultierend Zehntausende Menschen, die auf der Suche nach sicheren Unterkünften und Versteckmöglichkeiten waren. Riccardi spricht von »schätzungsweise [...] zwischen 200.000 und 400.000 Menschen«, »die sich in Rom in jenen Monaten versteckten« (S. 34) – wie diese Schätzung zustande kommt, bleibt offen. Es handelte sich um Kriegsflüchtlinge aus anderen Gebieten Italiens, um italienische Wehrdienstverweigerer und entkommene – auch alliierte – Kriegsgefangene, um Widerständler und politisch Verfolgte, und eben auch um eine erhebliche Zahl von Juden, mutmaßlich an die 10.000, die vor den deutschen Besatzern und deren radikalfaschistischen oder auch bloß geldgierigen italienischen Helfern Schutz suchten und fanden.

16 *Andrea Riccardi*, *Der längste Winter. Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom 1943/44*, wbg Theiss, Darmstadt 2017, 462 S., geb., 29,95 € (zuerst ital. 2008 mit dem treffenderen Untertitel »Pio XII, gli ebrei e i nazisti a Roma«).

Institutionen der katholischen Kirche in Rom nahmen viele dieser Schutzsuchenden bei sich auf, boten ihnen Unterschlupf in exterritorialen vatikanischen Gebäuden und in Männer- und Frauenklöstern und Ordensgemeinschaften. Darunter befanden sich um die 4.500 als Juden verfolgte Italiener und jüdische Flüchtlinge aus anderen Teilen Europas (S. 290) – der Anteil der katholischen Kirche an der Rettung von Juden vor den deutschen Mördern ist damit in Rom durchaus als beträchtlich einzuschätzen, wie Riccardi nicht ohne berechtigte Genugtuung deutlich macht – sowie neben anderen Gruppen von Zivilisten und Militärs auch hochrangige Vertreter der organisierten antifaschistischen Opposition: Zeitweise seien im Lateran »verschiedene Politiker und im Grunde genommen die gesamte Spitze des CLN«, des zentralen Komitees der Nationalen Befreiung, als Schutzbefohlene versammelt gewesen (S. 62), etwa der führende sozialistische Funktionär Pietro Nenni oder der christdemokratische spätere Ministerpräsident Alcide De Gasperi. Der Verfasser verschweigt nicht, dass die Kirche auch abgehalfterten faschistischen Funktionären und Offizieren der Königlichen Italienischen Armee Zuflucht bot und sie bald auch ebenso abgehalfterten Nationalsozialisten bieten sollte. Riccardi weiß im Allgemeinen zu differenzieren: Er kennt philofaschistische Repräsentanten des Heiligen Stuhls ebenso wie um Kooperation zwecks Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Stadt bemühte Vertreter des Deutschen Reichs, römische Polizisten, die Juden vor Razzien warnten, ebenso wie den seit Februar 1944 amtierenden römischen Polizeipräsidenten Pietro Caruso, der in seiner Behörde noch einmal den spätfaschistischen antisemitischen Eifer zu befeuern bemüht war. Allerdings bleibt Riccardis Fähigkeit zur kritischen Analyse begrenzt, so wenn er den Kriegsminister und Befehlshaber der Streitkräfte der *Repubblica Sociale Italiana* Marschall Rodolfo Graziani geradezu als Menschenretter und Unterstützer des *Comitato di Liberazione Nazionale* darstellt (S. 77–79), ohne im Geringsten darauf hinzuweisen, dass derselbe Graziani als führender General des faschistischen Regimes für furchtbarste Kriegsverbrechen und Massaker in den italienischen Kolonien Libyen und Äthiopien maßgeblich verantwortlich gewesen war.

Insgesamt vermittelt das Buch ein lebendiges, kaleidoskopartiges Bild der Zustände im besetzten Rom und des Wirkens katholischer Geistlicher und ihrer Institutionen im Bemühen um den Schutz von Menschen gleich welcher Religion vor den Verfolgungsmaßnahmen sozialrepublikanischer Behörden und nationalsozialistischer Invasoren. Wenn Riccardi ein Anliegen zielstrebig verfolgt, dann besteht es in der Entlastung des Papstes Pius XII. gegenüber allen möglichen Vorwürfen, die aus einer kritisch fragenden Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit immer wieder gegen dessen zurückhaltende Politik vorgebracht worden sind. Der Vatikan sei während des Zweiten Weltkriegs machtpolitisch »eher schwach« gewesen und »Pius XII. war sich dieser Schwäche bewusst. Sie veranlasste ihn dazu, vorsichtig zu sein« (S. 19). Die vatikanische Diplomatie sei von »Gutgläubigkeit« geprägt gewesen, zumal sie »das Phänomen Nationalsozialismus nur schlecht kannte« (S. 161) – wir befinden uns hier im Herbst 1943! Der Papst habe angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen und insbesondere der Ermordung der Juden geschwiegen und Schweigen geboten, »um größeres Übel zu vermeiden«. Er »ahnte«, dass im Falle einer öffentlichen expliziten Verurteilung des Gebarens der Nationalsozialisten »die Nazis dann noch grausamer gegen Katholiken und Verfolgte vorgehen würden. Er

glaubte, dass ein Machtwort des Papstes all diejenigen, die ohnehin schon litten, in noch größeres Unglück stürzen würde« (S. 330 f.). Kritische Geschichtswissenschaft mag anders aussehen. Immerhin »fühlte Pius XII., dass die Kirche Roms für die Juden und für viele andere zu einem Ort der Zuflucht werden musste« (S. 329). Riccardi vermag es durchgängig plausibel zu machen, dass Pius von den durch Repräsentanten seiner Kirche unternommenen, nicht ohne Risiko vor sich gehenden Rettungsaktionen wusste und sie billigte, möglicherweise sogar zu ihnen ermutigte.

### VIII. Faschistische Judenverfolgung und italienische Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg

Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis gelangt auf einem anderen Weg Silvano Longhi in seiner Münchener, von Martin Baumeister betreuten Dissertation über die italienischen Juden und Jüdinnen, die sich von 1943 bis 1945 in der Schweiz im Exil befanden, um dort der Verfolgung durch die Vertreter der deutschen Besatzungsmacht in Italien und ihrer sozialfaschistischen Kollaborateure zu entgehen.<sup>17</sup> Longhi beschäftigt sich ausführlich mit der Hilfe, die von der Schweiz aus durch verschiedene Organisationen, unter anderem koordinierend durch das italienisch-jüdische Hilfswerk *Delasem* (*Delegazione per l'assistenza degli emigranti ebrei*) unter seinem unermüdlichen Leiter Lelio Vittorio Valobra für die nach der deutschen Besetzung im nördlichen Italien verbliebenen Juden geleistet wurde. Es handelte sich zeitgenössischen Schätzungen zufolge um 15.000 bis 20.000 Menschen, die in einem italienischen Umfeld unter nationalsozialistisch-sozialrepublikanischer Bedrohung überleben konnten, und zwar durch die Unterstützung der Mehrzahl ihrer nichtjüdischen italienischen Mitmenschen, teilweise selbst faschistisch-italienischer Verwaltungen, nicht zuletzt aber des katholischen Klerus und seiner Mitarbeiter: Katholische Stellen spielten weit über Rom hinaus eine wesentliche Rolle bei der Verteilung von über die Schweiz transferierten Hilfgeldern für verborgen lebende Juden im deutschen Herrschaftsbereich Norditaliens, bei der Organisation falscher Ausweispapiere und Lebensmittelpässe, aber überall auch bei der Bereitstellung von Aufenthaltsorten und Verstecken in kirchlichen Einrichtungen. Und weil zahlreiche Bischöfe und engste Mitarbeiter des Papstes davon wussten und in die Hilfsleistungen einbezogen waren, gelangt Longhi zu dem Schluss, es sei »mehr als wahrscheinlich, dass auch Papst Pius XII. involviert war. Er hielt sich im Hintergrund, nahm aber billigend zur Kenntnis, was seine Untergebenen für die Juden taten« (S. 313–329 u. 336 f., Zitat: S. 322). »Die Zusammenarbeit mit dem Klerus« war aus der Perspektive ihrer in der Schweiz in Hilfsorganisationen tätigen Glaubensgenossen »offensichtlich von entscheidender Bedeutung für das Überleben vieler Juden« in Italien zwischen 1943 und 1945 (S. 470).

Longhis Anliegen erscheint zunächst lapidar: »Diese Studie beschäftigt sich mit dem Leben der italienischen jüdischen Flüchtlinge in der Schweiz nach dem 8. Sep-

<sup>17</sup> Silvano Longhi, *Exil und Identität. Die italienischen Juden in der Schweiz (1943–1945)* (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 133), Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017, X+530 S., geb., 133,95 €.

tember 1943 bis zu ihrer Heimkehr im Juli 1945.« Zentrales Ziel sei es, »zu beschreiben [!], wie sie im Exil lebten, was sie dort taten[,] und vor allem die Frage [zu beantworten], welchen Einfluss das Exil auf sie hatte, auf ihre jüdische Identität, auf ihr Verhältnis zur Heimat und zur nichtjüdischen Bevölkerung sowie auf ihre Zukunftserwartungen in Italien« (Einleitung, S. 4). Das Ergebnis ist ein respektables, auf der Auswertung einer Fülle von Akten, Briefen und Aufzeichnungen sowie Erinnerungsschriften basierendes und stets quellennah argumentierendes handbuchartiges Kompendium zu allen erdenklichen Aspekten jüdisch-italienischen Flüchtlingsdaseins in der Helvetischen Konföderation, das mehr als 4.000 Menschen betraf. Longhi liefert darüber hinaus einen Abriss des Forschungsstands zur Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933, die nicht frei von Antisemitismus gewesen sei, sich durch Engherzigkeit ausgezeichnet und durch Zurückweisungen an der Grenze eine Mitschuld an der Ermordung ungezählter Menschen im deutschen Herrschaftsbereich auf sich geladen habe. Der Verfasser scheut nicht vor – für die Beurteilung von Verfolgungsmaßnahmen des faschistischen Regimes aufschlussreich – Vergleichen zurück: Viele Juden konnten 1942/43 »in den von den Italienern besetzten Gebieten Südfrankreichs einen besseren Schutz finden als bei den Schweizern« (S. 22 f.). »Politische Verbannte im faschistischen Italien« – die an einen entlegenen Zwangswohntort verwiesenen *confinati* – hätten »mehr Freiheit genossen als die Flüchtlinge in den militärischen Lagern« der Schweiz, in denen »ein streng militärisches Regime« herrschte, »das sie zunächst jeglicher Rechte beraubte und zur Ohnmacht verurteilte«. »Jugoslawische Kameraden« – Juden aus Jugoslawien, die vor der von Deutschen und Kroaten ausgehenden Gefährdung ihres Lebens in den Hoheitsbereich des Königreichs Italien geflohen waren – sahen sich »von den Schweizern deutlich schlechter behandelt« als zuvor in einem »Italien, das schon im Krieg war und die Rassengesetze hatte« (S. 68 u. 77 f.).

Longhis gründliche Studie enthält wertvolle weitere Hinweise auf die Qualität der faschistischen Judenverfolgung vor dem Einmarsch deutscher Truppen in Italien.<sup>18</sup> Bis in den Sommer 1943 hinein habe Italien »trotz eigener Rassengesetze eher als Zufluchtsland für europäische Juden« gegolten; die italienischen »Juden hatten sich kaum je so bedroht gefühlt, dass sie ihre Heimat in Richtung Schweiz verließen« (S. 27). Die überwiegende Mehrzahl der Italiener jüdischen Glaubens habe auch während der faschistischen Herrschaft ihre italienische Identität weitaus stärker empfunden als ihre jüdische, ihre »Vaterlandsliebe als Ausdruck einer tief verwurzelten italienischen Identität« sei ungebrochen geblieben (S. 412). Dass sich diese »ihre Identität bis 1943 kaum wandelte, lag auch daran, dass Mussolinis Antisemitismus nicht gewaltsam war und dass der ›Duce‹ die Juden nicht daran hinderte, weiter Juden zu sein« (S. 339): »Trotz Diskriminierung und Marginalisierung« durch die faschistischen Rassengesetze und die darauf aufbauenden einschlägigen Verordnungen »scheinen sich die Juden in Italien einigermaßen wohl gefühlt zu haben – vom Verfolgungsdruck, wie er in Tagebüchern deutscher und österreichischer Juden häufig zu spüren ist, findet sich hier kaum eine Spur«, folgert Longhi angesichts der aus dem Schweizer Exil überlieferten Zeugnisse. »Vor der Ankunft

18 Völlig deplatziert wirkt allerdings in diesem Kontext der unreflektierte Gebrauch des Begriffs »Sonderbehandlung« durch den Verfasser: vgl. S. 49, 164, 195 f. und 221.



der Deutschen in Italien mussten ich und meine Familie nie irgendeine Verfolgung ertragen«, lautet eines aus einer Reihe einschlägiger authentischer Zitate, denen Longhi Plausibilität zubilligt (S. 413–416).

Gewiss bedeuteten »die Rassengesetze von 1938 [...] eine dramatische Zäsur im Leben der meisten italienischen Juden« (S. 338), doch »die tödliche Gefährdung der jüdischen Identität nach dem 8. September 1943« (S. 340) war von ganz anderer Qualität, weil mit dem Einmarsch deutscher Truppen und Deportationskommandos »nun auch die Juden Italiens in das nationalsozialistische Vernichtungsprogramm einbezogen wurden und um Leib und Leben fürchten mussten« (S. 339) – »vor dem deutschen Einmarsch« hatten sie »nie um ihr Leben fürchten müssen« (Anm. 92 auf S. 447). Silvano Longhi verweist damit präzise auf eine entscheidende kategoriale und substanzielle Differenz zwischen faschistischem und nationalsozialistischem Antisemitismus samt den daraus resultierenden Maßnahmen, auf den Unterschied zwischen Entrechtung und Mord. Die Mehrzahl der jüdischen italienischen Flüchtlinge in der Schweiz fühlte sich jedenfalls »als patriotische Italiener« und blieb ihren italienischen Mitbürgern verbunden, »die mehrheitlich nicht antisemitisch gesinnt waren« (S. 355). Valobra meinte 1944, in einem Land gelebt zu haben, »das nie Antisemitismus kannte« (S. 359), man verfasste in den Reihen der *Delasem* im April 1945 gar Resolutionen, in denen »dem italienischen Volk für die Rettung der italienischen Juden in der Zeit der deutschen Besatzung gedankt wurde« (S. 366), und selbst der *World Jewish Congress* hob wenig später »die Verdienste des italienischen Volkes gegenüber den Juden« hervor (S. 407). So ist es nicht verwunderlich, wenn jüdische Italiener als Flüchtlinge in der Schweiz nie einen Zweifel aufkommen ließen, dass sie sofort nach der Befreiung ihrer Heimat von der deutschen Zwangsherrschaft wieder nach Italien zurückkehren und am freiheitlichen Wiederaufbau ihres Landes als gleichberechtigte Staatsbürger teilhaben würden. Man sah sich als Opfer der *deutschen* Verfolgung und betrachtete Italien »noch immer als ein judenfreundliches Land« (S. 475 f.).

Das sieht der italienische Historiker Michele Sarfatti anders. Die deutsche Übersetzung seiner Gesamtdarstellung über »Die Juden im faschistischen Italien« bedeutet in jedem Fall eine Erleichterung und einen Gewinn für die einschlägige Beschäftigung mit der Thematik im Bereich der deutschsprachigen Forschung und Lehre.<sup>19</sup> Sarfatti folgt dem Ziel, den Antisemitismus als essenziellen Bestandteil der faschistischen Herrschaft von Anfang an darzustellen, und gelangt zu dezidierten Aussagen: »Im Herbst 1937 war der Antisemitismus schon hinreichend im Lande [...] verbreitet« (S. 152) – was heißt »hinreichend«? –; »die Juden waren [Ende 1938 und im Hinblick auf das Staatsbürgerrecht], kurz gesagt, *faktisch* ohne Wenn und Aber deklariert« (S. 186); »der Faschismus plante, die italienischen Juden vom Territorium der Halbinsel zu entfernen« (S. 198). Solche Urteile haben den Vorteil, dass man sich damit intensiv auseinandersetzen und ihnen widersprechen kann. Für den praktischen Gebrauch und an wissenschaftlichen Standards gemessen, weist Sarfattis Darstellung allerdings erhebliche Nachteile auf: Es gibt keine Einleitung, keine Auskunft über Fragestellung, Methode oder Einbettung in den Forschungsstand,

19 Michele Sarfatti, *Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung*, Berlin/Boston 2014 (zuerst ital. 2000).

ebenso fehlt ein Register, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, vor allem aber eine Schlussbetrachtung, eine Zusammenfassung von Ergebnissen, in denen Sarfatti seiner Leserschaft Rechenschaft über den Wert und die Einordnung seiner Erkenntnisse ablegen könnte. Es handelt sich um eine weithin faktologische Aufreihung von Gegebenheiten und Absichtserklärungen, Gesetzes- und Verordnungstexten und Quellenzitate, die durch eine beeindruckende Fülle von Anmerkungen untermauert werden, verwoben mit gelegentlich unvermittelt vorgebrachten Schlussfolgerungen in einer labyrinthischen Ordnung – die übrigens auch das stets uneindeutige Hin und Her der faschistischen Politik gegenüber den italienischen Juden reflektiert – und einer Darstellungsweise, die es erschwert, das dem Verfasser wesentlich Erscheinende herauszufiltern.

Der Hauptteil des Buches umfasst drei Kapitel über »Die Verfolgung der Gleichheit des Judentums« von 1922 bis 1936, die »Verfolgung der Rechte der Juden« bis 1943 und die »Verfolgung des Lebens der Juden« ab 1943; insgesamt werden die Perspektiven der Verfolger und der Verfolgten gleichermaßen umfassend analysiert, was allein schon die ungeheure Forschungsleistung Sarfattis andeutet. Der Verfasser zeichnet ein Bild des Politikers Benito Mussolini als eines integralen Rassisten und Antisemiten und listet jeden einschlägigen Hinweis auf antisemitische Tendenzen und Kampagnen im Faschismus seit 1922 auf, ohne bis 1936 ein Ziel dieser letztlich vereinzelt und keiner Systematik folgenden Erscheinungen ausmachen zu können. Übrigens weist Sarfatti noch für den Zeitraum von 1933 bis 1938 auf einen Anstieg von jüdischen Mitgliedern des »Partito Nazionale Fascista« (PNF) von 5.000 auf rund 6.900 hin, was »annähernd 27 % aller Juden über 21 Jahre mit italienischer Staatsbürgerschaft« entsprach und gemessen an der italienischen Gesamtbevölkerung eine deutliche Überrepräsentation markierte (S. 147), und die meisten Repräsentanten der jüdischen Religionsgemeinschaft verstanden es, sich mit dem Faschismus zu arrangieren, oder unterstützten ihn sogar aktiv: Das spricht zumindest weder für ein im Kern antisemitisches Regime noch dafür, dass jüdische Italiener Mussolinis Herrschaft grundsätzlich als ein solches empfunden oder sich in ihren gleichen Rechten bedroht gesehen hätten – selbstverständlich gab es seit je auch politisch zumeist linksgerichtete jüdische Antifaschisten, die die Dinge kritischer sahen.

In Sarfattis Interpretation erreichte jedenfalls »in einem bislang nicht genau identifizierten Augenblick zwischen Ende 1935 und Sommer 1936 die ›antijüdische Frage‹ für das Regime die Qualität einer nicht mehr aufschiebbaren innenpolitischen Frage«, und »Mussolini entschied [...] sie in der Weise zu lösen, dass das Regime das Land mit einer ›modernen‹ antijüdischen Politik versah«. Dieser Übergang sei »das logische Resultat der vorhergehenden Verfolgungsphase und [...] der gesamten umfassenden Wende des Jahres 1922« gewesen, »er bildete jedoch nicht ihr zwangsläufiges Ergebnis: er war ein bewusster Akt«. Tatsächlich stellt Sarfatti Mussolinis Hinwendung zu einem Staatsantisemitismus als eine willkürliche Entscheidung dar, die sich eben nicht aus dem Fortschreiten auf einem von vornherein gebahnten, breiten antisemitischen Weg ergab (S. 119 f.). Mehr noch: Während Sarfatti ausführlich die Rolle der Kolonialpolitik und der neu erlangten ostafrikanischen Herrschaft nach dem Krieg Italiens gegen Äthiopien für den faschistischen Rassismus reflektiert und Mussolini ständig als Rassisten vorführt, stellt er die Motive der

ab 1938 folgenden antisemitischen Gesetzgebung doch anders dar. Der Faschismus sei seit 1936 »von der Verfolgung der Gleichheit und der Autonomie des Judentums zur Verfolgung der einzelnen Juden« übergegangen, »weil diese, unabhängig von der politischen Überzeugung jedes Einzelnen, eine Gruppe bildeten, deren Verhalten (vom Regime und im Hinblick auf seine Zielsetzungen) als gefährlich, antagonistisch, alternativ, unklar oder auch nutzlos beurteilt wurde« (S. 120). Von Rassismus ist an dieser zentralen Stelle plötzlich keine Rede mehr, womit Sarfatti indirekt und entgegen seinen Intentionen zu erkennen gibt, dass die Rassengesetzgebung von 1938 im Wesentlichen auf reinem Dezisionismus beruhte und mit Rassenantisemitismus als einem Wesensmerkmal faschistischer Herrschaft nicht begründet werden kann. Dieser Rassenantisemitismus musste im Laufe des Jahres 1938 in Italien geradezu erst neu konstruiert und pseudowissenschaftlich legitimiert werden, um fortan als Grundlage einer willkürlichen, nicht eigentlich ideologisch grundierten Richtungsänderung der faschistischen Staatspolitik zu dienen.

Sarfattis materialreiche Darstellung listet im Folgenden präzise und detailliert die Maßnahmen auf, denen als Juden entrechtete und diskriminierte Menschen in Italien seit 1938 unterworfen wurden: Sehr viele verloren zumindest ihren Arbeits- oder Ausbildungsplatz, büßten ihre soziale Stellung ein und gerieten in gesellschaftliche Isolation. Schaut man über diese Grundgegebenheiten hinaus, tritt immer von Neuem die fehlende Systematik und Stringenz des faschistischen Vorgehens gegen die Juden zutage, ebenso wie das Scheitern Sarfattis in seinem Bemühen, daraus ein konsequentes und zielgerichtetes Handeln zu konstruieren. Schon die Entfernung ausländischer Juden vom italienischen Territorium kam nicht recht voran, während ihre Internierung seit Mitte 1940 in mitunter nicht einmal bewachten Lagern – wenn dafür in den Quellen gelegentlich der Begriff »Konzentrationslager« (*campo di concentramento*) verwendet wurde, dann macht Sarfatti nicht hinreichend deutlich, dass eine Konnotation mit derartigen Einrichtungen im nationalsozialistischen Herrschaftsbereich verfehlt wäre – der Praxis entsprach, die in zahlreichen kriegsführenden Staaten im Umgang mit zu potenziellen »Feinden« erklärten Ausländern gängig war. Die Auswanderung der italienischen Juden wurde mehrfach verlangt, entsprechende Dekrete wurden jedoch mehrfach widerrufen; italienische Juden, die sich im deutschen Zugriffsbereich aufhielten, wurden im Zweifel sogar rechtzeitig repatriert, um sie vor der Vernichtung zu bewahren. Gut 400 als »gefährlich« deklarierte jüdische Italiener wurden in Lagern interniert, die wiederum diese Bezeichnung kaum verdienten, zumal so wie die jüdischen Internierten anderer Staatsangehörigkeit »auch die internierten italienischen Juden keinen zusätzlichen antisemitischen Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt« waren (S. 207). Die primär propagandistisch motivierte Verordnung vom Mai 1942, italienische Juden zum Arbeitseinsatz heranzuziehen, erbrachte keine substanziellen Ergebnisse. Schon die Zahlen sprechen hier eine deutliche Sprache: Von rund 15.500 infrage kommenden Personen wurden schließlich 1.235 »in ihrer eigenen Provinz zur Arbeit eingesetzt, und 703 hätten sie in einer Nachbarprovinz verrichten sollen [sic]« – angesichts der Realität dieses oft bloß scheinbaren Arbeitseinsatzes konnte selbst Mussolini nur den Kopf schütteln; die Behörden einiger Provinzen sabotierten das Projekt offenbar durch »eine Art passiven Widerstandes« (S. 208–211).

Sarfatti schildert weiter Fälle von eher vereinzelter, unsystematischer Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen in Italien während des Krieges – von Ohrfeigen und Schlägen bis hin zur Verwüstung von Synagogen –, kommt jedoch nicht um die Einsicht herum, dass das Regime Mussolinis sich bis zu dessen Sturz der Mitwirkung am nationalsozialistischen Mordprogramm verweigerte: »Bis zum 25. Juli 1943 übernahm das faschistische Italien nicht den Gedanken, noch – soweit wir wissen – erwog er [!] [...], in diesem Sinne gegen die italienischen Juden vorzugehen« (S. 233).<sup>20</sup> Wenn Sarfatti mutmaßt, gerade im Juli 1943 hätten italienische Behörden erwogen, die auf der Halbinsel, insbesondere im kalabrischen Lager Ferramonti di Mongassano internierten ausländischen Juden den Deutschen zum Zwecke der Deportation und Vernichtung zu überstellen, dann begibt er sich in den Bereich der Spekulation (S. 197 f., 233, 237). Auch für das entsprechende Verhalten der ohnehin weitestgehend vom Wohlwollen und den Direktiven der deutschen Besatzungsmacht abhängigen Regierung der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI) gelangt der Verfasser nur bis zu der »Ausformulierung einer Hypothese«, der zufolge um den Januar 1944 herum »die Regierungen des Dritten Reichs und der RSI zu einer Vereinbarung über die Auslieferung [!] der von den Italienern verhafteten Juden an die Deutschen mit der daraus folgenden Deportation (und Ermordung)« gelangt seien (S. 304–309). Sarfatti schildert wiederum souverän die Verfolgung und teilweise Deportation der Juden im deutschen Herrschaftsbereich Italiens seit Herbst 1943 und das mühevoll erlangte Entkommen der Mehrzahl der Verfolgten; sein Bemühen bleibt darauf gerichtet, die (Mit-)Verantwortung faschistischer Kräfte und der sozialrepublikanischen Behörden für die Verhaftungen, Verschleppungen und Massaker zu betonen. Tatsächlich aber gibt Sarfatti indirekt zu erkennen, dass es in der entscheidenden Phase den weitgehend auf sich allein gestellten deutschen Einsatzkräften an der entsprechenden Unterstützung durch die italienische Seite ermangelte: »Es darf angenommen werden, dass, wenn die Nazis, vor allem im September, Oktober und November 1943[,] eine größere Anzahl von Menschen zur Durchführung der Verhaftungen hätten einsetzen können [...], die Bilanz der Shoah auf der Halbinsel eine noch viel schrecklichere gewesen wäre« (S. 318). Insgesamt liegt mit Sarfattis Studie ein wertvolles und unverzichtbares Arbeitsinstrument für alle vor, die sich mit Fragen der faschistischen Politik gegenüber den Juden beschäftigen, auch wenn dieses Instrument nicht einfach zu handhaben ist. Das Buch erweist seinen Wert auch dann, wenn man nicht allen Wertungen und Schlussfolgerungen des Verfassers folgen mag.

Eine willkommene Ergänzung zu Michele Sarfattis Gesamtdarstellung bietet der Südosteuropa und Italien gewidmete, facettenreiche Band der breit angelegten Quellenedition »Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das

<sup>20</sup> Merkwürdigerweise liest Sarfatti in der bekannten Aufzeichnung vom 21. August 1942 über den vom deutschen Auswärtigen Amt übermittelten Wunsch nach Auslieferung der Juden aus dem italienisch besetzten Teil Kroatiens den »handschriftlichen Vermerk Mussolinis ›nihil obstat M.‹« (S. 235 f. mit Anm. 379). Es ist eindeutig und unbestritten, dass Mussolini in Italienisch »nulla osta M.« vermerkte: Vgl. etwa das Faksimile bei *Jonathan Steinberg*, *Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust*, Göttingen 1992, S. 17.

nationalsozialistische Deutschland 1933–1945«.<sup>21</sup> Die konzise Einleitung der Bearbeiterinnen ist geeignet, einige Sachverhalte in Erinnerung zu rufen, die wesentliche Unterschiede zwischen der deutschen und der italienischen Judenverfolgung und Besatzungspolitik markieren. Sara Berger betont in kritischer Auseinandersetzung mit Sarfatti und anderen ihm folgenden Interpreten den Zäsurcharakter der 1938 erfolgenden antisemitischen Wende des Mussolini-Regimes: »Im Jahr 1938 brach die faschistische Regierung mit der Einführung antisemitischer Gesetze, den *leggi razziali*, radikal mit der bisherigen Praxis. Wurde vorher eine Assimilierung der Juden gefördert, so war das erklärte Ziel nunmehr ihr Ausschluss aus der italienischen Gesellschaft.« Der wesentliche Grund für diesen manifesten Richtungswechsel sei in der »Annäherung des faschistischen Regimes an das nationalsozialistische Deutschland« zu suchen; vieles spreche dafür, »dass die Gesetze opportunistische Maßnahmen waren, um das deutsch-italienische Bündnis zu fördern« (S. 19).<sup>22</sup> Berger zählt die bürokratischen Maßnahmen auf, die die jüdische Bevölkerung Italiens aus dem öffentlichen Leben ausschalten sollten, und beobachtet eine zunehmende »Gewaltbereitschaft gegenüber Juden und jüdischen Einrichtungen« während des Krieges, wenngleich »die Anwendung physischer Gewalt die Ausnahme blieb« und die gelegentlichen Ausschreitungen und Aggressionen »nicht mit denen im Deutschen Reich gleichzusetzen« seien (S. 21). Auch im Hinblick auf die Lager und die »sogenannte freie Internierung in abgelegenen Orten« für Juden ohne und teilweise auch mit italienischer Staatsangehörigkeit macht Berger die drastischen Differenzen zum deutschen SS-Staat deutlich: »Selbst wenn die Lager, die man offiziell als *campo di concentramento* bezeichnete, die Bewegungsfreiheit der Internierten einschränkten und dort zum Teil katastrophale hygienische Bedingungen und Versorgungsmängel herrschten, lassen sich diese in keinem Fall mit deutschen Konzentrationslagern gleichsetzen« (S. 22). Schließlich unterstreicht Berger hinsichtlich der spätfaschistischen *Repubblica Sociale Italiana*, dass »die Hauptverantwortung für die Judenverfolgung auf Seiten der deutschen Akteure« lag (S. 26).

Ebenso deutlich werden die gravierenden Unterschiede in der deutschen und italienischen Besatzungspolitik auf dem Territorium des zerschlagenen Königreichs Jugoslawien und in Griechenland. »Die italienische Besatzungsmacht ging [...] in ihren Gebieten mit punktuell Terror gegen Widerstandsaktionen vor, jedoch bei weitem nicht im gleichen Ausmaß wie der deutsche Bündnispartner oder die Ustascha« (S. 14). Juden wurden in den italienisch besetzten Gebieten »zwar diskriminiert und Flüchtlinge unter ihnen interniert, aber im Allgemeinen widersetzten sich die italienischen Besatzungsbehörden der Vernichtungspolitik der Deutschen und der Ustascha. Dies rettete nicht wenigen Menschen das Leben. [...] An Massensmorden an Juden beteiligte sich der faschistische Staat bis zu seinem Kollaps im Juli 1943 [...] nicht. Erst der anschließende deutsche Einmarsch in Italien und in die ita-

21 Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 14: Besetztes Südosteuropa und Italien, bearb. von Sara Berger/Erwin Lewin/Sanela Schmid u. a., De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, 812 S., geb., 59,95 €.

22 Fatalerweise wird auch hier die falsche Behauptung repetiert, die deutsch-italienische Annäherung »wurde im Herbst 1936 mit der Schließung eines geheimen Freundschaftsvertrages formalisiert« (S. 19). Der italienische Waffenstillstand mit den Alliierten wurde nicht »im Juli 1943« geschlossen (S. 14).

lienisch besetzten Gebiete führte zur Ausdehnung der Mordpolitik.« Das galt für Kroatien, Griechenland und Südfrankreich gleichermaßen. Die italienische Besatzungsmacht »schützte«, sind sich die Bearbeiterinnen einig, »Juden angesichts des Massenmordes«. Die Motive für »diese Politik, die von der deutschen, aber auch von jener der faschistischen Bewegungen in Südosteuropa stark abwich, waren vielfältig. Der italienische Faschismus zielte auf eine Diskriminierung und Enteignung der Juden, nicht jedoch auf deren Ermordung.« Über diese grundsätzliche Differenz hinaus hätten sich humanitäre Motive, das Drängen der katholischen Kirche und die Abwehr deutscher Eingriffe in die italienische Hoheit verbunden (S. 15 f.). Im Übrigen wird am Beispiel Albaniens auch für die italienischen Besatzungsgebiete betont, dass die dort eingerichteten »Internierungs- oder Sammellager [...], obwohl campo di concentramento genannt«, in der Regel »keine Zwangsarbeits- oder Konzentrationslager« waren (S. 84).

Die Vielfalt der gut 350 Dokumente des Bandes kann hier nicht im Einzelnen gewürdigt werden. Es handelt sich um eine Collage von zumeist vollständig wiedergegebenen, in deutscher Sprache oder deutscher Übersetzung abgedruckten, bereits andernorts veröffentlichten wie bislang unpublizierten, die Täter- und die Opferperspektive gleichgewichtig widerspiegelnden, vielfach die deutsch-italienischen Beziehungen beleuchtenden, durchweg authentischen Quellen, die Eindrücke vermitteln, ohne in irgendeiner Weise Vollständigkeit anzustreben oder gar zu erreichen: Die Auswahl erscheint mitunter und wohl notgedrungen willkürlich. Einige Dokumente beleuchten das Leben in den genannten italienischen Internierungslagern (Nr. 25 und 172), andere geben die antisemitische Propaganda in italienischen Presseorganen wieder (Nr. 26 und 48), Auszüge aus Briefen und Tagebüchern reflektieren die Erfahrungen in Italien lebender oder überlebender Jüdinnen und Juden (passim). Wenn Richtlinien zur Zwangsarbeit italienischer Juden abgedruckt werden (Nr. 27), ohne dass auch nur eine weitere Quelle über deren Umsetzung Auskunft gibt, dürfte das indirekt den weitgehenden Fehlschlag dieser Aktion bestätigen. Mehrere Dokumente gruppieren sich um den 1942/43 ausgetragenen Konflikt zwischen deutschen, kroatischen und italienischen Behörden über den Umgang mit den jugoslawischen Juden im Befehlsbereich der königlichen italienischen Armee (Nr. 28; 134: Bitte des Präsidenten der jüdischen Gemeinde Mostar, mit rund 300 Glaubensgenossen »in ein *italienisches* Konzentrationslager eingewiesen zu werden«, um der Überstellung in kroatische Konzentrationslager zu entgehen [S. 406]; 140: Juden aus dem unter Ustascha-Herrschaft gefallenen Sarajevo begeben sich »in den Schutz und die Obhut des italienischen Heeres und des italienischen Volkes« [S. 422]; 153; 154; 160; 164; 165; 167; 169; 172: Vertreter der Juden im Konzentrationslager Porto Re an General Mario Robotti zeigten sich »schon im Voraus davon überzeugt, dass wir in Eurer Exzellenz einen sehr mächtigen Schutzherrn finden werden«, und schuldeten »Ihnen, dem Vertreter des Kgl. Italienischen Heeres, so große Dankbarkeit, dass wir es gar nicht mit Worten ausdrücken können. Die Gefühle unserer Gemeinschaft für das italienische Heer und Volk sind für immer in unsere Herzen eingeschrieben« [S. 473 u. 477]; 184; 187; 188; 190; 191; 193; 202).

Mehrere Dokumente der sorgfältig gearbeiteten Quellenedition weisen einen Bezug zum über Jahrhunderte habsburgischen Triest auf, das 1919 in das Königreich Italien integriert wurde und in den 1930er-Jahren mit rund 6.000 jüdischen Ein-

wohnern bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 250.000 Menschen den relativ größten jüdischen Bevölkerungsanteil aller italienischen Großstädte aufwies. So greift man gespannt zu einer Monografie des Historikers René Moehrlé, die Aufschluss über die Judenverfolgung in Triest durch Faschismus und Nationalsozialismus zu geben verspricht.<sup>23</sup> Was der Verfasser eigentlich herausfinden möchte, bleibt jedoch unerfindlich. Statt einer konzentrierten Lokalstudie, die ermittelt, wie die Judenverfolgung vor Ort vonstattenging und welche Rückschlüsse sich daraus für Anspruch und Realität des faschistischen Antisemitismus ergeben, erwarten den Leser weitschweifige Ausführungen zur Geschichte Triests und seiner jüdischen Gemeinde, zur Entwicklung der faschistischen Bewegung in der Stadt und ihrer Vorläufer in der Region – alles das wie überhaupt der gesamte spezifische Inhalt des Buches auf der Grundlage breiter und intensiver italienischer Forschung –, bevor dann eine von unbekannter Hand 1937 erstellte Triestiner »Judenliste« vorgestellt und auf S. 151 erstmals ein Opfer der faschistischen Judenverfolgung in Triest erwähnt wird: Bürgermeister Enrico Paolo Salem trat nach gegen seine jüdische Herkunft gerichteter Hetze im August 1938 von seinem Amt zurück, obwohl der Katholik selbst nach italienisch-faschistischen Kriterien nicht als Jude galt. Weiter geht es mit einem raumgreifenden Aufguss unserer Kenntnisse über die von Mussolini inszenierte antijüdische Kampagne und die nachlässige Umsetzung der daraus folgenden Gesetze und Verordnungen in Italien, bevor dann auf S. 207 f. der zweite Triester als Objekt faschistischer Judenverfolgung in Erscheinung tritt: Der Verleger Teodoro Mayer veräußerte sein Verlagshaus unter entsprechendem Druck weit unter Wert. Man befindet sich wieder oder erneut im August 1938. Es folgen nun immerhin einige für das Thema einschlägige Seiten zur zögerlichen Umsetzung antisemitischer Maßnahmen in Triest – unter anderem geht es um die Umbenennung »jüdischer Straßennamen [!]« (S. 212). Rasch aber schweift Moehrlé wieder ab und wendet sich der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Italiens im Krieg zu, der Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Italien, dem Sturz Mussolinis, immer durchsetzt von Exkursen beispielsweise zur Emigration jüdischer Europäer über den Triester Hafen oder zu Berichten des deutschen Generalkonsuls in Triest über die Lage in der Stadt und in Italien. Diese Aufzeichnungen geben Moehrlé Anlass zu skurrilen und keinerlei Ergebnis aufweisenden Spekulationen über die abenteuerliche Frage, inwieweit die faschistische Partei Italiens ein »Werkzeug der Triestiner Juden« gewesen sei (S. 264–275): Da Moehrlé hier lediglich das Gemunkel des nationalsozialistischen Generalkonsuls Ernst von Druffel und dessen obskurer Gewährsleute wiedergibt, etwa »über den Einfluss italienischer Juden in höchsten Regierungskreisen, die dann« – so Moehrlé! – »als die effizienteste Organisation von Antifaschismus umfassender Würdigung bedürften« (S. 275), ohne das zu verifizieren oder zu einer eigenen Aussage zu gelangen, stellt sich zwingend die Frage nach seinem Urteilsvermögen als Historiker. Ein erstes Resümee nach 300 Seiten Lektüre ergibt, dass sich kaum ein Fünftel des Textes mit der Judenverfolgung in Triest während des Faschismus beschäftigt. Auch

---

23 René Moehrlé, *Judenverfolgung in Triest während Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1945* (Studien zum Antisemitismus in Europa, Bd. 7), Metropol Verlag, Berlin 2014, 519 S., kart., 24,00 €.

als dann die deutsche Wehrmacht einmarschiert, die Verfolgungsorgane des NS-Staats die Regie übernehmen und im Raum Triest die mörderische Form nationalsozialistischer Judenverfolgung praktizieren, gewinnt Moehrles Darstellung nicht an Qualität. Erneut schreibt er nicht zum Thema, sondern repetiert die Karrieren von Friedrich Rainer und Odilo Globocnik, die Schrecken der deutschen Herrschaft in der neu eingerichteten »Operationszone Adriatisches Küstenland«, den Partisanenkrieg, die abstrusesten Dinge: Der Gipfel des völlig Sachfremden wird auf S. 398–403 erreicht. Zwischendurch kehrt Moehrle anhand einer Beschreibung des in Triest eingerichteten deutschen Konzentrationslagers in der *Risiera di San Sabba*, das in jedem Detail bereits als besonders gut erforscht gelten muss, sowie der Ausplünderung als jüdisch deklarierten Vermögens durch deutsche Behörden und schließlich des Problems der Kollaboration auch einmal wieder zur Sache zurück.

Das inhaltliche Problem von Moehrles Buch liegt klar zutage: Es findet nie zu seinem Thema, ja es hat kein eigentliches Thema, und es verfügt über keine Fragestellung. Die Chancen, die eine Lokal- oder Regionalstudie bietet, werden gründlich verfehlt. Ein in Anm. 320 auf S. 153 angekündigtes »Kapitel 2.3: Die realen Folgen des Staatsantisemitismus auf lokaler Ebene am Beispiel Triest« enthält Moehrles Darstellung bezeichnenderweise nicht. Das ist nur als unfreiwilliges Eingeständnis des Scheiterns an der selbst gestellten Aufgabe zu verstehen. Wie die faschistische Judenverfolgung in Triest aussah, erfährt der Leser höchstens beiläufig und eher zufällig, so zum Beispiel, wenn auf S. 256 die gewaltsamen antijüdischen Ausschreitungen im Juli 1942 auf zwölf Zeilen zusammengefasst werden, die die Erkenntnisse der renommierten Regionalhistorikerin Silva Bon wiedergeben – bemerkenswerterweise misslang übrigens »der Versuch, die Synagoge niederzubrennen [...], weil die Feuerwehr während ihres Einsatzes von Carabinieri geschützt wurde«. Am ehesten ergiebig sind Moehrles verstreute Ausführungen zu der dichten Verflechtung des alteingesessenen, einflussreichen Wirtschaftsbürgertums in Triest, das vielfach jüdischer Religion oder Herkunft war, mit der örtlichen und nationalen Parteiorganisation des PNF und zur verschleierte Wahrung entsprechender Machtpositionen oder Vermögen über die Zäsur von 1938 hinaus – sie bleiben aber ohne weiterführende Interpretation. Über die einfache jüdische Bevölkerung Triests erfährt der Leser nichts. Ein Hinweis auf die Ursachen der außergewöhnlichen Ziellosigkeit von Moehrles Versuch, des vollständigen Fehlens eines roten Fadens und eines entsprechenden Mangels an konzisen, stringent hergeleiteten Ergebnissen findet sich auf der Suche nach dem Titel, unter dem diese Dissertation bei Ulrich Wyrwa an der Universität Potsdam und am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin entstanden ist, der in dem daraus resultierenden Buch jedoch nicht erwähnt wird: Demnach ging es um »Mussolini, Triest und die Judenverfolgung in Italien 1919–1945«. Das ist dermaßen unspezifisch, dass es geradezu zu einer unsystematischen Aneinanderreihung von allem einlädt, das die Forschung dazu bereits aufbereitet hat, und offenbar zur Auffüllung dieser Erkenntnisse mit allen möglichen weiteren Aspekten aus dem Material, das sich zufällig in dem einen oder anderen Archiv oder in thematisch verbundenen Darstellungen vorfand.

Auch methodisch wirft Moehrles Versuch Fragen auf. So ist es erstaunlich, dass der Verfasser als analytischen Begriff die biologistische Definition übernimmt, Jude



sei, »wer von einer jüdischen Mutter abstammt« (Anm. 4 auf S. 12) – was bedeutet das etwa im Hinblick auf die S. 39 mit Anm. 106 aufgeführten Personen, die aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten waren, aus deren Register gestrichen wurden oder konfessionslos waren? Ist immer Jude, wer einmal Jude gewesen ist, weil von einer jüdischen Mutter geboren? Breiten Raum widmet Moehrle dem in der Region um Triest virulenten und dann auch faschistischen Antislawismus. Er erkennt in diesem Zusammenhang durchgängig Rassismus, um die Basis für einen vermeintlich darauf aufbauenden rassistischen Antisemitismus konstruieren zu können: »Die faschistische ›Rassenpolitik‹ in Triest war seit 1921 strikt antislawisch« (S. 130). Die »gegen Slowenen, Serben und Kroaten gerichtete Gewalt trug die nationalistisch-rassistische Handschrift der Triestiner Faschisten« (S. 85); der Verfasser spricht von »den ständigen Übergriffen aus rassistisch-nationalistischen Gründen« (S. 116). Es wird aber nirgends erläutert oder gar belegt, inwiefern der im Grenzland zweifellos verstärkt vorhandene italienische Nationalismus, der sich im Abwehrkampf gegen vermeintliche slawische Überfremdung wähnte, wirklich rassistisch motiviert oder aufgeladen war: Das wird *for the sake of the argument* einfach behauptet. Dabei sprechen die Bemühungen der faschistischen Behörden um die Assimilierung und Italianisierung der Staatsbürger slawischer Sprache und Nationalität gerade gegen die Vorstellung eines biologistisch grundierten Rassismus: Ähnlich den Südtirolern sollten die slawischen Untertanen des Königreichs Italien idealiter einfach angepasste Italiener werden – sofern sie das nicht ohnehin waren. Im Übrigen wurden sie selbstverständlich zum Militärdienst verpflichtet, waren Mitglieder des PNF oder dienten als Angestellte in der öffentlichen Verwaltung: Angehörigen einer als fremd, inferior und biologisch different empfundenen »Rasse« würde man das kaum erlaubt haben.

Moehrles Anmerkungen und Zitierweisen sind in vielerlei Hinsicht handwerklich problematisch oder entsprechen nicht den wissenschaftlichen Standards. Er zitiert Artikel aus wissenschaftlichen Lexika, ohne Verfasser, Titel und Seitenzahlen des entsprechenden Eintrags zu nennen, führt Kurztitel und Titel von Publikationen auf, die sich nicht im Literaturverzeichnis finden, benennt Textzitate falsch, deklariert Quellen, die bereits vielfach veröffentlicht wurden, als Archivfunde, verweist auf Signaturen aus Archiven, in denen er nicht gewesen ist, oder auf Literatur, die nicht einschlägig oder extrem veraltet ist, gerne ohne die Nennung von Seitenzahlen. Sehr viele Anmerkungen enthalten auch im weitestmöglichen Verständnis keinerlei für die Thematik des Buches relevante Information. Gravierend noch erscheint der Umstand, dass diese Dissertation mehr sachliche Fehler aufweist als jede andere in diesem Literaturbericht besprochene Publikation. Die folgende Auswahl bezieht sich allein auf historisch relevante Sachverhalte. Ein österreichischer »Verzicht auf Holland« ist für das Jahr 1797 nicht bekannt (S. 31). In Russland fand »im Oktober 1918« keine Revolution statt (Anm. 109 auf S. 39). »Inseln nördlich und östlich Dalmatiens« wird man vergeblich suchen (Anm. 136 auf S. 47). Ein Reichstag existierte im Österreich der Vorweltkriegszeit nicht (S. 60). Das einer englischsprachigen Publikation entnommene Handelszentrum »Leghorn« gibt es in deutscher Sprache nicht (S. 62). Die biografische Angabe zu Mussolini »lokaler Leiter 1908 in Trient, 1909 Wechsel zum irredentistischen *Popolo* in Triest« ist sachlich falsch (Anm. 6 auf S. 69). Dass Mussolini Triest bereits 1919/20 »kannte«

(S. 78) und der Stadt besonders verbunden gewesen sei, wird nirgends belegt. »Die Tochter von Galeazzo Ciano und Edda Mussolini« war mitnichten »die Nichte Mussolinis«, sondern seine Enkelin (Anm. 33 auf S. 78). »Die kommunistische Regierung in Russland« war 1919 nicht in der Lage, Italien irgendwelche Territorien zu verweigern (Anm. 87 auf S. 92). Ein dem Präfekten unterstelltes »*Ministero delle Corporazione* [recte: *Corporazioni*] di Trieste« gab es nicht, die Übersetzung mit »Kooperationsministerium« ist falsch, der ganze Zusammenhang auf S. 129 verworren dargestellt; ebenso wenig gab es einen »Provinzrat der kooperativen Wirtschaft« (S. 131). Vicco von Bülow-Schwante war nicht »Staatssekretär im Auswärtigen Amt« (Anm. 266 auf S. 140). Renzo Ravenna floh nicht »aufgrund der ›Rassengesetze‹ im gleichen Jahr ihres Erlasses in die Schweiz« (Anm. 281 auf S. 144). In Triest wurde kein »römisches Amphitheater« ausgegraben und eine »Wahl zum Bürgermeister« fand in Italien seit 1926 nicht mehr statt (S. 147).

Es sei von hier an nur noch auf einige außerordentlich schwerwiegende Sachmängel im Hinblick auf Grundtatsachen der italienischen Geschichte verwiesen: Die bedeutende antifaschistische Widerstandsgruppe *Giustizia e Libertà* kennt Moehrle nicht, er hält sie für eine »Freimaurerloge« (S. 160). »Ende des 16. Jahrhunderts waren Juden in Venedig in Stadtteile verbannt worden, die nahe an Industriezonen mit Eisengießereien und Mienen [!] lagen« (S. 175) – es sei dahingestellt, was sich Moehrle unter Industriezonen des 16. Jahrhunderts vorstellt und wo er in Venedig Minen vermutet; tatsächlich wurde im Stadtteil *Cannaregio* im Jahr 1516 auf einer kleinen Insel ein separates und abgeschlossenes Wohngebiet für Juden eingerichtet, das bald unter dem Namen *geto/gheto/ghetto* bekannt wurde, vermutlich, weil es das Gelände einer ehemaligen Gießerei umfasste. Die Interpretation des *Statuto Albertino* von 1848 als »Versuch, eine italienische Verfassung nach demokratischen und rechtsstaatlichen Gleichheitsprinzipien für alle Bürger zu garantieren« (S. 176), ist in nahezu jedem Wort absurd. Da wundert es nicht mehr, wenn Moehrle auf derselben Seite von »der 1861 vollzogenen Gründung der italienischen Republik« träumt und die jüdische Minderheit gleich »mit hohem Engagement am politischen Aufbau der Republik« teilhaben lässt. Eine Seite weiter mutiert Mussolini »1914 [...] zum vehementen Befürworter einer Intervention in Libyen« (S. 177). Auf S. 187 lässt Moehrle das im Juli 1938 publizierte »Rassenmanifest« der faschistischen Wissenschaftler »von einer Gruppe Studenten« geschrieben worden sein, seine falsche Übersetzung von »*da un gruppo di studiosi*«. Was »die regionalen Finanzministerien der einzelnen Provinzen« sein mögen, weiß nur Moehrle (S. 204). »Nachdem Mussolini im Mai 1940 in den Krieg eingetreten war« (S. 231) – das Königreich Italien trat am 10. Juni 1940 in den Krieg ein. Rom war im Dezember 1942 keine »offene Stadt« (S. 246). Das von Moehrle im Zeithorizont 1938 angesiedelte und als »Kernstück der ›Achsenpartnerschaft‹« vorgestellte »stetig ausgebaute Militärbündnis, das gegenseitige Inspektionen, Manöver und Truppenstationierungen vorsah« (S. 285), entspringt ebenso seiner Fantasie wie die Mitteilung, Italien habe seit »Juni 1940« mit »Griechenland und Kroatien« im Krieg gestanden (S. 291). Für Ende 1943 erfindet Moehrle die italienische Währungseinheit »Cent« (S. 411), und in Anm. 395 auf S. 416 behauptet er allen Ernstes, die Sicherheitskräfte der *Repubblica Sociale Italiana*, »die Parteiarmerie *Guardia Nazionale Repubblicana* und die *brigate nere*[,] ermordeten bis 1945 rund 200.000 Italiener«.

Man mag sich fragen, ob der Verfasser den angemessenen sprachlichen Ausdruck findet, wenn bei ihm »die etwa 20 Gaskammern der Vernichtungslager auf Hochtouren liefen« (Anm. 133 auf S. 342). Wirklich denkwürdig allerdings gerät Moehrles Darstellung auf S. 205: In einem in seiner Zeitschrift »La Vita Italiana« am 13. Februar 1942 veröffentlichten Beitrag echauffierte sich der ausgeprägte faschistische Antisemit Giovanni Preziosi, weil sich prominente italienische Juden mitten im Krieg unbehelligt unter dem freien Himmel Roms bewegten, »wohingegen sie sich in diesem Moment unter einem anderen Himmel und unter anderer Luft wiederfinden sollten«. Moehrles Kommentar: »Mit diesem Verweis spielte Preziosi auf die offensichtlich bekannte Vergasung von Juden durch die Nationalsozialisten an.« Wenn das so wäre, dann würde es in mehrfacher Hinsicht einer wissenschaftlichen Sensation gleichkommen. Tatsächlich ist es sachlich falsch, beruht auf einer absurden Interpretation und offenbart einen vollständigen Mangel an Sachkenntnis. Wer sich mit faschistischer und nationalsozialistischer Judenverfolgung beschäftigen möchte und einen derart leichtfertig hingeworfenen Unfug zu Papier bringt, der verlässt das Niveau eines ernsthaften wissenschaftlichen Diskurses und er macht jede weitere Auseinandersetzung mit dem Inhalt seines Buches überflüssig. Im Übrigen wirft dieses Buch die Frage nach der Verantwortung wissenschaftlicher Gutachter bei der Betreuung akademischer Qualifikationsschriften auf.

Von sprachlich, gedanklich und handwerklich anderer Beschaffenheit präsentiert sich die Wiener Dissertation von Karlo Ruzicic-Kessler: »Dieses Buch behandelt die italienische Besatzungspolitik in Jugoslawien von 1941 bis 1943.«<sup>24</sup> »Die deutschsprachige Forschung« habe »bis heute keine monografische Studie zur italienischen Besatzung Jugoslawiens hervorgebracht [...]. Diese Lücke vermag die vorliegende Arbeit – wenn auch natürlich nicht zur Gänze – zu schließen« (S. 5 f.). Und tatsächlich erstellt Ruzicic-Kessler eine viele Aspekte aufgreifende Gesamtdarstellung der Thematik, ja eine Art umfassendes Handbuch, das eine breite italienische, anglo-amerikanische, deutsche und südslawische Forschung bündelt und mit eigenen Quellenfunden insbesondere aus den Archiven des italienischen Außenministeriums und des italienischen Heeresgeneralstabs anreichert. Die Leserschaft wird durch die italienische Jugoslawienpolitik der Zwischenkriegszeit geführt, bekommt die territoriale Neuordnung des Landes erläutert, nachdem es im April 1941 in erster Linie durch die Wehrmacht des Großdeutschen Reichs, aber auch mithilfe italienischer, bulgarischer und ungarischer Verbände militärisch zerschlagen und besetzt worden war, erfährt alles Wichtige über die militärische Organisation und die zivile Verwaltungsgliederung der italienisch okkupierten und teilweise annektierten Gebiete, über Aufstände, deren Bekämpfung, Partisanenkrieg, Deportationen, den Rückzug der italienischen Truppen im September 1943 und schließlich über die von jugoslawischer Seite angestrebte, aufgrund einer Hinhaltestrategie der italienischen Nachkriegsregierungen jedoch ausgebliebene juristische Aufarbeitung möglicher Kriegsverbrechen. Das alles erscheint solide und inhaltlich weithin verlässlich – auch hier findet sich allerdings für den Herbst 1936 das Faktoid eines »deutsch-italienischen Freundschaftsvertrag[s]« (S. 25) –, es enthält aber keine wesentlichen

---

24 *Karlo Ruzicic-Kessler*, *Italiener auf dem Balkan. Besatzungspolitik in Jugoslawien 1941–1943*, Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017, XII + 363 S., geb., 92,95 €, Zitat: S. 1.

neuen Informationen oder Perspektiven, die die Forschung voranbringen würden. Das mag für ein Handbuch angemessen und für eine Gesamtdarstellung verzeihlich sein, doch sei die Frage erlaubt, ob es das Ziel einer Dissertation sein sollte, den Forschungsstand zu einem relativ breiten Sachkomplex zu kondensieren, ohne dezidiert nach spezifischer Erkenntnis im Sinne einer eigenständigen wissenschaftlichen Aussage zu streben: Im Grunde ermangelt auch die Arbeit von Ruzicic-Kessler einer Fragestellung.

Einige Ergebnisse seien gleichwohl referiert: Ruzicic-Kessler untersucht weniger Ereignisse als Strukturen; er möchte Beziehungsgeflechte und Beziehungsdynamiken zwischen den verschiedenen Akteuren auf dem Schauplatz des besetzten Jugoslawien analysieren (S. 2 f.), zwischen Italienern, Deutschen und Kroaten, zwischen militärischen und zivilen Instanzen der italienischen Besatzungsmacht, zwischen Okkupanten und Zivilbevölkerung, zwischen Besatzungstruppen, Partisanen und nationalistischen Kampfverbänden. Dabei erwiesen sich die Vertreter des Königreichs Italien denen des Großdeutschen Reichs im Konfliktfall – und der stellte die Regel in den beiderseitigen Beziehungen dar – immer als unterlegen. Deutsche Instanzen bestimmten im Zweifel in diktatorischer Manier über Grenzziehungen, sicherten sich alle wirtschaftlich relevanten Ressourcen des gesamten Territoriums, entschieden über Vorgehensweisen im Kampf gegen die kommunistischen Partisanen: »Der Spielraum für die italienische Machtausübung blieb marginal« (S. 95). Der italienische Militärapparat gelangte rasch zu einer faktischen Zusammenarbeit mit den serbisch-nationalistischen *Četnici* und deren Instrumentalisierung im Kampf gegen die Partisanen und tendenziell auch gegen kroatisch-nationalistische Formationen, um italienische Soldaten nach Möglichkeit zu schonen. Den von den kroatischen *Ustaša*-Milizen seit Frühjahr 1941 verübten Massenverbrechen vor allem an Serben suchte die italienische Militärverwaltung in dem unter ihrer Verantwortung stehenden Teil Kroatiens nach Kräften und ausdrücklich entgegenzutreten (vgl. etwa S. 178), wenn auch meist vergeblich, und Ruzicic-Kessler stellt es außer Zweifel, dass die regionale italienische Militärführung in Zusammenarbeit mit Repräsentanten des Außenministeriums in Rom die Auslieferung jugoslawischer Juden an deutsche und kroatische Stellen verweigerte und damit deren Leben bewusst rettete, nicht zuletzt aus humanitären Motiven (S. 175 f.). Im Übrigen finden sich vielfältige Hinweise auf Wichtigtuerei und Kompetenzgerangel zwischen verschiedenen Instanzen und Personen des italienischen Besatzungsapparats, zwischen Militär- und Zivilverwaltung, konservativen und faschistischen Einstellungen, Vertretern von besetzten Gebieten, annektierten Gebieten, der Gouvernementsverwaltung für Dalmatien, dem Statthalter in Montenegro: Insgesamt zeichnet Ruzicic-Kessler das Bild einer »desolaten Lage im Besatzungsgebiet«, in der sich »die beiden Säulen der italienischen Administration gegenseitig bekämpften, sabotierten und die Arbeit erschwerten«, woraus schon lange vor 1943 eine »chaotische Lage« resultierte (S. 298). Die Zustände im italienisch besetzten Gebiet Jugoslawiens verwiesen dabei auch auf das für die Analyse des faschistischen Italien wesentliche Strukturmerkmal, dass sich die Königliche Italienische Armee »in einer Parallelwelt« bewegte, »die vom Regime nicht gänzlich vereinnahmt werden konnte« (S. 349).

Nach der Lektüre dieses Buches weiß der nicht spezialisierte Leser mehr über den Gegenstand und wähnt sich präzise informiert. Und doch bleiben Fragen, die sich aus der Positionierung des Verfassers in der Forschungslandschaft ergeben. Ruzicic-Kessler folgt denen, die einen zielgerichteten faschistischen Imperialismus erkennen möchten – stellvertretend sei hier der italienische Historiker Davide Rodogno genannt, an dessen Prämissen sich der Verfasser leitmotivisch orientiert (vgl. etwa S. 5, 51, 96 u. 101) – und die eine sich daraus ergebende besonders brutale Herrschaft in den vom Königreich Italien im Zweiten Weltkrieg besetzten Territorien postulieren. Das ist legitim, sollte aber besser begründet und fundiert sein als in Ruzicic-Kesslers Buch, das als ein Beispiel für die in der gegenwärtigen, sich als kritisch verstehenden Faschismusforschung verbreitete Tendenz dienen kann, weitreichende Thesen in den Raum zu stellen, die dann nicht in angemessener Weise unterfüttert werden und sich als nicht haltbar erweisen. Der Auftakt des Buches ist exemplarisch: »Der Krieg gegen Jugoslawien und die Entscheidung Benito Mussolinis, derart viel Territorium zu annektieren, zu okkupieren und zu kontrollieren, waren nicht Ergebnis einer plötzlichen Laune, sondern vielmehr Resultat eines Planes, der mit wechselnder Intensität über beinahe zwei Jahrzehnte ausgearbeitet worden war.« Die folgende, sich über 50 Seiten erstreckende »Analyse und Bewertung der italienischen Politik in der Zwischenkriegszeit« (S. 1) mit Kapiteln über den italienischen »Drang nach Osten« vor dem Zweiten Weltkrieg und »die faschistische Jugoslawienpolitik der Zwischenkriegszeit« behandelt jedoch herkömmliche italienische Außenpolitik und enthält nicht den geringsten Hinweis auf einen solchen »Plan« Mussolinis oder seiner faschistischen Gefolgsleute. Im Gegenteil, noch für die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges gegen Jugoslawien im April 1941, über den wohlweislich allein Adolf Hitler mit seinen militärischen Beratern entschied, während Mussolini hinsichtlich der deutschen Absichten im Dunkeln tappte und keinen zusätzlichen Kriegsschauplatz eröffnen wollte, kann Ruzicic-Kessler zufolge »nur allgemein festgestellt werden, dass Rom keine klare Linie verfolgte und in vielerlei Hinsicht dem politisch-militärischen Wandel in Europa ausgesetzt war, ohne ein Konzept zu erarbeiten« (S. 39). So sah in der Tat faschistische Außenpolitik aus, die keinen Plan hatte und keinen verfolgte. Ruzicic-Kessler dementiert sich selbst, ohne es zu erkennen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für seine Darstellung zu ziehen: Ein Plan Mussolinis für die Eroberung großer Teile Jugoslawiens existierte nicht und auch eine entsprechende Absicht war in der italienischen Führung vor dem Beginn der deutschen Aktion nicht vorhanden. Deshalb war es dann 1941 auch kein Zufall, dass »es auf italienischer Seite an klaren Vorstellungen über die konkrete Umsetzung derartiger Pläne« fehlte: »Die vage Idee eines Reiches am Mittelmeer war die einzige definierte Richtlinie« (S. 96). Eine vage Idee, in der sich letztlich die faschistische Vorstellung einer expansionistischen Außenpolitik erschöpfte, ist aber alles andere als ein über 20 Jahre hinweg ausgearbeiteter Plan, den Ruzicic-Kessler ebenso wenig plausibel machen oder gar nachweisen kann wie andere Interpreten des faschistischen »Imperialismus«.

Ein weiteres apodiktisches Urteil Ruzicic-Kesslers betrifft die italienische Politik in dem formal rasch als »autonome Provinz« dem Königreich Italien eingegliederten südlichen Teil Sloweniens: »Tatsächlich sollte die italienische Besetzung Sloweniens ein besonders brutales Regime zutage fördern, das der deutschen Besatzungs-

politik in Europa um nichts nachstand« (S. 97). Das ist schon im Hinblick auf die zeitgleiche deutsche Herrschaft im analog dem Großdeutschen Reich einverleibten nördlichen Teil Sloweniens fraglich – vgl. dazu nur Ruzicic-Kesslers eigene kurzgefasste Darstellung auf den S. 99 f., 156 f. u. 161 f., insbesondere zu den deutschen Deportationsmaßnahmen; im Frühjahr/Sommer 1941 flüchteten Zehntausende Slowenen aus der deutschen in die italienische Zone: warum wohl? –, es erscheint höchst gewagt mit Blick etwa auf Serbien unter deutscher Militärverwaltung, und es ist definitiv unangemessen hinsichtlich Polens und der sowjetischen Gebiete unter deutscher Besatzung. An anderer Stelle spricht der Verfasser von italienischen »Gewalttaten« in Jugoslawien, »die den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes in Europa kaum nachstanden« (S. 276). Das ist genauso fraglich und bedürfte mindestens eines differenzierenden Vergleichs, um Plausibilität zu gewinnen; es ist vollständig verfehlt, wenn es am Beginn von Ruzicic-Kesslers an sich aufschlussreichem Kapitel über »Italienische Konzentrationslager« steht, in denen einige Zehntausend Slowenen und Kroaten zumeist präventiv als potenzielle Gefährder der Interessen der Besatzungsmacht oder als Geiseln interniert wurden, zunächst erwachsene Männer, bald aber auch Frauen und Kinder. Ruzicic-Kessler macht es mithilfe von Zeugnissen, die von Beobachtern des Internationalen Roten Kreuzes aus der Schweiz angefertigt wurden, plausibel, dass in einigen dieser Lager Hunger bis hin zur Unterernährung herrschte und Menschen aufgrund daraus resultierender Schwäche und entsprechender Erkrankungen zu Tode kamen. In der »bedeutendste[n] unter den italienischen Anstalten zur Internierung jugoslawischer Zivilisten« auf der Insel Arbe/Rab in der nördlichen Adria, in der im Winter 1942/43 mehr als 10.000 Menschen untergebracht waren und vor sich hin vegetierten, »verendeten« an einzelnen Tagen »bis zu 30 Menschen«, möglicherweise »40–60 Menschen täglich«; »allein im Januar 1943 starben 190 Personen«. Insgesamt kamen nachweislich mehr als 1.500 Menschen ums Leben. Ruzicic-Kesslers Argumentation wird aber unseriös, wenn er weitere reine Mutmaßungen anführt – »mittlerweile gehen die Zahlen schon in Richtung 5.000 Verstorbener, was beinahe 50 Prozent der durchschnittlichen Gesamtzahl an Internierten ausmacht« – und daraufhin nicht haltbare Schlussfolgerungen insinuiert: »Zwar gab es in keinem italienischen Konzentrationslager Gaskammern zur gezielten Vernichtung von Gefangenen, aber das Endziel der italienischen Politik gegenüber den südslawischen Internierten scheint klar gewesen zu sein« (S. 279–282). Die mangelnde sprachliche Präzision dieses Satzes – was bedeutet »scheint klar gewesen zu sein« und was meint der Verfasser damit und dazu? –, die undifferenzierte Konnotation und gedankliche Vermengung von (italienischen) Internierungslagern, (deutschen) Konzentrationslagern und Vernichtungslagern, insbesondere aber die Unterstellung eines spezifischen »Endziels« der einschlägigen italienischen Politik ohne jeden dokumentarischen Beleg verlassen den Boden einer fundierten wissenschaftlichen Argumentation. Von einer Vernichtungspolitik nationalsozialistischen Stils war der fahrlässige und gewiss nicht von Wohlwollen geprägte Umgang der für das Lager zuständigen Militärverwaltung mit den Insassen weit entfernt; die Ursachen für den von Ruzicic-Kessler beklagten »Mangel an Ernährung, Bekleidung und die schlechten hygienischen Bedingungen« (S. 281) dürften zunächst in der Desorganisation dieser Verwaltung liegen in einer Situation, in der angesichts der Kriegslage

in Italien ohnehin Mangel an allem herrschte. Um einen Vorsatz zu belegen, müsste der Verfasser dagegen entsprechende Quellen anführen. Immerhin wird der anti-slawische Akzent der italienischen Internierungsmaßnahmen durch die Beobachtung unterstrichen, dass es den zeitweilig im selben Lager untergebrachten jüdischen Internierten aus Jugoslawien relativ besser erging als den nichtjüdischen slowenischen und kroatischen Häftlingen.

Auch einigen weiteren Fragen geht Ruzicic-Kessler nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit nach. Auf S. 50 »war die italienische Okkupation eine brutale Besatzung, unter der die Zivilbevölkerung stark zu leiden hatte und die für den Tod zehntausender Menschen verantwortlich war«. Auf S. 208 wurden »tausende unschuldige jugoslawische Zivilisten eingesperrt, hingerichtet und ihre Dörfer und Städte den Flammen preisgegeben«. Ist das unbedacht oder werden damit zwei unterschiedliche Dimensionen angedeutet, und wenn ja, welche? In ähnlicher Weise heißt es auf S. 334 zu der in der italienischen Vergangenheitspolitik zentralen Problematik der sogenannten, im jugoslawischen Siegesrausch begangenen *foibe*-Morde im italienisch-slowenischen Grenzgebiet: »In Julisch Venetien waren in der Zeit nach der italienischen Kapitulation und wiederum seit dem Frühjahr 1945 hunderte italienische Staatsbürger getötet und in Karsthöhlen verscharrt worden.« Auf der nächsten Seite beklagt Ruzicic-Kessler »das zweifellos schreckliche Schicksal tausender Italiener, die in den Karsthöhlen Julisch Venetiens den Tod fanden« (S. 335 f.). Zehntausende, Tausende, Hunderte – macht es einen analytischen Unterschied oder nicht? Präzise Zahlen sind für den südslawischen Raum während des Zweiten Weltkriegs und seiner unmittelbaren Nachwirkungen notorisch schwer zu ermitteln, doch der Verfasser unternimmt nicht einmal ansatzweise einen Versuch, zu einer Klärung beizutragen. Das Gleiche gilt für Zahlen zur Bekämpfung aufständischer Bevölkerungsteile und Partisanen durch italienische Soldaten und Sicherheitskräfte und ihre serbischen und slowenischen Verbündeten und Handlanger. Wenn bei einer groß angelegten Offensive gegen Partisaneneinheiten in Slowenien im Sommer 1942 1.053 im Kampf getötete Partisanen und 1.236 Hinrichtungen verzeichnet wurden, bevor die Italiener die Initiative verloren und selbst zunehmend in Bedrängnis gerieten, dann sind das beträchtliche Zahlen. Wenn es sich jedoch »um die letzte große Offensive auf slowenischem Boden« handelte, weil die italienische Militärführung fortan die Defensive suchte, und wenn dies »gleichzeitig [...] auch die größte rein italienische Militäraktion auf jugoslawischem Boden« darstellte (S. 254 f.), dann relativiert sich diese Zahl angesichts der 28-monatigen Besetzung weiter Gebiete Jugoslawiens erheblich. So, wie er einen Versuch zur Ermittlung annähernd plausibler Zahlen menschlicher Opfer der italienischen Besatzungsherrschaft scheut, vermeidet Ruzicic-Kessler mitunter auch ein eigenes Urteil – in der Regel schließt er sich ohnehin in der Forschung vertretenen Auffassungen an –: Die von den kroatischen *Ustaše* verübten »Gräueltaten ereigneten sich in vielen Fällen vor den Augen der italienischen und deutschen Okkupationstruppen, was die Frage nach deren Mitverantwortung aufwirft« (S. 61). Nach einigen Beispielen wiederholt der Verfasser: »Das zieht wiederum die Frage nach einer Mitverantwortung durch Untätigkeit der italienischen Besatzungsmacht nach sich« (S. 89). Doch Ruzicic-Kessler unternimmt keine Anstalten, diese Frage zu beantworten oder auch nur zu erörtern.

Die Bekämpfung von Partisanen und Aufständischen schließlich nimmt in dem Buch einen breiten Raum ein; Ruzicic-Kessler beschreibt ein grundsätzlich »erbarungsloses Vorgehen gegen jeden mutmaßlichen Rebellen« sowie »Erschießungen, Plünderungen, Brandschatzungen«. Die darauf abzielenden Richtlinien des verantwortlichen Generals Mario Roatta vom März/April 1942 werden ausführlich zitiert (S. 242–245). Die naheliegende Frage, inwieweit diese einschlägigen Anordnungen sich an entsprechenden, in den benachbarten Einheiten der deutschen Wehrmacht zirkulierenden Befehlen orientierten oder durch sie inspiriert waren, stellt sich Ruzicic-Kessler nicht. Stattdessen stellt er erneut eine weitreichende, aus der einschlägigen Literatur übernommene These in den Raum, der zufolge »die Erfahrungen von vielen Soldaten und Offizieren, die im April 1941 in den Balkan geschickt wurden, von kolonialen Erfahrungen in Libyen und Äthiopien geprägt« gewesen seien: »Diese Tatsache ist teilweise die Erklärung dafür, wieso italienische Militärs in ihrer Politik der ›Befriedung‹ Jugoslawiens mit geradezu fanatischer Härte vorgingen« (S. 347). Auch hier ist zu konstatieren, dass Ruzicic-Kessler in seinem Buch nicht den geringsten Hinweis vorlegt, der diese These zu verifizieren geeignet wäre. Darüber hinaus vermeidet er jeden Abgleich mit Gepflogenheiten des damals geltenden Kriegs- und Besatzungsrechts. So ist der Leser am Ende bass erstaunt, wenn der Verfasser nach Dutzenden von Seiten, auf denen er das Unrecht des italienischen Besatzungsregimes und die Härte seiner Repressionsmaßnahmen geißelt, unvermittelt die Memoiren Roattas zitiert, der darin das Handeln der italienischen Verbände als berechtigte Reaktion auf die von Partisanen verübten unprovokierten Massaker an italienischen Soldaten pauschal verteidigt, und Ruzicic-Kessler kommentiert, »dass Roattas Darstellung der Verbrechen auf Seiten der Partisanen grosso modo der Wahrheit entsprach[]« (S. 339 f.).

Merkwürdigerweise setzt sich Ruzicic-Kessler nicht mit der 2013 erschienenen, seit 2015 in deutscher Übersetzung vorliegenden vielschichtigen Monografie des in Padua lehrenden Zeithistorikers Filippo Focardi über die italienische Geschichtspolitik im Hinblick auf die Rolle Italiens im Zweiten Weltkrieg auseinander.<sup>25</sup> Dabei geht es darin zentral auch um die Beurteilung der italienischen Besatzungspolitik insbesondere auf dem Balkan und Focardi ringt intensiv mit dem Vergleich zwischen deutscher und italienischer Besatzungsgewalt. Zunächst zeigt er sich unentschieden: In Jugoslawien und Griechenland »waren italienische Polizeikräfte und Militäreinheiten [...] an blutigen Vergeltungsmaßnahmen gegen Partisanengruppen vor Ort beteiligt, die durchaus mit denen der Nazis vergleichbar waren, vor allem hinsichtlich des systematischen Gebrauchs von Folter gegen Regimegegner, der Plünderung und dem Abbrennen ganzer Dörfer, der Liquidierung von Geiseln, der massenhaften Deportation von Zivilisten, der Bombardierung von Wohngebieten und der damit einhergehenden Tötung von Frauen und Kindern«. Die italienischen Besatzungsorgane hätten »ein System von Maßnahmen im Partisanenkampf errichtet, das dem der Deutschen entsprach«. Focardi spricht von einem regelrechten Krieg gegen die Zivilbevölkerung, einer Säuberung des Raums, die »die Grenzen

25 *Filippo Focardi*, *Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 352 S., geb., 42,90 € (zuerst ital. 2013).



zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern zum Verschwimmen brachte und die Menschen mit voller Wucht in die repressive Gewalt hineinzog«. Dann kommen ihm aber offenbar Bedenken und unvermittelt verschiebt er die Maßstäbe: »Es handelte sich also um eine von den militärischen Befehlshabern bewusst verfolgte Politik des Terrors, die, auch wenn sie nicht an die von der Wehrmacht im Balkanraum verübten Verbrechen heranreichte, durchaus vergleichbar war mit dem bedingungslosen Kampf, den in der Folge Kesselrings Männer im besetzten Italien gegen die Resistenza führen sollten« (S. 147 f.). Das impliziert einen qualitativen Unterschied zwischen der deutschen Besatzungsgewalt auf dem Balkan und der in Italien und Focardis Zugeständnis, dass der italienische Besatzungsterror in Jugoslawien und Griechenland eben nicht die Qualität der deutschen Maßnahmen auf der Balkanhalbinsel erreichte. Einige Seiten weiter bestätigt Focardi dezidiert »erhebliche Differenzen« in der Besatzungspolitik »zwischen den beiden Achsenmächten« und verweist unter Rückgriff auf entsprechende Forschungen seines Kollegen Enzo Colloiti auf die unterschiedlichen Antriebskräfte, die »die Plünderungspolitik in den besetzten Gebieten und die repressive Gewalt, die vom monarchistisch-faschistischen Italien und dem nationalsozialistischen Deutschland ausgingen«, gekennzeichnet hätten: »Hinter der Gnadenlosigkeit der deutschen Repression standen eine äußerst effektive Kriegsmaschinerie und eine ›radikale Zielsetzung‹, die auf der ›rassistischen Unversöhnlichkeit des Dritten Reichs‹ basierte. Sie wurde vom ideologisch entsprechend indoktrinierten deutschen Soldaten geteilt, der sich seiner technologischen wie rassistischen Überlegenheit sicher war.« Dagegen war »hinter der italienischen Entscheidung, auf brutale Mittel im Partisanenkampf zurückzugreifen, [...] eher militärische wie psychologische Schwäche [zu] erkennen, die Angst und die Verwirrung des italienischen Soldaten [...], der zudem, nur teilweise durch den Faschismus verblendet, nicht über die notwendigen militärischen Möglichkeit[en] verfügte«. Auf Gewalt habe der italienische Soldat »nur als Mittel der Selbstverteidigung und zum Schutz der eigenen Kameraden« zurückgegriffen, »war er doch in einen Krieg voller Hinterhalte und Fallen hineingeschleudert worden, dessen Sinn er nicht verstand. Vielmehr bestand sein einziges Interesse darin, zu überleben und gegebenenfalls die Gefallenen und, soweit es um Offiziere oder Schwarzhemden ging, misshandelten Kameraden zu rächen« (S. 174). Die Resultate der qualitativ unterschiedlichen Besatzungsgewalt fielen auch quantitativ entsprechend unterschiedlich aus: In Slowenien, wo am ehesten verlässliche Zahlen zu ermitteln sind, registriert Focardi im Bereich italienischer Verantwortung »mindestens 1.569 Hinrichtungen (mit oder ohne Prozess) sowie 1.376 Todesfälle in den italienischen Konzentrationslagern«, anderen Forschern zufolge »die Zahl von 1.594 durch Italiener getötete[] Partisanen sowie 1.870 in italienischen Lagern ums Leben gekommene[] Slowenen«. »Das Nievau [sic] der deutschen Gewalt in Slowenien war freilich mit 10.000 Opfern von Konzentrationslagern und 16.700 bei Repressalien gegen Geiseln oder bei Angriffen der Wehrmacht getöteten Zivilisten ungleich höher als das italienische« (S. 177 mit Anm. 130 auf S. 312 f.; bei allen solchen Zahlen sind grundsätzlich mögliche hohe Dunkelziffern insbesondere im zumeist als »Bandenbekämpfung« deklarierten »Partisanenkampf« zu berücksichtigen). Schließlich sah »mit Ausnahme der radikalen Faschisten [...] niemand in den Italienern ein *Herrenvolk*. Sie waren weder von einem ›biologischen Rassismus‹ durchdrungen (halfen sie

doch Juden und Serben) noch verfolgten sie gegenüber Griechen, Albanern und Jugoslawen jemals eine echte Politik ›ethnischer Säuberung‹. Und »im Unterschied zu den Deutschen (aber auch zur kroatischen Ustascha) waren die Italiener nicht Protagonisten eines Völkermords«; »im Übrigen führten sie Befehle weniger systematisch aus als ihr deutscher Verbündeter, der Vergeltungsmaßnahmen weitaus radikaler umsetzte« (S. 176).

Hier handelt es sich nur um eine wesentliche Erkenntnis aus einem überaus lesenswerten Buch, das sich mit unterschiedlichsten Aspekten der italienischen Kriegs- und frühen Nachkriegsgeschichte beschäftigt und nebenbei immer auch reichhaltige bibliografische Verweise bietet: So geht es um Italien in der alliierten Kriegspropaganda, um das Verhältnis zwischen deutschen und italienischen Soldaten und Kampfverbänden im Afrika- und Russlandkrieg und deren gegenseitige Wahrnehmung, um die Auswirkungen des anglo-amerikanischen Bombenkriegs gegen Italien, durch den 60.000 bis 70.000 Zivilisten getötet wurden, oder um Kriegsverbrechen der westalliierten Kampf- und Besatzungstruppen in Italien, etwa die durch marokkanische Einheiten der französischen Armee massenhaft verübten Vergewaltigungen. Der Leser erfährt einiges über das komplizierte Geflecht konfligierender Interessen in Italien infolge der innen- und außenpolitischen Zäsur des 25. Juli beziehungsweise des 8. September 1943 und die wechselseitigen Verratsvorwürfe nach dem Sturz Mussolinis und dem Waffenstillstand der königlichen Regierung des Marschalls Pietro Badoglio mit den Alliierten: Die spätfaschistische Reaktion unter deutschem Schutz in der Republik von Salò geißelte den Verrat durch das Königshaus und die Armeeführung, die postfaschistische Regierung im »Königreich des Südens« unter US-amerikanisch-britischer Aufsicht erkannte plötzlich einen Verrat des Landes und seiner Streitkräfte durch die unverantwortliche Bündnis- und Kriegspolitik des faschistischen Regimes seit Mitte der 1930er-Jahre, und die antifaschistische Opposition in den sich wieder regenden politischen Parteien prangerte den jahrzehntelangen Verrat großer Teile der Bevölkerung durch das monarchistisch-großbürgerlich-faschistische Regierungskartell der traditionellen Eliten an. Dabei waren sich die neue königliche Regierung, die Antifaschisten in Widerstand und Exil wie auch die politische Vertretung der Partisanengruppen mit großen Teilen der veröffentlichten Meinung darin einig, so die Hauptaussage Focardis, dass die italienische Nation von einer verblendeten faschistischen Führung – die Rolle des Königs(hauses) wurde je nach politischem Standort unterschiedlich beurteilt – gegen ihren Willen in das Bündnis mit dem »falschen Freund« Deutsches Reich und in den Krieg getrieben, ja gezwungen und letztlich an die Deutschen mit ihren Herrschaftsinteressen und Weltmachtfantasien verraten worden sei. In diesem Sinne konnte man sich auf die britische, US-amerikanische und auch die sowjetische Kriegspropaganda berufen, die seit je einen Keil zwischen die faschistische Führung und die Bevölkerung wie auch zwischen den italienischen und den deutschen Bündnispartner zu treiben bemüht gewesen war, man konnte auf die ungeheuerlichen deutschen Massenverbrechen im besetzten Europa verweisen und damit von italienischen Kriegsverbrechen abzulenken versuchen, man schrieb Italien und seinen Soldaten den Status von Opfern deutscher Anmaßung und Überheblichkeit zu, und man setzte auf die Wiedereingliederung Italiens, das *eigentlich* immer auf der Seite der Westmächte und der freiheitlichen Demokratie gestanden habe,

bevor es der faschistischen Herrschaft anheimgefallen sei, in eine internationale Nachkriegsordnung als gleichberechtigter Partner, nun, nachdem es sich selbst vom Faschismus befreit und als »Mitkriegführender« die Alliierten unterstützt habe. Das Ziel solcher Argumentationslinien war ein erträglicher Friedensvertrag, den das Land schließlich auch erhielt, wenngleich das von vielen Italienern und ihren Politikern nicht so gesehen wurde.

Alles in allem analysiert Focardi, gestützt auf eine beeindruckende Auswahl von einschlägigen Quellen, eingehend und überzeugend einen breiten, »auf die Exkulpation des italienischen Volkes gerichteten Weg« (S. 91), so wenn etwa im Mai 1944 die immer noch königliche, von den Alliierten anerkannte italienische Regierung »eine einstimmige Erklärung« abgab – von Liberalen und Christdemokraten bis zu den Kommunisten –, in der sie »jede Zuweisung einer Verantwortung des italienischen Volkes für den faschistischen Krieg« ablehnte (S. 85). Es handelte sich zweifellos um einen klaren Fall von Geschichtsklitterung. Allerdings irritiert der Eifer, mit dem Focardi seine Mission verfolgt und der sachliche Überlegungen eher in den Hintergrund schiebt. So gibt er nur nebenbei zu erkennen, dass es den Politikern in Italien in ganz klassischer Weise um die »Verteidigung der nationalen Interessen« ging (S. 108) – an dieser Stelle kann nicht diskutiert werden, ob die Vorstellung von der Existenz nationaler Interessen an sich sinnvoll ist – und deshalb »die Verurteilung des Kriegsbündnisses mit dem Dritten Reich, die Demaskierung der ›falschen‹ deutschen Kameradschaft sowie die Gegenüberstellung von ›guten Italienern‹ und ›bösen Deutschen‹ den politischen Erfordernissen« entsprachen, »die sowohl vom Establishment um Badoglio als auch vom antifaschistischen Spektrum vertreten wurden« (S. 201). Es handelte sich um Realpolitik, die an Sachverhalte anknüpfen konnte, die auch Focardi nicht leugnet: Die Politik Mussolinis ab 1935/36 war dem italienischen Nationalstaat und seiner Bevölkerung nicht dienlich, die nationalsozialistische Führung des Deutschen Reichs und ihre Ausführungsorgane sahen in Italien nie einen gleichberechtigten, achtenswerten Partner und handelten spätestens ab 1943 dementsprechend, die Kriegs- und Besatzungspolitik des Königreichs Italien erreichte weder in ihren Intentionen noch in ihrer Realität jemals die verbrecherische Qualität und die quantitativen Dimensionen derjenigen des Deutschen Reichs, und das Bild, das etwa in literarischen und journalistischen Verarbeitungen italienischer Erfahrungen mit Deutschen während des Kriegs gezeichnet wurde, fiel nicht zufällig wenig schmeichelhaft aus (vgl. dazu S. 201–214): Der *cattivo tedesco* war nun wirklich kein Produkt der Fantasie.

Eine Frage bleibt nach der Lektüre von Focardis engagierter Monografie offen: Wie stand es um das Verhältnis zwischen der faschistischen Führung und der Bevölkerung und inwieweit ist es berechtigt, zwischen Volk und Regime zu differenzieren? Focardi lehnt die in weiten Teilen des antifaschistischen Widerstands und dann auch der italienischen Geschichtspolitik »vorherrschende Darstellung eines nicht aufhebbaren Antagonismus« zwischen italienischem Volk und faschistischem Regime« (S. 101) offenkundig ab, ohne das Problem differenziert zu untersuchen. Er führt das Beispiel von Mario Borsa an, dem Anhänger der radikal-demokratischen Aktionspartei »und äußerst integren Chefredakteur der größten italienischen Tageszeitung, des ›Corriere della Sera‹«, der seit dem Frühjahr 1945 vorübergehend als »Corriere d'Informazione« erschien. Am 22. Mai 1945 habe Borsa in einem Leit-

artikel dem Kampf der Antifaschisten gehuldigt, »einer ›ehrenhaften Minderheit‹, die lange Zeit kein Gehör gefunden hatte bei einem Volk, das sich dem Regime ›blindlings gefügt‹ habe«. Zwei Monate später sei Borsa von diesem Urteil abgewichen und habe die Auffassung vertreten, »dass der Faschismus niemals der wahre Ausdruck des Willens unseres Volkes gewesen« sei: »All die Hunderttausende, die in den zwanzig Jahren der Mussolini-Eskapade gelitten haben, im Gefängnis, auf den Inseln [d. h. in Verbannung, im *confino*], in den Konzentrationslagern und im Exil, indem sie Verfolgung, Hunger und Tod riskierten, werden bescheinigen, dass das liberale und demokratische Italien nie gestorben ist.« Es sei lediglich gewaltsam unterdrückt worden. In Focardis Interpretation von Borsas Stellungnahmen »waren also aus der ›ehrenhaften Minderheit‹ der Antifaschisten, die die Ehre des Landes gerettet hatten, ›Hunderttausende‹ tüchtiger Menschen geworden, die für ein ›liberales und demokratisches Italien‹ standen, das niemals von der ›hässlichen Macht‹ der faschistischen Tyrannei erschüttert worden war« (S. 102). Der Berichterstatter vermag hier keinen Widerspruch zu erkennen: Diese Hunderttausende – präziser wird sich diese Gruppe zahlenmäßig naturgemäß kaum erfassen lassen – waren eben identisch mit der von Borsa benannten »ehrenhaften Minderheit«, und sie hatten alles Recht, sich als berufene Vertreter von Liberalismus und Demokratie, andere gewiss eher von Sozialismus oder Kommunismus zu verstehen und darauf zu beharren, dass sie einen Teil der italienischen Bevölkerung repräsentierten, wie groß auch immer er gewesen sein mag, der sich passiv verhielt und jedenfalls nicht im Sinn hatte, das faschistische Regime aktiv und bewusst zu unterstützen (in diesem Kontext kann man die massenhaften Desertionen italienischer Soldaten vor allem in Nordafrika nicht außer Acht lassen). Dieses Problem, das ebenso deutsche Demokraten und Sozialisten im (ja, auch im passiven) Widerstand und Exil angesichts der nationalsozialistischen Diktatur umtrieb, kann man nicht aus dem Weg räumen, indem man die Existenz und die Repräsentativität dieser tatsächlich ehrenhaften Minderheit in Abrede stellt. Vielmehr gab es in beiden Ländern (oder eben außerhalb, geflüchtet vor den verbrecherischen Regimes) eine solche ehrenwerte Minderheit, deren Vertreter sich, wie es der liberale Philosoph und Historiker Benedetto Croce im September 1944 voller Stolz zum Ausdruck brachte, als Bürger eines militärisch besiegten Landes *politisch* nicht besiegt fühlten, sondern als Repräsentanten eines anderen Italien ihr Recht behauptet hatten, »zu den Siegermächten gezählt zu werden« (S. 93). Insofern würde Focardis Ansatz ein höheres Maß an Differenzierung guttun: Die Antifaschisten trugen tatsächlich – es sei denn, man wollte ihr Versagen im Angesicht der faschistischen Herausforderung bis Mitte der 1920er-Jahre zum alleinigen Maßstab erheben – nicht die Verantwortung für oder gar die Schuld an der desaströsen Kriegspolitik des Regimes. Sie standen für einen Teil der italienischen Nation, der sich unter den Bedingungen einer gemäßigten Gewaltherrschaft nicht zu artikulieren vermochte, sieht man von Unmutsäußerungen, im Krieg zunehmenden Streiks und eben auch dem verdeckten Militärstreik ab, und sie geben Anlass, sehr viel intensiver über die analytische Trennung von Regime und Bevölkerung und ihren jeweiligen Teil an der Verantwortung nachzudenken, als Focardi es tut.

## IX. Die Italienische Republik seit 1946

»Das italienische Desaster« ist ein Essay betitelt, mit dem der englische Historiker und Soziologe Perry Anderson, ein angesehener Denker der sogenannten Neuen Linken, 2014/15 einiges Aufsehen in einer breiteren internationalen Leserschaft hervorrief.<sup>26</sup> Anderson zeichnet ein vernichtendes Bild der politischen, staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Italienischen Republik seit dem Umbruch der Parteienlandschaft in den frühen 1990er-Jahren. Seine kenntnisreichen Skizzen der sozialen und ökonomischen Stagnation und des strukturellen Stillstands in den zwei Jahrzehnten der Konkurrenz um die politische Führung zwischen einer Mitte-rechts-Koalition unter Silvio Berlusconi und einer Mitte-links-Konstellation unter der Führung Romano Prodis und Massimo D'Alema weisen keinerlei Lichtblick auf und führen in einen Dschungel aus Vetternwirtschaft und Korruption, einem kleinlichen Gezerre um Wahlrechtsreformen und Verfassungsänderungen mit dem Ziel der Stärkung der jeweils eigenen politischen Position, Karrierismus und Justizbeugung – wobei die Rolle der organisierten Kriminalität überhaupt nur am Rande vorkommt. Anderson sucht insbesondere die politische Integrität des von 2006 bis 2015 amtierenden Staatspräsidenten Giorgio Napolitano zu demontieren – er habe mehrfach und gezielt die Verfassung gebrochen – und lässt an dem 2014 bis 2016 als Ministerpräsident regierenden Matteo Renzi kaum ein gutes Haar: Er sei politisch substanzlos und arbeite allein mit Proklamationen und Versprechungen. Strukturelle Reformen seien generell seit den 1990er-Jahren kaum zustande gekommen, die institutionellen Beharrungskräfte in Ministerien und Verwaltungen stünden einschneidenden Veränderungen entgegen, und ein zunehmend personalisierter politischer Wettbewerb lasse eine inhaltliche Unterscheidung parteipolitischer Positionen kaum noch zu. Seine besondere Brisanz gewinnt Andersons Essay durch die schneidende Kritik auch an den europäischen Institutionen und der Brüsseler EU-Bürokratie, der er nicht nur fatale Demokratiedefizite bescheinigt, sondern die er ebenso für korrupt erklärt und über Gesetze hinweg handeln sieht wie den italienischen Politikbetrieb. Die Zustände in Italien bildeten letztlich bloß »ein Konzentrat der europäischen Situation« (S. 64).

Wenn Anderson überhaupt eine Richtung in der italienischen Staatspolitik der vergangenen drei Jahrzehnte erkennen möchte, dann erblickt er sie in der Anpassung an die – nicht zuletzt auf internationalen und insbesondere deutschen Druck durch Brüssel vermittelten – Vorgaben eines neoliberalen Systems und in der Absenkung sozialpolitischer Standards. Aus der Perspektive einer 1992/93 entstandenen Zweiten Republik »erscheint die erste Republik als goldenes Zeitalter« – ein bemerkenswerter Hinweis auf die Relativität von Krisenperzeptionen im Hinblick auf die Geschichte der Italienischen Republik! –, während sich mit dem Auftreten Matteo Renzis nun »eine Dritte Republik« abzeichne (S. 85). In ähnlicher Weise postuliert der in Trier lehrende Zeithistoriker Massimiliano Livi die Existenz einer »sogenannte[n] Zweite[n] Republik« zwischen 1993 und 2013 und wöhnt Italien somit in

---

<sup>26</sup> Perry Anderson, *Das italienische Desaster*, Suhrkamp Verlag, Berlin 2015, 90 S., kart., 7,99 € (zuerst engl. 2014).

der Entstehungsphase einer Dritten Republik.<sup>27</sup> Livi verweist auf die Entwicklung neuartiger Bewegungen im politischen Raum, besonders auf den »MoVimento 5 Stelle« (M5S), die Fünf-Sterne-Bewegung des Komikers Giuseppe »Beppe« Grillo und seines intellektuellen Mitstreiters Gianroberto Casaleggio, auf die Rolle populistisch agierender Führungspersonen, die Parteiapparate weitgehend überflüssig erscheinen lassen, auf die dezidierte Distanzierung von traditionellen Formen der Politik und die damit tendenziell verbundene Überwindung des überkommenen Rechts-links-Kontinuums. Insgesamt erkennt Livi eine »bis heute noch andauernde Transformation der italienischen Demokratie« (S. 235), »einen lang andauernden Wandel des Politischen, der Partizipation und der Demokratie«, und auch er urteilt mit Blick auf »die Erosion der Bindekraft der traditionellen Parteien, die Wählervolatilität, die Individualisierung der Wahlpräferenz und der politischen Zugehörigkeit sowie die (allmählich zunehmende) Distanzierung der Bürger von der politischen Teilhabe«, »dass Italien im europäischen Kontext bei aller Eigenart mehr ein Vorreiter als ein Sonderfall ist« (S. 248).

Die ungeachtet solcher gemeineuropäischer Züge außergewöhnliche Bedeutung, die in der Geschichte der Italienischen Republik Phänomenen wie allumfassender Korruption und maßlosem Steuerbetrug, verbunden mit sämtlichen Formen organisierten Verbrechens, linken wie rechten Terroraktionen und vermeintlichen Staatsstreichplänen, undurchschaubaren Geheimdiensten und Ermittlungsbehörden sowie Justizakten und publizistisch-journalistischen Arbeiten als maßgeblichen Quellen für die Aufklärung von Sachverhalten zukommt, in einem »Land, in dem man nie etwas sicher weiß« – so wird Beppe Grillo im Klappentext von Andersons Büchlein zitiert –, ist sicher *eine* gute Erklärung dafür, dass eine aus den Quellen gearbeitete, fundierte Darstellung der Geschichte dieser Republik aus der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung auch weiterhin nicht zu erwarten ist. Ebenso wenig wagen sich deutsche Verlage an die Herausgabe von Übersetzungen einschlägiger italienischer Werke heran. So muss sich der deutschsprachige Leser nach wie vor mit Kapiteln aus Handbüchern und Gesamtdarstellungen zur italienischen Geschichte behelfen. Eine Möglichkeit dazu bietet die aktualisierte Fassung des Abschnitts von Rudolf Lill über »Italien als demokratische Republik« in der im Reclam Verlag erschienenen Geschichte Italiens.<sup>28</sup> Der 2020 verstorbene herausragende Italien-Spezialist unter den deutschen Historikern seiner Generation führt die Leserschaft in einer seiner letzten Publikationen aus einer liberal-konservativen Perspektive durch die Jahrzehnte dieser Republik und widmet der Phase seit dem politischen Umbruch von 1992/93 bis an die Jahreswende 2015/16 immerhin gut 30 Seiten. Lill verweigert sich der *narratio* von der Zweiten oder gar Dritten Republik und betont die Kontinuitäten in der Entwicklung der wirtschaftlichen, sozialen und internationalen Situation Italiens seit dem Zweiten Weltkrieg; er stellt die Frage der Reformfähigkeit des Landes ins Zentrum seiner Analyse. Sowohl dem Berlusconi-

27 *Massimiliano Livi*, Das politische System Italiens seit den 1970er Jahren. Legitimationskrise oder Formwandel der Demokratie, in: *Cavazza/Großbölting/Jansen*, Massenparteien im 20. Jahrhundert, S. 229–255, Zitat: S. 234.

28 *Rudolf Lill*, Italien als demokratische Republik, in: *Wolfgang Altgeld/Thomas Frenz/Angelica Gernert* u. a., Geschichte Italiens. 3., akt. und erw. Aufl., Verlag Philipp Reclam jun., Stuttgart 2016, 579 S., brosch., 19,95 €, S. 455–536.

als auch dem Prodi-Lager spricht er dabei den Reformwillen und auch einige zukunftsweisende Erfolge nicht ab, allerdings gibt auch Lill im Hinblick auf die vor allem von Berlusconi propagierte »Freiheit aller wirtschaftlichen Akteure« zu bedenken, »dass die Schwächeren mit solcher Freiheit nichts oder wenig anfangen konnten«. Ein solches »Programm musste zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft führen« (S. 512). Lill sucht ebenso wie Anderson, Schneisen durch das Gewirr politischer Wendungen, Entscheidungen und Sackgassen im Italien der vergangenen drei Jahrzehnte zu schlagen; aus beider Darstellungen werden die Fallstricke und Probleme auch historiografischer Art bei einer solchen Annäherung an die allerjüngste Vergangenheit deutlich: Insbesondere im Hinblick auf die zukünftige Rolle Matteo Renzis haben sie sich aus der Perspektive der Jahreswenden 2014/15 beziehungsweise 2015/16 vertan. Beide hielten von Renzi als Person und programmatisch wegweisender Kraft wenig, doch Anderson prophezeite ihm und seinem »Partito Democratico« (PD) eine große Zukunft: »Es gibt keine Alternative zu Renzi, er ist Italiens letzte Chance« (Anderson, S. 74), während Lill immerhin vorsichtig zu bedenken gab, schon die nächsten Kommunalwahlen könnten im Frühjahr 2016 »die derzeitige für Renzis Koalition recht günstige Situation verändern« (S. 533). Doch lobte er Renzis Reformprojekte für das Arbeitsrecht, die Schulen, das Wahlrecht und die Institution des Senats sowie die von ihm geplanten Steuersenkungen und Maßnahmen zur Sanierung der Staatsfinanzen ebenso wie seine Neuansätze in der Außen- und Europapolitik (S. 530 f. u. 534). Tatsächlich sollte Renzi an seiner eigenen – sowohl von Anderson wie von Lill tendenziell konstatierten – Überheblichkeit bereits Ende 2016 politisch scheitern; das Getriebe letztlich doch herkömmlicher italienischer Machtpolitik scheint ihn wie manch anderen vermeintlich herausragenden Akteur vor ihm unversehens in die Bedeutungslosigkeit verwiesen zu haben. Und die Italienische Republik funktioniert weiter.

Eine vorzügliche Ergänzung der Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Italienischen Republik liefert weniger ein belangloses Länderporträt<sup>29</sup> oder der Katalog zu einer nie realisierten Ausstellung<sup>30</sup> als die Neubearbeitung des erstmals 1995 erschienenen, von Richard Brütting und Birgid Rauen verantworteten umfangreichen Italien-Lexikons.<sup>31</sup> Es handelt sich um eine Fundgrube fundierter Informationen zu einer erstaunlichen Fülle von Begriffen, Institutionen, Sachverhalten aller Art und Personen, die in einem eigenen, 150 Seiten umfassenden Teil verzeichnet werden: Allein der Artikel über Silvio Berlusconi erstreckt sich über elf Seiten, Romano Prodi muss sich dagegen mit einer knappen Seite begnügen; berücksichtigt werden Persönlichkeiten vom Risorgimento – Napoleon III., Giuseppe Mazzini und Giuseppe Garibaldi – bis in die Gegenwart. Unter den Sachartikeln sind insbesondere die zu Firmen(gruppen), Verbänden, Medien und staatlichen Einrichtungen aller

29 *Gianluca Falanga*, Italien. Ein Länderporträt. 3., akt. Aufl., Christoph Links Verlag, Berlin 2016, 206 S., brosch., 18,00 €.

30 *Wolfgang Storch/Kludia Ruschkowski* (Hrsg.), Deutschland – Italien. Aufbruch aus Diktatur und Krieg, Sandstein Verlag, Dresden 2013, 396 S., kart., 48,00 €.

31 *Richard Brütting/Birgid Rauen* (Hrsg.), Italien-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Justiz, Gesundheitswesen, Verkehr, Presse, Rundfunk, Kultur und Bildungseinrichtungen. 2., völlig neu bearb. und wesentlich erw. Aufl., Erich Schmidt Verlag, Berlin 2016, 1256 S., geb., 128,00 €.

Art von großem Wert, man findet aber auch Lemmata zu »Vino«, »Vulcani« oder »Western all'italiana«: ein ebenso informatives wie breit gefächertes und mit zahllosen Literaturhinweisen versehenes Hilfsmittel bester Art.

Die Spezialstudien zu Themen aus der Geschichte der Italienischen Republik bleiben in ihrer Zahl überschaubar und lassen sich thematisch und methodisch kaum auf einen Nenner bringen. In ihrer bereits 2008 fertiggestellten, für die Drucklegung teilweise überarbeiteten Kölner Dissertation beschäftigt sich Antje Dechert mit Aspekten des Starkults im Bereich der italienischen Film-, Kino- und Werbewirtschaft.<sup>32</sup> Am Beispiel der Schauspielerinnen und Schauspieler Vittorio De Sica, Sophia Loren, Marcello Mastroianni und Catherine Spaak analysiert Dechert Körperdiskurse, tatsächlich eher Diskurse um Geschlechterrollen und Genderproblematiken, um Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotype, und zeigt dabei Kontinuitäten über die Zäsur von 1943/45 hinweg auf. Die kluge, belesene, inhalts- und gedankenreiche und ungeachtet ihrer kulturgeschichtlichen Grundierung und eines streckenweise entsprechenden Jargons gut lesbare Arbeit spricht eine Vielzahl von Themen an: Es geht über Filmanalysen hinaus um die relative Pluralität faschistischer Medienproduktion und zögerliche Versuche des Regimes zu ihrer gezielten und strengeren Kontrolle, um die Kontinuität von Zensurbehörden und -maßnahmen vom Faschismus zur etablierten Italienischen Republik – jeweils im wohlwollenden Konsens mit katholischen Stellen, mitunter auch unter deren kritischer Beobachtung –, um Rationalisierungs- und Modernisierungsprozesse in der italienischen Filmwirtschaft, die ebenfalls schon unter der faschistischen Diktatur einsetzten, um Konsumpraktiken und Körperkult, um die wiederum keineswegs einheitliche und zielgerichtete, sondern »paradoxe Geschlechterpolitik des Faschismus«, in der »eine gewisse Anerkennung weiblicher Emanzipationsbestrebungen« einherging »mit der Verneinung einer Ausweitung weiblicher Rechte« (S. 99), und um »einen Einblick in die körpergeschichtliche Dimension des Wandels Italiens zur Massengesellschaft« (S. 285). Die Vielfalt der in dieser fleißigen Arbeit dargebotenen Einsichten, Aspekte und Exkurse lässt sich unmöglich zusammenfassen. Die Verfasserin versucht es folgendermaßen: »Anhand des Starimages« der vier genannten Personen »zeichnet sich ein umfassender Wandel der Körperideale und Geschlechterverhältnisse in Italien zwischen 1930 und 1965 ab, der vor allem durch die Zäsuren des Zweiten Weltkriegs und des Wirtschaftswunders beschleunigt wurde. Insgesamt entwickelte sich der Geschlechterdiskurs in die Richtung einer größeren Egalität der Gender, einer stärkeren Pluralität der Geschlechtermodelle und einer wachsenden Akzeptanz alternativer männlicher und weiblicher Identitäten, wobei Heterosexualität und das Zweigeschlechtermodell weiterhin als Norm galten« (S. 415).

Diese Ergebnisse erscheinen plausibel und dürften auch aus der Perspektive einer Sozialgeschichte oder einer Geschichte des Politischen anschlussfähig sein. Sie wirken allerdings nicht unbedingt originell, und das verweist auf die methodischen Probleme, die diese Arbeit trotz ihrer inhaltlichen und formalen Solidität kennzeichnen, und die an dieser Stelle angesprochen werden sollen, weil sie nicht unty-

32 *Antje Dechert*, *Stars all'italiana. Kino und Körperdiskurse in Italien (1930–1965)* (Italien in der Moderne, Bd. 21), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2014, 453 S., geb., 65,00 €.



pisch für einen kulturwissenschaftlich orientierten Zweig der Zeitgeschichtsforschung sind. Dieses Buch basiert etwa zur Hälfte auf einer Repetition von Erkenntnissen der Forschungsliteratur, bereichert um einschlägige Beiträge aus zeitgenössischen Illustrierten und Zeitschriften, die diese Erkenntnisse bestätigen. Der Aufbau der vier Hauptteile der Arbeit gestaltet sich jeweils ähnlich: Zunächst werden ausführlich Forschungsergebnisse zu »Männlichkeiten und Massenkultur im Faschismus«, »Kino, Stars und Körperkult in den 1930er Jahren«, »Körper zwischen Tradition und Emanzipation – die *maggiorate fisiche*«, »Der Latin-Lover-Mythos«, »Wirtschaftswunder und weibliche Sexualität im Wandel« oder »Weiblichkeit und sexuelle Liberalisierung in der *cultura giovanile*« aufbereitet. In langen Exkursen beispielsweise über »Die italienische Jugendkultur der 1960er Jahre« erfährt der Leser vieles über die italienische Jugendbewegung und ihre sukzessive Politisierung, jugendlichen Lebensstil, Moden, Popmusik, Cordhosen, Motorroller und alles mögliche weitere. Das ist nicht nur hinlänglich bekannt und repetiert vielfach Allgemeinwissen, es hat auch wenig mit Kino oder Körperdiskursen zu tun. Dann folgen in jedem Hauptteil Filmanalysen, mit denen die bereits feststehenden Ergebnisse jeweils illustriert und bestätigt werden. Schon die Sprache ist eindeutig: Durchweg finden sich Sätze nach dem Muster »Wie körperhistorische Studien [...] gezeigt haben« (S. 291; vgl. hier exemplarisch die ganze S. 291 f.), »Wie verschiedene Forschungsarbeiten gezeigt haben« (S. 340) oder »wie einschlägige Forschungsarbeiten gezeigt haben« (Anm. 23 auf S. 363). Diese schon vor- und festliegenden Ergebnisse werden in die Filme und die darin auftretenden Charaktere hineinprojiziert: So findet die Verfasserin entsprechend »ein weiteres Indiz für die damals stattfindenden Verschiebungen im Geschlechterdiskurs« (S. 363), Lockerungen der Moralvorstellung und Impulse zur sexuellen Liberalisierung, die »im Bereich des Films bereits zu Beginn des Jahrzehnts nachweisbar« sind (S. 382), oder ein »Starimage« als »Ausdruck einer Gesellschaft« (S. 387). Ein Film spricht »ein Thema an, das im Übergang zu den 1960er-Jahren in den Medien an Sichtbarkeit gewann« (S. 394), ein anderer Film macht »die einsetzende Auflösung traditioneller Geschlechterhierarchien und Moralvorstellungen« sichtbar und in seiner Hauptfigur »zeichnet sich [...] ein bedeutender Wandel in der Darstellung weiblicher Sexualität ab« (S. 411 f.). Das mag man wohlwollend als deduktive Methode beschreiben (vgl. als kompaktes Beispiel noch S. 176 f.). Tatsächlich steht es aber exemplarisch für eine Art von Geschichtswissenschaft, die von ihrem methodischen Ansatz her nicht kritisch ist, sondern affirmativ. Antje Dechert reiht sich mit ihrer Arbeit in spezifische kultur- und aktuelle geschichtswissenschaftliche Diskurse ein, nicht, um sie infrage zu stellen, sondern um sie zu bestätigen. Der Erkenntnisfortschritt bleibt damit notwendigerweise eng begrenzt.

Ein anderer methodischer Kritikpunkt bezieht sich auf Decherts Vorgehensweise bei der Analyse ihres Materials. Die Verfasserin arbeitet nie argumentativ und sucht nicht nach Kausalitäten, sie verlässt sich allein auf gedankliche Assoziationen, die dann irgendwie zu den gewünschten Ergebnissen führen:

»So kommt beispielsweise bei der Analyse einer Reklame, in der Sophia Loren Mitte der 1950er Jahre für Lux-Seife wirbt, eine Bedeutungskette zum Vorschein, die Reinheit und Luxus an den elfenbeinfarbenen Teint der statuenhaft abgebildeten Diva bindet. Die Dar-

stellung ihres Starkörpers im Zusammenhang mit der Seife verknüpft bestimmte Vorstellungen von gender, sozialer Klasse und Rasse, bewirkt so eine Idealisierung des weißen, rassisch reinen, klassisch schönen Frauenkörpers und bindet diese Eigenschaften an die mittleren und oberen Schichten. [...] Diese Assoziationskette kann dann wiederum im Kontext eines postkolonialen Diskurses innerhalb der italienischen Gesellschaft in dieser Zeit betrachtet werden und erhält somit eine politische Bedeutung« (S. 165 mit Anm. 65).

Das mag alles so sein. Das Problem angesichts dieser für das Buch durchweg typischen Arbeitsweise besteht aus der Sicht einer traditionellen Geschichtswissenschaft darin, dass die Verfasserin nirgends auch nur den Versuch unternimmt, ihre Assoziationen durch zeitgenössische Zeugnisse der Urheber ihrer Quellen zu untermauern. Dechert verwendet keine archivalischen Quellen, ihre Filmanalysen kommen gänzlich ohne Aufzeichnungen der Männer aus, die diese Filme gestaltet haben: keine Briefe, Tagebücher, Drehbücher, Drehtagebücher, zeitgenössischen öffentlichen Äußerungen der Produzenten, Drehbuchautoren und Regisseure. Sie erörtert nicht einmal die Möglichkeiten, an solche Quellen zu gelangen, um mit ihrer Hilfe etwas über die in den Filmen zum Ausdruck gebrachten Intentionen herauszufinden. Selbst die seinerzeitige Filmkritik wertet Dechert nur sporadisch aus, ohne darin für ihre Interpretationen Unterstützung zu finden. Antje Dechert liefert ihrer Leserschaft ausschließlich ihre eigenen Assoziationen, die sie mit den von ihr vorgestellten Filmen verbindet. Das ist methodisch zu wenig, um geschichtswissenschaftlich überzeugen zu können. Übrigens reflektiert Dechert auch nicht die Tatsache, dass diese Filme eben ausschließlich von Männern geschaffen wurden: Was sagt das über die darin (re)produzierten Geschlechterbilder und -stereotype aus, und was bedeutet das methodisch für die Analyse der Filme als Quellen?

In Decherts Studie ist ihrem Ansatz folgend naturgemäß viel von Performanz, Konstruktion oder Projektion die Rede. Es geht um »die Kategorie ›Körper‹ [...] als Effekt diskursiver Zuschreibungen und damit auch bestimmter Machtverhältnisse« (S. 13), um – hier in Bezug auf Italien – »die Konstruktion eines patriarchalischen und rückständigen Südens« (S. 349), um »Fremde oder Ausländerinnen [...] als Projektionsflächen für die Hoffnungen und Ängste, die mit den kulturellen Modernisierungs- und Emanzipationsprozessen der Nachkriegszeit einhergingen« (S. 358), oder um »eine Projektionsfläche für die kulturellen Veränderungs- und Pluralisierungsprozesse« (S. 360). Diese Neigung, alles in Diskurse aufzulösen, wird höchst problematisch, sobald sie mit historischen Tatsachen umzugehen hat. Das betrifft etwa das Problem der 1943/44 durch marokkanische Soldaten des französischen *Corps Expéditionnaire Français* in Italien verübten Vergewaltigungsverbrechen (S. 230 mit Anm. 233): »Mündlichen Zeugnissen zufolge sollen von diesen Soldaten Plünderungen und Vergewaltigungen in der Region um Cassino verübt worden sein.« Dechert verweist damit Tatsachen sprachlich auf die Ebene eines Gerüchts. Und welche anderen als mündliche Zeugnisse sind von derartigen Taten in der Regel überliefert? Die Forschungslage sei sehr lückenhaft – Dechert hat sich mit der Forschung nicht genügend auseinandergesetzt.<sup>33</sup> »Bis heute werden diese Kriegsverbrechen allein mit den französischen Kolonialtruppen konnotiert.« Das stimmt

33 Vgl. nur die Hinweise bei *Focardi*, Falsche Freunde, S. 109, mit S. 281 f., Anm. 111 f.

nicht. »Die einseitige Projektion dieser Straftaten auf die nordafrikanischen Soldaten ist vor dem Hintergrund fortbestehender kolonialer Stereotype des triebhaften, kriminellen Afrikaners oder Arabers zu betrachten.« Die selbst von französischen Militärgerichten dokumentierten und teilweise mit Todesurteilen geahndeten Verbrechen werden damit bei Dechert in die Nähe bloßer Projektionen gerückt. Das mag im Sinne kulturgeschichtlicher, quellenferner und selbstreflexiver Diskurse und der politischen Korrektheit sein. Es wird jedoch weder der Sache noch den Opfern gerecht.

Als methodisch konservativer, doch inhaltlich grundsolider Beitrag zur Geschichte parlamentarischer Aushandlungsprozesse und politischer Entscheidungssuche in der Italienischen Republik erweist sich die in Heidelberg bei Edgar Wolfrum entstandene Dissertation von Matthias Kirchner über die Bemühungen um eine grundlegende Reform der italienischen Hochschulen in den 1960er-Jahren.<sup>34</sup> Angesichts der aus dem liberalen und dem faschistischen Königreich Italien überkommenen Universitäten, die der Bewahrung einer statischen Gesellschaft im Sinne der herrschenden Eliten dienten, stellt Kirchner die umfassende Reform dieser antiquierten Hochschullandschaft als erstrangige politische und gesellschaftliche Herausforderung für die Republik dar. Während des Umbruchs und der Verfassungsdiskussion von 1943 bis 1948 sei es nicht gelungen, dieses Problem zu bewältigen oder auch nur ernsthaft zu diskutieren, weil drängendere Probleme im Vordergrund standen. Und auch für die 1950er-Jahre verzeichnet Kirchner trotz einiger mahnender Stimmen kein hinreichendes gesellschaftliches Bewusstsein für die Notwendigkeit einer tiefgreifenden Universitätsreform. So blieb es bei fehlender Chancengleichheit durch einen faktisch beschränkten Zugang zum wissenschaftlichen Studium, bei Professorenwillkür in einer auf die Vorherrschaft der ordentlichen Lehrstühle ausgerichteten Universitätslandschaft, bei verstaubten Lehrmethoden und -inhalten. Erst um 1960 herum begann sich die Lage zu ändern: Auch in Italien wie in der gesamten westlichen Welt griff die Vorstellung um sich, man könne im Zuge eines dauerhaften Wirtschaftswachstums und einer anhaltenden Zunahme des Wohlstands zu einer mittelfristigen Planung – im Italienischen *programmazione* – wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen übergehen und bedürfe insbesondere aufgrund von ökonomischen Notwendigkeiten einer entsprechend ausgebildeten Bevölkerung. Das erfordere eine nicht bloß quantitative, sondern auch qualitative Ausweitung und Verbesserung der akademischen Bildung. Vor dem Hintergrund einer sich anbahnenden Mitte-links-Regierung (*centro-sinistra*) mit den Christdemokraten der DC und den Sozialisten des »Partito Socialista Italiano« (PSI) als tragenden Säulen wurde 1962 eine breit gelagerte Kommission für Bildungsreform eingesetzt, die einen parteiübergreifenden Konsens über das Erfordernis und über wesentliche Inhalte einer Universitätsreform erzielte: Die Universitätslandschaft müsse in ihren Kapazitäten den Bedürfnissen der italienischen Massen-, Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft angepasst und qualitativ in ihren Strukturen, Studienordnungen und akademischen Laufbahnen, in Lehre und

---

34 Matthias Kirchner, Hochschulreform und Studentenrevolte in Italien 1958–1974 (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 492 S., geb., 49,90 €.

Prüfung und im Hinblick auf die Frage ihrer Autonomie und Demokratisierung umgestaltet werden. Als Ziel solcher Bemühungen stand »der Umbau zur modernen Massenuniversität« zur Debatte (S. 163).

Es gelang dem christdemokratischen Minister für die öffentliche Bildung, Luigi Gui, im Mai 1965 einen entsprechenden Gesetzesentwurf vorzulegen, der allerdings bereits Zugeständnisse an die konservativen Vorbehalte gegen eine zu weitgehende Änderung überkommener Zustände enthielt. Im Zentrum kontroverser Diskussionen standen die umstrittene Einrichtung von *dipartimenti* nach angelsächsischem Vorbild, die Schaffung eines stark berufsorientierten Diplom-Abschlusses als Alternative zur herkömmlichen *laurea*, die Anwesenheitszeiten der Professoren und der Umfang ihrer Lehrverpflichtungen, die Karriereaussichten des wissenschaftlichen Personals und der Umfang einer etwaigen Mitbestimmung studentischer Vertreter in universitären Gremien, generell schließlich die (Un-)Abhängigkeit der Universitäten vom Ministerium. In diesen und anderen Fragen suchte Guis Entwurf eher vermittelnde Lösungen; der Minister selbst sah in seiner Gesetzesvorlage nicht »die Reform« (S. 361), sondern vielmehr einen Versuch, einen Anstoß zu einem darauf folgenden dauerhaften Reformprozess zu liefern. Doch erschien sein Projekt den Progressiven nicht weitgehend genug, den Konservativen aber zu weitgehend – das galt auch für die jeweiligen Flügelkräfte in einer komplizierten Mehrparteienkoalition. Außerhalb der Regierungsparteien kritisierte die führende Tageszeitung »Corriere della Sera« einen »mühsame[n] Kompromiss«, der »ein nebulöses Antlitz« trage (S. 211), der PCI erkannte in einem weiteren Stadium des Entwurfs »nur Unsicherheit und Kompromisse« (S. 273) und hatte im Übrigen einen eigenen Gesetzesentwurf vorgelegt, den Kirchner als konsequenter, progressiver und mutiger beurteilt (S. 291) und den selbst der ebenfalls oppositionelle »Partito Liberale Italiano« (PLI) für »klarer und ehrlicher als der im Dunkeln bleibende und scheinheilige Gesetzesentwurf der Regierung« hielt (S. 280). Nicht zuletzt aufgrund ungünstiger werdender Rahmenbedingungen, insbesondere einer sich seit 1963 verschlechternden wirtschaftskonjunkturellen Lage und daraus folgender Verteilungskämpfe in der allmählich auch wegen anderer Fragen in Konflikte geratenden *Centro-sinistra*-Koalition, scheiterte angesichts des bevorstehenden Endes der Legislaturperiode Guis Reformgesetz im Frühjahr 1968; es versandete in einer für den italienischen parlamentarischen Betrieb nicht untypischen Weise. Ungeachtet vieler Einzelgesetze, die seit den Zeiten der Mitte-links-Regierungen der 1960er-Jahre den quantitativen Ausbau der italienischen Universitätslandschaft voranbrachten und tatsächlich Massen von Studierenden den Weg in die Hochschulen eröffneten – was zur Ausbildung eines breiten akademischen Proletariats führte –, blieb eine umfassende Strukturreform aus.

Während der Leser dieses Buches naturgemäß vieles über die Zustände und anhaltenden Probleme an italienischen Universitäten erfährt und darüber hinaus eine Einführung in die Ursprünge der Studentenbewegung in Italien 1967/68 bekommt, die nicht zuletzt als Reaktion auf den Reformstau an den Hochschulen selbst zu interpretieren sei, besteht der eigentliche Wert von Kirchners Arbeit im Hinblick auf die politische Geschichte der Italienischen Republik in den von ihm vermittelten Einsichten in »die grundsätzliche Langsamkeit des politischen Prozesses in Italien« und in »die Zerstrittenheit und oftmals unversöhnlichen ideologi-

schen Konflikte der verschiedenen Lager«, die letztlich eine Einigung über das Gesetz in dem zur Verfügung stehenden Zeitraum einer Legislaturperiode verhinderten (S. 255). Konkret gewinnt man einen plastischen Eindruck von der Instabilität der italienischen Mitte-links-Regierungen mit ihren jeweils doppelten potenziellen Konfliktlagen vordergründig von konservativen Christdemokraten und fortschrittsorientierten Sozialisten, faktisch aber von reformorientierten katholischen Sozialpolitikern und kooperationsbereiten sozialistischen Reformisten einerseits, die eine konstruktive Zusammenarbeit ermöglichten, und traditionsbehafteten christlichen und intransigenten sozialistischen Hardlinern andererseits, die ein einträchtiges Handeln zu gerne torpedierten. Bei der speziellen Problematik dieses Gesetzesprojekts kam in der Abgeordnetenversammlung eine Art informeller Koalition aus Professoren aller Parteien hinzu, die sich darin einig zeigten, eine Abschaffung ihrer überkommenen Privilegien verhindern zu wollen.

Weitere jüngere Publikationen zur Geschichte der Italienischen Republik befassen sich intensiv mit Aspekten des linken Klassenkampfes bis hin zum Linksterrorismus, einem Komplex, der auf Wissenschaft und Öffentlichkeit anscheinend eine unveränderte Faszination ausübt. Vollständig rückwärtsgerichtet präsentieren sich zwei Bände aus der »Bibliothek des Widerstands« des bekennend linksgerichteten LAIKA-Verlags zu Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien der 1960er-Jahre.<sup>35</sup> Sie versammeln Übersetzungen von Auszügen aus Darstellungen, die zumeist vor rund 20 Jahren im italienischen Original erschienen sind und überwiegend die Sichtweise von einstigen Kämpfern und Vordenkern einer gesellschaftlichen Revolution spiegeln. Nichts an den Inhalten der Texte ist neu oder überraschend. Bezeichnend für die den beiden Bänden zugrunde liegende Gesinnung ist die Auffassung der redaktionellen Leiterin Gabriella Anghelèddu, es seien »das von der politischen Klasse beanspruchte, illegitime Monopol der Ausübung von Gewalt zur Wahrung bestimmter Interessen« und »der im Zeichen des Antikommunismus praktizierte Missbrauch der Staatsraison« gewesen, »die einen Teil der linken Bewegung in Italien Anfang der 70er-Jahre dazu bringen, zum bewaffneten Kampf überzugehen« (Bd. II, S. 210, vgl. auch S. 224). Die dem Unternehmen insgesamt anhaftende nostalgisch-romantisierende Grundstimmung ehemaliger oder noch gegenwärtiger Revolutionsschwärmer kommt am besten in zwei Bildunterschriften der reich mit Fotografien ausgestatteten Bände zum Ausdruck:

»In keinem anderen europäischen Land hat die Arbeiterklasse zusammen mit anderen Schichten so oft und umfangreich über Jahre für die Veränderung ihrer und der gesellschaftlichen Situation gekämpft. Es vergeht fast kein Tag ohne Streik, oft findet ein Generalstreik statt. [...] Jahrelang werden sie diesen Kampf für eine Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage führen. Und ihn am Ende doch verlieren. Aber sie haben ihn geführt. Das ist das, was in der Geschichte bleibt« (Bd. II, S. 160 u. 422).

35 Gabriella Anghelèddu (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien I. Die sechziger Jahre: Die Entstehung des neuen Antifaschismus (Bibliothek des Widerstands, Bd. 31), LAIKA-Verlag, Hamburg 2014, 224 S. + 2 DVDs, geb., 29,90 €; dies. (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien II. Die sechziger Jahre: Revolte und Strategie der Spannung (Bibliothek des Widerstands, Bd. 32), LAIKA-Verlag, Hamburg 2015, 424 S. + 2 DVDs, geb., 29,90 €. Die DVDs beinhalten Filmdokumente und dokumentarische Filme.

Ein Weg des revolutionären Klassenkampfes führte in Italien wie in der Bundesrepublik Deutschland in den Linksterrorismus. Die Literaturwissenschaftlerin Rossana Lucchesi rekapituliert in ihrer auf einer überschaubaren Literaturbasis und einigen veröffentlichten Quellen beruhenden Dissertation Erkenntnisse zum Denken und Handeln der Roten Armee Fraktion (RAF) und der Brigade Rosse (BR).<sup>36</sup> Insbesondere analysiert sie Inhalt und Sprache grundlegender programmatischer und propagandistischer Texte aus dem Umfeld der aus den Studentenunruhen von 1968 hervorgegangenen linken Bewegungen und des Roten Terrors; sie verweist auf die letztlich auch handlungsrelevante Sprache der Gewalt in diesen Texten. Eine wissenschaftliche Zielsetzung von Lucchesis Arbeit ist ebenso wenig zu erkennen wie eine für die Geschichtswissenschaft relevante Aussageabsicht. Lucchesi befasst sich mit Gemeinsamkeiten von Erfahrungshintergründen, Motivationen und Zielen von RAF und BR, macht auf gegenseitige Kontakte und die jeweilige Übernahme von Gedanken und Textbausteinen in den Bekenntnisschriften und auf den Umstand aufmerksam, dass letztlich das ganze, vor allem in den industrie- und finanzkapitalistisch geprägten Großstädten repräsentierte westliche Europa als potenzieller Aktionsraum der Linksterroristen in den Blick genommen wurde: Man habe eine europäische Revolution in Gang setzen wollen (S. 193 f.). Dieselben Zusammenhänge beleuchtet in einem weitaus ambitionierteren Unterfangen die umfangreiche Untersuchung von Petra Terhoeven zum »Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen«.<sup>37</sup> Auch sie widmet sich deutsch-italienischen Verflechtungen am Beispiel der einschlägigen linksrevolutionären Terrororganisationen und ihrer Vordenker(innen), betont den Einfluss des schwerreichen Verlegers Giangiacomo Feltrinelli und der Programmatik der linksextremen Gruppierungen »Potere Operaio« und »Lotta Continua« auf die entstehende terroristische Bewegung in der Bundesrepublik, geht den persönlichen deutsch-italienischen Kontakten im linksradikalen Umfeld und speziell den Italienreisen künftiger deutscher Terroristen nach und behandelt ausführlich die Perzeption des »Deutschen Herbstes« in Italien und die dort hervorgerufenen Reaktionen darauf. Zwischen RAF und BR habe eine weitgehende Übereinstimmung in den Zielsetzungen bestanden, ein Austausch von Ideen zu Strategien und Vorgehensweisen, es habe aber auch eine Art Überbietungswettbewerb stattgefunden im Hinblick auf die jeweiligen »Erfolge« in Gewalttaten und Öffentlichkeitsarbeit. »Die Gewalteskalation in den siebziger Jahren und insbesondere der »Deutsche Herbst«, so lautet Terhoevens zentrale These, seien »ohne diese transnationale Dimension, die in den Handlungsoptionen aller politischen Akteure eingeschrieben war, nicht hinreichend zu verstehen [...]. Schließlich befand man sich im Kampf gegen einen gemeinsamen, zum absoluten Bösen stilisierten Gegner« (S. 19 u. 660). Und doch geht es in Terhoevens Buch im Kern um bundesdeutsche Geschichte: um »die transnationale Dimension des deutschen Linksterrorismus« (S. 29), »die vielfältigen Verflechtungen deutscher Linksterroristen mit dem Ausland« (S. 36) und »die zwischen bundesdeutschem Staat und seinen Herausforderern entstehende Dynamik« (S. 43). Wenn die Leserschaft

36 Rossana Lucchesi, RAF und Rote Brigaden. Deutschland und Italien von 1970 bis 1985 (Geschichtswissenschaft, Bd. 21), Frank & Thimme Verlag, Berlin 2013, 315 S., kart., 39,80 €.

37 Petra Terhoeven, Deutscher Herbst in Europa. Der Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen, Oldenbourg Verlag, München 2014, 712 S., kart., 59,95 €.

darüber hinaus auch eine fundierte Einführung in die Geschichte zumindest der Ursprünge des italienischen Linksterrorismus erhält und einen schlaglichtartigen Einblick in den Zustand der politischen und gesellschaftlichen Landschaft Italiens im Jahr 1977 bekommt, dann ist das kein geringes Verdienst.

Mit einem »multiperspektivischen und transnationalen Ansatz«, der den »zentrale[n] Stellenwert der Wahrnehmung und Kommunikation für außen- und sicherheitspolitische Entscheidungen« besonders berücksichtigt, untersucht Nikolas Dörr in seiner Potsdamer Dissertation den »italienischen Eurokommunismus als Gegenstand der internationalen Beziehungen im Kalten Krieg« und möchte damit einen Beitrag zu »einer multiperspektivischen Neuen Politikgeschichte« liefern, »die insbesondere an einer Erweiterung der Diplomatiegeschichte orientiert ist«. <sup>38</sup> Die sprachlich und gedanklich weit über dem Durchschnitt gegenwärtiger akademischer Qualifikationsschriften liegende Arbeit beeindruckt durch die Fülle der herangezogenen archivalischen Quellen und eine eigenständige Herangehensweise. Eingerahmt wird die Analyse von einer gerafften Darstellung der Geschichte der Italienischen Kommunistischen Partei von ihren Anfängen 1921 bis zu ihrer sukzessiven Auflösung und ihrem allmählichen weitgehenden Verschwinden seit den 1990er-Jahren. Dörr betont die seit 1944/1948 zunehmende Eigenständigkeit und Unabhängigkeit des PCI gegenüber dem einstigen Vorbild der bolschewistischen Sowjetunion. Er nimmt die insbesondere seit der Ablehnung der gewaltsamen sowjetischen Intervention in der Tschechoslowakei 1968 wachsende Kritik italienischer Kommunisten am Sowjetsystem ernst und sieht den PCI auf dem Weg in die Richtung einer aktiven Unterstützung der pluralistischen Mehrparteiendemokratie und einer allmählichen Akzeptanz europäischer Institutionen und des nordatlantischen Verteidigungsbündnisses. Die Vorstellung eines bewaffneten Kampfes gegen die bestehende Ordnung lag der Mehrzahl der Parteikommunisten in Italien ohnehin fern. Was freilich »die wahren Ziele und Überzeugungen der PCI-Führung« in den einzelnen Phasen dieser Entwicklung gewesen sein mögen, die den US-Regierungen verborgen geblieben seien (S. 400), sucht auch Dörr nicht intensiv zu erörtern; er lässt sie letztlich offen.

Im quellenanalytischen Hauptteil seiner Untersuchung widmet sich der Verfasser einerseits der US-amerikanischen Perzeption des Eurokommunismus als einer vermeintlichen Bedrohung für die europäische Südflanke des NATO-Bündnisses und die freiheitliche Grundordnung Westeuropas, andererseits den seit 1967 entstehenden Beziehungen zwischen Vertretern der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und dem reformorientierten Flügel des PCI. Dörr vermag es plausibel zu machen, dass der im Zuge dieses vor dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts ungewöhnlichen zwischenparteilichen Dialogs ausgeübte Einfluss der deutschen Sozialdemokratie auf den reformorientierten Teil des italienischen Kommunismus zu einer anhaltenden Sozialdemokratisierung des Mehrheitsflügels des PCI seit den 1970er-Jahren beitrug; es habe ein ideologischer Transfer stattgefunden und die SPD sei für den PCI nachgerade zu einem politischen Vorbild gewor-

---

<sup>38</sup> Nikolas Dörr, *Die Rote Gefahr. Der italienische Eurokommunismus als sicherheitspolitische Herausforderung für die USA und Westdeutschland 1969–1979* (Zeithistorische Studien, Bd. 58), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 566 S., geb., 65,00 €, Zitate: S. 13, 21, 42 u. 44.

den. Damit liefert Dörrs Arbeit Hinweise auf einen bislang weitgehend unbeachteten Aspekt in der vielfältigen Geschichte deutsch-italienischer Verflechtungen.

Methodisch problematisch an Dörrs multiperspektivischem Ansatz erscheint allerdings die letztlich willkürliche Gegenüberstellung von US-amerikanischer Regierungspolitik und sozialdemokratischer Parteipolitik angesichts der eurokommunistischen Herausforderung. Zum einen besaß aus diesen beiden Perspektiven die sicherheitspolitische Komponente einen jeweils ganz unterschiedlichen Rang, zum anderen ist gleichsam das *tertium comparationis* verrutscht: Ein symmetrischer und sinnvollerer Vergleich würde einerseits US-amerikanische und bundesdeutsche Regierungspolitik, andererseits die Einstellungen entweder verschiedener sozialdemokratischer oder sozialistischer Parteien in Europa oder der verschiedenen Parteien in der Bundesrepublik in den Blick genommen haben. Immerhin führt auch der von Dörr vorgenommene asymmetrische Vergleich zu belastbaren Ergebnissen.

### Fazit

Die wenigen im Berichtszeitraum erschienenen, aus akademischen Qualifikationschriften hervorgegangenen Monografien über Aspekte der Geschichte der Italienischen Republik belegen zur Genüge, dass eine deutschsprachige Zeitgeschichtsforschung in einer Kombination aus wissenschaftlichem Transfer und eigener Quellenforschung wertvolle Beiträge zur italienischen Geschichte beizusteuern vermag. Methodisch ganz unterschiedlich ausgerichtete Arbeiten zur Filmgeschichte, zum Problem der Hochschulreform sowie die transnational akzentuierten Studien zum Linksterrorismus und zum Eurokommunismus bewegen sich auf einem hohen, auch internationalen Ansprüchen genügenden Argumentations- und Reflexionsniveau und vermögen unsere Erkenntnisse zu erweitern. Dasselbe gilt bezüglich der zahlenmäßig weiterhin überwiegenden Publikationen zum italienischen Faschismus für einige der hier besprochenen Darstellungen zu den Themenkomplexen Architektur und Urbanismus, Katholizismus und Faschismus, faschistische Judenverfolgung und italienische Besatzungspolitik. Doch zu viele der vorgestellten Arbeiten können handwerklich und damit auch inhaltlich nicht überzeugen. Das liegt zum einen an der mitunter unfassbaren Zahl von sachlichen Fehlern in einer Reihe von Darstellungen, unabhängig davon, ob sie von erfahrenen Gelehrten oder von Doktoranden und Habilitanden verfasst wurden. Eine Geschichtswissenschaft, die sich um die sachliche Richtigkeit der von ihr vorgebrachten Erkenntnisse nicht kümmert und der darin auch von Lektoren und Verlagen keine Grenzen gesetzt werden, führt sich selbst *ad absurdum*. Zum anderen werden zu häufig bloße Thesen unterschiedlicher Reichweite vorgelegt, zu deren Prüfung die entsprechenden Autoren wenig oder nichts beitragen: Der italienische Faschismus sei von Beginn an antisemitisch gewesen; Mussolinis Weg zur Regierungsübernahme habe für Hitler ein maßgebliches Vorbild abgegeben; Mussolini habe ein ausgeprägtes imperialistisches Programm, ja einen ausgreifenden außenpolitischen Stufenplan entwickelt oder sich afrikanische Kolonien ohne indigene Bevölkerung vorgestellt; Hitlers Staatsbesuch in Italien im Mai 1938 habe ein wesentliches Moment zur kriege-



rischen Expansionspolitik des Deutschen Reichs beige-steuert; die faschistische Regierung habe ein umfassendes Raumordnungsprogramm für Italienisch-Ostafrika entwickelt; Guido Manacorda sei als maßgeblicher Vermittler zwischen Hitler und Mussolini aufgetreten und habe Mussolinis Politik erheblich beeinflusst; Triest habe eine Vorreiterfunktion für die Ausprägung des faschistischen Staatsantisemitismus ausgeübt; die italienische Besatzungspolitik auf dem Balkan habe der des Deutschen Reichs in den von ihm besetzten Gebieten Europas nicht oder kaum nachgestanden; generell werde die Brutalität der faschistischen Herrschaft in Wissenschaft und Öffentlichkeit unterschätzt. Diese Thesen mag man jeweils für plausibel, für diskutabel oder für abwegig halten: Methodisch entscheidend ist, dass sie in all diesen und weiteren Fällen in den Raum gestellt und für richtig befunden werden, ohne dass in den entsprechenden Werken auch nur der Versuch erkennbar würde, sie ernsthaft und quellengestützt zu bearbeiten und zu untermauern. Das bedeutet für jede Form von Geschichtswissenschaft zu wenig an Anstrengung und zu wenig an Leistung. Auch die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Dialog lässt manche in diesem Literaturbericht vorgestellte Arbeit vermissen, insofern als auf eine Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Interpretationsangeboten vielfach verzichtet wird – so scheint ein reflexartig vorgebrachter Hinweis auf einen die Arbeiten Renzo De Felices vermeintlich charakterisierenden »Revisionismus« grundsätzlich davor zu bewahren, sich mit seinem Werk irgendwie zu beschäftigen – oder ältere Forschungsansätze etwa zur Qualität des »Achsen«-Bündnisses, die grundlegend Richtiges enthalten, schlicht ignoriert werden.

Grundsätzlich würde eine breiter gelagerte Kontextualisierung von Forschungsergebnissen in weitere historische, nationale oder europäische Zusammenhänge manchen Ansätzen der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung zu Italien gut-tun. Das mag eher als Ansporn und Ermutigung denn als Kritik verstanden werden: Eine Varietät unterschiedlicher, miteinander konkurrierender Interpretationsangebote würde der deutschsprachigen Faschismusforschung mehr nützen als die Verkündung scheinbarer Gewissheiten; die Erarbeitung methodisch und inhaltlich kontroverser Gesamtdarstellungen der faschistischen Diktatur könnte die Grundlage liefern für Detailuntersuchungen einzelner Sachverhalte, vor allem aber weiterer personen-, institutionen- und gesellschaftsgeschichtlicher Thematiken, die sich nicht damit begnügen sollten, zu repetieren, wie verbrecherisch und verabscheuungswürdig der Faschismus war, sondern offeneren Fragestellungen nachgehen müssten. Dass eine größere Nähe zu den Quellen ebenso möglich ist wie ein höheres Maß an eigenständiger Interpretation, als sie in manchen spezifisch geschichtswissenschaftlichen Beiträgen an den Tag gelegt wird, erweisen die architekturhistorischen Arbeiten zu Marcello Piacentini und Angiolo Mazzoni. Zu Resignation besteht jedenfalls kein Anlass; jüngst erschienene einschlägige Monografien etwa zu Galeazzo Ciano oder zur Geschichte des deutsch-italienisch-japanischen Bündnisses halten die Spannung aufrecht.<sup>39</sup>

---

39 Tobias Hof, *Galeazzo Ciano. The Fascist Pretender*, Toronto 2021; Daniel Hedinger, *Die Achse*. Berlin, Rom, Tokio. 1919–1946, München 2021.



JAN KELLERSHOHN

## Clearingstellen der Differenz

Perspektiven der jüngeren und jüngsten Gewerkschaftsgeschichte

Die Patientin scheint rekonvaleszent. Bereits zu Beginn des vergangenen Jahrzehnts urteilten Winfried Süß und Dietmar Süß angesichts der Rede von der »Krise« der Arbeitsgeschichte, dass die »deutsche Arbeiter(bewegungs)geschichte in Selbstmitleid geradezu ertrank«, und bescheinigten ihr neu aufkeimende Lebenszeichen.<sup>1</sup> Gegenwärtig fallen die Diagnosen noch optimistischer aus. Sebastian Voigt sprach Anfang 2020 von einer »Renaissance« der Arbeitsgeschichte im weitesten Sinne. Nach Jahren der Talfahrt habe sie ihr »Nischendasein« überwunden.<sup>2</sup>

Hinsichtlich der Gewerkschaftsgeschichte als Teilbereich der Labour History zeigt sich darin ein Spannungsfeld: Kim Christian Priemel forderte 2014 – trotz ihres angestaubten Charakters – mehr Organisationsgeschichten von Gewerkschaften als »essential ground work«.<sup>3</sup> Sebastian Voigt hingegen attestierte der Gewerkschaftsgeschichte genau dann eine besondere Breitenwirkung, wenn sie »nicht mehr primär als Organisationsgeschichte« geschrieben werde und so ihren »bisweilen selbstbezüglichen Charakter« verliere.<sup>4</sup> Liegt also, jenseits der Euphorie über das Comeback der Labour History, die Zukunft der Gewerkschaftsgeschichte in der – gesicherten – Rolle einer historischen Hilfswissenschaft vor allem des 20. Jahrhunderts? Oder liegt das Heil darin, ihren organisationshistorischen Charakter aufzugeben und sich auf die Suche nach einer neuen – unsicheren – Rolle in der Labour History und der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu begeben? Und wie lässt sich, angesichts der Konjunktur der Global Labour History einerseits und der neuen Kulturgeschichte der Arbeit andererseits<sup>5</sup>, die Subdisziplin der Gewerkschaftsgeschichte verorten, deren Ruf, »Vereinschroniken« zu produzieren, sich ebenso ubiquitär wie althergebracht ausnimmt?<sup>6</sup> Diese zweite Frage ist weniger sophistisch, als sie auf den ersten Blick wirkt, zeichneten sich doch insbesondere frühe Revitalisierungsversuche der Arbeitsgeschichte durch die dezidierte Abwendung von der »Entfaltungsgeschichte eines imaginären Großkollektivs« in Form der Or-

- 1 Dietmar Süß/Winfried Süß, Zeitgeschichte der Arbeit: Beobachtungen und Perspektiven, in: Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag (Hrsg.), Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 89), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2011, 400 S., geb., 46,00 €, S. 345–368, hier: S. 349.
- 2 Sebastian Voigt, Kapital und Arbeit in Bewegung. Zu einigen Neuerscheinungen über die Geschichte des Kapitalismus, der Arbeit(-swelt), der Arbeiterbewegung und der Gewerkschaften, in: Neue Politische Literatur 65, 2020, S. 45–75, hier: S. 45 und 73.
- 3 Kim Christian Priemel, Heaps of Work. The Ways of Labour History, in: H-Soz-Kult, 23.1.2014, URL: <<https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1223>> [2.9.2021], S. 14.
- 4 Voigt, Kapital und Arbeit in Bewegung, S. 72.
- 5 Vgl. Stefan Berger, Introduction. The Revival of German Labour History, in: German History 37, 2019, S. 277–294.
- 6 Vgl. zum Beispiel F. Lerner, Rezension zu: Richard Wagner: Geschichte der Kleiderarbeit in Österreich im 19. Jahrhundert und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, Wien 1930, in: VSWG 25, 1932, S. 76–77, hier: S. 76.

ganisationsgeschichte aus.<sup>7</sup> Vielversprechender wirkten mikropolitische Ansätze, die sich dem Betrieb, der Arbeitspraxis und dem Arbeitsplatz zu- und der Organisation dezidiert abwandten.<sup>8</sup>

Dass Gewerkschaftsgeschichte in Zeiten der neueren Kulturgeschichte wieder attraktiver geworden ist, liegt auch an ihrer Emanzipation aus den heuristischen Klammern einer organisationsnahen und programmsetzenden Gewerkschaftssoziologie vor allem der 1960er- und 1970er-Jahre. Diese »emphatische Gewerkschaftstheorie«, die in Kategorien von »Bürokratisierung«, »Ordnungsfaktor« und »Gegenmacht«, in Mobilisierungspotenzial und Rationalisierung dachte<sup>10</sup>, verlor angesichts des brüchig werdenden Verhältnisses von Zeitgeschichte und Sozialwissenschaften an Überzeugungskraft. Entkleidet man die Gewerkschaften (oder Organisationen an sich) dieses sozialwissenschaftlichen Korsetts, das, der organisationalen Selbstwahrnehmung folgend, gewerkschaftlichen (Miss-)Erfolg in Mobilisierungszahlen und Tarifabschlüssen maß und misst<sup>11</sup>, eröffnen sich neue Wege zu einer Kulturgeschichte der Gewerkschaften.

Wo liegt also der gegenwärtige Ort der Gewerkschaftsgeschichte? Zwischen Zukunftseuphorie und Verfallsdünkel sollen im Folgenden Stand und Perspektiven der jüngeren und jüngsten Gewerkschaftsgeschichte dargestellt und bewertet werden. Es geht weniger darum, in die Euphorie einzustimmen, als den Stand der Gewerkschaftsgeschichte als Unschärferelation zu begreifen. Das bedeutet, so die These, dass sich dieses Forschungsfeld durch eine wesentliche Ambiguität auszeichnet: Lässt sich ihr Ort im Sinne einer Momentaufnahme durchaus als pulsierendes Forschungsfeld begreifen, bleiben Richtung, Trend und Zukunft unklar. Kurz und zuge-spitzt: Die derzeitige Konjunktur der Gewerkschaftsgeschichte lebt von Voraussetzungen, die sie selbst nicht garantieren kann – und genau darin liegen ihre Stärke wie ihre Schwäche. Die wesentliche Herausforderung für die kommenden Jahre, insbesondere angesichts des Auslaufens der »Nach-dem-Boom«-Debatte in der Zeit-

7 *Thomas Welskopp*, Mißglückte Bildungsromane, Naturgeschichten, inverse Heldenepen und Reiseberichte aus dem Land der »guten Wilden«. Zur »Poetik« der älteren Arbeitergeschichte, in: *Jan-Otmar Hesse/Christian Kleinschmidt/Karl Lauschke* (Hrsg.), *Kulturalismus, Neue Institutionenökonomik oder Theorievielfalt. Eine Zwischenbilanz der Unternehmensgeschichte*, Essen 2002, S. 87–116, hier: S. 102.

8 Vgl. klassisch *Thomas Welskopp*, Der Betrieb als soziales Handlungsfeld. Neuere Forschungsansätze in der Industrie- und Arbeitergeschichte [1996], in: *ders.*, *Unternehmen Praxisgeschichte. Historische Perspektiven auf Kapitalismus, Arbeit und Klassengesellschaft*, Tübingen 2014, S. 181–206; *Dietmar Stiß*, A scheene Leich? Stand und Perspektiven der westdeutschen Arbeitergeschichte nach 1945, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, 2005, Nr. 34, S. 54–76.

9 *Helmut Wiesenthal*, Kritischer Rückblick auf die emphatische Gewerkschaftstheorie, in: *Wilhelm Schumm* (Hrsg.), *Zur Entwicklungsdynamik des modernen Kapitalismus. Beiträge zur Gesellschaftstheorie, Industriosozologie und Gewerkschaftsforschung*, Frankfurt am Main/New York 1989, S. 125–151.

10 *Knud Andresen*, Die Gewerkschaften. Ein klassisches Objekt der Organisationssoziologie, in: *Marcus Böick/Marcel Schmeer* (Hrsg.), *Im Kreuzfeuer der Kritik. Umstrittene Organisationen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 2020, S. 437–452.

11 Wie unter einem Brennglas bei *Robert Lorenz*, *Gewerkschaftsdämmerung. Geschichte und Perspektiven deutscher Gewerkschaften* (Studien des Göttinger Instituts für Demokratieforschung zur Geschichte politischer und gesellschaftlicher Kontroversen, Bd. 6), Transcript Verlag, Bielefeld 2013, 304 S., kart., 29,80 €.

geschichte, liegt darin, sich ihres Gegenstandsbereichs zu versichern und ihre Relevanz auch angesichts neuer Trends zu bewahren beziehungsweise auf deren Auftreten in ihrem Sinne einzuwirken. Zwei mögliche Wege, die in diesem Beitrag aufgezeigt werden, liegen erstens in einer Wissensgeschichte und zweitens in einer Differenzgeschichte der Gewerkschaften.

Diese Überlegung wird im Folgenden anhand zweier Themen ausgebreitet: Zunächst geht es um die Geschichte des Wandels der Arbeit, des Strukturwandels und der Deindustrialisierung, dann um Neuerscheinungen zur Organisationsgeschichte. Der Fokus liegt auf deutsch-, französisch- und englischsprachigen Publikationen zur Geschichte der Gewerkschaften in Deutschland in ihren internationalen und transnationalen Bezügen seit etwa 2010. Damit betrachtet der Forschungsbericht den Zeitraum, der gemeinhin als Wiederaufstieg der Arbeits- und Gewerkschaftsgeschichte gelesen wird<sup>12</sup>, in den aber auch noch Publikationen fallen, die sich der älteren Gewerkschaftsgeschichte zurechnen lassen.

## I. Gewerkschaften und der Wandel der Arbeit

Die Mehrzahl der hier betrachteten Neuerscheinungen ist in der Geschichte des 20. Jahrhunderts beziehungsweise der Zeitgeschichte angesiedelt. Diese Tatsache lässt sich – wenig überraschend – auf die hohe Bedeutung zurückführen, die dem Ökonomischen und der Arbeitswelt in der Strukturbruchsdebatte zugesprochen wurde.<sup>13</sup> Lange dominierte ein Bild des Niedergangs den Blick auf die Geschichte der Gewerkschaften »nach dem Boom«. Kim Christian Priemel sprach etwa zum Ende der 2000er-Jahre von den Gewerkschaften als »Verlierer«, von einem »Verfall gewerkschaftlicher Organisationsmacht« im »Strukturwandel« ab etwa 1970.<sup>14</sup> Von politikwissenschaftlicher Seite findet sich dieses Verfallsnarrativ in Robert Lorenz' Pamphlet zur von ihm postulierten existenziellen Krise der Gewerkschaften in der Gegenwart – der »Gewerkschaftsdämmerung«.<sup>15</sup> Er beabsichtigt, zu belegen, dass die Gewerkschaften wirklich die viel beschworenen »Dinosaurier« des Industriezeitalters seien.<sup>16</sup> Seine Erzählung setzt im frühen 18. Jahrhundert ein und reicht bis in die Gegenwart. Schematisch und »anhand gezielter Beispiele« möchte er »charakteristische Entwicklungslinien« der Gewerkschaftsentwicklung herausar-

12 Priemel, *Heaps of Work*; Voigt, *Kapital und Arbeit in Bewegung*; Jörg Neuheiser, *Arbeit zwischen Entgrenzung und Konsum. Die Geschichte der Arbeit im 20. Jahrhundert als Gegenstand aktueller zeithistorischer und sozialwissenschaftlicher Studien*, in: *Neue Politische Literatur* 58, 2013, S. 421–448.

13 Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012 (zuerst 2008).

14 Kim Christian Priemel, *Gewerkschaftsmacht? Britische und westdeutsche Gewerkschaften im Strukturwandel*, in: *Thomas Raithe/Thomas Schlemmer* (Hrsg.), *Die Rückkehr der Arbeitslosigkeit. Die Bundesrepublik Deutschland im europäischen Kontext 1973 bis 1989*, München 2009, S. 107–120, hier: S. 108.

15 Lorenz, *Gewerkschaftsdämmerung*.

16 Ebd., S. 7.

beiten.<sup>17</sup> Lorenz macht mehrere Faktoren für die Krise der Gewerkschaften verantwortlich, die als eine dreifache Krise zusammengefasst werden können: eine Mitgliederstrukturkrise (zu alt, zu weiß, zu männlich), eine Erstarrungskrise (Bürokratismus, »erkonservative« Funktionäre)<sup>18</sup> und eine Erfolgskrise (die Sicherheit institutioneller Macht habe die einstmaligen Giganten in einen Dornröschenschlaf fallen lassen). Die dahinterstehende Gleichung »Wandel der Arbeitswelt = Krise der Gewerkschaften« folgt einer Perspektive, die sich als Organisationsdarwinismus beschreiben ließe. Gewerkschaften seien dann stark gewesen, wenn sie unterdrückt und verfolgt gewesen seien, in Kriegen, Krisen und Krawallen, nicht aber in Friedenszeiten. Ökonomische Prosperität habe sie ihre Mission vergessen lassen, denn, so das lorenzsche Mantra, »Stärke führt zu Schwäche«.<sup>19</sup> Das entsprechende Geschichtsbild ist ebenso eingängig wie problematisch: In einer ewigen zyklischen Pendelbewegung schwanken Gewerkschaften (und andere Organisationen?) zwischen Erfolg und Misserfolg; müssten die unausweichliche Krise der Zivilisation gar herbeisehnen, um zu alter Stärke zu finden. Lorenz pflegt und aktualisiert – etwa mit der »Bürokratisierung« – damit paradoxerweise diejenigen »Mythen und Erzählungen«<sup>20</sup>, deren Erneuerung er den Gewerkschaften wünscht.

Mit Lutz Raphaels einschlägiger Monografie zur Gesellschaftsgeschichte »nach dem Boom« liegt nun ein gelungener Versuch vor, die Geschichte der Arbeit, der Arbeitenden und der Arbeitswelt als Ausgangspunkt für eine übergreifende Gesellschaftsgeschichte Westeuropas seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu nutzen.<sup>21</sup> In diesem Panorama treten Gewerkschaften beispielsweise als Teil der »Rahmenbedingungen« von Protesten und Streiks auf.<sup>22</sup> Ihre Bedeutung beschränkt sich aber auf Mosaiksteine, die das Schrumpfen der gewerkschaftlichen Kernklientel indizieren: Die Erosion der Gewerkschaftsmacht und einen Rückzug in die »Defensive« der Besitzstandswahrung macht auch Raphael als gewerkschaftshistorische Insignien der Geschichte der Gegenwart aus.<sup>23</sup> Dieser Niedergang vereinte allerdings gegenläufige Entwicklungen: So konstatiert Raphael einerseits eine Stärkung betrieblicher Gestaltungs- und Mitbestimmungsspielräume, bedingt durch die Umstrukturierung der Industriearbeit zu einer qualifikationsbasierten Qualitätsproduktion. Überspitzt formuliert waren die Gewerkschaften vor allem in der Bundesrepublik, anders als in Großbritannien und stärker noch als in Frankreich, so erfolgreich, dass sie die Betriebe zu »Sicherheitsinseln« und »Stabilitätsanker[n]« entwickelten.<sup>24</sup> Gleichzeitig verlor der klassische Industriebetrieb aber seine zentrale gesellschaftliche Stellung, sodass sich um diese Bastionen »blühende Landschaften von Niedriglöhnen, Teilzeitbeschäftigung und Leiharbeit« ausbreiteten.<sup>25</sup> Aus der Anlage dieser maßgeblichen Studie folgt aus gewerkschaftsgeschichtlicher

17 Ebd., S. 10.

18 Ebd., S. 255.

19 Etwa ebd., S. 251 sowie passim.

20 Ebd., S. 233–241.

21 *Lutz Raphael*, *Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*, Berlin 2019.

22 Ebd., S. 147–152.

23 Ebd., S. 244.

24 Ebd., S. 411 und 418.

25 Ebd., S. 225.

Perspektive allerdings ein Desiderat: Raphael fokussiert – mit Blick auf sein Ziel einer erneuerten Gesellschaftsgeschichte äußerst gewinnbringend – die Verbindung von Makro- und Mikroebene. Dadurch kommen Gewerkschaften vor allem als makropolitische Akteure, etwa in der Sozialpolitik, oder als mikropolitische Einflussfaktor, etwa auf betrieblicher Ebene, in den Blick. Gewerkschaftlichkeit, also das Verhältnis von Organisation, Mitgliedern und ihrer gesellschaftlichen Verwobenheit, die gewerkschaftliche Reflexion über den Wandel der Arbeit sowie ihre eigene Daseinsberechtigung sowie generell Gewerkschaften als intermediäre, auf der Mesoebene angesiedelte Instanzen werden in dieser Perspektive ausgeklammert.<sup>26</sup> Raphaels überzeugende »gesellschaftshistorische Fundierung« der These von der »Peripherisierung« arbeiterlicher Sozialräume regt also zur gewerkschaftshistorischen Überprüfung und Akzentuierung der »Repräsentationskrise« an.<sup>27</sup> Das gewerkschaftshistorische Verdienst der Arbeit liegt in der Differenzierung des Verfallsnarrativs – ein Trend, der sich auch als Signum des Wiederaufstiegs der Gewerkschaftsgeschichte in den letzten Jahren ausmachen lässt.

Hinter die sozialwissenschaftlich inspirierte Verfallsdiagnose ein Fragezeichen zu setzen, ist also angebracht. Wie verhalten sich historische Detailstudien und Tiefenbohrungen zu solchen Großerzählungen? Im Folgenden wird der gewerkschaftshistorische Beitrag zum Komplex des Wandels der Arbeit anhand dreier Felder dargestellt: der Strukturbruchdebatte im engeren Sinne, der Herausforderung der Globalisierung sowie einiger gewerkschaftlicher Handlungsfelder, die das Interesse der Geschichtswissenschaft auf sich zogen.

### **Gewerkschaften als Opfer des Strukturbruchs?**

Die Gewerkschaftsgeschichte nahm sich des Strukturbruchs früh an. Die gemeinsamen Anstrengungen von Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) und Hans-Böckler-Stiftung (HBS), die Arbeitsgeschichte zu revitalisieren, mündeten 2009 in eine erste Tagung zum Strukturbruch in den Arbeitswelten. Deren Ergebnisse fasst seit 2011 ein Sammelband zusammen. Er macht sich zur Aufgabe, »die Großerzählung Strukturbruch« zu »diskutieren« und zu »überprüfen«.<sup>28</sup> Damit ist er ein guter Ausgangspunkt, um das wiederbelebte Interesse an der jüngeren Gewerkschaftsgeschichte zu betrachten. Mit der zu diesem Zeitpunkt noch jungen Strukturbruchthese befreite der Band die zeithistorische Gewerkschafts- und Arbeitsgeschichte aus der Dekadologie von Westernisierung, Verbürgerlichung, Individualisierung und Entproletarisierung, wie auch Winfried Süß und Dietmar Süß in ihrem Fazit zu dem

26 Vgl. *Walther Müller-Jentsch*, Gewerkschaften als intermediäre Organisationen [1982], in: *ders.*, Arbeit und Bürgerstatus. Studien zur sozialen und industriellen Demokratie, Wiesbaden 2008, S. 51–78.

27 *Raphael*, Jenseits von Kohle und Stahl, S. 471.

28 *Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag*, Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) im Wandel: Problemfelder und Fragestellungen, in: *dies.*, Nach dem Strukturbruch?, S. 7–23, hier: S. 18.

Band ausführen.<sup>29</sup> Mit der Strukturbruchsthese, prominent vertreten durch Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael<sup>30</sup>, bot sich die Möglichkeit, eine arbeits- und wirtschaftsfokussierte Zäsur für die Geschichte Europas nach 1945 zu etablieren, die einige Integrationskraft entfalten konnte. Diese Wirkung zeigt sich auch an der disziplinären Breite. Die Beitragenden nähern sich dem »Strukturbruch« aus sozialwissenschaftlichen, wirtschaftsgeschichtlichen, technikhistorischen, gewerkschafts- und geschlechtergeschichtlichen sowie (arbeits-)politikhistorischen Perspektiven. Die Klammer des Bandes bildet die Verifizierung beziehungsweise Falsifizierung der Strukturbruchsthese für bekannte (Tarifpolitik) und weniger bekannte Felder (Berufsbildung, Humanisierung der Arbeit).

Der Band kann also als Wette auf das richtige Pferd gelten, die den Zweck, die Labour History mit neuer Relevanz zu versehen, voll erfüllte. Damit entwickelt er seine eigene Mischung aus (sich mittlerweile schon wieder überlebender) Aktualität einerseits und Suchbewegung der ausgehenden 2000er-Jahre andererseits. Einige Beiträge – etwa der von Anne Seibring zum Programm »Humanisierung des Arbeitslebens«<sup>31</sup> – boten Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschungen, die sich ebenfalls auf die 1970er-Jahre konzentrieren.<sup>32</sup> Gleichzeitig brachten die Beiträge Gewerkschaften als Seismografen für eine Zeitgeschichte der Arbeit und der Deindustrialisierung in Stellung.

Aus den Neuerscheinungen aus dem Forschungsverbund »Nach dem Boom« nimmt sich Arne Hordts Geschichte des britischen Bergarbeiterstreiks 1984/1985 und der Proteste gegen die Schließung des Stahlwerks Rheinhausen im nordrhein-westfälischen Ruhrgebiet 1987/1988 in einer ähnlich seismografischen Perspektive Schlüsselereignissen für das gewerkschaftliche Rückzugsnarrativ an.<sup>33</sup> Hordt verkompliziert gängige Erzählungen des Niedergangs insofern, als er als Konfliktauslöser nicht Betriebsschließungen an sich identifiziert. Vielmehr seien die Auseinandersetzungen »kurzfristig« und »aus Empörung über den Bruch von etablierten Mechanismen für Konflikte des ›Strukturwandels‹« entstanden.<sup>34</sup> In beiden Fällen ging es um die Rolle und Bedeutung von Gewerkschaften in den jeweils eingespielten Konfliktregelungsmechanismen. Insbesondere im britischen Fall entwickelte sich

29 *Süß/Süß*, *Zeitgeschichte der Arbeit*, S. 356.

30 *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, *Der Epochenbruch in den 1970er-Jahren: Thesen zur Phänomenologie und den Wirkungen des Strukturwandels »nach dem Boom«*, in: *Andresen/Bitzegeio/Mittag*, *Nach dem Strukturbruch?*, S. 25–40.

31 *Anne Seibring*, *Die Humanisierung des Arbeitslebens in den 1970er-Jahren. Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: *Andresen/Bitzegeio/Mittag*, *Nach dem Strukturbruch?*, S. 107–126.

32 Vgl. *Nina Kleinöder/Stefan Müller/Karsten Uhl* (Hrsg.), »Humanisierung der Arbeit«. *Aufbrüche und Konflikte in der rationalisierten Arbeitswelt des 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2019; *Nina Kleinöder*, *Humanisierung der Arbeit. Literaturbericht zum »Forschungsprogramm zur Humanisierung des Arbeitslebens«*, Düsseldorf 2016, URL: <[https://www.boeckler.de/de/faust-detail.htm?sync\\_id=HBS-006267](https://www.boeckler.de/de/faust-detail.htm?sync_id=HBS-006267)> [2.9.2021]; *Gina Fuhrich*, *Humanisierung oder Rationalisierung? Arbeiter als Akteure im Bundesprogramm »Humanisierung des Arbeitslebens« bei der VW AG*, Stuttgart 2020.

33 *Arne Hordt*, *Kumpel, Kohle und Krawall. Miners' Strike und Rheinhausen als Aufruhr in der Montanregion*, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2018, 309 S., geb., 60,00 €. Vgl. dazu auch die Rezension des Autors in: *German History* 37, 2019, S. 144–146.

34 *Hordt*, *Kumpel, Kohle und Krawall*, S. 87.



eine Dynamik, die diese Routinen überforderte. Hordt stellt somit die Deutung des *Miners' Strike* als Reaktion auf die Politik Margaret Thatchers oder als Produkt einer einfachen Radikalisierung der »National Union of Mineworkers« (NUM) infrage: Der fundamentale Charakter sei erst im Verlauf des Streiks entstanden, wie Hordt an der kumulativen Verschärfung der Streik- und Konfrontationspraktiken zeigt. Im Ruhrgebiet hingegen funktionierten die etablierten Akteurskonstellationen weiter und stabilisierten die Ordnung der Montanregion. Hordt scheut zwar das Interpretament des Neoliberalismus nicht, er insistiert aber, dass insbesondere die Niederlage der NUM weder als »Sieg einer neoliberalen Ideologie« noch als Zeichen für den »Niedergang der Arbeiterbewegung oder gar der ›Arbeiterklasse‹« gelesen werden könne.<sup>35</sup>

Das grobschlächtige Bild eines Titanenkampfs zwischen Neoliberalismus und Arbeiterklasse nuanciert Hordt eindrucksvoll durch lokale, ereigniszentrierte Fallstudien. Seine Studie verweist auf das Potenzial einer Streikgeschichte jenseits narrativer Topoi und quantitativer Makroperspektiven.<sup>36</sup> Aus der Perspektive der Gewerkschaftsgeschichte ließe sich allerdings fragen, ob die herausragende Rolle des Korporatismus und der Kooperation als konstitutives Merkmal der Montanregion als »Regionalgesellschaft eigenen Typs« nicht ausschließlich Analyse-kategorie, sondern auch ein Wahrnehmungsphänomen darstellt, dessen Historisierung lohnend scheint.<sup>37</sup>

Die Gewerkschafts- und Strukturbruchgeschichte zeichnete also bislang ein symbiotisches Verhältnis aus, von dem vor allem die Gewerkschaftsgeschichte profitierte. In dem seit 2017 laufenden und kurz vor seiner zweiten Förderrunde stehenden Graduiertenkolleg »Soziale Folgen des Wandels der Arbeitswelt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts« spielten die Gewerkschaften dementsprechend in den am »Institut für soziale Bewegungen« (ISB) in Bochum angesiedelten drei Projekten sowie in dem Vorhaben Sebastian Voigts eine zentrale Rolle. Das durch die Hans-Böckler-Stiftung finanzierte und in Kooperation mit dem »Institut für Zeitgeschichte München« (IfZ) und dem »Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam« (ZZF) organisierte Kolleg verspricht mit seinen Projekten, Gewerkschaften als zeit-historischem Sujet zu weiterer Relevanz zu verhelfen sowie gewerkschaftliche Niedergangserzählungen zu verkomplizieren.<sup>38</sup> Mittlerweile stellt sich allerdings die Frage, ob die Labour History auch für die Zeitgeschichte nach »nach dem Boom« ei-

35 Ebd., S. 276.

36 Methodisch vertieft bei Arne Hordt/Thomas Kohl/Beatrice von Lüpke u. a., Aufruhr! Zur epochenübergreifenden Beschreibung beschleunigten sozialen Wandels in Krisenzeiten, in: HZ Bd. 301, 2015, S. 31–62.

37 Hordt, Kumpel, Kohle und Krawall, S. 9.

38 Vgl. als Überblick mit Erläuterungen zu den gewerkschaftshistorischen Projekten von Moritz Müller, Mandy Stalder-Thon und Katharina Täufert Sebastian Voigt, Wandel der Arbeitswelt – ökonomische Transformationen, Gewerkschaften und soziale Ungleichheit seit den 1970er Jahren. Ein Graduiertenkolleg als Kooperationsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte, des Zentrums für Zeithistorische Forschung und des Instituts für soziale Bewegungen, in: VfZ 66, 2018, S. 685–699. Als (Teil-)Ergebnisse vgl. zum Beispiel Sebastian Voigt, Eine »Schandgasse« im Arbeitskampf. Der Chemiestreik 1971 bei Merck in Darmstadt – eine Fallstudie zu den industriellen Beziehungen in der Bundesrepublik am Ende des »Wirtschaftswunders«, in: VfZ 68, 2020, S. 409–449; Moritz Müller, »Die Gewerkschaften machen ihre Zukunft selbst, aber sie machen

ne Vorreiterrolle einnehmen und eine vergleichbare Themensensibilität an den Tag legen kann. Die Symbiose einer nach Zäsuren hungrigen Zeitgeschichte und einer nach Anknüpfungspunkten suchenden Labour History scheint jedenfalls in Lutz Raphaels *Opus Magnum* fürs Erste ihren Schlusspunkt gefunden zu haben.

### ***Gewerkschaften zwischen Nationalismus und internationaler Solidarität***

An der Strukturbruchdebatte fällt ein starker Fokus auf die Bundesrepublik ins Auge, aufgebrochen durch gelegentliche vergleichende Perspektiven. Im Hinblick auf Gewerkschaften als national verfasste Organisationen mag dies auf den ersten Blick ausreichen. »Strukturwandel« und »Deindustrialisierung« waren allerdings transnationale Phänomene, die durch diese Bezeichnungen narrativ in nationalgesellschaftliche Erfolgs- beziehungsweise Misserfolgsgeschichten gebracht wurden (und werden) und ihre Unidirektionalität insbesondere durch einen außereuropäischen Blick verlieren.<sup>39</sup> Wie verhielten sich die Gewerkschaften angesichts des bereits zeitgenössisch als Globalisierung beschriebenen Prozesses? Zu einer transnationalen Geschichte des Wandels der Arbeitswelt liegen aus gewerkschaftshistorischer Perspektive – neben der unten behandelten organisationszentrierten – bisher zwei Herangehensweisen vor: ein branchenzentrierter sowie ein konzern- und betriebsfokussierter Ansatz.

Branchen- und gewerkschaftshistorisch nähert sich Johanna Wolf der Forderung nach einer globalen und transnationalen Perspektive auf die Deindustrialisierung Westeuropas in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>40</sup> Anhand der Untersuchung der westdeutschen Schiffbauindustrie verfolgt sie das Ziel, »die verfestigten Strukturen der Arbeits- und Gewerkschaftsgeschichte aufzuweichen und die Vernetzungen im Sinne der transnationalen Geschichte zu betrachten«.<sup>41</sup> Mit dieser transnationalen Gewerkschaftsgeschichte liefert sie Impulse sowohl für die Geschichte des Wandels der Arbeit als auch die Organisationsgeschichte. Ihre Erzählstränge arrangiert sie in konzentrischen Kreisen um die Bremer Vulkan-Werft von lokaler über die nationale auf die transnationale Ebene.

Wolf schreibt, zugespitzt formuliert, eine transnationale Geschichte des Scheiterns des Transnationalen, die von erfrischender Differenzierungskraft zeugt: Sie zeigt, wie trotz transnationaler Strukturen das Nationale letztlich der zentrale »Referenzrahmen« gewerkschaftlichen sowie wirtschafts- und sozialpolitischen Handelns blieb.<sup>42</sup> Ihre Studie regt zu weiterführenden Auseinandersetzungen um Kernbegriffe wie dem der Solidarität an. Die unausgesprochene Annahme, nationale

---

sie nicht aus freien Stücken.« Der DGB und die Flexibilisierung der Arbeit in den 1980er Jahren, in: *Janina Henkes/Maximilian Hugendubel/Christina Meyn* u. a. (Hrsg.), *Ordnung(en) der Arbeit*, Münster 2019, S. 248–264.

39 Vgl. zum Beispiel *Stephan Lessenich*, *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*, München 2016.

40 *Johanna Wolf*, *Assurances of Friendship. Transnationale Wege von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie, 1950–1980* (Transnationale Geschichte, Bd. 11), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 406 S., geb., 85,00 €.

41 Ebd., S. 40.

42 Ebd., S. 382.

und transnationale Strategien stünden in Widerspruch zueinander, sowie die gelegentlich durchscheinende Prämisse<sup>43</sup>, allein globale und transnationale Strategien trügen dazu bei, ökonomische Prozesse steuerbar zu machen, zeugt aber auch davon, dass eine (gewerkschafts-)geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Protektionismus und »economic nationalism« noch am Anfang steht.<sup>44</sup> Hinsichtlich des Wandels der Arbeit erweitert Wolf die meist national geprägten Erzählungen durch europäische und globale Perspektiven – den Wandel als ökonomisch naturgesetzliches Phänomen dekonstruiert sie dadurch allerdings nicht.

Einem vergleichbaren Branchenzuschnitt folgte Alex Gertschen mit seiner Arbeit zum Strukturwandel der Textilindustrie in der Internationalisierung der Produktion nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>45</sup> Besonderes Augenmerk liegt auf der Verschaltung von Tarif- und Handelspolitik. Im Anschluss an Christoph Nonns Studie zum »Branchenindividualismus« im westdeutschen Steinkohlenbergbau<sup>46</sup> fragt Gertschen, wie sich Klasseninteressen und nationale Interessen angesichts einer wachsenden Konkurrenz durch die »Entwicklungsländer« verhielten: Überwanden die Interessenverbände ihre Gegensätze zugunsten einer konsensuellen Politik in Bonn? Besondere Stärke der Studie ist, dass Gertschen sich nicht ausschließlich der »Gewerkschaft Textil-Bekleidung« widmet, sondern die Tarifbeziehungen durch Einschluss des Arbeitgeberverbands »Gesamtextil« symmetrisch nachvollzieht.

Die Arbeit Gertschens weist ihre Stärken in der Geschichte der Handelspolitik und des Protektionismus in der Textil- und Bekleidungsindustrie auf, insbesondere, wenn er – hier decken sich seine Ergebnisse mit denen Wolfs – davor warnt, vorschnell von einem »lineare[n] Bedeutungsverlust nationaler Denk- und Handlungskategorien« in Internationalisierungsprozessen auszugehen.<sup>47</sup> Paradoxe Weise kann Gertschen insgesamt zeigen, dass die Internationalisierung die Tarifpolitik beeinflusste, indem sie ein Branchenbewusstsein und eine wechselseitige Anerkennung schuf, gleichzeitig aber die Bedingungen dafür untergrub – den Branchenindividualismus also zugleich »betrieb und hintertrieb«.<sup>48</sup>

Dem Trend, Gewerkschaftsgeschichte aus ihren nationalen Bezügen in einer sich internationalisierenden Arbeitswelt zu lösen, lässt sich auch Thomas Fetzers Dissertationsschrift zuordnen.<sup>49</sup> In dieser frühen, in der deutschsprachigen Forschung nur unzureichend wahrgenommenen Verschränkung der Geschichte industrieller

---

43 Ebd.

44 Vgl. jüngst *Stefan Berger/Thomas Fetzer* (Hrsg.), *Nationalism and the Economy. Explorations into a Neglected Relationship*, Budapest 2019, sowie die Ausführungen weiter unten.

45 *Alex Gertschen*, *Klassenfeinde – Branchenpartner? Unternehmer und Gewerkschaft der westdeutschen Textilindustrie vor der Herausforderung der Internationalisierung, 1949–1979* (Historische Grundlagen der Moderne, Bd. 9), Nomos Verlag, Baden-Baden 2013, 335 S., geb., 64,00 €.

46 *Christoph Nonn*, *Die Ruhrbergbaukrise. Entindustrialisierung und Politik 1958–1969*, Göttingen 2001.

47 Ebd., S. 302.

48 Ebd., S. 305.

49 *Thomas Fetzer*, *Paradoxes of Internationalization. British and German Trade Unions at Ford and General Motors 1967–2000* (Critical Labour Movement Studies), Manchester University Press, Manchester 2012, 240 S., geb., 80,00 £.

Beziehungen mit der Geschichte der »geocentric internationalisation«<sup>50</sup> zeigt Fetzer, wie eine transnationale Geschichte des Wandels der Arbeit aus einer Betriebs- und Konzernperspektive geschrieben werden kann. Innovativ – und in Kontrast zu den branchenbezogenen Arbeiten von Gertschen und Wolf – an Fetzers Studie ist der unternehmens- und mitbestimmungshistorische Zugriff. Mit General Motors (Vauxhall und Opel) und Ford nimmt der Autor zwei Unternehmen in der Bundesrepublik und Großbritannien in den Blick, die exemplarisch für multinationale Konzerne stehen können.

Ähnlich wie Wolf und Gertschen zeigt Fetzer, wie angesichts der »Globalisierung« ökonomischer Prozesse internationale und transnationale Kooperation zwar gesucht wurde, Gewerkschaften und Mitbestimmungsorgane aber letztlich als Katalysatoren eines alltäglich und ökonomisch gedachten Nationalismus (beziehungsweise Protektionismus) auftraten. Gleichzeitig steht Fetzers Studie etwas abseits, wie die mangelnde wechselseitige Rezeption belegt. Der Grund dafür liegt vermutlich in dem methodischen Zugriff und der thematischen Verortung in den Industrial Relation Studies. Er plädiert zwar dafür, »to ›historicize‹ contemporary industrial relations scholarship«<sup>51</sup>, ohne jedoch die florierenden deutschsprachigen Debatten um die »Verwissenschaftlichung des Sozialen« zu berücksichtigen. Seine Forderungen, gegenwärtige Analysen historisch zu fundieren sowie die Gegenwart als historisch gewachsen und relativ anzunehmen, sind zwar zu begrüßen, gehen den Schritt der Historisierung aber nicht konsequent genug. Fetzers Studie ist also eine – herausragend gearbeitete und pointiert argumentierende – letzte Vertreterin der zumindest in der deutschsprachigen Forschungslandschaft mittlerweile abbrechenden Forschungstradition der Allianz von Geschichtswissenschaft und »emphatischer Gewerkschaftstheorie« auf dem Weg zur kulturhistorischen Neuausrichtung der Gewerkschaftsgeschichte. Ihre Stärke liegt dort, wo die deutschsprachige Gewerkschaftsgeschichte bislang über Ansätze nicht hinauskam: der innerbetrieblichen und -unternehmerischen Internationalisierung Rechnung zu tragen.

Alle drei Studien liefern Impulse für weitere Forschungen zum Verhältnis von Gewerkschaften, Protektionismus und Nationalismus sowie wirtschaftlicher Entwicklung. Angesichts der gegenwärtigen Verwandlung der Sozialfigur des Arbeiters vom Heroen des Klassenkampfes und Internationalismus in ein Emblem des »Rechtspopulismus« sensibilisieren sie methodisch dafür, dass sich der Wandel der Arbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht auf ein einseitiges »mehr« oder »weniger« des Nationalen beschränken lässt. Nationalismus, Internationalismus und transnationale Verflechtungen standen dynamisch und synchron, nicht diachron zueinander. Gewerkschaften einseitig als Bollwerk des Nationalismus oder als Speerspitze der internationalen Solidarität zu charakterisieren<sup>52</sup>, wird dem Problem nicht gerecht. Angesichts stark branchenabhängiger Erfordernisse nutzten

50 Ebd., S. 29–50.

51 Ebd., S. 194.

52 Vgl. *Rainer Fattmann*, Das Europa der Arbeiter. Leitbilder gewerkschaftlicher Europapolitik bis in die Mitte der 1970er Jahre (Study, Bd. 387), Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2018, 271 S., Online, Open Access, URL: <[https://www.boeckler.de/pdf/p\\_study\\_hbs\\_387.pdf](https://www.boeckler.de/pdf/p_study_hbs_387.pdf)> ; [2.9.2021]; *Willy Buschak*, Die Vereinigten Staaten von Europa sind unser Ziel. Arbeiterbewegung und Europa im frühen 20. Jahrhundert, Essen 2014, sowie die Ausführungen weiter unten.

Gewerkschaften (und Arbeitgeberverbände) situationsbedingt und realpolitisch Strategien, die sich dem einen oder dem anderen Pol zuordnen lassen. Mit Blick auf die (Gewerkschafts-)Geschichte transnationaler Wertschöpfungsketten als wirtschaftshistorischem Alternativprogramm zum Begriff des »Strukturwandels« ließen sich weitere Themen und Stoßrichtungen generieren.<sup>53</sup> Zunächst stellt die Geschichte gewerkschaftlicher »Entwicklungszusammenarbeit« und die Zirkulation von Gewerkschaftswissen eine Möglichkeit dar, die von Wolf, Gertschen und Fetzer angesprochenen Spannungsfelder zu vertiefen. Die Geschichte der Solidaritätspraktiken ebnet etwa den Weg zu einer geschichtswissenschaftlichen Schärfung dieses auch gewerkschaftlichen Schlagworts.<sup>54</sup> Das darin liegende Potenzial einer Postkolonialisierung der Gewerkschaftsgeschichte ist bislang noch weitgehend unausgeschöpft. Dann bleibt die Rolle der Gewerkschaften in der supranationalen Sozialpolitik der »Deindustrialisierung« abgesehen von einer auf Belgien fokussierten Arbeit weiterhin wenig erforscht.<sup>55</sup> Zuletzt – und das verweist auf den nächsten Aspekt einer Gewerkschaftsgeschichte des Wandels der Arbeit – eröffnet der Beitrag der Gewerkschaften zur transnationalen Wissensproduktion über den Wandel der Arbeit noch einige Desiderate.

### **Gewerkschaftsgeschichte als Interessengeschichte**

Einen dritten Schwerpunkt in der neu entfachten Geschichtsschreibung zum Wandel der Arbeit stellen themenorientierte Studien dar, deren Untersuchungsobjekt auch ein gewerkschaftliches Handlungsfeld darstellte, die also »über die Organisation selbst hinausgehen und nach Verbindungen zu anderen gesellschaftlichen Entwicklungen fragen«.<sup>56</sup> Diesen Bereich durchzieht eine grundlegende Spannung: Durch die Erschließung neuer Untersuchungsgegenstände wie der Berufsbildung, der Migration, der Ökologie oder auch der Sozialgesetzgebung zeigt sich eine Breite gewerkschaftlichen Handelns, die älteren organisationszentrierten und organisationsimmanenten Untersuchungen verborgen blieb.<sup>57</sup> Allerdings wird dadurch gleichzeitig unklar, was genau eigentlich Gewerkschaftsgeschichte ausmacht, wo

53 Jan-Otmar Hesse, Ökonomischer Strukturwandel. Zur Wiederbelebung einer wirtschaftshistorischen Leitsemantik, in: GG 39, 2013, S. 86–115.

54 Vgl. AfS 60, 2020: »Hoch die internationale...«? Praktiken und Ideen der Solidarität.

55 Nicolas Verschuere, Fermer les mines en construisant l'Europe. Une histoire sociale de l'intégration européenne, Brüssel 2013.

56 Knud Andresen, Sieger, Verlierer oder Bedrohung? Drei Lesarten bundesdeutscher Gewerkschaftsgeschichte, in: Frank Bajohr/Anselm Doering-Manteuffel/Claudia Kemper u. a. (Hrsg.), Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik. Festschrift für Axel Schildt, Göttingen 2016, S. 347–359, hier: S. 359.

57 Vgl. zum Beispiel zur Berufsbildung Knud Andresen, Strukturbruch in der Berufsausbildung? Wandlungen des Berufseinstiegs von Jugendlichen zwischen den 1960er- und den 1980er-Jahren, in: ders./Bitzegeio/Mittag, Nach dem Strukturbruch?, S. 159–181; zur Migration Hans-Christoph Seidel, Die Bergbaugewerkschaft und die »Gastarbeiter«. Ausländerpolitik im Ruhrbergbau vom Ende der 1950er bis in die 1980er Jahre, in: VfZ 62, 2014, S. 35–68; Oliver Trede, Zwischen Misstrauen, Regulation und Integration. Gewerkschaften und Arbeitsmigration in der Bundesrepublik und in Großbritannien in den 1960er und 1970er Jahren, Paderborn 2015; Simon Goetze, »Wir sind alle Fremdarbeiter!«. Gewerkschaften, migrantische Kämpfe und soziale

ihre Grenzen liegen und warum Gewerkschaften überhaupt als privilegierte Akteurinnen in Erscheinung treten sollten.

Ein instruktives Beispiel für dieses Spannungsfeld stellt Nina Kleinöders Geschichte der bundesrepublikanischen Arbeitssicherheit dar.<sup>58</sup> Sie legt aus dem Feld der Unternehmens- und Arbeitsgeschichte eine Monografie vor, die sich der Sicherheitsgeschichte zuordnet.<sup>59</sup> Kleinöder widmet sich der langen Geschichte der Arbeitssicherheit im 20. Jahrhundert anhand eines unternehmens- und akteurszentrierten Zugriffs auf die großen Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie im Ruhrgebiet. Als Schlüsselperspektiven nutzt sie dazu zum einen die Frage nach der unternehmerischen Motivation zwischen Freiwilligkeit, »um staatlichen Eingriffen vorzugreifen«, und externer Regulierung sowie zwischen humanitären und ökonomischen Beweggründen.<sup>60</sup> Zum anderen strebt sie an, den »unterstellten Antagonismus« zwischen staatlichem Streben nach Arbeitsschutz und Unternehmen, die sich dem entziehen wollen, differenziert zu betrachten.<sup>61</sup>

Die Aufnahme von Kleinöders Arbeit in einen Forschungsbericht zur Gewerkschaftsgeschichte mag ob des unternehmenshistorischen Fokus überraschen, insbesondere da die IG Metall lediglich auf sechs Seiten explizit thematisiert wird.<sup>62</sup> Um Gewerkschaftsgeschichte im engeren Sinne handelt es sich also nicht.<sup>63</sup> Die Relevanz liegt jenseits der Empirie. So stellt Kleinöder eine Frage an die Gewerkschaftsgeschichte, die sich auch als produktive Provokation lesen lässt: Wo fängt eine Gewerkschaft an und wo hört sie auf? Wie ist historiografisch mit Verflechtungssituationen umzugehen, in denen es höchst artifiziell wäre, eine bestimmte Position wie die eines Arbeitsdirektors als »unternehmerisch« oder »gewerkschaftlich« zu bezeichnen (beziehungsweise »dem Kapital« oder »der Arbeit« zuzurechnen)? Hier wäre darüber nachzudenken, inwieweit der Begriff der »Verflechtung«, den Kleinöder favorisiert, nicht einfach synonym zu bekannten Schlagwörtern wie »Tripartitismus«, »Korporatismus« oder »rheinischer Kapitalismus« steht – und inwieweit diese Zuschreibungen nicht selbst einer Historisierung bedürfen. Dies gilt auch für die Perspektive des Vergleichs: Ähnliche, wenn nicht identische Verquickungen gab es etwa in der Berufsbildung, der Rehabilitation oder der Familienpolitik. Ist der

---

Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland der 1960er und 1970er Jahre, Paderborn 2020; zur Ökologie *Markus Mohr*, Die Gewerkschaften und der Atomkonflikt, Münster 2001; zur Gesetzgebung *Stefan Remeke*, Gewerkschaften und Sozialgesetzgebung. DGB und Arbeitnehmerschutz in der Reformphase der sozialliberalen Koalition, Essen 2005.

58 *Nina Kleinöder*, Unternehmen und Sicherheit. Strukturen, Akteure und Verflechtungsprozesse im betrieblichen Arbeitsschutz der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie nach 1945 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte – Beihefte, Bd. 234), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015, 384 S., brosch., 62,00 €.

59 Vgl. hier nur *Cornell Zwierlein*, Sicherheitsgeschichte. Ein neues Feld der Geschichtswissenschaften, in: GG 38, 2012, S. 365–386; *Eckart Conze*, Geschichte der Sicherheit. Entwicklung – Themen – Perspektiven, Göttingen 2018. Für die Gewerkschaftsgeschichte weiterführend: *Amerigo Caruso*, Joining Forces against ›Strike Terrorism‹. The Public-Private Interplay in Policing Strikes in Imperial Germany, 1890–1914, in: European History Quarterly 49, 2019, S. 597–624.

60 *Kleinöder*, Unternehmen und Sicherheit, S. 24.

61 Ebd., S. 35.

62 Ebd., S. 205–211.

63 Vgl. zur Gewerkschaftsgeschichte des Arbeitsschutzes *Remeke*, Gewerkschaften und Sozialgesetzgebung.

Arbeitsschutz also ein weiteres Beispiel für den »Verbändestaat« oder wich diese Verflechtung davon ab? Handelt es sich um ein Modell, das sich auf die Montanindustrie beschränkte? Oder lassen sich seine Spezifika gar als regionale Besonderheit des Ruhrgebiets charakterisieren?

Die Geschichte von inhaltlicher Erweiterung bei struktureller Kontinuität im Arbeitsschutz, die Kleinöder schildert, entspricht für die Arbeitsgeschichte gängigen Gegenüberstellungen, etwa von einer »Stabilität« des Berufssystems vor und der »Flexibilität« nach den 1970er-Jahren. Wenn Kleinöder einerseits von den 1970er-Jahren als »deutliche[r] Zäsur« spricht, gleichzeitig aber einen »plötzlichen Paradigmenwechsel der 1970er Jahre« ablehnt<sup>64</sup>, wäre eine stärkere Akzentuierung dieser neuen Meistererzählung der (Arbeits-)Zeitgeschichte wünschenswert gewesen.

Fokussiert Nina Kleinöder die Stahlindustrie als Branche, liegt mit der Geschichte der Bremer Klöckner-Hütte aus der Feder Karl Lauschkes ein später Vertreter der Betriebsgeschichte vor.<sup>65</sup> Lauschke beschreibt das Gegenmodell zu dem von Arne Hordt behandelten Stahlwerk Rheinhausen – und zu vergleichbaren Fällen wie der Henrichshütte im nordrhein-westfälischen Hattingen. Die Bremer Hütte wurde nach mehrjährigen Protesten und Verhandlungen 1994 vor der Stilllegung bewahrt. Mit Unterstützung der Bremer Landespolitik übernahm der Luxemburgische ARBED-Konzern die »Hütte am Meer«. Lauschke präsentiert die Geschichte des Werks durch die Linse des Betriebsrats. Er vermag so, einen Kontrapunkt gegen das übermächtige Narrativ des Rückzugs zu setzen. Gleichzeitig ist er durch den Zugschnitt der Studie gezwungen, es in Form einer narrativen Wagenburg zu wiederholen: Der (linke) Betriebsrat setzt sich gegen eine als zu reformistisch eingeschätzte IGM zur Wehr<sup>66</sup>, ist »Gefahren [...] auch aus dem politischen Raum«<sup>67</sup> ausgesetzt und dann kommt auch noch McKinsey.<sup>68</sup> Kurz: Der Betriebsrat erscheint als Bollwerk gegen »tiefgreifende Entscheidungen«, die außerhalb, »im kleinen Kreis getroffen« würden, »ohne dass Belegschaftsvertreter [...] darauf hätten Einfluss nehmen können«.<sup>69</sup> In dieser Geschichte des Erleidens liegen Stärke wie Schwäche des Bandes: Einerseits zeigt Lauschke die manifesten Handlungsspielräume auf betrieblicher Ebene und nimmt dem Strukturwandel seine Unidirektionalität. Andererseits stößt der Mikropolitik- und Betriebsansatz, der lange als Königsweg der Arbeitsgeschichte galt, an seine Grenzen. Dass der Betrieb selbst sowie die strukturelle, semantische und epistemische Bedeutung der dort geleisteten Arbeit wie Soziabilität uneindeutig und diskutabel wurden, vermag dieser Ansatz nicht adäquat einzufangen. Der Eindruck, es mit einem isolierten Archipel, auf dem eine seltene Spezies die Unbill der Evolution überleben konnte, zu tun zu haben, wird so paradoxerweise noch verstärkt. Das Ende des Betriebs bedeutete auch das Ende einer betrieblich verfassten Gesellschaft.

64 Kleinöder, Unternehmen und Sicherheit, S. 319.

65 Karl Lauschke, Widerstand lohnt sich! Die Geschichte der Bremer Hütte – oder: Wieso wird heute noch Stahl in Bremen produziert?, VSA Verlag, Hamburg 2017, 573 S., geb., 29,80 €.

66 Ebd., S. 117.

67 Ebd., S. 340.

68 Ebd., S. 350–356.

69 Ebd., S. 401.

Insgesamt zeigt sich, dass die Rolle und die Funktionen von Gewerkschaften im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts schwer unter Begriffe des Rückzugs und des Niedergangs zu fassen sind. Natürlich verringerten sich Mitgliederzahlen, schrumpften traditionelle Organisationsbereiche, erschütterten Skandale wie der um die »Neue Heimat«<sup>70</sup> die Gewerkschaftsbewegung, »globalisierten« sich Unternehmen und schuf die deutsche Einheit eine zerklüftete Organisationslandschaft. Vom Niedergang des Verbändestaats und der Gewerkschaftsbewegung zu sprechen, scheint dennoch verfrüht. Zum einen waren Gewerkschaften, wie die verschiedenen Untersuchungen zeigen, nicht nur Getriebene des Wandels. Sie verfügten über Gestaltungsspielräume, die sie auch nutzen konnten, sowohl was die Transnationalisierung des Ökonomischen als auch die Automatisierung der Produktion anging.<sup>71</sup> Zum anderen erwiesen sie sich als Clearingstelle, die den Wandel der Arbeit nicht nur strukturell prägte, sondern ebenso semantisch und wissenshistorisch an der Rekombination sozialer Differenz beteiligt war.

Weitere Felder der jüngsten Zeitgeschichte wie die Gewerkschaftsfusionen der 1990er-Jahre, die Verwerfungen im Zuge der deutschen Einheit<sup>72</sup> oder auch die grundlegende Rekombination des sozialstaatlichen Arrangements in den 2000er-Jahren harren noch ihrer Erforschung – dürften aber ebenso dazu beitragen, die pauschale Niedergangs- und Neoliberalisierungsgeschichte zu akzentuieren.

## II. Organisationsgeschichte nach der Organisationsfixiertheit

Gewerkschaftsgeschichte als Organisationsgeschichte stellte lange das Erzübel der Arbeitsgeschichte dar. Der Eindruck, es gehe nur um fraktionelle Grabenkämpfe, um Männer, die über Männer reden, die wiederum über Männer reden, um Gewerkschaftstage und den ewigen Kampf zwischen Reform und Revolution, wirkte so abschreckend, dass selbst während der forschungspolitischen Durststrecke in den 1990er-Jahren eine Rückkehr der Resolutionsgeschichte undenkbar, Betriebsgeschichte hingegen als Goldstandard galt. Die jüngere Entwicklung relativiert diesen Abschied. Die verschiedenen Tendenzen der Organisationsgeschichte lassen sich als Deontologisierung der Organisation fassen. Diese wird nicht mehr als gegeben, als handelnde Entität betrachtet, sondern auf ihre inneren Funktionsweisen, ihre Konstruktion befragt. In dem Maße, in dem die Gewerkschaftsgeschichte die Gewissheiten ihres Forschungsobjekts hinter sich gelassen hat, hat sie daran in vier Dimensionen gewonnen. Gewerkschaftsgeschichte als Organisationsgeschichte hat sich erstens methodisch diversifiziert, zweitens zeitlich dezentriert, drittens räumlich

70 Vgl. *Peter Kramper*, *Neue Heimat. Unternehmenspolitik und Unternehmensentwicklung im gewerkschaftlichen Wohnungs- und Städtebau 1950–1982*, Stuttgart 2008.

71 Vgl. *Moritz Müller*, »Die Robbys kommen«. Die IG Metall und die Durchsetzung der Mikroelektronik in den 1970er und 1980er Jahren, Diss., Bochum 2020.

72 Vgl. dazu bisher *Detlev Brunner/Michaela Kuhnhenne/Hartmut Simon* (Hrsg.), *Gewerkschaften im deutschen Einheitsprozess. Möglichkeiten und Grenzen in Zeiten der Transformation*, Bielefeld 2018, sowie den 2021 anlaufenden Forschungsverbund »Wendezeiten« der Hans-Böckler-Stiftung, URL: <<https://www.boeckler.de/de/wendezeiten-einfluss-und-strategie-von-gewerkschaften-in-der-ostdeutschen-transformation-34855.htm>> [29.8.2021].



denationalisiert und hat sich viertens von einem monolithischen zu einem reflexiven Organisationsbegriff verschoben.

### **Methodische Diversifizierung**

Die Erträge der Kooperation von HBS und FES beschränkten sich nicht auf die Geschichte des Strukturbruchs in der Arbeitswelt. Mit den Bänden zur Geschichte des Betriebs<sup>73</sup>, zur Repräsentation von Arbeit<sup>74</sup> sowie zu ihrer »vergangenen Zukunft«<sup>75</sup> liegen drei weitere Resultate vor, die neue Ansätze der Geschichtswissenschaft für die Gewerkschafts- und Arbeitsgeschichte erproben. Diese Reihe von vier Bänden lässt sich als fortschreitendes Abstandnehmen von den Sozialwissenschaften – und damit auch von der »Sozialgeschichte der Kinder«<sup>76</sup> – lesen.<sup>77</sup> Befreite der erste Band zum Strukturbruch die Arbeitsgeschichte aus ihrer Agonie, trug er durch eine angestrebte Allianz mit den Sozialwissenschaften noch deren deutliche Spuren. Die Herausgeberin und die Herausgeber betonen in ihrer Einleitung, der Band sei ein Versuch, »die Verbindungslinien zwischen sozialwissenschaftlichen Theorien und dem Feld der Geschichte neu zu beleben«.<sup>78</sup> Mit den Arbeiten von Paul Nolte, Benjamin Ziemann und dem im Band bereits zitierten Timo Luks – sowie mit Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael selbst – lagen auch zu diesem Zeitpunkt Arbeiten vor, die die Gewissheiten der engen Verzahnung von Sozial- und Geschichtswissenschaft infrage stellten.<sup>79</sup> Gewiss bereichern Gewerkschafts- und Industriosozologie den Band um gewinnbringende Beiträge, etwa mit Ingrid Artus' versiertem komparativen Blick auf die *Longue Durée* der Arbeitsbeziehungen in Deutschland

73 Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag u. a. (Hrsg.), Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 98), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2015, 317 S., brosch., 38,00 €.

74 Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag u. a. (Hrsg.), Repräsentationen der Arbeit. Bilder – Erzählungen – Darstellungen (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 104), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2018, 300 S., brosch., 38,00 €.

75 Franziska Rehlinghaus/Ulf Teichmann (Hrsg.), Vergangene Zukünfte von Arbeit. Aussichten, Ängste und Aneignungen im 20. Jahrhundert (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 108), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2020, 256 S., brosch., 32,00 €.

76 Vgl. hier nur Thomas Welskopp, Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24, 1998, S. 173–198; Dietmar Süß, Arbeitergeschichte und Organisationssoziologie. Perspektiven einer Annäherung, in: Friederike Sattler/Georg Wagner-Kyora/Hermann-Josef Rupieper (Hrsg.), Die mitteldeutsche Chemieindustrie und ihre Arbeiter im 20. Jahrhundert, Halle (Saale) 2005, S. 76–89.

77 Vgl. als Hintergrund Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel, Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: VfZ 59, 2011, S. 479–508; Bernhard Dietz/Christopher Neumaier, Vom Nutzen der Sozialwissenschaften für die Zeitgeschichte. Werte und Wertewandel als Gegenstand historischer Forschung, in: VfZ 60, 2012, S. 293–304; Jenny Pleinen/Lutz Raphael, Zeithistoriker in den Archiven der Sozialwissenschaften. Erkenntnispotentiale und Relevanzgewinne für die Disziplin, in: VfZ 62, 2014, S. 173–196.

78 Andresen/Bitzegeio/Mittag, Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) im Wandel, S. 22.

79 Paul Nolte, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000; Benjamin Ziemann, Katholische Kirche und Sozialwissenschaften: 1945–1978, Göttingen 2007; Süß/Süß, Zeitgeschichte der Arbeit, S. 357; Timo Luks, Der Be-

und Frankreich.<sup>80</sup> Eine Praxisrelevanz und -kompatibilität der Sozialwissenschaften erreichen zu wollen, stünde einer der Geschichtlichkeit ihres Gegenstands bewusst-historischen Forschung allerdings schlecht zu Gesicht.

Der Band zur Betriebsgeschichte steckte sich andere Ziele: Die Einleitung verspricht nicht weniger, als über den Betrieb einerseits mikrohistorische und praxeologische, andererseits diskurs- und kulturhistorische Ansätze unter einen Hut zu bringen. Dieser »Methodenpluralismus« trage so zu einer »integralen Geschichte der Arbeitswelten bei«, die auch eine »kulturhistorisch erweiterte Gewerkschaftsgeschichte« einschlieÙe.<sup>81</sup> Dreh- und Angelpunkt der Beiträge ist laut Einleitung »die Frage nach den Beziehungen von Gewerkschaften zu den verschiedenen Akteursgruppen im Betrieb«,<sup>82</sup> Trotzdem gelingt es nur bedingt, das hehre Ziel zu erreichen. Thomas Welskopp warnt als praxishistorischer Gewährsmann und Altmeister des betrieblichen Zugriffs vor der »neue[n] [kulturhistorischen] Betriebsgeschichte«. Diese laufe Gefahr, wieder vom Betrieb wegzuführen und nur das Sprechen »über Betriebe« zu untersuchen, ohne »reale Betriebe« in den Blick zu nehmen, womit Arbeiter und Angestellte »erneut zu Objekten der Planung, der Regulierung, der Disziplinierung degradiert« würden.<sup>83</sup> Als Gegenspieler tritt – vermittelt durch unternehmenshistorische Vorschläge Morten Reitmayers<sup>84</sup>, die in den Beiträgen allerdings keine Rolle mehr spielen – Timo Luks auf, der mit dem Vorwurf der Enthistorisierung des Betriebs gegen dessen Privilegierung eintritt. Stattdessen plädiert er für eine »diskursgeschichtliche Analyse historischer Problematisierungen des Industriebetriebs«, für eine »Archäologie des Betriebsbegriffs selbst«.<sup>85</sup>

In der Auseinandersetzung mit den Repräsentationen der Arbeit verschob sich das Gewicht bereits merklich zu einem kulturhistorischen Übergewicht: Es gehe, so die Herausgeber und die Herausgeberin, darum, Repräsentationen nicht einfach als Spiegel der Wirklichkeit zu betrachten, die auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen seien. Repräsentationen, so die These, »beeinflussen und bedingen« vielmehr »als eigenständige Praxis kollektive wie individuelle Wahrnehmungen und andere Prakti-

---

trieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010.

80 *Ingrid Artus*, Mitbestimmung versus Rapport de force: Geschichte und Gegenwart betrieblicher Interessenvertretung im deutsch-französischen Vergleich, in: *Andresen/Bitzegeio/Mittag*, Nach dem Strukturbruch?, S. 213–243.

81 *Johannes Platz/Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne*, Der Betrieb als sozialer und politischer Ort: Unternehmens- und Sozialgeschichte im Spannungsfeld mikrohistorischer, praxeologischer und diskursanalytischer Ansätze, in: *dies./Mittag*, Der Betrieb als sozialer und politischer Ort, S. 7–26, hier: S. 18.

82 Ebd., S. 19.

83 *Thomas Welskopp*, Produktion als soziale Praxis. Praxeologische Perspektiven auf die Geschichte betrieblicher Arbeitsbeziehungen, in: ebd., S. 29–52, hier: S. 30.

84 *Morten Reitmayer*, Das ökonomische Feld. Sozialraumanalyse und Betrieb, in: ebd., S. 53–72.

85 *Timo Luks*, Heimat – Umwelt – Gemeinschaft. Diskurse um den Industriebetrieb im 20. Jahrhundert, in: ebd., S. 73–95, hier: S. 74.

ken«. <sup>86</sup> Besondere Zugkraft entwickeln die Beiträge, wenn sie methodisch weniger auf Inhaltsanalysen zurückgreifen und, wie im Aufsatz Lars Blumas zu Objektivierungs- und Idealisierungstechniken des Bergarbeiterkörpers, nach den Techniken, Mitteln und Infrastrukturen der Auratisierung und Evidenzerzeugung fragen. <sup>87</sup>

Damit ist gleichzeitig auf das Potenzial des Bandes für die Gewerkschaftsgeschichte verwiesen. Sowohl Sigrid Koch-Baumgarten <sup>88</sup>, Arne Hordt <sup>89</sup> als auch (mit einem weiteren Fokus auf Arbeitsbeziehungen) Stefan Moitra <sup>90</sup> analysieren Streiks und Arbeitskonflikte als Framing- beziehungsweise Imaginationskonflikte. Sie legen also einen Fokus auf die Deutung, Wahrnehmung und Interpretation von Streik und weniger auf konkrete Erfolgs-, Aufstiegs- und Verlustereignisse. Angesichts des jüngst aufkeimenden Interesses für eine Mediengeschichte der Gewerkschaften bieten sich hier Anknüpfungspunkte. <sup>91</sup> Koch-Baumgartens Charakterisierung der Gewerkschaften als klassenkämpferische und massenmedienaverse Organisationen einer geschlossenen Milieuöffentlichkeit mag für die 1950er-Jahre noch zutreffen. Potenzial liegt aber in einer Mediengeschichte der Gewerkschaften, die sich nicht nur auf Inhaltsanalysen exponierter Publikationsorgane konzentriert, sondern mediale Infrastrukturen als Bedingungen von Gewerkschaft (beziehungsweise Organisationen an sich) ernst nimmt. »Repräsentationen der Arbeit«, darin ist der Stoßrichtung des Sammelbands uneingeschränkt zuzustimmen, bestimmten also Räume des Denk-, Sag- und Machbaren und waren ständigen Aushandlungsprozessen unterworfen – sie hatten diese Rolle gleichwohl nur unter den Bedingungen ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Die Gretchenfrage nach der Rezeption, die, wie sie selbst eingesteht, Jana Hawig in ihrem Beitrag zur »Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt« nur unbefriedigend beantworten kann <sup>92</sup>, stellte sich nicht, sondern würde eine Frage der Zirkulation.

Mit dem zuletzt erschienenen Band zur vergangenen Zukunft der Arbeit erklomm die Gewerkschafts- und Arbeitsgeschichte den Höhenkamm der geschichtswissenschaftlichen Methodendiskussion. Die in den letzten Jahren florierende historische Zukunftsforschung <sup>93</sup> mit der Arbeits- und Gewerkschaftsgeschichte zusammenzuführen, entspricht zum einen einem gegenwärtigen gesellschaftlichen

86 Knud Andresen/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag u. a., Arbeit und Repräsentation: Perspektiven historischer Analyse im Spannungsfeld von Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte, in: *dies.*, Repräsentationen der Arbeit, S. 7–20, hier: S. 10.

87 Lars Bluma, Funktionen von Repräsentationen des Arbeiterkörpers: Objektivierende und idealisierende Darstellungen im industriellen Steinkohlenbergbau, in: ebd., S. 23–40.

88 Sigrid Koch-Baumgarten, Gewerkschafts- und Medien-Frames im publizistischen Konflikt während des Streiks um die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall 1956/7, in: ebd., S. 41–65.

89 Arne Hordt, Ein Konflikt um »Arbeit«? Zur performativen Kraft politischer Sprache im britischen Bergarbeiterstreik 1984–85, in: ebd., S. 67–85.

90 Stefan Moitra, Mitbestimmung im Bild? Zur visuellen Kommunikation der industriellen Beziehungen im westdeutschen Bergbau, 1945–1969, in: ebd., S. 233–252.

91 Vgl. Christian Rau, Von Gegnern zu Partnern? Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die Medienöffentlichkeit der Bundesrepublik, in: VfZ 67, 2019, S. 409–437.

92 Jana Hawig, Die Ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt als Medium politischer Repräsentation von Arbeit, in: Andresen/Kuhnhenne/Mittag u. a., Repräsentationen der Arbeit, S. 191–210, hier: S. 205 f.

93 Vgl. als Pars pro Toto Elke Seefried, Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980, Berlin/Boston 2015; Martin Schwarz, »Zauberschlüssel zu einem Zukunftsparadies der

Klärungsbedarf angesichts der Diskussionen um die »Industrie 4.0.«<sup>94</sup> Zum anderen setzt diese Zusammenführung die Historisierung des Zukunftsbezugs von Gewerkschaften voraus, der in der Geschichte dieser Sozialformation seit dem 19. Jahrhundert konstitutiv gewesen ist. Die lange Zeit dominante Herangehensweise, Gewerkschaften anhand von an sie herangetragenen oder ihrer selbst formulierten Zukunftserwartungen zu beurteilen, wird so grundsätzlich ausgehebelt. Mit Blick auf die Gewerkschaftsgeschichte liegt das Potenzial der Zukunftsgeschichte relativ nah: Bereits Rüdiger Graf und Benjamin Herzog verwiesen auf die Mittlerfunktion von Verbänden und intermediären Instanzen in der Aushandlung und Ausgestaltung von Zukunftsvorstellungen.<sup>95</sup> Beispielhaft lässt sich diese Perspektive empirisch bei Sindy Duong zur Lehrerinnen- und Lehrerarbeitslosigkeit und der Haltung der »Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft« (GEW) nachvollziehen: Die GEW wird in doppelter Perspektive porträtiert: einerseits als Generierungsinstanz von Zukunftswissen, die durch ein Festhalten an der Gestaltungszukunft der 1960er-Jahre von einer »gesellschaftlichen Reformkraft« zu einer »eher konservierende[n] Kraft« mutierte, andererseits als Regulierungsinstanz, die deviante Formen der innerorganisatorischen Zukunftsgenerierung unterband.<sup>96</sup> Als Beleg dienen Duong Selbsthilfeinitiativen, deren Zukunftsmächtigkeit die GEW nicht anerkennen konnte.

Neben die Impulse aus dem FES/HBS-Forschungsverbund traten Arbeiten unterschiedlicher Provenienz, die Gewerkschaftsgeschichte als Geschlechtergeschichte konzipierten.<sup>97</sup> Von sozialwissenschaftlicher Seite ist vor allem die geschlechtersoziologische Untersuchung Judith Hollands hervorzuheben, die repräsentations- und zeitanalytische Ansätze ergänzt.<sup>98</sup> Produktiv ist ihre Untersuchung gewerkschaftlichen Geschlechterwissens: Über einen Vergleich zwischen deutschen und französischen Gewerkschaften isoliert Holland vier Typen von Geschlechterverständnissen, die sie anhand des jeweils dominanten Wissens beschreibt: Zunächst ein frauenpolitisches Deutungsmuster, dem sie ein Wissen der »Gender-Expertise« der »Zweige-

---

Menschheit«. Automatisierungsdiskurse der 1950er- und 1960er-Jahre im deutsch-deutschen Vergleich, Diss., Dresden 2015, URL: <<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-191680>> ; [2.9.2021]; Lucian Hölscher (Hrsg.), Die Zukunft des 20. Jahrhunderts. Dimensionen einer historischen Zukunftsforschung, Frankfurt am Main 2017.

94 Vgl. Lisa Herzog, Die Rettung der Arbeit. Ein politischer Aufruf, München 2019; Martina Heßler/Nora Thorade, Die Verteilung der Vergangenheit. Eine Kritik des Begriffs Industrie 4.0, in: Technikgeschichte 86, 2019, S. 153–170.

95 Rüdiger Graf/Benjamin Herzog, Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert, in: GG 42, 2016, S. 497–515, hier: S. 501 f.

96 Sindy Duong, Zukunft gestalten, konservieren oder befürchten? Gewerkschaftliche Auseinandersetzungen um Lehrer\_innenarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik, in: Rehlinghaus/Teichmann, Vergangene Zukünfte von Arbeit, S. 81–104, hier: S. 92 und 84.

97 Vgl. zum Beispiel Jule Ehms, »Die Frauen haben also eine große Menschheitsaufgabe zu erfüllen« – Frauen als Klassenkämpferinnen im Syndikalismus der Weimarer Republik, in: Arbeit – Bewegung – Geschichte 2019, H. 3, S. 84–99, sowie die anderen Beiträge in diesem Themenheft; Ingrid Artus/Nadja Bennewitz/Annette Henninger u. a. (Hrsg.), Arbeitskonflikte sind Geschlechterkämpfe. Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven, Münster 2020.

98 Judith Holland, Gewerkschaftliche Geschlechterpolitik. Ein deutsch-französischer Vergleich (Arbeit, Organisation und Geschlecht in Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. 9), Nomos Verlag, Baden-Baden 2019, 371 S., brosch., 69,00 €.

schlechtlichkeit« zuordnet<sup>99</sup>, dann ein geschlechtertheoretisches Deutungsmuster, in dem sich akademisches Wissen niederschlägt, weiter ein konservatives Muster, das sich durch sein alltagsweltliches Geschlechterwissen auszeichne sowie zuletzt ein republikanisches Geschlechterwissen. Diese Idealtypen versteht Holland explizit als weniger durch nationalstaatliche Bedingungen bestimmt als durch die Tradition gewerkschaftlicher Selbstverständnisse. Insofern bietet ihre Analyse für die Geschichtswissenschaft in ihrer sozialwissenschaftlichen Dimension Anknüpfungspunkte: Wissenshistorisch zu untersuchen, wie gewerkschaftliche Partikulargruppenstrukturen und -abteilungen (»Frauen«, »Jugendliche«, »Behinderte«, »Ausländer«) entstanden und umstritten waren, ist eines der vordringlichsten Desiderate organisationshistorischer Forschungen. Gerade Konzepte wie Geschlechterwissen – oder genereller: Differenzwissen – können sich als anschlussfähig erweisen. Dietmar Süß betonte 2005, Gewerkschaften seien – wie alle Organisationen – »Entscheidungsstellen« über Inklusion und Exklusion.<sup>100</sup> Daran anschließend ließe sich formulieren: Sie waren eben auch Administrationsinstanzen der Differenz, sowohl nach innen als auch nach außen.

Zugespißt für die methodische Diversifizierung formuliert: Die neue Gewerkschaftsgeschichte ist dort am stärksten, wo sie ehemals sakrosankte Prämissen historisiert und der Untersuchung zugänglich macht. Dieser Zugang ist im Kern paradox, löst er das Untersuchungsobjekt doch zunächst auf, um es dann zu retten. Anstatt jedoch auf dem ontologischen Widerspruch zu beharren und so in fruchtlose Gegenüberstellungen der 1990er-Jahre zurückzufallen, zeigen die Ergebnisse des HBS/FES-Kooperationsprojekts, dass dieses widersprüchliche Vorgehen produktive Ergebnisse zeitigt.

### **Temporale Dezentrierung**

Diese Deontologisierung von Gewerkschaften durch ihre zeitliche Kontextualisierung erstreckte sich nicht nur auf die Zukunftsvorstellungen, sondern ebenso auf die Erinnerungsgeschichte von Gewerkschaften. Mit der Dissertation von Thomas Köcher lag bereits in den 2000er-Jahren eine erste Studie vor, die sich diesem Forschungsfeld widmete.<sup>101</sup> Sie blieb allerdings sowohl in der Gewerkschaftsgeschichte als auch in der allgemeinen Geschichtswissenschaft – zu Unrecht – peripher. Im Anschluss an Norbert Frei untersucht Köcher als »Vergangenheitspolitik« die Auseinandersetzung des DGB mit dem Nationalsozialismus in den 1950er- und 1960er-Jahren.<sup>102</sup> Dieser Zugriff gewährt instruktive Ergebnisse: Zunächst pflegte der DGB in der Nachkriegszeit ein Narrativ, das auf der Trennung von Regime und Volk beruhte. Angesichts der Involviertheit der eigenen Klientel nutzte der DGB die ver-

<sup>99</sup> Ebd., S. 188 f.

<sup>100</sup> Süß, *Arbeitergeschichte und Organisationssoziologie*, S. 83.

<sup>101</sup> Thomas Köcher, »Aus der Vergangenheit lernen – für die Zukunft arbeiten!«? Die Auseinandersetzung des DGB mit dem Nationalsozialismus in den 50er und 60er Jahren (Schriftenreihe Hans-Böckler-Stiftung), Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2004, 234 S., kart., 24,80 €.

<sup>102</sup> Vgl. Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.

schiedenen erinnerungspolitischen Themen zur »Entschuldung«<sup>103</sup> des »andere[n] Deutschland«<sup>104</sup>, dessen Vertretung der gewerkschaftliche Dachverband für sich beanspruchte. In den eigenen Reihen tat sich der DGB schwer, NS-Kontinuität, etwa zur Deutschen Arbeitsfront, zu identifizieren und damit umzugehen, wie Köcher am Fall Walter Pahl zeigt.<sup>105</sup> Pahl, vor 1945 versierter Experte der Geopolitik und NS-Expansionspolitik, musste seine Stellung als erster Chefredakteur der »Gewerkschaftlichen Monatshefte« erst angesichts öffentlichen Drucks aufgeben. Darüber hinaus stellt Köcher heraus, dass der Vergangenheitspolitik des DGB eine totalitarismustheoretische Grundierung eigen war. Angesichts dieser Ergebnisse bleibt allerdings offen, inwieweit es sich bei den identifizierten Themen und Strategien um Spezifika des DGB handelte – und sich der DGB nicht vielmehr nahtlos in die bundesrepublikanische Erinnerungskultur einfügte.

Dessen ungeachtet kann vor allem die medienhistorische Analyse als beispielhaft gelten. Köchers Untersuchung bereitete den Weg für einen rund zehn Jahre später erschienenen Sammelband, der sich mit der Erinnerung der Gewerkschaften an ihre Zerschlagung am 2. Mai 1933 auseinandersetzt.<sup>106</sup> Stefan Berger schlägt als Herausgeber vor, sich der bislang marginalen Erinnerungsgeschichte der Gewerkschaften über die »Mnemogeschichte eines einzelnen Ereignisses in der Geschichte« – den 2. Mai 1933 – zu nähern.<sup>107</sup> Dieses Datum gilt – wie sich im Band zeigt, erst seit den 1980er-Jahren – in der gewerkschaftlichen Erinnerung als Sinnbild für die Niederlage der Arbeiterbewegung gegenüber dem Nationalsozialismus. Insbesondere Knud Andresen weist auf die »ambivalente Rolle« hin, die die Erinnerung an die Zerschlagung in der Bundesrepublik lange spielte: In ihrer Thematisierung lag immer auch die Gefahr, sich dem Vorwurf eines allzu NS- und querfrontnahen Kurses im Jahr 1933 auszusetzen.<sup>108</sup> Insofern weist die gewerkschaftliche NS-Erinnerung einige Parallelen zu ihrem Pendant bei der SPD auf.<sup>109</sup> Sie war den Regeln der bundesrepublikanischen Selektiverinnerung eindeutiger unterworfen, als es seit den 1980er-Jahren aufkommende Widerstands- und Leidensnarrative erwarten lassen. Insofern stellt die Relativierung der historischen Bedeutung des 2. Mai 1933 – und damit die partielle Widerlegung von Bergers These der ungebrochenen Bedeutung dieses Tages – einen Beleg dafür dar, »dass eine eingehendere Beschäftigung

103 Köcher, »Aus der Vergangenheit lernen – für die Zukunft arbeiten!«, S. 166.

104 Ebd., S. 91.

105 Ebd., S. 64–69.

106 Stefan Berger (Hrsg.), *Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte. Der 2. Mai 1933 in der gewerkschaftlichen Erinnerung und Positionierung nach 1945* (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 60), Klartext Verlag, Essen 2015, 428 S., geb., 39,95 €. Es sei darauf hingewiesen, dass der Autor dieses Beitrags in die Redaktion des Bandes eingebunden und der Bandherausgeber Betreuer seiner Dissertation war.

107 Stefan Berger, *Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte – einige einleitende Bemerkungen*, in: ebd., S. 13–43, hier: S. 20.

108 Knud Andresen, *Die Anpassung vergessen? Zur gewerkschaftlichen Debatte um den 2. Mai 1933 in der Bundesrepublik*, in: ebd., S. 227–244, hier: S. 227.

109 Vgl. Kristina Meyer, *Die SPD und die NS-Vergangenheit 1945–1990*, Göttingen 2015.

mit der Erinnerungsgeschichte durchaus fruchtbar für die Gewerkschaftsgeschichte sein könnte.<sup>110</sup>

Ein Beispiel für das Potenzial erinnerungshistorischer Untersuchungen stellt Knud Andresens Oral History der mittleren Funktionärebene dar.<sup>111</sup> Anhand lebensgeschichtlicher Interviews mit 15 Funktionärinnen und Funktionären sowie Betriebsrätinnen und Betriebsräten aus Norddeutschland und Baden-Württemberg untersucht Andresen die Selbstwahrnehmung dieser »Basiselite« zwischen bundesrepublikanischer Erfolgs- und ökonomischer Misserfolgsgeschichte.<sup>112</sup> Wesentlich für die Erinnerungsgeschichte der Gewerkschaften sind zwei Ergebnisse: Zunächst identifiziert Andresen als dominantes Erzählmuster die »Triumphherzählung«, die die verschiedenen Fälle verbindet und den kleinsten gemeinsamen Nenner bildet. Diese Inkorporierung von »gewerkschaftlichen Narrativen von Aufstieg und Stärke« macht er bei allen Interviewten aus, die sich so in die Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik einordnen.<sup>113</sup> Dieser Befund kontrastiert mit Diagnosen des Rückzugs und der Erosion gewerkschaftlicher Organisationsmacht im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Die »Beschreibung eines sozialen Aufstiegs und der abstrakten Emanzipation der Arbeiterklasse« stelle trotz vermeintlich objektiv diagnostizierbarer Symptome des Niedergangs ein bis in die Gegenwart tragfähiges Narrativ bereit.<sup>114</sup> Dann wird an einigen Stellen deutlich, dass diese Triumphherzählung auch auf Exklusionsmechanismen beruht, die von gewerkschaftlicher Satisfaktionsfähigkeit<sup>115</sup> oder einem arbeitsbezogenen Leistungsethos ausgehen. Die Brüchigkeit gewerkschaftlicher Aufstiegserzählungen zeigt sich also in den Grenzen der »Gemeinschaft«: in der Kündigung von »Querulanten« durch Betriebsräte, in der Erzählung von Arbeitern, die sich zu häufig krank melden, bei Alkoholismus und Diebstahl<sup>116</sup>, in der »Selbstverständlichkeit der Nichtzugehörigkeit« von »Gastarbeiter[n]« und »Radikale[n]«.<sup>117</sup> Solche Momente stellen den wesentlichen Gewinn der Analyse und die Sollbruchstelle gewerkschaftlicher Erinnerungskultur dar, die weiterer Forschung bedürfen. Dies gilt umso mehr, als Robert Lorenz in seiner Verfallsdiagnose den Gewerkschaften – ohne Ironie – empfahl, die dringend benötigten »Mythen und Erzählungen« in den »kernige[n] Anekdoten« hypermännlicher Gewerkschaftsführer wie Heinz Kluncker zu suchen.<sup>118</sup>

Es lässt sich aus den Erscheinungen zur Erinnerungsgeschichte der Gewerkschaften zunächst annehmen, dass die Dominanz des 2. Mai 1933 in der gegenwärtigen Erinnerung den Grund darstellt, warum die Aufarbeitungswelle, die Ministerien und Behörden seit den 2010er-Jahren erfasst, die Gewerkschaften – mit Aus-

110 Berger, Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte – einige einleitende Bemerkungen, S. 18.

111 Knud Andresen, Triumphherzählungen. Wie Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter über ihre Erinnerungen sprechen (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 57), Klartext Verlag, Essen 2014, 240 S., geb., 24,95 €.

112 Ebd., S. 8.

113 Ebd., S. 208.

114 Ebd., S. 36.

115 Ebd., S. 178.

116 Ebd., S. 112–115, Zitat: S. 112.

117 Ebd., S. 142 f.

118 Lorenz, Gewerkschaftsdämmerung, S. 238.

nahme der GEW<sup>119</sup> – bislang nicht erreicht hat. Darüber hinaus gehen alle drei Publikationen von der inhaltlichen Dimension von Erinnerung aus. Eine vergleichbare Herangehensweise verfolgte auch die von 2018 bis 2021 am ISB angesiedelte Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie«. <sup>120</sup> Eine tiefergehende Reflexion über Formen, Praktiken, Mechanismen und Räume gewerkschaftlichen beziehungsweise organisationalen Erinnerns hingegen steht für die Geschichtswissenschaft bislang aus. <sup>121</sup> Eine solche Herangehensweise böte das Potenzial, die Anschlussfähigkeit der Erinnerungsgeschichte der Gewerkschaften zu steigern – und eine Brücke zur Medien-, Technik- und Wissensgeschichte zu schlagen.

### **Räumliche Denationalisierung**

Nicht nur Studien zum Wandel der Arbeit setzten sich in den vergangenen Jahren mit Problemen der Europäisierung, Transnationalisierung und Internationalisierung auseinander. Auch dezidiert organisationshistorische Untersuchungen widmeten sich diesem Komplex. Sie brachten den Renationalisierungsdiagnosen auf Branchenbasis entgegenstehende Ergebnisse ans Tageslicht. Rainer Fattmann untersucht etwa für einen Zeitraum vom frühen 20. Jahrhundert bis 1973 europapolitische »Leitideen«: ein Set an homogenen »Zielvorstellungen«, die, basierend auf Erfahrungen der Vergangenheit, einen »erstrebenswerte[n] Sollzustand« vorgeben. <sup>122</sup> Entgegen älteren Darstellungen, die den Gewerkschaften in Deutschland, Frankreich, Italien und den Benelux-Staaten eine europapolitische Abstinenz, wenn nicht gar Verweigerungshaltung attestieren, betont Fattmann, dass die Gewerkschaften europapolitische Leitvorstellungen entwickelten, sich für die europäische Integration einsetzten und in einzelnen Feldern wie der Sozialpolitik unter der Ägide der »Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl« (EGKS) gar zum Motor

119 Vgl. zur Debatte um die NS-Vergangenheit der Lehrerverbände sowie des Gründungsvorsitzenden der GEW, Max Traeger, *Saskia Müller/Benjamin Ortmeier*, Die ideologische Ausrichtung der Lehrkräfte 1933–1945. Herrenmenschentum, Rassismus und Judenfeindschaft des Nationalsozialistischen Lehrerbundes. Eine dokumentarische Analyse des Zentralorgans des NSLB, Weinheim/Basel 2016, S. 170–188; *Jan Kellershohn*, NS-Kontinuitäten und Aufarbeitung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft nach 1945, Bochum 2016, URL: <[https://www.gew.de/fileadmin/media/sonstige\\_downloads/hv/GEW/Kellershohn\\_-\\_Bibliographie\\_inkl\\_Abstracts.pdf](https://www.gew.de/fileadmin/media/sonstige_downloads/hv/GEW/Kellershohn_-_Bibliographie_inkl_Abstracts.pdf)> ; [2.9.2021]; *Hans-Peter de Lorent*, Max Traeger. Biografie des ersten Vorsitzenden der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (1887–1960), Weinheim/Basel 2017; *Micha Brumlik/Benjamin Ortmeier* (Hrsg.), Max Traeger – kein Vorbild. Person, Funktion und Handeln im NS-Lehrerbund und die Geschichte der GEW, Weinheim/Basel 2017; *Marcel Bois*, Volksschullehrer zwischen Anpassung und Opposition. Die »Gleichschaltung« der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg (1933–1937), Weinheim/Basel 2020; *Jörn-Michael Goll*, Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und das NS-Erbe, Weinheim/Basel 2021.

120 Vgl. den Internetauftritt URL: <<https://www.erinnerungskulturen.boeckler.de/>> [2.9.2021] und die dort einsehbaren Arbeitspapiere der Kommission. Ein Sammelband mit den Ergebnissen befindet sich in Vorbereitung.

121 Vgl. aus sozialwissenschaftlicher Perspektive *Nina Leonhard/Oliver Dimbath/Hanna Haag* u. a. (Hrsg.), Organisation und Gedächtnis. Über die Vergangenheit der Organisation und die Organisation der Vergangenheit, Wiesbaden 2016.

122 *Fattmann*, Das Europa der Arbeiter, S. 34.



der Integration avancierten. Die wesentlichen Ideen, die Fattmann identifiziert, bestanden in der Hoffnung, eine europäische Einigung würde künftige Kriege verhindern, sowie im Anspruch, über die Einigung den Lebensstandard der europäischen Arbeiterinnen und Arbeiter zu erhöhen. An die leitmotivische Stelle der Europa-skepsis setzt Fattmann also – zumindest bis 1973<sup>123</sup> – eine sozialpolitische Europa-euphorie der Gewerkschaften.

Ähnlich argumentiert auch Yves Clairmont mit seiner organisationshistorischen Dissertation zum »Europäischen Metallgewerkschaftsbund« (EMB).<sup>124</sup> Wie Fattmann konzentriert er sich darauf, angesichts eines krisengebeutelten Kontinents die Europaaffinität der Gewerkschaften zu belegen. Im Hintergrund steht, wie auch bei Fattmann, das Verdikt Lutz Niethammers, die Gewerkschaften hätten sich allenfalls defensiv in die europäische Integration eingebracht.<sup>125</sup> Zwei Vektoren strukturieren die von Clairmont als Erfolgsgeschichte geschilderte Entwicklung des EMB.

Zum einen beschreibt er einen Übergang von »strukturkonfidenten« (institutionenorientierten) zu »autodynamischen« (konfliktorientierten) Strategien<sup>126</sup> – sprich: Clairmont erhebt den Gegensatz von »Ordnungsfaktor« und »Gegenmacht« zum Movers der Geschichte. Der Metallausschuss – die Vorläuferorganisation des EMB – habe sich auf institutionelle Wege verlassen, die sich in der EGKS geboten hätten. In der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft hätten solche Möglichkeiten aber nicht existiert, weswegen konfliktorische Elemente wie dezentrale europäische Aktionstage das Handlungsrepertoire ergänzt – und den EMB zum Kulminationspunkt seiner Macht in Form der Einführung Europäischer Betriebsräte Ende der 1980er-Jahre geführt hätten.

Neben dieser Anpassungs- und Erfolgsgeschichte der Einflussnahme entwirft Clairmont zum anderen die Geschichte der Transnationalisierung der Gewerkschaften als Erfolgsgeschichte. Ausgehend von der Kritik, Fluchtpunkt der Europäisierung und Transnationalisierung könne keine – im Nationalen verhaftete – Superorganisation sein<sup>127</sup>, beschreibt er einen Prozess der Effizienzgewinnung durch Dezentralisierung und Ausbalancierung gegensätzlicher Interessen, etwa in der Richtungsgewerkschaftsfrage. Am Ende dieses Prozesses steht bei Clairmont eine Organisation, die sich – trotz schrumpfender Mitgliedsorganisationen und schwindender Basis – als geschickte institutionelle Spielerin erwies und ihre Möglichkeiten zu nutzen lernte, etwa in Form der Europäischen Betriebsräte. Dem entspricht die Diagnose Stefan Müllers, dass die westdeutschen Gewerkschaften nach 1969 auch

123 Ebd., S. 236.

124 Yves Clairmont, Vom europäischen Verbindungsbüro zur transnationalen Gewerkschaftsorganisation. Organisation, Strategien und Machtpotentiale des Europäischen Metallgewerkschaftsbundes bis 1990 (Studien zur Geschichte der Europäischen Integration, Bd. 25), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014, 505 S., kart., 72,00 €.

125 Vgl. Lutz Niethammer, Defensive Integration. Der Weg zum EGB und die Perspektive einer westeuropäischen Einheitsgewerkschaft, in: Ulrich Borsdorf (Hrsg.), Gewerkschaftliche Politik. Reform aus Solidarität. Zum 60. Geburtstag von Heinz O. Vetter, Köln 1977, S. 576–596.

126 Clairmont, Vom europäischen Verbindungsbüro zur transnationalen Gewerkschaftsorganisation, S. 61 ff.

127 Ebd., S. 66.

als außenpolitische Akteurinnen eine eigenständige Ostpolitik entwickelten.<sup>128</sup> Diese Erzählung aus organisationshistorischer Warte kontrastiert stark mit den skeptischen Diagnosen von Wolf, Fetzer und Gertschen, die auf Branchen- beziehungsweise Konzernbetrachtungen basieren. Ein Grund dafür mag in den unterschiedlichen Maßstäben liegen: Clairmont beschreibt die Geschichte des EMB ebenso »relativ zu seinen Möglichkeiten«, wie die anderen drei den jeweils branchenspezifischen Möglichkeitsraum aus nationaler Perspektive ausloten.<sup>129</sup> Insofern lassen sich die Erfolgsgeschichte aus europäischer und die Misserfolgsgeschichten aus nationaler Perspektive schlicht als Verlängerung eines kontinuierlichen und sich historiografisch fortsetzenden Missverständnisses überzogener Erwartungen lesen.

Gleichzeitig atmet Clairmonts Untersuchung streckenweise das Pathos einer Hagiografie. Wenn er – wie Rainer Fattmann<sup>130</sup> – etwa abschließend betont, der EMB habe verhindert, dass Europa ein »Eliten-Projekt« bleibe<sup>131</sup>, basiert dieses Urteil eher auf der Selbstwahrnehmung der von ihm interviewten Spitzenfunktionäre als auf einer differenzierten Analyse. Dass es üblicherweise Funktionseliten sind, die Erinnerung allein dadurch prägen, dass sie sprechen, stellt zwar eine Binsenweisheit dar – dass die europäischen Betriebsräte aber endlich den Arbeiterinnen und Arbeitern in Mailand, Marseille und Köln den europäischen Geist eingehaucht haben, wie Clairmont insinuiert<sup>132</sup>, bleibt zu bezweifeln. Als Referenzwerk für eine europäische Organisationsgeschichte der Gewerkschaften muss seine Studie jedoch schon jetzt gelten.

Dass Clairmonts analytische Unterscheidung zwischen »strukturkonfidenten« (lies: deutschen) Gewerkschaften und »autodynamischen« (lies: französischen) Gewerkschaften problematisch ist, zeigt ein 2017 in der Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees erschienener Sammelband.<sup>133</sup> Die Ergebnisse akzentuieren die stereotype Darstellung eines kategorischen Unterschieds zwischen Deutschland und Frankreich – schwache, gesplante und protestfreudige französische gegen starke, geeinte und sozialpartnerschaftliche deutsche Gewerkschaften – erheblich. So zeigt etwa Sylvain Schirmann für die Wahrnehmung der Mitbestimmung in Frankreich, dass sich die französischen Gewerkschaften zwar in einer rhetorischen Ablehnung des deutschen Wegs übten, faktisch aber einen Kurs der Annäherung an dieses Modell verfolgten, etwa durch die »Lois Auroux« von 1982 sowie

128 Vgl. Stefan Müller, Die Ostkontakte der westdeutschen Gewerkschaften. Entspannungspolitik zwischen Zivilgesellschaft und internationaler Politik 1969 bis 1989, Bonn 2020.

129 Clairmont, Vom europäischen Verbindungsbüro zur transnationalen Gewerkschaftsorganisation, S. 470.

130 Fattmann, Das Europa der Arbeiter, S. 9.

131 Clairmont, Vom europäischen Verbindungsbüro zur transnationalen Gewerkschaftsorganisation, S. 461.

132 Ebd., S. 456.

133 Étienne François/Wilfried Loth (Hrsg.), Gewerkschaften, Arbeitswelt und Arbeiterkultur in Frankreich und Deutschland von 1890 bis 1990 / Syndicats et comportement ouvrier en France et en Allemagne de 1890 à 1990 (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, Bd. 13), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017, 176 S., brosch., 42,00 €.

die europäische Einigung.<sup>134</sup> Diese Feststellung deckt sich mit den Beobachtungen Alexandre Biberts, der deutsch-französische Gewerkschaftsdialoge in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts untersucht. Bibert argumentiert, dass im Austausch Ideologie und Gewerkschaftsstrategie wegen ihrer Unvereinbarkeit in den Hintergrund traten und Lebenswelt wie Kultur wichtiger waren. Die Bedingungen des Austauschs schmälerten dabei die Möglichkeit der Konvergenz. Transferiert wurde, was nicht schmerzte. Dialog und Austausch seien also keine Mittel gewesen, »eine Homogenisierung gewerkschaftlicher Praktiken voranzutreiben«.<sup>135</sup> An diesen Momenten, in denen es letztlich um eine Historisierung des Gewerkschaftsdualismus geht, erweist der Sammelband seine Stärke, ebenso in Sandrine Kotts Geschichte der Gewerkschaftskooperation in der »Internationalen Arbeitsorganisation« (ILO) der Zwischenkriegszeit, in der Deutschland trotz seiner Marginalisierung auf internationalem Parkett als »Erfahrungsreservoir« und »Sozialmodell« fungierte.<sup>136</sup> Die Beiträge des Sammelbands zeigen, dass auch für die transnationale Organisationsgeschichte gilt, dass Kategorien und Gewerkschaftswissen zirkulieren und historischem Wandel unterworfen sind. Aus der Perspektive der transnationalen und Verflechtungsgeschichte mag eine solche Beobachtung banal sein – eine transnationale Gewerkschaftsgeschichte, die die Zirkulation von Gewerkschaftswissen in Rechnung stellt, steht trotz dieser ertragreichen Vorstöße bislang noch aus.

### ***Vom monolithischen zum reflexiven Organisationsbegriff***

Bei allen methodischen und transnationalen Impulsen hat die Gewerkschaftsgeschichte der vergangenen Jahre aber ebenso vermeintlich konventionelle Organisationsgeschichten hervorgebracht. Diese reichen von eher populären Darstellungen über Sammelbandprojekte in etablierten Reihen bis hin zu Qualifikationsschriften. Als Tendenz lässt sich ausmachen, dass die gegenwärtige gewerkschaftliche Organisationsgeschichte die Selbstbezüglichkeit und Selbstreflexivität der Organisation zum Thema macht. Die Gewerkschaft verliert so ihre monolithische Geschlossenheit; an die Stelle der Beobachtung des Normalbetriebs tritt die Verwunderung über das Funktionieren solcher Großorganisationen – und die dafür nötigen Wissensbestände, Praktiken und Ausschlüsse.

Diese Entwicklung betrifft längst nicht alle Neuerscheinungen zur Gewerkschaftsgeschichte. Auch wenn die Textgattung der Verbandsgeschichte in dem vorliegenden Forschungsbericht weitgehend ausgeklammert wurde, wäre es methodisch verkürzt, diese Arbeiten lediglich als detailgesättigte Memorabilien abzutun

134 Sylvain Schirmann, *Les syndicats français face à la cogestion allemande (années 1970 et 1980)*, in: ebd., S. 133–141.

135 Alexandre Bibert, *Discuter des pratiques syndicales. Une approche phénoménologique du dialogue intersyndical franco-allemand mené des années 1950 au début des années 1970*, in: ebd., S. 143–154, hier: S. 154 (»pour pousser en avant une homogénéisation des pratiques syndicales«, Übersetzung J. K.).

136 Sandrine Kott, *Les syndicalismes français et allemands et la naissance d'une politique sociale européenne à l'O.I.T. (1919–1933)*, in: ebd., S. 107–119, hier: S. 118 (»réservoir d'expériences« und »modèle social«, Übersetzung J. K.).

und ihnen eine überlegene Geschichtswissenschaft entgegenzusetzen. Als ein Beispiel für die unklaren Grenzen und gleichzeitig für das daraus resultierende produktive Spannungsfeld kann der von Willy Buschak anlässlich des 150-jährigen Jahrestags der Gründung der ersten »deutschen« Gewerkschaft, der Zigarrenarbeitergewerkschaft in Leipzig 1865, herausgegebene Sammelband gelten.<sup>137</sup> Der Band präsentiert einerseits Ergebnisse von zu diesem Zeitpunkt aktuellen Forschungsprojekten. Andererseits finden sich auch stärker gegenwartsbezogene beziehungsweise einer antiquarischen Geschichtswissenschaft verpflichtete Ansätze. Die Publikation zerfällt insofern in zwei Teile: Der Beitrag von Karsten Uhl beispielsweise zeigt am Beispiel der Druckerstreiks in den 1970er-Jahren, wie sich Technik-, Gewerkschafts- und transnationale Geschichte produktiv verbinden lassen, und reiht sich in die Ausweitung der Gewerkschaftsgeschichte jenseits des nationalen Rahmens ein. Die »technologienpolitischen Diskurse und Praktiken« seien, so Uhl, »von Beginn an transnational geprägt« gewesen und hätten wiederum »selbst als Katalysator der Europäisierung der Gewerkschaftsbewegung« fungiert.<sup>138</sup> Eine solche analytische Perspektive kontrastiert mit Erzählungen über Zigarrenarbeiter als »Punks der 1840er Jahre«.<sup>139</sup> So wirft der Band die produktive Frage auf, wie sich vermittlungsorientierte Verbandsgeschichten schreiben lassen. Oft scheint es, als lege eine publikumswirksamere Orientierung lineare Narrative nahe. Die große Herausforderung der kommenden Jahre wird dementsprechend darin bestehen, die neuen methodischen und analytischen Ergebnisse in eine Public History der Gewerkschaften zu überführen.

Dass jedoch auch die Vorstellung einer immer raffinierteren und revitalisierten Arbeitsgeschichte im Siegeszug einerseits und eines öffentlichen Fortlebens der konventionellen Verbandsgeschichte andererseits fehlgeht, zeigt ein Sammelband zu gewerkschaftlichen Staatsverständnissen.<sup>140</sup> In seiner Einleitung skizziert Michael Ruck die Spannweite gewerkschaftlicher Staatsverständnisse in einem Spektrum von »Ablehnung«, »Indienstnahme« bis »Akzeptanz«.<sup>141</sup> In dieser Bandbreite der Pole von »Reform« und »Revolution« bewegt sich auch ein Großteil der enthaltenen Beiträge. Klaus Schönhoven attestiert den Gewerkschaften im Gegensatz zur parteipolitischen Arbeiterbewegung ein stärker »reformerische[s] Staatsverständnis«<sup>142</sup>, insbesondere vor dem Ersten Weltkrieg, Bernhard Forster der christlichen Gewerk-

137 Willy Buschak (Hrsg.), *Solidarität im Wandel der Zeiten. 150 Jahre Gewerkschaften*, Klartext Verlag, Essen 2016, VI + 482 S., brosch., 24,95 €.

138 Karsten Uhl, *Computerisierung, deutsch-deutsche Gewerkschaftsgeschichte und europäische Vernetzung im Kontext des Kalten Krieges. Die Arbeitskämpfe in der bundesdeutschen Druckindustrie in den 1970er- und 1980er-Jahren*, in: ebd., S. 277–302, hier: S. 302.

139 Willy Buschak, *Friedrich Wilhelm Fritzsche: Biografie eines deutschen Rebellen*, in: ebd., S. 51–196, hier: S. 64.

140 Michael Ruck (Hrsg.), *Gegner – Instrument – Partner. Gewerkschaftliche Staatsverständnisse vom Industrialismus bis zum Informationszeitalter (Staatsverständnisse, Bd. 106)*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2017, 270 S., brosch., 39,00 €.

141 Michael Ruck, *Einführung*, in: ebd., S. 9–18, hier: S. 9.

142 Klaus Schönhoven, *Soziale Gerechtigkeit als reformpolitische Perspektive. Zum Staatsverständnis der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung 1848 bis 1914*, in: ebd., S. 21–42, hier: S. 40.

schaftsbewegung eine »Gemeinwohlorientierung«.<sup>143</sup> Michael Ruck weist den Gewerkschaften eine »sozialpatriotische[] Einstellung« im außenpolitischen Revisionismus der Weimarer Republik nach<sup>144</sup>, während Peter Rütters »Gewerkschaftliche Staatsverständnisse« als Verständnisse von mehr oder minder vier, zwischen 1933 und 1945 im Exil befindlichen Männern skizziert, die in einer Skala von »undemokratisch« bis »demokratisch« gemessen werden.<sup>145</sup> Diese Beiträge orientieren sich an den Forschungen der 1980er- und 1990er-Jahre, die laut Ruck den »auch gegenwärtig noch gültigen Forschungsstand« wiedergeben.<sup>146</sup> Auf die Gewerkschaftsgeschichte im weiteren Sinne trifft dies allerdings nur zu, wenn man davon ausgeht, dass ältere sozial- und organisationsgeschichtliche Ansätze fortgeschrieben werden müssten, um zu einer neuen Gewerkschaftsgeschichte zu gelangen. Kulturhistorische Erneuerungsbewegungen fallen dementsprechend hintüber – mit Blick auf das selbst gesteckte Ziel des Bandes erzeugt dies augenfällige Lücken.<sup>147</sup>

Dass die Organisationsgeschichte jedoch auch methodische Impulse aufgreifen und mustergültig in eine Untersuchung überführen kann, offenbaren zwei Qualifikationsschriften, die sich – bezeichnenderweise – dem Metallarbeiterverband im 19. und 20. Jahrhundert widmen. Marco Swiniartzki verfolgt den Anspruch, die Arbeiterbewegungsgeschichte in die jüngere Geschichte der Arbeit zurückzubringen und beide Felder zu verknüpfen.<sup>148</sup> Für die Konzeption von Gewerkschaft hat dies produktive Folgen, die sich in einem differenzierten Organisationsverständnis niederschlagen. Die Geschichte des »Deutschen Metallarbeiter-Verbands« von 1891 bis 1933, die Swiniartzki darüber erzählt, ist die Geschichte einer beständigen Auseinandersetzung des Verhältnisses von Organisation und Mitglied. In diesem kommunikationstheoretisch inspirierten Organisationskonzept geht es nicht um Disziplinierung, sondern darum, Akteure mit Machtressourcen in Kommunikationszusammenhänge einzubinden, also potenziell auch immer die Nichtorganisierten anzusprechen: Gewerkschaft begreift Swiniartzki als beständigen, mal besser, mal schlechter verlaufenden Integrationsprozess – als »Inklusionsarrangement«.<sup>149</sup> Analytisch geht diese Erzählung vom Betrieb und der Arbeitspraxis im sächsischen Werkzeugmaschinenbau und in der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets aus, um aus der technischen Bedingtheit betrieblicher Dispositionsspielräume und dem damit verbundenen Eigen-Sinn das Organisationspotenzial zu erklären. Dem Vorwurf des Determinismus entzieht sich Swiniartzki dadurch, dass er auch die Bereit-

143 Bernhard Forster, Das Staatsverständnis der christlich-nationalen Gewerkschaften vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik, in: ebd., S. 43–64, hier: S. 52.

144 Michael Ruck, Die deutschen Gewerkschaften als Protagonisten nationaler Belange 1914 bis 1923, in: ebd., S. 67–90, hier: S. 67.

145 Peter Rütters, Gewerkschaftliche Staatsvorstellungen im Widerstand gegen das NS-Regime, in der Emigration und in den ersten Nachkriegsjahren 1933 bis 1948, in: ebd., S. 113–140.

146 Ruck, Einführung, S. 10.

147 Die einschlägige Studie von Stefan Scholl, Begrenzte Abhängigkeit. »Wirtschaft« und »Politik« im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 2015, findet etwa keine Erwähnung.

148 Marco Swiniartzki, Der Deutsche Metallarbeiter-Verband 1891–1933. Eine Gewerkschaft im Spannungsfeld zwischen Arbeitern, Betrieb und Politik (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 94), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 470 S., geb., 65,00 €.

149 Ebd., S. 20.

schaft zur Inklusion auf Verbandsseite in Betracht zieht. Im Ergebnis erzählt er eine stringente Geschichte des *doing Gewerkschaft* auf betrieblicher Ebene.

Der Fokus auf die Intermediarität der Gewerkschaft hat deutliche Stärken: Ge- konnt umschiffen Swiniartzki (zeitgenössische) Interpretamente der »Gewerkschafts- bonzen« einerseits oder der renitenten Arbeiter andererseits und zeigt damit, dass der ausbleibende Widerstand und die Niederlage der Gewerkschaften 1933 nicht nur Resultat ökonomischer und politischer Bedingungen waren, sondern ebenso auf innerorganisatorische Faktoren zurückzuführen sind. Die Arbeit hat vor allem dort ihre Stärken, wo sie expliziert, wie die Gewerkschaft ihren eigenen Mitgliedern gegenüberstand, verhandelte, wie und ob überhaupt etwa »Ausländer«, »Jugendliche« und »Frauen« organisierbar seien und wie die Gewerkschaft ein chronisches und strukturell-paradoxes Misstrauen gegenüber der betrieblichen Ebene pflegte, die sie für ihre Mobilisierung aber umso dringender benötigte.

Der Schattenseite dieses betriebsbezogenen Ansatzes – welche Geschichten bleiben zu erzählen, wenn es keine Betriebe mehr gibt? – widmet sich Knud Andresens Habilitationsschrift.<sup>150</sup> Er untersucht die IGM-Jugendabteilung und bewegt sich so an der Schnittstelle von Gewerkschaftsgeschichte und Geschichte der Jugend(-kul- turen) in der Bundesrepublik. Damit liegt erstmals eine umfassende gewerkschaftliche Organisationsgeschichte für die Nachkriegszeit vor: ein insofern einer Pionier- tat gleichkommendes Unterfangen, als das Aufstiegsnarrativ der »Organisierung« des 19. Jahrhunderts für die Zeit nach 1945 offenkundig nicht trägt. Wie löst Andresen dieses Problem? Seine voluminöse Studie will er als neue Kulturgeschichte des Politischen verstanden wissen, die dazu dient, sich dem Verbürgerlichungs-, Ent- proletarisierungs- und Individualisierungsparadigma zuzuwenden. In drei zeitlichen Tranchen (um 1968, um 1973 und um 1980) verknüpft Andresen drei Stränge: die Geschichte der Berufsbildung(-sreform), die Geschichte politischer Jugendkultu- ren und des Alltags sowie die Geschichte betrieblicher Jugendvertretungen in der Metallindustrie. Politisch handelt es sich um eine Geschichte des Utopieverlusts, be- trieblich um eine Geschichte der Verrechtlichung – und insgesamt um eine Ge- schichte der Integration von politischem Mobilisierungspotenzial und Protest in eine hierarchisch verfasste Großorganisation beziehungsweise in die »geglückte De- mokratie«.<sup>151</sup> Insgesamt identifiziert Andresen mit der »Verrechtlichung des Sozialen«, der »Entradikalisierung« und der »Individualisierung« drei Trends<sup>152</sup>, die sich durch seine Studie ziehen.

Mit der Individualisierung ist aber auch eine Schwäche des Bandes benannt. Den im Hintergrund stehenden Wertewandel behandelt Andresen ambivalent. Zwar be- tont er eingangs eine »angemessene Nutzung« zeitgenössischer sozialwissen- schaftlicher Studien<sup>153</sup>, kommt aber nicht umhin, einzugestehen, dass der »Wertewandel« als »Deutungsfolie eines gesellschaftlichen Langzeitrends« fungierte und somit

150 Knud Andresen, *Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis in die 1980er Jahre* (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 56), Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 640 S., geb., 46,00 €.

151 Edgar Wolfrum, *Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2006.

152 Andresen, *Gebremste Radikalisierung*, S. 587 ff.

153 Ebd., S. 38.

selbst Teil der von ihm untersuchten Wahrnehmungen und Praktiken ist.<sup>154</sup> Auf die Blindstelle der sozialwissenschaftlichen Studien wurde bereits anderweitig hingewiesen.<sup>155</sup> Ihre Implikationen gehen aber noch weiter: Andresen beschreibt etwa instruktiv, wie Auszubildendengruppen auf die Erhebungsmethode der Umfrage zurückgriffen, um »persönlichem Unbehagen eine objektivierbare Grundlage zu geben« und so eine »Demokratisierung der Empirie« vorantrieben.<sup>156</sup> Gleichzeitig verschickte der DGB dafür Musterumfragen und gab selbst Umfragen in Auftrag.<sup>157</sup> Darin offenbart sich eine multiple Beobachtungssituation: Andresen beobachtet eine Gruppe, die sich bereits zeitgenössisch selbst beobachtete, die von Gewerkschaften beobachtet wurde, die wiederum von Studierenden beobachtet wurden, die ihrerseits von Gewerkschaften beobachtet wurden. Dabei handelt es sich nicht um ein kasuistisches Glasperlenspiel. Anstatt die verschiedenen Beobachtungen miteinander zu verrechnen, tut eine Geschichte des Beobachtens in, von und um Gewerkschaften dringend Not, wie dies etwa bei Swiniartzki in Ansätzen einer Wissensgeschichte der Organisierbarkeit gelöst wird.

Obwohl es die klassischen Gewerkschaftsorganisationen der Schwerindustrie sind, die die Aufmerksamkeit auch der methodischen Erneuerung auf sich ziehen, zeitigen die Erneuerungsbewegungen der Gewerkschafts- und Arbeitsgeschichte hier ihre greifbarsten Folgen. In dem Maße, in dem das Organisieren selbst und damit das fragile Verhältnis von Organisation und Mitglied zum Gegenstand der Analyse wird, löst sich der klassische Gegenstand der Arbeiterbewegungsgeschichte auf und konstituiert sich als Objekt des Interesses neu. Daraus ergibt sich für den derzeitigen Schwebezustand der Gewerkschaftsgeschichte, dass ihr Heil weder in der Aufgabe der Organisation als Untersuchungsobjekt noch in einer einfachen Addition von immer neuen Gewerkschaftsgeschichten, in der Hoffnung, irgendwann das Pantheon der Arbeiterorganisationen gefüllt zu haben, liegt. Bezieht man die Reflexivität von Gewerkschaften als Organisationen in die Analyse ein, ergibt sich ein Weg, Organisationsgeschichte zu schreiben und gleichzeitig den Begriff der Gewerkschaft beziehungsweise der Organisation aufzugeben. Eine entsprechende Wissens- oder Differenzgeschichte der Gewerkschaften ließe sich für die von Marcus Böick und Marcel Schmeer identifizierten semantischen Dimensionen (Prozess, Merkmal und Produkt) sowie analytische Blickwinkel (makro, meso, mikro, meta) deklinieren.<sup>158</sup> Der Spagat, Hilfs- und Leitwissenschaft sowie mehr und weniger Organisationsgeschichte zugleich zu sein, ließe sich so am ehesten vollbringen.

---

154 Ebd., S. 486.

155 Vgl. Till Kössler, Rezension zu: Andresen, Gebremste Radikalisierung, in: H-Soz-Kult, 8.6.2017, URL: <<https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-25001>> [2.9.2021].

156 Andresen, Gebremste Radikalisierung, S. 188.

157 Ebd., S. 186 f.

158 Marcus Böick/Marcel Schmeer, Aus dem toten Winkel ins »Kreuzfeuer der Kritik«? Organisationen in der zeithistorischen Theorie und Praxis, in: dies., Im Kreuzfeuer der Kritik, S. 9–65, hier: S. 51.

### III. Schluss: Gewerkschaftsgeschichte als Wissens- und Differenzgeschichte

2012 fragten Thomas Mergel, Barbara Lüthi und Pascal Maeder angesichts der Rückzugsgefechte der Sozialgeschichte suggestiv: »[W]o sieht man heute noch Bürgertums-, gar Arbeitergeschichte, ganz zu schweigen von Vereins- oder Gewerkschaftsgeschichte?«<sup>159</sup> Solche Unkenrufe erwiesen sich als verfrüht. Sowohl in der Geschichte des Wandels der Arbeit als auch in der Organisationsgeschichte selbst haben sich Gewerkschaften in den letzten Jahren als hartnäckiges und weiterhin anschlussfähiges Objekt des Interesses gehalten. Hinsichtlich des Wandels der Arbeit greift die Vorstellung einer Sternstunde der Gewerkschaften in der Nachkriegszeit und im »Wirtschaftswunder«, gefolgt von ihrem Niedergang nach dem »Strukturbruch«, zu kurz. Auch angesichts kleinerer Handlungsspielräume, sinkender Mitgliedszahlen und ausbleibender Erfolge »nach dem Boom« erwiesen sich Gewerkschaften sowohl als Getriebene als auch als Treiberinnen des Wandels. In den Betrieben, auf europäischer Ebene, in der Technologie- oder der Industriepolitik zeigten sich zwar verschobene Gestaltungsspielräume, die aber im Kern auf eine Persistenz korporatistischer Entscheidungsstrukturen hindeuten. Dabei handelte es sich einerseits um Besitzstandswahrung und Rückzugsgefechte, die allerdings gleichzeitig zum Motor organisatorischer Innovation avancierten. Die Bemühungen um die Humanisierung des Arbeitslebens, die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte seit den 1980er-Jahren, Versuche inter- und transnationaler Kooperation, ihre Erfolge sowie ihr Scheitern, die Gewerkschaftsfusionen der 1990er-Jahre, die Adaption von US-amerikanischen *Organizing*-Konzepten oder die Gründung der »Wahlalternative Arbeit und soziale Gerechtigkeit« (WASG) in den 2000er-Jahren stellen Produkte des intensiven Selbstbeobachtungs- und -reflexionsprozesses dar, der mit dem vermeintlichen Niedergang einsetzte. Handlungsspielräume mögen also kleiner geworden sein – sie veränderten sich gleichzeitig qualitativ. Als Nachgeschichte der »Trente Glorieuses« zeigt sich Gewerkschaftsgeschichte als Niedergangsgeschichte. Als Vorgeschichte der Gegenwart lässt sie sich auch als Geschichte intensiver Wissensproduktion von, über und durch Gewerkschaften denken. Die in der Gegenwart übliche, simplifizierende Entgegensetzung von Umverteilungspolitik einerseits und Identitätspolitik andererseits wird dieser Gemengelage von Krisendiagnosen, Revitalisierungsversuchen, Verteidigungen und Reformversuchen – kurz: Deutungskämpfen über die Geschichtsmächtigkeit von Gewerkschaften – nicht gerecht. Gewerkschaften bieten sich ob einer breiten Quellenbasis und im Vergleich etwa zu anderen Verbänden als Sonde an, geschichtswissenschaftliche Perspektiven auf diese Leitdifferenz der Gegenwart zu entwickeln. Der Übergang zu einem reflexiven Organisationsbegriff<sup>160</sup> – charakterisiert durch die Tendenzen der methodischen Diversifizierung, der temporalen Dezentrierung sowie der räumlichen Denationalisierung – deutet bereits in diese Richtungen. Er bietet die Möglichkeit, der

159 Thomas Mergel/Barbara Lüthi/Pascal Maeder, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag, Göttingen 2012, S. 7–24, hier: S. 8.

160 Vgl. aus der Organisationssoziologie Barbara Czarniawska, Narrating the Organization. Dramas of Institutional Identity, Chicago/London 1997; dies., A Narrative Approach to Organization Studies, Thousand Oaks 1998; Günther Ortman/Jörg Sydow/Arnold Windeler, Organisation als



dreifachen Funktion der Gewerkschaftsgeschichte – als Hilfswissenschaft, als Grundlagenforschung sowie als Motor der Arbeitsgeschichte – gerecht zu werden.

Zentrale Desiderate der Gewerkschaftsgeschichte als Organisationsgeschichte liegen also erstens in einer Geschichte des Gewerkschaftswissens, in einer Wissensgeschichte der Gewerkschaften. Eine solche Herangehensweise würde den Übergang von einem monolithischen zu einem reflexiven Organisationsbegriff verstärken. Anknüpfungspunkte böten sich etwa auf der Ebene der Zeitlichkeit und der Erinnerungspraktiken. Gewerkschafts- wie historiografiegeschichtlich harren etwa ob ihres Anspruchs in der Gegenwart irritierende Großprojekte wie die seit 1986 erscheinenden »Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert« noch ihrer Historisierung, ebenso wie die enge Allianz von Gewerkschafts-, Gesellschafts- und Sozialgeschichte. Die Gewerkschaftsgeschichte böte die Möglichkeit, nach den Formen und Praktiken und weniger nach dem Inhalt organisationaler Generierung von Vergangenheit und Zukunft zu fragen. Auch in der jüngsten Zeitgeschichte der neuen Bundesrepublik bieten sich Gewerkschaften als Sonde an, nach der Transformation des Wissens um das Politische angesichts der steilen Karriere von entpolitisierten Sozialmanagementbegriffen wie »Zivilgesellschaft« oder »bürgerschaftliches Engagement« zu fragen. Zweitens steht eine Gewerkschaftsgeschichte als Differenzgeschichte aus. Bisher ist wenig bekannt über Praktiken des Administrierens von Gewerkschaften und anderen intermediären Großorganisationen. Wie tarierten Gewerkschaften und ihre Mitglieder das wechselseitige strukturelle Misstrauen aus? Welcher Techniken, Mittel und Praktiken bedienten sie sich dazu? Wer galt wann und unter welchen Bedingungen als »organisierbar«, wem wurde warum und vor allem wie die gewerkschaftliche Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen? Eine solche Differenzgeschichte der Gewerkschaften verspräche Einsichten jenseits der bekannten Kritik, Gewerkschaften seien Organisationen von und für als weiß, cis-männlich, able-bodied gelesenen Industriearbeitern gewesen. Das stimmt – über die Funktionsweise von Gewerkschaften als Agenturen und Bühnen der Differenz, als arbeitsweltliche Entscheidungsinstanz über Inklusion und Exklusion wissen wir aber bislang noch viel zu wenig. Ein exponiertes Feld, das erst durch die Arbeiten Knud Andresens in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten ist und auf dessen Relevanz jüngst auch Lutz Raphael noch einmal hingewiesen hat, ist das der im weitesten Sinne beruflichen Bildung.<sup>161</sup> In diesem selbst nach den Gesetzgebungsinitiativen der 1960er-Jahren höchst amorphen und nur rudimentär geregelten Feld waren die Gewerkschaften maßgebliche Akteurinnen. Der Blick auf sie ermöglicht eine Untersuchung der Bildungsexpansion, die über sozialwissenschaftlich geprägte Ökonomisierungsdiagnosen hinausgeht. Gewerkschaften handelten dabei nicht nur als Akteurinnen im korporatistischen Gefüge,

---

reflexive Strukturierung, in: Günther Ortman/Jörg Sydow/Klaus Türk (Hrsg.), Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft, Wiesbaden 2000 (zuerst 1997), S. 315–354.

161 Lutz Raphael, Deutsche Arbeitswelten zwischen globalen Problemlagen und nationalen Handlungsbezügen. Zeitgeschichtliche Perspektiven, in: VfZ 69, 2021, S. 1–23, hier: S. 20–23. Vgl. auch das Projekt von Franziska Rehlinghaus zur »Arbeit am Ich« sowie daraus mit Blick auch auf die Gewerkschaften Franziska Rehlinghaus, Gegen Linke reden. Die Politisierung beruflicher Bildungsarbeit in der Bundesrepublik der 1970er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 17, 2020, S. 477–502.

sondern verhandelten darüber gleichzeitig das Wissen über die Anthropologie der eigenen Mitglieder.<sup>162</sup>

Die Gewerkschaftsgeschichte als Teil der Arbeitsgeschichte befand sich in den letzten zehn Jahren, bedingt durch endogene wie exogene Faktoren, merklich im Aufwind. Ob sich dieser Trend halten wird, ist, auch angesichts einer kaum vertieften institutionellen Verankerung, noch unklar. Mit dem Vorschlag, Gewerkschaftsgeschichte als Wissens- und Differenzgeschichte zu schreiben, wurde ein Weg skizziert, den die Gewerkschaftsgeschichte einschlagen könnte. Zugespitzt formuliert: Sie muss ihren Gegenstand aufgeben, um ihn zu bewahren.

---

162 Vgl. *Jan Kellershohn*, Die Politik der Anpassung. Arbeitswelt und Berufsbildung im Ruhrgebiet 1950–1980, Wien/Köln etc. 2021 (im Erscheinen).

DOMINIK RIGOLL / LAURA HASSLER

## Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten

### Teil 1: Ansätze und Akteur\*innen<sup>1</sup>

»Aber wer herausfinden möchte, wie groß die Gefahr ist, daß jenseits der Union eine autonome Rechte entsteht, der muß die komplizierten Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen geistigen Strömungen in der rechten Hälfte der Gesellschaft der Bundesrepublik analysieren und darf nicht nur von der ›Mitte‹ faseln.«<sup>2</sup>

Wer zählt zur deutschen Rechten? Obwohl das Wort »rechts« seit dem 19. Jahrhundert verwendet wird, um politische Positionierungen vorzunehmen, und es auch jene Momente überlebt hat, in denen der Links-rechts-Gegensatz für überholt erklärt wurde, gibt es überraschend wenige Studien, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Zwar liegen für die Zeit vor 1945 einige empirische Studien<sup>3</sup> und auch theoretisch angelegte Texte vor<sup>4</sup>, für die Zeitgeschichte und Gegenwart der deutschen Rechten sieht es dagegen düster aus. Bei unseren Recherchen für diesen Forschungsbericht, der neben historischen, politik- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten auch Sachbücher und Quelleneditionen zur deutschen Rechten seit der Weimarer Republik umfasst, sind wir auf wenige Bücher gestoßen, die im Titel nicht von radikalen, extremen, populistischen oder neuen Rechten sprechen, sondern schlicht von den oder der Rechten. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um Studien, sondern um Sachbücher, die von politisch aktiven Publizisten verfasst wurden. Es sind politische Interventionen mit der Botschaft, dass die Rechte nur verstanden werden kann, wenn man »Radikale« und »Gemäßigte« gemeinsam im Blick hat und erkennt, wie sich beide nicht nur voneinander abgrenzen, sondern auch gegenseitig beeinflussen. Weil dies auch die These ist, die diesem Bericht zugrunde liegt, seien drei dieser Bücher kurz referiert.

Das älteste der Bücher versammelt »100 Jahre Programme der Rechtsparteien«, wie es auf dem Umschlag heißt. Ediert wurde es 1967 von Kurt Hirsch, der als jüdischer Kommunist von den Nazis verfolgt worden war und in der frühen Bundesrepublik als einer der ersten rechte Netzwerke dokumentierte. Einleitend führt Hirsch aus, es sei »verfehlt«, die versammelten Texte generell »mit dem politischen Firmenschild ›Rechtsradikalismus‹ zu versehen«, reiche die »geistige Spannweite« doch von »konservativen Anschauungen bis zu völkischen und nationalistischen

1 Wir danken Yves Müller, Nikolai Okunew und Christoph Schulze für ihr wertvolles Feedback. Teil 2 des Beitrags folgt in der nächsten Ausgabe des AfS 62, 2022.

2 Peter Glotz, *Die deutsche Rechte*, München 1992 (zuerst 1989), S. 17.

3 Vgl. Stefan Breuer, *Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt 2001, sowie den Klassiker Geoff Eley, *Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, New Haven/London 1980.

4 Vgl. insb. Gideon Botsch, *Die »Rechte« im Koordinatensystem der Politik*, in: ders./Christoph Kopke (Hrsg.), *Die NPD und ihr Milieu. Studien und Berichte*, Münster/Ulm 2009, S. 11–23.

Gedanken«.<sup>5</sup> Für die Bundesrepublik spannte Hirsch ein Spektrum auf, das von der »Deutschen Partei« (DP) und dem »Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (BHE), also zwei ehemaligen Regierungsparteien, bis hin zur »Nationaldemokratischen Partei Deutschlands« (NPD) und zur »Sozialistischen Reichspartei« (SRP) reichte, aber auch militaristische, negationistische, revisionistische und esoterische Organisationen sowie einen Geheimbund umfasste. Ein Jahr nach Hirschs Publikation erschien ein Sammelband Freimut Duves, eines linken Sozialdemokraten und Intellektuellen, dessen jüdischer Vater von kroatischen Rechtsterroristen ermordet worden war. Der Band unterscheidet zwischen den in der Adenauer-Ära »etablierten«, »installierten« oder »institutionalisierten Rechten«, zu denen Duve vor allem »die politisch engagierten Blätter des Axel-Springer-Verlagshauses, die Führung der CSU, wichtige Gruppen innerhalb der CDU, vereinzelt den rechten Flügel der FDP und die Vertriebenen-Verbände« zählt, und der »organisierten Rechten«, die in Gestalt der NPD nun ihrerseits nach der Macht strebe.<sup>6</sup> Das dritte Buch, »Die deutsche Rechte«, stammt aus der Feder von Peter Glotz, einem SPD-Politiker und Parteintel- lektuellen, und erschien 1989 und 1992 angesichts der Wahlerfolge der »Republikaner« (REP). Glotz beschäftigt sich darin vor allem mit der CDU – einer »Partei der Rechten«, die mit Erfolg für sich in Anspruch nehme, »die Mitte« zu repräsentieren. Glotz beteuerte, dass er die Union nicht »mit dem Faschismus oder dem Neofaschismus« gleichsetzen wolle. Es gelte aber dem wichtigen Umstand Rechnung zu tragen, dass die Union »vierzig Jahre lang nahezu alle rechten Wähler kassieren« konnte (was »beileibe kein Schaden, sondern ein Vorteil« gewesen sei) und dass in ihren Reihen nationalkonservative Politiker aktiv seien, von denen Franz Josef Strauß, Alfred Dregger, Karl Carstens und Friedrich Zimmermann nur die bekanntesten seien.<sup>7</sup>

Wie kann ein politisches Feld historisiert werden, das so weit und heterogen ist, wie hier skizziert? Während in Frankreich, wo das Links-rechts-Schema erfunden wurde, seit Langem zu den Rechten – im Plural – geforscht wird<sup>8</sup>, ist die Forschungslandschaft in Deutschland zersplittert. Wer sich informieren möchte, muss neben der erwähnten Literatur und Publizistik zu als »radikal«, »extrem«, »populistisch« oder »neu« bezeichneten Rechten zweitens Arbeiten zu Konservatismus, Liberalismus, Katholizismus, Sozialismus, Ökologismus et cetera auf Hinweise durchsuchen. Historische Spezialstudien zum Nationalkonservatismus oder Nationalliberalismus etwa liegen bislang nicht vor. Drittens besteht die Möglichkeit, Studien über NS-Kontinuitäten zu konsultieren. Viertens können Forschende die Literatur zu Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus, Antislawismus, Militarismus, Revisionismus, Negationismus, Antikommunismus, Antisozialismus, Antiliberalismus, Esoterik, Irrationalismus, Antifeminismus, Maskulinität und so weiter zurate zie-

5 Kurt Hirsch (Hrsg.), Signale von rechts. 100 Jahre Programme rechtsradikaler Parteien und Organisationen 1867–1967, München 1967, S. 29; ders., SS gestern, heute und..., Darmstadt 1957.

6 Freimut Duve, Und grüß mich nicht unter den Linden, in: ders. (Hrsg.), Die Restauration entlässt ihre Kinder oder Der Erfolg der Rechten in der Bundesrepublik, Reinbek 1968, S. 75–89.

7 Glotz, Die deutsche Rechte, S. 16 f.

8 Vgl. etwa die Klassiker von Jean-François Sirinelli (Hrsg.), Histoire des droites en France, 3. Bde., Paris 1992, und René Rémond, Les droites en France, Paris 1982 (zuerst 1954).

hen und Ausschau nach als rechts identifizierbaren Akteur\*innen und Praktiken halten.

Die Begriffe, mit deren Hilfe wir diese vielgestaltigen Forschungen auf einen gemeinsamen Nenner bringen wollen, knüpfen an die zeithistorische Nationalismusforschung an.<sup>9</sup> Tatsächlich erkennt man *organisierte Rechte* unserer Ansicht nach meistens daran, dass sie in einer Vereinigung aktiv sind, die ihrem Selbstverständnis nach die Interessen »der Nation«, »des Volkes« oder »des Vaterlands« erkennt und vertritt, wobei der Inhalt dessen, was als »national« angesehen wird, je nach historischem Kontext stark variieren kann. In Deutschland reicht die Geschichte dieser nationalistischen Rechten von den preußischen Freikonservativen, deren Programm 1867 »undeutsche Gesinnung« verurteilte, »das Vaterland stets über die Partei« und »das Nationalinteresse über alles« stellte, bis hin zur AfD, die Begriffe wie »Nation«, »Volk« und »Vaterland« in programmatischen Texten nicht zentral stellt oder sogar vermeidet und stattdessen schlicht »Deutschland«, »Deutsche« und »(normal) deutsch« nutzt.<sup>10</sup> Integriert sind alle Rechten auf gewisse Weise: in ihre Familie, am Arbeitsplatz, im Sportverein, durch Wahlen, in einer demokratischen Partei. Dort müssen sie nicht nationalistisch handeln, können es aber tun und so die organisierte Rechte unterstützen. Eine Schlüsselstellung kommt denjenigen Nationalist\*innen zu, die zugleich organisiert und integriert sind. Zusammen bilden organisierte und integrierte Rechte eine *nationalistische Bewegung*, die mit anderen politischen Bewegungen konkurriert, sich aber auch mit ihnen alliiieren kann. Deutsche Rechte waren und sind also deutsche Nationalist\*innen, wobei das politische Spektrum – wie bei der Linken – extrem heterogen und innerlich zerstritten ist, solange es keiner Sammlungsbewegung gelingt, die konkurrierenden Komponenten zu einen.

Ausdifferenzieren lässt sich die Rechte nicht nur sozial, sondern auch politisch. Die Masse der Rechten in Deutschland und anderswo praktiziert einen *partiellen Nationalismus*, also einen Hybrid aus Nationalismus und anderen Ismen wie Liberalismus, Katholizismus, Regionalismus und Islamismus, aber auch Ökologismus und Sozialismus. In Deutschland haben besonders Nationalkonservatismus und Nationalliberalismus eine lange Tradition; es gibt aber auch Nationalökologismus. Davon zu unterscheiden ist der *integrale Nationalismus*, der diese Mischformen überwinden und das gesamte Gemeinwesen nach nationalistischen Kriterien ordnen möchte. Dieser – wenn man so will: ganzheitliche – Nationalismus entwickelt seit den 1880er-Jahren eine eigene Programmatik, die auf eine grundsätzliche Rekonfiguration des Nationalen – also der Nationalbewegung, des Nationalstaats, des Natio-

9 Vgl. hier und im Folgenden auch die Vorarbeiten: *Dominik Rigoll/Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351; *Dominik Rigoll*, Rechte Gewalt in und aus Deutschland. Ein Jahrhundertproblem, in: LuXemburg 12, 2020, H. 2, S. 56–61; *ders.*, Public History von links nach rechts. Zur De:Nationalisierung des Zeithistorischen in Besatzungszeit und Bundesrepublik, in: *Frank Bösch/Stefanie Eisenhuth/Hanno Hochmuth* u. a. (Hrsg.), Public Historians. Zeithistorische Interventionen seit 1945, Göttingen 2021, S. 87–105.

10 *Hirsch*, Signale von rechts, S. 34. Zur AfD vgl. etwa das Stuttgarter »Grundsatzprogramm für Deutschland« (2016) und den Wahlwerbespot »Deutschland. Aber normal.« (2021).

nalvolks und der Nationalgeschichte – abzielt, während andere Bewegungen dieses Nationale im liberalen, sozialistischen et cetera Sinn weiterbilden wollen.

Der partiale Nationalismus war und ist in erster Linie ein *Ordnungs-* oder *Ordonationalismus*. Er zielt vor allem auf eine nationalistische Rekonfiguration der *nationalen Ordnung* ab, der staatlichen und wirtschaftlichen Strukturen. Der integrale Nationalismus will dies auch, schreibt sich aber zusätzlich eine nationalistische Rekonfiguration der *nationalen Bevölkerung* auf die Fahnen, namentlich durch rassistische und eugenistische Exklusion und Inklusion. Er kann daher als *Bevölkerungs-* oder *Bionationalismus* bezeichnet werden. In der Realität ist der Übergang zwischen beiden Nationalismen fließend; es sind Idealtypen. Ordonationalismus als »gemäßigt« und Bionationalismus als »radikal« zu bezeichnen, trifft nicht den Punkt. Die Menschheitsverbrechen der Nazis zum Beispiel konnten nur begangen werden, weil partiale und integrale Rechte arbeitsteilig vorgingen: Nur weil sehr viele Personen rassistisch und eugenistisch handelten, ohne programmatische Rassist\*innen und Eugenist\*innen zu sein, konnte das bionationalistische Programm der Nazis, ihre rassistische und eugenistische Utopie, teilrealisiert werden. Die »Radikalität« des Naziregimes ergab sich insofern aus seinem *nationalistischen Pluralismus*, der zudem weitere europäische Nationalismen mobilisierte.<sup>11</sup>

Handlungs- und Wirkungsmacht entfalten nationalistische Bewegungen nicht nur, wenn sie – wie in der Nazidiktatur oder der Hohenzollernmonarchie – an der Macht sind, also mithilfe des Staatsapparats ihre politische Agenda umsetzen können. Sie haben auch dann Agency und mitunter Legacy, wenn die Machtübernahme scheitert, aber Dritte sich nationalistische Programmatiken teilaneignen und teilumsetzen. Erhöht wird der Rechtsdruck – und damit die Wahrscheinlichkeit eines Rechtsrucks –, wenn integrierte und partiale mit organisierten und integralen Rechten in *nationalistischer Arbeitsteilung* vorgehen. Dies war nicht nur bei den erwähnten NS-Verbrechen der Fall, sondern zum Beispiel auch, wenn integrierte Rechte in den demokratischen Institutionen der Bundesrepublik von organisierten Rechten propagierte Forderungen politisch validierten. Arbeitsteilung ist in allen politischen Bewegungen zu beobachten und sie ist – nicht anders als Arbeitsteilung in der Wirtschaft – nur wenigen bewusst. Hier wird deutlich, dass man nicht *Nationalist\*in sein* muss, um *nationalistisch zu handeln*, und dass die gemeinsame Analyse von »Radikalen« und »Gemäßigten« nicht nur mit Blick auf die Rechte erkenntnisfördernd ist, sondern auch in allen anderen politischen Bewegungen.<sup>12</sup>

Entfalten Nationalist\*innen direkt oder indirekt Handlungsmacht, nennen wir das *Nationalisierung* – so, wie man bei liberaler und sozialistischer Agency von Liberalisierung und Sozialisierung spricht. Ist das Nationalisieren strukturbildend, wird – über die nationalistische Agency hinaus – Legacy entfaltet, Wirkungsmacht. Ein bekanntes Beispiel für nationalistische Langzeitwirkung ist das von organisierten und integrierten Rechten arbeitsteilig vorangetriebene Staatsbürgerschaftsrecht von 1913 (»Blutsrecht«), das seine nationalisierende Wirkung bis mindestens 1999 entfalten konnte, dem Jahr der Reform dieses Staatsbürgerschaftsrechts durch

11 Zum nationalistischen Pluralismus des französischen Vichy-Regimes *Yves-Marie Hilaire*, *L'ancrage des idéologies*, in: *Sirinelli*, *Histoire des droites en France*, Bd. 1, S. 519–565.

12 Vgl. auch *Dominik Rigoll*, *Kommunistische Solidaritätspolitik im demokratischen, nationalistischen und kolonialen Frankreich 1920–2010*, in: *AfS* 60, 2020, S. 147–181.

Rot-Grün. Das zeigt, dass *Nationalisierungsschübe* durch *Denationalisierungsschübe* begrenzt werden können, die oft von linken und liberalen Bewegungen vorangetrieben wurden, gerade in den ersten Jahren nach 1945, oft aber auch eine Folge der alliierten Besatzung waren. Wer die Agency und Legacy von Rechten untersucht, kommt also nicht umhin, auch die von antinationalistischen (antifaschistischen, antinazistischen, antirassistischen) Gegenbewegungen in den Blick zu nehmen.

Im Folgenden fügen wir ausgewählte Studien und Quellendokumentationen in das skizzierte Raster ein, das wir auch als Alternativvorschlag zu anderen Versuchen verstehen, das Feld neu zu ordnen.<sup>13</sup> In dieser Ausgabe beginnen wir mit einem Überblick über die seit der Weimarer Republik zur Analyse der deutschen Rechten entwickelten Forschungsansätze (I.) sowie über die behandelten organisierten und integrierten Akteur\*innen (II.). Wir gehen so weit zurück, um auch die vielversprechenden Ansätze älterer Arbeiten aufzugreifen und fruchtbar machen zu können, und zwar nicht nur für Geschichts-, sondern auch für Gegenwartswissenschaftler\*innen, Journalist\*innen und politisch Aktive. Der Bericht ist somit auch ein Beitrag zur Zeitgeschichte der Historiografie und Politologie. Im zweiten Teil des Berichts, der 2022 erscheint, behandeln wir materielle und diskursive Praktiken der Rechten sowie ihre Handlungs- und Wirkungsmacht – also die Spuren, die sie in ihren Milieus, in der liberalen Ordnung der Bundesrepublik und im DDR-Sozialismus hinterließen. Besonderes Augenmerk wird dabei Forschungen der letzten Jahre gelten.

## I. Ansätze: Abgrenzung statt Arbeitsteilung

Wie Yves Müller 2019 auf der Gründungstagung des »Zeithistorischen Arbeitskreises Extreme Rechte« (ZAER) hervorhob, bestand das historiografische Problem in der alten Bundesrepublik nicht so sehr darin, dass überhaupt nicht zum deutschen Nachkriegsnationalismus geforscht wurde, sondern in der mangelnden Wahrnehmung existierender Forschungen und Materialsammlungen.<sup>14</sup> In der Tat existierten eine ganze Reihe von Studien und Dokumentationen aus dem wissenschaftlichen, publizistischen und politischen Bereich, die zeitgenössisch kaum rezipiert wurden, aber heute neue Forschungsperspektiven eröffnen können. Zuordnen kann man diese Publikationen drei grundlegenden Ansätzen, unter denen die Zeitgeschichte und Gegenwart der deutschen Rechten vor allem untersucht wurde: dem Nationalismus-, dem Faschismus- und dem Radikalismusansatz, zu dem wir auch den Extremismus- und den Populismusansatz zählen.

---

13 Janosch Steuwer/Hanne Leßau, »Wer ist ein Nazi? Woran erkennt man ihn?« Zur Unterscheidung von Nationalsozialisten und anderen Deutschen, in: *Mittelweg* 36 23, 2014, H. 1, S. 30–51; Per Leo, Über Nationalsozialismus sprechen. Ein Verkomplizierungsversuch, in: *Merkur* 70, 2016, Nr. 804, S. 29–41.

14 Yves Müller, »Normalfall« Neonazi – Oder: Gibt es eine zeithistorische Rechtsextremismus-Forschung?, in: *Zeitgeschichte-online*, 23.10.2019, URL: <<https://zeitgeschichte-online.de/themen/normalfall-neonazi-oder-gibt-es-eine-zeithistorische-rechtsextremismus-forschung>> [19.7.2021].

Der Nationalismusansatz scheint uns geeignet, die hier noch getrennt voneinander präsentierten und auch in sich heterogenen Herangehensweisen zu synthetisieren. Als »Integrationswissenschaft« im Sinne Ernst Fraenkels würde dann nicht die Politologie dienen, wie von Gideon Botsch vorgeschlagen<sup>15</sup>, sondern die Historie. Würde das, was bisher als Nationalsozialismus, Rechtsradikalismus, Rechtsextremismus oder Rechtspopulismus untersucht wurde, als politisch organisierter und/oder gesellschaftlich integrierter Nationalismus historisiert, würde die Erforschung des Nationalismus der des Kommunismus angeglichen, den niemand als »Linksradikalismus« oder Ähnliches historisiert. Der Radikalismusansatz wurde entwickelt, um Radikalismus zu delegitimieren. Deshalb kann er von einer sich als Demokratiewissenschaft verstehenden Politikwissenschaft genutzt werden, nicht jedoch von Historiker\*innen, die den Radikalismusansatz selbst historisieren, ihren Gegenstand in der Neueren Geschichte verorten und international vergleichbarer machen wollen. »Rechtspopulismus« ist in dieser Systematik *partialer Nationalismus*, der bisher meistens Teil des demokratischen Spektrums war, weshalb seine Einstufung als »verfassungsfeindlich« so schwerfällt<sup>16</sup>; »Rechtsextremismus« wird hingegen als eine Ausprägung des *integralen Nationalismus* verstanden. »Rechtsradikalismus«, oft als Oberbegriff benutzt, würde durch die beiden Oberbegriffe *politischer* und *gesellschaftlicher Nationalismus* ersetzt. Dieser Vorschlag beruht auf der Grundannahme, dass sich dieser politische Nationalismus im 20. Jahrhundert zu einer vierten politischen Hauptströmung neben dem politischen Liberalismus, Sozialismus und Konservatismus entwickelte, jedoch als solcher kaum untersucht wurde, weil ein dominanter Teil der Forschung (aber auch anderer Akteur\*innen) bis vor Kurzem davon ausging, dass sich der politische Nationalismus als gesellschaftlich relevante Kraft in Deutschland seit 1945 überlebt habe.<sup>17</sup>

### **Nationalismus und De-/Nationalisierung**

Der kleinste, für diesen Bericht aber wichtigste Forschungsstrang betrachtet die Entwicklung der Nachkriegsrechten unter einem Nationalismusansatz. Die Dokumentationen und Studien analysieren das Phänomen also als Teil der europäischen

15 Gideon Botsch, Rechtsextremismus als politische Praxis. Umriss akteursorientierter Rechtsextremismusforschung, in: Christoph Kopke/Wolfgang Kühnel (Hrsg.), Demokratie, Freiheit und Sicherheit: Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans-Gerd Jaschke, Baden-Baden 2017, S. 131–146.

16 Dies auch als erste Antwort an Morten Reitmayer, Populismus als Untersuchungsfeld der Zeitgeschichte. Ein kritischer Forschungsbericht, in: VfZ 69, 2021, S. 573–606, dem zufolge »viele für die Arbeitshypothese« spreche, dass »unter dem Begriff Populismus in den europäischen Gesellschaften häufig nichts anderes als ein möglicherweise erneuerter Nationalismus rubriziert wird, wobei das Neue noch genauer zu bestimmen wäre.«, ebd., S. 603.

17 Vgl. auch Rigoll/Müller, Zeitgeschichte des Nationalismus, S. 324. Dies auch in Widerspruch zu Michael Minkenberg, Rechtsextremismus, Rechtspopulismus, Rechtsradikalismus. Versuch einer terminologischen Einordnung, in: Gideon Botsch/Christoph Schulze (Hrsg.), Rechtsparteien in Brandenburg. Zwischen Wahlalternative und Neonazismus 1990–2020, Berlin 2021, S. 51–73, hier: S. 52, demzufolge es im Gegensatz zum Liberalismus und Sozialismus »keinen Rechtsradikalismus« gebe, »der sich als eigenständige politische Strömung etabliert« habe.



Nationalismusgeschichte seit dem 19. Jahrhundert, wenn auch oft nur oberflächlich und implizit, ohne sich auf die sowohl historische als auch gegenwartsanalytische Nationalismusforschung zu beziehen, die sich seit den 1910er-Jahren herausgebildet hatte. Im Zweiten Weltkrieg und zur Zeit der Besatzung verorteten Studien ebenfalls den Nazismus in der Geschichte des deutschen Nationalismus. Auch in den 1960er- und 1970er-Jahren interessierten sich Historiker und Politologen für die Handlungs- und Wirkungsmacht des Nachkriegsnationalismus, also für das Problem der De-/Nationalisierung. Von der sich nun in größerer Breite herausbildenden Nationalismusforschung rezipiert wurden diese Arbeiten so gut wie nicht, da sie sich anders als ihre Vorläufer in der Zwischenkriegszeit auf das lange 19. Jahrhundert fokussierte.

Erstmals zwischen »sporadic« und »organized Nationalism« unterschieden, um die nationalistische Mobilisierung von Menschengruppen zu analysieren, hat 1916 vermutlich der in Cambridge lehrende Historiker J. Holland Rose.<sup>18</sup> Der Begriff »nationalisme intégral« wurde um 1900 von dem französischen Nationalisten Charles Maurras geprägt und erstmals 1931 von Carlton J. H. Hayes, Historiker an der Columbia University, als Analysebegriff verwendet, um damit neben Maurras' »Action française« auch »Faschismus« und »Nationalsozialismus« auf einen nationalismusgeschichtlichen Nenner zu bringen.<sup>19</sup> Die rechtsgerichteten Organisationen, die sich mit und nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und anderswo gebildet hatten, als »nationalistisch« untersucht und mit ihren Vorläufern im 19. Jahrhundert in Verbindung gebracht hat bereits 1927 der in Wien lehrende Soziologe und Psychologe Gaston Roffenstein.<sup>20</sup> Als empirische Basis diente ihm unter anderem Emil Julius Gumbels politische Dokumentation »Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde« von 1924.<sup>21</sup> Als Quelle interessant ist der Essay »Nationalisten« des rechten Publizisten Franz-Josef Sontag aus dem Jahr 1930, der unter anderem Kapitel zu Adolf Hitler und den »Stahlhelmpinzeln« der Hohenzollern enthält.<sup>22</sup> Auch Franz Neumann, ein historisch arbeitender Politologe, griff 1944 in seinem »Behemoth« auf die Arbeiten Gumbels zurück und verortete den Nazismus ebenfalls nicht nur in der Geschichte des Staats, sondern auch in der des Nationalismus. Und er interpretiert ihn als Diktatur »zur vollständigen Organisation der Nation für den imperialistischen Krieg« – als organisierten Nationalismus also.<sup>23</sup> Bereits in dem 1916 erschienenen »Nationalismus«-Buch des indischen Gelehrten Rabindranath Tagore ist aus der Kolonisiertenperspektive mit Blick auf die »Organisation von Politik und Wirtschaft, die sich Nation nennt«, von einer verbrecherischen »Organisation der Macht« die Rede, deren »Zweck und Rechtferti-

18 J. Holland Rose, *Nationality as a Factor in Modern History*, London 1916, S. XV.

19 Carlton J. H. Hayes, *The Historical Evolution of Modern Nationalism*, New York 1931.

20 Gaston Roffenstein, *Zur Soziologie des Nationalismus*, in: Gottfried Salomon (Hrsg.), *Nation und Nationalität*. Jahrbuch für Soziologie, Ergänzungsband, Karlsruhe 1927, S. 152–199.

21 Emil Julius Gumbel, *Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918–1924*, Heidelberg 1979 (zuerst 1924).

22 Junius Alter (Pseud.), *Nationalisten. Deutschlands nationales Führertum der Nachkriegszeit*, Leipzig 1932 (zuerst 1930).

23 Franz Neumann, *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*, Hamburg 2019 (zuerst engl. 1944; dt. erstmals 1984), S. 421.

gung« allein »der Erfolg« sei.<sup>24</sup> Die Unterscheidung zwischen »Staats-« und »Volksnationalismus« schließlich, die wir – in Anlehnung an Begriffe wie Ordoliberalismus – als Ordonationalismus und Bionationalismus bezeichnen, scheint 1932 von dem Soziologen und Germanisten Georg Schmidt-Rohr eingeführt worden zu sein (der später der NSDAP und der SS beitrug). Das Begriffspaar wird aber auch von Thomas Nipperdey verwendet.<sup>25</sup> Eine frühe Analyse des Verhältnisses von Sozialismus und Nationalismus in der Sowjetunion, an die Forschungen zur Rechten in der SBZ/DDR anknüpfen können, legte 1932 Hans Kohn vor.<sup>26</sup>

Nach 1945 wurde zumindest indirekt an diese Forschungen angeknüpft. So vertortete Friedrich Meinecke in »Die deutsche Katastrophe« den Nazismus in der Geschichte der »nationalen Bewegung« seit dem 19. Jahrhundert und sah einen Vorläufer in der »Deutschen Vaterlandspartei« (DVL), einer rechten Sammlungsbewegung, der er bereits 1917 eine kurze Analyse gewidmet hatte.<sup>27</sup> Ein weiteres Beispiel ist Eugen Kogons »SS-Staat«. Auch der Buchenwald-Überlebende spricht von »deutschen« – nicht »nationalsozialistischen« – Konzentrationslagern, hebt die Bedeutung nationalistischer Propaganda für den Erfolg der Nazis und die Verantwortung des »nationalen« Kollektivs für die NS-Verbrechen hervor.<sup>28</sup> Publiziert wurden schließlich Dokumentationen, die die Quellenvernichtung durch das Regime konterkarieren sollten, allem voran die Akten des Nürnberger Militärtribunals.<sup>29</sup> Von politisch aktiven, meist links eingestellten Verfolgten dokumentiert wurde aber auch das Weiterwirken rechter Eliten und Netzwerke.<sup>30</sup> Eine Nationalismusforschung im engeren Sinne etablierte sich jedoch noch nicht. Ausnahmen bilden Eugen Lembergs »Geschichte des Nationalismus in Europa« von 1950 und ein Aufsatz von Hans Rothfels, die allerdings beide argumentierten, dass der deutsche Nationalismus als politische Kraft gleichsam mit und von den Nazis zerstört worden sei.<sup>31</sup> Eine Zeitgeschichte des Nationalismus war für beide nur außerhalb der Bundesrepublik denkbar.

24 *Rabindranath Tagore*, Nationalismus, Berlin 2019 (zuerst engl. 1917), S. 61.

25 *Georg Schmidt-Rohr*, Die Sprache als Bildnerin der Völker. Eine Wesens- und Lebenskunde der Volkstümer, Jena 1932, S. 287; *Thomas Nipperdey*, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie, München 1990, S. 197. Vgl. ferner *Dorit Geva*, Orbán's Ordonationalism as Post-Neoliberal Hegemony, in: *Theory, Culture & Society*, 24.4.2021, URL: <<https://doi.org/10.1177%2F0263276421999435>>; [16.9.2021]; *Herbert Gottweis/Byoungsoo Kim*, Explaining Hwang-Gate. South Korean Identity Politics between Bionationalism and Globalization, in: *Science, Technology, & Human Values* 35, 2010, S. 501–524.

26 *Hans Kohn*, Der Nationalismus in der Sowjetunion, Frankfurt am Main 1932; ferner *ders.*, The Idea of Nationalism. A Study in Its Origins and Background, New York 1944, sowie viele weitere Werke. Zum stalinistischen Nationalismus auch *George Orwell*, Über Nationalismus, München 2020 (zuerst engl. 1945).

27 *Friedrich Meinecke*, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden 1946; *ders.*, Vaterlandspartei und deutsche Politik, in: *Die Hilfe* 23, 1917, S. 700–702.

28 *Eugen Kogon*, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Berlin 1947, S. 14 ff.

29 Vgl. insb. Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945–1. Oktober 1946, 2 Bde., Nürnberg 1947.

30 Vgl. etwa Hauptausschuss Opfer des Faschismus (Hrsg.), ... und das in Deutschland nach einem Jahr, Berlin 1948. Es gibt sicherlich noch mehr Beispiele für solche Broschüren zu entdecken.

31 *Eugen Lemberg*, Geschichte des Nationalismus in Europa, Stuttgart 1950; *Hans Rothfels*, Grundsätzliches zum Problem der Nationalität, in: *HZ* Bd. 174, 1952, S. 339–358.

Erst in den 1960er-Jahren kamen wieder Arbeiten hinzu, an die heute eine zeit-historische Nationalismusforschung anknüpfen kann. Die erste stammt von dem historisch arbeitenden Politologen Kurt Sontheimer, der 1962 seine Habilitationsschrift über »Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus« veröffentlicht hatte.<sup>32</sup> 1966 meldete er sich in einem Essay über »Die Wiederkehr des Nationalismus« zu Wort. Anlass waren die Wahlerfolge der NPD und ein Phänomen, das er »bewußte Nationalisierung demokratischer Parteien« nannte – eine zeitgenössische kritische Beobachtung, die unserer Meinung nach als Analysekonzept trägt. Gemeint war mit Nationalisierung die Aneignung nationalistischer Forderungen durch demokratische Kräfte in der Hoffnung, dass so »der Rechtsradikalismus wirksam gebannt würde«. Laut Sontheimer waren mit der »nationalistische[n] Aufzäumung ihres traditionellen Gedankenguts« schon die demokratischen Kräfte der Weimarer Republik gescheitert: Rechtsradikalismus könne »nur durch einen demokratischen Radikalismus bekämpft werden«, durch Demokratisierung. Analysiert wurde von Sontheimer auch, wie sich »der bundesrepublikanische Nationalismus« den »Anstrich des Demokratischen« gab, weil er »reüssieren« wolle. Diese »Identifikation mit dem Demokratischen« sei zwar mitunter »ernst gemeint«, aber dennoch »problematisch, weil sie das Nationale dem Demokratisch-Liberalen überstülpen will, anstatt die Demokratie selber zur nationalen Sache zu machen«. Die Nationalisierung des Demokratischen wurde nach Sontheimer also nicht nur von Rechten vorangetrieben, sondern auch von »national« agierenden Liberalen und Konservativen.<sup>33</sup>

Die beiden bis heute wichtigsten Studien zur Zeitgeschichte der deutschen Rechten haben in den 1960er-Jahren Kurt P. Tauber und Lutz Niethammer verfasst. Tauber behandelt in »Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945« nicht nur politisch organisierten, sondern auch gesellschaftlich integrierten Nationalismus. Er selbst spricht von »nationalistischen Kräften« innerhalb der Demokratie. Der zeithistorisch arbeitende Politologe machte bei seinen Recherchen – vor allem auf der Grundlage von veröffentlichten Quellen, grauer Literatur und Interviews – die Beobachtung, dass der deutsche Nationalismus mitnichten verschwunden war, sondern sich in der Demokratie neu erfunden hatte: Der Haupttitel »Beyond Eagle and Swastika« zeigt es an. Tauber beschäftigte sich auch systematisch mit der Frage, inwiefern von »Renazifizierung« oder »Restauration« gesprochen werden konnte. Sein Befund lautete, dass es in der Tat zu einer Restauration des politischen Nationalismus gekommen sei.<sup>34</sup>

32 Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1962.

33 Kurt Sontheimer, Die Wiederkehr des Nationalismus in der Bundesrepublik, in: *ders./Eberhard Stammler/Hans Heigert*, Sehnsucht nach der Nation? Drei Plädoyers, München 1966, S. 7–34, hier: S. 23–26. Zum Verhältnis von Nationalismus und Demokratie außerdem: *M. Rainer Lepsius*, Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung, Stuttgart/Berlin 1966; *Helga Grebing*, Nationalismus und Demokratie in Deutschland. Versuch einer historisch-soziologischen Analyse, in: *Iring Fetscher* (Hrsg.), Rechtsradikalismus, Frankfurt am Main 1967, S. 31–65.

34 Kurt P. Tauber, Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945, 2 Bde., Middletown 1967; außerdem lesenswert: *ders.*, Nationalism and Self-Defense, in: *Ethics* 62, 1952, S. 275–281.

Während Taubers Werk vor allem durch seine Materialfülle besticht, ist Niethammers Buch zum »Angepassten Faschismus« der NPD insbesondere wegen vieler begrifflicher Werkzeuge lesenswert, die es für die Zeitgeschichte des Nationalismus bereitstellt. Der Titel ist allerdings irreführend: Niethammer verfolgt keinen faschismusgeschichtlichen Ansatz. Die Nazidiktatur bezeichnet er vielmehr als »Experiment des integralen Nationalismus in Deutschland«; die Nationalisierung des Demokratischen adressiert er als »offizielle Pflege eines gemäßigten Nationalismus«, der dem »organisierten Nationalismus« den Boden bereitete. Es habe einen »wechselseitigen Anpassungsprozess« von Rechten und Demokraten gegeben, »unter Begriffen wie Versöhnung, Beruhigung, gemeinsame Front gegen den Kommunismus«. Die Eingliederung rechter Akteure und Wählergruppen in die demokratischen Parteien beschreibt er nicht einfach als »Integration«, sondern auch als Handlungsmachterweiterung, da die Betroffenen nun als »Veto-Gruppen« agieren konnten. Außerdem liefert Niethammer eine beeindruckende Systematik des organisierten Nationalismus, den er sowohl in Organisationstypen als auch Phasen aufschlüsselt und mit Blick auf die Handlungsräume der frühen Bundesrepublik historisch einordnet.<sup>35</sup>

Für die zeithistorische Nationalismusforschung von Interesse sind außerdem einige Studien, die in den 1970er- bis 1990er-Jahren von Politikwissenschaftlern verfasst wurden. So legte Abraham Ashkenasi einen Band über »Modern German Nationalism« vor, in dem er unter anderem einen Blick auf Rechte in der Bundeswehr wirft und den Nationalregionalismus der Strauß-CSU als Ausdruck einer »modernen nationalistischen Partei« untersucht.<sup>36</sup> Jörg Gabbes Doktorarbeit über »Parteien und Nation« in der frühen Bundesrepublik analysiert unter anderem den »Kampf um das bessere Nationalbewusstsein zwischen Regierung und Opposition«, der auch ein Wettbewerb um rechte Wählerschichten war.<sup>37</sup> Die erste größere Studie zur seinerzeit erstmals so bezeichneten »Neuen Rechten«, »Revolution von rechts?« von Günter Bartsch, bedient sich ebenfalls einer nationalismusgeschichtlichen Begrifflichkeit, was allerdings auch einer nicht allzu großen Distanz des Autors zu seinem Gegenstand geschuldet ist.<sup>38</sup> Auch Richard Stöss, Reinhard Kühnl, Armin Pfahl-Traughber und Hajo Funke nutzen in frühen Texten eine nationalismusanalytische Terminologie.<sup>39</sup>

35 Lutz Niethammer, *Angepaßter Faschismus. Politische Praxis der NPD*, Frankfurt am Main 1969, S. 23, 30 und 42; außerdem lesenswert: *ders.*, Integration und »Widerstand«. Die NPD und die Umgruppierung der Rechten, in: *GMH* 22, 1971, S. 136–153; *ders.*, Nach dem Dritten Reich ein neuer Faschismus? Zum Wandel der rechtsextremen Szene, in: *Paul Lersch* (Hrsg.), *Die verkannte Gefahr. Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik*, Reinbek 1981, S. 105–127.

36 Abraham Ashkenasi, *Modern German Nationalism*, Cambridge/New York 1976, S. X.

37 Jörg Gabbe, *Parteien und Nation. Zur Rolle des Nationalbewußtseins für die politischen Grundorientierungen der Parteien in der Anfangsphase der Bundesrepublik*, Meisenheim 1976.

38 Günter Bartsch, *Revolution von rechts? Ideologie und Organisation der Neuen Rechten*, Freiburg im Breisgau 1975. Das Buch enthält auch einen interessanten Anhang mit Quellen.

39 Richard Stöss, *Väter und Enkel. Alter und neuer Nationalismus in der Bundesrepublik*, in: *Ästhetik und Kommunikation*, 1978, Nr. 32, S. 35–57; *ders.*, Vom Nationalismus zum Umweltschutz. Die Deutsche Gemeinschaft/Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher im Parteiensystem, Wiesbaden 1980; Reinhard Kühnl, *Nation – Nationalismus – nationale Frage. Was ist das und was soll das?*, Köln 1986; Armin Pfahl-Traughber, *Nationalismus: Eine antidemokratische Integrationsideologie*, in: *Vorgänge* 29, 1990, S. 89–97; Hajo Funke, »Jetzt sind wir dran«. Natio-

Zeitlich parallel dazu, einsetzend etwa mit den 1970er-Jahren, etablierte sich eine Nationalismusforschung, die ihren Fokus auf das Kaiserreich legte und in ihrer Frühzeit von Heinrich August Winkler vorangetrieben wurde. Dieser Nationalismusforschung lag die These zugrunde, in der Bundesrepublik und der DDR sei ein wirkliches »nationalistisches Potential« nicht mehr vorhanden.<sup>40</sup> Die Arbeiten Taubers, Sontheimers und Ashkenasis waren durchaus bekannt, wurden aber von Winkler und der an ihn anschließenden Forschung nicht eingehender rezipiert. Als theoretische Stichwortgeber dienten Winkler stattdessen Ralf Dahrendorf, Eugen Lemberg, Karl W. Deutsch und Daniel Katz, die nie empirisch zur deutschen Nachkriegsrechten gearbeitet hatten.<sup>41</sup> Später dienten Eric Hobsbawm und Benedict Anderson als Inspiration.<sup>42</sup> Im Hintergrund blieb George L. Mosse, der eine Inspiration für Hobsbawm gewesen war und für uns unter anderem deshalb von Interesse ist, weil er die »Nationalisierung der Massen« auch in der Weimarer Republik und in der Nazidiktatur erforschte, also in die damalige Zeitgeschichte vorrückte.<sup>43</sup>

Die von gewaltvollen nationalistischen Ausschreitungen begleitete Zusammenführung beider deutscher Staaten untersuchte die Nationalismusforschung nicht als (Re-)Nationalisierung.<sup>44</sup> Vielmehr folgte sie den Analysen von Jürgen Habermas, wonach sich »unsere [...] von Denationalisierungsschüben überrollten Gesellschaften« gegenüber einer »ökonomisch angebahnten Weltgesellschaft« öffneten.<sup>45</sup> Paradigmatisch hierfür sind Bände von Heinrich August Winkler, Hans-Ulrich Wehler, Dieter Langewiesche und Peter Alter.<sup>46</sup> Mit Nachdruck auf den Nationalismus »als

---

nalismus im geeinten Deutschland. Aspekte der Einigungspolitik und nationalistische Potentiale in Deutschland, Berlin 1991; *ders.*, Brandstifter. Deutschland zwischen Demokratie und völkischem Nationalismus, Göttingen 1993.

40 *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Nationalismus, Königstein im Taunus 1978.

41 *Ders./Thomas Schnabel*, Bibliographie zum Nationalismus, Göttingen 1979; *Heinrich August Winkler*, Der Nationalismus und seine Funktionen, in: *ders.*, Nationalismus, S. 5–48, hier: S. 34 und 45; *Eugen Lemberg*, Nation und Nationalismus, in: APuZ 17, 1967, H. 32, S. 3–24.

42 *Benedict Anderson*, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London/New York 1993 (zuerst 1983); *Eric Hobsbawm/Terence Ranger* (Hrsg.), The Invention of Tradition, Cambridge 2021 (zuerst 1983); der Hinweis auf Mosse befindet sich auf S. 264.

43 *George L. Mosse*, Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegung in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt am Main/Berlin 1976; *ders.*, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München/Wien 1985.

44 Vgl. *Reinhard Mehring*, Die neue Bundesrepublik. Zwischen Nationalisierung und Globalisierung, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2019, 138 S., brosch., 24,00 €, der seinen Nationalisierungsbegriff allerdings nicht weiter erläutert.

45 *Jürgen Habermas*, Die postnationale Konstellation. Politische Essays, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998, 255 S., kart., 15,00 €, S. 95 f. Vgl. auch *ders.*, Moralischer Universalismus in Zeiten politischer Regression. Jürgen Habermas im Gespräch über die Gegenwart und sein Lebenswerk, in: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft 48, 2020, H. 1, 152 S., kart., 30,00 €, S. 7–28.

46 *Heinrich August Winkler*, Nationalismus, Nationalstaat und nationale Frage in Deutschland seit 1945, in: *ders./Hartmut Kaelble*, Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität, Stuttgart 1993, S. 12–33, hier: S. 31 und 33; *Dieter Langewiesche*, Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000; *Hans-Ulrich Wehler*, Nationalismus. Geschichte – Formen – Folgen, München 2007; *Peter Alter*, Nationalismus. Ein Essay über Europa, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2016, 190 S., brosch., 14,90 €.

neue Gefahr im vereinigten Deutschland« wies in den 1990er-Jahren nur Otto Dann hin.<sup>47</sup>

### ***Faschismus und De-/Faschisierung***

Auch unter dem Faschismusansatz, dessen Entwicklung wir hier nur kurz skizzieren können, erschienen Studien und Dokumentationen, die sich mit der Nachkriegsrechten beschäftigen und das von uns als Nationalisierung bezeichnete Phänomen als (potenzielle) Faschisierung interpretieren. Wie im Fall des Nationalismusansatzes wurden auch diese Arbeiten vom faschismusgeschichtlichen Mainstream nicht rezipiert, da diese Forschung auf der These basierte, die »Epoche des Faschismus« (Ernst Nolte) sei mit dem Jahr 1945 zu Ende gegangen. In Bezug auf die in der DDR produzierte Faschismusforschung urteilte Axel Schildt, dass es sich um Geschichtswissenschaft »der primitivsten Sorte«<sup>48</sup> handle. Wir finden, dass auch diese Arbeiten für heutige Forschungen durchaus von Interesse sein können, da sie organisierte und integrierte (»restaurierte«) Rechte ähnlich wie die genannten Nationalismusanalysen in der Regel gemeinsam in den Blick nehmen und nach Formen der Arbeitsteilung fragen. Sie verorten beide aber nicht in der Geschichte des Nationalismus, sondern in der des Imperialismus, der wiederum auf den Kapitalismus zurückgeführt wird.<sup>49</sup>

Blickt man zunächst auf die in der Bundesrepublik erschienenen Arbeiten, so fällt eine Reihe von Materialsammlungen ins Auge, die von Verfolgtenvereinigungen oder aus ihrem Umfeld stammen.<sup>50</sup> Bei der wissenschaftlichen Literatur sind zum einen Studien zu nennen, die die Herstellung von personellen oder strukturellen Kontinuitäten zur Nazidiktatur und den damit einhergehenden Nationalisierungsprozess als »Restauration« analysieren.<sup>51</sup>

Zum anderen sind die Arbeiten Reinhard Kühnls hervorzuheben. Dessen Essay »Deutschland zwischen Demokratie und Faschismus« spannt den Bogen von der Weimarer zur Bonner Republik und endet mit dem Kapitel zur Frage, ob es im Jahr 1972 ein »faschistisches Potential« gebe und welche »Abwehrmöglichkeiten« bestünden. Kühnl betont einerseits, wie stabil die Bonner Demokratie bislang gewe-

47 Otto Dann, *Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990*, München 1996, S. 385.

48 Axel Schildt, *Faschismustheoretische Ansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft*, in: Claudia Globisch/Agnieszka Pufelska/Volker Weiß (Hrsg.), *Dynamik der europäischen Rechten*, Wiesbaden 2011, S. 267–279, hier: S. 268.

49 Vgl. die weiterhin lesenswerte Sammlung theoretischer Aufsätze aus den 1920er- und 1930er-Jahren von Wolfgang Abendroth (Hrsg.), *Faschismus und Kapitalismus. Theorien über die sozialen Ursprünge und die Funktion des Faschismus*, Frankfurt am Main/Wien 1967.

50 Max Oppenheimer, *Die unbewältigte Gegenwart. Eine Dokumentation über Rolle und Einfluss ehemals führender Nationalsozialisten in der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt am Main 1962; Heinz Brüdigam, *Wahrheit und Fälschung: Das Dritte Reich und seine Gegner in der Literatur seit 1945*, Frankfurt am Main 1959; ders., *Der Schoß ist fruchtbar noch. Neonazistische, militaristische, nationalistische Literatur und Publizistik in der Bundesrepublik*, Frankfurt am Main 1965 (zuerst 1964).

51 Aus der Fülle an Arbeiten: Ernst-Ulrich Huster/Gerhard Kraiker/Burkhard Scherer u. a., *Determinanten der westdeutschen Restauration 1945–1949*, Frankfurt am Main 1989 (zuerst 1972).

sen sei, weist aber auch auf gegenläufige Tendenzen hin.<sup>52</sup> Ein anderes Beispiel ist Reinhard Opitz' »Faschismus und Neofaschismus«, das vom Ersten Weltkrieg zur »nationalen Welle« um 1980 reicht und mit der Entdeckung der »Identität« durch die Neue Rechte endet.<sup>53</sup> Von Interesse ist auch Martina Koelschtkys »Die Stimme ihrer Herren« (1986), das Verbindungen zwischen Neuer Rechter und integrierten Eliten nachgeht, sowie Sammelbände aus linken Verlagen.<sup>54</sup> Diese Forschung wird heute fortgeführt, Grundlagentexte werden dabei durch Übersetzungen zugänglich gemacht.<sup>55</sup>

Die in der DDR entstandenen Arbeiten argumentieren zweifellos einseitiger als die hier genannten, können für neuere Forschungen aber ebenso fruchtbar gemacht werden. Dies gilt zunächst für viele Dokumentationen, von denen das »Braunbuch« das bekannteste ist, zu denen aber auch das »Graubuch Expansionspolitik und Neonazismus« zählt.<sup>56</sup> Bei beiden handelt es sich um wertvolle Quellen, die zum einen Hinweise auf Hunderte potenzielle Fälle von Arbeitsteilung zwischen organisierten und integrierten Rechten in der Bundesrepublik enthalten, denen heutige Historikerinnen und Historiker nachgehen können. Zum anderen geben uns die aus der DDR gegen die Bundesrepublik gerichteten Polemiken Auskunft über die Perspektive eines kommunistischen Überlebenden des Judenmords – Albert Norden – auf Nationalisierungstendenzen innerhalb der Bonner Demokratie.<sup>57</sup> Instrukтив sind aber auch wissenschaftliche Publikationen wie etwa die Dissertation von Rolf Badstübner und der Band »Faschismus in Deutschland, Faschismus der Gegenwart« (1980), die als »Restauration« respektive als »Faschisierung« untersu-

52 Reinhard Kühnl, Deutschland zwischen Demokratie und Faschismus. Zur Problematik der bürgerlichen Gesellschaft seit 1918, München 1972.

53 Reinhard Opitz, Faschismus und Neofaschismus, Frankfurt am Main 1984.

54 Martina Koelschtky, Die Stimme ihrer Herren. Ideologie und Strategie der »Neuen Rechten« in der Bundesrepublik, Köln 1986; Matthias G. von Hellfeld (Hrsg.), Im Schatten der Krise. Rechts-Extremismus, Neofaschismus und Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik, Köln 1986.

55 Zeev Sternhell, Faschistische Ideologie. Eine Einführung, Verbrecher Verlag, Berlin 2019 (zuerst engl. 1976), 135 S., brosch., 15,00 €; Friedrich Burschel (Hrsg.), Das faschistische Jahrhundert. Neurechte Diskurse zu Abendland, Identität, Europa und Neoliberalismus, Verbrecher Verlag, Berlin 2020, 258 S., brosch., 19,00 €; Enzo Traverso, Die neuen Gesichter des Faschismus. Postfaschismus, Identitätspolitik, Antisemitismus und Islamophobie: Gespräche mit Régis Meyran, mit einem Beitrag zur AfD von Stephan Lessenich, Neuer ISP-Verlag, Köln/Karlsruhe 2019, 136 S., brosch., 14,80 €; Umberto Eco, Der ewige Faschismus, Carl Hanser Verlag, München 2020 (zuerst ital. 2018), 76 S., geb., 10,00 €; ferner Mathias Wörsching, Faschismustheorien. Überblick und Einführung, Schmetterling Verlag, Stuttgart 2020, 240 S., brosch., 12,00 €.

56 Nationalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland/Dokumentationszentrum der staatlichen Archivverwaltung der DDR (Hrsg.), Braunbuch. Kriegs- und Naziverbrecher in der Bundesrepublik und in Westberlin. Staat, Wirtschaft, Verwaltung, Armee, Justiz, Wissenschaft, Berlin (Ost) 1968; Nationale Front des Demokratischen Deutschland (Hrsg.), Graubuch Expansionspolitik und Neonazismus in Westdeutschland. Hintergründe, Ziele, Methoden, Berlin (Ost) 1967.

57 Auch der DDR-Historiker Leo Stern, Der Antikommunismus als politische Hauptdoktrin des deutschen Imperialismus, Berlin (Ost) 1963, stammt aus einer jüdischen Bauernfamilie.

chen, wo Sontheimer von Nationalisierungsprozessen gesprochen hätte.<sup>58</sup> Darüber hinaus gab es in der SED-Diktatur eine Konservativismus-Forschung, die auch das rechte Bürgertum in der kapitalistischen Welt im Blick hatte.<sup>59</sup>

Hegemonial waren in der zeithistorischen Zunft freilich nicht die hier genannten Analysen, sondern die konservativer Historiker wie Ernst Nolte und Theodor Schieder. Eine inhaltliche Auseinandersetzung fand, wenn überhaupt, nur oberflächlich statt. Aus dem Bild heraus sticht nur Helga Grebings »Aktuelle Theorien über Faschismus und Konservatismus« (1974).<sup>60</sup> Die Forschungen Reinhard Kühnls etwa wurden von Ernst Nolte nicht empirisch oder theoretisch kritisiert, sondern politisch: Als Kühnl 1970 an die Universität Marburg berufen werden sollte, warnte Nolte auf der Gründungskonferenz des »Bundes Freiheit der Wissenschaft« (BFW) vor einer »Politisierung« und »Ideologisierung« der Universitäten, die zu einer »Krise des Staates« führen könne.<sup>61</sup> Wie für Winkler der deutsche Nationalismus etwas war, das vor allem im Kaiserreich studiert werden konnte, sah Nolte im deutschen Faschismus ein Phänomen der Zwischenkriegszeit. Erst in den letzten Jahren haben Historiker wie Robert Paxton, Roger Griffin und Sven Reichardt den Faschismusbegriff wieder aufgegriffen und ihn auch auf die Zeit nach 1945 bezogen.<sup>62</sup>

### **Radikalismus und De-/Radikalisierung**

Während die bisher skizzierten Ansätze eher die Ränder des Forschungsfelds besiedeln, stand und steht der Radikalismusansatz in dessen Zentrum. Hierzu sind – einerseits – Arbeiten zu zählen, die organisierten und integrierten Nationalismus als radikal, extrem oder populistisch analysieren, also als Radikalisierung von einer als gemäßiger geltenden Norm, eines nichtextremen Anderen, das mal als »Mitte«, »Bürgerlichkeit« oder »Zivilgesellschaft« bezeichnet wird, mal undefiniert bleibt. Andererseits zählen auch solche Arbeiten zum Radikalismusansatz, die organisierten und integrierten Nationalismus als Teil einer »NS-Nachgeschichte« analysieren, also als Produkt einer misslungenen oder nur partiellen Deradikalisierung von Personen mit »nationalsozialistischer« Prägung – mitsamt den sich daraus ergebenden personellen, strukturellen und mentalen »NS-Kontinuitäten«. Im liberalen Erfolgs-

58 Rolf Badstübner, *Restauration in Westdeutschland 1945–1949*, Berlin (Ost) 1965; Klaus Drobisch/Dietrich Eichholtz/Kurt Gossweiler u. a., *Faschismus in Deutschland – Faschismus der Gegenwart*, Köln 1980.

59 Ludwig Elm (Hrsg.), *Rechte Weltordnung? Internationale Entwicklungstrends konservativer Politik und Gesellschaftstheorie in den achtziger Jahren*, Berlin (Ost) 1985.

60 Helga Grebing, *Aktuelle Theorien über Faschismus und Konservatismus. Eine Kritik*, Stuttgart 1974; dies., *Linksradikalismus gleich Rechtsradikalismus. Eine falsche Gleichung*, Stuttgart 1971.

61 Zit. nach: Dominik Rigoll, *Staatsschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr*, Göttingen 2013, S. 331.

62 Robert O. Paxton, *Anatomie des Faschismus*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2006 (zuerst engl. 2004), 447 S., geb., 24,90 €; Roger Griffin, *Faschismus. Eine Einführung in die vergleichende Faschismusforschung*, ibidem-Verlag, Stuttgart 2020 (zuerst engl. 2018), 251 S., brosch., 22,00 €; Sven Reichardt bearbeitet das Forschungsprojekt »Global Fascist Networks (1920s to 1950s)«.



narrativ, das seit einigen Jahrzehnten in der Zeitgeschichtsschreibung dominiert, wird diese Deradikalisierung mit Begriffen wie »Demokratisierung« und »Stabilisierung« belegt. Auch Publikationen, die die Entwicklung des politischen Nationalismus in Ostdeutschland nach 1989/90 in der »DDR-Nachgeschichte« verorten, also auf personelle, strukturelle und mentale Kontinuitäten zur »SED-Diktatur« zurückführen, sind Teil dieses hegemonialen Ansatzes.

Während die Genese des Rechtsextremismuskonzepts bereits zum Gegenstand politikwissenschaftlicher Forschung gemacht wurde<sup>63</sup>, steht die Historisierung des Radikalismuskonzepts noch am Anfang. Fest steht, dass Letzteres bereits in den 1950er-Jahren sowohl von Behörden gebraucht wurde, die sich dem Verfassungsschutz verpflichtet sahen, als auch von einer jungen Politologie, die sich als Demokratiewissenschaft verstand. Die Funktion des Terminus bestand darin, integralen Nationalismus zu delegitimieren, respektive partiale Rechte als »gemäßigt« in die »freiheitlich demokratische Grundordnung« zu integrieren.<sup>64</sup> Instruktiv ist hier die Auftragsstudie Thomas Kleinknechts zur Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft, durch deren Arbeit rechte Historiker mit Begriffen wie »Staatsgesinnung« und »Selbstverwaltung« mit der Demokratie versöhnt werden konnten, weil sie ihnen wissenschaftliche Agency verschafften.<sup>65</sup> Das zeithistorische Pendant dieser Konstellation ist ein Institut für Zeitgeschichte (IfZ), das sich durchaus kritisch mit integralnationalistischer (»rechtsradikaler«) Geschichtspromaganda auseinandersetzte, aber partiale Nationalist\*innen als (vermeintlich nur »konservative«) Zeitzeugen rehabilitierte und zugleich viele Forschungen von (linken) NS-Opfern als »unwissenschaftlich« delegitimierte.<sup>66</sup> Paradigmatisch ist hier Hans Rothfels' Artikel »Zeitgeschichte als Aufgabe« (1953). Anders als in Meineckes »Die deutsche Katastrophe« kommt darin der deutsche Nationalismus mit keinem Wort vor. Am Anfang der Katastrophe stehen für Rothfels nicht die Gründung der Deutschen Vaterlandspartei, sondern zwei andere Ereignisse des Jahres 1917: der Kriegseintritt der USA, der die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg besiegelte, und die Oktoberrevolution.<sup>67</sup>

Liberaler geprägt war die zeitgleich entstehende, stärker als heute historisch ausgerichtete Politikwissenschaft, der der erwähnte Kurt Sontheimer zugerechnet werden kann. Ein weiterer wichtiger Vertreter ist Karl Dietrich Bracher, der nicht nur eine bis heute einschlägige Studie zur »Auflösung der Weimarer Republik« (1955)

63 *Reiner Fenske*, Vom »Randphänomen« zum »Verdichtungsraum«. Geschichte der »Rechtsextremismus«-Forschungen seit 1945, Münster 2013; *Marc Grimm*, Rechtsextremismus – zur Genese und Durchsetzung eines Konzepts, Weinheim/Basel 2018.

64 *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland; *ders.*, Kampf um die innere Sicherheit: Schutz des Staates oder der Demokratie?, in: *Frank Bösch/Andreas Wirsching* (Hrsg.), Hüter der Ordnung. Die Innenministerien in Bonn und Ost-Berlin nach dem Nationalsozialismus, Göttingen 2018, S. 454–497.

65 *Thomas Kleinknecht*, »Staatsgesinnung« und »Selbstverwaltung«. Die Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft (gegr. 1952) im Prozess der inneren Staatsgründung der Bundesrepublik, Münster 2011.

66 Vgl. *Rigoll*, Public History von links nach rechts, sowie mit dem Fokus auf das Staatliche, nicht das Nationale *Gabriele Metzler*, Der Staat der Historiker. Staatsvorstellungen deutscher Historiker seit 1945, Berlin 2018. Eine unabhängige Geschichte des IfZ ist weiterhin Desiderat.

67 *Hans Rothfels*, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: *VfZ* 1, 1953, S. 1–8.

verfasste<sup>68</sup> und eine Reihe von Dissertationen zum »Rechtsradikalismus« in der Bundesrepublik anstieß, sondern auch selbst einige kleinere Texte zu diesem Thema geschrieben hat.<sup>69</sup>

Zu den betreuten Arbeiten zählt »Ideologien des Rechtsradikalismus« (1959) von Hans-Helmuth Knütter, die unter anderem auf Unterlagen des »Bundes der Verfolgten des Naziregimes« (BVN) basiert.<sup>70</sup> Involviert war Bracher auch in Otto Büschs Studie zur »Geschichte und Gestalt der SRP«, die am Institut für Politikwissenschaft der FU Berlin entstanden war, dessen Ausrichtung nicht zuletzt auf Franz Neumann zurückging.<sup>71</sup> Das Material für beide Arbeiten stammte aus dem Prozess gegen die SRP und aus Interviews mit Verfassungsrichtern.<sup>72</sup>

Ein weiterer Ort der frühen Erforschung des Rechtsradikalismus war die NDR-Redaktion des im Ersten Deutschen Fernsehen ausgestrahlten Politmagazins »Panorama«, der neben Eugen Kogon auch Manfred Jenke eine Zeit lang angehörte. Jenke legte 1961 die erste Gesamtdarstellung zum »Rechtsradikalismus in Deutschland nach 1945« vor.<sup>73</sup> Impulse kamen aber auch von konservativer Seite. Ein Beispiel hierfür ist Hans Maier, der die Anregung für Hermann Botts Dissertation über die rechte »Volksfeind-Ideologie« gab, die 1968 in der Schriftenreihe des IfZ erschien.<sup>74</sup> Begonnen wurde schließlich auch mit der Historisierung des Antinationalismus, der sich im Nachkriegsdeutschland vor allem als Antifaschismus und Antinazismus äußerte. Zu nennen sind hier beispielsweise Studien zu den Antifaschistischen Ausschüssen des Jahres 1945, zur amerikanischen Presselizenzenzierung und zur Demilitarisierung.<sup>75</sup>

Eine zeithistorische Rechtsradikalismusforschung erwuchs hieraus nicht, aber es erschienen einige historische Publikationen aus dem geschichts- wie politikwissenschaftlichen Kontext, die heutigen Forschenden als Theorie- und Empiriellieferantinnen dienen können. Zu den wenigen Historiker\*innen, die empirisch zum

68 *Karl Dietrich Bracher*, Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Königstein im Taunus 1978 (zuerst 1955).

69 *Ders.*, Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik, in: *Colloquium* 10, 1956, H. 2–3, S. 9–11; *ders.*, Zeitgeschichte und Rechtsradikalismus, in: *ders.*, Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur. Beiträge zur neueren Politik und Geschichte, Bern/München etc. 1964, S. 298–311.

70 *Hans-Helmuth Knütter*, Ideologien des Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland. Eine Studie über die Nachwirkungen des Nationalsozialismus, Bonn 1962.

71 *David Bebnowski*, Grundlagen der Neuen Linken. Franz L. Neumann und amerikanisch-deutsche Netzwerke in West-Berlin, in: *Arbeit – Bewegung – Geschichte* 17, 2018, H. 2, S. 23–38.

72 *Otto Büsch/Peter Furth*, Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland. Studien über die »Sozialistische Reichspartei« (SRP), Wiesbaden 1967 (zuerst 1957).

73 *Manfred Jenke*, Verschwörung von rechts? Ein Bericht über den Rechtsradikalismus in Deutschland nach 1945, Berlin (West) 1961; vgl. außerdem *ders.*, Die nationale Rechte. Parteien, Politiker, Publizisten, Berlin (West) 1967.

74 *Hermann Bott*, Die Volksfeind-Ideologie. Zur Kritik rechtsradikaler Propaganda, Stuttgart 1968; *Hans Maier/ders.*, Die NPD. Struktur und Ideologie einer nationalen Rechtspartei, München 1968.

75 *Gerhard Wettig*, Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943–1955. Internationale Auseinandersetzungen um die Rolle der Deutschen in Europa, München 1967; *Norbert Frei*, Amerikanische Lizenzpolitik und deutsche Pressetradition. Die Geschichte der Nachkriegszeitung Südost-Kurier, München 1986; *Ulrich Borsdorf/Lutz Niethammer/Peter Brandt* (Hrsg.), Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland, Wuppertal 1976.

Rechtsradikalismus oder -extremismus nach 1945 arbeiten, zählen Michael Sturm, H el ene Miard-Delacroix, Enrico Heitzer, Volker Weiß, Karsten Wilke und Harry Waibel.<sup>76</sup> Repr esentativer f ur die zeithistorische Zunft sind eher Sammelb ande<sup>77</sup> und Essays<sup>78</sup>, die anl asslich rechter Wahlerfolge erschienen. Auch der von Jan C. Behrends, Thomas Lindenberger und Patrice G. Poutrus herausgegebene Sammelband über »Fremde und Fremd-Sein in der DDR«, der sich mit den historischen Ursachen des Rechtsextremismus in den ostdeutschen Bundesl andern besch aftigt, ist in diesem Zusammenhang zu nennen.<sup>79</sup>

Ein Novum im Deutschland der Gegenwart sind von Fachhistoriker\*innen verfasste Sachb ucher, die die Rechte der Gegenwart auf vielerlei Weise historisch per-

---

76 *H el ene Miard-Delacroix*, Question nationale allemande et nationalisme. Perceptions françaises d'une probl ematique allemande au d ebut des années cinquante, Villeneuve d'Ascq 2004; *Massimiliano Livi/Daniel Schmidt/Michael Sturm* (Hrsg.), Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt. Politisierung und Mobilisierung zwischen christlicher Demokratie und extremer Rechter, Frankfurt am Main/New York 2010; *Enrico Heitzer*, Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU). Widerstand und Spionage im Kalten Krieg 1948–1959, Köln/Weimar etc. 2015; *Volker Weiß*, Deutschlands neue Rechte. Angriff der Eliten – von Spengler bis Sarrazin, Paderborn/München etc. 2011; *ders.*, Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart 2017; *Karsten Wilke*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HIAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik, Ferdinand Sch nigh Verlag, Paderborn 2011, 464 S., 58,00  ; *Harry Waibel*, Rechtsextremismus in der DDR bis 1989, Köln 1996, sowie viele weitere B ucher mit ähnlichen Inhalten. Waibels Forschung zur DDR ist analytisch schwach, aber empirisch wertvoll.

77 *Fetscher*, Rechtsradikalismus; *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Rechtsradikalismus. Randerscheinung oder Renaissance? Frankfurt am Main 1980; *ders.*, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Voraussetzungen, Zusammenhänge, Wirkungen, Frankfurt am Main 1990 (zuerst 1984); *ders.*, Auf dem Weg zum Bürgerkrieg? Rechtsextremismus und Gewalt gegen Fremde in Deutschland, Frankfurt am Main 2001; *Gerhard Paul* (Hrsg.), Hitlers Schatten verblasst. Die Normalisierung des Rechtsextremismus, Bonn 1990; *Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Rechtsradikalismus in der politischen Kultur der Nachkriegszeit. Die verzögerte Normalisierung in Niedersachsen, Hannover 1995; *Sybillie Steinbacher* (Hrsg.), Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz, Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 251 S., brosch., 20,00  .

78 *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Ullstein Verlag, Berlin 2019, 253 S., geb., 16,00  ; *Detlev Peukert/Frank Bajohr*, Rechtsradikalismus in Deutschland. Zwei historische Beiträge, Hamburg 1990.

79 *Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus* (Hrsg.), Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Berlin 2003. Außerdem hierzu *Manfred Agethen* (Hrsg.), Der missbrauchte Antifaschismus. DDR-Staatsdoktrin und Lebenslüge der deutschen Linken, Freiburg im Breisgau 2002; *Klaus Kinner/Rolf Richter* (Hrsg.), Rechtsextremismus und Antifaschismus. Historische und aktuelle Dimensionen, Berlin 2000, sowie das Sachbuch von *Kurt Hirsch/Peter B. Heim*, Von links nach rechts. Rechtsradikale Aktivitäten in den neuen Bundesl andern, München 1991.

spektivieren.<sup>80</sup> Neu war es auch, als unlängst ein staatliches Museum eine Ausstellung zur Nachkriegsgeschichte der Rechten anbot.<sup>81</sup>

Nicht minder relevant sind politikwissenschaftliche Überblicke, die sich für die historische Dimension interessieren<sup>82</sup>, sowie Handbücher und Lexika.<sup>83</sup> Zu nennen

- 
- 80 *Uffa Jensen*, Zornpolitik, Suhrkamp Verlag, Berlin 2017, 207 S., brosch., 16,00 €; *Michael Wildt*, Volk, Volksgemeinschaft, AfD, Hamburger Edition, Hamburg 2017, 157 S., geb., 12,00 €; *Andreas Wirsching/Berthold Kohler/Ulrich Wilhelm* (Hrsg.), Weimarer Verhältnisse? Historische Lektionen für unsere Demokratie, Reclam Verlag, Ditzingen 2018, 119 S., brosch., 14,95 €; *Eckart Conze*, Schatten des Kaiserreichs. Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe, dtv Verlag, München 2020, 288 S., geb., 22,00 €; *Klaus J. Bade*, Kritik und Gewalt. Sarrazin-Debatte, »Islamkritik« und Terror in der Einwanderungsgesellschaft, Wochenschau Verlag, Schwalbach im Taunus 2013, 398 S., kart., 12,00 €; *Andreas Audretsch/Claudia C. Gatzka* (Hrsg.), Schleichend an die Macht. Wie die Neue Rechte Geschichte instrumentalisiert, um Deutungshoheit über unsere Zukunft zu erlangen, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2020, 132 S., brosch., 14,90 €.
- 81 *Winfried Nerdinger*/NS-Dokumentationszentrum München (Hrsg.), Nie wieder. Schon wieder. Immer noch. Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945, Metropol Verlag, Berlin 2017, 279 S., brosch., 34,00 €. In den 1990er-Jahren war dies noch die Sache der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« (VVN) gewesen, vgl. Neofaschismus in der Bundesrepublik Deutschland: Katalog zur Ausstellung der VVN, Bund der Antifaschisten und der GEW Hamburg, Hamburg 1995. Vgl. außerdem antifaschistisches presse- und informationszentrum berlin (apabiz)/Aktives Museum Faschismus und Widerstand (Hrsg.), Immer wieder? Extreme Rechte und Gegenwehr in Berlin seit 1945, apabiz/Aktives Museum, Berlin 2019, 147 S., brosch., 5,00 €.
- 82 Aus der reichhaltigen Literatur empfehlen wir *Peter Dudek/Hans-Gerd Jaschke*, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, 2 Bde., Opladen 1984; *Claus Leggewie*, Druck von rechts. Wohin treibt die Bundesrepublik?, München 1993; *Patrick Moreau*, Les héritiers du IIIe Reich. L'extrême droite Allemande de 1945 à nos jours, Paris 1994; *Jürgen W. Falter*, Wer wählt rechts? Die Wähler und Anhänger rechtsextremistischer Parteien im vereinigten Deutschland, München 1994; *Wolfgang Kowalsky/Wolfgang Schroeder* (Hrsg.), Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz, Opladen 1994; *Hans-Gerd Jaschke*, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder, Wiesbaden 2001 (zuerst 1994); *Hajo Funke*, Paranoia und Politik. Rechtsextremismus in der Berliner Republik, Berlin 2002; *Lee McGowan*, The Radical Right in Germany. 1870 to the Present, London 2002; *Richard Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2007; *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Darmstadt 2012; *Samuel Salzborn*, Rechtsextremismus. Erscheinungsformen und Erklärungsansätze, Bonn 2015; *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2019 (zuerst 1993); *Christoph Schulze*, Rechtsextremismus. Gestalt und Geschichte, Wiesbaden 2021.
- 83 *Kurt Hirsch*, Rechts von der Union: Personen, Organisationen, Parteien seit 1945, München 1989; *Uwe Backes/Patrick Moreau*, Die extreme Rechte in Deutschland. Geschichte, gegenwärtige Gefahren, Ursachen, Gegenmaßnahmen, München 1993; *Michael Lausberg*, Die extreme Rechte in Ostdeutschland 1990–1998, Marburg 2012; *ders.*, Die extreme Rechte in Nordrhein-Westfalen 1946–1971, Marburg 2011; *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016; *Klaus Ahlheim/Christoph Kopke* (Hrsg.), Handlexikon Rechter Radikalismus, Ulm 2017.

sind ferner Analysen der Politologie<sup>84</sup>, Soziologie<sup>85</sup>, Linguistik<sup>86</sup> und Publizistik<sup>87</sup>, die ihren Gegenstand in der nahen Vergangenheit verorten. Vor allem aber sind die sowohl empirischen<sup>88</sup> als auch konzeptionellen<sup>89</sup> Arbeiten der Politikwissenschaftler Gideon Botsch, Christoph Kopke und Fabian Virchow hervorzuheben, die im Deutschland der Gegenwart in vielerlei Hinsicht die Forschungen von historisch arbeitenden Politologen in der frühen Bundesrepublik weiterführen.

- 
- 84 Vgl. aus der Masse an Literatur beispielsweise *Samuel Salzborn*, *Angriff der Antidemokraten. Die völkische Rebellion der Neuen Rechten*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2017, 223 S., brosch., 16,95 €; wenig zur historischen Dimension findet sich in *Werner J. Patzelt/Joachim Klose* (Hrsg.), *PEGIDA. Warnsignale aus Dresden*, Thelem Verlag, Dresden 2016, 667 S., kart., 22,00 €.
- 85 Vgl. etwa *Andreas Kemper*, *Sarrazins Correctness: Ideologie und Tradition der Menschen- und Bevölkerungskorrekturen*, Münster 2014; *Björn Milbradt/Floris Biskamp/Yvonne Albrecht* u. a. (Hrsg.), *Ruck nach Rechts? Rechtspopulismus, Rechtsextremismus und die Frage nach Gegenstrategien*, Verlag Barbara Budrich, Berlin 2017, 220 S., brosch., 24,90 €; *Cornelia Koppetsch*, *Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter*, Transcript Verlag, Bielefeld 2019, 283 S., brosch., 19,99 €, das Buch wurde nach Plagiatsvorwürfen bis auf Weiteres aus dem Handel gezogen; *Matthias Quent*, *Deutschland rechts außen. Wie die Rechten nach der Macht greifen und wie wir sie stoppen können*, Piper Verlag, München 2019, 300 S., brosch., 18,00 €. Trotz starkem Gegenwartsbezug inspirierend sind die Forschungen zum »radikalen Nationalismus« von *Wilhelm Heitmeyer*, *Autoritäre Versuchungen. Signaturen der Bedrohung I*, Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 394 S., brosch., 18,00 €.
- 86 *Margret Jäger/Siegfried Jäger*, *Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens*, Berlin 1999; *Siegfried Jäger* (Hrsg.), *BrandSätze. Rassismus im Alltag*, Duisburg 1993.
- 87 Aus der Fülle an Literatur: *Andrea Röpke/Andreas Speit* (Hrsg.), *Blut und Ehre: Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland*, Berlin 2013; *Thomas Wagner*, *Die Angstmacher. 1968 und die neuen Rechten*, Berlin 2017; *Markus Metz/Georg Seeßlen*, *Der Rechtsruck. Skizzen zu einer Theorie des politischen Kulturwandels*, Bertz und Fischer Verlag, Berlin 2018, 237 S., brosch., 12,00 €; *Olaf Sundermeyer*, *Gauland. Die Rache des alten Mannes*, Verlag C. H. Beck, München 2018, 176 S., brosch., 14,95 €; *Ulrich Chaussy*, *Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden*, Ch. Links Verlag, Berlin 2020, 359 S., brosch., 20,00 €.
- 88 Vgl. etwa *Botsch/Kopke*, *Die NPD und ihr Milieu; dies.*, »Umvolkung« und »Volkstod«. Zur Kontinuität einer extrem rechten Paranoia, Ulm 2019; *Gideon Botsch*, *Die »Hakenkreuzschmierwelle« 1960 und das Verbot des Bundes Nationaler Studenten*, in: *ZfG* 65, 2017, S. 855–874; *ders.*, *Wahre Demokratie und Volksgemeinschaft. Ideologie und Programmatik der NPD und ihres rechtsextremen Umfelds*, Wiesbaden 2017; *Fabian Virchow*, *Gegen den Zivilismus. Internationale Beziehungen und Militär in den politischen Konzeptionen der extremen Rechten*, Wiesbaden 2006; *ders.*, *Nicht nur der NSU. Eine kleine Geschichte des Rechtsterrorismus in Deutschland*, Landeszentrale für Politische Bildung Thüringen, Erfurt 2020, 104 S., kart., 4,00 €.
- 89 *Gideon Botsch*, *Rechtsextremismus als politische Praxis; ders.*, *Die extreme Rechte als »nationales Lager«. »Versäulung« im lebensweltlichen Milieu oder Marsch in die Mitte der Gesellschaft?*, in: *Christoph Kopke* (Hrsg.), *Die Grenzen der Toleranz. Rechtsextremes Milieu und demokratische Gesellschaft in Brandenburg*, Potsdam 2011, S. 57–81; *Gideon Botsch*, *From Skinhead-Subculture to Radical Right Movement. The Development of a »National Opposition« in East Germany*, in: *Contemporary European History* 21, 2012, S. 553–573; *ders.*, *»Nationale Opposition« in der demokratischen Gesellschaft. Zur Geschichte der extremen Rechten in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Virchow/Langebach/Häusler*, *Handbuch Rechtsextremismus*, S. 43–82; *ders.*, *Der rekonstruktive Nationalismus und die Demokratie. Zur Typologie des Nationalismus im 21. Jahrhundert*, in: *Christian Jansen/Marianne Zepp* (Hrsg.), *Kann es demokratischen Nationalismus geben? Über den Zusammenhang zwischen Nationalismus, Zugehörigkeit und Gleichheit in Europa von 1789 bis heute*, Darmstadt 2021, S. 87–116.

Der zeithistorische Mainstream hat in der Regel bis vor kurzem weder die im Nationalismus- noch die im Faschismusansatz verfassten Arbeiten zur deutschen Nachkriegsrechten rezipiert und nur begrenzt wahrgenommen, was im Radikalismusansatz publiziert wurde. Während die DDR-Restaurationsforschung bereits früh auf die Zusammenarbeit zwischen NS-Funktionseleiten und US-Militärs von 1945/46 an hinwies, ist davon in Hans-Peter Schwarz' »Vom Reich zur Bundesrepublik« (1966) keine Rede.<sup>90</sup> Auch in »Von Stalingrad zur Währungsreform« (1988) fehlt im Kapitel über »kirchlich-religiöse und politische Lager« das von Tauber beforschte »nationale« Lager.<sup>91</sup> Dies sind freilich nur zwei Beispiele von vielen. Zwar wurde das Restaurationskonzept in den 1980er-Jahren auch von Zeithistorikern wie Christoph Kleßmann adaptiert, um die Nationalisierung der politischen Ordnung der Bundesrepublik durch die Reinkorporation der NS-Funktionseleiten und die politische Agitation rechter Parteien in der frühen Adenauer-Ära als ein Phänomen historisieren zu können, das gleichzeitig mit der Demokratisierung stattfand und vergleichbare Vorläufer in anderen Zeiten und Ländern hat. Dieser Ansatz findet sich schon in den Analysen von Walter Dirks, Alfred Grosser und Eugen Kogon<sup>92</sup>, keiner davon wurde jedoch breiter rezipiert.<sup>93</sup> In Überblicksdarstellungen hieß es vielmehr, »Restauration« sei ein Kampfbegriff, der von der radikalen Linken geprägt worden sei, um die Bundesrepublik zu delegitimieren und deshalb von niemand Ernstzunehmendem mehr gebraucht werde.<sup>94</sup> So etablierte sich ein liberales (und höchst normatives) Erfolgsnarrativ, dessen Vertreter\*innen es schwerfällt, neben den Demokratisierungsschüben auch Nationalisierungsschübe wahrzunehmen.

90 *Hans-Peter Schwarz*, Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945–1949, Neuwied/Berlin 1966; *Julius Mader*, Nicht länger geheim. Die Geheimdienste der Deutschen Bundesrepublik und ihre subversive Tätigkeit gegen die Deutsche Demokratische Republik, Berlin (Ost) 1966.

91 *Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller* (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988.

92 *Walter Dirks*, Der restaurative Charakter der Epoche, in: Frankfurter Hefte 5, 1950, S. 942–954; *Alfred Grosser*, Die Bonner Demokratie. Deutschland von draußen gesehen, Düsseldorf 1960; *Eugen Kogon*, Die unvollendete Erneuerung. Deutschland im Kräftefeld 1945–1963, Frankfurt am Main 1964.

93 *Christoph Kleßmann*, Deutschland nach 1945: Befreiung – Zusammenbruch – Neuaufbau – Restauration, in: GMH 36, 1985, S. 199–211; *ders.*, Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker, in: GG 11, 1985, S. 476–494; *ders.*, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn 1991 (zuerst 1982), S. 251–257; *Falco Werkentin*, Die Restauration der deutschen Polizei. Innere Rüstung von 1945 bis zur Notstandsgesetzgebung, Frankfurt am Main/New York 1984.

94 *Axel Schildt*, Ankunft im Westen. Ein Essay zur Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1999, S. 20; *Edgar Wolfrum*, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 2007, S. 14. Ähnlich *Werner Conze*, *Rudolf Morsey* und *Heinrich August Winkler*; vgl. *Claudia Fröhlich*, Restauration. Zur (Un-)Tauglichkeit eines Erklärungsansatzes westdeutscher Demokratieggeschichte im Kontext der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, in: *Stephan Alexander Glienke/Volker Paulmann/Joachim Perels* (Hrsg.), Erfolgsgeschichte Bundesrepublik? Die Nachkriegsgesellschaft im langen Schatten des Nationalsozialismus, Göttingen 2008, S. 17–52.

Kritik daran wurde zwar laut<sup>95</sup>, fand bisher aber wenig Eingang in die übrige Forschung.

## II. Akteur\*innen: Aktionsraum und Aggregatzustände

Gideon Botsch unterscheidet in seinem Plädoyer für eine akteurszentrierte und praxeologische Erforschung des Rechtsextremismus zwischen »individuellen« und »kollektiven Akteuren«; letztere umfassen etwa Parteien, Verbände und Jugendorganisationen, aber auch Vereinigungen mit Geheimbundstrukturen. Wir nehmen im Folgenden neben Forschungen zu Individual- und Kollektivakteur\*innen des integralen auch solche des partialen Nationalismus in den Blick, also beispielsweise nationalkonservative oder nationalregionalistische Personen und Formationen. Ein weiterer Unterschied zu Botschs Ansatz besteht darin, dass wir nicht zwischen »politischer Bewegung« und »lebensweltlichen Milieus« unterscheiden.<sup>96</sup> Vielmehr gehen wir davon aus, dass die nationalistische Bewegung – wie andere politische Bewegungen auch – beides umfasst: *organisierte* und *integrierte Akteur\*innen*, Aktive wie Sympathisierende. Zu diskutieren ist, davon eine dritte Kategorie, ein Hybrid aus Individual- und Kollektivakteur\*innen, zu unterscheiden: *vernetzte Akteur\*innen* ohne organisationelle Zuordnung wie etwa Freundeskreise, Zirkel, Szenen und Interessengruppen. Wir haben solche Netzwerke einstweilen dem integrierten Nationalismus zugeschlagen. Auch sie existieren zwar nur, weil sie organisiert werden, jedoch lassen sie sich in der Regel nicht mit den klassischen organisationsgeschichtlichen Methoden erfassen, sondern müssen als Zusammenhang vieler integrierter und anderweitig organisierter Rechter analysiert werden.<sup>97</sup>

Im nächsten Teil des Forschungsberichts werden wir Publikationen daraufhin befragen, welche Praktiken rechte Akteur\*innen an den Tag legten, wie Milieus aus ihrem Zusammenwirken entstanden und welche Auswirkungen diese auf die politische und gesellschaftliche Ordnung in West- und Ostdeutschland hatten. Im aktuellen Teil versuchen wir zunächst, etwas über die *Aktionsräume* in Erfahrung zu bringen, die der Rechten von den Siegermächten sowie von anderen politischen und gesellschaftlichen Kräften seit dem Zweiten Weltkrieg gelassen wurden, und etwas über die *Aggregatzustände* zu sagen, die sich aus diesen Kontextbedingungen sowie historischen Pfadabhängigkeiten ergaben. Wie die nationalistische Arbeitsteilung musste auch der Wandel der jeweiligen Aktionsräume und Aggregatzustände den Beteiligten nicht bewusst gewesen sein. Die Begrifflichkeit entlehnen wir zum einen Lutz Niethammer, der die Transformation der NSDAP von einer integralnati-

95 Vgl. die Aufsätze in Anm. 9 sowie *Glienke/Paulmann/Perels*, Erfolgsgeschichte Bundesrepublik?; *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland; *Josef Foschepoth*, Überwachtes Deutschland. Post- und Telefonüberwachung in der alten Bundesrepublik, Göttingen 2012; *Eckart Spoo* (Hrsg.), Tabus der bundesdeutschen Geschichte, Hannover 2007; *Hans Karl Rupp*, Politische Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 2009; *Max Czollek*, Desintegriert euch!, München 2018; *Maria Alexopoulou*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Ditzingen 2020.

96 *Botsch*, Rechtsextremismus als politische Praxis, S. 138.

97 Dies ist einer der Punkte, an denen die Organisationssoziologie, die einigen Historiker\*innen gegenwärtig als Stichwortgeberin dient, etwas von der Geschichtswissenschaft lernen könnte.

onalistischen Splitterpartei zu einer pluralnationalistischen Sammlungsbewegung nach 1930 als Wechsel des »Aggregatzustands« bezeichnet.<sup>98</sup> Der Terminus »Aktionsraum« wird in der Humangeografie benutzt, um den Radius zu beschreiben, in dem Personen agieren können und um Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit messbar zu machen.<sup>99</sup> Wir argumentieren, dass der Aggregatzustand von Akteur\*innen stark von dem Aktionsraum abhängt, der ihnen zur Verfügung steht, und beginnen unseren Forschungsbericht daher mit Studien und Quellensammlungen über die Art und den Umfang, in dem alliierte und deutsche Akteur\*innen den deutschen Nationalismus desintegrierten und desorganisierten, ihm aber auch Möglichkeiten eröffneten, sich zu transformieren und neu zu erfinden. Erst in einem zweiten Schritt nehmen wir dann die Aggregatzustände in den Blick, die integrierte und organisierte Rechte unter diesen Rahmenbedingungen einnahmen.

### ***Des-/integrierter Nationalismus***

Die zeithistorische Forschung hat des-/integrierte Rechte bislang nicht als solche untersucht, sondern als »Belastete« oder »frühere Nationalsozialisten« in den Blick genommen und ihre Reinkorporation als »Umgang mit personellen NS-Kontinuitäten« in der »Nachgeschichte des Nationalsozialismus« verortet; Axel Schildt sprach treffend von »Belastungsgeschichte«.<sup>100</sup> Wenn anstelle von Einzelpersonen größere Bevölkerungsteile gemeint sind, werden sehr häufig auch – der Soziologie, Psychologie und politischen Publizistik entlehnte – Metaphern wie »autoritäre Überhänge«, »dunkle« oder »lange Schatten« benutzt, die gleichsam von der Hohenzollernmonarchie, der Weimarer Republik und der Nazidiktatur in die Bundesrepublik hineinragen.<sup>101</sup> Mit Blick auf Ostdeutschland wird seit 1990 ganz ähnlich argumentiert, wenn rechte Gewalt und Wahlerfolge dort (auch) auf das »autoritäre Erbe« der SED-Diktatur zurückgeführt werden.<sup>102</sup> Statt von »Autoritarismus« und »Überhängen« von integriertem Nationalismus zu sprechen, ist – erstens – ein spezifisch historisierendes Vorgehen erforderlich, das das Phänomen zu einem Gegenstand der historischen Nationalismusforschung macht. Das erscheint – zweitens – inso-

98 *Niethammer*, *Angepaßter Faschismus*, S. 21; zur Operationalisierung des Begriffs für die Demokratie- und Kommunismusforschung vgl. *Rigoll*, *Kommunistische Solidaritätspolitik im demokratischen, nationalistischen und kolonialen Frankreich 1920–2010*.

99 In Anlehnung an *Markus Hesse*, *Aktionsraum*, in: *Christian Reutlinger/Caroline Fritsche/Eva Lingg* (Hrsg.), *Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die soziale Arbeit*, Wiesbaden 2010, S. 25–33.

100 Zuletzt etwa *Hanne Leßau*, *Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit*, Göttingen 2020; *Axel Schildt*, *Fünf Möglichkeiten, die Geschichte der Bundesrepublik zu erzählen*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 25, 1999, S. 1234–1244, hier: S. 1240–1242. Diskursprägend: *Norbert Frei*, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.

101 Zur Kritik der Überhangs- und Autoritarismusthese jetzt *Sonja Levsen*, *Autorität und Demokratie. Eine Kulturgeschichte des Erziehungswandels in Westdeutschland und Frankreich 1945–1975*, Göttingen 2019. Zum Problem der Metaphern *Claudia Gatzka*, »Das Kaiserreich« zwischen Geschichtswissenschaft und Public History, in: *Merkur* 75, 2021, Nr. 866, S. 5–15.

102 Vgl. Anm. 78 sowie die Passagen zur DDR in *Frei/Maubach/Morina* u. a., *Zur rechten Zeit*.



fern naheliegend, als die DDR-sozialisierten Personen, um die es hier geht, keine sozialistische Alternative verlangten, sondern eine nationalistische. Es ist – drittens – aber auch deshalb sinnvoll, statt von »ehemaligen Nationalsozialisten« von integrierten Nationalist\*innen zu sprechen, die mit Linken, Konservativen et cetera interagieren, weil die NS-Sozialisierten, um die es geht, meist einer nationalistischen Sammlungsbewegung und/oder der Funktionselite einer nationalistischen Diktatur angehört hatten.<sup>103</sup> Dies macht sie nicht automatisch, aber doch ziemlich wahrscheinlich zu Nationalist\*innen, wobei jeweils zu präzisieren wäre, in welchen Praktiken ihr Nationalismus bestand, ob er als integral oder partial anzusehen ist und so weiter. Politolog\*innen sprechen von einem mehr oder weniger »geschlossenen rechtsextremen Weltbild«. In jedem Fall aber machten solche Mitgliedschaften und Funktionen die Betreffenden zu nationalistisch Handelnden. Wie nun war der Aktionsraum von integrierten Nationalist\*innen in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg beschaffen? Und welche Aggregatzustände nahmen sie darin ein?

Maßnahmen der *personellen Denationalisierung*, deren Geschichte mit der Denazifizierung beginnt, begrenzten den Aktionsraum zweifelsohne stark. So gibt es zwar schon einige Überblicke zur Entlassung von »Nazis und Militaristen« aus Schlüsselpositionen<sup>104</sup> sowie Studien zur Internierung von bis zu 400.000 (!) dieser rechten Gefährder<sup>105</sup>, es gibt jedoch noch wenig Systematisches über die Auswirkungen dieser Maßnahmen auf den integrierten Nationalismus, so etwa auf nationalistische Milieus.<sup>106</sup> Darüber, wie der Ausschluss von integrierten Nationalist\*innen in der Bundesrepublik weiterging, sind wir zum einen insofern informiert, als sich die vielen Publikationen, die zuletzt zu personellen »NS-Kontinuitäten« erschienen sind, in diesem Sinne gegen den Strich lesen lassen.<sup>107</sup> Zum anderen liegen zwei Studien zu »Verfassungsfeinden« im öffentlichen Dienst vor, die (am Rande) über den Umgang mit Mitgliedern der SRP und der NPD bis etwa 1980 informieren. Sie legen nahe, dass »Rechtsradikale« (sprich: Nationalist\*innen) offiziell zwar genauso zu exkludieren waren wie »Linksradikale« (vor allem Kommunist\*innen), faktisch jedoch meist geduldet wurden.<sup>108</sup> Systematische Studien zu dieser Frage fehlen freilich, sodass man bis auf Weiteres auf politikwissenschaftliche und publizistische Arbeiten zurückgreifen muss.<sup>109</sup> Als Quellen können aber auch zeitgenössische politische Dokumentationen und Interventionen genutzt werden. Theodor W.

103 Hans-Ulrich Thamer, Die NSDAP. Von der Gründung bis zum Ende des Dritten Reiches, München 2020, S. 43, spricht von einer »radikalnationalistischen, autoritären Sammlungsbewegung«. Vgl. auch Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker, Geschichte der NSDAP 1920–1945, Köln 2009 (zuerst 1980). Eine quellengesättigte Gesamtgeschichte der NSDAP bleibt Desiderat.

104 Zuletzt Perry Biddiscombe, The Denazification of Germany. A History 1945–1950, Stroud 2007.

105 Zuletzt Andrew H. Beattie, Allied Internment Camps in Occupied Germany. Extrajudicial Detention in the Name of Denazification, 1945–1950, Cambridge/New York etc. 2020.

106 Vgl. aber Jens Westemeier/Hans Robert Jauß, Jugend, Krieg und Internierung, Konstanz 2016.

107 Aus der Fülle an Literatur: Bösch/Wirsching, Hüter der Ordnung; Dominik Geppert/Stefan Creuzberger (Hrsg.), Die Ämter und ihre Vergangenheit. Ministerien und Behörden im geteilten Deutschland 1949–1972, Paderborn 2018; Sabrina Nowack, Sicherheitsrisiko NS-Belastung. Personalüberprüfungen im Bundesnachrichtendienst in den 1960er-Jahren, Berlin 2016.

108 Rigoll, Staatsschutz in Westdeutschland; Alexandra Jaeger, Auf der Suche nach »Verfassungsfeinden«. Der Radikalenbeschluss in Hamburg 1971–1987, Göttingen 2019.

109 Zu Bundeswehr und Sicherheitsbehörden Hans-Gerd Jaschke/Birgit Rättsch/Yury Winterberg, Nach Hitler. Radikale Rechte rüsten auf, München 2001, S. 184–197; Winfried Nachtwei, Eine

Adorno etwa bekannte 1959 in seinem später berühmt gewordenen Vortrag über die »Aufarbeitung der Vergangenheit«, er halte die »Unterwanderung« der Bundesrepublik von rechts für etwas, das objektiv stattfinde, auch wenn es den agierenden Personen nicht unbedingt bewusst sei.<sup>110</sup> Die Verortung der personellen Denationalisierung in der Besatzungszeit und der alten Bundesrepublik in der Geschichte des Nationalismus hätte schließlich auch den Vorteil, dass das Phänomen systematisch mit seinen Vorläufern in der Weimarer Republik<sup>111</sup> und seinen Entsprechungen im Deutschland der Gegenwart<sup>112</sup> in Beziehung gesetzt werden könnte. Auch internationale Vergleiche – mit den anderen Nachkriegssäuberungen – würden so erleichtert.

Die Denationalisierung schloss eine anschließende Reintegration keineswegs aus. Neue Studien bestätigen, was die Restaurationsforschung schon früh erkannt und als Kooperation zwischen verschiedenen Imperialismen angeprangert hatte, nämlich dass die Westmächte deutschen »Imperialisten« (sprich: Nationalist\*innen) vielerlei Möglichkeiten anboten, an ihre alten Wirkungsstätten zurückzukehren. Die Behördenforschung der letzten Jahre hat gezeigt, auf welche Weise das spätere Spitzenpersonal der inneren und äußeren Sicherheitsbehörden der Bundesrepublik bereits ab 1945 mit den ehemaligen Gegner\*innen kooperierte, also nach kurzer Exklusion in der »Stunde Null« in den Besatzungsapparat integriert wurde.<sup>113</sup> Einige, namentlich die Wissenschaftler und Ingenieure der »Operation Paperclip«, konnten ihre Tätigkeit in den USA fortsetzen und bildeten das Spitzenpersonal des Raketen- und Raumfahrtprogramms – ein Thema, das bisher vor allem Sachbuchautor\*innen

---

Diskussion so alt wie die Bundeswehr? Rechtsextreme Einstellungen und Vorfälle in und im Umfeld der Bundeswehr, in: *Gorch Pieken/Matthias Rogg* (Hrsg.), *Rechtsextreme Gewalt in Deutschland: 1990–2013*, Dresden 2013, S. 102–115.

- 110 *Theodor W. Adorno*, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: *ders.*, *Eingriffe*. Neun kritische Modelle, Frankfurt am Main 1959, S. 125–146, hier: S. 126. Beispiele für Dokumentationen sind neben dem erwähnten Braunbuch etwa *Rolf Seeliger* (Hrsg.), *Bonnas graue Eminenzen*. Aktuelle Beiträge zum Thema Ministerialbürokratie und sozialdemokratische Reformpolitik, München 1970; *Ekkehard Launer/Eckhart Pohl/Eckhard Stengel* (Hrsg.), *Rechtsum zum Abitur oder: Wie braun dürfen Lehrer sein? Dokumentiert am Beispiel des Grottefend-Gymnasiums Hann. Münden, Göttingen 1979*.
- 111 Die Erforschung des Ausschlusses von Rechten aus dem Staatsdienst der Weimarer Republik hat freilich inzwischen ebenfalls Quellenwert: *Rudolf Morsey*, *Staatsfeinde im öffentlichen Dienst (1929–1932)*. Die Beamtenpolitik gegenüber NSDAP-Mitgliedern, in: *Klaus König/Frido Wagener/Hans-Werner Laubinger* (Hrsg.), *Öffentlicher Dienst*. Festschrift für Carl Hermann Ule zum 70. Geburtstag, Köln/Berlin etc. 1977, S. 111–133.
- 112 Vgl. etwa *Matthias Meisner/Heike Kleffner* (Hrsg.), *Extreme Sicherheit*. Rechtsradikale in Polizei, Verfassungsschutz, Bundeswehr und Justiz, Freiburg im Breisgau 2019; *Dirk Laabs*, *Staatsfeinde in Uniform*. Wie militante Rechte unsere Institutionen unterwandern, Berlin 2021.
- 113 *Dieter Schenk*, *Die braunen Wurzeln des BKA*, Frankfurt am Main 2003; *Immanuel Baumann/Herbert Reinke/Andrej Stephan* u. a., *Schatten der Vergangenheit*. Das BKA und seine Gründungsgeneration in der frühen Bundesrepublik, Köln 2011; *Esther-Julia Howell*, *Von den Besiegten lernen? Die kriegsgeschichtliche Kooperation der U.S. Armee und der ehemaligen Wehrmachtselite 1945–1961*, Berlin 2015; *Thomas Wolf*, *Die Entstehung des BND*. Aufbau, Finanzierung, Kontrolle, Berlin 2018; *Rigoll*, *Kampf um die innere Sicherheit*. Ein Desiderat bleibt die Erforschung der sogenannten Dienstgruppen, zu denen bisher nur *Heinz-Ludger Borgert/Norbert Wiggershaus/Walter Stürm*, *Dienstgruppen und westdeutscher Verteidigungsbeitrag*. Vorüberlegungen zur Bewaffnung der Bundesrepublik Deutschland, Boppard 1982, vorliegt.

überlassen wurde.<sup>114</sup> Dabei war dies nur der Anfang, wie eine Reihe von Spezialstudien nahelegen, die kaum rezipiert wurden: Ab 1946 rekrutierte die französische Besatzungsmacht demobilisierte Deutsche, die nach 1918 das Rückgrat der »nationalen Opposition« gebildet hatten, in die Fremdenlegion, wo rund 30.000 Mann den Kern des Indochinakorps bildeten; deutsche Söldner, die im zivilen Leben (noch) keine Perspektive sahen, traten auch amerikanischen und britischen Milizen (»Dienstgruppen«) bei, was sie mal in die Bundeswehr, mal ins Ausland führte, wo sie – wie der bekennende Rassist Siegfried (»Kongo«) Müller – in Dekolonialisierungskriegen eingesetzt waren; 1951 trat Klaus Barbie in die Fußstapfen von Ernst Röhm und ging (wie dieser zwischen 1928 und 1930) nach Bolivien, wo er die dortige Rechtsdiktatur im Kampf gegen Che Guevara beriet.<sup>115</sup> Angebahnt worden waren die Allianzen zwischen »westlichen« Militärs und nationalistischen Funktionseleiten aus aller Welt schon während des Zweiten Weltkriegs, wie Forschungen zur Kooperation der amerikanischen Geheimdienste mit rumänischen Nationalist\*innen respektive mit deutschen »Ostforschern« und der Muslimbruderschaft zeigen.<sup>116</sup> Wie diese Westernisierung von rechts, die lange vor der besser erforschten Westernisierung unter liberalen Vorzeichen einsetzte, seit den 1970er-Jahren weiterging, lässt sich auf der Grundlage der von uns konsultierten Forschungen nicht sagen. Eine offene Frage, bei deren Beantwortung geschichts- und gegenwartsbezogene Forscher\*innen kooperieren könnten, ist zum Beispiel, inwiefern sich die Polizeiausbildung durch UNITER-Angehörige auf den Philippinen, die zur US-Einflussphäre gehören, in denselben Pfaden bewegt.<sup>117</sup>

Angesichts des Nebeneinanders von desintegrierenden und integrierenden Dynamiken verwundert es nicht, dass in den ersten Nachkriegsjahren das Netzwerk ein besonders häufig auftretender Aggregatzustand des des-/integrierten Nationalismus war. Weil die Bildung nationalistischer Organisationen bis auf Weiteres verboten war, vernetzten sich rechte Funktionseleiten – in der Erwartung, schon bald wieder entnetzt und in eine der Strukturen integriert zu werden, in der sich Pioniere wie Reinhard Gehlen schon seit 1945 bewegten.<sup>118</sup> Dies legen jedenfalls die wenigen Studien über klandestine Strukturen der Nachkriegszeit nahe, die in der Tradition der früh von Emil Julius Gumbel analysierten nationalistischen Geheimbünde

114 Vgl. jüngst wieder *Annie Jacobsen*, *Operation Paperclip, The Secret Intelligence Program that Brought Nazi Scientists to America*, New York 2014.

115 *Eckhard Michels*, *Deutsche in der Fremdenlegion 1870–1965. Mythen und Realitäten*, Paderborn/München etc. 1999; *Klaas Voß*, *Washingtons Söldner. Verdeckte US-Interventionen im Kalten Krieg und ihre Folgen*, Hamburg 2014; *Peter Hammerschmidt*, *Deckname Adler. Klaus Barbie und die westlichen Geheimdienste*, Frankfurt am Main 2014.

116 *Jeffrey Burds*, *The Early Cold War in Soviet West Ukraine, 1944–1948*, Pittsburgh 2001; *Ian Johnson*, *A Mosque in Munich. Nazis, the CIA, and the Muslim Brotherhood in the West*, Boston 2010. Schwach, weil diese wichtigen Forschungen nicht rezipierend: *Matthias Küntzel*, *Nazis und der Nahe Osten. Wie der islamische Antisemitismus entstand*, Verlag Hentrich & Hentrich, Leipzig 2019, 269 S., brosch., 19,90 €.

117 *Sebastian Erb/Alexander Nabert/Martin Kaul* u. a., *Hannibals Reisen*, in: *die tageszeitung*, 15.3.2019.

118 Zur Ver- und Entnetzung vgl. *Urs Stäheli*, *Soziologie der Entnetzung*, Berlin 2021.

der Weimarer Republik standen.<sup>119</sup> Die Rede ist zum einen von rechten Elitennetzwerken, die entfernt der »Nationalen Vereinigung« und der »Thule-Gesellschaft« nach dem Ersten Weltkrieg ähneln.<sup>120</sup> Beispiele sind die Geheimorganisation »Die Bruderschaft«, der Kurt Tauber ein Unterkapitel widmet<sup>121</sup>, und der ungleich besser erforschte Kreis um den ehemaligen Staatssekretär Goebbels' Werner Naumann, den ehemaligen NSDAP-Anwalt Friedrich Grimm, den Industriellen Hugo Stinnes junior und den FDP-Politiker Friedrich Middelhauve, die beide zum Ziel hatten, die Bundesrepublik zu unterwandern.<sup>122</sup> Zum anderen sind nationalistische Vigilanten-netzwerke in der Tradition der Freikorps gemeint wie die »Organisation Elsa« und die »Organisation Sonderverbindung« im Südwesten (die vor allem aus desintegrierten Gestapo-SS-Angehörigen und ihren Mitarbeiter\*innen bestanden), ein Untergrundnetzwerk aus HJ-Funktionären im Norden und ein von Klaus Barbie selbst als »Braune Hilfe« bezeichnetes weiteres Netzwerk von Gestapo-SS-Männern.<sup>123</sup> Zu überprüfen wäre, inwiefern nach der Zerschlagung dieser Strukturen im Laufe der Jahre 1945/46 nicht nur schillernde Persönlichkeiten wie Barbie, sondern auch andere in westalliierte oder westdeutsche Strukturen reintegriert wurden. Unwahrscheinlich erscheint dies nicht, denn vor seinem Gang nach Bolivien war Barbie im »Bund Deutscher Jugend« (BDJ) aktiv, dessen geheimer paramilitärischer Arm, der »Technische Dienst« (TD), für den »Tag X« trainierte. Integriert war dieser Nationalismus, weil der TD von US-Geheimdiensten und Unternehmen wie Reemtsma finanziert wurde, während der BDJ auch Gelder aus Bundesmitteln bekam. Jedenfalls legen das die wenigen Informationen nahe, die bisher zum BDJ/TD vorliegen.<sup>124</sup> Besser erforscht sind inzwischen die ebenfalls in Arbeitsteilung zwischen deutschen und westalliierten Militäreliten konzipierten »Crack-Divisionen«, ein

119 Gumbel, *Verschwörer; ders.*, Vom Fememord zur Reichskanzlei, Heidelberg 1962.

120 Monografien zu diesen beiden Geheimbünden hat die professionelle Zeitgeschichte auch nach über 100 Jahren noch nicht zuwege gebracht. Vgl. aber *Bruno Thoß*, Der Ludendorff-Kreis 1919–1923. München als Zentrum der mitteleuropäischen Gegenrevolution zwischen Revolution und Hitler-Putsch, München 1978; *Martin Sabrow*, Der Rathenaumord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar, München 1994; *Hermann Gilbhard*, Die Thule-Gesellschaft. Vom okkulten Mummenschanz zum Hakenkreuz, München 2015; *Klaus Gietinger*, Der Konterrevolutionär. Waldemar Pabst – eine deutsche Karriere, Hamburg 2009; *Stephan Malinowski*, Die Hohenzollern und die Nazis. Geschichte einer Kollaboration, Propyläen Verlag, Berlin 2021, 784 S., geb., 35,00 €.

121 *Tauber*, *Beyond Eagle and Swastika*, S. 122–132 und 160–171.

122 *Kristian Buchna*, Nationale Sammlung an Rhein und Ruhr. Friedrich Middelhauve und die nordrhein-westfälische FDP 1945–1953, München 2010; *Beate Baldow*, Episode oder Gefahr? Die Naumann-Affäre, Berlin 2012; *Günter J. Trittel*, »Man kann ein Ideal nicht verraten ...«. Werner Naumann – NS-Ideologie und politische Praxis in der frühen Bundesrepublik, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 347 S., kart., 39,90 €.

123 *Friedemann Rincke*, Die Organisationen »Elsa« und »Sonderverbindung«. Der nationalsozialistische Untergrund in Württemberg 1945/46, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 74, 2015, S. 297–330; *Scott Andrew Selby*, *The Axmann Conspiracy. A Nazi Plan for a Fourth Reich and How the U.S. Army defeated It*, New York 2012; *Hammerschmidt*, *Deckname Adler*, S. 66–121.

124 Vgl. aber *Dudek/Jaschke*, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, Bd. 1, S. 356–388, Bd. 2, S. 163–194; *Rigoll*, Kampf um die innere Sicherheit, S. 484 f.; *Erich Schmidt-Eenboom/Ulrich Stoll*, Die Partisanen der NATO. Stay-Behind-Organisationen in Deutschland 1946–1991, Berlin 2015.

Netzwerk aus Elitesoldaten, die im Konfliktfall zu reaktivieren waren, sowie die »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit« (KgU), die Propaganda-Aktionen und Anschläge in der DDR plante und ausführte.<sup>125</sup> Auch diese waren Sammelbecken für Ex-Personal des NS-Militärapparats, die anders als ihre Vorgängerin, die »Schwarze Reichswehr«, jedoch unter alliierter Ägide standen und bei denen man davon ausgehen kann, dass nicht allzu viele Linke und Liberale in ihren Reihen waren. Und wie oben handelte es sich auch hier um Vektoren einer weltweiten Westernisierung von rechts, die, wie Bernd Stöver gezeigt hat, bis mindestens 1991 andauerte.<sup>126</sup> Die journalistische Dokumentation aktueller rechter Vigilantennetzwerke etwa durch Matthias Meisner und Heike Kleffner kann den Blick auf historische Phänomene schärfen und historisierbare Thesen und Beobachtungen liefern.<sup>127</sup> Ob auch gegenwärtig rechte Elitennetzwerke existieren, ist eine der Forschungsfragen, bei deren Beantwortung das Wissen über entsprechende Strukturen in der Vergangenheit helfen kann.<sup>128</sup>

Verbreiteter waren und sind zweifellos klassische Seilschaften: Männerbünde aus früheren Kollegen, Kommilitonen oder Korporierten, die sich karrieretechnisch unterstützten und oft »national« eingestellt gewesen sein dürften, deshalb aber nicht zwangsläufig eine politische Agenda verfolgten, wie die demobilisierten Soldaten und Sicherheitsleute, die einiges dafür taten, dass sie wieder gebraucht wurden. Wie die Behördenforschung gezeigt hat, lassen sich solche Seilschaften vielerorts identifizieren.<sup>129</sup> Die restaurationskritische Publizistik hat die Bevölkerungsgruppe, die im Zuge der personellen Denationalisierung 1945 entlassen worden war und nach der Gründung der Bundesrepublik in großer Zahl wieder in gesellschaftliche Schlüsselpositionen strömte, als »131er« bezeichnet, weil Artikel 131 des Grundgesetzes diese weitgehende Wiederverwendung ermöglichte. Auch wenn mitnichten alle 131er Rechte waren, legen die Forschungen doch nahe, dass es sich hierbei um einen Bevölkerungsteil von rund 500.000 Personen handelte, der schon aufgrund seiner Interessen nationalistischer handelte als andere – aber eben auch, weil Erwachsene ihre politische Gesinnung in der Regel nicht einfach so ablegen können.<sup>130</sup> Zu der Gruppe, die durch die weitgehende Reinkorporation der 131er unter Druck geriet, zählten diejenigen, die während der Internierung der nationali-

125 Heitzer, Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit. Zu den Crack-Divisionen informativ, wenn auch aufgrund einer wenig gezügelten Nähe zum Untersuchungsgegenstand zu wenig quellenkritisch: Agilolf Kefselring, Die Organisation Gehlen und die Neuformierung des Militärs in der Bundesrepublik, Berlin 2017.

126 Bernd Stöver, Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische *Liberation Policy* im Kalten Krieg 1947–1991, Köln/Weimar etc. 2002.

127 Meisner/Kleffner, Extreme Sicherheit; Laabs, Staatsfeinde in Uniform.

128 Vgl. etwa die Recherchen von Andreas Kemper über Faschismus, AfD & Degussa Goldhandel, Jung & Naiv, Folge 481, URL: <<https://youtu.be/yOR4sHRRiMg>> [20.7.2021].

129 Vgl. etwa Maren Richter, Von Seilschaften und Netzwerken. Die Abteilung Gesundheitswesen und die Gesundheitspolitik, in: Bösch/Wirsching, Hüter der Ordnung, S. 536–579.

130 Zum 131er-Gesetz noch immer nur Frei, Vergangenheitspolitik, S. 69–100; zu den 131ern Rigoll, Staatsschutz in Westdeutschland; ders., »Ein Sieg der Ehemaligen«: Beamtenrechtliche Weichenstellungen für »45er« und »131er«, in: Bösch/Wirsching, Hüter der Ordnung, S. 413–441; Marie-Bénédicte Vincent, Les 131er. Histoire sociale de la dénazification des fonctionnaires ouest-allemands. Epuration et réintégration dans les services publics de la RFA, Habil., Paris 2017.

stischen Gefährder als demokratische Garanten in Schlüsselpositionen gelangt waren. Sie wurden in Anlehnung an die Revolutionäre von 1848, die in den 1850er-Jahren mit einer Restauration konfrontiert gewesen waren, als »45er« bezeichnet. Für die Zeitgeschichte des deutschen Nationalismus ist der Strukturkonflikt zwischen 45ern und Anti-45ern erstens deshalb relevant, weil er eine Fortsetzung hat in dem Antagonismus zwischen 68ern und Anti-68ern<sup>131</sup> in der Alt-Bundesrepublik und im Deutschland der Gegenwart, auf dessen historische Bedeutung die Arbeiten von Thomas Wagner und Volker Weiß zur Neuen Rechten sowie der wegweisende Band »Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt« hingewiesen haben.<sup>132</sup> Alternative begriffliche Konzeptualisierungen bietet die politikwissenschaftliche Terminologie mit der Rede von miteinander konkurrierenden »strategischen Gruppen« oder Karl Mannheims Generationenmodell: Die 45er und 68er ließen sich dann als zwei antagonistische »Generationseinheiten« fassen, die sich in zwei Schlüsselmomenten – 1945 und 1968 – aus »konkreten Gruppen« herausgebildet hatten und die sich schon aufgrund ihrer gesellschaftlichen Lage aneinander abarbeiten mussten.<sup>133</sup> Zweitens bestanden nicht nur zwischen 45ern und 68ern viele produktive Verbindungen<sup>134</sup>, sondern auch zwischen den uns hier vor allem interessierenden Anti-45ern und Anti-68ern. Richard Stöss hat hierauf schon früh hingewiesen.<sup>135</sup> Selbst dass sich einige Anti-68er seit Mitte der 1990er-Jahre als »89er« verstehen oder zumindest »1989« und das Erbe der »Wende« für sich reklamieren, hat einen Vorläufer in der Aneignung des 45er-Begriffs durch die HJ-Generation und die Validierung dieser *political appropriation* durch die Zeitgeschichte.<sup>136</sup> Nicht unwahrscheinlich ist, dass es in anderen Nachkriegsgesellschaften vergleichbare Generationskonstellationen in Bezug auf die »Alte Rechte« und die »Neue Rechte« gibt.

Die Generationseinheiten respektive strategischen Gruppen der Anti-45er und Anti-68er stellen »flüssige« und damit schwer zu analysierende Aggregatzustände des integrierten Nationalismus dar. »Fester« und besser zu erfassen sind da individuelle Akteur\*innen in konkreten Kontexten. Aus der Masse an Möglichkeiten herausgegriffen seien hier integrierte Rechte in der Bundesbürokratie – im zweiten Teil des Beitrags werden wir die Perspektive ›von unten‹ stärker miteinbeziehen.

131 Vgl. auch *Quinn Slobodian*, Anti-'68ers and the Racist-Libertarian Alliance. How a Schism among Austrian School Neoliberals Helped Spawn the Alt Right, in: *Cultural Politics* 15, 2019, S. 372–386.

132 *Wagner*, Die Angstmacher; *Weiß*, Die Autoritäre Revolte; *Livi/Schmidt/Sturm*, Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt.

133 *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland; *ders.*, The Original 45ers: A European »Generation of Resistance«?, in: *Jens Spaeth* (Hrsg.), Does Generation Matter? Progressive Democratic Cultures in Western Europe, 1945–1960, Cham 2018, S. 49–69; *Anna von der Goltz* (Hrsg.), »Talkin' 'bout my Generation«. Conflicts of Generation Building and Europe's ›1968‹, Göttingen 2011.

134 *Boris Spornol*, Notstand der Demokratie. Der Protest gegen die Notstandsgesetze und die Frage der NS-Vergangenheit, Essen 2008; *Dominik Rigoll*, Erfahrene Alte und entradikalisierte 68er. Menschenrechte im roten Jahrzehnt, in: *Norbert Frei/Annette Weinke* (Hrsg.), Toward a New Moral World Order? Menschenrechtspolitik und Völkerrecht seit 1945, Göttingen 2013, S. 182–192.

135 *Stöss*, Väter und Enkel; auch *Bartsch*, Revolution von rechts?, nennt Arthur Ehrhardt »Abendroth der Neuen Rechten« (S. 95); weitere Hinweise in *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland.

136 *Steffen Kailitz*, Die »89er« und die Renaissance des »Jungkonservatismus«, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* 8, 1996, S. 161–180; *Rigoll*, Public History von links nach rechts.

Wie erwähnt, sind integrierte Rechte in Behörden bisher vor allem unter der verengenden Fragestellung untersucht worden, ob es sich um (frühere) »Nazis« handelte oder nicht.<sup>137</sup> Im Grunde ist die Frage ganz leicht zu beantworten: Wen die NSDAP oder die SA/SS in ihre Reihen aufgenommen hat, war Nazi. Wie dieser Nazismus des Einzelnen beschaffen war und infolgedessen das Handeln innerhalb der Behörde beeinflusste, kann nationalismusgeschichtlich aufgeschlüsselt werden. Üblich waren bisher oft psychologisierende Qualifizierungen – ein Erbe der Denazifizierung und der anschließenden Rehabilitierung: Jemand war »Nazi aus Überzeugung«, »Nazi aus Opportunismus«, »Nazi aus Naivität«. Unser Alternativvorschlag ist ein Ansatz, der den Blick dafür schärft, dass die NSDAP, wie ausgeführt, eine nationalstische Sammlungsbewegung war<sup>138</sup>, die viele Nationalismen in sich vereinte: rassistische, militaristische, konservative, wirtschaftsliberale, katholische, monarchistische, jugendbewegte und so fort. Hans Globke etwa, zu dem zwei sich weitgehend widersprechende Biografien erschienen sind<sup>139</sup>, wäre zwar gern »Nationalsozialist« geworden, wurde es aber nicht, weil die Partei seinen Beitrittsgesuchen aufgrund seiner Vernetztheit mit der katholischen Hierarchie nicht stattgab. Davon abgesehen spricht einiges dafür, Globkes professionelle Praktiken von der Weimarer Republik über die Nazidiktatur und die Besatzungszeit bis hin zur Bundesrepublik als die eines (partialnationalistischen) Rechtskatholiken zu analysieren – so wie man einige seiner zeitgenössischen Antipoden, Walter Dirks etwa, als Linkskatholiken untersucht. Mithilfe dieses Ansatzes wäre die katholische Rechte in Deutschland zudem leichter mit dem Nationalkatholizismus in Beziehung zu setzen, wie er in Frankreich, Spanien, Portugal und Südamerika existiert.<sup>140</sup> Ein anderes Beispiel ist der CDU-Politiker und Bundesinnenminister Gerhard Schröder, zu dem Torsten Oppelland eine ausgewogene Biografie vorgelegt hat.<sup>141</sup> Schröder war ein ehemaliger Nazi, da ihn die NSDAP 1933 in ihre Reihen aufgenommen hat; aber er war ein Nazi, der sich zugleich in der »Bekennenden Kirche« engagierte und zu seiner als »Halbjüdin« geltenden Ehefrau stand.<sup>142</sup> Nationalismusgeschichtlich kann seine Haltung als »nationalliberal« kategorisiert werden, also als partialer Nationalismus, der in der Union als rechtsdemokratischer Sammlungspartei einen wichtigen Platz

137 Das Folgende versteht sich auch als Alternativvorschlag zu dem Ansatz von *Janosch Steuerer*, »Zweiundvierzig«. Nazis-Zählen als unsinniges Ritual, in: *Geschichte der Gegenwart*, 14.2.2021, URL: <<https://geschichtedergegenwart.ch/zweiundvierzig-nazis-zaehlen-als-unsinniges-ritual-der-vergangenheitsbewaeltigung/>> [16.9.2021].

138 Weil der Nationalsozialismus kein Sozialismus war, sollte »Nationalsozialist« in Führungszeichen geschrieben werden, wie dies bei Begriffen wie »Drittes Reich«, »Volksgemeinschaft« oder »Nationaldemokrat« getan wird. Nicht die Nazis waren »nationale Sozialisten«, sondern nationalstische Sozialdemokraten wie Gustav Noske.

139 *Jürgen Bevers*, *Der Mann hinter Adenauer*. Hans Globkes Aufstieg vom NS-Juristen zur grauen Eminenz der Bonner Republik, Berlin 2009; *Erik Lommatzsch*, *Hans Globke (1898–1973). Beamter im Dritten Reich und Staatssekretär Adenauers*, Frankfurt am Main/New York 2009.

140 Zur gegenwärtigen »ökumenischen« Entwicklung vgl. auch *Lucius Teidelbaum*, *Die christliche Rechte in Deutschland. Strukturen, Feindbilder, Allianzen*, Münster 2018.

141 *Torsten Oppelland*, *Gerhard Schröder (1910–1989). Politik zwischen Staat, Partei und Konfession*, Düsseldorf 2002; vgl. außerdem *Irina Stange*, *Das Bundesinnenministerium und seine leitenden Beamten*, in: *Bösch/Wirsching*, *Hüter der Ordnung*, S. 55–121, hier: S. 97–101.

142 Hier bietet sich ein Vergleich mit den »linientreuen Dissidenten« in der DDR an, die *Sonia Combe*, *La loyauté à tout prix. Les floués du «socialisme réel»*, Lormont 2019, erforscht.

hatte. 1969 war er bereit, sich mit den Stimmen der NPD zum Bundespräsidenten wählen zu lassen, was zeigt, dass »gemäßigte« und »radikale« Rechte bisweilen ein »nationales Lager« bilden.

Instruktiv ist schließlich der Vergleich mit der Entwicklung in der SBZ/DDR. So hatte auch die personelle Denationalisierung im Osten eine exklusive und eine inklusive Seite. Einerseits haben die Forschungen zu den »Speziallagern« und zu Deportationen von Deutschen zum Wiederaufbau der vielerorts zerstörten und entvölkerten Sowjetunion gezeigt, dass der Ausschluss von NS-Funktionseleiten und der Zwang zur Wiedergutmachung hier ungleich konsequenter – und tödlicher – war als in Westdeutschland.<sup>143</sup> Andererseits zeigen viele Studien, dass auch die SED von 1946 an auf die Integration von Nationalist\*innen in die sozialistische Ordnung abzielte, und zwar dort, wo sie auf ihre Mitwirkung angewiesen war: besonders in den medizinischen und technischen Berufen sowie beim Militär.<sup>144</sup> Während in der Bundesrepublik ein Teil der 45er bei der Staatsgründung eine Allianz mit einem Großteil der 131er einging, alliierten sich die Kommunist\*innen an der Spitze der SED-Diktatur zur selben Zeit mit einem Großteil der im Land verbliebenen HJ-Generationseinheit sowie mit Ex-Nazis aus der Arbeiter-, Bauern- und Angestellten-schicht (»kleine PG«).<sup>145</sup> Eine wichtige Rolle bei der Mobilisierung dieser Klientel, die freilich nicht automatisch, aber doch tendenziell »nationaler« eingestellt war als andere Teile der Bevölkerung, spielte nicht nur die bislang noch kaum untersuchte »Nationale Front des Demokratischen Deutschland«, sondern auch die »National-Demokratische Partei Deutschlands« (NDPD), die ebenfalls erst in Ansätzen erforscht wurde.<sup>146</sup> Anders als der selbsterklärt »demokratische« Nationalismus der NPD im Westen, der zur organisierten Rechten zu zählen ist, war derjenige der NDPD ein integrierter Nationalismus, denn die Partei ordnete sich ganz der SED unter, hielt sich also an die Spielregeln des staatssozialistischen Demokratismus.<sup>147</sup> Dass die SED-Führung auf integrierte Rechte angewiesen war (oder zu sein glaub-

143 Beispielsweise *Alexander von Plato* (Hrsg.), *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950*, Berlin 2000; *Wolfgang Eisert*, *Die Waldheimer Prozesse. Der stalinistische Terror 1950*, München 1993.

144 Vgl. aus der Fülle an Literatur etwa *Daniel Niemetz*, *Das feldgraue Erbe. Wehrmachtseinflüsse im Militär der SBZ/DDR*, Berlin 2006; *Lutz Maeke*, *Kontinuität der Experten. Die Meteorologie und das Archivwesen im MdI*, in: *Bösch/Wirsching*, *Hüter der Ordnung*, S. 710–728.

145 *Thomas Ahbe/Rainer Gries*, *Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte*, in: *Annegret Schüle/Thomas Ahbe/Rainer Gries* (Hrsg.), *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, Leipzig 2006, S. 475–571; *Jürgen Danyel*, *Die SED und die »kleinen Pgs«*. Zur politischen Integration der ehemaligen NSDAP-Mitglieder in der SBZ/DDR, in: *Annette Leo/Peter Reif-Spirek* (Hrsg.), *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*, Berlin 1999, S. 177–196. Zum »historischen Kompromiss« von 1949/50 im Westen vgl. *Rigoll*, *Staatschutz in Westdeutschland*.

146 *Josef Haas*, *Die National-Demokratische Partei Deutschlands (NDPD) – Geschichte, Struktur und Funktion einer DDR-Blockpartei*, Diss., Erlangen/Nürnberg 1987; *Christoph Schreiber*, »Deutsche, auf die wir stolz sind.«: Untersuchungen zur NDPD, Hamburg 2018; *Roland Höhne*, *Von der Wende zum Ende. Die NDPD während des Demokratisierungsprozesses*, in: *Richard Stöss/Oskar Niedermayer* (Hrsg.), *Parteien und Wähler im Umbruch. Parteiensystem und Wählerverhalten in der ehemaligen DDR und den neuen Bundesländern*, Wiesbaden 1994, S. 113–142.

147 Der Demokratismusbegriff wird hier – in Weiterführung eines Gedankens von Ernst Fraenkel – nicht pejorativ verwendet, sondern als Analysetool, um die BRD und die DDR beziehungsweise NPD und NDPD, die sich alle auf die Demokratie berufen, gemeinsam analysieren zu können.



te), legt auch das nationale Pathos nahe, mit dem sie lange Zeit agitierte, sowie ihre Versuche, Konzepte wie »Heimatliebe« und »Preußen« als sozialismuskompatibel neu zu erfinden.<sup>148</sup> Zu überprüfen wäre, inwiefern Organisationen wie die »Gesellschaft für Sport und Technik«, die 97 % der erwachsenen Jugendlichen vormilitärisch ausbildete, gemeinsam mit der NVA als Sammelbecken zur Integration von Nationalisten in den Sozialismus diente.<sup>149</sup> Eine Beispielbiografie für einen integrierten Nationalisten in der DDR ist Vincenz Müller, ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier, der in sowjetischer Gefangenschaft eine »Antifa-Schulung« durchlief und in der DDR eine wichtige Rolle beim Aufbau der NVA spielte. Müller, dem Peter Joachim Lapp eine Biografie gewidmet hat, gehörte dem Vorstand der NDPD für einige Jahre an und hatte wie viele deutsche Offiziere einen nationalkonservativen Hintergrund. Nazi hatte er nicht werden können, weil Berufssoldaten wie ihm der Parteibeitritt bis 1943 verwehrt war.<sup>150</sup> Eine offene Forschungsfrage ist, ob und inwieweit nationalistische Großeltern auch in der DDR ihre Überzeugungen an ihre Enkel weitergaben, worauf es Hinweise von Forschenden gibt, die bereits in der DDR mit dem Thema beschäftigt waren.<sup>151</sup> Lena Inowlocki hat für Westdeutschland gezeigt, dass Mentoren aus der sogenannten Erlebnisgeneration der Kriegsgedienten, ob Verwandte oder nicht, generell eine nicht zu unterschätzende Rolle für die Rekrutierung Jugendlicher für den organisierten Nationalismus spielten.<sup>152</sup>

### **Des-/organisierter Nationalismus**

Bedient sich die Zeitgeschichte bei der Soziologie und der Psychologie, wenn sie gesellschaftlich integrierten Nationalismus als »autoritären Überhang« oder »Belastung« deutet, borgt sie sich Begriffe wie »Radikalismus«, »Extremismus« und »Populismus« bei der Politologie, die diese, wie gesehen, erst nach dem Zweiten Weltkrieg konzeptualisiert hat, um politisch organisierten Nationalismus in seiner integralen und partialen Form zu beschreiben. Dem lag die Vorstellung beziehungsweise Hoffnung zugrunde, dass der politische Nationalismus nach zwei Weltkriegen und vielen Völkermorden zumindest in den liberalen Demokratien des sogenannten Wes-

---

Vgl. auch *Gideon Botsch*, Ernst Fraenkel und die Kritik des Vulgärdemokratismus, in: *Markus Börner/Anja Jungfer/Jakob Stürmann* (Hrsg.), Judentum und Arbeiterbewegung. Das Ringen um Emanzipation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Berlin 2018, S. 163–181, sowie *Hans Agné*, Democratism: Towards an Explanatory Approach to International Politics, in: *Review of International Studies* 44, 2018, S. 547–569.

148 *Jan Palmowski*, Die Erfindung der sozialistischen Nation. Heimat und Politik im DDR-Alltag, Berlin 2016 (zuerst engl. 2009); *Frei/Maubach/Morina* u. a., Zur rechten Zeit, S. 43–65 und 183–217.

149 Vgl. bisher nur *Peter Joachim Lapp*, Gesellschaft für Sport und Technik – Schule der Soldaten von morgen. Militärpolitische Studie einer DDR-Wehrorganisation, Aachen 2018.

150 *Ders.*, General bei Hitler und Ulbricht. Vincenz Müller – eine deutsche Karriere, Berlin 2003.

151 *Britta Bugiel*, Rechtsextremismus Jugendlicher in der DDR und in den neuen Bundesländern von 1982–1998, Münster 2002, S. 74–76; *Bernd Wagner*, Rechtsradikalismus in der Spät-DDR. Zur militant-nazistischen Radikalisierung. Wirkungen und Reaktionen in der DDR-Gesellschaft, Berlin 2014, S. 259.

152 *Lena Inowlocki*, Sich in die Geschichte hineinreden. Biographische Fallanalysen rechtsextremer Gruppenzugehörigkeit, Frankfurt am Main 2000.

tens nur noch von einer unverbesserlichen Minderheit propagiert würde, die noch nicht verstanden hatte, dass die Zukunft nicht der Nation, sondern dem Übernationalen gehören würde – zuerst den zwei Blöcken des Kalten Kriegs, später dem Europäischen und Globalen. Solche Prognosen waren nicht nur bei liberalen Historikern wie Heinrich August Winkler zu lesen, sondern auch bei Marxisten wie Eric Hobsbawm.<sup>153</sup> Unserer Ansicht nach versperrte auch die Teleologie hinter solcherlei Aussagen bislang die Sicht dafür, dass sich der organisierte Nationalismus nach 1945 mitnichten in dem erschöpfte, was als »rechtsradikal«, »rechtsextrem« oder »rechtspopulistisch« galt und gilt. Vielmehr nahm die organisierte Rechte auch eine ganze Reihe weiterer Aggregatzustände an, die sich so gut in ihren Aktionsraum einpassten, dass sie erst mit etwas Abstand klarer sichtbar werden.

Die Desorganisation des politischen Nationalismus in Deutschland setzte 1943 mit den Planungen der Besatzungsmaßnahmen auf amerikanischer und britischer Seite ein. Eine Dokumentation der Besatzungsplanungen Franz Neumanns, Herbert Marcuses und Otto Kirchheimers für den amerikanischen Geheimdienst »Office for Strategic Services« (OSS) zeigt, dass das Wort »nationalistisch« dort im Gegensatz zum deutschen »belastet« (das ohnehin kein echtes englisches Äquivalent hat) omnipräsent ist.<sup>154</sup> Abgesehen davon ist auch die Geschichte des NSDAP-Verbots von der historischen Zunft noch nie in einer quellengesättigten Monografie erforscht worden. Auch die alliierte Lizenzierungspraxis gegenüber Parteien und anderen politischen Organisationen, zu der auch die Nichtlizenzierung integralnationalistischer Unternehmungen zählte, ist als solche nicht untersucht worden. Constantin Goschler und Michael Wala sind in den USA zwar auf einen 1,7 Millionen (!) Akten umfassenden Bestand gestoßen, mit dessen Hilfe sich die amerikanischen Denationalisierungsmaßnahmen vermutlich historisieren ließen, haben aber nicht damit gearbeitet, weshalb in ihrer Geschichte des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV) vage bleibt, in welchen Pfadabhängigkeiten die Behörde steckte.<sup>155</sup> Hier offenbaren sich die Grenzen einer Organisationsgeschichte, die sich an der Soziologie orientiert<sup>156</sup> und so die vielen Möglichkeiten einer spezifisch historischen Organisationsforschung nicht immer ausschöpft, die dank ihrer Quellen und Sehepunkte auch trans- und multiorganisationell arbeiten kann.<sup>157</sup> Etwas besser erforscht ist die Desorganisation des Nationalismus in der Bundesrepublik. Hier liegen einige Studi-

153 Winkler, Nationalismus, Nationalstaat und nationale Frage in Deutschland seit 1945, S. 33; Eric J. Hobsbawm, Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality, Cambridge 1993, S. 192.

154 Franz L. Neumann/Herbert Marcuse/Otto Kirchheimer u. a., Im Kampf gegen Nazideutschland. Berichte für den amerikanischen Geheimdienst 1943–1949, Frankfurt am Main 2016.

155 Constantin Goschler/Michael Wala, »Keine neue Gestapo«. Das Bundesamt für Verfassungsschutz und die NS-Vergangenheit, Reinbek 2015, S. 373, Anm. 19. Ein ähnliches, wenn auch weniger ausgeprägtes Manko hat Wolfgang Buschfort, Geheime Hüter der Verfassung. Von der Düsseldorfer Informationsstelle zum ersten Verfassungsschutz der Bundesrepublik (1947–1961), Paderborn/München etc. 2004.

156 Hierzu die wichtigen Impulse von Marcus Böick/Marcel Schmeer (Hrsg.), Im Kreuzfeuer der Kritik. Umstrittene Organisationen im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2020; Sören Eden/Henry Marx/Ulrike Schulz, Ganz normale Verwaltungen? Methodische Überlegungen zum Verhältnis von Individuum und Organisation am Beispiel des Reichsarbeitsministeriums 1919 bis 1945, in: VfZ 66, 2018, S. 487–520.

157 Zum multiperspektivischen Ansatz auch Rigoll, Kampf um die innere Sicherheit.

en zum SRP-Verbot von 1951<sup>158</sup> und zur britischen Kommandoaktion von 1953 zur Zerschlagung eines Geheimbundes vor, der aus rechtsoffenen Landesverbänden der FDP und der DP heraus die Gründung einer Sammlungspartei rechts der Union plante.<sup>159</sup> Analysiert wurde die britische Intervention bisher vor allem unter der sicherheitspolitischen Fragestellung, ob von der Verschwörung eine Gefahr ausging oder nicht. Nationalismusgeschichtlich betrachtet handelt es sich um das präventive De-facto-Verbot einer pluralnationalistischen Partei, das jenes der integralnationalistischen SRP ergänzte und in seiner politischen Bedeutung möglicherweise der sowjetischen Intervention gegen den (auch nationalen) Volksaufstand in der DDR wenige Wochen später nahekommte.<sup>160</sup> Außerdem haben wir es mit nationalkonservativer Machtpolitik der Regierung Churchill zu tun.<sup>161</sup> Unter anderem in seiner Signalwirkung bedeutender für die Geschichte der Bundesrepublik als bisher angenommen war vermutlich auch das bisher nur in einem Aufsatz behandelte Verbot des »Bundes Nationaler Studenten« (BNS) im Jahr 1961, das mit dem ungleich besser bekannten Ausschluss des »Sozialistischen Deutschen Studentenbunds« (SDS) aus der SPD in einem Zusammenhang gesehen werden muss.<sup>162</sup> Nur oberflächlich erforscht ist der bewusste Verzicht auf ein Verbot der NPD (und der DKP) Ende der 1960er-Jahre.<sup>163</sup> Auch zu dem 1995 erfolgten Verbot der »Freiheitlichen Deutschen Arbeiterpartei« (FAP), der das Bundesverfassungsgericht absprach, eine Partei zu sein, und zum Verbot der »Wiking-Jugend« (WJ) 1994, die dann in Organisationen wie der NPD-Parteijugend »Junge Nationaldemokraten« (JN) aufging, ist noch wenig bekannt.<sup>164</sup> Zu den beiden bislang einzigen NPD-Verbotsversuchen liegen politikwissenschaftliche Studien und publizistische Wortmeldungen vor.<sup>165</sup>

- 
- 158 *Martin Will*, Ephorale Verfassung. Das Parteiverbot der rechtsextremen SRP von 1952, Thomas Dehlers Rosenberg und die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland, Mohr Siebeck Verlag, Tübingen 2017, XXXI + 547 S., geb., 129,00 €; *Sarah Schulz*, Die freiheitliche demokratische Grundordnung. Ergebnis und Folgen eines historisch-politischen Prozesses, Velbrück Wissenschaft Verlag, Weilerswist 2019, 401 S., brosch., 49,90 €; *Peter Maxwill*, Mit Recht gegen rechts. Die Verbotverfahren gegen die Sozialistische Reichspartei (1950–1952) und die Nationaldemokratische Partei Deutschlands (2000–2003), ibidem-Verlag, Stuttgart 2016, 288 S., brosch., 29,90 €; instruktiv auch *Josef Foschepoth*, Verfassungswidrig! Das KPD-Verbot im Kalten Bürgerkrieg, Göttingen 2017, S. 106–137.
- 159 *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 361–396; *Buchna*, Nationale Sammlung an Rhein und Ruhr; *Baldow*, Episode oder Gefahr?; *Trittel*, »Man kann ein Ideal nicht verraten ...«.
- 160 Vgl. auch *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland; *ders.*, Kampf um die innere Sicherheit.
- 161 Vgl. auch die lügengespickte Propaganda-Broschüre *Werner Naumann*, Nau Nau gefährdet das Empire? Die Original-Aufzeichnungen von Dr. Werner Naumann aus Werl, Göttingen 1953.
- 162 *Botsch*, Die »Hakenkreuzschmierwelle« 1960 und das Verbot des Bundes Nationaler Studenten; zum SDS *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland, S. 143–161.
- 163 Ebd., Kap. II.2.
- 164 *Robert Chr. van Ooyen*, Die Parteiverbotsverfahren vor dem Bundesverfassungsgericht, in: *Martin H. W. Möllers/ders.*, Parteiverbotsverfahren, Frankfurt am Main 2017, S. 59–80, hier: S. 70–76.
- 165 *Lars Flemming*, Das NPD-Verbotsverfahren. Vom »Aufstand der Anständigen« zum »Aufstand der Unfähigen«, Nomos Verlag, Baden-Baden 2005, 267 S., kart., 34,00 €; *Claus Leggewie/Horst Meier* (Hrsg.), Verbot der NPD oder Mit Rechtsradikalen leben? Die Positionen, Frankfurt am Main 2002; *Horst Meier*, Verbot der NPD – ein deutsches Staatstheater in zwei Akten. Analysen und Kritik 2001–2014, Berlin 2015.

Während zum organisierten Antinationalismus in der Weimarer Republik einige Studien vorliegen<sup>166</sup>, ist dieser in Westdeutschland fast unerforscht. Zum sozialistischen Antifaschismus von den 1920er-Jahren bis zur Gegenwart liegen bisher nur dezidiert linke Darstellungen vor; der liberale Antinazismus wurde für denselben Zeitraum noch nicht durchgehend erforscht.<sup>167</sup> Auch gibt es wenig wissenschaftliche Untersuchungen zu den linkssozialistisch geprägten Antifa-Komitees des Jahres 1945, zur kommunistisch dominierten VVN und zum BVN, die 1947 respektive 1950 gegründet wurden.<sup>168</sup> Darüber hinaus dürfte es viele kleinere Initiativen gegeben haben, wie die von Angelina Flaig untersuchte »Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie«, die – so die These ihrer wegweisenden Studie – unabhängig von großen Organisationen und auf lokaler Ebene, in Freiburg im Breisgau, »dazu beitrug, den Einzug der NPD in den Deutschen Bundestag zu verhindern«.<sup>169</sup>

Instruktiv ist auch Ralf Grünkes politikwissenschaftliche Analyse des Umgangs von SPD und CDU/CSU mit den »Republikanern«, der zwischen Abgrenzung und Umarmung changierte, zwischen Denationalisierung und Nationalisierung.<sup>170</sup> Als Quellen interessant sind linke Publikationen über die tatsächliche oder vermeintliche Nähe demokratischer Parteien zu nationalistischen Kräften<sup>171</sup>, aber auch libera-

166 Vgl. jüngst etwa *Sebastian Elsbach*, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Republikerschutz und Gewalt in der Weimarer Republik*, Stuttgart 2019. Vgl. auch *Bernd Langer*, *Antifaschistische Aktion. Geschichte einer linksradikalen Bewegung*, Münster 2018.

167 Ebd. Zur Unterscheidung zwischen liberalem Antinazismus und sozialistischem Antifaschismus vgl. *Dominik Rigoll*, *Wie umgehen mit den rechten Gefährdern? Antinazistische Sicherheitspolitik in Westdeutschland, 1945–1960*, in: *Zeitgeschichte-online*, 23.10.2019, URL: <<https://zeitgeschichte-online.de/themen/wie-umgehen-mit-den-rechten-gefaehrdern>> [16.9.2021].

168 Vgl. aber *Borsdorf/Niethammer/Brandt*, *Arbeiterinitiative 1945*; zum BVN: *Gerd Kühling*, *Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen in Berlin*, Berlin 2016; *ders.*, *Kampf gegen Nazis im West-Berlin der 1950er Jahre. Das Referat Neofaschismus und der Kampfbund gegen den Nazismus*, in: *Zeitgeschichte-online*, 27.1.2021, URL: <<https://zeitgeschichte-online.de/themen/kampf-gegen-nazis-im-west-berlin-der-1950er-jahre>> ; [16.9.2021]; zur VVN: *Boris Spornol*, *Wiedergutmachung und Kalter Krieg. Der Umgang mit kommunistischen NS-Verfolgten in Westdeutschland*, Diss., Jena 2010.

169 *Angelina Flaig*, *Erfolgreich gegen Rechts. Wie die Freiburger »Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie« 1969 dazu beitrug, den Einzug der NPD in den Deutschen Bundestag zu verhindern*, Media Service Stuttgart, Gerstetten 2019, 122 S., brosch., 10,99 €. Ein anderes Beispiel aus den 1950er- und frühen 1960er-Jahren untersucht *Johannes Heesch*, *Der Grünwalder Kreis*, in: *Gesine Schwan* (Hrsg.), *Demokratische politische Identität. Deutschland, Polen und Frankreich im Vergleich*, Wiesbaden 2006, S. 35–69.

170 *Ralf Grünke*, *Geheiligte Mittel? Der Umgang von CDU/CSU und SPD mit den Republikanern*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2006, 364 S., kart., 48,00 €. Vgl. außerdem *Konrad Schacht* (Hrsg.), *Hilflos gegen Rechtsextremismus? Ursachen, Handlungsfelder, Projekterfahrungen*, Köln 1995.

171 *Kurt Hürsch*, *Kommen die Nazis wieder? Gefahren für die Bundesrepublik*, München 1967; *ders.*, *Die heimatlose Rechte. Die Konservativen und Franz Josef Strauß*, München 1979; *Alwin Meyer/Karl-Klaus Rabe* (Hrsg.), *Einschlägige Beziehungen von Unionspolitikern*, Bornheim 1980; *Sozialliberalismus oder rechter Populismus? Hegemonie und Politik in der Bundesrepublik Deutschland*, *Argument Sonderheft 51*, Berlin (West) 1980; *Ursel Sieber* (Hrsg.), *Deutsche Demokraten. Wie rechtsradikal sind CDU & CSU?*, Göttingen 1994; *Peter Kratz*, *Rechte Genossen. Neokonservatismus in der SPD*, Berlin 1995.

le und konservative Manöverkritik am linken Antifaschismus.<sup>172</sup> Der Essay von Peter Glotz, mit dem dieser Beitrag aufmacht, sowie der erwähnte Beitrag, in dem Kurt Sontheimer den Nationalisierungsbegriff einführt, sind hier ebenfalls zu nennen.<sup>173</sup>

Historisiert wurden diese Debatten bisher vor allem für die Zeit nach 1949, die Frage nach möglicherweise in der Besatzungszeit gestellten Weichen bleibt auch hier also offen.<sup>174</sup> Nicht unwesentlich für den Aktionsraum der integrierten und organisierten Rechten dürften schließlich internationale Proteste und Skandalisierungen gewesen sein – etwa vor dem Hintergrund der nationalistischen Wahlerfolge der 1950er- und 1960er-Jahre. Auch diese internationale Dimension des gesellschaftlichen Antinationalismus (der sich im Ausland mit antideutschem Nationalismus mischen konnte) ist noch kaum erforscht worden.<sup>175</sup>

Aus dem Ausland kam beileibe nicht nur Kritik an Nationalismus in der Bundesrepublik, sondern auch Unterstützung. Erst in Ansätzen erforscht wurde etwa, wie nationalistische Besatzungsoffiziere – George Patton ist nur der bekannteste – deutsche Rechte unterstützten und Linke benachteiligten; oder weshalb US-Senator Joseph McCarthy, zu dessen Wähler\*innen viele Deutschlandstämmige zählten, seine antikommunistisch und antisemitisch gerahmte Kampagne gegen liberale Eliten »in Washington« mit politischem Engagement für SS-Männer begann, die 1947 wegen eines Massakers an Piloten angeklagt waren.<sup>176</sup> Die vielfach mit der erwähnten Internationale der integrierten Rechten verflochtene Internationale der organisierten Rechten ist aus deutscher Perspektive ebenfalls noch kaum untersucht worden, nachdem Tauber ein bis heute wegweisendes Kapitel über »The International of Nationalism« vorgelegt hatte. Darin stellt er – neben vielem anderem – die 1951 gegründete Zeitschrift »Nation Europa« als transnationale Plattform rechter Ideologieproduktion vor, der wir uns im Hinblick auf Verlags- und Publikationsnetzwerke noch im zweiten Teil des Berichts widmen werden. Tauber weist darauf hin, dass der bei Hitler im Jahr 1930 in Ungnade gefallene Otto Strasser auf einen »nationalistischen deutsch-islamischen Block« hinarbeitete.<sup>177</sup> Ausnahmen bilden die Studien von Nicolas Lebourg und Gavriel D. Rosenfeld, die in ihrer Herangehensweise aber

172 Wolfgang Kowalsky, Rechtsaußen ... und die verfehlten Strategien der deutschen Linken, Frankfurt am Main/Berlin 1992; *Agethen*, Der missbrauchte Antifaschismus; *Per Leo/Maximilian Steinbeis/Daniel-Pascal Zorn*, Mit Rechten reden. Ein Leitfaden, Stuttgart 2017.

173 Glotz, Die deutsche Rechte; Sontheimer, Der neue Nationalismus.

174 Dies gilt für die gleichwohl sehr instruktiven Arbeiten von Clemens Gussone, Reden über Rechtsradikalismus. Nicht-staatliche Perspektiven zwischen Sicherheit und Freiheit (1951–1989), Göttingen 2020, und Christian Schletter, Grabgesang der Demokratie. Die Debatten über das Scheitern der bundesdeutschen Demokratie von 1965 bis 1985, Göttingen 2015.

175 Vgl. aber Miard-Delacroix, Question nationale allemande et nationalisme. Zur Furcht vor »neuem Nationalismus« auch Andreas Rödder, Wer hat Angst vor Deutschland? Geschichte eines europäischen Problems, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2018, 367 S., geb., 19,95 €.

176 Larry Tye, When Senator Joe McCarthy Defended Nazis, in: Smithsonian Magazine, Juli/August 2020; zu Patton vgl. die Hinweise bei Lutz Niethammer, Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin/Bonn 1982, sowie Arthur Allen, The Problem with Trump's Admiration of General Patton, in: POLITICO Magazine, 26.12.2016.

177 Tauber, Beyond Eagle and Swastika, S. 230 f. Zu Nation Europa Thomas Pfeiffer, Für Volk und Vaterland. Das Mediennetz der Rechten – Presse, Musik, Internet, Aufbau, Berlin 2002, S. 145–176.

eher in der Tradition von publizistischen Arbeiten zum Thema stehen.<sup>178</sup> Ein Desiderat bildet hier die Erforschung des nationalistischen Europäismus und Okzidentalismus, die Johannes Großmann und Axel Schildt nur aus konservativgeschichtlicher Perspektive untersucht haben.<sup>179</sup> Ein Projekt zur europäischen Vernetzung nationalistischer Parteien, an deren Anfang die nationalistische Utopie einer »Nation Europa« steht, wie sie von dem britischen Nationalisten Oswald Mosley schon 1947 ausformuliert wurde, wurde nicht fortgeführt.<sup>180</sup> Wie diese erneute Westernisierung von rechts vom Kalten Krieg bis in die Gegenwart reichte, hat der Soziologe Oliver Wäckerlig am Beispiel des organisierten Antiislamismus aufgezeigt. Dass sich die historische Linie aber auch in die andere Richtung ziehen lässt, zeigen seine Ausführungen zur westdeutschen »Südafrika-Hilfe«, deren Manifestationen in Bezug auf den Burenkrieg ihren Ursprung in der Hohenzollernmonarchie haben dürften, als die Rechte erstmals auf die Straße ging, um sich mit den Buren gegen die Briten zu solidarisieren, wie Thomas Lindenberger gezeigt hat.<sup>181</sup> Pfade zwischen den USA und der Bundesrepublik Deutschland seit den 1970er-Jahren hat Michelle Lynn Kahn untersucht, die beschreibt, wie die Gründung einer NSDAP/AO (Aufbauorganisation) von den USA aus unterstützt wurde.<sup>182</sup>

Angesichts der Achtung, die Westalliierte wie Patton und McCarthy vor deutschen Rechten und deren Leistungen im »Kampf gegen den Kommunismus« (sowie insgeheim gegen den Liberalismus und das Judentum) hatten, verwundert es nicht, dass nationalistische Organisationen nach 1945 durchaus Lizenzen bekamen, wenn sie sich geschickt anstellten. Das vielleicht interessanteste Beispiel hierfür ist die

178 *Nicolas Lebourg*, *Les nazis ont-ils survécu? Enquête sur les Internationales fascistes et les croisés de la race blanche*, SEUIL-Verlag, Paris 2019, 320 S., kart., 20,00 €; *Gavriel D. Rosenfeld*, *The Fourth Reich. The Specter of Nazism from World War II to the Present*, Cambridge University Press, Cambridge/New York 2019, 408 S., geb., 22,00 £. Zur Publizistik vgl. etwa *Jürgen Pomorin/Reinhard Junge/Georg Biemann*, *Blutige Spuren. Der zweite Aufstieg der SS*, Dortmund 1980; *dies.*, *Geheime Kanäle. Der Nazi-Mafia auf der Spur*, Dortmund 1982; *Oliver Schröm/Andrea Röpke*, *Stille Hilfe für braune Kameraden. Das geheime Netzwerk der Alt- und Neonazis*, Berlin 2001. Bemerkenswert auch *Werner Smoydzin*, *Hitler lebt! Vom internationalen Faschismus zur Internationalen des Hakenkreuzes*, Pfaffenhofen 1966.

179 *Johannes Großmann*, *Die Internationale der Konservativen. Transnationale Elitenzirkel und private Außenpolitik in Westeuropa seit 1945*, München 2014; *Axel Schildt*, *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999. Erste Tiefenbohrungen: *Felix Korsch*, »Deutschland ist Abendland«. Anmerkungen zur Ideengeschichte und Wiederkehr eines Kampfbegriffs, in: *Burschel*, *Das faschistische Jahrhundert*, S. 39–110; *Dominik Rigoll*, Internationalismus von rechts. Deutsch-französische Annäherung unter nationalistischen Vorzeichen (1914–1956), in: *Corine Defrance/Ulrich Pfeil* (Hrsg.), »Versöhnung« zwischen Vergessen und Erinnerung. Geschichte eines Konzepts, (im Erscheinen).

180 *Janosch Steuwer*, *Die andere Europäische Einigung. Entwicklungslinien der transnationalen Kooperation rechtsextremer Parteien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, 2011, Nr. 46, S. 87–96.

181 *Oliver Wäckerlig*, *Vernetzte Islamfeindlichkeit. Die transatlantische Bewegung gegen »Islamisierung«*. Events – Organisationen – Medien, Bielefeld 2019, S. 104–108; *Thomas Lindenberger*, *Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914*, Bonn 1995, S. 359–384. Vgl. außerdem *Peter Walkenhorst*, *Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914*, Göttingen 2007, S. 183–192.

182 *Michelle Lynn Kahn*, *The American Influence on German Neo-Nazism: An Entangled History of Hate, 1970s–1990s*, in: *Journal of Holocaust Research* 35, 2021, S. 91–105.

»Wirtschaftliche Aufbauvereinigung« (WAV), die wohl die erste erfolgreiche rechts-populistische Partei der deutschen Nachkriegsgeschichte war, auch wenn sie 1982 in Hans Wollers lesenswerter Parteigeschichte nicht als eine solche untersucht wurde. Die in Bayern 1946 zugelassene Partei propagierte einen Wirtschaftsnationalismus, vermied aber offen »nationale« Rhetorik; sie wetterte gegen die »Diktatur« einiger weniger Abgeordneter und Minister und verlangte eine »wahre Volksdemokratie« durch geheime Plebiszite über alle zu verabschiedenden Gesetze; sie brandmarkte die Denazifizierung als unrechtsstaatlich und bezichtigte Denazifizierer\*innen, die eigentlichen Nazis zu sein.<sup>183</sup> Ein anderes Beispiel ist der niedersächsische Nationalregionalismus der ebenfalls schon 1945/46 entstandenen DP, zu der Dissertationen vorliegen.<sup>184</sup> Ein Beispiel für eine partialnationalistische Interessenpartei, die erst 1949 aktiv werden durfte, ist der »Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (BHE). Untersucht wurde der später als »Gesamtdeutscher Block« firmierende BHE, der sich die Verteidigung der Interessen von Denationalisierungsbetroffenen auf die Fahnen schrieb, bisher nur in Regionalstudien respektive vor sehr langer Zeit.<sup>185</sup> Allerdings gibt es (etwas) neuere lesenswerte Studien zu den Vertriebenenverbänden, deren »Volkstumspolitik« den Bionationalismus der Jahre bis 1945 demokratiekompatibel zu machen versuchte.<sup>186</sup> Nach 1968 übernahmen die Strauß-CSU und die Filbinger-CDU diese Scharnierfunktion zwischen Nationalismus und Demokratismus, indem sie weite Teile der »nationalen« Klientel an die Union banden. Niethammer zufolge baute Strauß seit der Übernahme des CSU-Vorsitzes diese zu einem »modernen Kampfvverband des aggressiven Nationalkonservatismus« aus.<sup>187</sup> Als der CSU-Politiker Alexander Dobrindt 2018 den Begriff der »konservativen Revolution« gegen die »68er« in Stellung zu bringen versuchte, bewegte er sich auf diesen Pfaden, die bisher vor allem aus konservatismusgeschichtlicher Perspektive untersucht worden sind.<sup>188</sup>

183 Hans Woller, *Die Loritz-Partei. Geschichte, Struktur und Politik der Wirtschaftlichen Aufbauvereinigung (WAV) 1945–1955*, Stuttgart 1982.

184 Hermann Meyn, *Die Deutsche Partei. Entwicklung und Problematik einer national-konservativen Rechtspartei nach 1945*, Düsseldorf 1965; Ingo Nathusius, *Am rechten Rand der Union. Der Weg der Deutschen Partei bis 1953*, Mainz 1992.

185 Vgl. unter anderem Franz Neumann, *Der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten, 1950–1960: Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur einer politischen Interessenpartei*, Meisenheim 1968; Eike Frenzel, *Vom Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten zur Gesamtdeutschen Partei. Aufstieg und Niedergang einer Interessenpartei in Niedersachsen 1950–1963*, Hamburg 2008; Daniel Schönwald, *Integration durch eine Interessenpartei. Der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten in Bayern 1950–1981*, Kallmünz 2014.

186 Vgl. unter anderem Samuel Salzborn, *Heimatrecht und Volkstumskampf. Außenpolitische Konzepte der Vertriebenenverbände und ihre praktische Umsetzung*, Hannover 2001; Matthias Stickler, *»Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch«. Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949–1972*, Düsseldorf 2004.

187 Niethammer, *Nach dem Dritten Reich ein neuer Faschismus?*, S. 114; ferner Ashkenasi, *Modern German Nationalism*; Thomas Willms, Armin Mohler. *Von der CSU zum Neofaschismus*, Köln 2004.

188 So insb. Martina Steber, *Was ist #konservativ? Konjunkturen eines schwierigen Begriffs*, in: *Geschichte der Gegenwart*, 4.3.2018, URL: <<https://geschichtedergegenwart.ch/was-ist-konservativ/>> ; [16.9.2021], sowie dies., *Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980*, Berlin 2017.



Abbildung 1: Die WAV kritisiert die Eliten-Diktatur (1946), Deutsches Historisches Museum

Neben partialnationalistischen Organisationen, von denen es freilich viel mehr gab und gibt als die hier genannten, bildeten sich nach der Aufhebung des alliierten Lizenzierungszwangs 1950 jene integralnationalistischen Parteien und Vereinigungen, die als »rechtsradikal«, »rechtsextrem« oder »rechtspopulistisch« gelten. Wer in ihnen aktiv war, war nicht unbedingt »radikaler« als andere, sondern gehörte häufig schlicht zu jener Gruppe der 131er, denen die Wiederverwendung verwehrt wurde, weshalb ihr Hass auf die 45er besonders groß war:

»Was übrig- und im Netz der Entnazifizierung hängenblieb (oder durch die Nachwirkungen der Lizenzierungspraxis der Besatzungsmächte in seinem Zugang zu Publikationsmitteln gehemmt wurde), war eine politisch, militärisch, publizistisch ausgerichtete, zahlenmäßig sehr kleine Mittelgruppe, die im Dritten Reich Exekutivpositionen nicht so sehr im engeren Herrschaftsapparat als vielmehr im Rahmen seiner ideologischen Integrationsinstrumente innehatte«,

mithin durch ihre Tätigkeit im NS-Propagandaapparat verbrannt war.<sup>189</sup>

<sup>189</sup> Niethammer, *Angepaßter Faschismus*, S. 33.



Sobald es erlaubt war, bekannten sich Organisationen offener zum Nationalismus, indem sie Wörter wie »Reich« und »national« wiederverwendeten. Die »Deutsche Rechtspartei« (DReP) und die »Deutsche Konservative Partei« (DKoP) etwa, zu denen größere Studien fehlen, gingen in die SRP und die »Deutsche Reichspartei« (DRP) über, zu denen zwei politikwissenschaftliche Dissertationen vorliegen.<sup>190</sup> Wie in der SBZ hatte in Hessen bis 1950 sogar eine erste »Nationaldemokratische Partei« (NDP) existiert, die aber von den Alliierten nie auf Landesebene zugelassen wurde. Auch zu ihr gibt es keine Monografie, aber – genau wie zur DReP und zur DKoP – einen lesenswerten, unter anderem auf Akten der Besatzungsmächte zurückgreifenden Handbucheintrag des historisch arbeitenden Politikwissenschaftlers Horst W. Schmollinger.<sup>191</sup> Die Nation, deren Rekonstruktion sich der Partialnationalismus der Adenauer-Ära in der Regel auf die Fahnen schrieb, war eine Reichsnation.<sup>192</sup> Erst in den 1960er-Jahren unternahm die organisierte Rechte in Gestalt der NPD<sup>193</sup> einen neuen Versuch, sich den Demokratismus der Bonner Republik anzueignen – nicht um nach dessen staatsliberalen<sup>194</sup> Regeln zu spielen, sondern um diese nationalistisch auszubuchstabieren, was die organisierte NPD von der integrierten NDPD unterschied. Untersucht wurde dieser Prozess für die NPD von Gideon Botsch.<sup>195</sup>

Ein Desiderat besteht darin, die Aneignung des Demokratismus durch die NPD, aber auch durch andere mit der Zeit immer integralnationalistischer werdende Parteien wie die REP und die AfD in der langen Geschichte dieser Aneignungsprozesse zu verorten, die im 19. Jahrhundert mit der Appropriation des Nationalismus durch den organisierten Konservatismus beginnt und im 20. mit der des Sozialismus durch den organisierten Nationalismus weitergeht. Ernst Bloch hat schon im Jahr 1932 von den »roten Masken« gesprochen, die sich »die Nazi« aufzögen.<sup>196</sup> Allerdings spricht vieles dafür, diese politischen Aneignungen nicht nur als nationalistische Mimikry oder rechtes Trolling<sup>197</sup> zu analysieren, die dazu dienen, den Gegner zu täuschen, obwohl Subversion eine wichtige Funktion der Praxis war und ist, wie die genannten Studien zeigen. Vielmehr scheint es so, dass es mit der Zeit zu

190 Henning Hansen, Die Sozialistische Reichspartei (SRP). Aufstieg und Scheitern einer rechtsextremen Partei, Düsseldorf 2007; Oliver Sowinski, Die Deutsche Reichspartei 1950–1965. Organisation und Ideologie einer rechtsradikalen Partei, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1998.

191 Horst W. Schmollinger, Die Nationaldemokratische Partei, in: Richard Stöss (Hrsg.), Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980, Opladen 1986, S. 1892–1921. Zu rechten Organisationen vgl. auch die in Fn. 83 erwähnten Handbücher.

192 Zur Begrifflichkeit auch Botsch, Der rekonstruktive Nationalismus und die Demokratie.

193 Uwe Hoffmann, Die NPD. Entwicklung, Ideologie und Struktur, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1999; Marc Brandstetter, Die NPD unter Udo Voigt. Organisation, Ideologie, Strategie, Baden-Baden 2013; Botsch/Kopke, Die NPD und ihr Milieu.

194 Der Begriff trägt dem Umstand Rechnung, dass der Pluralismus der alten Bundesrepublik ein staatlich extrem reglementierter Pluralismus war, der den organisierten Kommunismus bis 1968 ganz und bis 1990 weitgehend ausschloss. Er ist in Anlehnung an den Begriff »Staatssozialismus« formuliert sowie in Aneignung eines Gedankens von Foschepoth, Überwachtes Deutschland, S. 17 f., der die frühe Bundesrepublik eine »Staatsdemokratie« nennt.

195 Botsch, Wahre Demokratie und Volksgemeinschaft.

196 Abgedr. in: Ernst Nolte, Der Faschismus in seiner Epoche. Action française, Italienischer Faschismus, Nationalsozialismus, München 1963, S. 182–204, hier: S. 199.

197 Rolf-Ulrich Kunze, Nationalismus: Illusionen und Realitäten. Eine kritische Bestandsaufnahme, Stuttgart 2019, S. 231, spricht von »nationalistischer [...] Trollisierung«.

einer Hybridisierung von Nationalismus und Demokratismus kam – unter nationalistischen Vorzeichen, versteht sich. Ein bundesrepublikanisches Pendant hierzu sind die von Christoph Schulze untersuchten »Autonomen Nationalisten«, die sich ab den 1990er-Jahren als bekennende Antidemokraten linke Codes aneigneten und damit den Weg für die »Identitäre Bewegung« (IB) ebneten.<sup>198</sup>

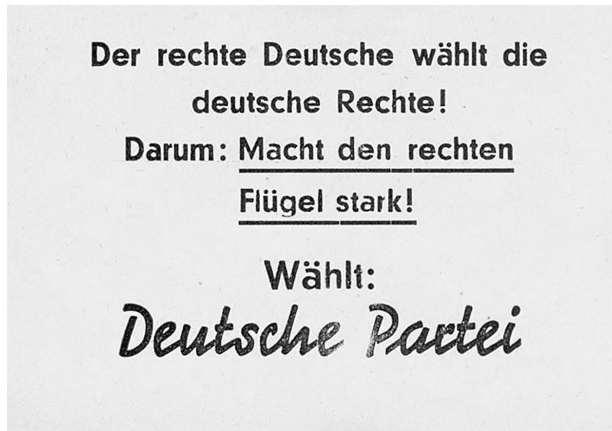


Abbildung 2: Die DP verspricht Rechtsdruck (1953), Staatsarchiv Freiburg W 124 Nr. 0026

Auch für andere nationalistische Jugendorganisationen sind diese Aneignungsprozesse erst in Ansätzen erforscht. Gideon Botsch zeigt, dass an den Rändern der Jugendbewegung marginalisierte integrationalistische Akteure einerseits toleriert wurden. Andererseits nutzten aus der organisierten Rechten hervorgegangene Jugendgruppen jugendbewegte Formen und solche der Pfadfinderbewegung teils gezielt zur Verschleierung ihrer politischen Absichten.<sup>199</sup>

Das war allerdings keineswegs das einzige oder auch nur primäre Motiv, die Übernahme der Praktiken und Symbole ging auch nicht generell mit einer Denationalisierung einher. Schließlich steht die Jugendbewegung selbst in einer langen nationalistischen Tradition, der ein von Botsch und Josef Haverkamp herausgegebe-

198 Christoph Schulze, *Etikettenschwindel. Die Autonomen Nationalisten zwischen Pop und Antimoderne*, Marburg 2017. Zu den langen Linien vom Nazismus zur Gegenwart vgl. auch *ders.*, *Rassismus in nationalsozialistischer Tradition*. Jürgen Rieger (1946–2009), Berlin 2020; zur IB vgl. etwa Julian Bruns/Kathrin Glösel/Natascha Strobl, *Die Identitären. Handbuch zur Jugendbewegung der Neuen Rechten in Europa*, Münster 2017; Andreas Speit (Hrsg.), *Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten*, Berlin 2018. Zur Symbolaneignung der Identitären vgl. auch Bodo Mrozek, *Unter falscher Flagge. Rechte »Identitäre« setzen auf Antiken-Pop. Die Geschichte ihrer Symbole dürfte ihnen kaum gefallen*, in: *Pophistory*, 20.12.2017, URL: <<https://pophistory.hypotheses.org/2561>> [20.7.2021].

199 Gideon Botsch, »Nur der Freiheit ...«? Jugendbewegung und Nationale Opposition, in: *ders./Josef Haverkamp* (Hrsg.), *Jugendbewegung, Antisemitismus und rechtsradikale Politik. Vom »Freideutschen Jugendtag« bis zur Gegenwart*, Berlin 2014, S. 242–261.

ner Sammelband nachgeht<sup>200</sup>; auch die deutsche Pfadfinderbewegung entstand in den 1920er-Jahren aus einer Konstellation von Kolonial-Imperialismus, Militarismus und Nationalismus, entwickelte sich aber zu einer ans Weltpfadfindertum angeschlossenen westdeutschen Pfadfinderbewegung, die von der äußersten Rechten zu unterscheiden ist, obwohl sie Formen des partialen Nationalismus aufweist.<sup>201</sup> Jenseits dieses spezifischen Aspekts der Aneignungsprozesse ist das Feld der nationalistischen Jugendorganisationen kaum bestellt – zentrale Organisationen wie der »Bund Heimattreuer Jugend«, die WJ, die JN sowie eine Reihe neonazistischer, auch terroristischer Gruppen und Zirkel, die ebenfalls durch junge Mitglieder geprägt waren, sind geschichtswissenschaftlich kaum erforscht. Neben frühen Texten zur Abgrenzung integral- von partialnationalistischen Jugendgruppen und der eher präsentistischen politologischen Forschung ist vor allem das Quellenmaterial reich.<sup>202</sup> Zu nennen sind etwa die Veröffentlichungen der Publizisten Karl-Klaus Rabe (Lamuv-Verlag) und Alwin Meyer, die Interviews mit rechten Jugendlichen, Dokumentensammlungen und Fotografien zum Thema organisierter rechter Jugend erhalten.<sup>203</sup> Als Beispiel für die zeitgenössische Dokumentation und Recherche rechter Jugendgruppen durch linke Akteur\*innen seien die Publikationen des »Pressedienstes Demokratische Initiative« (PDI) angeführt, dessen Chefredakteur Kurt Hirsch war.<sup>204</sup>

In der SBZ/DDR schließlich war organisierter Nationalismus nur in integriertem und partialem Aggregatzustand erlaubt – also wenn er sich, wie die erwähnte NDPD etwa, an die Spielregeln des Staatssozialismus hielt. Jenseits davon scheint organisierter Nationalismus tatsächlich kaum existiert zu haben, nachdem die versprengten »Werwolf«-Kinder, die sich nach der Flucht der meisten HJ-Führer in den Westen scheinbar ohne Führung gegen die Besatzungsmacht auflehnten, verhaftet und teilweise in die Sowjetunion deportiert wurden, um dort Zwangsarbeit zur Wiedergutmachung zu leisten, wie Andreas Weigelt zeigt. Dass die Furcht der Besatzungsmacht vor »Werwolf«-Aktionen keine »stalinistische Paranoia« war, legen die Forschungen Perry Biddiscombes nahe, dem zufolge die Nazi-Guerillas die Rote Armee viel mehr traktierten als die Westmächte.<sup>205</sup> In den 1950er-Jahren kam organisierter Nationalismus wohl nur aus der Bundesrepublik Deutschland in die DDR,

200 *Botsch/Haverkamp*, Jugendbewegung, Antisemitismus und rechtsradikale Politik.

201 *Gideon Botsch*, Zwischen Nationalismus und Weltpfadfinderbewegung. Zum schwierigen Erbe der Pfadfinder in Deutschland, in: *Matthias D. Witte* (Hrsg.), *Pfadfinden weltweit. Die Internationalität der Pfadfindergemeinschaft in der Diskussion*, Wiesbaden 2015, S. 35–48.

202 Vgl. etwa *Axel Hübner*, Rechtsradikale Jugendgruppen in der Bundesrepublik, in: *Fetscher*, *Rechtsradikalismus*; *Arno Klönne*, Jugend rechtsaußen. Eine dokumentarische Übersicht, in: Sonderdruck zu Pläne 4–5, 1960 [unpaginiert]. *Peter Dudek*, *Jugendliche Rechtsextremisten. Zwischen Hakenkreuz und Odalsrune 1945 bis heute*, Köln 1985.

203 *Karl-Klaus Rabe* (Hrsg.), *Rechtsextreme Jugendliche. Gespräche mit Verführern und Verführten*. Bornheim 1980; *ders./Alwin Meyer*, *Unsere Stunde, die wird kommen. Rechtsextremismus unter Jugendlichen*, Bornheim 1982, beziehungsweise die gleichnamige Tonbildserie.

204 Vgl. beispielsweise: *Rechtsradikale Jugendorganisationen. Beiträge und Dokumentation*, PDI-Sonderheft, Bd. 8, München 1979.

205 *Andreas Weigelt*, *Vorwurf: Aktiver Nazi, Werwolf oder Agent. Die Verhaftungspraxis sowjetischer Geheimdienste in und um Bad Freienwalde 1945–1955*, Berlin 2018; *Perry Biddiscombe*, *Werwolf! The History of the National Socialist Guerrilla Movement, 1944–1946*, Toronto/Buffalo etc. 1998; *Volker Koop*, *Himmlers letztes Aufgebot. Die NS-Organisation »Werwolf«*, Köln/

namentlich in Gestalt der von Enrico Heitzer untersuchten KgU-Militanz.<sup>206</sup> Nach der Gründung der NPD scheint diese auch den Kontakt nach Ostdeutschland gesucht zu haben, wie Josef Haas in seiner unveröffentlicht gebliebenen Doktorarbeit zur NDPD gezeigt hat.<sup>207</sup> Umgekehrt stellten Übersiedler aus der DDR oder von der Bundesrepublik aus DDR-Haft freigekaufte Nationalist\*innen wichtige Kader im organisierten Nationalismus der Bundesrepublik, wie der Journalist Andreas Förster in seinem Buch über die Stasi und die westdeutsche Rechte zeigt.<sup>208</sup> In den 1980er-Jahren war es vor allem die ostdeutsche Skinhead- und Fußballfanszene, die sich offen für rechte Einflüsse zeigte. Gideon Botsch hat herausgearbeitet, wie DDR-Skinheads nicht nur durch Akteure aus dem eigenen Land politisiert wurden, sondern auch durch das Vorbild westlicher Szenemodelle und den gezielten Netzwerkaufbau organisierter Nationalisten etwa der Westberliner »Nationalen Front«, die die Grenze regelmäßig überquerten.<sup>209</sup> Ob es davon noch mehr gab und inwiefern diese Personen in die Reorganisation des integralen Nationalismus involviert waren, ist bislang nicht systematisch erforscht. Sicher ist, dass der Stasi-Sprech, wonach es sich beim, wie es in den Akten oft heißt, »Rechtsextremismus« um einen Westimport handelte, nicht immer falsch war: Ost- und West-Rechte wirkten zusammen, arbeitsteilig. Ein Beispiel dafür ist die Versorgung mit Musik, Kleidung und Printerzeugnissen – ein Komplex, dem wir uns auch mit Blick auf die Bundesrepublik im zweiten Teil des Forschungsberichts ausführlicher widmen werden.<sup>210</sup> Nach der Grenzöffnung, als Organisationsführer wie Michael Kühnen nach Ostdeutschland gingen, konnten sie möglicherweise also auf bereits erschlossenen Pfaden wandeln, auf denen sich etwas später auch Alexander Gauland, Björn Höcke oder Andreas Kalbitz bewegten.<sup>211</sup> Studien zu dieser deutsch-deutschen Dimension des organisierten Nationalismus gehören zu den wichtigsten Desideraten, bei denen gegenwarts- und geschichtsbezogene Forscher\*innen zusammenarbeiten können. Sie könnten Aufschluss darüber geben, inwieweit die AfD-Erfolge im Osten die Folge eines – politisch oft behaupteten, historisch aber noch kaum untersuchten – »autoritären DDR-Erbes« sind und inwiefern es sich bei ihnen um das Ergebnis einer Arbeitsteilung zwischen ost- und westdeutschen Rechten bei der Formierung einer partial- und integralnationalistischen Sammlungsbewegung handelt, der im Unter-

---

Weimar etc. 2008, minimiert dagegen die Bedeutung der Organisation, betrachtet aber auch kaum ihr Wirken »im Osten«.

206 Heitzer, Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit.

207 Haas, Die National-Demokratische Partei Deutschlands, S. 161–184.

208 Andreas Förster, Zielobjekt Rechts. Wie die Stasi die westdeutsche Neonaziszene unterwanderte, Ch. Links Verlag, Berlin 2018, 264 S., brosch., 18,00 €.

209 Botsch, From Skinhead-Subculture to Radical Right Movement, S. 561.

210 Christoph Schulze, Rechtsrock in Brandenburg, Bands – Konzerte – Netzwerke – Ereignisse, in: Gideon Botsch/Jan Raabe/Christoph Schulze (Hrsg.), Rechtsrock. Aufstieg und Wandel neonazistischer Jugendkultur am Beispiel Brandenburgs, S. 45–142, hier: S. 57.

211 Botsch, From Skinhead-Subculture to Radical Right Movement, S. 570; Frei/Maubach/Morina u. a., Zur rechten Zeit, S. 153–206.

schied zur alten Bundesrepublik heute keine Besatzungsmacht mehr den Riegel vorschiebt.<sup>212</sup>

---

212 Zum Vergleich der Gegenwart mit den 1950er-Jahren vgl. auch *David Bebnowski/Dominik Rigoll*, Herbeigesehnter Bürgerkrieg. Was hat Höckes AfD mit der Hannibal-Affäre und dem Lübcke-Mord zu tun? Eine historische und aktuelle Spurensuche, in: *die tageszeitung*, 22.6.2019.



## Summaries

### **Arnd Bauerkämper, Replacing Rural Elites. Structural Ruptures and Underlying Continuities in the Soviet Zone of Occupation and GDR, 1945–1990**

Breaking the dominance of traditional rural elites was among the principal aims of the Communist and then, after April 1946, the Socialist Unity Party (SED) of Germany. The land reform undertaken in September 1945, which expropriated landowners holding more than 100 hectares, indeed broke the dominance of an old elite. Other »large-scale« farmers began to be expropriated in 1948. Collectivisation began in the GDR in 1952 and was officially completed in 1960, seemingly depriving farmers of any influence in rural society. The leading members and particularly the heads of the new cooperatives (*Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften*, LPG), which by the 1970s had become increasingly large and specialised organisations, were »cadres« and in many places more influential than local mayors. Elite replacement at the structural level, however, concealed underlying continuities. The management of the new cooperatives was unable completely to sweep aside rural traditions. This study, which closes with a brief consideration of continuity and change among agrarian elites in post-1990 eastern Germany, reveals the considerable ramifications as well as the limits, paradoxes and dilemmas of the politically willed replacement of elites in East German rural society.

### **Marc Buggeln, How Important for Democracy Is Progressive Taxation? On Taxation and Expropriation of Economic Elites in Twentieth-Century Democracies and Dictatorships**

To Charles Tilly we owe the insight that during the process of European state formation, democracies tended to emerge particularly where the state financed itself chiefly through taxation. This contribution asks how the actions of democracies and dictatorships in the twentieth century continued to differ fundamentally with regard to taxation. Particular stress is laid on the taxation of elites. Daron Acemoglu and James A. Robinson have argued that the struggle between dictatorship and democracy was ultimately one over taxation. In dictatorships, the elite asserted itself militarily against the people at large, thereby preventing a policy of redistribution at its own expense. By contrast, in democracies the will of the majority was determined by economic considerations, with electoral majorities able to implement redistributive taxation for their benefit. Acemoglu and Robinson argue that communist states and military dictatorships resembled one another with respect to the material benefits enjoyed elites. Yet this study argues that there is a clear difference and that the economic totalitarianism theory of Acemoglu and Robinson turns out, on closer scrutiny, to be untenable. Though the transition to neoliberalism has somewhat levelled differences between dictatorship and democracy, they remain

distinct. Yet the rollback of policies of redistributive taxation shows how democracy itself is under threat.

**Valentina Dal Cin, Italian Elites under Napoleonic Rule: A Turning Point**

The revolutionary and Napoleonic era had a major impact on Italian society, not least because the state began to define and select social elites, replacing the self-cooptation practices of the *Ancien Régime*. Using two different case studies, this article examines this change both in terms of opportunities for social advancement and new criteria for inclusion – property as well as talent – and their understanding. The example of the territories of the former Republic of Venice, which collapsed after the arrival of the French army in 1797, shows that the considerable presence of the nobility in the new institutions did not necessarily mean a strong social continuity with the *Ancien Régime*. Before 1797, the city of Venice and its nobility dominated the entire region, monopolising ruling positions. Later, nobles from the mainland, *cittadini originari* and members of the bourgeoisie also entered the new Napoleonic institutions. Among them were businessmen who, although rarely appearing in purely administrative bodies, had consolidated their social position through the purchase of national properties or estates sold by indebted nobles. Property was indeed the main pillar of the new regime. However, notables who wanted to become officials also had to demonstrate knowledge and skills. Applications for employment reveal to what extent this was understood by the candidates. A preliminary qualitative and quantitative analysis of sources from the Kingdom of Italy and the Kingdom of Naples shows that the rhetoric used in these applications mixed traditional and new elements, suggesting that the latter were more used by those who were already ›inside the system‹.

**Jakob Fesenbeckh, A New Order of Management? On Technical Elites and Their Strategies of Legitimation in the Fascist »Parti populaire français« and under the Vichy Regime**

This study addresses the semantics by which technical elites associated with the fascist »Parti populaire français« (PPF) and under the Vichy Regime justified their claim to a leading role in social and political concerns. The example of France in the 1930s and 1940s serves to illustrate the connection between fascism and claims to technocratic leadership. Building on Bourdieu's field theory, the party programmes authored by Robert Loustau, a mining engineer, as well as the semantics of technicians found in the party press are analysed as practices of a symbolic claim to power on the part of a technological elite. As social conflict around the popular front government intensified, so did symbolic struggles between state and business over defining new resources of administrative power. The PPF's corporatist programme advocated the transfer of sovereign powers to specialist elites and adopted semantics of French engineering organisations. The topos of »technology as creation« staked a claim to recognition as the true elite of merit in industrial society, whilst that of the »third power« asserted a mediating role as an objective third



power between capital of labour. The idea of the »leadership of engineers« expressed a sense of political mission which technical engineers derived from their supposed abilities as leaders of men. As the Vichy Regime built a planned economy, raising PPF technocrats to high office, specialist knowledge and leadership were declared key resources of legitimate power in public discourse.

**Björn Hofmeister, Elites between Social Construction and Professional Specialisation. Diplomats of the GDR, 1949–1990**

By establishing its own foreign ministry (*Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten*, MfAA) directly on achieving statehood in October 1949, the GDR also built up its own diplomatic corps. A study of the GDR's diplomats, who between 1949 and 1990 constituted a functionary elite numbering approximately 3,000 individuals, provides a specific insight into the construction of an expert elite that was supposed to mark a decisive break with the continuity of traditional and largely aristocratic elites in the old diplomatic service. The traditional ideal of an elite recruited from the aristocracy and the upper middle classes was consciously replaced by a new elite from ranks of the working and lower classes. Beginning in the 1960s, the professionalisation of diplomatic training led to the establishment of a (largely male) functionary elite defined by academic training and area expertise. The lack of suitable cadres felt across the project of remaking the GDR's elites and exacerbated by the pushing aside of traditional elites gave rise to the professionalisation of the diplomatic service through dedicated training in newly founded academies (e. g. *Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft*, founded in 1953; *Institut für Internationale Beziehungen*, founded in 1963). The completion of the process of building an expert elite of diplomats coincided, in the early 1970s, with the increasing recognition of the GDR on the part of »non-socialist« powers and bolstered the growing »administrative authority« of the MfAA over foreign policy and thus also the role of the GDR's diplomats as key actors in defining diplomatic practice.

**Michael Homberg, Creating and Educating Elites. The Role of West German Experts at the Indian Institute of Technology Madras**

Support for the Indian Institute of Technology Madras was among Federal Republic of Germany's major projects in international development. A treaty signed in 1959 between the governments in Bonn and New Delhi set the terms for Germany's involvement in what was to become – not least thanks to German aid – one of India's main institutions of elite (re)production. Tertiary education had a key part to play in India's process of post-colonial nation building. However, the IIT Madras was also the product of Cold War competition in international aid. From the outset, it was in competition with its sister institutions in Kanpur, Bombay and Delhi, which were supported by the USA, the USSR and the UK. Besides the material equipment of the institutes, the exchange of expertise was a key element of this support. Its bearers were members of a small cosmopolitan elite of technical and academic experts who

travelled to India with the mission of exporting the knowledge of the »developed« nations to the Global South. Creating and educating elites was thus both the ambition and the precondition of post-1945 global development policy. This contribution considers the founding of the IIT Madras in a transnational perspective and reconstructs disputes between Indians and Germans over programmatic concepts and the practice of creating and educating elites. It analyses the role of West German development experts in the Global South between utopias of technological planning on the one hand and critiques of modernisation on the other, as well as examining the political and socio-economic preconditions, dynamics and consequences of training local functionary elites in India. In so doing, it brings into view interwoven dynamics of elite education in North and South, their patterns of recruitment, self-images, strategies of legitimation and criticism.

**Peter Imbusch, What Do We Mean When We Say »Elites«? A Historical and Sociological Critique of the Concept**

Elites in a society are not only an ever-present topic of public debate but also one of the key subjects of social analysis. Yet the social sciences have so far answered the question of who or what elites are, what measure of power and influence they possess, and how they justify their dominance and protect their status, largely in selective or highly normative terms. It will also come as a surprise that many analyses of social structure give only little thought to the question of elites, although these groups are by definition among a society's most powerful and important groups. This may also be due to the concept of elites itself, for »elite« has long been understood in such a variety of senses that the concept has gradually become vague and indeed meaningless, something of a catch-all category. My historically informed contribution aims to show a path back to an analytically meaningful, theoretically appropriate and sociologically cogent understanding of elites, systematically reconnecting the concept with relations of power and domination. The critical understanding of elites to be thus regained seems all the more important in times of deepening social inequality, societal regression, and the tendency of societies, much remarked upon in recent years, to become increasingly oligarchic, plutocratic or re-feudalised.

**Habbo Knoch/Enno Schwanke/Kerstin Thiel, »Entire Personalities«, Not »Elites«. The German Academic Scholarship Foundation and the Promotion of Gifted Students in the Twentieth Century**

Historical research has largely ignored the role and function of organisations dedicated to the support of gifted students in the emergence of differentiation of functionary elites in the twentieth century. This is true even of German's largest and oldest organisation of this kind, the German Academic Scholarship Foundation (*Studienstiftung des deutschen Volkes*). It was established twice, first in 1925 (before being absorbed into the Nazi *Reichsstudentenwerk* in 1934) and again in 1948. The

present study considers the continuities and discontinuities of the guiding concepts and selection criteria in the support given to gifted students. It foregrounds the two founding periods, in which the *Studienstiftung* cast itself as a project of social policy amid experiences of crisis and processes of democratisation. While thinking of itself as apolitical, the *Studienstiftung* deliberately avoided using the term »elite« in its public statements. Yet this does not mean that providing scholarships for gifted students did not produce and imprint itself upon functionary elites in a social-historical sense. The two periods of the *Studienstiftung*'s foundation display a distinct continuity in terms of aims, criteria for promotion and selection processes. The ideal personality rooted in the norms of the educated middle class remained definitive even as scholarships were awarded to a socially more diverse group of students.

**Marko Kreuzmann, The Delegates of the German Federal Convention (1815–1866). The Social Profile and Political Activity of an Inter-State Functionary Elite**

In the nineteenth and twentieth centuries, functionary elites in government and administration had a major part to play in building states and nations as well as in inter-state integration. Founded in 1815, the German Confederation was a confederation of independent states whilst, at the same time, claiming to work towards their national integration. Historians have tended to disregard the German Confederation, finding it to be at odds with the classical model of the national and constitutional state. Recent scholarship, however, has paid more attention to the achievements of the German Confederation in terms of integration and modernisation. It is against this backdrop that the present study considers the Federal Convention, the only organ common to the Confederation, as an inter-state functionary elite. It asks to what extent the delegates, by virtue of their activities, grew together as a functionary elite with a collective awareness of representing the interests not only their respective states, but of the Confederation as a whole. This, in turn, will illuminate the significance of the deputies to processes of integration and modernisation within the German Confederation.

**Alina Marktanner, From an Elite of Achievement to an Elite of Money? Management Consultants in the Federal Republic, 1950s to 2000s**

Did management consultants in the Federal Republic of Germany in the latter part of the twentieth century belong to a commercial and social »elite«? How did the consultancy business think of itself, what did others think of it, and how did these ascriptions change between the 1950s and the 2000s? This contribution historicises contemporary discourses surrounding elites with regard to the consultancy sector and, taking its cue from Reitmayer's classification, contrasts an elite of »achievement« or »quality« with one of »money« and »power«. In their self-presentations, the management consultants of the early Federal Republic appeared singularly ambitious and resolved to help build the post-war economy. As the Schröder government's »Agenda 2010« cut back the welfare state, however, the »elite« tag became

more polarised: positive self-representations were joined by more critical portrayals in which the consultancy sector found its mission and its self-image challenged. Mainstream media, popular culture and social sciences came to depict management consultants as a privileged elite which was set apart from society at large less by merit than simply by money.

**Alexander Mayer, Social Mobility in the »Achievement Society«. A Practice-Theoretical Perspective on the History of Meritocratic Interpretations of Social Inequality**

Modern societies are unable to justify social inequality and, in particular, the existence of elites in any other terms than achievement or merit. Historians, however, have so far not satisfactorily established how meritocratic interpretations were able to establish themselves as the dominant self-description of societies. To this end, the present contribution suggests an approach informed by cultural history, drawing on practice-theoretical approaches in order to understand meritocratic interpretations as an element of social practices. Particular attention is to be paid, in this context, to practices of social mobility. To demonstrate the heuristic potential of this approach, this study, focussing on the late nineteenth and early twentieth centuries, will contrast two patterns of social mobility while examining their assumptions and preconditions: the path to setting up as an independent artisan or tradesman and the idea of »getting ahead« through education. The sources drawn on here are testimonies from members of the lower classes.

**Lukas Rathjen, Rhetoric and Communicative Dominance. Conversational Elites in the Early Federal Republic**

What seems to have been the general legitimation of intellectual power did not apply to the intellectuals of the early Federal Republic: the idea that intellectuals owe their position of social eminence to their knowledge of a particular field. In fact, West German intellectuals of the 1950s and 1960s were comparatively reluctant to interpret and make sense of the world, to develop grand theories and models. If we take this phase of intellectual reticence seriously, we must ask, with regard to the history of intellectuals, how – if not by producing ideas – the intellectual qua social figure was able to maintain his status during this period. In this study, I seek to show how post-war intellectuals owed their discursive dominance to the practice of interpersonal ›conversation‹. Communicative dominance was secured by such rhetorical skills as a command of humanist modes of expression and behaviour. An examination of the culture of intellectual conversation in the early Federal Republic shows that rhetoric was, on the one hand, the means to keep discourse going in a transitional phase (the »end of history«) and to bridge conflicts within a traumatised society, while also serving as a technique of social distinction. In a nascent society of conversation, in which a conversational elite feared for its dominance, a humanist rhetoric set limits on processes of democratisation and emancipation.

**Morten Reitmayer, »It Is Possible to Get Away with an Awful Lot If You Can Convince the People That You Don't Actually Exist.« On the Current State of the Study of Elites**

This contribution discusses recent publications on political and economic elites in the fields of contemporary history and the social sciences. To this end, it briefly harks back to debates in which the actions of elites have been invested with considerable explanatory power: the end of the Weimar Republic, studies of the aristocracy and the bourgeoisie, the continuity of German business elites in the twentieth century and National Socialist elites. The study then introduces the principal subjects and research interests of the international sociology of elites. It concludes with an overview of current trends in the historical study of elites in Germany, which is concerned above all with money elites and with forms of »leadership« as a specific mode of elite action. Overall, this study finds the greatest potential of the study of elites to consist in attempts to obtain insights into the areas in which elites make key decisions by examining their social profile, attitudes, internal structure, relations with other groups of actors, and their specific cultures of decision-making.

**Michael A. Strebel/Baptiste Antoniazza/André Mach, Getting Rid of Their Ties. The Long-Term Evolution of Elite Networks and Profiles in the Three Largest Swiss Cities, 1890–2020**

Recently, there has been a resurgence in prosopographical studies of (national) elites. In this paper, we complement this research with a long-term perspective on urban elites from different social spheres in three Swiss city-regions. City-regions are the main geographical hubs of power and the local level often serves as an entry point for accessing elite networks at larger scales. Assessing the evolution of local elite networks' inclusiveness is thus crucial for our understanding of past and current inequalities and power structures. Using a positional approach, we identify academic, cultural, economic and political elites in Basel, Geneva and Zurich from 1890 to 2020. In our analysis, we first assess elites' multi-positionality in city-regional organizations. We observe a gradual disintegration of local elite networks over the course of the twentieth century and their almost complete disappearance to the present day. In a second step, we present the profiles of the core elite, i.e. the 400 actors who hold positions in two social spheres at once. Old Swiss men form a rather cohesive and exclusive core elite throughout the period, and descendants of patrician families dominate Basel and Geneva's (but not Zurich's) local networks until the beginning of the twentieth century. These results have implications for our understanding of the functioning of local economies and for our conception of the local level as an entry point for newcomers to elite positions.

**Marco Swiniartzki, Subcultural Elites. Self-Stylisation, Social Practice and Postmodern Aestheticisation in Norwegian Black Metal**

This contribution argues in favour of expanding the discussion of elites in contemporary history to include pop culture, since innovative subcultural cores provide

leadership and coordination (which are perceived as indispensable) to stylistically exclusive international social systems (subcultures, lifestyles etc.). Taking its cue from the postulate of a »postmodern dispositive of creativity« (Andreas Reckwitz), which – beginning in the 1980s – introduced an emotional and performative aestheticisation of what was distinctive and new, this study, drawing on the example of the Norwegian Black Metal subculture, describes four methods by which its key actors contributed decisively to their self-stylisation as an elite and established its radical social practice in the early 1990s. Besides product-oriented creativity and a radical desire for distinction, this includes the artists' physical self-performance and the transgression of social boundaries. As sub- and counter-cultures become increasingly fused with »bourgeois« and capitalist notions of work and marketing, such subcultural elites can no longer be interpreted in purely subcultural terms and are instead described as those exclusive groups which are particularly successful in keeping their audience's attention focussed on their innovatively marketed and aesthetic self-performance which, uncoupled from instrumental rationality, consists above all in emphasising a sense of difference that keeps reinventing itself.

***Nikolai Wehrs, Elite Rule in the Age of ›Mass Democracy‹. Civil Service and the Political Culture of Twentieth-Century Great Britain***

Looking at the example of British ministerial bureaucracy, this essay considers the changing role of professionalised administrative elites in the political culture of liberal western democracies in the twentieth century. As the key aspects of its administrative history, it analyses the social structure and corporative social culture of the British Civil Service from the perspective of a sociology of elites as well as considering the forms of its political influence and the effects of public criticism on the influence of the ministerial bureaucracy. In its »classical phase« in the mid-twentieth century, the British Civil Service combined recruitment from a social elite with a decidedly humanist educational culture. In political terms, the resulting corporative identity of Whitehall's administrative elite produced a sense of superiority over the political class, known simply as »Westminster«. The political influence of these unelected officials rested above all on the principle of the ministerial bureaucracy's permanence, which ensured that Civil Servants had an advantage in terms of experience over politicians who might come and go. The 1960s, however, saw mounting criticism of the Civil, the effects of which on its subsequent development this essay analyses. Considering the example of party-political special advisers, it shows how negative stereotypes about the Civil Service were deployed with the aim of expanding zones of party-political influence in Whitehall. What had begun as a discourse critical of elites led, it is argued, to a partial loss of control within the British political system by the early twenty-first century, a point essential to understanding the Brexit Crisis.

## Résumés

### **Arnd Bauerkämper, Changement des élites à la campagne. Ruptures structurelles et continuités sous-cutanées dans la zone d'occupation soviétique et en RDA, 1945–1990**

La suppression de la suprématie des élites rurales traditionnelles faisait partie des objectifs les plus importants poursuivis par le parti communiste et – à partir d'avril 1946, par le Parti socialiste unifié d'Allemagne (SED). En effet, la réforme agraire, par laquelle les grands propriétaires terriens possédant plus de cent hectares furent, à partir de septembre 1945, expropriés dans la zone d'occupation soviétique, mit fin à la domination d'une élite dont la suprématie se transmettait de génération en génération. En 1948 commença en outre l'expropriation des »grands agriculteurs«. Avec la collectivisation, qui intervint en 1952 en RDA et fut officiellement achevée en 1960, tous les agriculteurs semblaient avoir perdu leur influence dans la société rurale de la RDA. Les conseils d'administration – en particulier les présidents des nouvelles Coopératives de production agricoles (LPG) dont furent issues jusque dans les années 1970 de grosses entreprises coopératives de plus en plus spécialisées – étaient, en tant que nouveaux »cadres«, plus puissants que les maires dans de nombreuses communes. Cependant la mutation structurelle des élites masqua des continuités sous-cutanées. Les directions des nouvelles entreprises ne se voyaient pas non plus en état de rompre complètement avec les traditions rurales. L'article, qui se clôt par un bref aperçu des continuités et du changement des élites agraires dans les nouveaux *Länder* après 1990, montre dans l'ensemble les effets considérables, mais aussi les limites, les paradoxes et les dilemmes du changement des élites, qui avait été induit politiquement, dans la société rurale d'Allemagne de l'Est.

### **Marc Buggeln, Quelle est l'importance des impôts progressifs pour la démocratie ? Imposition et expropriation des élites économiques dans la démocratie et la dictature au XXe siècle**

Les recherches de Charles Tilly ont fait ressortir que, dans le cadre de la formation des États européens, les démocraties se sont avant tout formées là où l'État se finançait prioritairement par le biais de l'imposition. Dans la contribution suivante, nous nous posons la question de savoir dans quelle mesure l'action des démocraties et des dictatures du XXe siècle se distingue encore fondamentalement l'une de l'autre dans le champ de la politique fiscale. Nous nous focalisons notamment sur l'imposition des élites. Daron Acemoglu et James A. Robinson ont défendu la thèse selon laquelle la lutte entre la démocratie et la dictature porte essentiellement sur la souveraineté fiscale. Ils affirment que, dans les dictatures, les élites s'imposent militairement face au reste du peuple et empêchent une politique de redistribution qui leur serait défavorable. En revanche, la volonté de la majorité en faveur de la démocra-

tie est motivée économiquement parce qu'une politique fiscale de redistribution peut être imposée par la majorité des voix. L'argument qu'ils avancent est que les États communistes et les dictatures militaires se ressemblent dans leur façon de favoriser les élites.

### **Valentina Dal Cin, Les élites italiennes sous Napoléon : un tournant**

L'ère révolutionnaire et l'ère napoléonienne eurent des effets significatifs sur la société italienne. L'État commença à définir et à sélectionner les élites sociales et se substitua ainsi aux pratiques d'auto-cooptation en cours dans l'Ancien Régime. À partir de deux études de cas, l'article analyse cette mutation tant sous l'angle des possibilités d'ascension sociale que des options de carrière pour les talents. L'exemple des territoires de l'ancienne République de Venise, qui s'effondra après l'entrée de l'armée française en 1797, montre que la présence considérable de la noblesse dans les nouvelles institutions n'était pas nécessairement synonyme d'une forte continuité sociale depuis l'Ancien Régime. Avant 1797, la ville de Venise et sa noblesse dominaient l'ensemble de la région et monopolisaient les postes à responsabilité. Plus tard, des nobles du continent, des *cittadini ordinari* et des bourgeois, firent également leur entrée dans les nouvelles institutions napoléoniennes. Faisaient partie de la bourgeoisie des hommes d'affaires qui, bien que n'apparaissant que rarement dans des organes purement administratifs, avaient consolidé leur position sociale en achetant des propriétés nationales ou des biens ruraux vendus par des nobles endettés. La propriété était en effet le pilier principal de l'Ancien Régime. Cependant, les notables voulant devenir fonctionnaires devaient également faire montre de connaissances et d'aptitudes. Les candidatures à des emplois révèlent dans quelle mesure cela fut compris par les candidats. Une première analyse qualitative et quantitative de sources provenant du Royaume d'Italie et du royaume de Naples montre que la rhétorique utilisée dans ces candidatures mêlait éléments traditionnels et nouveaux, ce qui indique que ces derniers éléments furent plutôt utilisés par ceux qui étaient déjà « dans le système ».

### **Jakob Fesenbeckh, Un nouvel ordre des cadres dirigeants ? Les stratégies de légitimation des élites techniques dans l'entourage du parti fasciste » Parti populaire français « et sous le Régime de Vichy**

L'article a pour objet les sémantiques de légitimation articulées autour de la revendication exprimée par les élites techniques dans l'entourage du « Parti populaire français » (PPF) et sous le régime de Vichy : ces dernières voulaient jouer un rôle organisationnel au niveau socio-politique. Le lien entre les revendications d'un leadership technocratique et le fascisme est mis en lumière à partir de l'exemple de la France des années 1930 et 1940. En partant de la théorie des champs de Pierre Bourdieu, nous analysons les programmes du parti élaborés par Robert Loustau, ingénieur des mines, ainsi que les sémantiques présentes dans la presse du parti en tant que stratégies d'accroissement symbolique du pouvoir des élites techniques. A



la suite des conflits sociaux portant sur le gouvernement de Front Populaire, on assista à une radicalisation des luttes symboliques entre État et économie concernant la définition de nouvelles ressources du pouvoir administratif. Le programme corporatiste du PPF prévoyait le transfert de compétences régaliennes à des élites spécialisées et s'inscrivait dans la continuité des sémantiques des corporations d'ingénieurs français. Par le biais du topos de la « créativité de la technique » fut mise en mots l'ambition de représenter la véritable élite de la société industrielle face au capital et au travail. Le topos de la « troisième force » exprima la revendication de servir d'intermédiaire, en tant que troisième point de vue objectif, entre le capital et le travail. Par le thème du « rôle dirigeant des ingénieurs » s'exprima le sentiment d'être investi d'une mission politique, découlant selon les élites techniques de la capacité à diriger des hommes. Suite à l'intégration de l'économie planifiée sous le régime de Vichy, qui permit également aux technocrates du PPF d'accéder à des fonctions importantes, l'expertise technique et la capacité de diriger devinrent des ressources centrales de légitimation du pouvoir dans le discours public.

***Björn Hofmeister, Entre construction sociale de l'élite et professionnalisation des compétences. Les diplomates en RDA, 1949–1990***

Avec la fondation du ministère des Affaires étrangères (MfAA) immédiatement après la création de l'État est-allemand en octobre 1949, la RDA mit sur pied son propre service diplomatique. L'étude des diplomates de la RDA, qui formèrent une élite fonctionnelle d'environ 3000 personnes entre 1949 et 1990, ouvre une approche spécifique de l'édification d'une nouvelle élite d'experts dans la « dictature du SED », qui devait fondamentalement rompre avec la continuité des élites traditionnelles, et pour la plupart issues de la noblesse, dans le service diplomatique des Affaires étrangères. L'idéal traditionnel d'une élite diplomatique fondée sur l'origine aristocratique ou bourgeoise devait être de manière délibérée remplacé par une élite issue des classes ouvrières et populaires. Depuis les années 1960, la professionnalisation de la formation des membres du service diplomatique conduisit à l'établissement d'élites fonctionnelles (majoritairement masculines), qui se définissaient par la formation universitaire et la connaissance spécialisée des pays. Les déficits constants en cadres, qui concernaient l'ensemble des domaines du processus de refondation des élites et qui furent renforcés par l'éviction politique des élites traditionnelles, conduisirent à une professionnalisation du service diplomatique par le biais d'une formation élargie au sein d'académies propres à la RDA (entre autres, l'Académie allemande de sciences juridiques et politiques à partir de 1953 ; à partir de 1963, l'Institut des relations internationales à Potsdam). L'achèvement de la mise en place d'une élite d'experts dans la diplomatie au début des années 1970 correspondit à la vague de reconnaissances officielles de la RDA, y compris dans « les pays étrangers non-socialistes » et renforça la « souveraineté administrative » du ministère des Affaires étrangères dans le domaine de la politique étrangère, mais aussi l'importance des diplomates de RDA en tant qu'acteurs centraux de l'organisation de la pratique diplomatique.

**Michael Homberg, » Formation de l'élite «. Le rôle des experts ouest-allemands à l'*Institute of Technology* de Madras**

Le soutien apporté à l'*Indian Institute of Technology* de Madras a fait partie des projets les plus importants de la République fédérale en matière d'aide au développement dans le domaine de l'enseignement. A partir de 1958, un accord intergouvernemental passé entre Bonn et New Dehli a réglé la contribution allemande pour la fondation et le développement de l'« Institut d'enseignement technique » en Inde, qui, par la suite, – et en partie aussi grâce aux fonds allemands d'aide au développement, est devenu l'une des institutions jouant, jusqu'à aujourd'hui, un rôle central dans la (re)production des élites en Inde. Une fonction importante fut accordée en Inde à la question de l'enseignement supérieur dans le processus post-colonial de l'édification de la nation. Dans le même temps, l'IIT de Madras était un produit des logiques de concurrence pour le développement dans le contexte de la Guerre Froide. C'est ainsi que dès le début, l'institut fut en concurrence avec les instituts frères de Kanpur, Bombay et Delhi, dont le développement était financé par les États-Unis, l'URSS et la Grande-Bretagne. Une part essentielle de cette aide au développement consistait – outre l'équipement matériel des instituts – en l'échange d'expertise. À cette fin, une petite élite cosmopolite d'expertes et d'experts universitaires dans le domaine technique qui, de par sa mission, symbolisait l'aspiration à exporter le savoir des nations » développées « vers les pays du Sud, se rendit en Inde. La formation des élites était par conséquent à la fois une aspiration, mais aussi une condition et un résultat de l'engagement international en matière d'aide au développement après 1945. Le présent article analyse à partir d'une perspective transnationale l'histoire de la fondation de cet établissement d'enseignement supérieur à Madras, des années 1950 jusque dans les années 1980, et retrace les débats entre l'Inde et l'Allemagne à propos des concepts programmatiques et des pratiques de la » formation des élites «. Il analyse en outre le rôle des expertes et des experts de l'aide au développement ouest-allemand dans les pays du Sud, entre euphorie technocratique de la planification et critique de la modernisation, ainsi que les conditions, les dynamiques et les conséquences, aux niveaux politique et socio-économique, de la formation d'élites fonctionnelles locales en Inde, ce qui permet ainsi de porter un regard sur l'imbrication des dynamiques dans la formation des élites au Nord et au Sud, leurs modèles de recrutement, leurs auto-représentations, les stratégies de légitimation et les critiques.

**Peter Imbusch, Conceptions de l'élite. Une critique historico-sociologique du concept d'élite**

Le thème des élites au sein d'une société est non seulement un thème récurrent dans les débats publics, mais c'est aussi l'un des champs thématiques les plus importantes de l'analyse sociale. Jusqu'à aujourd'hui, les questions de savoir qui ou ce que sont les élites, quels potentiels elles possèdent en termes de pouvoir ou d'influence, comment elles légitiment leurs positions dominantes et protègent leur statut n'ont trouvé la plupart du temps que des réponses sélectives ou hautement normatives dans les discussions en sciences sociales. On ne peut qu'être surpris par le fait

que le thème des élites soit plutôt négligé dans de nombreuses analyses des structures sociales bien que l'on s'accorde à dire que ces groupes font partie des groupes sociaux les plus importants et les plus puissants. Cela peut certes être dû au concept d'élite lui-même car les manières de concevoir les élites sont, depuis un certain temps déjà, si diverses que le concept est devenu vide de sens et arbitraire et est presque tombé au rang de lieu commun. Par cet article historiquement informé, je souhaite revenir à une compréhension du concept d'élite qui soit riche au niveau analytique, adaptée sur un plan théorique, et pertinente au niveau sociologique, et je souhaite mettre systématiquement en lien le concept d'élite avec les rapports de pouvoir et de domination. A une époque où s'accroissent les inégalités sociales, les tendances à la régression au sein de la société et où l'on constate souvent ces dernières années une » oligarchisation « , une » ploutocratisation « ou une » re-féodalisation « des sociétés, cela semble à nouveau nécessaire dans la perspective d'une conception critique des élites.

***Habbo Knoch/Enno Schwanke/Kerstin Thiel*, » La personnalité considérée dans son ensemble « au lieu de l' » élite « . La Fondation universitaire du peuple allemand et l'aide financière apportée aux étudiants méritants au XXe siècle**

Jusqu'à présent, la recherche historique a largement délaissé le rôle et la fonction des organisations accordant des bourses au mérite en tant que maillons pour la formation et la différenciation des élites fonctionnelles au XXe siècle. Cela vaut également pour la plus grande et la plus ancienne organisation allemande apportant une aide aux étudiants méritants : la Fondation universitaire du peuple allemand. Elle naquit deux fois : fondée en 1925, elle fut intégrée en 1934 au système national-socialiste d'aides financières de l'Organisme d'œuvres universitaires du Reich, et elle existe à nouveau depuis 1948. Le présent article s'interroge sur les continuités et les discontinuités des principes directeurs et des critères de sélection des organisations universitaires chargées d'apporter un soutien financier aux étudiants méritants. Nous nous penchons notamment sur les phases de création de la Fondation, durant lesquelles la Fondation universitaire se définit comme un projet socio-politique dans le contexte des expériences de crises et des processus de démocratisation. Tandis que la Fondation universitaire se voulait résolument apolitique, elle s'efforçait d'éviter le concept d'» élite « dans les prises de position publiques. Cependant, cela ne prouve pas que la promotion universitaire des étudiants méritants n'a pas contribué malgré tout à la formation et au formatage d'élites fonctionnelles dans un sens socio-historique. Dans cette perspective apparaît entre les deux phases de la Fondation universitaire une grande continuité dans les objectifs, dans les critères de soutien financier et les processus de sélection, dont la référence est un idéal de la personnalité incarné par la bourgeoisie cultivée. Cet idéal servait en même temps de norme habituelle pour le groupe des étudiants boursiers caractérisé par une différenciation sociale de plus en plus marquée.

**Marko Kreutzmann, Les émissaires de l'Assemblée nationale allemande (1815–1866)**

Aux XIXe et XXe siècles, les élites fonctionnelles dans les domaines de la politique et de l'administration jouèrent un grand rôle dans la construction de l'État et de la nation, et dans l'intégration à l'échelle interétatique. La Confédération germanique, qui fut créée en 1815, était d'une part une fédération d'États formellement souverains et d'autre part, elle revendiquait, en tant que « lien fédératif », l'intégration nationale des États réunis en son sein. Longtemps, la Confédération germanique fut peu considérée par la recherche car elle ne correspondait pas au modèle classique de l'État national et de l'État constitutionnel. De nouvelles recherches s'interrogent cependant davantage sur l'impact de la Confédération germanique en termes d'intégration et de modernisation. C'est dans cette perspective que le présent article étudie les émissaires siégeant dans l'Assemblée fédérale allemande – seul organe commun de la Confédération germanique – en tant qu'élite fonctionnelle interétatique. Il se demande dans quelle mesure ces émissaires se sont rapprochés par leur activité pour devenir une élite fonctionnelle développant une conscience collective et ne servant plus uniquement les intérêts des différents États pris isolément, mais également l'intérêt de la Confédération germanique. Nous proposons ainsi de mettre au jour l'importance de ces émissaires dans les processus d'intégration et de modernisation au sein de la Confédération germanique.

**Alina Marktanner, D'une élite de la performance vers une élite financière ? Les conseillers et conseillères d'entreprise dans la République fédérale d'Allemagne des années 1950 aux années 2000**

Les conseillers et conseillères d'entreprise faisaient-ils partie d'une « élite » économique et sociale durant la deuxième moitié de l'histoire de la République fédérale d'Allemagne ? Quelles autodésignations et quelles hétérodésignations circulaient autour de la profession de conseil et comment se sont-elles transformées depuis les années 1950 jusqu'aux années 2000 ? L'article historicise les discours contemporains portant sur les élites à partir de l'exemple de la branche du conseil en entreprise et met en contraste, en s'appuyant sur la classification de Reitmayer, l'image d'une « élite basée sur la performance et les qualités » avec celle d'une « élite fondée sur le pouvoir et l'argent ». Les conseillers et conseillères d'entreprises du début de la République fédérale d'Allemagne se représentaient eux-mêmes comme particulièrement ambitieux et décidés à apporter leur pièce à l'édifice de la construction de l'économie d'après-guerre. Suite aux coupes de l'Agenda 2010 faites dans l'État-providence, l'étiquette de l'« élite » se polarisa cependant : aux autoreprésentations positives s'associèrent des hétéroreprésentations négatives, qui contestaient à la branche de conseil, particulièrement soucieuse de sa mission, le monopole interprétatif concernant son action. Durant cette époque, les médias de référence, la culture populaire ainsi que les sciences sociales dépeignirent les conseillères et conseillers d'entreprise comme une minorité privilégiée qui se distinguait moins par ses performances que son argent de la majorité de la population.

**Alexander Mayer, L'ascension sociale dans la » société méritocratique «. Une perspective praxéologique sur l'histoire des modèles d'interprétation méritocratiques de l'inégalité sociale**

Dans les sociétés modernes, l'inégalité sociale et, en particulier, l'existence des élites ne peuvent guère plus être autrement légitimées que par le principe d'efforts et de résultats au travail. D'un point de vue historique, la question de savoir comment les modèles d'interprétation fondés sur la méritocratie ont pu s'établir en tant que catégories d'autodescription sociale dominante n'est pas éclaircie. C'est dans ce but que l'article propose une approche fondée sur l'histoire culturelle, qui recourt à des pistes praxéologiques et comprend les modèles d'interprétation méritocratiques comme des éléments de pratiques sociales. Ce sont notamment les pratiques d'ascension sociale qui devraient être prises en considération. Pour montrer le potentiel heuristique de cette approche, deux modèles d'ascension sociale – le chemin vers l'indépendance professionnelle dans l'artisanat et »l'ascension par l'éducation « sont mis en contraste et analysés par rapport à leurs conditions préalables. Les sources utilisées sont des égo-documents de personnes issues des classes sociales populaires.

**Lukas Rathjen, Rhétorique et domination communicationnelle. Les élites discursives du début de la République fédérale d'Allemagne**

Ce qui semble être la justification commune du pouvoir intellectuel, à savoir que les intellectuels gagnent leur primauté sociale en raison de connaissances spécifiques dans un domaine, ne vaut pas de la même manière pour les intellectuels du début de la République fédérale. En effet, les intellectuels ouest-allemands restèrent dans les années 1950 et 1960 plutôt avare en matière de d'offres d'interprétation et de sens, de théories et de modèles. Si l'on prend au sérieux cette phase de retenue intellectuelle, une question se pose en lien avec l'histoire des intellectuels : comment donc la figure sociale de l'intellectuel a-t-elle pu s'imposer à cette époque si ce n'est par la production d'idées. Dans ce qui suit, je voudrais montrer que l'intellectuel d'après-guerre doit son autorité discursive à la pratique du »dialogue« intersubjectif. Des aptitudes rhétoriques telles que la maîtrise des modes de comportement et d'expression humanistes lui assurèrent sa domination communicationnelle. Une étude de la culture discursive des débuts de la République fédérale peut montrer que la rhétorique était d'une part le moyen de garder en mouvement le discours dans une phase de transition (»fin de l'histoire«) et de dépasser les conflits dans une société traumatisée, et qu'elle était d'autre part, une technique de distinction sociale. Dans une société discursive en émergence, dans laquelle une élite discursive craignait pour sa domination, la rhétorique humaniste a eu pour effet de limiter les processus de démocratisation et d'émancipation.

**Morten Reitmayer, » It Is Possible to Get Away with an Awful Lot If You Can Convince the People That You Don't Actually Exist. « Etat actuel de la recherche sur les élites**

La contribution examine les publications récentes en histoire contemporaine et en sciences sociales portant sur les élites politiques et économiques. Dans cet objectif, nous faisons de brefs rappels des controverses historiographiques lors desquelles un grand pouvoir explicatif fut attribué à l'action des élites : la fin de la République de Weimar, la recherche sur la bourgeoisie et la noblesse, la continuité des élites économiques allemandes au XXe siècle et les élites nationales-socialistes. Dans un second temps sont présentés les thèmes et les apports de la recherche internationale en sciences sociales portant sur les élites. Enfin, nous proposons un aperçu des tendances actuelles de la recherche historique menée en Allemagne sur les élites. Cette dernière se concentre avant tout sur les élites basées sur la fortune et les formes de »gouvernance« en tant que mode d'action spécifique des élites. Ce panorama identifie le plus grand potentiel des recherches portant sur les élites dans les tentatives visant à tirer – à partir du profil social, des positionnements, de la structure interne, des relations aux autres groupes d'acteurs et des cultures de la décision propre aux élites – des conclusions sur les objets à propos desquels les élites jouent un rôle décisionnel prépondérant.

**Michael A. Strebel/Baptiste Antoniazza/André Mach, La libération des liens – l'évolution des réseaux et des profils des élites sur le long terme dans les trois plus grandes villes suisses, 1890–2020**

Les études prosopographiques portant sur les élites (nationales) ont récemment gagné en importance. Cette contribution a pour objectif de compléter ces recherches en observant sur la longue durée les élites urbaines issues de différentes sphères sociales dans trois régions urbaines suisses. Les régions urbaines sont les centres géographiques les plus importants du pouvoir et le niveau local sert souvent de point de départ pour l'accès aux réseaux d'élites à une plus grande échelle. C'est pourquoi il est particulièrement important d'évaluer le développement de l'inclusivité sociale des réseaux d'élites locaux pour appréhender les inégalités et les structures du pouvoir passées et actuelles. A l'aide d'une approche positionnelle, nous identifions les élites universitaires, culturelles, économiques et politiques à Bâle, Genève et Zurich de 1890 à 2020. L'analyse porte tout d'abord sur l'évaluation de la multipositionnalité des élites dans les organisations des régions urbaines. Cela permet de mettre au jour une dissolution progressive des réseaux d'élites locaux au cours du XXe siècle et leur disparition presque complète jusqu'à aujourd'hui. Dans un second temps sont présentés les profils du noyau dur de l'élite, c'est-à-dire des quatre cents acteurs qui occupent des postes dans deux sphères sociales en même temps. Durant toute la période, un cercle élitiste plutôt fermé et exclusif est formé par des hommes suisses âgés, et des descendants de familles patriciennes dominant les réseaux locaux à Bâle et à Genève (mais pas à Zurich) jusqu'au début du XXe siècle. Ces résultats ont des répercussions sur la façon dont nous concevons le foncti-

onnement des économies locales et sur notre représentation du niveau local comme porte d'entrée vers des positions élitistes pour les nouveaux arrivants.

**Marco Swiniartzki, Les élites des milieux artistiques. Auto stylisation, pratique sociale et esthétisation post-moderne à partir de l'exemple du black metal norvégien**

L'article plaide en faveur d'un élargissement de la discussion portant sur les élites en histoire contemporaine par une prise en compte de la culture pop. En effet, les noyaux des milieux artistiques innovateurs sont considérés comme indispensables dans les efforts de direction et de coordination qu'ils apportent aux systèmes sociaux internationaux stylistiquement exclusifs (milieux culturels et artistiques, styles de vie, etc.). En partant du postulat d'un « dispositif de créativité post-moderne » (Andreas Reckwitz), qui, à ses débuts dans les années 1980, introduisit une esthétisation performative émotionnelle de ce qui se présente comme radicalement nouveau, nous décrivons à partir de l'exemple du black metal norvégien quatre méthodes employées par le noyau d'un milieu artistique qui contribuèrent de manière décisive à une auto-stylisation en tant qu'élite et fondèrent sa pratique sociale extrême au début des années 1990. Outre une créativité ciblée sur le produit et une aspiration radicale à la distinction, on remarque également la self-performance physique des artistes ainsi qu'une transgression des limites sociales.

**Nikolai Wehrs, Le pouvoir des élites à l'ère de la « démocratie de masse ». Le *Civil Service* et la culture politique de la Grande-Bretagne au XXe siècle**

L'article analyse, à partir de l'exemple de la bureaucratie ministérielle britannique, la mutation du rôle des élites administratives professionnalisées dans la culture politique des démocraties libérales occidentales au XXe siècle. Il étudie des aspects centraux concernant la sociologie des élites dans l'histoire de l'administration : la structure sociale et la culture sociale corporative du *Civil Service* britannique, ainsi que les formes de son ingérence politique et l'impact des critiques émises dans l'espace public à propos du pouvoir de la bureaucratie ministérielle. Dans sa « phase classique » aux alentours du milieu du siècle, le *Civil Service* britannique alliait un recrutement élitiste d'un point de vue social avec une culture de l'éducation empreinte d'humanisme. L'identité corporative de l'élite administrative de « Whitehall » qui en a résulté s'est traduite sur le plan politique par un sentiment de supériorité envers la classe politique de « Westminster ». L'influence politique des *unelected officials* reposait alors avant tout sur le principe de permanence de la bureaucratie ministérielle, qui garantissait aux fonctionnaires des ministères une avance décisive en termes d'expérience par rapport aux membres de la classe politique, qui changent régulièrement. Depuis les années 1960, le *Civil Service* fit cependant l'objet de critiques publiques. L'article analyse l'impact de cette critique sur l'évolution du service. A partir de l'exemple de la contre-élite des *Special Advisers*, affiliée à un parti politique, il tente de montrer comment l'établissement de stéréotypes négatifs à propos du *Civil Service* fut utilisé pour étendre les zones d'influence des partis po-

litiques à Whitehall. Ce qui commença comme un discours critique envers l'élite déboucha au début du XXI<sup>e</sup> siècle – c'est la thèse que nous défendons – sur une perte partielle de contrôle au sein du système politique en Grande-Bretagne, perte sans laquelle la crise du Brexit ne peut pas non plus être expliquée.



## Rezensierte Bücher

Besprechungen im Rahmen von Forschungsberichten dieser Ausgabe und Online-Rezensionen des Zeitraums Oktober 2020 bis September 2021, die unter URL: <<https://www.fes.de/afs/rezensionen>> abgerufen werden können.

- Albrecht, Katrin*, Angiolo Mazzoni. Architekt der italienischen Moderne  
*Alter, Peter*, Nationalismus. Ein Essay über Europa  
*Altgeld, Wolfgang/Thomas Frenz/Angelica Gernert* u. a., Geschichte Italiens  
*Anderson, Perry*, Das italienische Desaster  
*Andresen, Knud*, Triumphherzählungen. Wie Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter über ihre Erinnerungen sprechen  
*Andresen, Knud*, Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis in die 1980er Jahre  
*Andresen, Knud/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag* (Hrsg.), Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren  
*Andresen, Knud/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag* u. a. (Hrsg.), Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts  
*Andresen, Knud/Michaela Kuhnhenne/Jürgen Mittag* u. a. (Hrsg.), Repräsentationen der Arbeit. Bilder – Erzählungen – Darstellungen  
*Angeleddu, Gabriella* (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien I. Die sechziger Jahre: Die Entstehung des neuen Antifaschismus  
*Angeleddu, Gabriella* (Hrsg.), Verdeckter Bürgerkrieg und Klassenkampf in Italien II. Die sechziger Jahre: Revolte und Strategie der Spannung  
 antifaschistisches presse- und informationszentrum berlin (apabiz)/Aktives Museum Faschismus und Widerstand (Hrsg.), Immer wieder? Extreme Rechte und Gegenwehr in Berlin seit 1945  
*Audretsch, Andreas/Claudia C. Gatzka* (Hrsg.), Schleichend an die Macht. Wie die Neue Rechte Geschichte instrumentalisiert, um Deutungshoheit über unsere Zukunft zu erlangen  
*Bade, Klaus J.*, Kritik und Gewalt. Sarrazin-Debatte, »Islamkritik« und Terror in der Einwanderungsgesellschaft  
*Bader, Vera Simone*, Moderne in Afrika. Asmara – Die Konstruktion einer italienischen Kolonialstadt 1889–1941  
*Baltzer, Nanni*, Die Fotomontage im faschistischen Italien. Aspekte der Propaganda unter Mussolini  
*Beese, Christine*, Marcello Piacentini. Moderner Städtebau in Italien  
*Berger, Sara/Erwin Lewin/Sanela Schmid* u. a. (Bearb.), Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 14: Besetztes Südosteuropa und Italien

- Berger, Stefan* (Hrsg.), Gewerkschaftsgeschichte als Erinnerungsgeschichte. Der 2. Mai 1933 in der gewerkschaftlichen Erinnerung und Positionierung nach 1945
- Bischoff, Frank/Guido Hitze/Wilfried Reininghaus* (Hrsg.), Aufbruch in die Demokratie. Die Revolution 1918/19 im Rheinland und in Westfalen
- Brütting, Richard/Birgid Rau* (Hrsg.), Italien-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Justiz, Gesundheitswesen, Verkehr, Presse, Rundfunk, Kultur und Bildungseinrichtungen
- Burschel, Friedrich* (Hrsg.), Das faschistische Jahrhundert. Neurechte Diskurse zu Abendland, Identität, Europa und Neoliberalismus
- Buschak, Willy* (Hrsg.), Solidarität im Wandel der Zeiten. 150 Jahre Gewerkschaften
- Cavazza, Stefano/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien
- Chaussy, Ulrich*, Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden
- Clairmont, Yves*, Vom europäischen Verbindungsbüro zur transnationalen Gewerkschaftsorganisation. Organisation, Strategien und Machtpotentiale des Europäischen Metallgewerkschaftsbundes bis 1990
- Conze, Eckart*, Schatten des Kaiserreichs. Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe
- Dechert, Antje*, Stars all'italiana. Kino und Körperdiskurse in Italien (1930–1965)
- Dobler, Ralph-Miklas*, Bilder der Achse. Hitlers Empfang in Italien 1938 und die mediale Inszenierung des Staatsbesuches in Fotobüchern
- Dörr, Nikolas*, Die Rote Gefahr. Der italienische Eurokommunismus als sicherheitspolitische Herausforderung für die USA und Westdeutschland 1969–1979
- Ducker, John T.*, Beyond Empire. The End of Britain's Colonial Encounter
- Dunkel, Wolfgang/Heidemarie Hanekop/Nicole Mayer-Ahuja* (Hrsg.), Blick zurück nach vorn. Sekundäranalysen zum Wandel von Arbeit nach dem Fordismus
- Eco, Umberto*, Der ewige Faschismus
- Falanga, Gianluca*, Italien. Ein Länderporträt
- Fetzer, Thomas*, Paradoxes of Internationalization. British and German Trade Unions at Ford and General Motors 1967–2000
- Flaig, Angelina*, Erfolgreich gegen Rechts. Wie die Freiburger »Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie« 1969 dazu beitrug, den Einzug der NPD in den Deutschen Bundestag zu verhindern
- Flemming, Lars*, Das NPD-Verbotsverfahren. Vom »Aufstand der Anständigen« zum »Aufstand der Unfähigen«
- Focardi, Filippo*, Falsche Freunde? Italiens Geschichtspolitik und die Frage der Mitschuld am Zweiten Weltkrieg
- Förster, Andreas*, Zielobjekt Rechts. Wie die Stasi die westdeutsche Neonaziszene unterwanderte
- François, Étienne/Wilfried Loth* (Hrsg.), Gewerkschaften, Arbeitswelt und Arbeiterkultur in Frankreich und Deutschland von 1890 bis 1990
- Frei, Norbert/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus

- Gertschen, Alex*, Klassenfeinde – Branchenpartner? Unternehmer und Gewerkschaft der westdeutschen Textilindustrie vor der Herausforderung der Internationalisierung, 1949–1979
- Griffin, Roger*, Faschismus. Eine Einführung in die vergleichende Faschismusforschung
- Grünke, Ralf*, Geheiligte Mittel? Der Umgang von CDU/CSU und SPD mit den Republikanern
- Habermas, Jürgen*, Die postnationale Konstellation. Politische Essay
- Heitmeyer, Wilhelm*, Autoritäre Versuchungen. Signaturen der Bedrohung I
- Hesse, Jan-Otmar/Christian Kleinschmidt/Roman Köster* u. a. (Hrsg.), Moderner Kapitalismus. Wirtschafts- und Unternehmenshistorische Beiträge
- Holland, Judith*, Gewerkschaftliche Geschlechterpolitik. Ein deutsch-französischer Vergleich
- Hordt, Arne*, Kumpel, Kohle und Krawall. Miners' Strike und Rheinhausen als Aufruhr in der Montanregion
- Jähner, Harald*, Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955
- Jensen, Uffa*, Zornpolitik
- Kershaw, Ian*, Achterbahn. Europa 1950 bis heute
- Kertzer, David I.*, Der erste Stellvertreter. Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus
- Kirchner, Matthias*, Hochschulreform und Studentenrevolte in Italien 1958–1974
- Kleinöder, Nina*, Unternehmen und Sicherheit. Strukturen, Akteure und Verflechtungsprozesse im betrieblichen Arbeitsschutz der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie nach 1945
- Köcher, Thomas*, »Aus der Vergangenheit lernen – für die Zukunft arbeiten!«? Die Auseinandersetzung des DGB mit dem Nationalsozialismus in den 50er und 60er Jahren
- Koppetsch, Cornelia*, Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter
- Küntzel, Matthias*, Nazis und der Nahe Osten. Wie der islamische Antisemitismus entstand
- Lauschke, Karl*, Widerstand lohnt sich! Die Geschichte der Bremer Hütte – oder: Wieso wird heute noch Stahl in Bremen produziert?
- Lebourg, Nicolas*, Les nazis ont-ils survécu? Enquête sur les Internationales fascistes et les croisés de la race blanche
- Lehnert, Detlef* (Hrsg.), Parteiendemokratie. Theorie und Praxis in Deutschland und Nachbarländern
- Longhi, Silvano*, Exil und Identität. Die italienischen Juden in der Schweiz (1943–1945)
- Lorenz, Robert*, Gewerkschaftsdämmerung. Geschichte und Perspektiven deutscher Gewerkschaften
- Lucchesi, Rossana*, RAF und Rote Brigaden. Deutschland und Italien von 1970 bis 1985
- Malinowski, Stephan*, Die Hohenzollern und die Nazis. Geschichte einer Kollaboration

- Maxwill, Peter*, Mit Recht gegen rechts. Die Verbotsverfahren gegen die Sozialistische Reichspartei (1950–1952) und die Nationaldemokratische Partei Deutschlands (2000–2003)
- Mehring, Reinhard*, Die neue Bundesrepublik. Zwischen Nationalisierung und Globalisierung
- Metz, Markus/Georg Seeßlen*, Der Rechtsruck. Skizzen zu einer Theorie des politischen Kulturwandels
- Michielli, Sabrina/Hannes Obermair* (Hrsg.), BZ '18–'45. Ein Denkmal, eine Stadt, zwei Diktaturen. Eine Dokumentationsausstellung im Siegesdenkmal
- Milbradt, Björn/Floris Biskamp/Yvonne Albrecht* u. a. (Hrsg.), Ruck nach Rechts? Rechtspopulismus, Rechtsextremismus und die Frage nach Gegenstrategien
- Moehrlé, René*, Judenverfolgung in Triest während Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1945
- Nerdinger, Winfried*/NS-Dokumentationszentrum München (Hrsg.), Nie wieder. Schon wieder. Immer noch. Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945
- Nitz, Wenke*, Führer und Duce. Politische Machtinszenierungen im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien
- Ostermann, Patrick*, Zwischen Hitler und Mussolini. Guido Manacorda und die faschistischen Katholiken
- Patzelt, Werner J./Joachim Klose* (Hrsg.), PEGIDA. Warnsignale aus Dresden
- Paxton, Robert O.*, Anatomie des Faschismus
- Quent, Matthias*, Deutschland rechts außen. Wie die Rechten nach der Macht greifen und wie wir sie stoppen können
- Rehlinghaus, Franziska/Ulf Teichmann* (Hrsg.), Vergangene Zukünfte von Arbeit. Aussichten, Ängste und Aneignungen im 20. Jahrhundert
- Rehm, Clemens/Annette R. Hofmann* (Hrsg.), Gustav Struve. Turner, Demokrat, Emigrant
- Riccardi, Andrea*, Der längste Winter. Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom 1943/44
- Rödder, Andreas*, Wer hat Angst vor Deutschland? Geschichte eines europäischen Problems
- Rosenfeld, Gavriel D.*, The Fourth Reich. The Specter of Nazism from World War II to the Present
- Ruck, Michael* (Hrsg.), Gegner – Instrument – Partner. Gewerkschaftliche Staatsverständnisse vom Industrialismus bis zum Informationszeitalter
- Ruzicic-Kessler, Karlo*, Italiener auf dem Balkan. Besatzungspolitik in Jugoslawien 1941–1943
- Salzborn, Samuel*, Angriff der Antidemokraten. Die völkische Rebellion der Neuen Rechten
- Schulz, Sarah*, Die freiheitliche demokratische Grundordnung. Ergebnis und Folgen eines historisch-politischen Prozesses
- Steinbacher, Sybille* (Hrsg.), Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz
- Sternhell, Zeev*, Faschistische Ideologie. Eine Einführung
- Storch, Wolfgang/Klaudia Ruschkowski* (Hrsg.), Deutschland – Italien. Aufbruch aus Diktatur und Krieg

- Studer, Brigitte*, Reisende der Weltrevolution. Eine Globalgeschichte der Kommunistischen Internationale
- Sturzo, Luigi*, Über italienischen Faschismus und Totalitarismus, hrsg. von *Uwe Backes/Günther Heydemann*
- Sundermeyer, Olaf*, Gauland. Die Rache des alten Mannes
- Swiniartzki, Marco*, Der Deutsche Metallarbeiter-Verband 1891–1933. Eine Gewerkschaft im Spannungsfeld zwischen Arbeitern, Betrieb und Politik
- Terhoeven, Petra*, Deutscher Herbst in Europa. Der Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen
- Thierfelder, Jörg/Hans Norbert Janowski/Günter Wagner*, Kirche – Sozialismus – Demokratie. Gotthilf Schenkel: Pfarrer, religiöser Sozialist, Politiker
- Traniello, Francesco*, Katholizismus und politische Kultur in Italien
- Traverso, Enzo*, Die neuen Gesichter des Faschismus. Postfaschismus, Identitätspolitik, Antisemitismus und Islamophobie
- Trittel, Günter J.*, »Man kann ein Ideal nicht verraten ...«. Werner Naumann – NS-Ideologie und politische Praxis in der frühen Bundesrepublik
- Virchow, Fabian*, Nicht nur der NSU. Eine kleine Geschichte des Rechtsterrorismus in Deutschland
- Wertheim, Stephen*, Tomorrow, the World. The Birth of U.S. Global Supremacy
- Wildt, Michael*, Volk, Volksgemeinschaft, AfD
- Wilke, Karsten*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HIAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik
- Will, Martin*, Ephorale Verfassung. Das Parteiverbot der rechtsextremen SRP von 1952, Thomas Dehlers Rosenburg und die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland
- Wirsching, Andreas/Berthold Kohler/Ulrich Wilhelm* (Hrsg.), Weimarer Verhältnisse? Historische Lektionen für unsere Demokratie
- Wolf, Johanna*, Assurances of Friendship. Transnationale Wege von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie, 1950–1980
- Wörsching, Mathias*, Faschismustheorien. Überblick und Einführung



## Die Autorinnen und Autoren des Bandes

**Baptiste Antoniazza**, geb. 1990; M. A.; Studium der Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Lausanne; seit 2019 dort Doktorand am Institut für Politikwissenschaft, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds »Local Power Structures and Transnational Connections«. Seine Forschungsinteressen sind linke politische Eliten und die Geschichte des elektoralen Systems.

**Arnd Bauerkämper**, geb. 1958; Prof. Dr.; seit 2009 Professor für neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin. Studium der Geschichte und Anglistik in Bielefeld, Oxford und Göttingen; 1993–2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Gastprofessuren an der Central European University Budapest, der Ball State University Muncie/Indiana sowie am Deutschen Historischen Institut London und der London School of Economics and Political Science. Veröffentlichungen u. a.: Sicherheit und Humanität in den beiden Weltkriegen. Der Umgang mit zivilen Feindstaatenangehörigen im Ausnahmezustand, 2 Bde., Berlin 2021; Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945, Paderborn 2012; Der Faschismus in Europa, 1918–1945, Stuttgart 2006; Die Sozialgeschichte der DDR (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 76), München 2005; Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963, Köln 2002; Die »radikale Rechte« in Großbritannien. Nationalistische, antisemitische und faschistische Bewegungen vom späten 19. Jahrhundert bis 1945, Göttingen 1991.

**Rainer Behring**, geb. 1965; Dr.; Studium in Münster und Köln; seit 2014 Lehrbeauftragter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zuvor 1998–2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hannah-Arendt-Institut und am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der TU Dresden, 2003–2012 Lehrtätigkeit an den Universitäten Dresden, Köln und Wuppertal. Veröffentlichungen u. a.: Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933–1945, Düsseldorf 1999; Vom marxistischen Theoretiker zum politischen Denker. Rudolf Hilferdings Konzept des »organisierten Kapitalismus« und die angelsächsischen Demokratien, in: Detlef Lehnert (Hrsg.), Soziale Demokratie und Kapitalismus. Die Weimarer Republik im Vergleich, Bonn 2019, S. 115–148; Hermann Müller (1876–1931) und die Chancen der Weimarer Republik, in: Peter Brandt/Detlef Lehnert (Hrsg.), Sozialdemokratische Regierungschefs in Deutschland und Österreich 1918–1933, Bonn 2017, S. 127–157; Hermann Müller und Polen. Zum Problem des außenpolitischen Revisionismus der deutschen Sozialdemokratie in der Weimarer Republik, in: AfS 55, 2015, S. 299–320; Normalisierung auf Umwegen. Polen in den politischen Konzeptionen Willy Brandts 1939–1966, in: VfZ 58, 2010, S. 35–68.

**Marc Buggeln**, geb. 1971; PD Dr.; Privatdozent am Institut für Geschichtswissenschaften, seit Oktober 2021 Vertretung der Professur für Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg. Studium der Geschichte und der Kulturwissenschaften an der Universität Bremen, 2007 Promotion; 2009–2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin, 2018 und 2020 Lehrstuhlvertretungen in Berlin und Augsburg; 2019/2020 Visiting Fellow am College Clare Hall in Cambridge und Gastdozent an der Faculty of History der Universität Cambridge; 2021 Carl-Erdmann-Preis des VHD. Veröffentlichungen u. a.: *Das Versprechen der Gleichheit. Progressive Steuerpolitik und die Reduktion sozialer Ungleichheit 1871–1945*, Berlin 2019 (Habilitationsschrift HU Berlin; erscheint im Frühjahr 2022); *Slave Labour in Nazi Concentration Camps*, Oxford 2014; mit *Martin Daunton/Alexander Nützenadel* (Hrsg.), *The Political Economy of Public Finance since the 1970s. Questioning the Leviathan*, Cambridge 2017.

**Valentina Dal Cin**, geb. 1986; Dr.; Studium in Venedig, Paris und Verona, 2015 Promotion. 2016/17 Postdoctoral Fellow am Italian Institute for Historical Studies in Neapel, 2017 Postdoctoral Fellow bei der Fondation Maison des sciences de l'homme (Paris) und Fondazione Einaudi (Turin). 2020 außerplanmäßige Professur an der Ca' Foscari University Venedig, seit 2021 Marie Skłodowska-Curie Postdoctoral Fellow an der Ca' Foscari University und der Stanford University. Veröffentlichungen u. a.: *Il mondo nuovo: l'élite veneta fra rivoluzione e restaurazione (1797–1815)*, Venezia 2019; *Venetian Elite Reactions to the Hundred Days: News Circulation and Political Commentaries*, in: *Katherine Astbury/Mark Philp* (Hrsg.), *Napoleon's Hundred Days and the Politics of Legitimacy*, Basingstoke 2018; *Dénoncer la corruption dans les transitions politiques: le nord de l'Italie de Napoléon aux Habsbourg*, in: *Jens Ivo Engels/Olivier Dard* u. a. (Hrsg.), *Dénoncer la corruption. Chevaliers blancs, pamphlétaires et promoteurs de la transparence à l'époque contemporaine*, Paris 2018; *Presentarsi e autorappresentarsi di fronte a un potere che cambia: l'élite della Repubblica dopo la Repubblica*, in: *Società e storia*, 2017.

**Jakob Fesenbeckh**; M. A.; Studium der Geschichte und Philosophie in Leipzig, Heidelberg und Paris. Seit 2019 Promotionsstudium zum Thema »Technokratie und autoritäre Erneuerung in Deutschland und Frankreich, 1929–1945« im Rahmen des deutsch-französischen Doktorandenprogramms des historischen Seminars in Heidelberg und der EHESS in Paris; Doktorand mit Promotionsstelle (contrat doctoral) der École doctorale der EHESS in Paris.

**Laura Haßler**, geb. 1994; M. A.; seit 2020 assoziierte Doktorandin am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam; Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit einem Projekt zur Jugendorganisation der NPD, »Junge Nationaldemokraten«. Zuvor Studium der Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Veröffentlichungen u. a.: mit *Julian Genner*, *Bunker gegen die Zukunft*, in: *Cache*, Januar 2021; *Militarisierung statt Liberalisierung? Rechtes Liedgut im Liederbuch der Bundeswehr seit den 1950er Jahren*, in: *Zeitgeschichte-online*, Oktober 2019.



**Björn Hofmeister**, geb. 1973; Dr.; wissenschaftlicher Mitarbeiter im wissenschafts-historischen Forschungsverbund des IZWT und der Universität Bielefeld sowie Lehrbeauftragter am FMI der Freien Universität Berlin. Studium der Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, der University of Sussex und der Duke University; 2002 Research Assistant an der University of Sussex; 2003/2004 Project Assistant am German Historical Institute Washington D.C.; 2004–2010 Teaching Assistant am History Department der Georgetown University in Washington D.C.; 2010–2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin im Teilprojekt Geschichte der DFG 1920–1945; 2013 Stipendium der Forschungskommission der Freien Universität Berlin; 2014–2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am FMI der Freien Universität Berlin; 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, 2013–2019 Lecturer an der NYU/Berlin. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Rüdiger vom Bruch* (Hrsg.), *Kaiserreich und Erster Weltkrieg 1871–1918*, Stuttgart 2000; *dies.* (Hrsg.), *Gelehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006; (Hrsg.), *Heinrich Claß. Politische Erinnerungen des Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes 1915–1933/36*, Berlin 2022; *Anwalt für die Diktatur. Heinrich Claß und der Alldeutsche Verband 1890–1939* (im Erscheinen).

**Michael Homberg**, geb. 1987; Dr.; seit Oktober 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, der Politischen Wissenschaften und der Deutschen Philologie in Köln; 2015–2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter in Köln, 2018/2019 Feodor Lynen Research Fellow der Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) an der Stanford University, der UC Berkeley und der Harvard University, 2019/20 AvH-Rückkehrstipendiat am ZZf Potsdam, 2021 Visiting Fellow am M.S. Merian – R. Tagore International Centre of Advanced Studies »Metamorphoses of the Political« New Delhi. Seit 2021 Mitglied des Jungen ZiF. Veröffentlichungen u. a.: *Reporter-Streifzüge. Metropolitane Nachrichtenkultur und die Wahrnehmung der Welt 1870–1918*, Göttingen 2017; zusammen mit *Volker Barth*, *Fake News. Geschichte und Theorie falscher Nachrichten*, in: GG 44, 2018, S. 619–642; *Mensch | Mikrochip. Die Globalisierung der Arbeitswelten in der Computerindustrie 1960 bis 2000 – Fragen, Perspektiven, Thesen*, in: VfZ 66, 2018, S. 267–293; *Computerliebe. Die Anfänge der elektronischen Partnervermittlung in den USA und in Westeuropa*, in: *Zeithistorische Forschungen* 17, 2020, S. 36–62; zusammen mit *Benjamin Möckel* (Hrsg.), *Human Rights and Technological Change. Conflicts and Convergences after 1945*, Göttingen 2022 (in Vorbereitung).

**Peter Imbusch**, geb. 1960; Prof. Dr.; seit 2010 Professor für Politische Soziologie an der Bergischen Universität Wuppertal. Studium der Soziologie, Politikwissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; 1990 Promotion über vergleichende Sozialstrukturanalyse in Lateinamerika an der Universität Marburg; 1990–1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mainz; 1993–1999 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Marburg; 2000 Habilitation mit einer Arbeit über »Moderne und Gewalt«; 2001–2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter

am IKG der Universität Bielefeld; Fellowships und Vertretungen am ZiF (Bielefeld), in Basel, Fribourg und Berlin. Veröffentlichungen u. a.: *Unternehmer und Politik in Chile*. Eine Studie zum politischen Verhalten der Unternehmer und ihrer Verbände, Frankfurt am Main 1995; zusammen mit *Stefan Hradil* (Hrsg.), *Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen*, Opladen 2003; *Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 2005; zusammen mit *Dieter Rucht* (Hrsg.), *Profit oder Gemeinwohl? Fallstudien zur gesellschaftlichen Verantwortung von Wirtschaftseliten*, Wiesbaden 2007; zusammen mit *Wilhelm Heitmeyer* (Hrsg.), *Integration – Desintegration. Ein Reader zur Ordnungsproblematik moderner Gesellschaften*, Wiesbaden 2008; *Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen*, Wiesbaden 2012; zusammen mit *Joris Steg*, *Konflikte beim Kranich. Die Tarifverhandlungen der Lufthansa – Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt am Main/New York 2021; (Hrsg.), *Soziologie der Hinterhältigkeit*, Weinheim 2021; *Soziologie der Eliten* (erscheint 2022).

**Jan Kellershohn**, geb. 1991; Dr. des.; seit 2021 wissenschaftlicher Referent für Neueste Geschichte/Zeitgeschichte am Institut für Landesgeschichte am Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle (Saale). Studium der Geschichte, französischen Romanistik und Soziologie in Bochum und Tours, 2016–2020 Promotionsstipendiat der Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets, 2020 Promotion an der Ruhr-Universität Bochum. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Sara-Marie Demiriz/Anne Otto* (Hrsg.), *Transformationsversprechen. Zur Geschichte von Bildung und Wissen in Montanregionen*, Essen 2021; *Die Politik der Anpassung. Arbeitswelt und Berufsbildung im Ruhrgebiet 1950–1980*, Wien/Köln u. a. 2021 (im Erscheinen).

**Habbo Knoch**, geb. 1969; Prof. Dr.; seit 2014 Professur für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität zu Köln; Studium der Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie in Göttingen, Bielefeld, Jerusalem und Oxford; 1999–2007 wissenschaftlicher Assistent an der Georg-August-Universität Göttingen; 2008–2014 Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten und Leiter der Gedenkstätte Bergen-Belsen; Fellowships des Richard-Koebner-Instituts für deutsche Geschichte an der Hebrew University Jerusalem (2016) und des Remarque Institute an der New York University (2020). Veröffentlichungen u. a.: *Geschichte in Gedenkstätten. Theorie – Praxis – Berufsfelder*, Tübingen 2020; *Grandhotels. Luxusräume und Gesellschaftswandel in New York, London und Berlin um 1900*, Göttingen 2016; zusammen mit *Benjamin Möckel*, *Moral History. Überlegungen zu einer Geschichte des Moralischen im »langen« 20. Jahrhundert*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 14, 2017, H. 1, S. 93–111; (Hrsg.), *Bürgersinn mit Weltgefühl. Solidarischer Protest und politische Kultur in den sechziger und siebziger Jahren*, Göttingen 2007; *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001.

**Marko Kreutzmann**, geb. 1977; PD Dr.; seit 2020 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Thüringische Landesgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Studium der Neueren Geschichte, Politikwissenschaft und Medienwissen-

schaft in Jena, 2004–2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbe-  
reich 482: »Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800«, 2007–2011 und 2013–2014 wis-  
senschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für die Geschichte des 19. und 20.  
Jahrhunderts in Jena, 2011–2013 und 2016–2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter der  
Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften,  
2014/2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Thüringischen Hauptstaatsarchiv in  
Weimar, 2015/2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Sächsischen Akademie der  
Wissenschaften zu Leipzig. 2012 Preis der Wolf-Erich-Kellner-Gedächtnisstiftung.  
Seit 2019 Mitglied der Historischen Kommission für Thüringen. Veröffentlichungen  
u. a.: Zwischen ständischer und bürgerlicher Lebenswelt. Adel in Sachsen-Weimar-  
Eisenach 1770 bis 1830, Köln/Weimar etc. 2008; Die höheren Beamten des Deut-  
schen Zollvereins. Eine bürokratische Funktionselite zwischen einzelstaatlichen In-  
teressen und zwischenstaatlicher Integration (1834–1871), Göttingen 2012; zusam-  
men mit *Hans-Werner Hahn* (Hrsg.), Der Deutsche Zollverein. Ökonomie und Nation  
im 19. Jahrhundert, Köln/Weimar etc. 2012; Die Kommissionen der Deutschen Bun-  
desversammlung als Foren von Aushandlungsprozessen zwischen Bürokratie und  
Gesellschaft (1816–1848), in: *Jürgen Müller* (Hrsg.), Deutscher Bund und innere Na-  
tionsbildung im Vormärz (1815–1848), Göttingen 2018, S. 59–79.

**Thomas Kroll**, geb. 1965; Prof. Dr.; Studium in Bielefeld, Köln, Florenz und Düssel-  
dorf; seit 2007 Professor für Westeuropäische Geschichte an der Friedrich-Schiller-  
Universität Jena. Veröffentlichungen u. a.: Die Revolte des Patriziats. Der toskani-  
sche Adelsliberalismus im Risorgimento, Tübingen 1999; Kommunistische Intellek-  
tuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im  
Vergleich (1945–1956), Köln 2007; zusammen mit *Friedrich Lenger/Michael Schellen-  
berger* (Hrsg.), Werner Sombart, Briefe eines Intellektuellen 1886–1937, Berlin 2019;  
zusammen mit *Bettina Severin-Barboutie* (Hrsg.), Wider den Kapitalismus. Antikapit-  
alismen in der Moderne, Frankfurt/New York 2021.

**André Mach**, geb. 1968; Prof. Dr.; seit 2015 Associate Professor am Institut für Poli-  
tikwissenschaft der Universität Lausanne; Hauptbewerber des Forschungsprojekts  
des Schweizerischen Nationalfonds »Local Power Structures and Transnational  
Connections«. Seine Forschungsgebiete umfassen die Politik von Interessengrup-  
pen, Studien zu Eliten, vergleichende politische Ökonomie und schweizerische Poli-  
tik. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Felix Bühlmann/Thomas David* u. a.,  
Schweizer Wirtschaftseliten 1910–2010, Baden 2017; zusammen mit Thomas David  
u. a., Die schweizerische Variante des Kapitalismus, in: *Patrick Halbeisen/Margrit  
Müller/Béatrice Veyrassat* (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahr-  
hundert, Basel 2012, S. 823–868; Interest Groups, in: *Ulrich Kloti* u. a. (Hrsg.), Hand-  
book of Swiss Politics, Zürich 2014, S. 279–317; seine Arbeiten sind u. a. erschienen  
in: *Politics and Society, Regional and Federal Studies, Economy and Society, Interest  
Groups & Advocacy, Governance, Actes de la recherche en sciences sociales, Euro-  
pean Societies, Higher Education, Vingtième Siècle Revue d'histoire* und *Swiss Poli-  
tical Science Review*.

**Alina Marktanner**, geb. 1989; M. Sc.; Studium der Science and Technology Studies in Maastricht. Von 2015–2020 Promotion am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln zum Thema »Behörden-Consulting. Unternehmensberatung in der öffentlichen Verwaltung der Bundesrepublik, 1950er bis 2000er Jahre«. Seit 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für die Geschichte der Neuzeit (19.–21. Jahrhundert) mit ihren Wissens- und Technikkulturen, RWTH Aachen. Veröffentlichungen u. a.: Neue Quellen der Beratungsforschung: Marvin Bowers Perspective on McKinsey, in: VfZ 70, 2021, S. 1–14; Kompetenzen im Widerstreit. Unternehmensberater als Personalplaner der Deutschen Bundespost, 1983–1985, in: *Felix Selgert* (Hrsg.), Externe Experten in Politik und Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: HZ, Beihefte 78, München 2020, S. 167–196.

**Alexander Mayer**, geb. 1988; Dr.; seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität der Bundeswehr München. Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Université de Perpignan; 2014–2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Projekt »Wettbewerb zwischen Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland«; Veröffentlichungen u. a.: Universitäten im Wettbewerb. Deutschland von den 1980er Jahren bis zur Exzellenzinitiative, Stuttgart 2019; »Freie Bahn dem Tüchtigen« und »Aufstieg durch Bildung«. Soziale Mobilität als politisches Problem vom Vormärz bis zur Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 312, Oldenburg 2021, S. 649–686.

**Lukas Rathjen**, geb. 1993; M. A.; Studium der Geschichte, der Klassischen Archäologie, der Interdisziplinären Anthropologie und der Geschichte und Philosophie des Wissens in Hamburg, Freiburg und Zürich; 2018–2020 wissenschaftlicher Assistent bei Lukas Bärfuss, seit 2021 Doktorand an der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaften der ETH Zürich und Doc-CH-Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds; Mitglied des Doktoratsprogramms am Zentrum Geschichte des Wissens. Veröffentlichungen u. a.: »Im Windschatten der Innovation«, in: *Max Stadler/Janosch Steuwer/Monika Wulz* (Hrsg.), Rechtes Wissen. Konstellationen zwischen Universität und Politik, Zürich 2021.

**Morten Reitmayer**, geb. 1963; apl. Prof. Dr.; apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Trier. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Christiane Marx* (Hrsg.), Gewinner und Verlierer nach dem Boom. Perspektiven auf die westeuropäische Zeitgeschichte, Göttingen 2020; *dies.* (Hrsg.), Die offene Moderne. Gesellschaften im 20. Jahrhundert. Festschrift für Lutz Raphael zum 65. Geburtstag, Göttingen 2020; Die Elitesemantiken einer Klassengesellschaft. Großbritannien im 20. Jahrhundert, in: GG 45, 2019, S. 191–221; Politisch-soziale Ordnungsentwürfe und Meinungswissen über die Gesellschaft in Europa im 20. Jahrhundert, in: *Lutz Raphael* (Hrsg.), Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert, Wien 2012, S. 37–63; Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik, München 2009.

**Dominik Rigoll**, geb. 1975; Dr.; seit 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Zuvor 2009/2010 wissenschaftlicher Projektkoordinator und Forschungsgruppenleiter am Centre Marc Bloch Berlin, 2010–2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Friedrich-Schiller-Universität Jena sowie von Februar bis März 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte, Abteilung Berlin. Fellowships am History Departement der Princeton University und am Institut d'histoire du temps présent Paris. Veröffentlichungen u. a.: Staatsschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr, Göttingen 2013; mit *Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: *AfS* 60, 2020, S. 323–351; Public History von links nach rechts. Zur De:Nationalisierung des Zeithistorischen in Besatzungszeit und Bundesrepublik, in: *Frank Bösch/Stefanie Eisenhuth/Hanno Hochmuth* (Hrsg.), *Public Historians. Zeithistorische Interventionen seit 1945*, Göttingen 2021, S. 87–105.

**Enno Schwanke**, geb. 1986; Dr.; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Universität zu Köln. Studium der Politikwissenschaft und Geschichte in Jena und Berlin; 2014–2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der RWTH Aachen. Veröffentlichungen u. a.: Progressive Entanglements? Activity Profiles, Responsibilities and Interactions of Dentists at Auschwitz. The Example of 2nd SS Dentist Willi Schatz, in: *Medical History* 64, 2020, S. 374–400; Das Leben des doppelten Genossen Erwin Reichenbach (1897–1973). Professionspolitische Kontinuitäten in der universitären Zahnmedizin vom Nationalsozialismus zur DDR, Berlin 2018; Die Landesheil- und Pflegeanstalt Tiegenhof. Die nationalsozialistische *Euthanasie* in Polen während des Zweiten Weltkrieges, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2014.

**Michael A. Strebel**, geb. 1986; Dr.; seit 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaften der Universität Lausanne; Koordinator des Forschungsprojekts des Schweizerischen Nationalfonds »Local Power Structures and Transnational Connections«. Studium der Politikwissenschaften und Geschichte an der Universität Zürich, dort 2018 Promotion; Forschungsaufenthalte am Mannheim Centre for European Social Research (2016) und der University of British Columbia, Vancouver (2017); 2018 Young Scholar Award der European Urban Research Association. Seine Forschungsfelder beinhalten öffentliche Meinungen, öffentliches Verhalten, multi-level und urban governance, territoriale Reformen und urbane Eliten. Veröffentlichungen u. a. in: *Comparative European Politics*, *European Journal of Political Research*, *Local Government Studies*, *Urban Affairs Review* und *West European Politics*.

**Marco Swiniartzki**, geb. 1985; Dr.; Junior Fellow am Historischen Kolleg München; Studium der Neueren Geschichte und Politikwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; Promotion in Jena 2015; Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung; 2015/2016 Mitarbeiter am Projekt »Europäischer Textilkapitalismus im Vergleich« an der Forschungsstelle für Neuere Regionalgeschichte Thüringens; 2016/17 Mitarbeiter am Projekt »Jena. Lexikon zur Stadtgeschichte«; 2017/2018 Ko-

ordinator des wissenschaftlichen Programms des Thüringer Themenjahres »Industrialisierung und soziale Bewegungen«; 2019 Geschäftsführer der Historischen Kommission für Thüringen; 2019–2021 Forschungsstipendiat der Gerda-Henkel-Stiftung und assoziierter Wissenschaftler an der Professur für Westeuropäische Geschichte in Jena. Veröffentlichungen u. a.: *Der Deutsche Metallarbeiter-Verband 1891–1933. Eine Gewerkschaft im Spannungsfeld von Arbeitern, Betrieb und Politik*, Köln u. a. 2017; *Why Florida? Regional Conditions and Further Development of the »Florida Death Metal« Scene and the Local Public Response (1984–1994)*, in: *Journal of Popular Music Studies* 33, 2021, H. 3, S. 168–193; *Kapitalismus und Industrialisierung im Textilgewerbe. Tendenzen und Fragen für die Forschung zur mitteldeutschen Geschichte*, in: *Stefan Gerber/Werner Greiling/Marco Swiniartzki* (Hrsg.), *Industrialisierung, Industriekultur und soziale Bewegungen in Thüringen*, Köln/Weimar etc. 2018, S. 93–109.

**Kerstin Thiel**, geb. 1977; Dr.; seit 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität zu Köln. Studium der Geschichte, Soziologie und Kulturanthropologie in Göttingen und Kopenhagen; 2013–2016 Projekt zur Vergangenheitspolitik der Universität Göttingen; 2009–2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Niedersächsischen Forschungskolleg zur NS-»Volksgemeinschaft«. Veröffentlichungen u. a.: »Volksgemeinschaft« unter Vorbehalt. Gesinnungskontrolle und politische Mobilisierung in der Herrschaftspraxis der NSDAP-Kreisleitung Göttingen, Göttingen 2014; *Radikale Studenten, herausgeforderte Professoren*, in: *Norbert Frei* (Hrsg.), *Wie bürgerlich war der Nationalsozialismus?*, Göttingen 2018, S. 37–52; *Gemischtes Doppel. Die Auseinandersetzung des Historikers Percy Ernst Schramm und seiner Frau Ehrengard mit dem Nationalsozialismus zwischen Schuld, Verdrängung und Verantwortung*, in: *Petra Terhoeven/Dirk Schumann* (Hrsg.), *Strategien der Selbstbehauptung. Vergangenheitspolitische Kommunikation an der Universität Göttingen*, Göttingen 2021, S. 55–99.

**Nikolai Wehrs**, geb. 1978; Dr.; Akademischer Rat auf Zeit am Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz; Studium der Geschichte und Literaturwissenschaften in Freiburg und Berlin; 2007–2011 Doktorand am Zentrum für Zeit-historische Forschung Potsdam; 2011/2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin; 2012–2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder (Mitarbeit im Editionsprojekt »Ernst Troeltsch – Kritische Gesamtausgabe« der Bayerischen Akademie der Wissenschaften); 2014–2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter im ZZF/IfZ-Kooperationsprojekt zur Nachkriegsgeschichte des BMI; seit 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Zeitgeschichte an der Universität Konstanz; 2017/2018 Visiting Fellow am Deutschen Historischen Institut London. Veröffentlichungen u. a.: *Protest der Professoren. Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren*, Göttingen 2014; zusammen mit *Gangolf Hübinger* (Hrsg.), *Spectator-Briefe und Berliner Briefe (1919–1922)*, Ernst Troeltsch, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 14, Berlin/Boston 2015.